Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
0482 4626

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

919
Fi

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1884.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zwillingsschwester.

Novelle

von

Emil Taubert.

I.

Wer hätte sie nicht immer und immer wieder verwechseln müssen, die anmuthigen Zwillingskinder Marie und Luise? Haschten sie im Garten der Mutter nach den Kohlweißlingen über dem Gemüsebeet, so gaukelten sie so unterschiedslos nebeneinander wie die weißen Falter; oder langten sie in Naschbegier nach den lockenden Kirschen hinauf, so glichen sie einander wie ein Pärchen der rothen Früchte, das nachbarlich von demselben Zweige herniederleuchtete. Bis auf den Klang ihrer hellen Stimmen erstreckte sich diese wunderbare Aehnlichkeit, und der Schall der beiden, auf den gleichen Ton gestimmten Glocken auf dem Thurme des Dorfkirchleins konnte nicht inniger zusammenschmelzen als der einstimmige Gesang der Mädchen.

Die beiden Töchter des Dorfpfarrers waren die Lust und Freude der ganzen Gemeinde. Die Nelken in den Töpfen auf den Blumenbretern der Bauernhäuser glühten noch einmal so roth, sobald die Zwillinge zu ihnen hinaufblickten, und über die trübste Fensterscheibe der ärmsten Tagelöhnerhütte flog es wie weihnachtlicher Kerzenglanz, wann die Schwestern vorüberhuschten.

Johannes, der um zwei Jahre ältere Sohn des Besitzers des kleinen, bescheidenen Gutes, an welches das Dorf grenzte, war der stete Spielgefährte und Schulkamerad der Geschwister. Der früh verwitwete Vater hatte das einzige Kind dem Prediger des Ortes zur Erziehung übergeben, und so konnte es nicht fehlen, daß der Pfarrer, der auch seine Töchter selbst unterrichtete, den aufgeweckten Knaben, soweit es anging, zu dem größten Theil der Lehrstunden der Mädchen hinzuzog. Wie glücklich fühlte sich Johannes im Pfarrhause! Wie ergötzte ihn nach gemeinsamer Lernzeit das gemeinsame Spiel! Ihm allein schien es gegeben, die Schwestern nie zu verwechseln; auch wenn sie ihm die Augen im Scherze verbanden, um ihn bei ihrer kaum zu unterscheidenden Sprechweise errathen zu lassen, wer mit ihm rede, irrte er sich nur selten und brach stets in besondern Jubel aus, so oft er Luise richtig erkannt hatte, worüber Marie dann und wann in einen halb neckischen, halb ärgerlichen Zorn gerieth. Dabei bevorzugte der glückliche Kamerad weder

Digitized by Google

die eine noch die andere und vertheilte seine kleinen Geschenke immer mit einer fast peinlichen Gewissenhaftigkeit. Sonntags in der Dorfkirche saß er zu Füßen seines Lehrers zwischen den Zwillingen in frommer Andacht, und wenn sie die Hände zum Vaterunser falteten, so schien es ihm, als ob zwei lichte Engelein neben ihm beteten und leise ihre weißen Schwingen regten. Schritten sie dann am heiligen Nachmittag zu dreien durch das sommerliche Aehrenfeld, so neigten die schweren Halme flüsternd ihre Häupter vor dem halblaut singenden Engelpaar, und der muntere Knabe verstummte in ernster, seltsamer Ergriffenheit.

Als Johannes das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, ließ ihn sein Vater auf Anrathen des Geistlichen, den vermehrte Amtsgeschäfte sowie der Zweifel an seiner Lehrbefähigung für die höhern Stufen eines in allen Zweigen des Wissens gleichmäßig fortschreitenden Unterrichts zu diesem Schritte drängten, das Gymnasium der weitentfernten Stadt besuchen. Nur in den Ferien sah der Knabe fortan die Zwillinge. Mit den Jahren steigerte sich noch die überraschende Aehnlichkeit der Schwestern in Wuchs, Haltung, Geberden und Zügen, als wenn die in ihrer Erfindungskraft unerschöpfliche Natur sich auch einmal hätte wiederholen wollen; kaum daß die etwas lichtere Färbung von Luisens Haar und der etwas feinere Schnitt ihres Profils einem Fremden genügenden Anhalt bot, um mit Sicherheit die Mädchen auseinanderzuhalten. Aber eine desto auffallendere Verschiedenheit schien sich in dem Wesen und in der Denk- und Empfindungsweise der beiden allmählich zu vollziehen. Während Luise nach wie vor mit hingebender Anhänglichkeit sich des Jugendgenossen erfreute, aufmerksam an seinen Lippen hing und seinen Berichten von seinen Studien und dem bunten Leben der Stadt mit voller Antheilnahme lauschte, offenbarte sich in Marie ein trotziger Geist des Widerspruchs, der den zum Jüngling heranreifenden Gymnasiasten oft herb genug verletzte. Sie hatte ihre Freude daran, ihn mit kindischem Spott herauszufordern, im heißen Wortwechsel über den bestürzten und empfindsamen Knaben zu triumphiren; sie haschte nach jeder Gelegenheit, mit ihm zu streiten und ihm die Ueberlegenheit ihrer Zungenfertigkeit fühlbar zu machen. Solange die Frau Pfarrerin lebte, wußte sie freilich das übermüthige Mädchen in Schranken zu halten; bald jedoch nach ihrem Tode nahm Spott und Hohn auf den Lippen Mariens einen Ton der Herzlosigkeit an, daß die Schwestern, so oft Luise im zeugenlosen Zwiegespräch Johannes mit aller Wärme vertheidigte, sich mehr und mehr zu entfremden drohten. Unter dem Scheine der vollständigsten Gleichgültigkeit gegen den Jugendfreund hielt sich die Streitsüchtige von den sonst gemeinschaftlich unternommenen Spaziergängen fern, um doch plötzlich wie aus einem Hinterhalt die mit dem Gespielen Hand in Hand wandelnde Schwester zu erschrecken, aus einem Gebüsch hervorzubrechen und mit verächtlichem Lachen, einer kleinen Meduse gleich, ihre Locken zu schütteln und mit Behagen zu beobachten, wie der überraschte Johannes ängstlich Luise die Hand entzog und mit unbeholfener Verlegenheit die Augen auf den Boden heftete. Ein sonderbarer Widerstreit fing an sich der Seele des Jünglings zu bemächtigen; glich Luise einem ihm vertrauten Buche, das er immer von neuem mit dem gleichen Genuß durchblätterte, ohne durch irgendeine Unklarheit verwirrt zu werden, so erschien ihm Marie wie eine räthselvolle, mit Hieroglyphen bedeckte

Digitized by Google

Schrift, deren Entzifferung ihn mächtig anreizte und sein Interesse, trotz aller Beschämung und Demüthigung, von Woche zu Woche steigerte. So zogen ihn die Zwillinge hin und her; der einen gehörte sein Vertrauen, seine stille Neigung, der andern eine leidenschaftliche Wißbegier, die er umsonst zu befriedigen strebte.

Mit dem achtzehnten Jahre verließ Johannes die Stätte seines Studiums, um sich, unter der Führung seines Vaters, der Bewirthschaftung des Gutes zu widmen. Schwere Zeiten standen ihm bevor. Er erfuhr es zuerst von dem Geistlichen, was der Gutsherr selbst ihm mitzutheilen nicht über sich gewinnen konnte; wiederholte Misernten, Unterschleife eines flüchtig gewordenen Verwalters und ein verschwenderischer Aufwand des lebenslustigen Besitzers, welchem die Einnahmen in keiner Weise entsprachen, hatten den Vater in eine so bedrängte Vermögenslage gebracht, daß die Aufrechterhaltung des Besitzthums mehr als zweifelhaft erscheinen mußte. Dazu kränkelte der von Sorgen bestürmte Mann, ward unwirsch, mismuthig und gereizt, und der Sohn fand für den aufopferungsvollen Fleiß, mit dem er sich des väterlichen Heimwesens annahm, kaum irgendein belohnendes Wort der Anerkennung. Was wunder, daß er Erholung und Ermuthigung in dem geliebten Pfarrhause suchte; aber Mariens launisches, ihn mit einer gewissen Absichtlichkeit anfeindendes Betragen verleidete ihm am Ende seine häufigen Besuche, wie sehr auch die Theilnahme Luisens und des Pfarrers ihn festzuhalten sich beeiferte. Der fortwährende kleine Krieg, den ihm der Zwilling aufzwang, rieb ihn auf, und das Misbehagen, das ihn aus der väterlichen Behausung scheuchte, trat ihm auch auf der Schwelle der Stätte entgegen, wo er Ruhe und Frieden der Seele zurückzugewinnen gehofft hatte.

Da trat mit einem Schlage eine Aenderung in dem Verhalten der kampflustigen Schönen ein. Des Predigers verwitwete und kinderlose Schwester, die in sehr guten Verhältnissen in der Residenz lebte, hatte den Wunsch ausgesprochen, eine ihrer Nichten als Begleiterin auf einer längern Badereise mit sich zu nehmen. Die neidlosen Zwillinge stellten die Entscheidung dem Lose anheim, welches Luise traf. Das Mädchen rüstete sich zum Aufbruch, doch nicht mit jener aufgeregten Freude, die ein zum ersten mal in die schöne Gotteswelt hinausgerufenes, bis dahin an die Scholle gebundenes Menschenkind zu beseelen pflegt, sondern Johannes hatte die ihn im stillen hochbeglückende Empfindung, als ob die junge Freundin um seinetwillen den Abschied verzögere und sich so plötzlich und unvermuthet von ihm loszureißen bange.

Während der Entfernung ihrer Schwester schien Marie wie umgewandelt; sie näherte sich dem Jugendgespielen mehr und mehr, widersprach nicht eigensinnig und vermied jedes Wortgefecht; bei der Zunahme der Kränklichkeit des Gutsbesitzers, der einem unheilbaren Siechthum anheimzufallen drohte, offenbarte sie eine Fülle von Sanftmuth, Innigkeit und Trost, welche Johannes zuerst befremdete, dann beseligte und aufrichtete. Ihre warme Theilnahme begrüßte er bald wie eine freundliche Abbitte für alle ihm einst zugefügten Kränkungen, bald wie ein schwesterliches Entgegenkommen, das ihm die Trennung von Luise in der zartesten Weise minder empfindbar machen wollte. Zuletzt nahm ihn ihre anmuthige Liebenswürdigkeit so gefangen, daß er die Grüße der Schwester, die sie ihm in den an

Digitized by Google

Marie gerichteten Briefen aus der Ferne sandte, fast zu überhören schien. Einmal überraschte er sie, als sie im Begriff war, ein vor ihr liegendes Schreiben Luisens zu beantworten. Sie gestattete ihm, die Zeilen des Zwillings zu lesen, und er war nicht wenig erstaunt, als seine Blicke von dem Briefe zufällig auf die Schriftzüge der Schreiberin fielen, eine Aehnlichkeit der Handschrift der Schwestern zu bemerken, die sich bis auf jedes Komma, jeden i-Punkt erstreckte. Er theilte Marie seine Beobachtung mit, und sie erwiderte: „Haben Sie denn vergessen, daß der Vater, als wir noch gemeinschaftlich seinen Unterricht genossen, meine und meiner Schwester Arbeiten nur an der größern Anzahl der Fehler zu unterscheiden pflegte, die ich mir, als die flüchtigere der Schülerinnen, zu Schulden kommen ließ? Auf dem Gymnasium empfingen Sie briefliche Nachrichten nur von Luise, und so ist Ihnen jener Umstand entfallen."

„Freilich", entgegnete er, „wo die Gesichtszüge sich so auffallend gleichen, wo die Natur selbst in so gleichen Lettern auf Stirnen, Wangen und Mund geschrieben, da durfte auch die Kunst der handschriftlichen Züge hinter der Natur nicht zurückbleiben wollen."

„Ja, wir Zwillinge", nahm sie seine Rede auf, „sind nun einmal nach demselben Modell geformt. Ein Glück, daß wenigstens unsere Gedanken nicht immer dieselben sind; unsere Seelen lassen sich nicht verwechseln. Aber die körperliche Gleichheit ist doch ein erquicklicher Trost in der Trennung. Uebermannt mich einmal die Sehnsucht nach meiner Schwester, so brauche ich mich nur in dem ersten besten Spiegel zu beschauen, um mir das Bild der Geliebten in aller Frische zu vergegenwärtigen, und auch Sie, Johannes", fügte sie mit einem forschenden Blick auf den Freund hinzu, „auch Sie scheinen mir nur so freundlich zu begegnen, weil ich Ihnen der Spiegel bin, aus dem Ihnen das Bild Ihres schmerzlich entbehrten Lieblings Luise zu jeder Stunde entgegenleuchtet."

Er schien ihre letzte Aeußerung vollkommen überhört zu haben; mit glückstrahlenden Augen schaute er sie an, von ihrer Schönheit hingerissen, und wie ein Wetterleuchten des Triumphes flog es über das Antlitz der Sprecherin.

Endlich, nach monatelanger Abwesenheit, kehrte Luise in das Pfarrhaus zurück, und so manchen Winterabend verträumte Johannes in dem traulichen Kreise des Geistlichen. Der alte Zauber, mit dem ihn einst die Jugendfreundin umsponnen, ergriff ihn aufs neue mit ihrer Gegenwart, und dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß ihn Marie nicht minder und immer stärker anzog. Oft grübelte er über die Schöpferlaune der Natur und mühte sich ab, einem der Zwillinge den Preis zuzuerkennen, den er sich doch schließlich zu gleichen Theilen abzumessen gezwungen sah. Die Sanftheit und Zartheit, mit der sie ihm jetzt beide begegneten, war unwiderstehlich, und ihre Worte weckten in seiner Seele denselben Widerhall.

Das herzliche Einvernehmen der Schwestern, das früher nur dann und wann durch die Lieblosigkeit Mariens gegen Johannes getrübt worden war, wurde auch nicht durch den leisesten Misklang beeinträchtigt. Nur das liebevoll forschende Vaterauge des Pfarrers wurde es gewahr, mit welcher fieberhaften Spannung die Blicke Mariens zuweilen den Gesichtsausdruck der Schwester verfolgten, wenn Luise dem Freunde gegenübersaß, an seinen Lippen hing und die Näharbeit fallen

Digitized by Google

ließ, um ihm bewegungslos zu lauschen; nur er wurde es gewahr, wie Marie es immer mehr und mehr vermied, sich in das Zwiegespräch der Plaudernden zu mischen, und jeden schicklichen Vorwand benutzte, um unbemerkt das Zimmer zu verlassen und der Mitgeborenen in stiller Resignation das Feld zu räumen; nur das Vaterauge bemerkte die Spur nächtlicher Thränen, die sie vor der Schwester ängstlich zu verheimlichen suchte. Aber noch war der Eindruck zu mächtig und nachhaltig genug, den sie während der Abwesenheit Luisens auf Johannes ausgeübt, als daß er ihre Nähe nicht hätte entbehren, ihr häufiges Fernbleiben nicht hätte bedauern müssen. Es zog ihn ihr nach, und Luise, die alles aufgeboten hatte, ihn durch den Reiz ihrer Unterredung zu bannen, blieb oft betroffen zurück, wenn er plötzlich aufsprang und den Faden des Gespräches gewaltsam zerriß, um in Küche, Vorrathsraum oder Garten den geflüchteten Zwilling aufzuspüren und triumphirend zurückzubringen. Je mehr indessen Marie sich ihrer Anziehungskraft bewußt ward, um so mehr fing sie allmählich an, den alten, herzlosen Ton wieder anzuschlagen, der einst den Gymnasiasten so häufig verstimmt hatte. Heftige Wechselreden durchtönten die sonst so friedlichen Räume; denn weit davon entfernt, sich diesmal durch Laune und Gereiztheit der Gegnerin verscheuchen zu lassen, nahm Johannes vielmehr den Kampf mit derselben mit allem Nachdruck auf; sein Stolz bäumte sich auf gegen die Tyrannei ihres Widersprechens, und er fand bald ein Vergnügen daran, sich mit ihr zu messen und Witz und Geist im Streit zu üben, ein Vergnügen, das durch die Erkenntniß seiner wachsenden Ueberlegenheit nur noch erhöht wurde. Befriedigte er so seinen Stolz durch gelegentliche Siege, so fand zugleich auch seine Neigung neue Nahrung, indem ihn der geistige Ringkampf mit der Partnerin die glänzende Begabung derselben erkennen und ihre körperlichen Vorzüge durch die Erregung des Wortgefechtes in einer Art von dämonischer Schönheit hervortreten ließ. Luise litt unsäglich unter diesen sich ewig wiederholenden Reibereien und konnte es nicht begreifen, daß ihr Vater, der Prediger der Versöhnung und Eintracht, so oft er auch Zeuge des Streites wurde, denselben nicht unterbrach, sondern durch sein Stillschweigen zu billigen schien. Sie solle Marie nur gewähren lassen, sagte er einst der Tochter, als diese ihrem Befremden Ausdruck gab; unter rauher Schale berge sich oft ein süßer Kern, und der Geist wahrer Liebe rausche auch in Gottes zornigem Gewittersturm. Das Mädchen verstand ihn nur halb, und zuletzt wurde auch ihrem Groll gegen die Schwester der Stachel genommen, je mehr sie von Marie in Stunden der Einsamkeit mit den Zeichen einer hingebenden, ja leidenschaftlichen Liebe überschüttet wurde.

So war über ein Jahr dahingegangen, ohne daß Johannes irgendwie verrathen hätte, daß die Neigung zu der allezeit sanften Luise in seiner Seele den Sieg davongetragen. Um so hartnäckiger hielt Marie an der Taktik ihres Benehmens fest, als hätte sie den Gegner, dessen Interesse für sie sich nicht verringerte, durch die Langwierigkeit einer hoffnungslosen Belagerung ermüden wollen. Und diese Ermüdung trat bald genug ein, wenn auch aus anderer Ursache. Das Leiden des Gutsbesitzers nahm einen gefahrdrohenden Charakter an, und der Sohn fand bei dem häuslichen Kummer nicht mehr die Widerstandskraft gegen die Angriffe und Ausfälle der heimlich verehrten Feindin; eine dumpfe Abspannung machte

Digitized by Google

ihn schweigsam, und wenn er die Gegnerin noch verfolgte, so war es doch nur, wo sie ging und stand, eine stille Verfolgung mit Blicken, die eher Liebe als Haß verriethen. Marie merkte es wohl, zog sich häufiger als je zurück und begegnete Johannes mit der augenscheinlichsten Kälte, um die Schwester mit um so größerer Wärme ans Herz zu reißen.

Da traf den Jüngling der harte Schlag: er drückte dem Vater, der nach schwerem Todeskampfe verschied, die Augen zu. Nachdem er sich endlich von der theuern Leiche losgerungen hatte, stürmte er in die Winternacht hinaus, um im Pfarrhause Trost zu suchen. Er traf Marie allein; der Geistliche und Luise waren einer Einladung zu dem Prediger der benachbarten Gemeinde gefolgt. An der Schwelle des Wohnzimmers trat ihm das Mädchen entgegen und leuchtete erschrocken dem Verstörten ins Gesicht. Sie hörte die mühsam hervorgebrachte Trauerbotschaft an, ohne ein Wort zu entgegnen; stumm lud sie ihn zum Sitzen ein, und ihre Züge nahmen schnell und fest den entschlossenen Ausdruck der gewohnten Kälte wieder an. Johannes bemerkte es in seinem Schmerze nicht, ließ sich neben ihr nieder und erzählte in abgebrochenen Sätzen von der letzten Stunde seines Vaters. Mariens Schweigen nahm er für ein Zeichen der Ergriffenheit, die ihr die Lippen schloß, und in dem bangen Gefühl der plötzlichen Vereinsamung, in dem unaussprechlichen Liebebedürfniß, das ihn in seinem Jammer durchzuckte, ergriff er die Hand der Pfarrerstochter, als müßte die Glut derselben sein erstarrendes Blut aufs neue beleben, als müßte er sich der erlösenden Nähe eines antheilnehmenden Wesens mit dem Drucke seiner zitternden Finger versichern. Aber er spürte keinen, auch nicht den leisesten Gegendruck; vielmehr entzog ihm Marie fast heftig ihre Hand, richtete sich hoch vor dem Bestürzten auf und sagte mit einer Stimme, gegen deren frostigen, spröden Klang der draußen tobende Decembersturm eine wohlthätige Wärme ausathmete, eine Fülle harter Worte, die Johannes auf das äußerste empören mußten. Er solle sich des weibischen Klagens schämen; ein jeder sei seines Glückes Schmied, und sein Vater habe durch sein ausschweifendes Leben dem Tode die Arbeit leicht gemacht; darum seien auch die Gläubiger und Wucherer sein würdiges Leichengefolge, und der Sohn könne sich einer Hinterlassenschaft freuen, deren Hauptposten: Sorge, Kummer, Verdruß und Verlust, eine stattliche Summe bildeten. Und wie sie nun fortfuhr, den Gutsherrn zu verunglimpfen, erschien sie dem blassen, kaum seinen Ohren trauenden Jugendfreunde als eine mitleidlose Furie des Hasses, vor deren Lockenschütteln ihm graute; diese lieblose Sprache gegen den Todten, der erst vor kurzen Stunden die Augen geschlossen, diese unweibliche Roheit des Gefühls angesichts seines frischen Schmerzes raubten ihm Worte und Besinnung, bis er endlich aufsprang und, die Hände krampfhaft um die Lehne seines Sessels geballt, sich zum entrüsteten Vertheidiger der väterlichen Ehre aufwarf und der Gegnerin die ganze Fülle seiner Empörung mit zorniger Beredsamkeit in das Gesicht schüttete. Marie blieb ihm keine Antwort schuldig, und der unerquickliche Auftritt endigte mit der feierlichen Erklärung des jungen Mannes, er werde, solange diese Tochter im Pfarrhause weile, die Schwelle desselben nicht wieder betreten.

Als er hastig die Thür zuschlug und die Treppe hinabstürmte, hörte er das

Digitized by Google

laute, herzlose Gelächter der Spötterin hinter sich herschallen; gleich darauf vernahm er einen dumpfen Fall, über dessen Ursache er in seiner Erregung sich keine Rechenschaft zu geben bemühte, und eilte in die klare Nacht hinaus.

Marie aber war zusammengebrochen, und heiße Thränen strömten über ihre Wangen. Lange lag sie am Boden und wühlte in ihren Locken; endlich richtete sie sich auf, schlich in das Studirzimmer des Pfarrers und spähte nach den Fenstern des Gutsschlosses hinüber, hinter deren einem im Sterbegemach ein Licht aufleuchtete, dessen Strahl sie mit traurigen Augen verfolgte. Dem Schiffer gleich, der das rettende Leuchtthurmfeuer aus dem Nebel aufglühen sieht, um gleich darauf durch Sturm und Brandung ins Uferlose zurückgeschleudert zu werden, heftete die Einsame ihre Blicke auf den ungewissen Flackerschein der fernen Kerze. „Küste und Hafen liegen hinter mir und verschwimmen im Grau der Nacht", seufzte sie bitter vor sich hin, „und ich treibe hinaus ohne Zweck und Ziel, bis mich die Wogen verschlingen."

Johannes irrte über den hartgefrorenen Schnee auf den Steigen des väterlichen Parkes. Die furchtbare Leichenrede, die Marie dem Vater gehalten, dröhnte ihm noch in den Ohren, und ihr schallendes Gelächter trug ihm der Wintersturm nach und schüttelte es von allen Aesten und Zweigen auf ihn herab. War es denn möglich? Hatte je sein Herz für die Herzlose schlagen können? Als eine unbegreifliche Verirrung seines Gefühls erschien ihm seine Neigung, die sich wie eine falsche Brut in seiner Brust eingenistet hatte, um die rechte Eigenthümerin, den zarten Nestling, mit gewaltthätigem Flügelschlage zu verdrängen. Luisens Bild schwebte in reinem Glanz vor seiner Seele, und harte Bitterkeit erfüllte ihn gegen die empfindungslose Anklägerin des Todten. Mit welcher schnöden Absichtlichkeit hatte sie ihm dies Weh bereitet in der traurigsten Stunde seines Lebens! Er schlug sich vor die Stirn, schwankte nach dem Schlosse zurück, nahm dem Diener die Kerze aus der Hand und trat in das Sterbezimmer. Durch das geöffnete Fenster schauten die Sterne herein; vor dem reinen, aufrichtigen Glanz dieser stillen Leichenfackeln verklärte sich dem Sohn der Todte, und die Flecken und Schatten, welche die Worte Mariens auf ihn geworfen, zerstoben ohnmächtig in ein haltloses Nichts.

Räder knirschten auf der in der Nähe des Schlosses vorüberführenden Landstraße. Johannes sah hinaus und erkannte in deutlichen Umrissen das Gefährt des heimkehrenden Pfarrers. Gern wäre er hinuntergeeilt, um noch aus dem Munde des väterlichen Freundes ein beschwichtigendes, trostreiches Wort, aus den treuen Augen Luisens einen Blick des innigsten Mitgefühls zu empfangen; aber da warf ihm der Sturm aufs neue das unselige Gelächter der Schwester herein, das rings um den Dahingeschiedenen ein mehrfaches Echo zu wecken schien, und ihm war, als rege sich der stille Schläfer und bette sein Haupt tiefer in die Kissen hinein, um die unheilvollen Laute nicht zu hören. Eilig schloß Johannes das Fenster, kniete neben dem Todten und ließ sein Haupt aufseufzend auf den Bettrand sinken.

Marie berichtete der Heimgekehrten den Todesfall. Luise sah an den Augen des Zwillings, wie heftig sie geweint haben mußte; erfreut, so viel Theilnahme

Digitized by Google

für das Leid des Freundes in der Brust der sonst so zurückhaltenden Schwester zu entdecken, schloß sie dieselbe in ihre Arme.

Bald suchten die Geschwister ihr Lager auf. Kaum aber hatte Marie sich lauschend überzeugt, daß ihre Genossin eingeschlummert war, als sie geräuschlos aufstand, ihr Nachtkleid überwarf, einen flüchtigen Kuß auf die Stirn der Schläferin drückte und aus der Kammer hinaushuschte. Auf dem Corridor blieb sie stehen, und ein Lächeln der Befriedigung spielte um ihre Lippen, als sie von dem Studirzimmer des Vaters her einen schwachen Lichtschein auf den Dielen des Ganges schimmern sah. Schüchtern klopfte sie an, öffnete leise die Thür, schlüpfte hinein und schmiegte sich, wie ein hülfesuchendes Kind, zwischen die Füße des auf seinem Lehnstuhl sitzenden, in ernste Gedanken verlorenen Geistlichen. Sie beichtete ihm den Auftritt, der zwischen ihr und Johannes stattgefunden, und fügte mit flüsternder Stimme eine Reihe von Erklärungen mehr hauchend als sprechend hinzu, daß der Pfarrer sein Ohr neigen mußte, um sie ganz zu verstehen. Er entgegnete kein Wort, aber er küßte die Tochter auf die Stirn und legte die Hände wie zu weihevollem Segen auf ihr gesenktes Haupt. Dann entzog sie sich ihm und begab sich, wunderbar erleichtert, in ihr Gemach zurück. Lange stand sie vor dem Lager Luisens und beobachtete sinnend die friedlichen Züge der Träumerin. „Johannes, Lieber", erklang es von den Lippen der von lieblichen Bildern umschwebten Schwester, und sie streckte im Traum die Arme verlangend in die Höhe. Marie war erschüttert, kniete neben dem Lager und faltete ihre Hände zu innigem Gebet.

Am nächsten Morgen traf ein dringliches Schreiben der Tante aus der Residenz ein, in welchem sie den Bruder auf das angelegentlichste bestürmte, ihr so schnell wie möglich, da sie ernstlicher erkrankt sei, eine ihrer Nichten zum Beistande für längere Zeit zu senden. Diesmal entschied kein Los zwischen den Zwillingen. Marie erklärte sich sofort bereit, zu der Kranken zu eilen, und beschleunigte mit fast leidenschaftlicher Hast ihren Aufbruch. Schmerzlich war die Trennung der Geschwister. Als wären sie Ein Körper und als sollte sich gewaltsam Glied von Glied lösen, so rangen sie sich voneinander los in der Stunde des Abschieds. Der Vater begleitete sein Kind auf den Bahnhof der Gymnasialstadt. An einer Biegung der Landstraße sah er Johannes am Wege stehen, zuckte zusammen und ergriff schnell das Haupt der Tochter, um es an seine Brust zu drücken und ihren Augen den Anblick des Jugendfreundes zu entziehen.

Nach dem Begräbniß des Gutsbesitzers, an dessen Sarge der Pfarrer die ganze Wärme seiner Beredsamkeit ergossen hatte, nahm er den Sohn auf die Seite und sagte ihm mit schmerzlichem Lächeln, Marie, der Störenfried, sei für lange aus seinem Hause geschieden, und Johannes möge, so oft es ihm lieb sei, die alte gastliche Stätte wieder aufsuchen. Mit Freuden nahm der Vereinsamte die Einladung an. Wie wohl that ihm die Herzlichkeit Luisens, wie wohl der Rath und Zuspruch des erfahrenen Geistlichen! Und mehr als je bedurfte er jetzt derselben, um nicht zu verzagen. Die Gläubiger, die der Vater bis an sein Ende hinzuhalten vermocht hatte, wurden von Tag zu Tag dringlicher, ohne daß es dem Sohne trotz allen Eifers gelang, die Einkünfte aus dem Grundbesitz zu steigern. Es war Sommer geworden, und alles verhieß eine freudige Ernte; aber die Saaten

Digitized by Google

reiften nicht mehr für ihn, das Geläut der Heerdenglocken hatte seinen Reiz für ihn verloren, und die schweren Aehrenhäupter neigten sich nicht ihm in stiller Huldigung, sondern dem harten, eigennützigen Gläubiger des Vaters, der neben ihm die Felder durchschritt und mit gewinnsüchtigem Lächeln die Schätze des ihm früher oder später doch zufallenden Besitzthums überzählte.

Von Marie trafen nur spärliche Nachrichten ein. Sie schrieb nicht ohne Humor, wie es der Tante anfangs fast unmöglich geworden sei, sie anders als Luise zu rufen, und wie sie noch heute behaupte, der Pfarrer treibe seinen Scherz mit ihr und habe ihr denselben Zwilling, nur unter anderm Namen, zu freundlicher Pflege in die Residenz gesendet.

Noch vor Ablauf des Sommers trat das lange Gefürchtete ein. Das Gut fiel durch gerichtliche Versteigerung an den Hauptgläubiger, und Johannes begrüßte es zunächst noch als ein Glück, daß ihm, bei seiner vollständigen Mittellosigkeit, von dem neuen Besitzer das Anerbieten gemacht wurde, die Verwaltung der Ländereien gegen ein mäßiges Gehalt in der Hand zu behalten.

Am Abend des Unglückstages stand der nunmehrige Verwalter in düsterer Stimmung auf dem Gutshofe. Die vom Felde heimgetriebene Schafheerde drängte sich an ihm vorüber; er freute sich des Staubes, den sie aufwirbelte und der ihm ihren Anblick halb entzog; war doch alles, was ihn umgab, Belebtes und Unbelebtes, zu einem todten Inventar geworden, zu einer seelenlosen Zahl, die nicht mehr in seinem Herzen, sondern nur in den Rechnungen des Gläubigers eingeschrieben stehen sollte. Die Ackergespanne um ihn her, die Eggen und Pflüge widerten ihn an; furchten sie doch den heimatlichen Boden, der ihm in diesen leidvollen Stunden zur Fremde geworden war. Er ließ sich das Reitpferd seines Vaters herausführen, um sich durch heißen, ungestümen Ritt zu ermüden und seiner Unruhe Meister zu werden; aber das edle Thier, das überlang im Stalle gestanden hatte, wollte sich nicht bändigen lassen, schlug aus und scheute vor ihm, als wisse es, daß es nunmehr einem andern Herrn zu gehorchen habe. Unwillig eilte Johannes hinweg, schritt durch den Park und begab sich über die Dorfstraße auf den kleinen Friedhof. War doch neben dem Grabhügel seines Vaters und seiner Mutter ein kleiner, wohlumgitterter Raum für ihn ausgespart, den man ihm hatte lassen müssen, den ihm streitig zu machen niemand ein Recht besaß; hier war sein unveräußerlicher Grundbesitz, hier mußte einst der Tod das Feld bestellen und die letzte Ackerfurche ziehen, um ihm auf eigener Scholle die ewige Rast zu gewähren.

Als er sich der wohlgepflegten Stätte näherte, bemerkte er Luise, die sich damit beschäftigte, die Gräber seiner Aeltern mit einem vollen Doppelstrauße duftiger Spätrosen auszuschmücken.

Johannes blieb stehen. Ein freudiger Ausdruck verklärte sein Gesicht. Nein, er war noch nicht besitzlos; er besaß ein mitfühlendes, gleichgestimmtes Herz, welches nicht eigennützig fragte, ob er noch mit Glücksgütern gesegnet sei oder durch harte Arbeit seine Zukunft sichern müsse, und er brauchte nur die Hand auszustrecken, um unumschränkt dieses köstlichen Besitzes froh zu werden.

Die Pfarrerstochter erröthete leicht, als sie seiner ansichtig wurde, und ent-

Digitized by Google

gegnete auf seine leise Frage, sie habe es wohl gewußt, daß er am Tage des schmerzlichen Verlustes Trost und Frieden an den stillen Gräbern suchen werde; nicht ungeschmückt solle er sie finden und solle von den Rosen erfahren, daß auch über dem Grabe seines Glückes Theilnahme und Liebe walte wie über den Hügeln seiner Verstorbenen.

Er dankte ihr, brach eine der Rosen aus dem Strauße und heftete sie an seine Brust.

Nach langem Stillschweigen schritten sie durch das hintere Thor des Friedhofs hinaus. Ohne es zu wissen oder zu beachten, schlugen sie eine dem Pfarrhause entgegengesetzte Richtung ein. Ueber Wiese und Feld gelangten sie an den kleinen, durchsichtig klaren, von Buchen und Tannen bekränzten See.

Einsam lagen die Ufer; die Wasser leuchteten von der Glut der scheidenden Sonne; hier und dort blitzte es auf der Fläche, so oft ein Fisch emporschnellte, und ferne Kuhglocken hallten aus dem leise im Abendhauch zitternden Gebüsch.

Johannes stand hart am Wasser, Luise neben ihm. Beide, von dem Abendfrieden der Natur ergriffen, sprachen kein Wort und beobachteten ihre Spiegelbilder auf der krystallenen Flut. Das Mädchen hatte die bange Empfindung, als schaue die ihr so gleiche Schwester aus der Tiefe zu ihr herauf, und ihr war, als müsse dieselbe zornig das Wasser erregen und den stillen Spiegel trüben, wenn ihr Begleiter es wagen wolle, ihr angesichts der Lauscherin von Freundschaft oder gar von Liebe zu sprechen. Johannes aber hatte das Gefühl, als könne nichts gesprochen werden, was sie beide nicht längst schon im tiefsten Herzen durchempfunden, als sei jedes Wort ohnmächtig, diese unaussprechbare Empfindung in Laute umzusetzen. Plötzlich bemerkte er, wie der junge Mann im Wasser, der seine Züge trug, mit der Rechten die Rechte Luisens ergriff und die Linke sanft um ihren Leib legte, und sah, noch immer auf die Fläche blickend, wie das Mädchen den Kopf neigte und der Jüngling zitterte und schwankte. Was sich dann weiter zwischen den Gestalten im See zugetragen, mußte ihm freilich verborgen bleiben, um es an sich selbst zu erfahren; denn mit einem mal wendete er sich um, zog die Geliebte an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit Küssen, die nicht nur gegeben, sondern auch heiß erwidert wurden. Die Sonne glühte, die Wipfel wiegten sich träumerisch, und aus der Ferne riefen die Glocken der Pfarrkirche ihr feierliches Amen herüber.

Als sie sich endlich freigaben, um sich von der Stätte ihres Glückes zu trennen, blickte Luise noch einmal zu ihrem Spiegelbilde hinab. Das war die zürnende Marie nicht mehr; ungetrübt und lauter glänzte die Flut, und das Mädchen nickte sich selber zu mit freudeleuchtenden Augen und purpurnen Wangen und Lippen.

Noch denselben Abend segnete der Pfarrer das Verlöbniß der Liebenden, dem er schon lange entgegengesehen hatte. Mit wehmüthigem Ernst aber betrachtete er in seiner Studirstube das Bildniß Mariens, das seit ihrer Entfernung aus dem Pfarrhause über seinem Schreibtisch hing, und schlang einen grünen, von den Ranken seines Fensters gebrochenen Zweig um den Rahmen desselben. Schon nach wenigen Tagen hatte die junge Braut die Freude, einen herzlichen, von der zärtlichsten Liebe dictirten Glückwunsch ihres theuern Zwillings zu empfangen.

Digitized by Google

Wie sehr es Johannes auch in der Folge zu schätzen wußte, daß ihn seine Stellung Luisens Nähe nicht entbehren ließ, so wurde ihm doch sein Verhältniß zu dem neuen Besitzer, der mittlerweile das Schloß bezogen hatte, von Tag zu Tag unerträglicher. War es schon übel genug, dort dienen und gehorchen zu müssen, wo er vordem Gebieter gewesen war, so erfuhr er durch Laune und Hochmuth des Schloßherrn fast täglich irgendwelche Demüthigung, die ihn nicht allein in den Augen des Gesindes und der Tagelöhner herabsetzen mußte, sondern auch, mit seinem Ehrgefühl unvereinbar, ihm jede Lust an seiner Thätigkeit verleidete. Er war eine zu gerade und wahrheitsliebende Natur, als daß er in der Stellung eines Untergebenen auch nur den Schein der Herrschaft hätte aufrecht erhalten wollen; aber sein Stolz und Selbstbewußtsein verlangten wenigstens die freudige Anerkennung seines treuen und unverdrossenen Wirkens, während er fortgesetzt mit dem Argwohn des Besitzers zu kämpfen hatte und Verdächtigungen ausgesetzt war, die ihm das Blut in das Gesicht trieben.

In diesem Drange der Umstände rieth ihm der Pfarrer selbst, das unwürdige Verhältniß zu lösen.

Johannes hatte einen Oheim jenseit des Oceans, einen Bruder seines Vaters, der sich vor langen Jahren mit einer in Deutschland zu ihrem Vergnügen weilenden Amerikanerin verlobt hatte, der Braut über das Meer gefolgt war und nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Schwiegervaters dessen ansehnliche und gewinnbringende Fabrik in Boston übernahm. Seit früher Jugend hatte zwischen dem Gutsbesitzer und dem Fabrikherrn, bei der ungemeinen Verschiedenheit ihrer Gemüthsart, nie ein brüderliches Einvernehmen obgewaltet; die Auswanderung des letztern hatte beide vollends entfremdet, und so war es gekommen, daß der stolze Gutsherr beharrlich den Gedanken von sich wies, bei der anwachsenden Zerrüttung seines Vermögens Hülfe bei dem fernen, über große Mittel verfügenden Bruder zu suchen. Aber der Oheim ließ den Neffen, der sich in seiner Bedrängniß an ihn gewandt, nicht entgelten, was der Vater an ihm gesündigt hatte; er lud Johannes ein, sobald als irgend thunlich nach Boston überzusiedeln, in die Verwaltung der gerade damals bedeutend erweiterten Fabrik einzutreten, und eröffnete ihm die lockendsten Aussichten für seine Zukunft.

Lange Zeit schwankte der Neffe, bis ihn der Pfarrer und endlich auch Luise selbst ermuthigten, den entscheidenden Schritt zu thun. Konnte er doch der Treue der Braut ohne jeden Zweifel gewiß sein; bot sich ihm doch die Möglichkeit, in wenigen Jahren der Trennung so viel zu erwerben, um einen eigenen Herd zu gründen, und hatte ihm doch Luise das Versprechen gegeben, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, ihm über den Ocean zu folgen, um seinetwillen die deutsche Heimat aufzuopfern.

Mit dem Beginn des Frühjahrs war Johannes zum Aufbruch bereit. Noch einmal pilgerten die Verlobten nach dem Ufer des Sees hinaus, um an der Stätte, wo sie sich gefunden, sich ihrer unwandelbaren Liebe aufs neue zu versichern. Ein frischer Wind strich über die damals so spiegelglatte Fläche und jagte Welle auf Welle an den umbuschten Rand. Der kleine See erweiterte sich in Luisens umflorten Augen zum sturmbewegten Meer, und in banger Ahnung umschlang sie

Digitized by Google

den Geliebten, den sie den unbekannten Gefahren der Fremde, des treulosen Oceans und der Wettertücke preisgeben sollte.

An Marie, deren Zurückkunft aus der Residenz ohnehin in diesen Tagen erwartet wurde, hatte die Schwester die Nachricht von Johannes' Abreise gelangen lassen und sie aufgefordert, zur Stunde des Abschieds im Pfarrhause zu sein, um dem gemeinsamen Jugendfreunde für so schmerzlich lange Trennung Lebewohl zu sagen. Dennoch hatte es der Zwilling so einzurichten gewußt, daß seine Ankunft erst einen vollen Tag nach der Einschiffung des Bräutigams erfolgte. Nur der Pfarrer schien es zu ahnen, welchen Kampf die Tochter gekämpft hatte, um diesem Wiedersehen mit dem Gespielen der Kindheit auszuweichen; denn der Vater brach die ersten Frührosen des Pfarrgärtchens, um Mariens Bild über seinem Schreibtisch damit zu schmücken, und die Tropfen, die in den Kelchen zitterten, rührten nicht her von Thau noch Regen, sondern waren Thränen, die aus den Augen des ernsten, wehmüthig sinnenden Mannes auf die Blumenzier des Bildrahmens herniedergeglitten waren.

II.

Das Dorf schien Luise verödet, seit Johannes Abschied genommen hatte. Je trauriger sie war und ihrer Sehnsucht nachhing, um so mehr entfaltete Marie Frohsinn und Heiterkeit, um die Schwester allmählich über das Gefühl der Entbehrung hinwegzutäuschen. Nur der Vater schüttelte insgeheim den Kopf, wenn er das silberhelle Lachen der Tochter vernahm oder ihrem übermüthigen Singsang lauschte; für ihn war diese Sangesfreudigkeit das Geschmetter des geblendeten Vogels, der in dem Leid seiner Umnachtung noch süßer und klangvoller zwitschert und schlägt als vordem im Licht.

Die einträchtigen Zwillinge wurden durch plötzliches, gemeinsames Leid noch mehr, noch inniger genähert. Wenige Wochen nach Johannes' Abschied erkrankte der Vater. Unermüdlich waren sie um ihn beschäftigt und wetteiferten in liebevollster Pflege. Da ergriff das heimtückische Fieber, während der Pfarrer besinnungslos daniederlag, erst Luise, dann auch Marie, und Frau und Tochter des Dorfschullehrers und Küsters, deren hingebender Obhut die Kranken anheimfielen, befürchteten das Schlimmste.

Nach den ersten flüchtigen Nachrichten, die der Verlobte nach glücklicher Ueberfahrt in die Heimat geschickt hatte, langte endlich ein ausführliches Schreiben an, in welchem er nicht genug von der freundlichen Aufnahme zu erzählen wußte, die ihm in des Oheims Hause geworden, und die vollste Befriedigung über seine neue Thätigkeit und die Hoffnung auf günstigste Gestaltung der Zukunft zu erkennen gab. Vergebens wartete Johannes auf eine Antwort, da das Pfarrhaus bereits zum Lazareth geworden war. Als auch auf einen zweiten, einen dritten Brief das befremdliche und beängstigende Schweigen anhielt, wurde er von so schwerer Sorge erfaßt, daß er mit Hintansetzung aller sich ihm augenblicklich bietenden Vortheile den Entschluß faßte, in die Heimat zurückzueilen. Der Tag der Einschiffung war bereits festgesetzt; da kam das ungeduldig erharrte Schreiben, dessen Umschlag zum Erschrecken des Empfängers mit einem schwarzen Trauerrande versehen war.

Digitized by Google

Gottlob, es waren Luisens Züge, auf die sein Auge fiel; nur eine gewisse Unruhe der Buchstaben zeigte, wie die Hand der schmerzbewegten Schreiberin gezittert haben mußte. Auf den Jubel seiner Nachrichten habe sie nur Leid und Gram ihm mitzutheilen, lautete der Eingang des Briefes; der Tod habe seinen Einzug in die Pfarre gehalten, sei auf die Kanzel gestiegen; der erschütterten Gemeinde sei das Ableben ihres treuen Seelsorgers verkündet worden; noch an demselben Tage sei Marie ein Opfer ihrer aufopferungsfrohen Pflege geworden, und sie selbst sei erst, nach langem Schwanken am Rande des Grabes, dem Siechbette entronnen, als schon Vater und Schwester geraume Zeit zur ewigen Ruhe eingegangen waren. Sie sei nun eine Waise, habe sich loslösen müssen von dem heißgeliebten Zwilling und mit ihm einen Theil ihres eigenen Selbst bestattet; nur ihre Liebe und die Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit dem Geliebten halte sie aufrecht; aber Johannes solle nur ausharren in der Fremde und dort seinen Herd gründen; wann er sie einst rufen werde, werde sie nicht säumen; es werde ihr dann leicht werden, von der heimischen Scholle zu scheiden und für den stummen Verkehr mit den Gräbern ihrer Lieben die Wunder der Neuen Welt einzutauschen, und in dem Frieden ihres behaglichen Heimwesens alle die neuen, überwältigenden Eindrücke unter seiner Leitung zu sammeln und zu ordnen. Sie habe es ausgeschlagen, zu ihrer Tante in die Residenz zu ziehen; in der Abgeschiedenheit des Dorfes wolle sie nur ihm leben und sich dem Tage des Glückes entgegenfreuen; aus dem öden Pfarrhause, welches der Nachfolger ihres Vaters bald bewohnen werde, wolle sie übersiedeln in das kleine, lindenbeschattete Wohnhaus des alten, freundlichen Dorfschullehrers, dem sie als Lehrgehülfin zur Seite stehen wolle; in solcher stillen Thätigkeit werde sie die stille Flucht der Jahre kaum bemerken, bis dann mit einem mal die Freude an ihre Thür poche, um sich mit ihr einzuschiffen und sie über die Fluten des Weltmeeres schützend zu begleiten.

Drei volle Jahre trug die Ueberlandpost die Grüße der Liebenden hinüber und herüber. Johannes trotzte der Sehnsucht, da er bei der immer gesteigerten Wirksamkeit der Fabrik keinen Urlaub zu verlangen wagte, zumal der Oheim sich allmählich gewöhnt hatte, ihm die Abwickelung des größten Theils der Geschäfte vertrauensvoll zu überlassen. Ebenso weigerte sich Luise beharrlich, vor der Möglichkeit ihrer Verbindung die Heimat aufzugeben; sie werde ihm, so schrieb sie dem Freunde, im lange andauernden Brautstande drüben nur ein Hemmschuh sein, sich voll und ganz seinem Beruf zu widmen, und auf diese Weise die Heirath eher verzögern als beschleunigen; er möge ihr vergönnen, den Frieden ihres Dorfes solange als möglich zu genießen, da sie ja einst auf immer die Brücke hinter sich werde abbrechen müssen.

Endlich erschien der Jubelbrief, der Luise in die Neue Welt berief. Der Oheim hatte sich ganz von den Geschäften zurückgezogen und dem Neffen die selbständige Verwaltung der Fabrik übertragen. Sein Einkommen war mehr als auskömmlich, und nichts stand seiner Verbindung mit der Freundin mehr im Wege. Johannes bedauerte, bei der Verantwortung, die auf ihm ruhe, die Braut nicht selbst herüberholen zu dürfen, empfahl sie dagegen einem Geschäftsfreunde des

Digitized by Google

Oheims, der sie an bestimmtem Tage in London erwarten und mit ihr gemeinschaftlich die Ueberfahrt machen werde. Mit froher Hast brach die Pfarrerstochter auf, und die Ungeduld ihres Sehnens machte es ihr minder schwer, so plötzlich aus ihrer Stille herauszutreten und sich auf eigene Füße zu stellen.

Mit welchem Erstaunen begrüßte Johannes die Braut! Wie sehr auch die jahrelange Trennung ihm das Bild seiner Erinnerung verklärt haben mochte, die schöne Wirklichkeit trug doch den Sieg davon über alle seine Träume. Die Züge Luisens erschienen ihm durch Leid und Prüfung durchgeistigter als vordem, ihre Gestalt voller zugleich und schlanker, der Wohllaut ihrer Stimme noch herzbewegender. Nur zwei Dinge befremdeten ihn; das eine war die Veränderung ihrer Haartracht, das andere eine gewisse Befangenheit und Unfreiheit ihres Wesens, die er früher niemals an ihr beobachtet hatte und die er sich nur aus der Neuheit der sie umgebenden Verhältnisse, aus dem Wirrsal der rings auf sie einstürmenden Eindrücke erklären zu können meinte. Während sie vordem ihr dunkles Haar in mächtigen Flechten über dem Kopf zusammengebunden getragen hatte, ließ sie es jetzt in entfesselter Fülle herniederfallen, sodaß es Nacken und Schultern umhüllte. Wurde auch der Glanz ihrer Erscheinung dadurch gehoben, so bat doch Johannes mehrfach, sie möge zu den schlichten Flechten zurückkehren; er sehe sie am liebsten so, wie er sie damals bei ihrer Verlobung am Dorfsee gesehen; aber mit einem, wenn auch noch so liebenswürdigen Eigensinn, der ihn zuweilen an ihre heimgegangene Schwester erinnerte, lehnte sie eine jede dieser Bitten ab und sagte scherzend, sie sei ein Vogel, der über Meer geflogen, und müsse ihre Federn spreiten und trocknen, die der Sturm zerzaust und der Regen durchgewaschen. Ueberhaupt wich sie den Erinnerungen aus, die der Verlobte nur zu gern heraufbeschwor, indem er sich in die Heimat ihres Dorfes zurückversetzte und von der ersten Zeit ihrer Brauttage plauderte; die Gegenwart sei so schön, sagte sie, und ihr Genuß nehme sie so ganz gefangen, daß sie die Vergangenheit abstreife wie der Schmetterling die ihn einengende Hülle, um sich mit fröhlichem Behagen im goldenen Schimmer zu wiegen. Oft aber sah sie den Geliebten mit angstvoll forschenden Blicken an, als wolle sie ihn prüfen, ob er denn auch wirklich ein volles Genügen in ihrem Besitze finde, und nichts bereitete ihr größere Freude, als ihn immer von neuem versichern zu hören, daß er sie über alles liebe.

In dem Kreise des Oheims war die Braut des Neffen schnell der allgemeine Liebling geworden, sodaß die Hochzeit des Paares nach wenigen Wochen unter der freudigsten Theilnahme der Hausinsassen gefeiert wurde. Mitten im Geräusch der Fabrik, umqualmt von Essen und Schornsteinen, umtost von Maschinenlärm und Räderwerk, lebten die Neuvermählten ihr glückseliges Liebesleben, und jede Mußestunde des Gatten wurde eifersüchtig bis auf die letzte Minute ausgenutzt.

Allmählich zeigte sich in Johannes' Stimmung eine Wehmuth, die Luise auch durch die anmuthigste Heiterkeit nicht ganz hinwegzuscheuchen wußte. Mit Bestürzung bemerkte sie immer deutlicher, daß es nichts als das sehnsüchtigste Heimweh nach der deutschen Erde war, was ihn beunruhigte. Und in der That, je mehr der Gatte sich in die Augen seines Weibes verlor, um so mehr trat ihm die krystallhelle Spiegelfläche des heimatlichen Sees vor die Seele; wie ein Gruß von der

Digitized by Google

trauten Dorfstraße klangen ihm die Volkslieder, die ihm die Gattin immer aufs neue vorsingen mußte, und mitten durch den brausenden Lärm der Fabrik glaubte er die friedevollen Glocken der kleinen Pfarrkirche zu vernehmen. Vergebens, daß Luise mit dem ganzen Aufgebot ihrer Beredsamkeit ihm vorstellte, wie wohl sie sich hier in der Fremde fühle und wie sich ihr Interesse für diese überseeische Cultur von Tag zu Tag steigere; vergebens, daß sie mit einer nahezu ängstlichen Geschäftigkeit bemüht war, ihm einzureden, daß ihn die Erinnerung an alle in der ersehnten Heimat erlittene Unbill bald genug eine vorschnelle Rückkehr bereuen lassen werde; vergebens auch, daß sie ihre Lieder seltener und seltener sang und unter dem Vorwande, sich in der Landessprache üben zu wollen, sich in den Plauderstunden der englischen Zunge bediente: er ertrug den fremden Accent auf ihren Lippen nicht, empfand ihn wie eine Entweihung derselben, und sein heißes Verlangen nach der Heimkehr wurde nur um so unbezwingbarer. Mit einer Art von Grauen, das sie ihm nur mit Mühe verheimlichte, verfolgte die junge Frau das Anwachsen seiner Schwermuth. Johannes glaubte in dem Qualm und Rauch der hohen Fabrikgebäude nicht mehr athmen zu können; einem Fieber gleich packte ihn das Heimweh; er fing an zu kränkeln, und auch der Arzt hielt es für das Rathsamste, daß er die Luft Bostons für einige Zeit wenigstens mit dem würzigen Athem seiner deutschen Wälder vertausche. Luise ließ nach in ihrem Widerstande, um nicht lieblos zu erscheinen, und gerade in den Stunden der höchsten Reizbarkeit des Gatten offenbarte sie den unerschöpflichen Reichthum ihres Gemüthes.

Der Oheim selbst, welcher den Neffen tief in sein Herz geschlossen hatte, widerstrebte den Plänen desselben keineswegs. Auch er hatte sich dem Zauber des deutschen Mädchens nicht zu entziehen vermocht, auch ihm waren im ungezwungenen Verkehr mit der Gemahlin des Bruderssohnes die Bilder der Heimat mit lockendem Reize vorübergeschwebt, und sein Entschluß stand fest, nach dem möglichst vortheilhaften Verkaufe der Fabriken, amerikamüde wie er war, den Rest seines Lebens mit seiner Familie auf deutschem Boden zu genießen. So war es ihm nicht unwillkommen, den mit den nöthigen Mitteln auszustattenden Neffen gleichsam als Quartiermacher vorauszuschicken, um womöglich den Rückkauf des Gutes seines Bruders zu erwirken und hier oder in der Nähe für sich und Johannes, von dem er sich nicht wieder trennen mochte, ein friedliches Asyl zu erwerben.

Wer war glücklicher als der dankbare Gatte Luisens? Am ersten Gedenktage seiner Hochzeit lichtete das Schiff die Anker, das ihn und sein Weib nach Europa zurückführen sollte. Auf dem Deck des Dampfers saß Johannes neben Luise, hielt ihre Hand in der seinigen und blickte mit freudestrahlenden Augen bald zum wolkenlosen Himmel hinauf, bald auf die unendliche, sonnenbeglänzte Flut. Ein jeder Wogenschlag, eine jede Umdrehung des unermüdlichen Rades näherte ihn dem vielerwünschten Ziele, und die langen Linien der Wellen, die das Schiff hoben und senkten, wetteiferten mit den heißen, freudig aufgeregten Blutwellen, welche seine Brust sich schneller heben und senken ließen. Er ahnte nicht in seiner maßlosen Lust, daß die Gattin, die ihn noch eben mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln beglückt hatte, jetzt auf einmal die Augen abwandte, trostlos über die Wasserwüste

Digitized by Google

hinstarrte und einen furchtbaren Aufruhr der Elemente herbeiwünschte, der das Fahrzeug zertrümmern und sie neben dem Manne ihres Herzens zu leidloser Ruhe in der geheimnißvollen, kühlen Tiefe bergen sollte.

In der folgenden Vollmondnacht schlummerte Johannes, von angenehmen Heimatsträumen umgaukelt, in der freundlich ausgestatteten Cabine; aber Luise floh der Schlaf und sie lauschte mit heimlichem Neide auf die ruhigen Athemzüge des Schläfers. Von peinlicher Unruhe gequält, kleidete sie sich zuletzt flüchtig an und stahl sich auf das Deck hinauf. Der Kapitän, der eben die Runde machte, trat auf sie zu, um ein paar höfliche Worte mit ihr zu wechseln. Dann schaute sie auf das Meer hinaus, das im Glanz des Mondes wie in trunkener Lichtfreude flimmerte und funkelte. Eine seltsame Vision narrte sie. Mit aufgelösten Haaren, im weißen Sterbegewande schien ihre Schwester über den blitzenden Wellen zu schweben, erst in undeutlicher Ferne, dann in immer klarerer Nähe, bis sie endlich das Steuer erfaßte, an demselben hinaufkletterte, sich an Bord schwang und mit langsamen Schritten, traurigen Auges, ohne sie anzublicken, an ihr vorüberwandelte, fröstelnd das Todtenhemd an die Brust drückte und lautlos die Stiegen hinabglitt, um die Thür der Cabine zu öffnen und sich mit den blassen Lippen über den Träumer zu neigen. Luise konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren. Wie weit war es mit ihr gekommen, daß ihre Einbildungskraft die Todte zu so bänglichem Scheinleben erweckte! Immer gramvoller, immer verzweifelter starrte sie in die Wogen, und die Frage bestürmte sie, ob es nicht besser sei, mit einem entschlossenen Sprunge einem Zustande ein Ende zu machen, der mit jeder kommenden Stunde unhaltbarer zu werden drohte, als ein Leben fortzufristen, das ihr und Johannes allmählich jede Freude vergällen mußte. Unwillkürlich trat sie näher an den Bordrand und horchte, wie die Radspeichen die Flut mit athemlosem Rauschen zermalmten. Aber war sie denn nur für ihr eigenes Leben verantwortlich? Gerade in diesem Augenblick zuckte und klopfte es so geheimnißvoll, so ahnungsvoll unter ihrem Herzen, daß sie zurückschritt, die Hände faltete und, still und in sich gekehrt, langsam die Stiegen hinabschritt. Und wieder hatte sie die Empfindung, als ob der Schatten des Zwillings aufwärts an ihr vorüberschwebe, um draußen in dem Geflimmer der Mondnacht in weißen, schimmernden Streifen zu zerflattern. Als sie die Thür der Cabine öffnete, schlug Johannes die Augen auf und sah sie fragend an. Sie näherte sich ihm und war schon im Begriff, von der Heiligkeit ihres Muttergefühls ergriffen, eine sie erlösende Beichte vertrauensvoll in das Ohr des Gatten zu flüstern, als sie einen so unsagbar frohen Ausdruck des seligsten Glückes in seinen Augen gewahrte, daß sie die verhängnißvollen Worte zurückwies, die sich schon auf ihre Lippe drängten. Sollte sie die Wonnen zerstören, die sie ihm mit ihrer Liebe gebracht, vielleicht auf immer zerstören? Es erschien ihr in diesem Moment wie eine unerhörte Grausamkeit. Der Mondschein habe sie hinausgelockt, hauchte sie, und die nächtliche Melodie des Meeres habe ihr ein Wiegenlied gesungen, unter dessen Klängen sie nun friedreich einzuschlummern hoffe.

In London, dem ersten Hauptziel ihrer Rückreise, wo der Gatte im Auftrage seines Oheims mehrere Geschäfte abzuwickeln hatte, verweilten sie längere Zeit.

Digitized by Google

Unter dem Vorgeben, die Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze am Themseufer eingehender kennen lernen zu wollen, suchte Luise den ungeduldig vorwärts treibenden Gatten zurückzuhalten, als wenn ein jeder Schritt, den sie der Heimat entgegenthat, ihr Glück vermindert hätte, anstatt es zu erhöhen.

In Paris wiederholten sich diese Versuche nur noch dringlicher. Am Rheinstrom hielten sie längere Rast, da die weite Eisenbahnfahrt die Gattin in der That recht ermüdet hatte. Johannes war die Zärtlichkeit und Fürsorge selbst, und Luise erfreute sich dieser Zeichen seiner herzlichen Liebe mit einer überschwenglichen Dankbarkeit und Hingebung, wie einer, der im Gefühl drohenden Verlustes noch einmal den theuern Besitz mit aller Kraft an sein Herz schließt. Einmal begegnete ihnen auf dem Spaziergange ein Verwandter des jetzigen Eigenthümers des Gutes, das einst Johannes gehört, der die Pfarrerstochter häufig gesehen und sie jetzt mit dem Namen Marie anredete. Luise zuckte zusammen, während ihr Gatte über die ewige, selbst über den Tod des einen Zwillings hinausreichende Verwechselung der Geschwister lächelte, ohne den Fremden aufzuklären. Zugleich erfuhr er von diesem, daß der neue Besitzer nicht abgeneigt sei, das Gut zu verkaufen, und diese Nachricht war vollends dazu angethan, ihn spornstreichs aufbrechen zu lassen, um die lange entbehrte Heimat im Fluge zu erreichen.

In der Residenz angelangt, plante er sofort die Weiterreise nach dem fernen Dorfe. Luise erklärte sich unfähig, ihn zu begleiten; sie bedürfe der Ruhe und Erholung, und die auffällige Blässe ihres Gesichts bestätigte ihren Wunsch. Er begriff, daß sie jede zu große Gemüthsbewegung von sich fern halten wolle, und empfahl ihr, da er seine heftige Sehnsucht nach den Stätten seiner Kindheit nicht mehr zu zügeln vermochte, ruhig im Hotel zurückzubleiben und sich zu schonen; in spätestens drei Tagen werde er zurück sein, um sich nie wieder von ihr zu trennen. Als er sich von ihr verabschiedete, hielt sie nur mühsam die Thränen zurück und umarmte ihn mit einer Leidenschaftlichkeit, als solle sie ihn für immer, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen, in die Welt ziehen lassen. Lange blickte sie ihm nach, und als der offene Wagen, der ihn auf den Bahnhof führte, um die Straßenecke bog, erschien ihr das letzte Winken des Gatten wie das letzte, ersterbende Aufleuchten der Sonne ihrer Liebe. In unbeschreiblicher Aufregung schloß sie das Fenster, eilte an den Schreibtisch und begann einen Brief, dessen Vollendung sie bis zum Anbruch der Nacht in Athem hielt.

Johannes hatte den Weg nach dem Dorfe, von der letzten Bahnstation aus, zu Fuß zurückgelegt. Wie herrlich prangten die Kornfelder, wie heimatlich schwirrten und summten die Käfer und Falter über den Wiesen! Da stieg eine Rauchsäule in der Ferne auf, ein Kirchthurm ragte in die Luft: er stand an der Schwelle seines Geburtsdorfes. Zwei Kindergestalten in weißen Sommerkleidern, Marie und Luise, schwebten und sprangen im Traume vor ihm her und zeigten ihm die altbekannten Pfade. Aber mit jedem Schritt, den er vorwärts that, wurde die Landschaft fremder und fremder. Geldgieriger Eigennutz hatte allem seinen Stempel aufgeprägt. Ein großer Theil des Waldes, welcher der Stolz seines Vaters gewesen war und an dessen Stämme er auch in der größten Noth die Axt zu legen sich nicht hatte überwinden können, war niedergeschlagen worden.

Digitized by Google

Wehmüthig setzte sich der Sohn auf einen Baumstumpf und musterte die Verwüstung. Schattenspendende Wipfel hatten ihm hier zum Willkommensgruße entgegenrauschen sollen, und nun brütete der Nachmittagssonnenschein über der öden, mit kümmerlichem Heidekraut bedeckten Fläche. Die freundlichen Spukgestalten der Zwillinge flüchteten vor diesem Anblick, und ein paar alte grämliche Weiber, eine breite Reisiglast auf den gekrümmten Rücken, schritten mit mürrischem Gruße an ihm vorüber. Wo waren die Dryaden hingeflohen, mit denen er einst als lernbegieriger Knabe die nun gefällten Buchen bevölkert hatte? Der eintönige Gesang der Grillen drang vom benachbarten Felde zu ihm her, und eine Thräne löste sich von seinen Wimpern. Der schöne Wald war niedergeschlagen, und niedergeschlagen setzte auch er seine Wanderung fort. Bald lag der See vor ihm, den, Gottlob! die alten Stämme noch umkränzten. Er suchte die Stelle auf, wo er einst den ersten Kuß auf Luisens Lippen gedrückt; aber eine unerklärliche Bangigkeit ergriff ihn auch jetzt, wie er seines fernen Weibes gedachte, und er sann, ob wol jemals die klare Welle sein und der Gattin Doppelbild in der alten, lichten Klarheit spiegeln werde.

Park und Schloß vermied er und sah nur von fern die Fenster durch die Bäume schimmern. Einen einst von ihm sorgfältig bestellten Acker fand er brach liegen und mit Steinen besäet; die alten verwitterten, hier und da nur noch schwer erkennbaren Furchen erschienen ihm wie ein gramvolles Stirnrunzeln des vernachlässigten, gemishandelten Erdbodens.

Nun schritt er über die gerade menschenleere Dorfstraße auf den Friedhof, an dessen verfallenem Gitter ein paar blondlockige Buben ihr Wesen trieben. Auch der Anblick der Gräber seiner Aeltern konnte seine Trübseligkeit nur steigern. Der Hügel seiner Mutter war völlig eingesunken und über dem seines Vaters war der ungepflegte Epheu verwildert und verdorrt. Auf dem ausgesparten Fleck neben den Gräbern, dem kärglichen Reste seines einstigen Grundbesitzes, lagen verwelkte, zerpflückte und zerrissene Todtenkränze in wirrem Durcheinander; die Stätte, wo er einst ruhen sollte, war zu einem bequemen Ablagerungsplatze für den verbrauchten Aufputz des Todes geworden.

So stand Johannes, in schmerzliches Sinnen verloren, als sich eine Hand behutsam auf seine Schulter legte. Er wendete sich um und erkannte den alten, treuen, weißhaarigen Dorfschulmeister, der in der freudigen Gewißheit, wirklich den von ihm stets wegen seiner Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit vergötterten Sohn des frühern Gutsherrn vor sich zu haben, die Gießkanne fallen ließ und dem Erkannten einmal über das andere treuherzig die Hände schüttelte.

Nach den ersten stürmischen Begrüßungen und Fragen nach dem Grunde seiner unerwarteten Rückkunft, welche der Heimgekehrte obenhin mit seinem Heimweh beschwichtigte, erkundigte sich Johannes mit warmer Theilnahme, was den Alten auf den Kirchhof ziehe und welches frische Grab er zu pflegen habe.

„Dem Herrn sei es gedankt, Frau und Tochter sind wohl und munter", entgegnete der Küster, „aber ich lasse mir's nicht nehmen, das Grab unsers alten, unvergeßlichen Pfarrherrn zu schmücken, Ihres Lehrers, und den Hügel meines Lieblings, des heimgegangenen Zwillings."

Digitized by Google

Er sah Johannes bei diesen Worten voll ins Gesicht und bemerkte den Ausdruck der tiefen Trauer, der dasselbe bei dem Angedenken an den verlorenen väterlichen Freund umflorte.

„Ja, auch Sie haben, während der Ocean Sie von uns trennte, vieles und schweres Leid erfahren", plauderte der Alte weiter. „Wie schmerzlich muß es nicht sein, aus so weiter Ferne heimzukehren und so viele Lücken, die der Tod indessen gerissen, nun erst in voller Herbheit zu empfinden! Und nicht allein der Tod, auch der Eigennutz und die Gier des Menschen — o, wie oft habe ich meine weißen Haare geschüttelt, wie oft für Sie mitgestöhnt, wenn unter den Schlägen der mörderischen Axt der herrliche Wald sich lichtete und ein Stamm nach dem andern hingestreckt ward! Ich meinte, der Herr Johannes müsse das Krachen des Sturzes bis über das Meer hören und sich gegen solchen Baumfrevel empören. Aber diese Lücken kann eine liebevoll nachpflanzende Hand für eine glücklichere Zukunft wieder füllen; nur die Gräber geben ihren Raub nicht wieder her. Und so verlieren Sie, armer guter Herr, jetzt zum zweiten mal die lieben Todten, nun Sie an ihren Hügeln stehen, den Freund und Lehrer und die jäh in der Maienblüte ihrer Jugend dahingeraffte Braut."

Johannes starrte den Küster wie abwesend an, ohne seine letzten Worte zu verstehen, und folgte ihm mechanisch zum Brunnen des Friedhofes, wo der Alte die Kanne füllte, und von da zu den blumenbedeckten Grabstätten des Pfarrers und seiner Tochter. Mit ernster Rührung betrachtete er den marmornen Denkstein auf dem Hügel des Geistlichen, den ihm die Liebe seiner Gemeinde gestiftet. Als er dann aber auf der Gedenktafel, die über dem Sarge der Tochter glänzte, in goldenen Buchstaben den Namen „Luise" las und, seinem Auge nicht trauend, wieder und wieder las, da faßte er sich an die Stirn, da schien der Boden unter ihm zu wanken, da jagten die wie durch ein Erdbeben durcheinandergeschüttelten Gräber des Friedhofes in gespenstig tollem Kreislauf um ihn her, da schwanden ihm die Sinne und er stürzte, halb ohnmächtig, auf einen halb verfallenen Hügel nieder, der zur Seite der Ruhestätte des Zwillings aufgeschichtet war.

Der Küster, der den heftigen Schmerz des Mannes wol zu würdigen wußte, benetzte ihm das Gesicht mit Wasser und sprach ihm mit trostreichen Worten zu; aber es währte lange, bis Johannes die Augen öffnete, um sie sofort wieder auf die unseligen Buchstaben zu heften, an deren goldenen Rändern die von der Gießkanne des Dorfschulmeisters herrührenden Tropfen wie frischgeweinte Thränen leuchteten.

Lange sprach er kein Wort; eine dunkle Ahnung, die ihn einmal, aber auch nur einmal in Amerika durchzuckt und der er mit der ganzen Energie seiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe entgegengetreten war, ja mit Entrüstung den Zugang zu seiner Seele versperrt hatte, schien ihm jetzt zur unabweislichen Gewißheit zu werden. Eine ungeheuere Kette von Gedanken, Muthmaßungen und Empfindungen drängte sich ihm in blitzschnellem Wechsel auf, bis er endlich mit tonloser Stimme die Frage vorbrachte, was denn aus Marie, dem überlebenden Zwilling, geworden sei.

Digitized by Google

Der Schulmeister ließ sich auf einem gegenüberliegenden Grabhügel nieder und begann zu erzählen:

„Nach dem Tode des Pfarrers und Luisens wurde Marie, die bis dahin, obwol an das Bett gefesselt, in minder heftiger Weise von der Krankheit ergriffen worden war, nun mit um so größerer Gewalt von dem heimtückischen Fieber heimgesucht. Der Kunst des Arztes und der unablässigen Pflege meiner Frau und Tochter gelang es endlich, sie der Gefahr zu entreißen. Ihr erster Ausgang war über die Dorfstraße zu den Gräbern des Vaters und der Schwester. Als der neue Geistliche ins Pfarrhaus zog, siedelte sie in meine Wohnung über und wurde uns bald eine liebe, warmherzige Hausgenossin. Ihre größte Freude war, in aller Stille sich der meist recht verwahrlosten Dorfkinder anzunehmen und sich an dem Unterricht in meiner Schule zu betheiligen. Die Kleinen liefen ihr mit Jubelgeschrei auf der Straße nach und hängten sich jauchzend an den Saum ihres Kleides; sie war die Wohlthäterin des Ortes geworden, und der Geist der Liebe, der von ihr ausging, wirkte mehr auf die Gemüther der Bauern als die oft recht geschäftsmäßigen Kanzelpredigten des neuen Seelsorgers.

„Ich weiß nicht, wie es gekommen, aber wir gewöhnten uns allmählich, sie mit dem Namen ihrer Schwester «Luise» zu rufen. War sie dem lebenden Zwilling mit den Jahren bis zur Täuschung in Wuchs und Ausdruck gleich gewesen, so glich sie der Entschlafenen jetzt auch in jener echt weiblichen Sanftmuth und Herzensgüte, die Ihre Braut, lieber Herr, vor allen Mädchen im Umkreise ausgezeichnet hatte.

„Wie sie ihre Thätigkeit auch zu beglücken schien, ein heimlicher Gram, dessen Ursache wir vergebens nachfragten, nistete in ihrem Innern. Nachts hörten wir sie oft in ihrem über unserer Schlafkammer gelegenen Zimmer unruhig auf- und niederschreiten, und an ihrem Tischchen wachte sie oft den Morgen heran, mit emsigem Briefschreiben beschäftigt. Wie manchen Brief müssen auch Sie von ihr empfangen haben."

Der Sprecher hielt inne, als erwarte er eine Antwort des Zuhörers. Johannes, welcher den Kopf nachdenklich in beide Handflächen gepreßt hielt, nickte nur leise, und der Küster fuhr fort:

„Die Nachrichten, die Sie ihr aus der Fremde schickten, machten ihr eine ganz besondere Freude. Uns aber war die Wahrnehmung, daß auch Sie in den Aufschriften Luisens Namen gebrauchten, eine Bestätigung unserer eigenen Empfindung; mußten doch auch Sie aus ihren Briefen den Eindruck gewonnen haben, daß die Lebende sich die Art und Weise der Verstorbenen in einem Grade angeeignet, der die Vertauschung der Namen unwillkürlich mit sich brachte. Die Folgerungen freilich, die wir daran knüpften, sehe ich unerfüllt: denn auch Sie scheinen von den Schicksalen Mariens seit ihrer Entfernung aus dem Dorfe nichts zu wissen."

„Nichts", preßte derjenige mühsam hervor, dessen Weib die für die Dorfbewohner Verschollene geworden war, und der Schulmeister nahm seine Rede wieder auf:

„Drei Jahre blieb sie unsere Hausgenossin. Da erklärte sie eines Tages, sie

Digitized by Google

könne sich dem dringenden Verlangen ihrer Tante, nach der Residenz zu kommen, nicht länger entziehen, und begab sich nach thränenreichem Abschied auf die Reise. Seit dieser Zeit ist sie uns für immer aus den Augen entschwunden. Kein Brief, keine Nachricht. Ich wendete mich einmal an die Tante; meine Anfrage kam als unbestellbar zurück. Daß sie zu Ihnen übers Meer geflüchtet sein könne, war unsere letzte Hoffnung; aber das räthselhafte Schweigen, das auch Sie auf unsere Anfrage beobachteten, ließ unsern Muth sinken, und wir betrauerten Marie wie eine Todte."

„Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten", warf Johannes dazwischen; „er mag verloren gegangen sein."

„Und dennoch", entgegnete der Küster, „taucht uns in den Stunden, wo uns das Gefühl dessen, was uns mit dem braven Mädchen genommen worden, allzu mächtig überkommt, immer wieder der frohe Glaube auf, sie müsse doch einmal zu uns zurückkehren und das Räthsel lösen. Unberührt und unangetastet, wie sie es verlassen, steht das Zimmer Mariens zu ihrem Empfange bereit; wir hüten es wie ein Heiligthum, und in schlummerlosen Nächten glaube ich über mir die Schritte der Verschollenen zu vernehmen, und meine Finger falten sich zu einem Gebet für die Unvergeßliche."

Eine Thräne glänzte in seinem Auge, und er eilte, um seine Rührung zu verbergen, an den Brunnen und füllte die Gießkanne.

Johannes hatte Mühe, sich auf sich selbst zu besinnen. Wie aber sein Blick von neuem auf die Gedenktafel über Luisens Grab fiel, stand es mit furchtbarer Deutlichkeit vor seiner Seele: er war hintergangen worden, und diejenige, an die er sein ganzes Herz gehängt, die er mit der aufrichtigsten Liebe umfaßt, war die Betrügerin. Doch welch ein Betrug! Durfte und konnte er eine Lüge nennen, was ihm so zum Segen ausgeschlagen war, durfte er die Schritte Mariens brandmarken, zu denen sie doch nur die heißblütige Leidenschaft einer wahrhaftigen, alle Hindernisse rücksichtslos niederkämpfenden Neigung konnte getrieben haben? Mit einem mal erklärten sich ihm jetzt alle die kleinen Widersprüche, die er in dem Wesen der Gattin dann und wann wahrgenommen, die Unfreiheit und Scheu ihres Benehmens bei ihrer Ankunft in Boston, das ängstliche Widerstreben gegen die Rückkehr in die Heimat, wo ein jeder Schritt die gefürchtete Entdeckung in jedem Augenblick herbeiführen mußte. Und wie er nun des seltsam bewegten Abschieds gedachte, den Marie im Hotel von ihm genommen, wie er sich ausmalte, welche Qualen sie jetzt in seiner Abwesenheit auf die Folter spannten, wie sie im Geist seinen verhängnißvollen Gang durch das Heimatdorf verfolgen, ihn sehen müsse, wie er an den Gräbern stand, um den unbegreiflichen Trug zu entlarven, da befiel ihn eine namenlose Angst um die Zurückgebliebene. Er sah in diesem Augenblicke in ihr nur das leidende Weib, das ihn maßlos liebte und das den jähen Zusammenbruch seines Glückes unter kalten Todesschauern fürchtete, und es zog ihn unter Schrecken und Sorgen zu ihm zurück.

Der Alte hatte eben den Rest seines Wasservorrathes über Luisens Hügel ausgesprengt, auf welchem der kleine knieende, aus Gips geformte Engel seine Händchen wie zu sanfter Fürbitte zu Johannes zu erheben schien. Es war diesem,

Digitized by Google

als wenn die Heimgegangene für die Lebende flehte; die Zweige der Trauerweide an ihrem Grabe zitterten leise im Goldgeleucht der untergehenden Sonne, und in den heiligen Abendfrieden klangen die Zwillingsglocken der Pfarrkirche wunderbar hinein.

Hastig trat Johannes auf den Schulmeister zu mit der Bitte, ihm ungesäumt einen Wagen, und sei es das schlechteste Bauernfuhrwerk, zu besorgen; er habe der ersten Sehnsucht Genüge geleistet und müsse auf der Stelle zu unaufschiebbaren Pflichten nach der Residenz zurückeilen.

Als ihm indessen der über den überhasteten Aufbruch zürnende Alte vorgestellt hatte, daß auf der ziemlich verkehrslosen Zweigbahnstrecke, die erst nach Stunden in den Hauptschienenweg einmündete, vor der Morgenfrühe kein Zug zu erwarten sei, mußte er sich wohl oder übel entschließen, die Nacht im Dorfe zu verbleiben, und nahm die herzliche Einladung des Lehrers an.

Sie schritten dem Schulhause zu. Auf der Dorfstraße wurde Johannes von einigen Bauern erkannt; schnell lief die Kunde von seiner Ankunft von Haus zu Haus, und bald sah er sich von allen Seiten umringt, von hundert Fragen bestürmt, begafft und begrüßt, sodaß die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegen mußte, ihm für die nächste Stunde wohlthätig über die innere Erregung hinweghalf. Die Freude, noch so viel Liebe und Theilnahme in der alten Heimat zu genießen, leuchtete ihm aus den Augen, und als er nun gar seinen Plan enthüllte, das Gut zurückzukaufen, wurde er wie im Triumph nach der Wohnung des Küsters begleitet.

Nach dem einfachen Mahl, das er im Kreise des Gastfreundes unter vielen Gesprächen über die Zwillingsschwestern genossen, führte ihn der Schulmeister in das Zimmer Mariens, auf deren Bettstatt er die Nacht zubringen sollte.

Die kleine Oellampe verbreitete einen milden Schein, und Johannes fühlte sich seltsam von dem Athem seines Weibes umweht. Hier hatte sie drei lange Jahre hindurch von ihm geträumt, mit seinem Bilde sich beschäftigt, an ihn unter dem Namen ihrer Schwester, seiner Braut, die liebeglühenden Briefe geschrieben! Konnte ihr sein Herz denn zürnen, wenn auch sein Rechtssinn sie verurtheilen mußte? War er nicht an ihrer Seite so glücklich geworden, wie er es nur an Luisens Seite hätte werden können? Trieb es ihn nicht mit Allgewalt schon jetzt, nach der kurzen Trennung, in ihre Arme zurück? Und hatte sie nicht die ganze Liebesfülle der Entschlafenen ihm entgegengebracht, sodaß sie ein gewisses Recht hatte, sich mit dem Namen der Todten zu schmücken?

Und dennoch, dennoch — die Häßlichkeit ihrer Täuschung, das Gewaltsame ihres Verfahrens blieb bestehen, wie er sie auch zu entschuldigen strebte. Obgleich er, wenn auch nur unklar und verworren, die Beweggründe ahnte, die Marie ihre abenteuerliche Handlungsweise vorgeschrieben hatten, so war doch ein dunkler Schatten auf das sonst so lichte Bild seines Weibes gefallen, den er nicht wegzuwischen vermochte. Das Schlichte, Biedere, Kernige seiner Natur lehnte sich auf gegen diese Winkelzüge, die eine rechtschaffene Liebe verschmähen mußte. So suchte er denn, im Zimmer auf- und abschreitend, nach einer Möglichkeit, die Reinheit Luisens, in deren Auswechselung er sich nicht finden konnte, vor sich selbst zu retten und vor jedem Makel zu bewahren.

Digitized by Google

In der Verwirrung, welche die furchtbare Aehrenlese des Todes im Dorfe und im Pfarrhause erregte, konnte man die Schwestern, wie so oft, verwechselt haben. Die Blässe des Sterbens hier, des Siechthums dort mußte die Aehnlichkeit der Zwillinge ungemein gesteigert haben, und so fühlte sich Johannes zu der Annahme versucht, daß man wirklich Marie neben dem Vater bestattet habe, und daß Luise in ihrer spätern, langsamen Genesung nicht die Besinnung und Kraft habe finden können, dem Irrthum von vornherein entgegenzutreten; in der ihr eigenthümlichen poetischen Schwärmerei habe sie sich vielleicht in dem Gedanken gefallen, den Namen der heißgeliebten Todten fortzuführen, sich so die Unerbittlichkeit der Trennung minder herb zu machen und in pietätvoller Erinnerung ihr eigenes Wesen mit dem der verklärten Schwester zu verschmelzen, sie fortleben zu lassen in geistiger Gemeinschaft in sich selbst; daß aber dennoch die Ueberlebenden das wahre Sachverhältniß, wenn auch nicht scharf erkannt, doch ahnungsvoll herausgefühlt, beweise der Umstand, daß der Dorfschulmeister und seine Angehörigen, nach dessen eigenem Zeugniß, unwillkürlich den Namen Marie mit demjenigen Luisens wieder vertauscht hätten.

Diese Träume machten Johannes glücklich, weil sie seine Gattin von dem ihm gespielten Truge entlasteten, und er breitete die Arme aus, als müsse er sie jubelnd an seine Brust drücken. Aber gleich darauf bestürmten ihn neue Zweifel. Wenn Marie wirklich sein Weib geworden, wie dann? Er sann der Vergangenheit nach und gestand sich ohne Rückhalt, daß er Marie einst geliebt habe, bis sie durch ihre Kälte, absichtliche Geringschätzung und durch die grausame Hartherzigkeit am Todestage seines Vaters ihn zurückgestoßen. Und sie hatte ihn dennoch nicht gehaßt, ihn vielmehr mit einer Glut und Treue geliebt, daß sie nach dem Hinscheiden des Zwillings ihm über das Meer folgte und all diesen künstlichen Trug ersann, um zu seinem leidenschaftlich begehrten Besitze zu gelangen? Das Schmeichlerische dieser Ueberlegung, welche ihm den vollen Sieg über das einst so stolze Mädchen offenbarte, stimmte ihn milder und milder, und aus dem rechtenden Ankläger wurde der mitfühlende Vertheidiger. Wer wollte ein Vergehen nicht straflos sprechen, das aus so heißer, so maßloser Liebe hervorgegangen war? Wenn Luisens Neigung einer stillen, ruhig fortglühenden Flamme geglichen hatte, so verglich er jetzt die alle Schranken hinwegräumende, sich an seine Fersen klammernde Leidenschaft Mariens mit einem verzehrenden Brande, den zu löschen ein jeder Versuch sich als ohnmächtig erweisen mußte. Er hatte die Trotzige, die an seiner Seite zu einem willenlosen Kinde geworden schien, in seinen Armen gehalten, diese einst so spröden, ihn demüthigenden Lippen mit tausend Küssen bedeckt, und er brauchte nur morgen die trennenden Meilen zurückzufliegen, um sich dieses Sieges in jeder Stunde von neuem bewußt zu werden.

Da glitt ein Mondstrahl durch die Weinranken des Fensters hindurch und funkelte auf dem Glase eines über der Bettstatt hängenden Bildchens. Johannes folgte dem freundlichen Fingerzeige des alten Vertrauten der Liebenden, nahm das Porträt herab und betrachtete es im Schein der kleinen Lampe. Es war eine kurz vor des Pfarrers Krankheit zum Wiegengeschenk für den Küster ange-

Digitized by Google

fertigte, dem Späher unbekannte Photographie, welche die Zwillinge in gleicher Kleidung nebeneinanderstehend darstellte.

Johannes lächelte. Welches wundersame Spiel der Natur! Auch er hätte jetzt nicht mit Bestimmtheit zu sagen gewußt, welcher der beiden Gestalten er den Namen Luise, welcher er den Namen Marie beilegen sollte, und das Endergebniß aller seiner weitern Gedanken war zuletzt doch immer, daß er im Besitze seines Weibes glücklich, und daß sein namenloses Glück unabhängig sei von dem Namen der Geliebten.

So freundliche Empfindungen begleiteten ihn in den Schlummer, nachdem er sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Traulicher Mondglanz füllte das Gemach, und in dem geheimnißvollen Weben und Schweben des Lichtes hielt er träumend bald Marie, bald Luise im Arm, bis die Traumbilder zu einem Wesen zusammenschmolzen, das er an seine Brust drückte und das ihn anlächelte mit den treuen Augen namenloser Liebe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Friedenspolitik des Deutschen Reiches.

Von

Wilhelm Müller.

Nicht die Wege der Napoleonischen Politik, sondern die einer ausschließlich nationalen Politik hat seit ihrem Auftreten die deutsche Reichsregierung eingeschlagen. Jene wollte erobern, fremde Völker unter ihr Scepter zwingen und ihren imperatorischen Einfluß über ganz Europa ausdehnen. „Ich bin nicht Kaiser von Frankreich, sondern Kaiser des Continents", sagte Napoleon I., ehe er den Niemen überschritt. Diese wollte einen „geographischen Begriff" zu einem concreten Ganzen umbilden, aus gleichartigen Völkerschaften eine Nation schaffen, aller Uebergriffe in die Angelegenheiten fremder Staaten sich enthalten, andererseits aber auch alleiniger Herr im eigenen Hause sein. Wenn dadurch ihr Einfluß auf andere Staaten in einer Weise zunahm, daß allmählich Deutschland das Centrum eines europäischen Friedensbundes wurde, so war dies die natürliche Folge der mächtigen Stellung und der Friedenstendenzen Deutschlands. Was Deutschland von Rechts wegen gehörte, zu erkämpfen, das Erkämpfte gegen jeden Angriff zu vertheidigen und zu behaupten, die Friedensbahn nur gezwungen zu verlassen: dies war die zwanzigjährige Politik unserer nationalen Regierung. Der Durchführung derselben standen die allergrößten Schwierigkeiten entgegen; aber der größte Staatsmann unsers Jahrhunderts verstand es, sie alle zu überwinden. Die englische Presse spricht sich von Zeit zu Zeit in den wärmsten Lobsprüchen aus über eine Regierung, welche nach so großen militärischen Erfolgen vom Mars sich verabschiedet und die Rolle des Cincinnatus übernimmt, um den Pflug nur dann zu verlassen, wenn die Gesandten des Senats es verlangen.

Noch standen die deutschen Heere auf französischem Boden, Paris war eingeschlossen, die Möglichkeit einer Rettung desselben nicht mehr zu erwarten: da dachten die Leiter der deutschen Politik schon an Verträge und Bündnisse, durch deren Abschluß die Resultate des Sieges mehr Festigkeit und Sicherheit erhalten sollten. Die Versailler Verträge waren geschlossen, die Mainlinie beseitigt, Nord und Süd zu einem für Krieg und Frieden wohlgegliederten Bundesstaat umgeschaffen worden. Im Interesse desselben eröffnete Bismarck vom versailler Hauptquartier aus die Verhandlungen mit dem Reichsministerium in Wien. In einer Depesche vom 5. Dec. 1870 schrieb Graf Beust an den österreichisch-ungarischen Gesandten

Digitized by Google

in Berlin, den Grafen von Wimpffen, daß der preußische Gesandte in Wien, General von Schweinitz, ihn, den Grafen Beust, schon vor einiger Zeit auf eine Mittheilung vorbereitet habe, welche den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken sollte, daß das Verhältniß des neugestalteten Deutschland zur Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie ganz jenen Charakter aufrichtiger und dauerhafter Freundschaft an sich tragen werde, die den Gesinnungen Preußens nicht weniger wie den Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit entspreche. Nachdem er hierüber dem Kaiser Bericht erstattet, habe er sich gegen Herrn von Schweinitz dahin ausgesprochen, daß die Regierung Oesterreich-Ungarns die angekündigte Mittheilung so günstig aufnehmen werde, wie es von seiten Preußens nur immer gewünscht werden könne; denn man beabsichtige nicht, der Logik der mächtigen Ereignisse, durch welche die Führung des neuen deutschen Bundes der Krone Preußens zugefallen sei, das Recht des Prager Friedensvertrages entgegenzustellen; vielmehr werde die wiener Erklärung bekunden, „daß wir die Freundschaftsanerbietungen Preußens und des unter seiner Leitung geeinten Deutschland gern und rückhaltslos annehmen und unsers geschichtlichen Verbandes mit ihm nur gedenken werden, um es auch in seiner neuen Gestalt mit unsern besten Wünschen zu begleiten und jede Gelegenheit zur Verständigung mit ihm in herzlicher Bereitwilligkeit zu ergreifen".

Eine solche Sprache konnte auch der hochgradigste Optimist von dem Chef eines Cabinets nicht erwarten, der fünf Monate vorher in seiner Depesche vom 20. Juli den Botschafter Fürsten Metternich beauftragt hatte, dem Kaiser Napoleon und dessen Ministern zu wiederholen, „daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende 1869 zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs wie die unserige betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden". Aber die Thatsachen waren stärker und mächtiger als die Phantasien und Sentimentalitäten des Grafen Beust. Mit einem Preußen, das nach Niederwerfung Frankreichs sich an die Spitze des gesammten Deutschen Reiches stellte, mußte auch Graf Beust rechnen, so widerwärtig ihm auch das hohenzollernsche Kaiserthum und der nicht zu bestreitende Ruhm der Bismarck'schen Staatskunst war. Mit einem solchen Reiche gute Beziehungen zu unterhalten, lag ja im politischen und wirthschaftlichen Interesse des Donaustaates selbst; ein großer Theil seiner Bewohner, voran die Deutschen und Ungarn, hielt eine solche Wendung der österreichischen Politik für durchaus geboten. Und doch war die rasche Wiederaufnahme freundlicher Beziehungen von seiten Deutschlands nur dadurch möglich, daß Preußen bei den Nikolsburger Verhandlungen dem Kaiser Franz Joseph keine zu harten Friedensbedingungen auferlegt, insbesondere keine Gebietsabtretung zugemuthet hat. Jetzt erst zeigte sich, wie richtig Moltke die politischen Verhältnisse beurtheilt hat, wenn er in dem Generalstabswerk von 1866 sich dahin äußerte: „Die von Oesterreich dargebotenen Bedingungen schlossen die Möglichkeit künftiger Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu dem frühern Bundesgenossen nicht aus. Weder der Ehre noch der Macht Oesterreichs war eine Wunde geschlagen, welche eine unheilbare Feindschaft zwischen beiden Staaten nothwendig im Gefolge hatte. Wenn man mehr forderte, wenn eine glückliche Fortsetzung des Krieges mehr zu erzwingen

Digitized by Google

erlaubte, so mußte ein Stachel zurückbleiben, den keine Zeit entfernt hätte. Den Bruch zwischen Preußen und Oesterreich zu verewigen, konnte nicht im Interesse Deutschlands und Preußens liegen." Wir sehen hieraus die scharfe Voraussicht des preußischen Hauptquartiers, das schon beim Friedensschluß darauf Bedacht nahm, daß der besiegte Gegner nicht ein unversöhnlicher Gegner würde; denn das war ihm ja nach den vielen diplomatischen Verhandlungen klar, daß Napoleon III. und der Chauvinismus Preußen niemals den Tag von Sadowa verzeihen, immer wieder unmögliche Compensationen zur Sprache bringen und zuletzt zur Rettung des französischen Prestige zu den Waffen greifen würden. Aber was bei Oesterreich trotz Königgrätz möglich war, das war von Frankreich nach Sedan und Versailles nicht zu erwarten. Treffend sagte Moltke im Reichstage am 16. Febr. 1874: „Ein großes weltgeschichtliches Ereigniß, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stoßen wir auf das Mistrauen, daß Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar sein könnte." Aber aus der Thatsache, daß das keines Gebietstheiles beraubte Oesterreich nach vier Jahren schon in die dargebotene Friedenshand mit Freuden einschlug, während Frankreich, dem sein alter Raub wieder abgenommen wurde, noch heute seine Revanchepläne festhält, den Schluß ziehen zu wollen, daß dasselbe, zu keiner Gebietsabtretung gezwungen, ebenso zur Versöhnung geneigt gewesen wäre wie Oesterreich, zeugt nicht von richtigem politischen Urtheil. Es bleibt bei dem, was Bismarck in seinem Rundschreiben vom 13. Sept. 1870 gesagt hat: „Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgendwelche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen verletzter Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen."

Angesichts dieser Zukunft war es von Werth, Oesterreich von seinen französischen Sympathien abzubringen und wieder zu seinem alten Bundestagsrivalen, diesmal aber als wohlwollenden Freund zurückzuführen. Sobald daher Bismarck die Aeußerungen des Grafen Beust erfuhr, richtete er an Herrn von Schweinitz die Depesche vom 14. Dec. 1870, worin er der österreichischen Regierung die neue Gestaltung der deutschen Verhältnisse anzeigte, dabei des Prager Friedens und der Süddeutschland betreffenden Bestimmungen desselben erwähnte und die Ueberzeugung ausdrückte, daß Deutschland, dessen nationale Bestrebungen und Bedürfnisse nun befriedigt seien, in die freundschaftlichsten Beziehungen zu Oesterreich treten werde. „Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wir dürfen es zuversichtlich hoffen, werden mit den Gefühlen des gegenseitigen Wohlwollens aufeinander blicken

Digitized by Google

und sich zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens der beiden Länder die Hand reichen." Die Antwort des Grafen Beust vom 26. Dec. ließ sich auf den Prager Frieden und die süddeutschen Verträge nicht näher ein, da „die Vermeidung einer Discussion in dieser Richtung in beiderseitigem Interesse liege", erblickte „in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung einen Act von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der modernen Entwickelung Europas", und glaubte jetzt schon bestätigen zu dürfen, „daß in allen maßgebenden Kreisen Oesterreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrscht, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen wird, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen". Dieselben wurden wesentlich gestärkt durch die Zusammenkünfte, welche im August und September 1871 in Ischl, Gastein und Salzburg zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Kaiser Franz Joseph stattfanden. Beide hatten ihre leitenden Minister bei sich, Franz Joseph auch noch die österreichischen und ungarischen Ministerpräsidenten, die Grafen Hohenwart und Andrássy. Fürst Bismarck hatte mehrere Conferenzen mit dem Grafen Beust. Ueber den Inhalt dieser Unterredungen ist nichts Näheres bekannt geworden; doch geht aus dem Rundschreiben vom 12. Sept., das Beust an die Gesandtschaften an den auswärtigen Höfen richtete, so viel hervor, daß die österreichische Regierung des Jahres 1866 nicht mehr gedachte und das Jahr 1871 mit allen seinen Consequenzen annahm. Er sagte darin: „Diese Besprechungen haben zu Ergebnissen geführt, die wir als äußerst befriedigende betrachten müssen, sowol für uns selbst als auch, wie ich gern glaube, für alle Cabinete, welche den Wunsch hegen, den Frieden Europas auf eine solide Grundlage gestellt zu sehen. Meine Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck haben nicht nur unsern recht aufrichtigen Wunsch erkennbar werden lassen, zur Befestigung des allgemeinen Friedens beizutragen und die Rückkehr aufregender Fragen zu verhindern, welche den Frieden gefährden könnten; sie haben uns auch gestattet, eine vollkommene Uebereinstimmung der Anschauungen zu erkennen über die Natur unserer zukünftigen Beziehungen, über das Nichtvorhandensein jeder Collision unserer Interessen, endlich über den Nutzen eines vorläufigen Einverständnisses in allen politischen Fragen und die leichte Möglichkeit, dasselbe herzustellen." Damit war für die Friedenspolitik der deutschen Regierung schon viel erreicht; aber die Erfolge wurden sicherer, die Versöhnung zwischen beiden Kaiserreichen aufrichtiger und dauerhafter, als Graf Beust (noch im nämlichen Jahre) entlassen und Graf Andrássy zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Denn solange Beust, welcher noch im Jahre 1881 in einem pariser Salon die für einen deutschen Edelmann befremdenden Worte aussprach: „Mein Herz ist französisch", am Staatsruder saß, war Oesterreich für Deutschland nicht unter allen Umständen ein zuverlässiger Bundesgenosse; es wurde ein solcher erst, als Andrássy die Leitung der auswärtigen Politik übernahm; denn dieser, welcher die Stellung Oesterreich-Ungarns, und besonders Ungarns, nur durch den engen Anschluß an Deutschland gewahrt sah, ging mit Freuden auf die Anerbietungen und Vorschläge des deutschen Reichskanzlers ein, unterhielt mit demselben fortwährend die intimsten Beziehungen und half im Bunde mit ihm, das österreichische Staatsschiff in das deutsche Fahrwasser überführen, ohne daß

Digitized by Google

dasselbe an seiner Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit etwas einbüßte, wofür schon die slawischen Volksstämme sorgten.

Bereits hatte alle Welt ein vollgültiges Zeugniß für die friedlichen Absichten des neuerstandenen Deutschen Reiches. Kaiser Wilhelm sagte am 21. März 1871 in seiner Thronrede bei Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages, voll Genugthuung über die großen Erfolge: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherheit unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung.“ Doch sollte ganz Europa wissen, daß dieses mächtige Reich fern sei von jeder Eroberungslust und Interventionssucht und in dem Herzen Europas ein Friedensreich bilde, das, wie es in die Angelegenheiten anderer Staaten sich nicht mische, so von niemand eine Einmischung dulde, zur Offensive nicht geneigt, aber in der Defensive zu respectiren sei. Dieses Zukunftsprogramm war in folgenden Worten ausgedrückt: „Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seiner Heereseinrichtungen, bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Misbrauch seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufrieden stellendes Erbtheil zu bewahren.“ Diese Worte waren ein an ganz Europa gerichtetes Manifest, den Freunden zum Schutz, den Feinden zum Trutz. Frankreich und die päpstliche Curie durften besonders diese Worte genauer erwägen, jenes, weil es in seinem Größenwahnsinn und seiner Verbissenheit die Rolle des Friedensstörers gar nicht mehr aus der Hand geben wollte; diese, weil es dem neuen Deutschen Reich den Rückschritt ins Mittelalter zutraute und sogar zumuthete, indem es verlangte, dasselbe solle die Wege der Ottonen, der Salier und der Staufen wandeln und seine erste Romfahrt durch die gewaltsame Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes einweihen.

Es war für die Franzosen ein unerträglicher Gedanke, daß Oesterreich-Ungarn, das volle vier Jahre lang eine antipreußische und antideutsche Politik befolgt hatte, in das Lager dieser ihnen so verhaßten Preußen übergegangen war. Nur die eine Hoffnung tröstete sie, daß Rußland, das seit dem Krimkriege einen tiefen Groll gegen Oesterreich hegte, ebendeshalb seiner bisherigen Freundschaft mit Preußen entsagen und der schon so vielfach ausgesprochenen Idee einer russisch-französischen Allianz zugänglicher sein werde. Jedenfalls werde, glaubten sie, eine gründliche Entfremdung zwischen Rußland und Preußen eintreten. Aber auch die deutsche Regierung hatte sich die Sache überlegt. Sie arbeitete auf eine Versöhnung zwischen Rußland und Oesterreich hin, und es gelang ihr. Die Drei-

Digitized by Google

Kaiser-Zusammenkunft kam im September 1872 in Berlin zu Stande. Zwischen Bismarck, Gortschakow und Andrássy fanden lange Conferenzen statt. Der Inhalt und die Resultate derselben entziehen sich unserer Kenntniß. Fürst Gortschakow soll nachher gesagt haben, das Beste an dieser Zusammenkunft sei gewesen, daß man nichts Schriftliches aufgesetzt habe. Deshalb darf man aber die Bedeutung dieser Zusammenkunft nicht unterschätzen. Wenn die drei größten Monarchen des Continents eine Woche lang fast stündlich miteinander verkehren, wenn ihre ersten Minister täglich Besprechungen miteinander haben, so ist die bloße Thatsache jenes Verkehrs so viel werth als eine Allianz, und die Besprechungen der Minister haben sich sicherlich auf alle Fragen erstreckt, bei deren glücklicher Lösung die Regierungen derselben, sei es einzeln, sei es alle drei, sehr interessirt waren. Allgemein hat man die Bedeutung dieser Zusammenkunft hauptsächlich dahin festgestellt, daß man sie als eine Anerkennung der nationalen Erhebung Deutschlands, der Errichtung eines Deutschen Reiches und Kaiserthums, der geschickten Führung der Reichspolitik und zugleich als eine persönliche Huldigung für den großen Monarchen ansah, der durch seine weise und nationale Politik den Geschicken Deutschlands auf Jahrhunderte hinein eine feste Richtung gegeben hat. Von dem Fürsten Bismarck selbst haben wir zwei Aeußerungen über die Bedeutung dieser Septembertage. In der einen faßte er dieselbe dahin zusammen: „Die bloße Thatsache dieser Zusammenkunft werde überall als ein den Frieden verbürgender Abschluß der bisherigen großen Ereignisse angesehen werden, und der allgemeine Glaube an den Frieden sei ja besonders für die emporblühende Gewerbthätigkeit fast ebenso wichtig wie die Erhaltung des Friedens selbst.“ Die andere Aeußerung war an die Deputation der Stadt Berlin gerichtet, welche während der Zusammenkunft, am 9. Sept., dem Fürsten das Ehrenbürgerdiplom überreichte, und lautete: „Die freundschaftliche Begegnung der Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens bestärken und unsern Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“

Es war hart für Frankreich, hören zu müssen, daß Kaiser Alexander II. bei dem Galadiner am 7. Sept., an Kaiser Wilhelm sich wendend, einen Toast ausgebracht habe: „Auf das Wohl Ihrer braven Armee!“ Nur um so mehr fühlte es das Drückende seiner isolirten Stellung. Um die Franzosen zur Aufrechthaltung des Friedens zu zwingen, operirte Bismarck mit größter Geschicklichkeit. Er wollte es dahin bringen, daß mit Frankreich kein Staat ein Bündniß eingehe. Während der deutsche Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim, in seinen Depeschen an das Reichskanzleramt die Ansicht äußerte, „die Fortdauer der republikanischen Institutionen in Frankreich sei den monarchischen Institutionen in Deutschland gefährlich“, und deshalb sich dafür aussprach, daß die deutsche Reichsregierung die Bestrebungen der französischen Monarchisten für Wiederherstellung des Königthums unterstützen solle, erklärte der Reichskanzler in seiner Antwort vom 20. Dec. 1872: „Unser Bedürfniß ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden, und zu verhüten, daß Frankreich, wenn es uns den Frieden nicht halten will, Bundesgenossen finde. Solange es solche nicht hat, ist uns Frankreich nicht gefährlich, und solange die großen Monarchien Europas zusammenhalten, ist ihnen keine Republik gefährlich.

Digitized by Google

Dagegen wird eine französische Republik sehr schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden." Um so eifriger betrieb Frankreich die Reorganisation seiner Armee. Durch das Kriegsdienstgesetz vom 27. Juli 1872 wurde die allgemeine Wehrpflicht und das Institut der Einjährig-Freiwilligen eingeführt; durch das Organisationsgesetz vom 24. Juli 1873 wurden 40 neue Regimenter formirt und die Eintheilung der Armee in 18 Corps, wozu noch für Algerien ein 19. hinzukam, angeordnet; durch das Cadresgesetz vom 13. März 1875 wurden die Bataillonscadres in der Weise vermehrt, daß, während bisher die Regimenter aus 3 Bataillonen mit einer Maximalstärke von je 1000 Mann bestanden, nun Regimenter von 4 Bataillonen errichtet werden konnten, wodurch die Maximalstärke des Regiments auf 4000 Mann erhöht wurde. Da die Zahl der Infanterieregimenter 144 betrug, so vermehrte das Cadresgesetz die französische Armee um 144 Bataillone, d. h. um 144000 Mann. Dieses Gesetz schien ganz darauf berechnet zu sein, rasch einen Rahmen zu gewinnen, um gewaltige Volksmassen in die neue militärische Organisation hineinzuwerfen und so mit überwältigenden Zahlen den Revanchekrieg zu beginnen. Nach vollständiger Durchführung der Reorganisation, wofür das Jahr 1885 als Termin angenommen wurde, bestand die erste Operationsarmee Frankreichs aus 845800 Mann, und wenn man zu dieser hohen Zahl auch noch die Reserve, die Territorialarmee und deren Reserve rechnet, so bekam man eine Masse von mehr als 2 Mill. Soldaten, die, wenn auch nicht gleichmäßig ausgebildet, so doch in feste Truppenverbände eingetheilt und trefflich ausgerüstet waren.

Alle Parteien, von den extremsten Royalisten bis zu den extremsten Republikanern, waren darin einig, daß für die Reorganisation der Armee alles gethan, alles getragen werden müsse. Die Regierung mochte von der Nationalversammlung noch so viele Millionen für diese Zwecke verlangen: alles wurde ihr bewilligt, sogar noch mehr Geld ihr angeboten, als sie forderte. Selbst einem unpopulären Ministerium, dem die Volksvertretung die Bewilligung des Budgets versagte, wurden, wie dies 1877 der Fall war, die Militärcredite ohne alle Debatte bewilligt. Dieser Theil des Budgets wurde, das Ministerium und die Kammern mochten zusammengesetzt sein, wie sie wollten, niemals in Frage gestellt, blieb außer aller Discussion, hatte mit der innern Politik und mit den Fractionsstreitigkeiten nichts zu schaffen; denn alle Parteien wollten die verdunkelte militärische Gloire wieder in ihrem alten Glanze erblicken, die entrissenen Provinzen zurückerobern oder Compensationen, etwa in Belgien, dafür erringen. Die Armee war das Schoskind der Nation, die Revanche der Gegenstand eines förmlichen Cultus. Dazu kamen die Bestrebungen und Agitationen der Jesuiten, welche an der Napoleonischen Kriegserklärung vom Juli 1870 einen so wesentlichen Antheil gehabt hatten; denn die Errichtung eines geeinigten Deutschen Reiches unter einem protestantischen Kaiser erschien ihnen als ein schwerer Schlag für den Klerikalismus. Unerschöpflich in Erfinnung neuer Pläne suchten sie nun das nationale Unglück für ihre Zwecke auszubeuten. Das erschütterte Frankreich sollte unter die Herrschaft der Jesuiten gebracht, der nationale und religiöse Fanatismus beständig aufgestachelt, der Klerikalismus als die einzige Hoffnung Frankreichs betrachtet, der Revanche-

Digitized by Google

krieg zugleich als Confessionskrieg, als ein national-klerikaler Kreuzzug angesehen werden. Zur Erreichung solcher Ziele wurden Erscheinungen der Jungfrau Maria in Scene gesetzt, die Wunderquelle zu Lourdes und an andern Orten eröffnet, der Cultus des „Heiligen Herzens Jesu" bis zum Wahnwitz getrieben, Processionen von 10- und 20000 Menschen veranstaltet, Glaubenslieder mit einem Revancherefrain gesungen und so der Fanatismus in der erwünschten Höhe gehalten.

Der Wechsel in der Stelle eines Präsidenten der französischen Republik, welcher 1873 den Marschall Mac-Mahon zum Nachfolger Thiers' machte, die Einsetzung eines monarchisch-klerikalen Ministeriums, die Fusionsbestrebungen der Legitimisten und Orléanisten und ihre Restaurationspläne, welche die Zurückführung des Grafen Chambord als König Heinrich V. bezweckten: dies alles machte die Situation sehr günstig für die Zwecke der Jesuiten. Zunächst war von ihnen das Königreich Italien bedroht. Victor Emanuel sollte durch eine französische Invasion zur Herausgabe seines „Kirchenraubes" gezwungen, der Papst als Beherrscher des Kirchenstaates wieder eingesetzt werden. Hatte der italienische König schon von Thiers und Mac-Mahon nichts als Uebelwollen empfunden: was sollte erst werden, wenn Graf Chambord, der Kirche gehorsamster Sohn, den Thron seiner Väter bestieg? Die Errungenschaften von 1859 und 1866 standen für Victor Emanuel auf dem Spiel. Dieser hatte zwar nicht die geringsten Sympathien für Deutschland, war in französischen Ideen aufgewachsen, hatte bisher nichts Höheres gekannt als Frankreich und die Napoleonische Politik, hatte Oesterreich zwei Provinzen weggenommen und war noch im Jahre 1870 bereit gewesen, um den Preis der Ueberlassung Roms den Kaiser Napoleon im Kriege gegen Deutschland zu unterstützen; aber auch hier zeigten sich die Thatsachen stärker als persönliche Sympathien und Antipathien. Begleitet von dem Ministerpräsidenten Minghetti und von dem Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, trat der König am 16. Sept. 1873 die Reise nach Wien und nach Berlin an, um für den Fall eines französischen Angriffs den Schutz der beiden Kaiser sich zu erbitten. Die Reise nach Wien bedeutete Rückenfreiheit, Neutralität; denn es war zu fürchten, daß Oesterreich einen italienisch-französischen Krieg benutze, um Mailand und Venetien wiederzuerobern. Die Reise nach Berlin, dessen Regierung selbst auch im Kampfe mit dem Papst Pius IX. und dem Klerikalismus sich befand, bezweckte, für den Kriegsfall, die Zusicherung eines deutschen Offensivstoßes in das Herz Frankreichs. Der Erfolg dieser Reise war für Victor Emanuel günstig. Wir finden in einer Depesche des Fürsten Bismarck vom 18. Jan. 1874 die Aeußerung: „Wir wünschen keineswegs einen Conflict zwischen Frankreich und Italien ausbrechen zu sehen, weil wir bei einem solchen uns der Unterstützung Italiens nicht würden entziehen können." Der Besuch Victor Emanuel's in Berlin wurde bekanntlich von Kaiser Wilhelm im Jahre 1875 erwidert. Bei dessen Einzug in Mailand am 18. Oct. wurde er von der Bevölkerung mit einer solchen Begeisterung aufgenommen, daß er an die Kaiserin telegraphirte: „Ich habe in meinem ganzen Leben nie etwas Aehnliches gesehen." Die Gefahr für Italien verzog sich. Die Restauration des Grafen Chambord hatte sich infolge seiner legitimistischen Starrheit als eine

Digitized by Google

unmögliche erwiesen, und in der 1877 gewählten französischen Kammer war die Mehrheit antiklerikal gestimmt.

Anders war die Situation Frankreichs Deutschland gegenüber. Ob klerikal oder antiklerikal: das machte, wenn es sich um die Revanche handelte, gar keinen Unterschied. Der Gedanke an die Revanche beherrschte alles und alle. Daß diese das unabänderliche Ziel der französischen Politik sein müsse, darüber waren alle einig. Thiers, Mac-Mahon, Grévy, alle drei dachten darüber das Nämliche. Ob der als friedliebend bezeichnete Waddington oder der Heißsporn Gambetta das Ministerpräsidium führte, war für diesen Zweck gleichgültig. Der „Temps", das Organ Waddington's, machte einen Unterschied zwischen Niederlage und Eroberung und sagte: „Wenn einem Lande ein Theil seines alten Besitzstandes gewaltsam entrissen worden ist, dann sind es nicht Revanchegelüste, die seine Haltung dem siegreichen Feinde gegenüber bestimmen; es hat das Bedürfniß, die alten Bedingungen des nationalen Lebens, an die es sich gewöhnt hatte und die ihm lieb geworden waren, wiederherzustellen, und dieses Bedürfniß leitet seine Politik." Daß auch Deutschland das Bedürfniß gehabt hat, den ihm gewaltsam entrissenen alten Besitzstand wieder an sich zu ziehen, daß es sich 1870 für Deutschland nicht um Eroberung, sondern um Zurückeroberung handelte, das verschweigt der „Temps" gerade so wie die „République française", das Organ Gambetta's. In dieser Beziehung sind alle französischen Preßorgane eindressirt wie Marionetten. Nur über das eine herrschte unter den leitenden Personen und den Parteien Meinungsverschiedenheit, über die Zeit, wann die Revanche eröffnet werden sollte. Die Besonnenern wollten jedenfalls den Abschluß der Armeereorganisation abwarten und waren der Ansicht, daß Frankreich nicht eher die Offensive ergreifen solle, bis es einen starken Alliirten habe und bis Deutschlands Actionsfähigkeit durch innere oder äußere Verlegenheiten vermindert sei. Die Heißblütigern erhoben sich über diese Vorsichtsmaßregeln und waren, im Vertrauen auf die Massenhaftigkeit der französischen Streitmacht und auf die Festigkeit der längs der französisch-deutschen Grenze neuerrichteten Vertheidigungslinie, zu sofortigem Losschlagen bereit. Der berühmte Akademiker Littré sprach sich in einem Artikel über „Die französische Republik und das Ausland" dahin aus: „Frankreich denkt nicht an die Revanche, weil es nicht an dieselbe denken kann. Wenn ein allgemeiner Krieg ausbräche, würde die französische Republik das ihr mit Gewalt Abgenommene mit Gewalt zurückzugewinnen trachten." Deutschland wird gut daran thun, das erste nicht zu glauben und das zweite als sicher anzunehmen. In allen unsern politischen Berechnungen gilt es als oberster Satz, daß der Beginn eines französisch-deutschen Krieges unberechenbar ist; daß jeder Gegner Deutschlands auf Frankreichs Beistand rechnen kann; daß Frankreich keine zur Revanche günstige Gelegenheit unbenutzt läßt.

Wir haben gesehen, daß die deutsche Reichsregierung Bündnisse mit andern Staaten abschloß und Frankreich bündnißunfähig zu machen suchte, daß es in seiner äußern Politik nirgends eine Lücke sich bilden ließ. Begreiflicherweise beobachtete sie auch die Fortschritte der französischen Militärorganisation mit scharfem

Digitized by Google

Blick. Das Auftreten der klerikalen Glaubensarmee mit ihren Revancheliedern, das aggressive Vorgehen der bischöflichen Hirtenbriefe gegen die deutsche Reichsregierung, sogar gegen die Person des Kaisers, und der Erlaß des Cadresgesetzes mußten in Berlin beunruhigend wirken und als Symptome eines baldigen Losschlagens aufgefaßt werden, zumal da die wiener Presse damals das Gerücht aussprengte, daß die Stellung des Grafen Andrássy durch eine mächtige Partei im Heere und am Hofe, vor allem in der hohen Geistlichkeit, bedroht und eine neue Schwenkung der österreichischen Politik beabsichtigt sei. Hinsichtlich des französischen Klerikalismus sprach sich Bismarck in einer Depesche vom Januar 1874, die an die deutschen Botschafter an den großen Höfen gerichtet war, dahin aus: „Die deutsche Reichsregierung sei zwar von dem Wunsche durchdrungen, mit Frankreich im Frieden zu leben. Wenn jedoch außer allen Zweifel gestellt werden würde, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich sei, dann würde die deutsche Regierung es nicht vor ihrem Gewissen und vor der Nation verantworten können, den Zeitpunkt abzuwarten, der für Frankreich der passendste wäre. Der Antagonist Deutschlands sei zur Zeit das geistliche Rom. Darin liege die Gefahr für das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. Sobald sich Frankreich mit Rom identificire, werde es ebendadurch der geschworene Feind Deutschlands. Ein der kirchenstaatlichen Theokratie unterthäniges Frankreich sei mit dem Weltfrieden unvereinbar. Trennung der französischen Regierung von der Sache des Ultramontanismus sei die sicherste Gewähr für die Ruhe Europas und für die friedliche, menschenwürdige Fortentwickelung des politischen Lebens der Völker diesseit und jenseit der Vogesen.“ Dem Cadresgesetz gegenüber machte die deutsche Reichsregierung weder Gegenrüstungen, noch verlangte sie von Frankreich Aufklärungen über dessen Rüstungen, oder Einstellung derselben; sie beschränkte sich vielmehr darauf, durch ihre Botschafter die fremden Regierungen, zunächst Rußland, Oesterreich und England, in vertraulicher Weise auf die Tragweite des Cadresgesetzes aufmerksam zu machen. Sobald die französische Regierung Nachricht hiervon erhielt, wandte sie sich mit ihren Klagerufen nach London und Petersburg, ihre Unschuld betheuernd und Deutschland des Planes einer neuen Invasion anklagend. Diese Klagen fielen auf einen günstigen Boden. Kaiser Alexander II., auf einer Reise nach Ems begriffen, kam mit dem Fürsten Gortschakow am 10. Mai 1875 in Berlin an und verweilte dort bis zum 13. Sein erster Besuch galt dem Fürsten Bismarck. Häufige Besprechungen zwischen den Monarchen und Ministern fanden statt. Aber die sogenannten „Friedensbemühungen“ Rußlands fanden nicht viel Material für ihre Thätigkeit. Kaiser Alexander selbst äußerte vor seiner Abreise aus Berlin: „Rußlands Friedensaufgabe sei leicht; denn kein Staat wolle den Krieg; er habe hier die friedlichsten Absichten bei Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck gefunden; die Cooperation Deutschlands für die Erhaltung des Friedens sei niemals fraglich gewesen und dürfte als vollständig gesichert angesehen werden.“ Der eitle Fürst Gortschakow, welcher diese Gelegenheit mit Freuden ergriff, um als Friedensfürst von Europa und als Retter Frankreichs auftreten zu können, sagte vor seiner Abreise aus Petersburg zu dem französischen Botschafter, General Leflô: „Seid stark! Ihr seid zu reich, um nicht Neid zu erregen. Die Milliarden, die ihr

Digitized by Google

gezahlt habt, kehren zu euch zurück, und Frankreich macht Bismarck Sorgen. Ich habe es ihm gesagt; denn wir sind über seine Handlungsweise entrüstet. Noch einmal: macht euch stark! Ich verspreche Ihnen, mich in Berlin bei dem Fürsten Bismarck zu verwenden. Der Zar wird bei dem Kaiser ebendasselbe thun." Er kam nach Berlin, als der englische Botschafter bereits nach London berichtet hatte, daß jede Kriegsgefahr beseitigt sei, machte aber trotzdem solch eifrige und ostentative Friedensbemühungen, als ob die Lösung der Kriegsfrage lediglich von seiner Entscheidung abhinge. Daß Fürst Gortschakow den deutschen Reichskanzler durchaus zum Friedensstörer, der nur durch ihn gebändigt worden sei, machen wollte, mußte letztern aufs tiefste verletzen. Er äußerte später hierüber: „Ich sagte dem Kaiser von Rußland, und ich sagte Gortschakow: wenn ihr ein solches Verlangen nach einer französischen Apotheose habt, so besitzen wir noch Credit genug in Paris, um euch in irgendeinem Theater erscheinen zu lassen in einem mythologischen Costüm, mit Flügeln an den Schultern und von bengalischem Licht beleuchtet. Es lohnte sich wirklich nicht, uns als Bösewichter darzustellen zu dem einzigen Zweck, ein Rundschreiben zu erlassen."

Noch tragischer faßte das englische Cabinet, in welchem damals D'Israeli Präsident und Lord Derby Minister des Auswärtigen war, die Sache auf. Nicht nur daß die Königin Victoria in einem an Kaiser Wilhelm gerichteten Schreiben für den Frieden plaidirte; Lord Derby wandte sich geradezu an den Fürsten Bismarck mit dem Anerbieten, die Vermittlerrolle in dem deutsch-französischen Conflict übernehmen zu wollen, und erklärte im Oberhause: „Die französische Regierung habe jede kriegerische Absicht in Abrede gestellt, und diese Ableugnung habe er als eine in voller Aufrichtigkeit gemachte angesehen und sehe sie noch so an; das Cabinet gewähre den russischen Friedensbemühungen seine volle Unterstützung." Dasselbe ging aber über die „Unterstützung" noch weit hinaus. Gegenüber der berliner Kriegslust, von welcher das böse Gewissen Frankreichs so viel Schreckliches anzuführen wußte, wollte das englische Cabinet eine „Friedensliga" stiften, und forderte die andern Mächte zur Unterzeichnung einer „Friedensmediation" auf. Schlossen sich Rußland, Oesterreich und Italien dieser Friedensmediation an, so durfte Bismarck sein Drei-Kaiser-Bündniß in die Rumpelkammer werfen, Deutschland war isolirt, und es begann wieder eine Zeit, wo ganz Europa nach der Pfeife der Westmächte, d. h. Englands und Frankreichs, tanzen durfte, beziehungsweise mußte. Daß dieser Plan mislang, hat Deutschland, außer dem Kaiser Alexander, besonders auch dem Grafen Andrássy zu verdanken. Dieser erkannte recht wohl, daß dem Drei-Kaiser-Bündniß, dessen Erhaltung seiner ungarischen Politik so sehr entsprach, und eben damit dem Frieden durch diese Friedensmediation große Gefahr drohe; daß, wenn Oesterreich sich an dieselbe anschließen würde, eine Art Coalition gegen Deutschland sich eben damit gebildet hätte, wenigstens die Cadres dazu hergestellt wären, und daß Frankreich diese Coalition dazu benutzen würde, um den Krieg, welchen das englische Cabinet mit so viel Ostentation zu verhindern suche, gegen das isolirte Deutschland zu eröffnen. Er erklärte also dem englischen Cabinet, das ihn zur Theilnahme an der Friedensmediation aufforderte, „er sehe keinen Anlaß, Deutschland eine friedenstörende Tendenz zu insinuiren, zumal da er von

Digitized by Google

dem Fürsten Bismarck officielle Zusicherungen über die gemäßigten Dispositionen der deutschen Regierung habe, daher er seine Theilnahme ablehnen müsse". Als Lord Derby ihm später mittheilte, daß er nun, nach den ihm von Berlin aus zugekommenen Aufklärungen, selbst den Frieden als gesichert betrachte, erwiderte Andrássy, „das englische Cabinet habe damit nur eine Ueberzeugung gewonnen, in deren Besitz man sich in Wien schon vor dem Beginn der diplomatischen Thätigkeit Englands befunden habe". Das deutsche Volk erfuhr erst dann, um was es sich handelte, als es den die damalige Situation beleuchtenden Artikel der berliner Zeitung „Die Post" (vom 8. April) zu lesen bekam, welcher die Ueberschrift führte: „Ist der Krieg in Sicht?" welche Frage dahin beantwortet wurde: „Der Krieg ist allerdings in Sicht, was aber nicht ausschließt, daß die Wolke sich zerstreut." Sie zerstreute sich, ohne daß es nöthig gewesen wäre, daß das russische und das englische Cabinet sich für dieselbe interessirt hätten, und Frankreich blieb gerade so isolirt wie vorher. Seine Hoffnung auf Allianzen wurde durch den Ausbruch der orientalischen Krisis, die im Sommer 1875 mit dem Aufstand in der Herzegowina begann, zerstört; denn sowol Fürst Gortschakow als Lord Derby hatten nun keine Zeit mehr, die Klagelieder von der Seine anzuhören; aller Augen waren auf die Balkanhalbinsel gerichtet; Deutschland und Frankreich standen, von Kopf bis zu Fuß sich messend, im Hintergrunde.

Im Verlauf der orientalischen Krisis betheiligte sich die deutsche Reichsregierung an allen Versuchen der Großmächte, welche den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges verhüten sollten. Wir nennen die Andrássy'sche Note vom 30. Dec. 1875, das berliner Memorandum vom 14. Mai 1876 und die Conferenz zu Konstantinopel vom 23. Dec. 1876 bis zum 20. Jan. 1877. Eine Interpellation des Abgeordneten Richter gab dem Fürsten Bismarck Gelegenheit, im Reichstage sich über die Stellung der deutschen Reichsregierung zur orientalischen Frage auszusprechen. In der Sitzung vom 5. Dec. 1876 sagte er: „Rußland verlangt von uns gar nichts, als auf einer friedlichen Conferenz unsere Mitwirkung zu einem Zwecke, der auch der unserige ist, nämlich zu einer bessern Stellung der Christen der europäischen Türkei und zur Herbeiführung von Zuständen, bei denen solche Vorgänge, wie die Metzeleien der Tscherkessen in Bulgarien, nicht mehr zu den Wahrscheinlichkeiten gehören. Auch für den Fall, daß Rußland auf eigene Hand vorgeht, um mit den Waffen der Pforte abzukämpfen, was sie friedlich nicht bewilligen will, verlangt es keinen Dienst von uns, sondern nur unsere Neutralität, was vollständig in unserm Interesse liegt." Denen gegenüber, welche ein Interesse daran hatten, Deutschland mit Rußland zu „brouilliren", sagte er: „Bemühen Sie sich, wie Sie wollen, ich gebe Ihnen die Versicherung: solange wir auf diesem Flecke stehen, wird es Ihnen nicht gelingen, unsere guten, innigen und soliden Beziehungen zu Rußland zu stören und in unsere erprobte hundertjährige Freundschaft einen Riß zu machen. Dazu gehören stärkere Leute als Sie, stärkere Leute als ich, dazu gehört die kaiserlich russische Regierung selbst, und auch diese hat nicht die Absicht." Das Drei-Kaiser-Bündniß, versicherte er, bestehe in voller Geltung; „zu irgendwelcher activen Betheiligung Deutschlands, das, vielleicht nebst

Digitized by Google

Frankreich, die in der orientalischen Frage mindest betheiligte Macht sei, werde er nicht rathen, solange in dem ganzen Streit für Deutschland kein Interesse in Frage stehe, das auch nur die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth wäre". Bei einem seiner Tischgespräche in jenen Tagen äußerte er: „Die Aufgabe Deutschlands sei eine Friedensaufgabe; aber es könne andern Nationen nicht einen akademischen Rath ertheilen, um sie von einer Action zurückzuhalten, die sie in ihrem Lebensinteresse fänden. Bedenklich würde es sein, wenn Oesterreich in den Conflict hineingezogen würde und sich in seiner Integrität bedroht fühlen sollte. Dann wäre es Deutschlands Beruf, für den Bestand Oesterreichs und überhaupt im großen und ganzen für den der jetzigen Landkarte einzustehen, vorausgesetzt, daß in Oesterreich nicht unsere Gegner ans Ruder kämen."

Während des russisch-türkischen Krieges bot die deutsche Reichsregierung alles auf, um denselben zu localisiren und andere Großmächte vom Eintreten in denselben abzuhalten. Aber die Niederwerfung der türkischen Armeen, der Vertrag von Adrianopel und die Friedenspräliminarien von San-Stefano veranlaßten England und Oesterreich zur Einberufung ihrer Parlamente, um sich außerordentliche Kriegscredite bewilligen zu lassen. Der Krieg Englands mit Rußland schien unvermeidlich. Oesterreich, dessen Handel hauptsächlich auf den Orient angewiesen ist, konnte es sich nicht gefallen lassen, daß durch die Präliminarien von San-Stefano ein Großbulgarien geschaffen wurde, und daß Rußland, vermöge seines Einflusses auf die von ihm befreiten Bulgaren, als Herr auf der Balkanhalbinsel seine Seehäfen bis zum Aegäischen Meere vorschiebe. Damit war für das siegreiche Rußland eine sehr bedenkliche Situation geschaffen und der deutschen Friedenspolitik eine schwierige Aufgabe zugewiesen. Der Vorschlag des Grafen Andrássy, daß ein europäischer Congreß berufen werden solle, hatte nur dann Aussicht auf allgemeine Annahme, wenn Rußland und England über die Competenz dieses Congresses sich zuvor verständigten. Auf die Interpellation von Bennigsen's besprach Fürst Bismarck, in der Reichstagssitzung vom 19. Febr. 1878, die Stellung Deutschlands zu der neugeschaffenen Lage. Die Forderung eines Theiles der Presse, daß er auf dem Congreß mit einem bestimmten Programm auftreten und dieses den andern Mächten in irgendeiner Form aufdrängen solle, wies er entschieden zurück. Die Vermittelung des Friedens denke er sich nicht so, daß bei divergirenden Ansichten Deutschland die Rolle des Schiedsrichters spiele und sage, so soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches, sondern bescheidener, mehr als die eines Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen wolle. „Ich bin nicht der Meinung, daß wir den Napoleonischen Weg zu gehen hätten, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen." Die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich bezeichnete er als die der Gegenseitigkeit, der vollen Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens, und zwar nicht blos von Regierung zu Regierung, sondern auch vermöge des freundschaftlichen Verhältnisses, das zwischen ihm und dem Grafen Andrássy bestehe. Aus diesen Aeußerungen ließ sich für die Interessen Oesterreichs Günstiges erwarten.

Zunächst handelte es sich für den Reichskanzler darum, daß die Gefahr eines russisch-englischen Krieges beseitigt und die beiden rivalisirenden Mächte zur fried-

Digitized by Google

lichen Erörterung der streitigen Fragen zusammengeführt würden. Den fortgesetzten Bemühungen des Kaisers Wilhelm, des Fürsten Bismarck und des Grafen Schuwalow, russischen Botschafters in London, gelang es endlich, die beiden Cabinete zu Separatverhandlungen zu vermögen. Diese führten zur Londoner Convention vom 30. Mai 1878, in welcher sowol diejenigen Punkte, über welche zwischen England und Rußland ein Einverständniß hergestellt war, als auch diejenigen, welche dem Congreß zur Entscheidung vorgelegt werden sollten, bezeichnet waren. Dadurch war der Weg zum Congreß geebnet. Am 13. Juni wurde derselbe in Berlin eröffnet. Auf den Vorschlag des Grafen Andrássy wurde dem Fürsten Bismarck das Präsidium übertragen. Er drang auf eine rasche Erledigung der Geschäfte, veranlaßte die Bevollmächtigten, über die Hauptfragen in Privatconferenzen sich zu vereinbaren, worauf dieselben durch den Congreß rasch geordnet werden könnten, verhalf Oesterreich zu einer günstigen Stellung auf der Balkanhalbinsel und widersetzte sich den Bestrebungen Englands, Rußland unbillige Concessionen zuzumuthen. Als wegen der Hafenstadt Batum ein Streit sich erhob, ließ er den pariser Correspondenten der „Times", der in Berlin anwesend war, zu sich bitten und that ihm seine Ansichten hierüber kund, um durch die Veröffentlichung derselben auf die englische Politik einzuwirken. Wenige Tage darauf theilte die „Times" folgende Aeußerungen des Fürsten mit: „England hat einen großen Erfolg in der Einschränkung der Grenzen Bulgariens errungen. Man sollte von Rußland keine neuen Concessionen verlangen, da dessen Friedensliebe Grenzen haben könnte. Die Batum-Frage bildet eine wirkliche Schwierigkeit, wird aber hoffentlich außerhalb des Congresses eine befriedigende Lösung finden. Sollten England und Rußland wegen untergeordneter Fragen dennoch den Krieg beginnen, dann hätten wir wenigstens das Unserige gethan und würden, ringsum sorgsam Wache haltend, außerhalb des Kampfes bleiben können." Diese Sprache führte ein annehmbares Compromiß herbei. Am 13. Juli wurde der Congreß geschlossen und dem Fürsten für seine treffliche Leitung vom Grafen Andrássy im Namen des Congresses der wärmste Dank ausgesprochen.

Das Resultat dieses Congresses befriedigte in Rußland nicht. Nicht nur Panslawisten wie Aksakow sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht und fanden, daß die Früchte dieses Feldzugs in keinem Verhältniß ständen zu den ungeheuern Verlusten an Menschen und Geld und zu den ruhmvollen Leistungen und Siegen der Armee; auch Fürst Gortschakow fühlte sich äußerst verstimmt, kehrte dem Drei-Kaiser-Bündniß den Rücken und steuerte, wie gerade von ihm nicht anders zu erwarten war, Frankreich zu. In einer Sitzung des moskauer Slawencomité sagte in den letzten Tagen des Juli 1878 Aksakow, „der Congreß sei eine freche Beschimpfung dessen, was Rußland gewollt habe; man habe Rußland eine Narrenkappe mit Schellen aufgesetzt. Der Congreß sei eine kolossale Absurdität, ein verblüffendes Unding, eine offenbare Schwächung Rußlands, ein krankhaftes Belügen und Irreführen des eigenen Gewissens, eine Verschwörung gegen das Russenvolk unter Betheiligung von dessen eigenen Vertretern, eine Ohrfeige an Rußland. Rußlands Diplomatie sei gefährlicher als der Nihilismus, die Bornirtheit der russischen Diplomaten sei verblüffend; die russische Ehre sei erniedrigt und

Digitized by Google

geschwächt". In ähnlichem Sinne, wenn auch nicht so leidenschaftlich und so derb, sprach sich fast die ganze russische Presse aus. Gortschakow ließ den Gefühlen der Erbitterung und des Hasses, von denen sich die Zeitungen beherrscht zeigten, freien Lauf. Die Schuld des Mislingens sah er nicht in den zu hoch gespannten Friedensbedingungen von San-Stefano, denen England und noch mehr Oesterreich nicht zustimmen konnten, ohne ihre eigenen Interessen zu schädigen, sondern in dem Uebelwollen des vom Fürsten Bismarck geleiteten Congresses. Und nicht England, das die schwersten Zumuthungen an Rußland stellte, wurde verantwortlich gemacht, sondern Deutschland und seine Regierung. Fürst Bismarck wurde in allen russischen Zeitungen als der „Verräther an Rußland" gebrandmarkt. Daß derselbe nicht die wesentlichsten Punkte des Vertrages von San-Stefano Rußland durchsetzen half und daß er vollends den Antrag des englischen Bevollmächtigten, Oesterreich, das während dieser ganzen Krisis keine Kanone abgeschossen hatte, ein europäisches Mandat zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina zu ertheilen, unterstützte, wurde ihm als „Verrath" angerechnet; er wurde der Undankbarkeit angeklagt, daß er nicht, der Dienste Rußlands in den Jahren 1866 und 1870 eingedenk, diesem im Jahre 1878 seinen vollen Beistand zur Verfügung gestellt habe. Die russische Presse nahm keine Notiz davon, daß Preußen während des Krimkrieges, 1863 während des polnischen Aufstandes, 1870 und 1871 bei der Londoner Pontus-Conferenz Rußland sehr schätzenswerthe Dienste geleistet hatte, und bedachte nicht, daß Deutschland sämmtliche russische Forderungen nur dann unterstützen konnte, wenn es bereit war, im Verein mit Rußland sich in einen Krieg gegen England und Oesterreich zu stürzen, was weder Deutschlands Interessen entsprochen, noch mit seiner Friedenspolitik im Einklang gestanden hätte. Die deutschen Handelsinteressen wurden weit mehr gefördert, wenn Oesterreichs Doppeladler seinen Flug nach den Thälern der Narenta und Drina richtete, als wenn Rußlands Einfluß auf der Balkanhalbinsel der dominirende war. Alle diese Erwägungen beiseitesetzend und nur den Expansionsgelüsten des Panslawismus folgend, ließ sich die russische Presse sogar zu dem kühnen Ausspruch verleiten: „Konstantinopel muß in Berlin erobert werden", oder: „Der Weg nach Konstantinopel führt über Berlin und Wien." Die „Sanct-Petersburger Zeitung", ein officiöses Blatt, schrieb: „Das nächste mal muß die Lösung der Frage nicht mehr an den entfernten Ufern des Bosporus oder der Donau, der Themse oder der Seine, sondern an den weit näher liegenden des Flüßchens Spree gesucht werden."

Die berliner „Post" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vertheidigten den Standpunkt der deutschen Regierung. Letztere sagte: „Wenn die russischen Blätter Lügen verbreiten über Deutschlands Haltung auf dem Congreß, so ist dies erklärlich; es muß ihnen daran liegen, die Fehler und Misgriffe der russischen Politik damit zu verdecken, daß sie die Schuld auf Fremde schieben. Die Fragen, in welchen zwischen Rußland und den Westmächten überhaupt auf dem Congreß Streit war und ein Ausschlag gegeben werden konnte, betrafen Batum, die Dobrudscha, die Kriegskosten, Sofia und überhaupt die bulgarische Grenze. In allen diesen Punkten hat Deutschland die Schale nicht zu Gunsten des Westens, sondern zu Gunsten Rußlands geneigt, und es ist überhaupt auf dem Congreß von Ruß-

Digitized by Google

land kein Antrag gestellt worden, den Deutschland nicht unterstützt hätte. Russischer als Rußland zu sein, war allerdings nicht die Aufgabe der deutschen Politik, und was Rußland nicht den Muth hatte zu fordern, darauf mußte es natürlich verzichten. Die obenerwähnten Forderungen hat ihm Deutschland und nur Deutschland durchgesetzt. Daß die deutsche Regierung dabei auf Dankbarkeit und Anerkennung von russischer Seite gerechnet hätte, glauben wir kaum; wäre es doch der Fall, so hätte sich in diesem Punkte allerdings die deutsche Politik geirrt." Darauf erwiderte die „Sanct-Petersburger Zeitung": „Also, dem Fürsten Bismarck ziemte es nicht, russischer zu sein als Fürst Gortschakow und Graf Schuwalow? Welche unpassende, beleidigende und betrübende Schlußfolgerung! Wie? Fürst Bismarck, ein Deutscher, der Deutschland geeinigt und wieder geboren hat, ein Mann, für den außer seinem Vaterlande nichts auf der Welt Gottes existirt, dieser Fürst Bismarck findet, daß die russischen Bevollmächtigten auf dem Berliner Congreß weniger russisch waren als er? Ihr wißt selbst, wie gewissenhaft und den Lebensinteressen Rußlands entsprechend die Thätigkeit der russischen Bevollmächtigten in Berlin war. Es bleibt nur übrig, verächtlich «Pfui!» zu sagen und die Achseln über den unverzeihlichen Ausfall der deutschen Zeitung zu zucken. Deutschland schadet uns, wo es nur irgend kann, erhöht den Zolltarif auf eine ganz unverhältnißmäßige Weise, und soll gegenwärtig, wo wir begonnen haben, unsere eigenen baltischen Häfen zu benutzen, die Absicht hegen, diese Häfen mit den zugehörigen Provinzen uns abzunehmen." Die Antwort der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" lautete: „Wir glauben eine Erklärung für diese Sprache nur darin finden zu können, daß die ganze Verhetzung der öffentlichen Meinung gegen Deutschland von der nihilistischen Partei und von hohen Beamten, welche diese Partei als Werkzeug für ihre Zwecke benutzen, betrieben wird. Daß die Störung guter Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland einen Theil des Programms der Umsturzpartei bildet, ist begreiflich. Es muß ihr daran liegen, die gegenseitige Anlehnung dieser beiden großen conservativen Monarchien zu untergraben. Aber welche Zwecke verfolgen Beamte, ohne deren passive und active Begünstigung ein solches Treiben der Presse nicht möglich wäre?" Die „Post" constatirte, daß „von einflußreicher Seite in Rußland das Wühlen gegen Deutschland ununterbrochen fortgesetzt worden ist und mit erhöhtem Eifer zur Stunde fortgesetzt wird". Fürst Gortschakow schiebe die Schuld des Mislingens hauptsächlich auf den Fürsten Bismarck, gegen welchen er überdies einen tief und lange genährten Groll hege, weil derselbe als weit jüngerer Staatsmann ihn, den Nestor unter den europäischen Diplomaten, mit seinen Erfolgen in Schatten gestellt habe. „In der durch Einbildung und Uebermaß der Ansprüche erhöhten Verstimmung darüber, keinen ganzen Erfolg erreicht zu haben, geht man in Rußland so weit, den deutschen Kanzler zu beschuldigen, daß er Rußland zu dem mislichen Unternehmen verleitet habe."

Starke Truppenansammlungen an der preußisch-russischen Grenze bildeten eine deutliche Illustration zu dem diplomatischen und publicistischen Intriguenspiel, das Fürst Gortschakow gegen Deutschland einleitete. Dieser und der Kriegsminister Miljutin wetteiferten mit den Panslawisten im Deutschenhaß. Beide machten aus ihrer Vorliebe für Frankreich kein Geheimniß; Gortschakow schickte Agenten nach

Digitized by Google

Paris, um eine russisch-französische Allianz anzubahnen. In Baden-Baden hatte er im September 1879 eine Unterredung mit dem Chefredacteur des orléanistischen Blattes „Le Soleil", Louis Peyramont, welcher ihm ein Empfehlungsschreiben des Herzogs von Decazes überreichte. Der russische Reichskanzler sagte dabei: „Was Frankreich betrifft, so erachte ich und habe stets gegen jedermann laut ausgesprochen, daß eine anhaltende Schwächung Ihres Landes eine beklagenswerthe Lücke im europäischen Concert erzeugen würde. Ohne Zweifel danke ich diesen Gesinnungen, aus denen ich nie ein Hehl gemacht habe, die Feindschaft, mit der mich der deutsche Kanzler beehrt. Zu Ihren Staatsmännern habe ich stets gesagt: «Seid stark! Das ist für euere eigene Sicherheit und für das europäische Gleichgewicht unerläßlich.» Welches auch die Regierung Frankreichs sein mag, dies werde ich ihr stets predigen und dazu noch viel Mäßigung und Vorsicht in ihrem Verkehr mit gewissen Mächten." Auf die Frage, ob er nicht für einen gegebenen Augenblick eine Coalition Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und nöthigenfalls Italiens gegen Rußland und Frankreich voraussehe, ließ er sich nicht näher ein. „Was uns Russen betrifft, so kann ich Ihnen nur versichern, daß wir einen Invasionskrieg keineswegs fürchten. Auf alle Fälle ist es aber wohlgethan, auf seiner Hut zu sein, und einer Ihrer berühmten Fabeldichter hat mit Recht gesagt, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist." Am Schluß der Unterredung versicherte er dem französischen Interviewer noch einmal seine Sympathie für Frankreich: „Ich hege eine innige Liebe zu Frankreich und glaube davon in den letzten Jahren überzeugende Beweise geliefert zu haben. Ich erachte es für ein Interesse ersten Ranges, daß es den ihm aus socialen Gründen gebührenden Platz in Europa einnehme. Es ist dies, sage ich, ein Interesse ersten Ranges nicht blos für Frankreich, sondern für alle andern Nationen. Eine Absetzung Frankreichs wäre ein Majestätsverbrechen gegen die Civilisation." Zu diesen Beweisen von Sympathie kam noch der längere Aufenthalt mehrerer Großfürsten in Paris und ihr lebhafter Verkehr mit französischen Staatsmännern.

Wie Frankreich zu der Einsicht kam, daß, solange es keinen mächtigen Verbündeten finde, es gut daran thue, die Eröffnung seines Revanchekrieges hinauszuschieben, so erkannte Rußland, daß es die Gründung eines großen Slawenreiches auf der Balkanhalbinsel und die Uebermacht seines Einflusses über die zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere gelegenen Gebiete nur im Verein mit einem mächtigen Verbündeten gegen Europa durchsetzen könne. Nachdem Deutschland es abgelehnt hatte, für solche Zwecke seine Kriegsmacht in Bewegung zu setzen, konnte Rußland nur in Frankreich seinen Verbündeten finden. Dort war aber eben damals in den leitenden Kreisen keine große Vorliebe für eine russische Allianz, zumal da die russische Kriegführung in den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1877 an Umsicht und Energie sehr viel Stoff zu kritischen Ausstellungen gegeben hatte. Der damalige französische Minister des Auswärtigen, Waddington, lehnte den Antrag auf Abschließung eines Bündnisses gegen Deutschland, gegen das ja allein eine russisch-französische Allianz gerichtet sein konnte, ab und fand für Frankreich nur Heil in dem Anschluß an England. In ähnlichem Sinne äußerte sich im Juli 1878 Gambetta. Zunächst sprach er seine Freude darüber

Digitized by Google

aus, daß infolge des Berliner Congresses das Drei-Kaiser-Bündniß sich aufgelöst, England seine insulare Politik aufgegeben und seine Politik der Wachsamkeit auf dem Continent wieder aufgenommen habe. Eine französisch-englische Allianz schien ihm die naturgemäße Folge dieser politischen Verhältnisse, obgleich England Frankreich gegenüber keine andere Politik als die der Eifersucht kennt, was es in der ägyptischen Krisis von 1882 deutlich genug gezeigt hat. Bei dieser Hinneigung zu England konnte Gambetta den Wünschen Gortschakow's nicht entgegenkommen: „Eine französisch-russische Allianz, eine Politik willkürlicher Laune und Gefahr, ist nicht länger möglich."

Diese Vorgänge wurden in Berlin aufs schärfste beobachtet. Wenn auch Frankreich damals auf den Bündnißplan nicht einging, so konnte dies doch die russischen Absichten nur momentan stören, da in Frankreich die verschiedenartigsten Ministerien rasch aufeinander folgten. Es war anzunehmen, daß entweder unter andern Persönlichkeiten und andern Constellationen ein förmliches Bündniß zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen werde, oder daß jedenfalls ein stilles Einverständniß darüber bestehe, daß, wenn der eine Staat losschlage, der andere ihm folge. Diese Möglichkeit, nach zwei Seiten hin zugleich Front machen zu müssen, wurde von dem diplomatischen und militärischen Generalstab des Deutschen Reiches in Berechnung gezogen. Ersterer eröffnete sofort mit gewohnter Meisterschaft seinen Feldzug. Um eine feste Allianz gegen solche Eventualitäten zu haben, wandte er sich an denjenigen Staat, welcher als Nebenbuhler Rußlands, bezüglich des Einflusses auf der Balkanhalbinsel und als halber Slawenstaat, den russischen Angriffen noch weit mehr ausgesetzt war als Deutschland. Im September 1879 verhandelte der Reichskanzler in Gastein und in Wien mit dem Grafen Andrássy und mit dem bereits zu dessen Nachfolger designirten Baron Haymerle über den Abschluß eines Defensivbündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn. Der Kaiser Franz Joseph empfing den Fürsten Bismarck mit der größten Aufmerksamkeit und billigte den Vorschlag. Dem Kaiser Wilhelm war ein solches Bündniß nur dann genehm, wenn der langjährige Alliirte Kaiser Alexander II. sich nicht dadurch verletzt fühlte. Die Sendung des Generalfeldmarschalls Manteuffel nach Warschau und die Zusammenkunft, welche Kaiser Wilhelm am 3. Sept. mit dem russischen Kaiser in Alexandrowo hatte, dienten dem Zweck der Erhaltung der russischen Freundschaft. Aber das Ergebniß war nur ein persönliches, nicht ein politisches. Solange Fürst Gortschakow die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands leitete und nicht durch einen dem Deutschen Reiche befreundeten Mann ersetzt wurde, war an eine politische Freundschaft nicht zu denken. Fürst Bismarck hatte zu diesen Versöhnungsversuchen, in sicherer Voraussicht ihrer Nutzlosigkeit, nicht gerathen und legte, nachdem die Verhandlungen mit Oesterreich abgeschlossen waren, dem Kaiser, der sich damals in Baden-Baden befand, den Bündnißentwurf vor. Graf Stolberg-Wernigerode, der Stellvertreter des Reichskanzlers, hatte den Auftrag, sich zum Kaiser zu begeben und ihm die Vorschläge des Reichskanzlers zur Sanctionirung zu unterbreiten. Der Kronprinz wohnte der Besprechung derselben bei. Die Lage war kritisch, die Verhältnisse zwingend; der Reichskanzler machte sein Verbleiben im Amt von der Annahme seiner Vorschläge abhängig.

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm unterzeichnete, wenn auch mit schwerem Herzen, das vom 15. Oct. datirte Protokoll, das dazu bestimmt war, im Centrum Europas zur Wahrung des Friedens eine gewaltige Macht zusammenzufassen.

Die Nachricht von dieser Friedensallianz wurde in Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit großer Befriedigung aufgenommen und von dem conservativen englischen Cabinet mit Freude begrüßt. Der Marquis von Salisbury sagte in einer conservativen Versammlung zu Manchester am 17. Oct.: „Ich will mich über die Wichtigkeit dieser Nachricht nicht aussprechen; denen aber, welche am Frieden Europas und an der Unabhängigkeit der Nationen ein Interesse haben, möchte ich zurufen: Großes Heil ist der Welt widerfahren.“ Diese sympathische Aeußerung war nicht nach dem Geschmack derjenigen Franzosen, welche eine westmächtliche Allianz schon in nächster Zukunft abgeschlossen sahen. Das Ministerium Waddington wurde gestürzt; die Intimität mit England erlosch, bevor sie angefangen hatte; Frankreich war gerade so isolirt wie vorher; Rußland, das eine hundertjährige Allianz gehabt und dieselbe mit slawischer Unbesonnenheit aufgegeben hatte, sah sich gleichfalls vollständig vereinsamt. Noch im September 1879 sprach die wegen ihrer Mäßigung gerühmte „Molwa“ von der „convulsivischen Politik Bismarck's“ und setzte hinzu: „Die gegenwärtige politische Lage in Europa kann nicht lange andauern. Ein Deutschland, das sich infolge seiner eingebildeten Macht von Tag zu Tag mehr ruinirt, und ein Frankreich, welches von Tag zu Tag reicher und kräftiger wird und trotzdem gezwungen ist, täglich Augenzeuge zu sein, wie die von ihm abgerissenen Provinzen zusehends germanisirt werden: eine solche Lage der Dinge ist einfach unnatürlich. Der Revanchekrieg wird unausbleiblich stattfinden, was jedoch Rußland glücklicherweise nicht berührt. Dasselbe kann hierbei den ruhigen Zuschauer machen und denjenigen von beiden Theilen durch seinen Einfluß unterstützen und kräftigen, dessen Unterstützung und Kräftigung gerade seinen (Rußlands) eigenen Interessen mehr entspricht.“ In diesen Kreisen machte der Abschluß des Defensivbündnisses, das eine sehr verständliche Antwort auf die Gortschakow'schen pariser Conspirationen war, einen geradezu niederschmetternden Eindruck. Auf der ganzen Linie der Angriffspolitik, im Osten und Westen Europas, wurde zum Rückzug geblasen. Die französische Presse konnte hinter der affectirten Zurückhaltung ihrer Sprache ihr Erstaunen und ihre Enttäuschung nicht verbergen; der petersburger Presse wurde vom Ministerium des Innern die Mittheilung gemacht, daß sie bei Besprechung der auswärtigen Politik, besonders der Angelegenheiten Deutschlands und Oesterreichs, der größten Vorsicht und Mäßigung sich zu befleißigen habe.

Von jener Zeit an sehen wir Deutschland und Oesterreich in allen Fragen der Politik gemeinsam, und ebendeshalb mit um so größerm Erfolg auftreten. Wir finden dies bei der Ausführung des Berliner Friedensvertrages, bei dem Einmarsch der Franzosen in Tunis, bei den Verwickelungen in Aegypten, bei den Beziehungen zur Pforte bestätigt. Jene Bestimmung des Prager Friedensvertrages von 1866, wonach die nördlichen Districte Schleswigs auf einen durch freie Abstimmung geäußerten Wunsch an Dänemark abgetreten werden sollten, wurde mit Zustimmung

Digitized by Google

Oesterreichs für ungültig erklärt, und dadurch eine Frage, die von händelsuchenden Mächten diplomatisch verwerthet werden konnte, aus der Welt geschafft. So groß war die Anziehungskraft des neuen Friedensreiches, daß sogar König Christian von Dänemark, welcher seit seiner Thronbesteigung den Boden Berlins nicht mehr betreten hatte, den Kaiser Wilhelm in Berlin besuchte, und daß König Oskar II. von Schweden, dessen Vater ein Freund und Bewunderer der französischen Politik gewesen war, in Berlin bei einem Toast den Wunsch aussprach, daß das kameradschaftliche Verhältniß zwischen der deutschen und der schwedischen Armee und das Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Völkern immer mehr sich entwickeln möchte.

Die Aufrechthaltung und Durchführung der Friedenspolitik war ohne die Aufstellung einer starken Armee nicht möglich. Verglich man die Zahl der deutschen, der französischen und der russischen Infanteriebataillone nach ihrer Kriegsstärke miteinander, so fand sich eine für Deutschland sehr nachtheilige Differenz. Den 923 Linien-, Landwehr- und Ersatzbataillonen des Deutschen Reiches standen in Frankreich 1266, in Rußland 1484 Bataillone gegenüber, und ähnlich war das Verhältniß bei der Feldartillerie. Diesen Thatsachen gegenüber war es Pflicht der Reichsregierung, die längere Dauer des Friedens dadurch eher möglich zu machen, daß sie sich für einen etwaigen Krieg stärker rüstete. Dies geschah durch die Vorlegung des neuen Reichs-Militärgesetzes von 1880, welches vom Reichstage genehmigt wurde.

Eine Zeit lang gestaltete sich für Deutschland das Verhältniß zu Rußland wieder günstiger. Aber die Ermordung Alexander's II. (13. März 1881) stellte wieder alles in Frage und machte jede Berechnung zweifelhaft, besonders da der neue Kaiser, Alexander III., bisher wenig Zuneigung für Deutschland gezeigt hatte. Aber mitten unter den großen Gefahren, denen der russische Thron ausgesetzt war durch die catilinarischen Pläne der Nihilisten, durch die fast allgemeine Beamtencorruption und durch die Misgriffe der Regierung, war kein Monarch in Europa auf den Anschluß an ein mächtiges Friedensreich so sehr angewiesen als Alexander III. Er selbst ergriff daher die Initiative zur Veranstaltung der Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm in Danzig am 9. Sept. 1881. Ueber die Bedeutung derselben gaben zwei durch eine Indiscretion veröffentlichte Telegramme einigen Aufschluß. In dem einen äußerte sich der russische Kaiser gegen den Kaiser Franz Joseph sehr glücklich darüber, daß er den Kaiser Wilhelm wiedergesehen habe, „den verehrten Freund, mit dem uns gemeinsame Bande der innigsten Zuneigung vereinigen"; in dem andern theilte Baron Haymerle dem österreichischen Kaiser Folgendes mit: „Graf Kalnoky" (damals Botschafter in Petersburg) „telegraphirt mir: «Herr von Giers» (Stellvertreter des Fürsten Gortschakow in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten), «den ich soeben sah, ist über die gegenseitigen Eindrücke der danziger Zusammenkunft sehr befriedigt. Kaiser Alexander ist mit den erhöhten Gefühlen der Beruhigung und innern Zufriedenheit zurückgekehrt. Namentlich hat die Weisheit und unerwartete Mäßigung der Sprache des Fürsten Bismarck sowol auf den Zaren als auf Giers einen guten Eindruck gemacht und sie darüber beruhigt, daß er nach keiner Richtung andere als friedliche Absichten verfolge. Nachdem factisch — und von Giers constatirt dies auf dem Felde der

Digitized by Google

äußern Politik — keine beängstigende Frage vorliege, habe sich das Gespräch hauptsächlich der Bekämpfung der socialistischen Gefahr zugewandt, und auch da habe Fürst Bismarck große Vorsicht und Mäßigung bei Anregung internationaler Maßregeln empfohlen. Herr von Giers sagt, die bedeutungsvollste Seite der danziger Reise liege darin, daß der Zar dadurch vor ganz Rußland seinen Willen, eine conservative und friedfertige Politik zu verfolgen, in unzweideutiger Weise kundgegeben habe.»" Daß Alexander III. im April 1882 den Fürsten Gortschakow förmlich seines Amtes entband und den Staatssecretär von Giers zum Minister des Auswärtigen ernannte, und daß er im Juni dem Minister des Innern, Grafen Ignatiew, welcher, mochte er Botschafter oder Minister sein, als der böse Dämon der russischen Regierung anzusehen war, die erbetene Entlassung gab: dies waren weitere Zeichen dafür, daß Alexander mit Deutschland in Frieden leben wollte und den kriegerischen Rathschlägen der Panslawisten kein Gehör gab. Wie lange ihm dies möglich sei, blieb abzuwarten. Noch am 27. Mai 1883, am Krönungstage von Moskau, richtete Alexander III. ein äußerst anerkennendes Schreiben an von Giers, „den aufgeklärten, eifrigen und nützlichen Verfechter" der kaiserlichen Friedenspolitik. Und Katkow, neben Pobedokoszew die einflußreichste Persönlichkeit in Rußland, schrieb in seiner „Moskauer Zeitung" als Antwort auf die kriegslustigen Artikel der pariser Presse vom Sommer 1883: „Als das Ungereimteste unter allen Ungereimtheiten erscheint ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland. Wir können mit China, mit der Türkei, mit England, mit Oesterreich-Ungarn in einen Krieg gerathen; aber welchen Sinn hätte wol für uns ein Krieg mit Deutschland? Was haben wir vergessen oder was brauchen wir von Deutschland?" In einem spätern Artikel sagte Katkow von Frankreich, es gehe in der innern Politik einer chaotischen Zersetzung, in der äußern der Lethargie entgegen. „Und doch verlangen gewisse französische Politiker, Rußland solle sein Schicksal an diesen in der Zersetzung begriffenen Leichnam knüpfen, den Leichnam eines Staates, der, als er noch lebte, stets Rußland zu schaden gesucht hat, stets als erbitterter Gegner Rußlands aufgetreten ist." Es war ein herbes Urtheil, das hier Katkow über Frankreich fällte, eine die damalige Situation sehr bezeichnende Antwort auf das ablehnende Verhalten Waddington's und Gambetta's im Sommer 1879.

Die deutsche Reichsregierung hatte viel erreicht, wenn sie die russische Regierung, welche vier Jahre vorher so demonstrativ die Trommel gerührt hatte, zu so friedlichen Kundgebungen hatte veranlassen können. Aber immer noch waren zwei Thatsachen zu überwinden, welche nicht von friedlichen Gesinnungen zeugten: die Rüstungen an der polnischen Grenze und die aufhetzenden Artikel in der russischen Presse gegen Oesterreich-Ungarn. Nicht nur daß die polnischen Festungen zu Plätzen ersten Ranges umgeschaffen und durch Eisenbahnen miteinander verbunden wurden, es standen auch zehn russische Cavaleriedivisionen an der preußisch-österreichischen Grenze, theilweise nur 4—5 Meilen davon entfernt. Dies konnte keinen andern Sinn haben als den, daß diese gewaltigen Reiterscharen, die auch für das Gefecht zu Fuß verwendbar, denen reitende Batterien zugetheilt und die bereits in voller Kriegsstärke aufgestellt waren, noch vor der Beendi-

Digitized by Google

gung der deutschen Mobilmachung über unsere Grenzen vorbrechen und strategische Plätze und Linien besetzen sollten, um dadurch Zeit und Raum für den strategischen Aufmarsch der Hauptarmee zu gewinnen. Begreiflicherweise ließ es die deutsche Regierung an Gegenmaßregeln nicht fehlen: die Festung Thorn wurde gleichfalls zu einem Platze ersten Ranges gemacht, die Besatzungen in der Provinz Preußen, namentlich an Reiterei, verstärkt, höhere Generalstabsoffiziere nach Königsberg und Thorn verlegt. Aber diese zudringlichen Cavaleriedivisionen waren doch keine Beweise einer Friedenspolitik! Der Versuch des russischen Hofes, zwischen Kaiser Alexander, der im Herbst 1883 von Kopenhagen nach Petersburg zurückreiste, und Kaiser Wilhelm in einem preußischen Ostseehafen eine Zusammenkunft zu veranstalten, kam nicht zur Ausführung, und zwar soll er von dem Fürsten Bismarck vereitelt worden sein, damit es Rußland nicht gelinge, den Schein des besten Einvernehmens aufrechtzuhalten und zu verstärken, während die militärischen Vorbereitungen an seinen Grenzen fortgesetzt würden. Minister von Giers that alles, um die politischen Schwierigkeiten zu beseitigen, die Unebenheiten zu glätten, den festen Anschluß an Deutschland zu Stande zu bringen. Wir finden ihn 1882 und 1883 in Berlin; er wurde vom Kaiser empfangen und machte in Varzin und in Friedrichsruh mehrtägige Besuche beim Fürsten Bismarck. Im Januar 1883 verweilte er vier Tage in Wien und hatte hier alle Gelegenheit, mit den österreichischen Staatsmännern die orientalische Zukunftsfrage aufs gründlichste zu besprechen. Dabei handelt es sich bekanntlich in letzter Linie um eine Verständigung über die Formel: „Salonichi gegen Konstantinopel!“ Die Einigung hierüber ist nicht leicht.

Die französische Colonialpolitik, welche in Afrika und in Asien neuen Kriegsruhm und neue Provinzen zu erringen suchte, wurde in Ausführung ihrer Pläne von der deutschen Reichsregierung nicht gestört. Schon während des Berliner Congresses äußerte sich Waddington im Privatgespräch mit dem Marquis von Salisbury voll Bitterkeit darüber, daß England die Insel Cypern besetzt habe, und verlangte als Compensation für Frankreich das Protectorat von Tunis. Der englische Minister fühlte sich glücklich, die Eifersucht Frankreichs beschwichtigen zu können, und erwiderte: „Thun Sie mit Tunis, was Ihnen gut dünkt! England wird keine Opposition machen und Ihre Entschlüsse achten!“ Und in einer Depesche vom 7. Aug. 1878 sprach er von dem legitimen wachsenden Einfluß Frankreichs in Tunis, welchen England, das dort keine besondern Interessen habe, ohne Mistrauen betrachte, sodaß selbst der Sturz der Regierung des Bei diese Haltung Englands keineswegs verändern würde. Fürst Bismarck, welchem diese Pläne bekannt waren, hatte keinen Grund, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Eine französische Action in Afrika war ja eine günstige Ablenkung von den Vogesen. Die französischen Staatsmänner durften also sicher sein, daß sie, wenn die Bataillone Frankreichs auf den Ruinen von Karthago standen und nahezu drei Jahrtausende auf dieselben herabsahen, von Deutschland nichts zu befürchten hätten. Dazu kam noch, daß einer französischen Expedition nach Tunis die Entfremdung Italiens auf dem Fuße folgen mußte; denn beide Staaten, Frankreich und Italien,

Digitized by Google

hatten schon seit Jahren miteinander einen Wettstreit darüber, wer von ihnen den größten Einfluß in Tunis erringen könne, wobei jeder von beiden den Hintergedanken hegte, sobald als möglich Tunis zu einem Vasallenstaat zu machen und dessen natürliche Hülfsquellen in seinem Interesse auszubeuten.

Im Mai 1881 ging Frankreich ans Werk. England war, zum Schmerz des neuen Ministeriums Gladstone, durch die Depeschen Salisbury's gebunden; den Widerstand Italiens brauchte Frankreich nicht zu fürchten; von Deutschland drohte ihm keine Gefahr. Wie sehr dies in den gemäßigten Kreisen von Paris anerkannt wurde, zeigte ein Privatschreiben des französischen Ministers des Auswärtigen, Barthélemy Saint-Hilaire, vom 12. Mai: „Wir können das Verhalten Deutschlands in dieser wichtigen Frage nur rühmen; ich gebe gern der Dankbarkeit Ausdruck, die wir dem deutschen Gouvernement und den hervorragenden Organen der deutschen Presse schuldig sind; es ist dies nur ein Act der Gerechtigkeit." Am nämlichen 12. Mai standen die französischen Truppen vor der Stadt Tunis und nöthigten den Bei zur Unterzeichnung des Vertrages von Bardo, wodurch Frankreich Herr von Tunis wurde. Monatelang hatten die italienischen Minister den Ableugnungen der französischen Regierung geglaubt, ihr Vertrauen auf das „edle, liebenswürdige Frankreich" aufrecht erhalten und vor der Kammer damit geprahlt, und nun mußten sie sich von aller Welt sagen lassen, daß sie von diesem Frankreich in raffinirter Weise dupirt worden waren. Der Ministerpräsident Cairoli wandte sich in einem Telegramm vom 13. Mai an die deutsche Reichsregierung und an die andern Cabinete und bat um die Intervention Europas und Einberufung eines Congresses. Aber Bismarck antwortete sofort, daß er einer solchen Intervention durchaus abgeneigt sei, und die andern Mächte lehnten gleichfalls ab.

Italien, dessen Handelsinteressen in dieser Mittelmeerfrage auf dem Spiele standen, fühlte einen tiefen Stachel in seinem Herzen. In der thörichten Meinung, die Politik der freien Hand sei die beste Politik, hatte es bisher versäumt, sich an das mitteleuropäische Defensivbündniß anzuschließen, hatte dadurch, daß es die Italia irredenta, welche Oesterreich ganz Südtirol sammt Triest abzunehmen gedachte, ruhig gewähren ließ, das höchste Mistrauen hervorgerufen und erntete nun die Früchte seiner verfehlten Politik. Die Organe der Conservativen verlangten daher den engen Anschluß Italiens an Deutschland und Oesterreich, da dieser allein eine zuverlässige und solide Stütze darbiete. Dies setzte freilich voraus, daß mit der Italia irredenta und mit der republikanischen Partei vollständig gebrochen und den Bestrebungen derselben energisch entgegengetreten werde. Der Minister des Auswärtigen, Mancini, sah recht wohl ein, daß Italien nur durch den Anschluß an Mitteleuropa sich vor der drohenden Auflösung bewahren könne, und befolgte gern den Rath des Fürsten Bismarck, der ihm vorschlug, er solle die Schwenkung der auswärtigen italienischen Politik durch einen Besuch des Königspaares in Wien einleiten. Der Ministerpräsident Depretis, der, trotz des Vertrages von Bardo, alles Heil nur in Frankreich sah und gegen Oesterreich die größte Abneigung hegte, sah sich durch die Verhältnisse gezwungen, im Verein mit Mancini die Fahrt nach Wien mitzumachen. Am 27. Oct. 1881 traf das italienische Königspaar dort ein. Italien schloß sich von da an in allen aus-

Digitized by Google

wärtigen Fragen an die deutsch-österreichische Politik an; das Ministerium entledigte sich 1883 seiner an der Grenze des Republikanismus stehenden Mitglieder und trat gegen antimonarchische und anarchistische Kundgebungen mit mehr Entschiedenheit auf. „In Italien", hatte Bismarck in der Reichstagssitzung vom 29. Nov. 1881 gesagt, „ist der Schwerpunkt von Ministerium zu Ministerium immer mehr nach links geglitten, sodaß er, ohne ins republikanische Gebiet zu fallen, nicht mehr weiter nach links gleiten kann."

Von Frankreich und England, auf deren Seite es gemäß der traditionellen Politik seiner Regierung bisher gestanden war, als politisches Aschenbrödel behandelt, zog Italien die Consequenz seines ersten Schrittes vom Jahre 1881 und trat in den ersten Wochen des Jahres 1883 in das deutsch-österreichische Defensivbündniß ein. Das Zwei-Kaiser-Bündniß von 1879 wurde dadurch zur Tripleallianz erweitert. Die „vollständige Einigung" Italiens mit Deutschland und Oesterreich kündigte Mancini in der Kammersitzung vom 13. März 1883 an und fügte hinzu, daß durch dieselbe niemand angegriffen oder bedroht werde; „vielmehr sollen dadurch Versuche oder Gefahren von Angriffen von außen her beschworen werden". Die Aufrechthaltung und stets engere Verknüpfuug dieser Beziehungen sei für Italien eine politische Lebensfrage, und Frankreich sei dadurch veranlaßt worden, gegen Italien entgegenkommender zu sein. In der Senatssitzung vom 11. April erklärte Mancini, das „Einverständniß" der drei Staaten beruhe auf vollständiger Gegenseitigkeit der Pflichten und Rechte und habe die Vertheidigung des Friedens zum Ziel. „Die Regierung wird sich von diesem Wege nicht abdrängen lassen; sie wird aber auch gute Beziehungen mit England pflegen und mit größter Sorgfalt das Verhältniß mit Frankreich zu einem wirklich freundschaftlichen zu gestalten suchen; denn eins schließt das andere nicht aus. Aber dies bedeutet nicht, daß wir nicht mit wachsamem Auge alle Vorgänge beachten werden, welche unsern Interessen Schaden bringen könnten." Besonders betonte der Minister, daß dieses Einverständniß weder die Unabhängigkeit noch die Würde der Nation vermindere, daß es für Italien nicht einen Verlust an Selbständigkeit bedeute, sondern im Gegentheil erhöhten Einfluß und ein erhöhtes Selbstgefühl zur Folge habe.

Die Nachricht von dem Abschluß dieser Tripleallianz rief lebhafte Gefechte in der europäischen Presse und verschiedene Interpellationen in den Parlamenten hervor. Die republikanischen Blätter Frankreichs äußerten sich bestürzt über das offenkundige Eintreten der Thatsache, daß die Republik vollständig isolirt sei und daß der zweifelhafte Landgewinn in Tunis sich jetzt als ein unzweifelhafter und schwerwiegender Machtverlust in Europa herausstelle. Im allgemeinen geberdete sich die französische Presse ungemein unschuldig und friedfertig, als ob das Wort „Revanche" noch nie ausgesprochen worden wäre, und erklärte dieses dreiblätterige Defensivbündniß für völlig unnöthig, da ja Frankreich keinen Staat angreifen wolle. Nicht weniger verstimmt zeigte sich die Presse des Vaticans: sie bezeichnete die Tripleallianz als ein künstliches, durch die Versprechungen und Drohungen des deutschen Reichskanzlers zu Stande gebrachtes, nicht auf den gleichartigen Interessen der Staaten beruhendes Werk.

Digitized by Google

Darauf erwiderte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", zugleich über den Inhalt der Bündnißverträge einige verständliche Winke gebend: die Gerüchte von einer gegen Frankreich gerichteten Tripleallianz seien nicht wahr, und es könnte denselben nur die Befürchtung zu Grunde liegen, daß infolge eines etwaigen Regierungswechsels in Frankreich eine Friedensstörung von dort ausgehen könnte. Eine solche Befürchtung sei nur dann für gerechtfertigt zu halten, wenn durch Umwälzungen ein Mann oder ein Princip zur Regierung in Frankreich gelangte, welche durch einen Appell an die kriegerischen Neigungen der Nation eine im Innern augenblicklich gewonnene unsichere Herrschaft zu befestigen suchten. In diesem Falle würde es sich fragen, ob jede der drei Bündnißmächte, nach einem Siege Frankreichs über eine von ihnen, noch des nämlichen Maßes von Unabhängigkeit und Sicherheit gewiß wäre, welches die gegenwärtigen Zustände gewährten. Würde also Frankreich das Deutsche Reich angreifen, so würde sich den österreichischen und italienischen Politikern die Frage aufdrängen, welches die Situation ihres Vaterlandes werden würde, wenn Frankreich mit oder ohne Bundesgenossen Deutschland überwunden und das neubegründete Reich entweder zum Zerfall oder zur Ohnmacht gebracht hätte. Es wäre für eine solche Eventualität kaum zweifelhaft, daß, wenn der Widerstand Deutschlands dauernd gebrochen wäre, die europäische Situation auch für Oesterreich und Italien zunächst diplomatisch eine bewegte, vielleicht auch bald militärisch eine bedrohliche werden würde. Im Fall eines Angriffes auf Italien hätte sich der deutsche oder österreiche Politiker zu fragen, ob es für sein Vaterland annehmbar wäre, daß Frankreich seine Grenzen etwa direct oder in der Form einer cisalpinischen Republik in Italien weiter nach Osten rückte oder daß Italien durch einen unglücklichen Krieg in Abhängigkeit von Frankreich geriethe. Beides würde für Oesterreich und für Deutschland eine sehr ungünstige Veränderung sein im Vergleich mit der jetzigen Lage. Ein directer Angriff Frankreichs auf Oesterreich sei nach den jetzigen Grenzverhältnissen nur unter italienischem Beistand möglich, und Oesterreich habe kein Interesse, dieser Eventualität den nämlichen Spielraum, den sie in der Vergangenheit besessen, wieder zu verschaffen. Auch für Deutschland könnte es nicht gleichgültig sein, die Sicherheit der österreichisch-ungarischen Westgrenze durch Annäherung der französischen Nachbarschaft in Italien vermindert zu sehen. „Die Stärke und Sicherheit des österreichisch-ungarischen Staatswesens ist für Deutschland ein Bedürfniß, und kein einsichtiger deutscher Politiker kann freiwillig die Situation acceptiren, welche entstehen würde, wenn man sich Oesterreich als gelähmt dächte oder als feindlich, weil von Deutschland im Stiche gelassen. Für jeden, der sich diese politischen Consequenzen von Kriegen und Siegen klar bis zu Ende durchdenkt, ist daher die Schlußfolge natürlich, daß diese drei friedliebenden Mächte, Deutschland, Oesterreich und Italien, durch die Logik der Politik genöthigt sein werden, für den Frieden einzutreten, wenn eine von ihnen durch andere Mächte mit einem Angriff bedroht würde. Wir wissen nicht, ob vertragsmäßige Abmachungen bestehen; aber wir sind überzeugt, daß die Logik der Geschichte an sich stark genug ist, um jede dieser friedliebenden Mächte zu überzeugen, daß sie wohl

Digitized by Google

thut, nicht abzuwarten, bis die Reihe an sie kommt, und darauf Bedacht zu nehmen, sich nicht durch Preisgebung ihrer Mitinteressenten am Frieden isoliren zu lassen."

Die französischen Regierungsblätter wiesen aufs neue jeden Gedanken an einen Eroberungskrieg zurück: „Die Republik wird niemand angreifen, will aber von jedermann respectirt sein." Die ungläubige „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erwiderte: „Wir glauben, daß unter gewissen Bedingungen, die jedoch augenblicklich nicht vorliegen, Frankreich verleitet werden könnte, wiederum mit Deutschland anzubinden." Daß die Errichtung eines französischen Thrones die defensive Tripleallianz sofort zu einer offensiven machen würde, bestritt das berliner Blatt: „Deutschland würde auch einer wiederhergestellten Monarchie gegenüber den Angriff abwarten; dieser würde aber nicht lange auf sich warten lassen." Das pariser Blatt „Figaro" machte den mehr verständigen als populären Vorschlag, Frankreich solle weder auf England noch auf Rußland zählen, sondern an die Tripleallianz sich anschließen, damit das Mistrauen gegen Frankreich abgeschwächt würde und dieses aus seiner Isolirung herauskomme.

Hatte schon die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" durch obigen Artikel die Meinung widerlegt, als ob nicht ein vereinzelter Angriff, sondern nur ein von mehrern Seiten (Frankreich und Rußland) zugleich auf eine der Vertragsmächte gerichteter Angriff die beiden andern Mitglieder der Tripleallianz zur Theilnahme an dem Kriege verpflichten würde, so sprach sich Graf Kalnoky, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns, auf eine Interpellation über die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Rußland am 26. Oct. 1883 im Ausschuß der ungarischen Delegation aufs präciseste dahin aus: „Es ist bekannt, daß Oesterreich-Ungarn einem Angriffe Rußlands gegenüber nicht allein stehen würde."

Die politische Lage wurde infolge der Angriffe der russischen Presse auf Oesterreich-Ungarn und der herausfordernden Sprache der französischen Presse gegen Deutschland allmählich eine bedenkliche. Dazu kamen die ostentativen militärischen Vorbereitungen an der französischen Ostgrenze: die Inspectionsreise des Kriegsministers Thibaudin, welche die gegen Deutschland gerichtete, neu angelegte Befestigungslinie zum Object hatte, und der Plan des französischen Generalstabes, an der Ostgrenze mit einem Armeecorps einen Mobilisirungsversuch zu machen. Wenn aber die deutsche Regierung diesen Plan mit einer Gegenmobilisirung an der deutschen Westgrenze beantwortete, was dann? Die französische Gereiztheit stieg von Woche zu Woche, zumal da sie sah, welch mächtige Anziehungskraft diese Tripleallianz, und besonders deren Vormacht, das Deutsche Reich, auf den ganzen europäischen Continent ausübe, sodaß die Könige von Rumänien, von Serbien und von Spanien, ja selbst der Prinz von Wales, auf welchen die Gambettisten so große Hoffnungen setzten, am berliner Hofe sich einfanden oder bei den Manövern sich um Kaiser Wilhelm scharten.

Man machte sich in Berlin auf alles gefaßt, richtete aber zunächst einen kalten Strahl auf die erhitzten Nerven der französischen Hauptstadt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" denuncirte am 22. Aug. Frankreich als den einzigen Staat, der vermöge der maßlosen Heftigkeit seiner Revancheprediger und vermöge des

Digitized by Google

Echos, welches dieselben beim eigenen Volke und darüber hinaus bis in die Kreise gesinnungsverwandter Agitatoren in Elsaß-Lothringen finden, den Frieden Europas dauernd bedrohe. „Zugleich mit dieser Erkenntniß wird die Ueberzeugung sich aufnöthigen, daß ein solcher Zustand nicht andauern kann, ohne das Ziel aller ernsthaften Politiker, den Frieden, schwer zu gefährden. Denn je höher die Flut der Leidenschaften anschwillt, welche eine gewissenlose Agitation für ihre verschiedenartigen Zwecke anzufachen nicht ermüdet, um so weniger läßt sich vorhersehen, ob und wie lange dieselbe noch innerhalb der Dämme des äußerlichen Friedens zurückgehalten werden kann. Mit vollem Rechte gilt hier in verstärktem Maße das Wort im Volksmunde, daß der Teufel, den man zu oft an die Wand malt, am Ende in Wirklichkeit erscheint."

In einer den wahren Sachverhalt verdrehenden Weise erwiderte der „Siècle", das Organ des Kammerpräsidenten Brisson: „Nicht Frankreich bedroht den Frieden und widersetzt sich einer Versöhnung mit Deutschland, sondern das thut der Frankfurter Vertrag, welcher über 1,600000 Franzosen, ohne sie zu befragen, verfügt hat, und der aus denselben durch die Gewalt der Bajonnete Deutsche hat machen wollen. Europa weiß, daß Frankreich mit allen seinen Nachbarn im Frieden leben will, aber es hat heute genug Soldaten und Kanonen, um alle Drohungen zu verachten, zumal wenn sie mit so wenig Gerechtigkeit und Mäßigung gemacht werden." Das „Journal des Débats", von jeder Gereiztheit sich fern haltend, machte der deutschen Politik den Vorwurf, daß sie Frankreich zu isoliren suche. Die officiöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wies auf die wohlwollende Haltung Deutschlands in allen Fragen der auswärtigen Politik Frankreichs hin und fügte hinzu: „Für das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland beansprucht das letztere nichts anderes als das Festhalten an der völkerrechtlichen Grundlage, welche der Frankfurter Friede zwischen beiden Nationen geschaffen hat, und welche, beiderseits offen und ehrlich respectirt, eine dauernde Bürgschaft der friedlichsten und besten Beziehungen der Nachbarreiche zu bieten geeignet wäre. Wir verlangen von Frankreich nur, daß es den durch die Gerechtigkeit der Geschichte und durch die Verträge gewordenen Bestand rückhaltslos anerkenne, um dauernd freundschaftliche Beziehungen zu ihm zu unterhalten. Es liegt also nur an Frankreich, sein Verhältniß zu Deutschland friedlich zu gestalten. Ob dagegen Frankreich einen Versuch, den gegenwärtigen Rechtsbestand zu verändern, isolirt oder mit einem halben Dutzend Verbündeter unternimmt, darf für Deutschland nie in Betracht kommen; unter allen Umständen gilt dann nur das Gebot des Festhaltens bis auf den letzten Mann." Die Entgegnung des „Journal des Débats" lautete: „Wir haben Deutschland eine Reihe von Allianzen zur Erhaltung des Friedens schließen sehen. Wir denken, Deutschland hat diese Allianzen gebildet, wenn auch nicht für die Garantie des allgemeinen, so doch des eigenen Friedens, zur Vermehrung seiner Autorität und als solide Grundlage für seine Hegemonie. Die deutsche Politik beabsichtigt, in Europa eine solche Ordnung der Dinge herzustellen, daß keine Allianzcombination ohne Deutschland möglich sei. Was uns betrifft, so suchen wir keine Verbündeten, um den Frankfurter Friedensvertrag zu brechen, weil wir wissen, daß wir keine finden würden."

Digitized by Google

Außer der „Times", welche in perfidester und eigennützigster Weise Frankreich darauf aufmerksam machte, daß es sich durch seine Colonialunternehmungen selbst in die Lage versetzt habe, in dieser Weise von Deutschland behandelt werden zu dürfen, stand die englische Presse in diesem die politischen Nerven so aufregenden Streit auf der Seite Deutschlands; der conservative „Standard" bezeichnete Frankreich und Rußland als friedenstörende Elemente, Deutschland und Oesterreich als die friedlichen conservativen Elemente. Die „Pall Mall Gazette" schrieb: „Die Hegemonie Europas gehört nicht England, sondern Deutschland, und da das deutsche Uebergewicht beharrlich für die Aufrechthaltung des Friedens ausgeübt worden ist, so wünschen wir nichts Besseres, als daß dasselbe ungeschwächt bleiben möge. Eine plötzliche Schwächung der Macht Deutschlands würde eine Art von festländischem Erdbeben sein, das eine internationale Katastrophe nach sich zöge."

Das Gewitter verzog sich, nicht ohne daß es sich nachträglich noch über dem Haupte eines der Bewunderer der deutschen Politik entlud. Der 29. Sept., an welchem der vornehme und der niedrige Pöbel von Paris den König Alfons von Spanien, der bei den Manövern von Homburg vom Kaiser Wilhelm zum Chef des in Straßburg garnisonirenden Regiments der gelben Ulanen ernannt worden war, unter Schreien und Johlen am Nordbahnhof empfing, war eine Schmach für das Volk, das an der Spitze der Civilisation zu stehen sich rühmte. Die Beschimpfung traf den König Alfons und galt dem Kaiser Wilhelm. Die ehrenvollste Genugthuung, welche jener erhalten konnte, wurde ihm aus Berlin zutheil. Mit einer für solche Fälle ungewöhnlichen Raschheit wurde ihm der Gegenbesuch gemacht. Als Stellvertreter seines Vaters traf schon am 23. Nov. der Kronprinz des Deutschen Reiches in Madrid ein und verweilte daselbst bis zum 7. Dec. Es handelte sich dabei nicht, wie man in Frankreich fürchtete, um den Abschluß einer Allianz, sondern um eine offene Kundgebung der wohlwollenden und achtungsvollen Gesinnungen, welche Deutschland gegen die spanische Nation und gegen den Vertreter derselben, den König Alfons, hegte. Der Besuch, welchen der Kronprinz des Deutschen Reiches auf der Rückreise in Rom bei dem Königspaar machte, diente zur Befestigung des zwischen beiden Herrscherhäusern längst bestehenden Freundschaftsbundes und der zwischen beiden Nationen neugeknüpften politischen Bande. Daß der Besuch des Kronprinzen auch auf den Vatican sich erstreckte, war nichts weiter als ein Act der Höflichkeit.

Auch im Südosten Europas, wo die kleinern Staaten bisher unter dem gebietenden Einfluß Rußlands gestanden waren und von diesem als Vasallenstaaten, als russische Vorposten angesehen und behandelt wurden, vollzog sich eine, besonders für Oesterreich-Ungarn, mittelbar aber auch für Deutschland, sehr günstige Schwenkung. Die neuen Königreiche Rumänien und Serbien erkannten, daß ihre Interessen durch eine Anlehnung an die deutsch-österreichische Politik in jeder Beziehung weit besser gewahrt seien als durch einen Anschluß an Rußland; denn dieses erkannte in Rumänien und Serbien in erster Linie nur russische Interessen, während Deutschland und Oesterreich von ihnen nichts weiter verlangten, als daß jeder Versuchung zur Erneuerung des orientalischen Krieges widerstehen, auf

Digitized by Google

die Wahrung ihrer politischen Selbständigkeit und Rechte sich beschränken und an der Fortentwickelung ihrer commerziellen, wirthschaftlichen und culturellen Zustände arbeiten sollten. Die Souveräne jeder beiden Länder machten 1883 Besuche bei den Kaisern von Deutschland und von Oesterreich, und ihre leitenden Minister verhandelten mit deren Staatsmännern; die von Oesterreich längst erstrebte Eisenbahnconvention, deren Abschluß die Misgunst Rußlands und Englands entgegengearbeitet hatte, kam endlich am 9. Mai 1883 zu Stande; sie wurde von den Bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Serbiens und Bulgariens in Wien unterzeichnet und sicherte dem österreichischen und deutschen Handel zwei directe Eisenbahnlinien zu, welche von Wien nach den zwei großen Emporien, Konstantinopel und Solonichi, führten.

Ueber die politischen Zwecke dieser engern Beziehungen sprach sich am 10. Nov. 1883 der rumänische Ministerpräsident Bratiano, infolge einer Interpellation, in der Abgeordnetenkammer in folgenden Worten aus: Er habe dem König den Rath ertheilt, auf der Rückreise von Berlin einen Besuch am wiener Hofe zu machen, um die österreichische Regierung von den Gesinnungen der Ordnung und Ruhe, welche im Lande herrschen, zu überzeugen. Er selbst habe in Wien und in Gastein dem Grafen Kalnoky und dem Fürsten Bismarck ähnliche Versicherungen gegeben, aber keine Verpflichtungen übernommen. Letzterer habe ihm in Gastein gesagt: „Wir wollen den Frieden, wir sind eine Friedensliga", und indem er ihm die Vortheile des Friedens für alle Staaten entwickelte, habe er ihm die Worte wiederholt, die er schon 1878 zur Zeit des Berliner Congresses gegen ihn geäußert: „Wenn ihr den Frieden wollt, könnt ihr euch zu uns hinneigen; wenn euch aber an einem Kriege gelegen ist, dann müßt ihr euch an andere wenden." Bratiano schloß seine Rede mit den Worten: „Ich habe mir zur Maxime die Worte des Fürsten Bismarck gewählt, welche er mir bei zwei Gelegenheiten wiederholt hat, und ich sage: Wir sind für den Frieden, und wer einen Krieg provociren oder in unser Land einfallen wird, dessen Feinde werden wir sein." Die Reise, welche das österreichische Kronprinzenpaar im April 1884 nach den Ufern des Bosporus machte und auf welcher es den Sultan Abd-ul-Hamid, den Fürsten von Bulgarien, die Königspaare von Rumänien und von Serbien besuchte, konnte nur vom günstigsten Einfluß auf die Knüpfung engerer Bande zwischen den Ländern der mittlern und der untern Donau sein.

Die vom deutschen Reichskanzler geschaffene „Friedensliga" hat eine kaum geahnte Festigkeit und Ausdehnung gewonnen. Sie beherrscht, ohne ihren Willen irgendeinem Staate aufzudrängen, die europäische Politik. Völker der germanischen, der romanischen und der slawischen Rasse nehmen an ihr theil. Vom Atlantischen Ocean bis zum Schwarzen Meere hat sie mächtige Verbündete oder wohlwollende Freunde. Von den größern Staaten des Continents nehmen nur Rußland und Frankreich eine Sonderstellung ein. Ersteres hat übrigens bereits in den ersten Monaten dieses Jahres seinen Entschluß, an die deutsche Politik sich enger anzuschließen, aufs deutlichste bekundet. Daß ein solcher Anschluß nicht möglich ist, ohne daß Rußland seine nach der Balkanhalbinsel gerichteten Pläne in Einklang

Digitized by Google

bringt mit den Interessen Oesterreich-Ungarns, wissen wir. Frankreich ist von seinen Revanchegedanken nicht zurückzubringen. Daß die Realisirung derselben sich von Jahr zu Jahr hinauszieht; daß die Männer der Revanche ihre Toga nicht sofort mit dem Gewand des Mars vertauschen; daß auch bedenkliche Momente und hohe Grade der Erhitzung immer wieder einem nüchternern Thermometerstand weichen, hat seinen hauptsächlichsten Grund in der Errichtung jenes gewaltigen mitteleuropäischen Friedensbollwerkes. Dasselbe wird seinen Ruf der Unangreifbarkeit behaupten, solange seine Devise ist: „Besonnenheit und Entschlossenheit."

Digitized by Google

Zur Biographie neuer deutscher Dichter.

Von

Rudolf von Gottschall.

I.

Die geistige Entwickelung unserer neuen Poeten, welche doch immer eng mit unserm ganzen nationalen Leben verwachsen ist, muß immer als ein interessanter Gegenstand betrachtet werden, dessen Behandlung auf unsere Cultur- und Literaturzustände manches neue Licht fallen läßt. Selbst Biographien minder bedeutender Autoren sind in dieser Hinsicht beachtenswerth: um so mehr alle Beiträge, welche das Leben hervorragender Dichter illustriren. Mehr noch als die Biographie fällt die Autobiographie ins Gewicht; denn hier charakterisiren nicht nur die dargestellten Ereignisse und Vorgänge, sondern auch die Darstellung selbst den Dichter, sodaß ein doppeltes und keineswegs sich kreuzendes Licht auf seine Charaktereigenthümlichkeit fällt. Goethe's „Wahrheit und Dichtung" ist das leuchtende Vorbild, welchem auf diesem Gebiete die Epigonen nachstreben: die Lebensabschnitte, welche der Dichter hier selbst geschildert hat, die ganze Jugendgeschichte und erste literarische Entwickelung erscheinen hier in so klarer Durchsichtigkeit, daß die Darstellung der andern Biographen wenig dazu zu thun vermochte, während auch für die spätere Lebenszeit des Dichters eigene Aufzeichnungen und vor allem die Briefe und Gespräche die nothwendigste Grundlage geben, auf welcher die spätern Biographen weiter bauen können. Ueberhaupt kann ein umfassender Briefwechsel fast die Stelle einer Autobiographie vertreten.

Es liegen uns drei Werke vor, welche uns in mehr oder weniger autobiographischer Form in die Lebensläufe neuer Dichter einweihen: Heinrich Heine's Memoiren, Berthold Auerbach's Briefe an Jakob Auerbach und Alfred Meißner's Selbstbiographie.

Heinrich Heine's Memoiren haben das deutsche Publikum und die deutsche Presse lange Zeit in Athem gehalten: es war eine beliebte Seeschlange, die sich durch die Spalten der Zeitungen wälzte. Hat Heinrich Heine wirklich Memoiren geschrieben und wer ist im Besitze derselben? Ueber diese Frage ergeht sich der

Digitized by Google

Herausgeber von „Heinrich Heine's Memoiren", Eduard Engel, aufs eingehendste in der Einleitung*); wir schöpfen aus dieser Abhandlung die tröstliche Gewißheit, daß Heinrich Heine bereits zu den Classikern gehört; denn wir finden in dieser Einleitung alles, womit griechische, lateinische und germanische Philologen bei einer Edition ihren Autoren gerecht zu werden suchen: Quellenstudium, Citate aus der einschlägigen Literatur und den Schriften und Briefen des Autors selbst, Erledigung aller Controversen mit dem Aufgebot des nöthigen philologischen Scharfsinnes und jene Conjecturen, in denen derselbe seine Triumphe zu feiern pflegt. Heinrich Heine, ein moderner deutscher Classiker, regelrecht tractirt und secirt — es ist dies immerhin etwas Neues.

Jedenfalls ist die Frage nach Heinrich Heine's Memoiren interessant, weil sich verschiedene Lesarten gegenüberstehen und es sehr verlockend ist für eine scharfsinnige Untersuchung, damit aufzuräumen und das Wahre und Richtige festzustellen. Die Resultate der Engel'schen Abhandlung lassen sich dahin zusammenfassen: Heinrich Heine hat erste ziemlich umfangreiche Memoiren geschrieben, von denen aber nichts mehr vorhanden ist, außer demjenigen Theil derselben, den er in sein Leben Börne's aufgenommen. Der Beginn der Abfassung dieser Memoiren reicht zurück bis in die Jugendzeit des Dichters; er hat, wie aus vielen Briefstellen hervorgeht, im dritten und vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts daran gearbeitet; doch diese Memoiren sind von ihm verbrannt worden, aus Rücksicht auf die Familie, von welcher die Existenz seiner Frau nach seinem Tode abhängig war, auch, weil, wie er selbst an Campe schreibt, in seiner innern Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattgefunden haben, weshalb er die schönsten Giftblumen mit entschlossener Hand ausgerissen habe. „Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgendeines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: «Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honoriren als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Drucke dich abzuquälen oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein paar alte Hosen.»" Ein anderes mal schreibt er, daß er aus Rücksichten für Ueberlebende den größten Theil seiner Memoiren sacrificirt habe. Daß indeß im Sommer 1854 noch ein Theil derselben vorhanden war, bezeugt Alfred Meißner in seinen „Erinnerungen an Heine": er hat das Manuscript selbst mehrfach gesehen; es war auf Foliobogen mit Bleistift geschrieben; Meißner schätzt den Umfang desselben auf drei Bände — nach Engel's Ansicht eine Ueberschätzung, die wol daher rührt, daß sich noch andere Manuscripte in jenem Kästchen befanden. Heine sagte, indem er auf dasselbe zeigte, zu dem befreundeten Dichter: „Sehen Sie dorthin! Dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren fratzenhafte Porträts, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne, und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens verstohlen durch nichtige

*) „Heinrich Heine's Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Eduard Engel" (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1884).

Digitized by Google

Subjecte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Trümpfe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein." Daß auch der übrige Theil der Memoiren verbrannt worden, bezeugt Julia, nach Heine's eigenem Geständniß, der erklärte, alles sei verbrannt; er habe sich gesagt, der Löwe müsse sich großmüthig zeigen und seine Krallen einziehen. Herr Julia, früher junger Rechtsgelehrter, später Unterpräfect, war der Vertraute Heine's und seiner Frau in Angelegenheiten seines Nachlasses.

Damit wäre die Sache erledigt, wenn diese verbrannten Manuscripte nur nicht ein so zähes, asbestenes Leben besäßen, daß sie immer wieder auftauchen. Zwar Julia selbst, der von einigen Seiten als Eigenthümer derselben bezeichnet wurde, besitzt nur eine große Zahl von Briefen, die an Heine selbst gerichtet waren, und da Heine's eigene Briefe fehlen, so können dieselben nicht einmal als ein Surrogat der Heine'schen Memoiren betrachtet werden. Anders steht es mit der Behauptung Gustav Heine's in Wien, er sei im Besitze der Memoiren seines Bruders: eine Behauptung, die er bisher nicht widerrufen und ebenso wenig durch nähere Angaben erläutert hat. Gegen Gustav Heine läßt nun Eduard Engel das ganze schwere Geschütz seiner Polemik spielen: er stellt eine Reihe von Urtheilen Heinrich's über seinen Bruder zusammen, aus denen so viel hervorgeht, daß er ihn gerade nicht zum Vertrauten gewählt haben würde. Gegen die andere Lesart, das Manuscript sei Gustav Heine bei einer Geldangelegenheit, in welcher dieser für seinen Bruder eingetreten, verpfändet worden, macht Engel verschiedenartige Einwendungen; besonders hebt er hervor, daß Gustav, nachdem jene Geldangelegenheit erledigt worden, das Manuscript dem Bruder oder jetzt den Heine'schen Erben hätte zurückstellen müssen. Die Behauptung Gustav Heine's beruhe auf einem Irrthum: er besitze nicht Heinrich's Memoiren, wohl aber höchst wahrscheinlich werthvolle Manuscripte Heine's, darunter solche, welche wichtige Aufschlüsse über Heine's Leben enthalten, jedenfalls zahlreiche Briefe, außerdem Briefe an französische Staatsmänner und Schriftsteller, ferner 67 Gedichte gegen den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und ein Manuscript „Napoleon III.": diese seien nach dem Tode Heinrich Heine's in den Besitz Ferdinand Friedland's übergegangen und von ihm zum Theil der französischen Regierung angeboten worden. Nach Engel's Conjectur habe wahrscheinlich Gustav Heine diese Papiere an sich gebracht.

Das alles klingt recht überzeugend, doch bewegen wir uns hier in der That auf dem Gebiet der Conjecturen. Wenn nun Gustav Heine doch eines schönen Tages mit Heinrich Heine's Memoiren hervortritt? Ein kleines kritisches Ventil muß Eduard Engel für diese Möglichkeit offen lassen; denn auch das Unwahrscheinliche ist immer möglich; vieles, was die Keule der Kritik todtgeschlagen hat, ist in wunderbarer Weise wieder zum Leben erstanden, und was kein Verstand

Digitized by Google

der Verständigen sucht, kann deshalb doch existiren und alle Conjecturen des größten kritischen Scharfsinnes beschämen.

Das Schicksal der ersten Heine'schen Memoiren ist jedenfalls dunkel. Der Dichter hielt es keineswegs für angebracht, eine editio castigata derselben zu veranstalten; er schrieb neue Memoiren. „Heroismus war es", sagt er selbst in einem Briefe an Campe, „statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben. . . . Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit." Gleichwol spricht Camilla Selden, die den Dichter in seinen letzten Lebenstagen so oft besuchte, auch hier noch von der grausamen Rache, die Heine an seinen Feinden nehmen wolle, von den Tigergriffen, mit denen er, nach seiner eigenen Mittheilung, seine Opfer packen wolle. Das paßt wenig für diese harmlosen Memoiren; doch auch diese sind nicht ganz vollständig. Heine's anderer Bruder, Maximilian, der russische Staatsrath, hat bei einem Besuche gegen 30 Seiten derselben vernichtet; wahrscheinlich weil ihm die Mittheilungen über sein älterliches Haus und seine im ganzen niedrige Herkunft unwillkommen waren.

Diese zweiten Memoiren, die vor kurzem in der „Gartenlaube" erschienen, welche unter der Leitung des Kröner'schen Verlags einen neuen Aufschwung nimmt, liegen nun in der Buchausgabe vor uns. Viele haben sich durch dieselben enttäuscht gesehen: sie vermißten eben die Bärenkrallen und Tigergriffe und den pikanten Skandal, den Heine in so unnachahmlicher Weise zu insceniren wußte; doch die Vorgeschichte dieser Memoiren, die sich ausschließlich mit des Dichters Kindheit beschäftigen, durfte derartige Erwartungen nicht aufkommen lassen. Gleichwol enthalten sie viel Anziehendes, und die Grazie des pariser Aristophanes verleugnet sich in ihnen nicht. Natürlich ist die düsseldorfer Idylle, in welcher sich Heine's Kindheit bewegte, nicht von jenem arkadischen Hauch beseelt, der Jean Paul's Kindheitsschilderungen und diejenigen von Bogumil Goltz durchdringt, und auch jener Eindruck, den Goethe's „Wahrheit und Dichtung" athmet, der Eindruck eines vornehmen Bildungsganges unter den Anregungen der Kreise des gesellschaftlichen Patricierthums, ist in ihr nicht zu verspüren; sie hat eine stark orientalische Färbung, und die Gestalten, die darin auftreten, haben zum großen Theil einen etwas grotesken Zug: doch es sind kleine Cabinetsstücke humoristischer Malerei, diese Porträts des Onkels Simon de Geldern mit der Arche Noah des Großvaters, den alten Möbeln, zerbrochenen Wiegen und Porzellanmöpsen der Rumpelkammer, und des gleichnamigen Großoheims, des Morgenländers und Beduinenscheikhs, von Heine frei mit Räuberhauptmann übersetzt, der ein galantes Abenteuer mit einer erlauchten Dame in Deutschland hatte und deshalb die Flucht ergreifen mußte. Pietätvoll schildert er indeß Mutter und Vater, besonders den letztern: es ist dies eigentlich der Kern der Memoiren, soweit sie hier im Abdruck vorliegen; denn sie reichen ja nicht weit über das Aelternhaus hinaus. Leibhaftig tritt er vor uns hin, der schöne Mann mit den etwas verschwommenen Zügen, mit dem gepuderten Haar und den kunstvoll gerollten langen Haarlocken des Haarbeutels, die er wie ein breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen auf dem Haupte befestigte. Er war früher Proviantmeister in hannoverischen Diensten gewesen und hatte den Prinzen von Cumberland auf seinem Feldzuge in

Digitized by Google

Brabant und den Niederlanden begleitet. „Aus jener Feldzugsperiode stammten manche bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmählich abgewöhnen konnte, z. B. er ließ sich gern zu hohem Spiel verleiten, protegirte die dramatische Kunst oder vielmehr ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablirte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht. Er entäußerte sich aber derselben auf ausdrücklichen Wunsch seiner jungen Gattin, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Kapital zu viel Hafer fresse und gar nichts einbringe. Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeister zu entfernen, einen vierschrötigen Flegel, der beständig mit irgendeinem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten spielte. Er ging endlich von selbst in Begleitung einer goldenen Repetiruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Werth!" Grenzenlos war die Vorliebe des Vaters Heine für den Soldatenstand: wir sehen ihn als Offizier der düsseldorfer Bürgergarde in der schönen dunkelblauen, mit himmelblauen Sammtaufschlägen besetzten Uniform an der Spitze seiner Colonne vor seinem Hause vorbeimarschiren und die Gattin mit allerliebster Courtoisie salutiren. Wenn er als commandirender Offizier die Hauptwache bezog, so floß der Wein in Strömen, alles auf seine Rechnung. Daher war seine Popularität so groß wie die Begeisterung, womit die alte Garde den Kaiser Napoleon umjubelte. „Dieser freilich verstand seine Leute in anderer Weise zu berauschen; den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewissen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaschen, deren Schlünde von größtem Kaliber, zu erstürmen; aber ihr Heldenmuth war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaisergarde fanden. Letztere starb und übergab sich nicht, während die Gardisten meines Vaters immer am Leben blieben und sich oft übergaben." Das ist ganz der alte Heine, der Heine der „Reisebilder" mit seinem drastischen Witz, und mehrfach in diesen Memoiren finden sich Spuren desselben; auch die Genrebilder, wie der bösartige kleine Jupp, die rothhaarige Scharfrichterstochter Sefel mit der ganzen an Brentano erinnernden Henkerromantik, sind durchaus gelungen in Zeichnung und Colorit. Nur bisweilen merkt man, wie der Autor nicht ganz seines Stoffes Herr wird, zu sehr ins Breite geht, wie bei der Geschichte des „Dreckmichels" und seines Esels, oder sich zu sehr in grellen Cynismen gefällt, wie bei der Hexengeschichte der Göchin, der Verwechselung des Philtrarium und Laxarium, und gar den Zaubereien und den Räubereien, dem Tausch- und Kaufhandel mit den von Béranger besungenen Reliquien des heiligen Nikolaus: eine Geschichtsklitterung, welche diese Memoiren vom häuslichen Herde verbannt, sodaß sie nur in einer editio castigata für ein Familienblatt zugänglich werden konnten.

Die pikanten Randglossen und Bemerkungen sind in dieser Lebensschilderung nicht allzu häufig: ein Heine-Album würde keine reiche Ausbeute finden; doch finden sich hin und wieder Excurse, welche die Schlagkraft dieses Autors nicht verleugnen. So gibt der doctor juris utriusque seiner Antipathie gegen das römische Recht sehr beredten Ausdruck. „Welch ein fürchterliches Buch ist das Corpus juris, die Bibel des Egoismus. Wie die Römer selbst, blieb mir immer

Digitized by Google

verhaßt ihr Rechtscodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicherstellen, und was sie mit dem Schwert erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen. Deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advocat, und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art. Wahrhaftig, jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, das vorher nur als Thatsache bestand, und die Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Consequenzen ist jenes gepriesene Römische Recht, das allen unsern heutigen Legislationen, ja allen modernen Staatsinstitutionen zu Grunde liegt, obschon es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht." An einer andern Stelle spricht sich Heine über die Pathologie der Liebe aus, wozu ihm seine Liebe zur schönen Scharfrichterstochter Anlaß gibt. Es ist dies eine Heine'sche Causerie, die an den Ton seiner besten Zeiten erinnert, wenn auch der Cynismus des Romancero im Hintergrunde lauert. „In der Liebe gibt es ebenfalls wie in der römisch-katholischen Religion ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man sich erst an das Gebratenwerden gewöhnen muß, ehe man in die wirkliche ewige Hölle geräth. Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt, mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Aehnlichkeit zu bieten, sowie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen. Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Sehr gescheite und erfahrene Aerzte rathen zu Ortsveränderung und meinen, mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Princip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste." „Freilich", sagt Heine bald darauf, „heißt das, den Satan durch Beelzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medicin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chemie, und in trostlosen Lebenszuständen ist der Wechsel der Inamorosa gewiß das Rathsamste, und mein Vater durfte auch hier mit Recht sagen, jetzt muß man ein neues Fäßchen anstechen."

Da sich diese Kindheitsgeschichte in einem engen häuslichen Rahmen abspielt und der Dichter meistens im Banne seiner Erinnerungen und deshalb bei der Stange bleibt, so fehlen die Ausblicke auf Zeitgeschichte und Literatur fast gänzlich. Nur einmal macht Heine eine Ausnahme hiervon, als er die Mutter Grabbe's gegen die Anklage seiner Biographen in Schutz nimmt, sie habe demselben schon als Kind den Genuß des Branntweins angewöhnt. Bei diesem Anlaß spricht er von Grabbe als dramatischem Dichter und meint, er habe von allen deutschen Dramatikern die meiste Verwandtschaft mit Shakspeare gehabt. „Er mag weniger Saiten auf seiner Leier haben als andere, die dadurch ihn vielleicht überragen; aber die Saiten, die er besitzt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakspeare erschreckt, erschüttert, entzückt. Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es

Digitized by Google

ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder Blödsinn, was dergleichen hervorbrachte, sondern eine geistige Intoxication des Gehirns. Wie Pluto den Diogenes sehr treffend einen wahnsinnigen Sokrates nannte, so könnte man unsern Grabbe mit doppeltem Recht einen betrunkenen Shakspeare nennen." Grabbe selbst erzählte, daß seine Mutter ihm nicht die Neigung zum Trunk eingepflanzt, sondern ihn öfter vor „dat Suppen" gewarnt habe. Sie sorgte für ihren Sohn so liebevoll wie die Mutter Heinrich Heine's. Als dieser die Universität bezog, verkaufte sie ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werth, um ihm das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern. Aehnlich drückte Grabbe's Mutter ihm bei seinem Fortgang nach der berliner Universität ein Packet in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberner Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, „ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Decoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen gemeinen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: «Ich bin an meinem dritten Löffel» oder: «Ich bin an meinem vierten Löffel.» «Die großen gehen dahin», seufzte er einst, «und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibt's gar keine Bissen mehr.»"

Bei allen Vorzügen haben die Memoiren Heine's doch auch einen Fehler: sie sind sehr dünnleibig, eigentlich doch nur ein Anfang, und um einen erträglichen Band zu Stande zu bringen, brauchen Herausgeber und Verleger ausgiebiger Wattirung. Die lange Einleitung des erstern: „Zur Geschichte der Heine'schen Memoiren", nimmt mehrere Bogen in Anspruch; diesen selbst hat Engel die erhaltenen Bruchstücke aus Heine's ersten Memoiren, die Tagebuchblätter, Briefe aus Helgoland über die Julirevolution, beigefügt. Sie sind uns bekannt aus Heine's Buch über Börne, und werden hier mitgetheilt als Stilprobe der verbrannten Memoiren; sie haben natürlich einen frischern Ton und mehr Verve als die Aufzeichnungen des schwerkranken Dichters; dann folgen Gedichte, die besser ungedruckt geblieben wären, obschon der Abdruck der poetischen Waschzettel Heine ein Anrecht auf die Würde der Classicität gibt, der Brief Heine's, in dem er seinen Besuch bei Goethe anmeldete, Briefe an Schlosser, Dr. Werthheim, die „Mouche", die Freundin seiner letzten Jahre.

Was diese letzten Briefe betrifft, welche Engel, da er die deutschen Originale nicht erhalten konnte, aus dem Französischen zurückübersetzte, so sind dieselben bereits überholt durch die Mittheilung der Originale selbst; denn Camilla Selden hat jetzt Heinrich Heine's letzte Tage selbst geschildert*) und in ihrer Schrift Heine's deutsche Briefe veröffentlicht. Gewiß sind diese Mittheilungen von hohem Inter-

*) „Heinrich Heine's letzte Tage. Erinnerungen von Camilla Selden" (Jena, Hermann Costenoble, 1884).

Digitized by Google

esse; aber die „Mouche" selbst hat dabei viel von ihrem Zauber eingebüßt. Du gaukelnder Dämmerungsfalter im Krankenzimmer — wo ist der Farbenstaub deiner Schwingen geblieben? Gerade die Dämmerung des Geheimnisses machte die Mouche so überaus anziehend: jetzt wissen wir, wer diese Mouche war, ihren Vor- und Zunamen, und dabei bleibt die polizeiliche Literaturforschung nicht stehen; wir erfahren auch vieles aus ihrem Leben, daß sie unglücklich verheirathet gewesen, ins Irrenhaus gebracht worden, daß sie jahrzehntelang eine kranke Mutter aufopfernd gepflegt hat; sie selbst erzählt, daß sie viel in der Welt herumgekommen. Nun wird aber auch das Ideal, das der halbblinde Dichter wachend und träumend geschaut, sehr scharf mitgenommen; sie sei nie schön und anmuthig gewesen, diese Mouche, wenn auch ein charakterfestes Weib, und daß sie mit Tinte und Feder so gut Bescheid weiß wie eine Schwester in Apoll, die das Schreiben als Metier betreibt, beweisen die eben erschienenen Erinnerungen.

Doch wenn auch die demaskirte Mouche jeden geheimnißvollen Nimbus eingebüßt hat und nicht mehr als ein Wesen höherer Art betrachtet werden kann, welches seine Engelsflügel zusammengefaltet hat, um sich trostbringend an das Krankenbett eines Dichters zu setzen: so bleibt doch die Thatsache bestehen und wird aus den Briefen und Briefchen und Gedichten und Plaudereien der Camilla Selden stimmungsvoll beleuchtet, daß der Dichter auf seinem Todtenbette von einer heißen Liebe entbrannt war, deren Platonismus er mit dem Lachen der Verzweiflung in unschönen cynischen Versen verspottete. Der ganze Jammer der Krankheit spricht sich in diesen Zuschriften aus, aber durchleuchtet vom goldenen Sonnenschein einer Liebe, die das Hangen und Bangen in schwebender Pein nicht verlernt hat. Gleich nach dem ersten Besuch erscheint sie ihm als eine sehr liebenswürdige Person, die einen äußerst vortheilhaften Eindruck hinterlassen hat; er nennt sie eine gute Fee, die ihn in trüber Stunde besucht. Sehr bald folgt das trauliche „Du"; er nennt sie seine allerliebste süße „Mouche", und zwar stammt der Name von ihrem Petschaft her, sein allerreizendstes Moschuskätzchen, „das zugleich sanft wie ein Angorakätzchen ist, welche Art ich am meisten liebe. Lange bevorzugte ich die Tigerkatzen, doch diese sind zu gefährlich, und die Küsse, welche sie bisweilen auf meinem Antlitz zurückließen, behagten mir durchaus nicht". Dann bittet er sie, mit ihren Füßchen um ihn herumzusummen, er küßt die lieben Füßchen, nicht zugleich, sondern eins nach dem andern; dann ist sie ihm wieder die Lotosblume, die letzte Blume seines traurigen Herbstes, ein über alle maßen geliebtes Wesen; er nennt sie „sylphenhaft über alle Beschreibung", das vortrefflichste, bezauberndste, anmuthigste Geschöpf, das er je gesehen. Seine Liebesleidenschaft für die Mouche steht außer Frage: er nennt sich einen Todten, der nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet; er sagt: „nie war ein Dichter elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint"; er besingt sein ungeduldiges Warten, das ihm schlimmer scheint als jede Tortur. Das sind freilich keine versus memoriales; aber er hat auch solche gedichtet; ein dauerndes poetisches Denkmal dieser glühenden irdischen Liebe des an sein Marterbett geschmiedeten Poeten ist jenes Gedicht: „Die Passionsblume", welches Camilla Selden für die Frucht eines Traumes erklärt und für welches sie einen Commentar gibt, wie irgendein Dante-Interpret,

Digitized by Google

während es die wunderbarste Verklärung der Liebe des Dichters zu jenem Wundergebilde ist, zu welchem er die Gestalt der Camilla Selden verklärte, mag er dasselbe nun wachend oder im Traum concipirt haben. Wenn man von diesem Gedicht das Exordium und den Schluß abschneidet, die beide in den Ton der stillosen Causerie verfallen, so gehört das Mittelstück zu den schönsten Gedichten, die Heine geschaffen; ja es nimmt durch seine grandiose Eigenart, durch die unheimliche Verschmelzung des glühendsten Lebenshauches mit dem Odem der Verwesung auch unter den dichterischen Erzeugnissen der Weltliteratur eine hervorragende Stelle ein, die jede Parallele ausschließt.

Neben diesen fragmentarischen und kurzathmigen Enthüllungen aus dem Leben eines neuen Dichters tritt ein compendiöser Beitrag zur Biographie eines andern vielgenannten Autors, der erst vor zwei Jahren gestorben ist: es sind die Briefe Berthold Auerbach's an seinen Freund Jakob Auerbach, die mit Recht von dem letztern, dem Herausgeber, als ein biographisches Denkmal bezeichnet werden*); denn diese Briefe in ihrer regelmäßigen ununterbrochenen Folge erschöpfen den ganzen Stoff, den ein Biograph sammeln und verwerthen müßte, und können für eine Autobiographie gelten. Der Gesammteindruck derselben ist ein durchaus günstiger: Auerbach's ernstes, gediegenes Streben, dabei seine Herzensgüte, sprechen aus jeder Zeile; der Ausdruck, der nur hin und wieder, in dem Streben nach sprachlichen Neubildungen, ins Manierirte verfällt, hat oft eine seltene Prägnanz; diese Briefe sind oft tiefsinnig, stets gedankenreich, ja wenn man den Roman „Auf der Höhe" ausnehmen will, gedankenreicher als seine eigentlichen Schriften, und wenn der Autor so seelenvergnügt herumplätschert in der ihn überflutenden Anerkennung und Bewunderung der Zeitgenossen, darf man ihm das zum Vorwurf machen, nachdem er so plötzlich durch seine „Dorfgeschichten" ein Liebling des großen Publikums geworden, und auch die Besten seiner Zeit, sowie die Höchstgestellten ihn ihrer Sympathie versicherten? Darf man es ihm verdenken, wenn er jedes ihm ausgestellte Ehrendiplom seinem Freunde mittheilt? Er ist dabei ja so naiv glücklich, daß man seine Freude daran haben muß, und die ihn darum beneiden, können sich damit trösten, daß es dem Dichter doch auch wieder nicht an kleinmüthigen Stunden fehlte, in denen er an dem glücklichen Wurf seiner letzten Werke zweifelte und sich dann die dicken Lorberkränze der sympathischen Gemüther fest auf die Augen herabdrückte, um die Gesichter nicht zu sehen, die eine feindselige Kritik ihm schnitt, und nicht das skeptische Fragezeichen, das um seine eigenen Mundwinkel spielte. Ist doch die Stimmung in diesen Briefen abwechselnd himmelhochjauchzend und zum Tode betrübt: jenes Aprilwetter der Seele, in dem alle Poeten sich heimisch fühlen, die ja mit ihrem Talent vom Schicksal in diesem poesielosen Jahrhundert in den April geschickt werden.

Kein größerer Gegensatz als der zwischen Heine und Auerbach — selbstver-

*) „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber" (2 Bde., Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Wening, 1884).

Digitized by Google

ständlich herrschte auch zwischen beiden eine eingestandene Antipathie. Berthold schreibt an Jakob Auerbach (2. März 1867): „Gestern erfuhr ich auch, daß im Briefwechsel Heine's Scharfes gegen mich gesagt sei. Ich ging in den Buchladen und las den Brief an Laube aus dem Jahre 1846. Ich finde diese ganze Art des Ausdruckes und die Empfindungsweise Heine's ganz consequent aus seinem Naturell und es ist ganz natürliche Correspondenz: mir ist Heine, dem alles für einen Witz feil ist, tief zuwider, und so muß ich mit meinem Wesen ihm auch zuwider sein. Ich hatte auch schon lange von Meißner gehört, daß Heine gesagt habe, er habe einen eigenen Galgen für mich bereit wegen meiner Recension seines Buches über Börne aus dem Jahre 1840 in der «Mitternachtszeitung». Was ich in den «Deutschen Abenden» über Heine sagte, würde ich auch heute gerade so sagen: er ist ein Phänomen, ein Dichter und ein Erzlump dabei."

Diese persönlichen Anfeindungen verdienten weiter keine Beachtung, wenn nicht diese beiden Schriftsteller in ihrem Gegensatze zwei Hauptrichtungen des Judenthums verträten, die in unserer modernen Literatur zur Herrschaft gelangt sind: den schonungslosen Witz des freispielenden Esprit, der nach Jean Paul ja von Haus aus ein Gottes- und Geistesleugner ist, und den sich in die Geheimnisse des Alls versenkenden Tiefsinn, der noch etwas vom orientalischen Faltenwurf beibehalten hat. Inwieweit diese beiden unähnlichen Zwillinge doch Kinder der talmudistischen Weisheit sind: das nachzuweisen wäre die Aufgabe für eine genealogische Studie geistiger Richtungen. Für jenen Esprit in der neuen und neuesten Literatur ist nun Heine der Stammvater und Ahnherr, auf den alle Verzweigungen zurückweisen; der ganze jüdische Feuilletonwitz, der in Wien und Berlin jetzt das große Wort führt, hat keine andere Herkunft, dieser mit den Händen in den Hosentaschen auf den Trottoirs der Literatur, der Politik, des Theaters herumflanirende Witz, der die verfängliche Neigung besitzt, sich als Selbstzweck zu geberden. Natürlich ist alles, was ihm in den Wurf kommt, ein willkommenes Futter, und sein Werth wird danach gemessen, inwieweit es eben dem Witz Nahrung gibt. Der Lyriker Heine bleibt als Vorbild aus dem Spiel: der Prosaiker Heine ist das große Muster des witzhaschenden Feuilletons. Und neben ihm allerdings noch ein anderer jüdischer Autor, der ja seinerzeit auch genug Rumor in der Welt gemacht hat: der Mann der Knallbonbons, der geflügelten Wortwitze, Saphir. Auch ihm war der Witz das ἓν καὶ πᾶν und bei ihm weit mehr als bei Heine, der doch außerdem seine Ueberzeugungen und Inspirationen hatte und in einer höhern geistigen Atmosphäre lebte als der Mann der „Klatschrosen" und witzigen Augenblicksbilder. Auch Saphir hat Schule gemacht, wenngleich mehr in der Stille, während sich zu Heine seine Jünger laut bekennen. Dieser jüdische Witz des Feuilletons hat oft etwas Impertinentes, und selbst dem tolerantesten und unbefangensten Gegner der Judenhetze summt bisweilen bei der Lektüre die Melodie des bekannten Gassenhauers vom „Juden Itzig" in die Ohren, den man hinauswerfen soll, weil er gar zu witzig wird. Die kleinen nachgeborenen Heine lassen oft die unnachahmliche Grazie des pariser Aristophanes vermissen, wenn auch mancher glückliche Treffer derselben auch den widerstrebenden Sinn ergötzt.

Wir wissen nicht, ob der in der offenen Witzbude sitzende Feuilletonjude als

Digitized by Google

ein entarteter Sproß der Söhne Kanaans angesehen werden muß: nur das wissen wir, daß er von den Vertretern der zweiten Richtung, zu denen Berthold Auerbach gehört, verleugnet wird, wie dieser ja auch Heine selbst den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Das sind die Männer von fester und zäher Ueberzeugungstreue, ernste Forscher und Denker, in denen ein heißblütiger Idealismus lebendig ist und welche diesen auch dann nicht verleugnen, wenn sie das Bestehende bekämpfen. Die Jünger des großen kühlen Spinoza, wie Auerbach selbst, haben meistens nicht die Seelenruhe des Meisters geerbt, wohl aber seinen Drang, ins Tiefe sich zu versenken. Von Spinoza und Mendelssohn bis zu Lazarus, Lasker und Leopold Kompert zieht sich eine Kette solcher edelstrebenden jüdischen Geister, und Auerbach steht in ihren vordersten Reihen. In ihrer Ausdrucksweise fehlt die Leichtigkeit und Beweglichkeit jener Stehaufmännchen des Feuilletonwitzes; sie haben eher etwas Schwerfälliges, weil sie mit dem Gedanken ringen, den sie gestalten wollen. Eine oft glückliche Bildlichkeit des Ausdruckes fehlt auch Auerbach nicht, doch sie ist weit entfernt von der Bildersprache des Heine'schen Witzes, der spielend die Bilder zusammenschiebt. Zwischen beiden Richtungen in der Mitte steht Börne, der ebenso viel Witz wie Ueberzeugungstreue besaß, und auch unter dem Dreifuß der pythischen Rahel stoben oft aus dem emporquellenden Dampfe der Offenbarungen die Witzesfunken hervor.

Schon in der Stellung, welche Heine und Auerbach dem Judenthum selbst gegenüber einnehmen, tritt dieser scharfe Gegensatz hervor. Der getaufte Heine bezog kein literarisches Quartier in der Judengasse; er ging um sie herum und warf nur gelegentlich einen Stein hinein. Die Geschichte, die er in seinen „Memoiren" von seinem Großvater erzählt, ist höchst bezeichnend für seine ganzen Beziehungen zum Judenthum. Der Vater hatte dem Knaben auf seine Frage erwidert: sein Großvater sei ein kleiner Jude mit einem großen Bart gewesen. Harry erzählte dies in der Schule, wo diese genealogische Mittheilung einen wahren Tumult erregte. Das Ende vom Liede war, daß Heine als der Anstifter desselben vom Lehrer geprügelt wurde. „Die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke ist so groß", schreibt Heine, „daß jedesmal, wenn von kleinen Juden und großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung gruselnd über den Rücken lief. «Gesottene Katze scheut dem kochenden Kessel», sagt das Sprichwort, und jeder wird leicht begreifen, daß ich seitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten." Und wie diesem Großvater, steht Heine dem Judenthum überhaupt gegenüber: er spricht nicht gern davon, um alle Prügel zu vermeiden, auch die moralischen, mit denen bisweilen das Judenthum vom Vorurtheil der Menge heimgesucht wird.

Wie ganz anders Auerbach: er bekennt sich freudig zum Gott seiner Väter und sucht durch häufigen Besuch der Synagoge seine Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde zu beweisen. Zwischen dem transscendenten Jehovah der Juden und dem immanenten Gott Spinoza's, dem Auerbach anhing, ist freilich der denkbar größte Gegensatz; doch es galt ja mehr die Stammesgemeinsamkeit offen zu bekennen. Durch diese ganze Correspondenz, die mehr als 50 Jahre (von 1830 bis

Digitized by Google

1882) umfaßte, ist der Schmerzensschrei des Judenthums bald leiser, bald lauter vernehmlich. Ein Talmudist ist Auerbach freilich nicht geworden; er nennt den Talmud ein Buch, in dem die erhabenste Moral neben den gemeinsten Sophismen steht. Seit seinem ersten schriftstellerischen Versuche: „Das Judenthum und die neue Literatur", sieht er alles sub specie des Judenthums; er nennt die Rahel eine durch und durch jüdische Frau und will nächstens einen Artikel schreiben: „Rahel als Jüdin", daß die berliner Sandhasen schreien. Sein historischer Roman „Spinoza" war der erste Theil eines „Ghetto", eines jüdischen Pantheons, dessen zweiter das Leben Kuh's behandelte. Vereinzelte Klagen am Anfange der Correspondenz mehren sich gegen den Schluß hin: dort sind nur Andeutungen, daß die Kinder als Juden es in der Schule schwerer haben; ein preußischer Major jüdelt ihm nach; auf den Juden Auerbach wird öfter in katholischen Blättern losgezogen. Zweimal ist Auerbach bereit, für die Glaubensgenossen, für die Juden in Rumänien und diejenigen im südwestlichen Rußland, thatkräftig einzutreten, und beabsichtigt zu ihnen hinzureisen; für die letztern verwendet er sich bei der Großfürstin Helene. Außer sich geräth er über die Broschüre Wagner's: „Das Judenthum in der Musik"; er wollte entgegnen und ihm „einen Treff versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt". Bei einem Toast im Verein jüdischer Studenten (1869) hebt er die stete Erneuerung des Judenhasses hervor. Am empfindlichsten berührt es ihn, daß der Musikkritiker Gumprecht den Juden das productive Genie abspricht. „Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesammte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange noch bildet nnd ausbaut. Ach ich wollte ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, daß immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmuth sich ausleert. Man muß sich zusammennehmen, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, daß ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen Wurzelausschlag treibt." Ebenso empfindlich ist es ihm, daß die „Berliner Revue" ihn wegen seiner Beziehungen zum preußischen Hofe, wo er bisweilen seine Erzählungen vorlas, einen „Hofjuden" nannte. Besonders mistrauisch aber war er gegen die Bekannten und Freunde unter den namhaftern Schriftstellern, denen er fast allen Uebelwollen gegen das Judenthum schuld gab. Er spricht von Freytag's „oft hervorgekehrter Antipathie gegen dasselbe"; in seinem Buche über Mathy habe er weder des wahren Freundes desselben, Moritz Veit, gedacht, noch erwähnt, wie Mathy als Abgeordneter von Konstanz entschieden für Emancipation der Juden gesprochen, sogar ein Mistrauensvotum seiner Wähler erhalten und scharf darauf geantwortet habe. Freytag gegenüber hatte Auerbach recht: dasselbe gilt auch von Dingelstedt. Auerbach war tief empört und gekränkt über den Nekrolog Mosenthal's, den der wiener Burgtheaterdirector verfaßt hatte. Der Judenhaß sei von ihm schon in den „Nachtwächtergedichten" mit großer Keckheit ausgesprochen worden. Dagegen bezweifeln wir durchaus den Judenhaß Gutzkow's. Auerbach sagt: „Ich habe viel mit Gutzkow gelebt, aber es war immer etwas, was eine Scheidewand, eine ganz dünne, zwischen uns bildete; ein Hauptgrund war, daß Gutzkow ein intimer Judenfeind war. In dieser Beziehung war er eins jener vielleicht nur in

Digitized by Google

Deutschland möglichen Phänomene, daß man kirchlich und politisch radical frei sein und wirken kann und einen Widerspruch gegen die Juden behält. Bei Gutzkow sei noch hinzugekommen, daß er in der ganzen Welt immer Cliquenwesen und Kameraderien geargwöhnt und ganz ähnlich wie Richard Wagner geglaubt habe, von den Juden nicht gefördert, ja sogar gehindert zu sein; schon 1834 habe sich dieser Widerwille gezeigt, und er sei immer dabei geblieben, wie er ja auch einmal offen in einer Schrift bekannte, daß er erschrocken sei, als er gehört habe, daß Ludwig Börne ein Jude sei. Doch gerade in dieser Schrift über Börne findet sich keine Spur von Judenfeindschaft: der Dichter des „Uriel Acosta", der auch in mehrern Romanen interessante Juden und Jüdinnen charakterisirt hat, ist wol überhaupt davon freizusprechen. Gegen Auerbach hatte er manches andere auf dem Herzen; beide lebten in Dresden, wo sie Nachbarn waren, überhaupt nicht wie Schiller und Goethe. Daß Gutzkow in krankhafter Erregung mit seinem Mistrauen gelegentlich auch die Juden nicht verschonte: darüber mögen sich diese mit seinen besten Freunden trösten, denen es auch nicht anders ging.

Man kann sich denken, in welche Stimmung Auerbach bei seinem starken jüdischen Nationalgefühl durch die in Berlin ausbrechende Judenhetze versetzt wurde: sie wurde in der That der Nagel zu seinem Sarge. Die letzten in der Sammlung mitgetheilten Briefe lassen darüber keinen Zweifel; er wollte voll und ganz und hoffentlich wirksam gegen dieselbe auftreten. „Bald zwei Jahrzehnte", ruft er aus, „stehen wir im Sinken der idealen Werthe; die Thatsachenanbetung ist auch bei den sogenannten Frommen, die gegen den Materialismus kämpfen. Traurig bleibt's, wie ein Mann wie Treitschke sich so unter den Pöbel begeben konnte." „In den Freiesten", sagt er an einer andern Stelle, „steckt ein Hochmuth und Widerwillen gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zu Tage zu kommen." Die große an Bismarck gerichtete Petition gegen seine Glaubensgenossen versetzt ihn in höchste Aufregung. „Mitten in meine Arbeiten hinein, namentlich in die für Volksbücher spukte es wie ein Gespenst: da suchst du nun ethische Gedanken in die Massen hineinzubringen, da hegst du nun mit aller Emsigkeit einzelne Pflanzen, und ein Gewittersturm und Windbruch reißt ganze Wälder zusammen. Und wenn nun Bismarck auch darauf antwortet, daß er mit den Postulaten und Begründungen nicht einverstanden sei — da kann selbst der Gewaltige nicht helfen; die tiefe Verhetzung, die Aufreizung zur Empörung, den schelen Blick, der auf jeden Juden fällt: das alles kann er nicht aus den Gemüthern herausreißen, und ich kenne die Welt genugsam: ich weiß, wie im Casino zu Rastatt und in der Weinstube in Bingen und im Bierkeller zu München das alles mit Jubel aufgenommen wird. Was ist da zu thun? Müssen wir in unserm Alter unthätig und stillduldend zusehen, wie das Uebel immer größer wird und was die Kinder in den Schulen leiden von Lehrern und Mitschülern? Ich sehe in die trübste Zukunft hinein."

Wie über die Judenfrage, ließe sich über verschiedene andere eine reichhaltige Anthologie aus dieser „Auerbach-Bibel" — sit venia verbo — zusammenstellen: es gehört schon ein ausdauernder Enthusiasmus für den Dichter dazu, um diese zwei höchst voluminösen Bände gewissenhaft durchzuarbeiten.

Digitized by Google

Uebrigens sind die ersten Jahrgänge der Correspondenz (von 1830 bis 1860) durchaus nicht so reichhaltig wie die spätern: sie nehmen nur etwa einen Drittheil des ersten Bandes ein. Dagegen ist die Jahreschronik des berliner Aufenthalts eine höchst umfassende. Jene ersten Jahrzehnte waren indeß grundlegend für Auerbach's Ruhm und literarische Bedeutung. Ueber den Roman „Spinoza" und die Ausgabe der Werke Spinoza's erfahren wir manches Nähere, aber wenig über die Genesis der „Dorfgeschichten". Gymnasialleiden und -Freuden, die burschenschaftliche Universitätszeit mit einer dreimonatlichen Haft auf dem Hohenasperg werden uns mit Wärme, aber meist in flüchtiger Skizzirung geschildert. Jene studentischen Verirrungen waren schuld, daß Auerbach nicht zum Rabbinerexamen zugelassen wurde. Der Rabbiner Auerbach spukt zwar bisweilen noch in den Schriften des Dichters; aber als officieller Amtsträger wäre er für die Literatur verloren gewesen. Einen vollen Dithyrambus des Glückes athmen die breslauer Briefe vom Jahre 1846, als die Tochter des Lotteriecollecteurs Schreiber, Auguste, seine Braut und Frau wurde: er beichtet dabei dem Freunde, daß er nicht unberührt durch die Welt gegangen, daß sein Sein und Thun oft verwirrt und irr gewesen; doch jetzt fühle er sich aus allem Schmerze der Verlorenheit, den er oft empfunden, wieder neugeboren. „Viele", sagt er, „preisen mich glücklich, eine so schöne, gebildete und reiche Braut zu besitzen. Niemand aber vermag ihr großes heiliges Herz zu ermessen, und ich kann es niemand schildern, selbst Dir nicht einmal, so gern ich möchte. Dabei ist meine Auguste so lebensverständig, so gewiegt in den edelsten und gehaltensten Lebensformen, und da sie seit vielen Jahren als mutterlos die Wirthschaft verwaltet, praktisch in der tüchtigsten Bedeutung des Wortes." Das Glück dieser Ehe dauerte indeß nicht lange: Auguste starb schon im Frühjahr 1848 im Wochenbett. Jede Lebensbetheiligung erscheint ihm jetzt wie ein Hohn. Im Juli 1849 verheirathete er sich mit Nina Landesmann aus Wien. „Alles ist in edelster Harmonie geordnet worden. Ich bin mit meiner Nina und allen den Ihrigen im seligsten Einverständniß." Sie war eine „frischfrohe Natur" und lebte sich immer mehr in sein Wesen ein. Im Jahre 1849 wählte Auerbach Dresden zu seinem Aufenthaltsort; er fühlte sich anfangs wohl; er hatte eine schöne Häuslichkeit und einen Kreis „gehobener Menschen"; viel verkehrte er mit Otto Ludwig, in dessen Krankenstube er ein oft lange ausharrender Gast war, mit Rietschel, mit Hettner und andern Künstlern und Gelehrten. Gegen Ende des Jahres 1859 siedelte er nach Berlin über, wo er bis zu seinem Tode ansässig blieb. Gleichwol war sein Verhältniß zur preußischen und später deutschen Hauptstadt im Grunde ein gespanntes; es wollte ihn hier nichts recht anheimeln; es kam längere Zeit zu keinem intimen Verkehr, wie er ihn sich wünschte. Dabei raubten ihm die gesellschaftlichen Anstrengungen Zeit und Lust zum Arbeiten; er war bei den Hofbällen und Hoffestlichkeiten, wie in den Handwerker- und Studentenkreisen; meistens trat er auch als Redner auf; diese Art sich in Scene zu setzen war ihm sehr willkommen, und unterbrach oft seine eigentliche Thätigkeit; er hielt Vorträge in der Singakademie, vor den Handwerkern, Festreden, wie beim Fichte-Jubiläum; bald las er seine Vorträge ab, bald sprach er ganz frei, der eigenen Inspiration folgend; er notirt stets,

Digitized by Google

was ihm andere Freundliches sagen; bisweilen macht er selbstkritische Randglossen. Um Ersatz für das, was ihm in Berlin fehlte, und um Ruhe für schriftstellerische Arbeiten zu finden, wanderte er alljährlich nach dem westlichen und dem südwestlichen Deutschland in seine Heimat. Wir finden ihn monatelang auf dem Rochusberge bei Bingen, in und bei Freiburg, dann wieder in Nordstetten, in Baden, immer mit der Production und mit den Studien von Land und Leuten beschäftigt. Da finden sich recht anmuthige Natur- und Wanderbilder, hin und wieder Anekdoten aus dem bäuerlichen Leben: es ist viel Stimmung in diesen Briefen.

Was man vor allem in ihnen suchen wird: das ist der Aufschluß über die Eigenart der dichterischen Production Auerbach's. Betreffs seiner ersten Werke ist die Auskunft, die wir erhalten, mangelhaft: reicher ist die Ausbeute bei den spätern, besonders bei dem „Landhause am Rhein" und bei „Waldfried"; hier ist der Blick ins Atelier, welcher ja der Literaturgeschichtschreibung à la Gervinus werthvoller ist als derjenige auf das vollendete Werk selbst, ergiebig und lehrreich. Beide Romane sind nicht Erzeugnisse glücklicher Inspiration. Bisweilen zwar kam sie über ihn; so schreibt er aus Bonn vom 20. Jan. 1868: „Die Wendungsscene aus meinem Buch ging mir noch den ganzen Abend im Kopf herum und verließ mich auch im Schlaf nicht. Ich weiß, ich arbeitete daran weiter, aber beim Erwachen wußte ich nichts Bestimmtes. Nun habe ich von 9 bis jetzt 12 Uhr unausgesetzt in heißem Erglühen fort und fort dictirt, noch brennt jeder Blutstropfen in mir; aber ich fühle mich frisch und gehoben. Die Sache wird, nun geht's weiter, Schlag auf Schlag; es sind so lange Kugeln und Patronen in den Lauf gestoßen; jetzt wird losgeschossen, Knall auf Knall, eine Art Schlachtenmuth spannt mir jeden Nerv und jeden Muskel: das ist Leben, das ist Schaffen, das ist sich Losgeben; das sind Studien, in denen alle Zerrereien des Daseins nicht dagewesen, in denen alle Selbstquälerei und Quälereien durch andere weggeblasen ist." Das waren die Augenblicke, in denen der Dichter selbst, wie er an einer andern Stelle sagte, mit ganzen Quadern baute. Doch im „Landhaus am Rhein" gab es allzu viele, wo er mit Mörtel zuschmierte, aus verwitternden Surrogaten, aus Cement den Bau herrichtete, aus momentaner Unfähigkeit. Den Vorwurf der Ueberladung fand Auerbach gerecht; er selbst tadelte „das Aufstellen von Reflexionsspiegeln von allen Seiten". Ein wahres Schmerzenskind war „Waldfried". Daß dieser Roman im großen und ganzen so verfehlt war, erklärt seine mehrere Jahre umfassende Entstehungsgeschichte, die Unterbrechung der Arbeit durch schwere Krankheit. So konnte er mit der Ueberfülle von Gestalten nicht zurechtkommen, zum Theil wuchsen sie ihm über den Kopf und verschatteten die sehr groß und weit gegriffene Tendenz. So schreibt er am 23. Oct. 1871: „Das Ding kriegt sein eigenes Gefälle, und schließlich ist jede Production wie eine Naturform mit scheinbar willkürlichen Wendungen und Bewegungen. Das läßt sich nicht wie ein Kanal geradeaus ziehen." Die Schwierigkeiten des Ich-Romans, an denen „Waldfried" gescheitert, sind dem Autor während des Schaffens gegenwärtig: „Technische Bedenken wollen mich oft zupfen: halt ein, das geht für die Ich-Form zu weit, das ist zu heiß, während doch hier alles kalt gewordene Vergangenheit ist, gar kein Präsens . . . ich bin oftmals wie von

Digitized by Google

der Strömung getragen und doch geben sich mir auch manche neue Wahrnehmungen, vor allem, daß der Vortragende im Ich-Roman selber keine Entwickelung oder Neubildung mehr haben kann; er ist nicht werdend, er berichtet vielmehr Gewordenes, und in der Art, wie er sich zu charakterisiren glaubt und doch sich anders darstellt, als er meint, lassen sich viele Feinheiten anbringen, und ich spüre jene Künstlerfreiheit, welche die Romantiker als Ironie bezeichneten. Noch bin ich nicht klar, welche Details durchcomponirt werden dürfen und welche nicht: da ist viel Spielraum für Willkürlichkeiten und doch muß ich da auch ein Maß finden." Die Aufnahme des „Waldfried" war anders, als Auerbach erwartete. So sehr er den Recensenten gegenüber darauf pocht, daß er doch auch klar wisse, was und wie er thue: so beginnt er doch auch Selbstkritik zu üben: er erkennt den Mangel an Technik in der Concentration des Aufbaues an. „Es zeigt sich", schreibt er, „daß ich für die erste Aufnahme zu viel gewollt habe, indem ich einen Wald von Gestalten aufstellte; dazu hätte ich viel breiter werden müssen und den Umfang des Buches verdoppeln, oder ich hätte mich beschränken müssen und den Reflex des Ganzen nicht in jedem Begegnenden zeigen, vielmehr rastlos daran vorübergehen müssen. Das und was noch daran hängt, erkenne ich nun, und doch bleibe ich dabei, daß das Buch, wie es ist, recht ist und daß es bei wiederholter Lektüre, wenn erst die Fremdheit des Vortrags und die Vielgestaltigkeit überwunden ist, gerechter erkannt werden wird. Dabei verhehle ich mir aber nicht, daß ich zu oft und in gewaltsamer Sammlung an das Buch ging und daß ich es zu lange mit mir herumtrug."

Ueber die Modellstudien der Realisten gibt die Briefsammlung ausführliche Auskunft. Die Motive fliegen dem Autor nur so zu, wenn er in Süddeutschland reist: ein aus dem Wirthshause hervorschauender Engländer wird ihm sogleich zum Helden einer Geschichte; wenn er Aufzeichnungen eines Bahnwärters schreibt, besucht er täglich eine Bahnwärterfamilie, um die ganze Rauheit des Lebensberufs und der Situation zu fixiren; er macht Studien, um die Wirkung der Eisenbahnen auf das Bauernleben kennen zu lernen; er läßt sich allerlei technische Dinge auseinandersetzen, so von einem Steinklopfer, daß sich die Steine beim Regen z. B. viel weniger leicht zerspalten lassen als bei Hitze, immer mit dem Hintergedanken poetischer Verwerthung. Gegen das Suchen und Finden von Motiven, gegen die Benutzung von Modellen, deren Unentbehrlichkeit für das dichterische Schaffen Spielhagen mit Unrecht behauptet, indem er das Modell zu einem kategorischen Imperativ der Aesthetik macht, läßt sich im Grunde nichts einwenden: man kann nur auf die Gefahr hinweisen, daß technologische Ausführlichkeit ein Moment baarer Prosa in ein Dichtwerk bringt: und hiervon hat sich Auerbach keineswegs freigehalten; besonders im „Waldfried" sind die trockensten forstwissenschaftlichen Abhandlungen: das ist überhaupt die Achillesferse des Realismus. Sonst finden sich einige treffliche ästhetische Bemerkungen in den Briefen: „Was man ersten Wurf und erste Inspiration nennt, ist für sich recht und gut; es ist Metall mit der Erdschlacke des Moments, das umgegossen werden und sich zu ganz neuen Bildungen verwenden lassen muß; wenn das nicht wieder wie flüssig werden will — fort damit! Dann war das Vorgefaßte erste Schicht, die nicht bestehen konnte;

Digitized by Google

es setzt sich eine neue Welt darauf mit neuen Gebilden, aber die erste mußte da sein, zur Auflagerung der andern schönern, ich sehe jetzt alles so klar in meiner Kunst. Wenn ich's auch nur so machen könnte, wie ich's sehe. Aber vom Erkennen zum Können — und die Kunst ist das höchste Können — ist ein gewaltiger Tollsprung, und die Hauptsache ist, man muß im Erproben des Könnens das Erkennen als solches wieder vergessen und es nur als Ausgeturntheit in sich haben." „Es ist eine dumme Fabel", heißt es an einer andern Stelle, „daß die Dichter nicht wissen was sie machen. Ihr Wissen ist kein Professorenwissen mit Kategorien; es ist eben lebendige Gesetzlichkeit, es ist freie Sprachbewegung und Sprachbildung, die die Grammatik kennt, aber nicht declinirt und conjugirt."

Es ist begreiflich, daß wir in Auerbach's Briefen eine Gemäldegalerie berühmter Zeitgenossen finden; er hat mit vielen zusammengelebt, wenigstens zeitweise; das Bedürfniß der Anlehnung war in ihm sehr lebhaft. Wie er auf dem Lande von Ort zu Ort wanderte, so in den Städten von Gesellschaft zu Gesellschaft. Es war eine Art von innerer Unruhe in ihm; auch brauchte er den „Zuruf", wie er's nennt, Begeisterung, Bewunderung für seine Schriften, den warmen Händedruck berühmter Männer. Wenn Dingelstedt bei der Promenade in Tarasp an ihm vorüberging, rief er ihm immer zu: „Werde stolz, Berthold!" Das konnte der Mann der vornehmen und wohlerwogenen Reserve wohl dem Autor zurufen, der von vielen, wie er selbst bekennt, für sehr eitel gehalten wurde, aber im gemüthlichen und vertraulichen Plauderton sich stets ganz an andere hingab, ohne neben den aufgezeigten Karten irgendwelche Trümpfe in Reserve zu behalten.

Namentlich verkehrte Auerbach viel an den Höfen; er wurde durch die Gunst der Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen ausgezeichnet. Gerade in diesen Kreisen machten die „Dorfgeschichten" den Eindruck eines frischen Naturlebens, das durch den Contrast mit dem vornehmen Gesellschaftsleben der Salons einen besondern poetischen Reiz erhielt. Die Königin-Kaiserin war dem Dichter stets eine wohlwollende Gönnerin: mehrfach las er schon am Hofe des Königs beim Thee „Dorfgeschichten" vor. Damals wollte ihn auch der Minister Auerswald an Berlin fesseln, ihm irgendeine feste Stelle geben, doch es zerschlug sich. Auerbach paßte nirgends recht hinein, auch nicht als Galeriedirector; er kam sich vor, wie ein Sonntagsjäger, der plötzlich zum Förster gemacht wird. Der Kronprinz des Deutschen Reiches tritt öfters in diesen Briefen auf, zuerst in der berliner Freimaurerloge (1867). „Einen schönern Mann habe ich noch nie gesehen, der Kopf wie die antike Theseusbüste und die ganze Haltung stramm, kerngesund, jugendlich heldenhaft. Die Kriegs- und Siegesthat hat den vollbärtigen Mann auch äußerlich zu einem ganz andern gemacht. Er sprach, anfangs ungeläufig, dann im frischen Redefluß. Die ganze Rede, Haltung, Tonart, Miene — alles zeugte von Unmittelbarkeit. Diese einfache Kraft und Gediegenheit hätte ich nie erwartet. Das Thaten- und Siegesgefühl hat auch den innern Menschen dieses Fürsten zu mannhafter Gestaltung gebracht." Häufig kam Auerbach mit dem Großherzog von Baden zusammen, der sich sehr gern und stundenlang mit ihm unterhielt. „In seiner ganzen Art ist etwas Kernhaftes, Natürliches; seine gedrungene, durch-

Digitized by Google

gearbeitete Gestalt ist voll Kraft und Anmuth zugleich, und sein Ton ist klar und anheimelnd. Dabei ist er fern von der Geistreichisirung; er strebt der einfachen schmucklosen Vernunft zu, und das ist natürlich das Beste." Von dem Herzog von Koburg-Gotha, bei dem Auerbach längere Zeit zu Gaste war, heißt es: „Der Herzog ist eine machtvolle, immer im Großen und zu Großem angeregte Natur, und er hat einen Einblick in die Geschichte der Zeit, wie sie wenigen gegeben ist, und überall tritt sein unverbogenes stattliches Naturell heraus." „Es ist eine Sicherheit des Handelns und dabei eine umfassende Ueberschau im Wesen des Herzogs, die nur wünschen läßt, daß er noch zu schlagfertigen großen Thaten berufen sei. Er sprach gestern wahrhaft groß von der Verpflichtung eines Fürsten, vom ersten bis zum letzten Athemzuge auf dem Posten seiner Pflicht zu stehen, und legte sehr klar dar, welche Stellung die kleinen Fürsten nach Aufgebung ihrer Souveränetät haben könnten. Der Herzog geht auf jeden Gedanken treu ein, hört gut, was andere sagen, und ist sich selbst klar." Diese Charakteristik ist durchaus zutreffend. Ebenso liebevoll wird der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen und seine Familie behandelt. Auerbach war stets zu den Hoffesten und Hofbällen eingeladen, und auch bei einem Ordensfest im Weißen Saale zugegen. Von den berliner Schriftstellern, die kein Amt bekleideten, war er wol der einzige, der bei Hofe Zutritt hatte. Dabei verkehrte er viel mit den Parlamentariern der Linken, mit Virchow, Forckenbeck, besonders mit Bamberger, dessen gediegenes und ihm sympathisches Wesen er wiederholt hervorhebt, und vor allem mit Lasker, der allerdings ganz ein Mann nach seinem Herzen war. Diese Charakterbilder sind alle treffend gezeichnet, wenn auch meist nicht im Zusammenhang: man muß sich die zerstreuten Charakterzüge aus verschiedenen Briefen zusammensuchen. Von den Staatsmännern werden uns Delbrück, Friedenthal skizzirt, vor allem Roggenbach, mit dem er am häufigsten und intimsten verkehrte. Es war das jedenfalls ein Staatsmann von edelster Wärme und Begeisterung, und es schien einmal, als ob er eine größere Rolle in der deutschen Politik spielen würde. Von dem Präsidenten Simson als Redner heißt es: „Sein Ausdruck hat etwas vom Festgewande mit großem Faltenwurf. Ich stand ihm nahe und sah sein Antlitz. Es pulsirte darin, und wenn er wieder neuen Athem schöpfte und ausholte, zog sich die Oberlippe ganz an wie krampfhaft. Dann sprach er wieder mit jener Sicherheit, die den verschlungensten Periodenbau mit prägnanten Zwischensätzen fest in der Gewalt hat. Das Leben dieses Mannes, seine ganze Haltung, in Erscheinung und Ton zur Repräsentation geboren — in der That ein unbewegter Schiffshauptmann, mit scharfen Sinnen begabt, mit den vielfältigsten Wendungen ausgerüstet — ist wie ein eingepaßtes Complement zur Geschichte unserer Zeit."

In Berlin verkehrte Auerbach mit namhaften Gelehrten, welche sonst, wie er selbst sagt, gegen alles Moderne professorenhaft zugeknöpft sind; doch sie hatten seine Schriften gelesen und sagten ihm viel Freundliches darüber, was er gewissenhaft notirt. Du Bois-Reymond, Virchow, Helmholtz gehörten zu seinem Umgang. Er freut sich, wenn der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, Leopold Ranke, ihm in einer Hofgesellschaft die Hand reicht und bekennt, daß er vieles von ihm mit Freude gelesen: auch daß Ranke noch kleiner ist als er selbst, gibt ihm eine

Digitized by Google

gewisse Genugthuung. Mit Jakob Grimm geht er spazieren. „Der kernhafte Alte hat in seinem ganzen Wesen etwas wie ein Priester, der aus seiner abgeschlossenen Tempelstille manchmal hinausgeht in die Welt. Wir sprachen zuerst von Uhland, und Jakob Grimm freute sich wieder über manche gute Ausdrücke in «Edelweiß»; er ist noch nicht fertig damit. Dann sprach er und sein Gesicht wurde groß dabei, daß eine ganze Erneuerung und Umgestaltung der Religion eintreten müsse, und er erwartete das schon in den nächsten Jahrzehnten." In Karlsbad machte Auerbach mehrere Waldgänge mit Gervinus. „Er ist religiös freier, als ich wußte; er ist sehr eingenommen für die neue und doch gestaltende Richtung von Parker in Amerika, wo, auf Naturwissenschaft und Ethik gestellt, sich ein Gemeindeleben aufbaut ohne Taufe und alle Aeußerlichkeit." Als Prophet war Gervinus stets sehr unglücklich. Damals, im Jahre 1865, vermochte er nicht sich der Ueberzeugung zu erwehren, daß die Deutschen kein festes politisches Volk seien: er sieht eine große europäische Revolution, in der alles in Frage gestellt ist, und jenseit derselben die Föderativrepublik. Das sind solche Stubenperspectiven der Gelehrten. Als Auerbach später, nach den großen historischen Ereignissen, welche das deutsche Volk seiner staatlichen Einheit näher brachten, nicht lange vor dem Tode von Gervinus wieder mit diesem zusammentraf, da muß er selbst klagen über die herbe Einseitigkeit des Mannes, der sich schroff gegen den Gang der Zeit absperrte. Ersprießlicher war das Verhältniß Auerbach's zu dem Aesthetiker Vischer, am wärmsten dasjenige zu David Strauß. Wie begeistert ist er von dem letzten Werke desselben: „Der alte und der neue Glaube." „Seitdem ich als Student zum ersten mal Spinoza's theologisch-politischen Tractat gelesen, habe ich keine ähnliche bis in den letzten Grund dringende Bewegung erfahren. Es ist eine stromgleiche, fortreißende Naturmacht in den Darlegungen, daß man auf jeder Gedankenwelle leicht und erfrischt fortschwimmt, und dabei habe ich das Wohlgefühl, alles bis auf den Grund durchsichtig zu erkennen: diese Vereinigung von Lessing'scher Schärfe und Goethe'scher Farbensättigung noch gehoben durch die dialektische Exercirkunst Hegel's und dabei die volle und sichere Beherrschung des großen Geschichtsfeldes und der dabei ausgeführten Kämpfe, dieses Aushülsen der reifen wissenschaftlichen Frucht, daß der weiße Mandelkern erscheint — kurz, alle Bilder und alle Anwendungen erschöpfen nicht, was hier alles als objectives Ereigniß niedergelegt ist und dabei doch wieder so frei und rein in der Persönlichkeit steht. Strauß kann und muß von sich sprechen, und er thut das in der anmuthigsten Weise. Er führt den Schwabenstreich, der den Mann bis auf den Sattelknopf spaltet, mit Eleganz und mit jenem Grade von Echauffement, der so nöthig als schön ist. Das Wangenglühen der persönlichen Erregung ist sichtbar, aber innerhalb der Grenze gehalten, wo die leidenschaftliche Verzerrung eintritt. Es ist ein Muth der Besonnenheit, ein Winckelried'sches Auffangen der Lanzen, aber auch ein Zerbrechen derselben als Strohhalme." Rührend ist die Schilderung des Besuches, welchen Auerbach dem schwerkranken Philosophen in Ludwigsburg im Jahre 1873 abstattete. „Ich trat ein: Strauß lag auf dem Sofa; seine Stimme war hell und er streckte mir beide Hände entgegen. Es ist alles sauber und wohlgeordnet bei ihm, und über dem Sofa hängt der Kupferstich nach einem Bilde von Dietrich,

Digitized by Google

den Tod des Sokrates darstellend. Als ich ihm sagte, daß mein Sohn wahrheitsgemäß gesagt, es sei wieder Hoffnung vorhanden, richtete er sich auf, faßte meine Hand und sagte: «Ich weiß nicht, was ich damit soll; ich war fertig und es war gut, das Einzelne ging mich nichts mehr an und ich weiß nicht, wie ich nochmals leben soll. Was soll ich thun? Literarisches ist nicht mehr nöthig und für mich nicht mehr am Ort, und ich war so ruhig fertig; aber wenn es sein muß, so mag es kommen.»"

Die Bilder, welche Auerbach von den Mitstrebenden, von ältern und jüngern Schriftstellern entwirft, sind mit vielem Wohlwollen ausgeführt: es gibt nur eine Ausnahme, das ist Karl Gutzkow. Diesem gegenüber zeigt sich eine unverkennbare persönliche Gereiztheit; nachdem er dessen „Rückblicke auf mein Leben" gelesen, schreibt er: „Abgesehen von seiner übervornehmen Vortragsweise sehe ich immer mehr, daß er mit einem habituellen Schnupfen zur Welt gekommen ist und lebenslang die eine Seite des Daseins gar nicht, die andere aber falsch und naturwidrig schmeckt und riecht. Eins bleibt achtungswerth an ihm; das ist sein Unabhängigkeitssinn. Es ist ein Rousseau'scher Trieb in ihm: aber ohne dessen doch wieder bestechende poetische Empfindungsweise." Höchst einseitig und absprechend ist das Urtheil Auerbach's über Gutzkow's Roman „Die Söhne Pestalozzi's". Und selbst als er ihm nach seinem Tode die briefliche Grabrede hielt, wobei doch der Grundsatz „de mortuis nil nisi bene" stets mehr oder weniger vernehmlich mit hervorzuklingen strebt, kann er ihm nur die Anerkennung zollen, daß er ein unabhängiger unbestechlicher Kämpfer für das war, was er als recht erkannte. „Es fehlte, daß ich ihn für Eins nicht hielt, was er am liebsten sein wollte, für einen Dichter. Er hat nach meiner Ueberzeugung nie eine reine Empfindung zu einem Naturlaut gebracht, der uns elektrisch durchfährt und uns jene Schauer mittheilt, die bei einer Offenbarung eines bisher halb oder ganz Verhüllten in unserm Seelenleben uns erfaßt." Wieviel ist mit diesen „Naturlauten" in neuer Zeit kokettirt worden! Jener Tadel würde indeß Schiller in ganz gleichem Maße treffen; denn wenn dieser große Dichter uns auch elektrisirt, so geschieht es wahrlich nicht mit Naturlauten.

Den alten Rückert hatte Auerbach in Neuseß besucht (1861). „Er kam aus seinem Mittagsschlafe zu uns in die Stube, in grauer Joppe, groß, knochenstark mit dem gewaltigen Haupt und Antlitz und den langen schlichten Haaren." Sehr erquicklich war für den Besucher die Mittheilung Rückert's, daß er über „Barfüßele" eine ganze Abhandlung liegen habe, eine Parallele zwischen „Hermann und Dorothea" und „Barfüßele": „Goethe führe Dorothea als gewordene ein und man glaube ihr, daß sie so sei; ich hätte die Genesis einer solchen Natur gegeben, was seine großen Schwierigkeiten habe, und es sei mir gelungen. Er faßte meine Hand mit seinen beiden mächtigen knochenstarken Händen und sagte: «Der Ritt in den Wald in ‚Barfüßele' gehöre zu dem Schönsten, was die deutsche Poesie habe.»" In Gernsbach traf Auerbach mit Victor Scheffel zusammen, dessen ganzes Wesen ihm tiefsympathisch war. „Die Gestalt festgebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete.

Digitized by Google

In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig, dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich und auch die Bewußtheit im dichterischen Schaffen." Als Auerbach den Tod von Moritz Hartmann erfährt, schreibt er: „Ich habe viel mit Hartmann gelebt. Es war mir eine Erquickung, mit ihm zu verkehren und ihn zu sehen, er war ja so schön wie ein Christuskopf der besten Meister. Und dann seine wunderbar erwärmende Stimme und sein inniges Lachen." Als er mit Robert Blum in der Octoberrevolution nach Wien kam, habe Hartmann in der schwarzen Sammtbluse, mit seinem Calabreser und dem Hirschfänger ausgesehen wie ein Bild von Paolo Veronese. „Er arbeitete sehr leicht, manchmal auch locker: aber etwas von der Anmuth seines Wesens ging in jede seiner Arbeiten über. Ich habe nie einen Juden gekannt, der in Erscheinung und Haltung ein so schöner und vornehmer Mensch war wie er." Ebenso günstig lauten die Urtheile über viele jüngere Autoren: Paul Heyse erscheint ihm in jedem Betracht als eine schöne freie Natur und ein echter Künstler, der auch an fremden Hervorbringungen sich's wohl sein läßt. Wilbrandt ist ihm überaus sympathisch; „schon seine breite volle Hand thut mir wohl, wenn ich sie fasse, und er ist doch eigentlich der einzige von den jüngern, der Bedeutendes, und was vor allem wichtig ist, Künstlerisches zu schaffen weiß". Obschon Auerbach einsieht, daß „ein großer Riß zwischen den Aeltern und idealistisch Gestimmten und den jüngern Modernen, in allem vorerst die Mache Sehenden und den Effect Bedenkenden sich aufgethan hat", so rühmt er doch bei Lindau den scharfen Blick für alles ihm gemacht und traditionell Erscheinende und die behende schlanke Vortragsweise.

Von allen Porträts der zeitgenössischen Dichter erscheint uns das von Dingelstedt am meisten getroffen, am glücklichsten colorirt. Kein größerer Gegensatz als der vornehm reservirte münchener Intendant und spätere wiener Baron mit seinen oft lakonischen Sarkasmen und der zutraulich plaudernde und immer sein Herz ausschüttende Berthold Auerbach; aus dem Gefühl dieses Gegensatzes heraus entwirft dieser das Bild des Mannes mit den langen Fortschrittsbeinen, und trifft vielleicht gerade deshalb die charakteristischen Farben. „Dingelstedt ist ein Lebenskünstler", schreibt er in Tarasp im Juli 1874, „und gerade das, daß ich eben ein Pfuscher bin, macht mir ihn um so imponirender. Er hat nicht nur gute Formen, er hat auch innere Selbsthaltung; er versteht sich rar zu halten und vor allem still an sich zu halten, ich meine zu schweigen. Er ist weit entfernt von meiner Albernheit, die da glaubt, man müsse den Menschen immer etwas geben, und zwar das Beste, was man im Moment ist — und da verplempert man sich und hat sehr oft das Nachsehen der Reue und des Aergers über sich. Dingelstedt echauffirt sich nicht leicht für Dinge und Personen, und freilich, sein Beruf, über lebendige Menschen zu disponiren, hilft ihm viel in souveräner Beherrschung; aber er hat diese auch über sich selber und hat sein Leben zu führen verstanden wie wenige. Er hat sich freilich seine imponirende Gestalt nicht gegeben, aber er hat sie gut exercirt, zu Pferde und zu Fuß, im kleinen Privatleben wie im allgemeinen und Hofleben." Weiterhin erwähnt Auerbach, Dingelstedt sei brav und gutmeinend und auch wahr in dem was er sagt: eine Bemerkung, die gewiß viel bestritten

Digitized by Google

werden wird und doch im Grunde richtig ist. Er gab mit gutem Willen manche Zusage, die er später nicht zu halten vermochte. Damit nahm er's dann leichter als andere; doch wenn man in jenen Zusagen dolose Absicht und diplomatische Hinterhaltigkeit witterte, that man ihm entschieden unrecht. Dingelstedt, meinte Auerbach bei der Nachricht von seinem Tode, werde nie eine solche allseitig beleuchtende Charakteristik bekommen, wie er sie verdiente. „Er war eine erobernde Natur, aggressiv und aushältig, und dabei kam ihm seine gebietende Erscheinung mit dem volltönenden Organ sehr zu statten.... Wir wurden durch Heinrich Koenig miteinander bekannt und befreundet — und aus der fuldaer Zeit Dingelstedt's weiß ich sehr viel; seine Doppelnatur, eine tiefempfindende und eine frivole, machte sich schon damals geltend. Er wäre eigentlich auch zu einem Staatsmann geeignet gewesen; er hatte jene starke Portion Frivolität, die, wie es scheint, in der modernen Zeit nothwendig ist. Das ganze Leben schien ihm wie ein Spiel, und darum hatte er besondere Lust am Theaterspiel; er verfügte über Menschen und Dinge wie über Requisitenstücke. Eigentliche Gestaltungskraft hatte er nicht, aber einen freien Blick, ein muthiges, ja auch übermüthiges Anfassen von Dingen und Menschen, einen großen Gruppirungssinn, überraschend in dem Anordnen der äußerlichen Formen und auch der Gedanken.... Er war so klug als hochbegabt, und wenn er sich einmal compromittirt hatte, so verstand er die Scharte auszuwetzen. Er klagte mir oft, wie bitter es ihm sei, nicht mehr freier Schriftsteller sein zu können: er wäre nie voll davon befriedigt gewesen: er brauchte Applaus, Ruhm, Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ehre in persönlicher blanker Münze, wie sie eben das Hofleben gibt."

Wenn wir Auerbach's Lebensgang durchgehen, wie er uns in den Selbstbekenntnissen dieser Briefe entgegentritt, so finden wir neben dem schimmernden Blütenkranz und Fruchtgewinde seiner erzählenden Kunst doch auch zwei taube Blüten: Auerbach als Redacteur, und Auerbach als Dramatiker. Die Redactionsthätigkeit war nur eine zweijährige Episode; aber das dramatische Schaffen zog sich, weit mehr als man in der Regel annimmt, durch sein ganzes Leben hindurch und bildet eine lange Kette immer neuer Anläufe und immer neuer Enttäuschungen.

Im Jahre 1862 machte Ernst Keil in Leipzig Auerbach den Antrag, ein Beiblatt zur „Gartenlaube" herauszugeben: das war eine Zeit schwerer Bedenken — sollte er zusagen oder nicht? Die große Wirksamkeit, das Glück, das ausgedehnteste Publikum zu haben, es allmählich auf den Standpunkt des freien Geistes zu heben, die größere Sicherung der ökonomischen Basis seines Lebens sprachen dafür; dagegen der Mangel an Sicherheit und Selbstgefühl, die Unklarheit über den Inhalt, die Furcht vor einer Reaction seines Naturells, da er an die Freiheit des Austräumens gewöhnt sei. „Ich habe ein Gefühl, als ob ich aus der stillen, ich möchte sagen vornehmen Haltung meiner Thätigkeit, wo ich mich zurückziehen und in mir ausleben konnte, nun hinaus müßte auf den alltäglichen Markt des Lebens, mich stündlich zeigen und bei allem betheiligen; ich glaube nicht, daß ein gewisser ästhetischer Aristokratismus dahinter steckt, aber es geht

Digitized by Google

vielleicht ein groß Stück Poesie dadurch in mir in die Brüche." Gleichwol sagte Auerbach zu; er kam sich aber fortan vor wie „ein Droschkengaul, der das Geschirr nicht mehr vom Leibe kriegt". Er glaubt, daß er jetzt aus einem Maler ein Photograph geworden sei, und fördert bei diesem Eingeständniß ein beachtenswerthes Stück Selbstkenntniß zu Tage: „Ich fürchte, es geht mir wie den Photographen, in deren Bildern gewisse Requisiten, die ihren künstlerischen Haushalt ausmachen, immer wiederkehren: der geschnitzte Stuhl, die stumpfe Säule, das Geländer, die Wald- oder Gartenlandschaft oder der drapirte Teppich. Ich habe auch nur ein beschränktes inneres Ameublement, und ich muß mich hüten, das nicht stereotyp immer vorzubringen." Das neue Verhältniß wurde ihm bald recht unerquicklich, obschon er anfangs resolut ans Werk ging. Keil bewahrte ihm gegenüber eine gewisse Reserve und Zweifelhaftigkeit. „Keil ist ein Radicaler aus der Robert Blum'schen Schule, und diese Autodidakten und Männer der entschlossenen That haben ein tiefes Aber in der Seele gegen uns Studirte mit ästhetischer Herkunft." Keil theilte ihm alsbald mit, daß die erste Nummer nach dem Urtheil seiner Bekannten ganz verfehlt sei. Keil will politische Schärfe. „Ich lasse mich aber", schreibt Auerbach, „nicht von der Linie abdrängen, die mein Naturell innehat." Er macht tiefe Betrachtungen über den Unterschied zwischen Journalistik und Poesie. „Ich bin in der Lage eines Mannes, der einen Ruheposten wollte und den Botendienst annahm." Doch tröstet er sich mit der dira necessitas. „Es ist ein großes Misgeschick, daß ich für eine Zeitung arbeiten muß; aber es muß sein. Deutschland ernährt keinen Dichter, hat noch nie einem vollen Unterhalt gegeben, wir müssen alle Frondienste des Tages thun. Wenn ich nur das eine neben dem andern könnte, aber ich kann's nicht." Die Klagen über die Erfolglosigkeit seines journalistischen Wirkens gehen durch die Briefe jener Jahre hindurch. „Ich wollte dem Publikum geben, was ich will; aber das Publikum sagt: Halt! Du mußt uns schaffen, was wir wünschen! Und das kann und werde ich nie. Keil plagt mich sehr, und er hat von seinem Standpunkte aus recht." Auerbach traf eben den Ton nicht; „ich bin zu unbeholfen und schwerfällig; es ist mir, als ob ich immer ein Haar in der Federspitze hätte"; er will durch fremde Kräfte die Blätter weiter führen lassen, das Ganze leichter, ja gleichgültiger anfassen; sein Journal soll ihm nicht mehr alles wegnehmen, was ihm durch die Seele zieht. „Solch ein Blatt frißt wie eine Ziege, verdirbt mehr Futter, als sie wirklich frißt, und knabbert am liebsten die Herzblättchen aus, die schmecken lind und saftig." Ueber diese schönen Vorsätze berichtet er am 11. März 1864; doch schon am 15. schreibt er: „Ich habe heute eine entscheidende That vollzogen und ohne Wankelgemüthe. Ich habe Keil die Fortführung der «Deutschen Blätter» gekündigt. Jetzt, da die Sache abgethan, ist mir zu Muthe, wie wenn ich ein frisches Bad genommen, ich bin sauber und klar."

Die Redactionsthätigkeit Auerbach's, die so erfolglos verblieb, indem ihm merkwürdigerweise die dem jüdischen Naturell sonst angeborene Gewandtheit und Elasticität und der Sinn für rasche Nutzbarmachung geistiger Gaben, der Instinct für des unmittelbar Wirkende fehlte, war doch nur eine kurze Episode in seinem Leben. Ganz anders hielt ihn die Bühne in ihren Banden; fortwährend fühlte er sich

Digitized by Google

zur dramatischen Production hingezogen und versuchte sich in derselben, und daß er doch nie unter den deutschen Dramatikern mitgezählt wird: das ist als ein Misserfolg seines Schaffens zu betrachten; denn er strebte mit Eifer danach. Wie groß die Summe dieser Abortivdramatik war, erfuhren wir erst aus dem Briefwechsel; denn die Mehrzahl dieser Dramen gelangte ja nicht vor das Licht der Prosceniumslampen und der Oeffentlichkeit. Schon im Mai 1839 schrieb er: „Im Drama möchte ich etwas leisten; ich glaube, ich habe Talent dazu; ich habe mehrere Stoffe; Sand's Tod ist ein Stoff, der mich schon lange beschäftigt; es gäbe eine Art von deutschem Hamlet oder dergleichen. Ich habe auch ein einactiges Lustspiel geschrieben; der Regisseur des hiesigen Theaters wollte es zu seinem Benefiz geben, Freunde riethen mir ab, weil es zwar bühnengerecht, aber dem Publikum nicht mundgerecht sei; ich nahm es zurück und lasse es jetzt drucken." Im Sept. 1840 schreibt er, daß er eine Tragödie „Oskar" vollendet habe. „Ich fühle mich ganz gehoben durch und in dieser Production, ich habe sie fast in einem Fieber geschrieben in 14 Tagen; der Stoff ist aus der neuesten Zeit, ohne Historie, lauter Familiengeschichte." Er hofft, daß es an der Burg gegeben werden wird: doch mit voller Sicherheit verkündet er am 15. Febr. 1843 die Aufführung eines andern Trauerspiels: „Alfred, oder der Schwur", für den Monat März am Burgtheater. Herr von Holbein ist ganz begeistert für das Stück, in welchem, wie Auerbach schreibt, „ein Stück seines Herzens und Lebens ist"; doch weder von „Oskar" noch von „Alfred" ist wieder die Rede; sie scheinen in den Versenkungen des Burgtheaters verschwunden zu sein. Die armen Dramatiker werden ja stets von den Bühnenleitern mit Versprechungen gefüttert, wie die Kapaunen.

Im Jahre 1849 schrieb Auerbach ein historisches Drama „Andreas Hofer". Im Grunde glaubte er einen Fortschritt über Schiller's „Tell" hinaus gemacht zu haben. „Wir müssen zu einem realistischen Drama kommen", ruft er aus — als wenn in Schiller's „Tell" nicht der ästhetisch berechtigte Realismus seine Triumphe feierte. „Ich war schon am 9. Nov. mit meinem «Hofer» fertig", schreibt er; „er ist zu groß und vielfach, zu sehr im psychologischen Detail; ich schneide und forme nun daran, nach Berathung mit Eduard Devrient und Gustav Freytag; das Stück kann jetzt nicht aufgeführt werden; ich lasse es drucken; aber es soll für die Zukunft jetzt schon als „bühnengerecht" und effectvoll erkannt werden müssen. Ich muß im Drama eine meiner besten Kräfte brach liegen lassen, das psychologische Kleinmalen, das ist aber gut. Ich habe noch nie so sorgfältig und planmäßig gearbeitet wie jetzt, und ich fürchte nur, daß ich zu viel von meiner eigenthümlichen Kraft jetzt aus dem Stück herausreiße." Die Schwierigkeiten in dem Stoffe „Hofer" sieht er ein — eine spätere Aufführung des Stückes in Berlin blieb ohne nachhaltigen Erfolg. Schon das gedruckte Buch erfuhr viele „Häßlichkeiten". An seinem Beruf als Dramatiker wurde Auerbach zum ersten mal irre, als er im März 1859 eine Aufführung seines Schauspiels „Der Wahrspruch" mit ansah: er selbst tadelte an dem Drama, daß er zu vielerlei brachte, nicht die Handlung aus einem einzigen Kern, in dem alles lag, zur Entfaltung brachte; „das Stück ist eigentlich ein Product der Zerrissenheit, erschütternd, aber nicht erlösend, befreiend". Vom selbständigen dramatischen Schaffen war er durch diese

Digitized by Google

geringen Erfolge nun auf längere Zeit zurückgeschreckt worden; doch die Dramatisirung seiner Erzählungen beschäftigte ihn mehrfach; theils versuchten sie andere, theils wollte er selbst sie übernehmen. Dingelstedt schickte ihm ein Scenarium von „Joseph im Schnee". Von der Bearbeitung „Landolin's" sah er ab, er meinte, daß das Bürger- und Bauernleben die Tragödie nicht verträgt, oder vielmehr nicht trägt. In den letzten Jahren seines Lebens sollte Auerbach auch die Genugthuung erleben, am berliner Hoftheater zur Aufführung zu kommen; sein erster Einacter erlebte einen Theatererfolg, was ihn sehr erquickte; doch nach der freudigen Aufregung folgte der hinkende Bote: die das Stück gänzlich verwerfende Kritik der ersten berliner Zeitungen. Das zweite Stückchen aber, das Ende October 1878 gegeben wurde, hatte gar keinen Erfolg; es wurde abgelehnt. Mit diesem Mislaut endete Auerbach's Carrière als Dramatiker.

In seiner Einleitung zu dem Briefwechsel verherrlicht Spielhagen in Auerbach den berufstreuen Schriftsteller. Und diesen Eindruck, daß Auerbach in seinem Berufe ein Priesterthum sah der Wahrheit und der Schönheit, empfängt man aus der Lektüre dieser Briefe; sie sind außerdem ein Schatzkästlein von sinnvollen Bemerkungen oft in glücklicher epigrammatischer Form; doch auch das erkennt man noch deutlicher als aus seinen frühern Schriften: Auerbach war eine durchaus reflectirende Natur, naiv vielleicht in seinem Empfinden, aber nicht in seinem Denken, und es ist und bleibt paradox, daß er seine großen Erfolge als Verfasser von „Dorfgeschichten" errang. Wir wollen ihn nicht des Salontirolerthums anklagen; aber er kam aus der Schule philosophischer Bildung her, von Spinoza und Hegel, und hat das realistische Schema sich mehr einstudirt. Autodidaktische Dorfkinder wie Rosegger und der derbe Bauernpastor Bitzius mit seinen rusticalen Stallgerüchen, von denen auch seine Moral durchduftet war: das waren geborene Dorfgeschichtenschreiber. Bei Auerbach bewegt man sich stets in einem Aether der Bildung, in den seine Gestalten hineingezeichnet sind, und gerade das erklärt seinen Erfolg bei jenem großen Theil des Lesepublikums, das ja von dem gleichen Standpunkte aus das Bauernleben zu betrachten pflegt.

Digitized by Google

Der Tag von Alsen.

(29. Juni 1864.)

Ein historisches Gedenkblatt

von

Hauptmann Bernin.

Der 29. Juni 1864 wird stets ein denkwürdiger Tag in der Kriegsgeschichte sein. An demselben unternahm ein aus etwa 18—20000 Mann bestehendes preußisches Armeecorps unter dem Oberbefehl des Generals von Herwarth den Uebergang nach der Insel Alsen, um dieselbe, damals fast noch den einzigen, im dänischen Besitz gebliebenen Theil Schleswigs, mit stürmender Hand zu erobern. Das Unternehmen glückte trotz der ungemein großen Schwierigkeiten, welche ihm entgegenstanden; es glückte, obgleich die Insel durch eine starke dänische Truppenmacht unter dem Befehl des Generals Steinmann tapfer vertheidigt wurde, obgleich die Küste der Insel längs des Alsensundes durch eine fortlaufende Kette von Verschanzungen und durch zahlreiche schwere Geschütze gesichert war, und obgleich der Uebergang der stürmenden Truppen unter den größten Gefahren auf einzelnen Booten und Kähnen und unter dem feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuer ausgeführt werden mußte. Mit vollem Rechte hat denn auch der Oberbefehlshaber des preußischen Heeres, Prinz Friedrich Karl, die Waffenthat bezeichnet als „einen in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Uebergang über einen Meeresarm, als einen Sturm zu Wasser gegen gut vertheidigte Schanzen".

Wenn wir heute, 20 Jahre nach dieser so ruhmvollen Waffenthat, auf dieselbe zurückkommen, so leiten uns hierbei zwei Beweggründe. Einmal möchten wir den Blick der Leser zurücklenken auf jene Zeit, in welcher die preußische Armee, die wenige Jahre vorher eine neue, ihr von König Wilhelm gegebene Organisation vollendet hatte, ihren ersten großen Waffengang in Schleswig ausführte, der ihr Ansehen in Europa abermals fest begründete. Sodann gedenken wir durch unsere Zeilen das Andenken eines Mannes zu ehren, den Deutschland heute mit Stolz zu seinen größten Helden zählt, und der damals die ersten hervorragenden Beweise einer glänzenden Befähigung als Truppenführer in höherm Sinne ablegte. Wir meinen den General August von Goeben, welcher bei dem Uebergang nach Alsen als Brigadecommandeur mit höchster Auszeichnung kämpfte und heute leider nicht

Digitized by Google

mehr unter den Lebenden weilt: einen General, den Kaiser Wilhelm nach dessen am 13. Nov. 1880 erfolgten Tode in einer tags darauf erlassenen Cabinetsordre als „einen der hervorragendsten Führer der Armee in den letzten Kriegen" bezeichnet hat.

Durch große Gunst des Schicksals mit dem verstorbenen General persönlich bekannt geworden und sowol von ihm zu seinen Lebzeiten als auch nach seinem Tode von den Mitgliedern der von Goeben'schen Familie durch gütiges Vertrauen ausgezeichnet, sind wir in den Besitz von handschriftlichen Aufzeichnungen des Generals über den Tag von Alsen gesetzt worden, die wir unsern heutigen Ausführungen mit zu Grunde legen dürfen. Wir beginnen damit, daß wir eine Uebersicht über den Stand des Krieges von 1864 bis zum Uebergang nach Alsen geben, und werden dann die Goeben'schen Aufzeichnungen folgen lassen, die wir durch einige Zusätze eines seiner Ordonnanzoffiziere, welcher während des Tages von Alsen ihm stets zur Seite blieb, ergänzen.

Als der Deutsch-Dänische Krieg von 1864 ausbrach, wurde auch General von Goeben mit der von ihm befehligten 26. Infanteriebrigade, einem Theil der 13. Division, dazu bestimmt, an dem Kampfe theilzunehmen. Er verließ an der Spitze seiner Truppen im Januar 1864 Münster und stieß zum ersten Armeecorps der Armee für Schleswig-Holstein. Nach einigen Wochen ruhigen Abwartens erhielten die preußischen und österreichischen Truppen Befehl zum Einrücken in Schleswig, und mit Hurrahruf überschritten die ersten preußischen Truppen in der Frühe des 1. Febr. den Eiderkanal, nachdem ihnen Prinz Friedrich Karl in seinem kernigen Tagesbefehl mit den Worten: „In Gottes Namen drauf!" den Weg vorgezeichnet hatte. In vier Colonnen rückten die Preußen vor und setzten in der Nacht zum 6. Febr. bei Arnis, beziehungsweise Kappeln, über die untere Schlei. Es folgten nun die bekannten Kriegsoperationen in Schleswig, welche mit ebenso viel Thatkraft wie glänzendem Erfolge ins Werk gesetzt wurden. Von vornherein entwickelte hierbei General von Goeben eine hervorragende Thätigkeit und Geschicklichkeit, sodaß er bald die Augen aller auf sich zog und zu besondern Dienstleistungen, welche Umsicht und namentlich Kühnheit erforderten, ausersehen wurde. Er bewies sehr bald, was er in der Schule des Generals von Moltke, mit welchem er früher öfter zusammen gearbeitet hatte, gelernt. Aehnlich wie der gegenwärtige Chef des Generalstabes der Armee hat General von Goeben nur sehr geringe Zeit als Troupier gedient; er ist vielmehr, abgesehen von vier Jahren spanischer Kriegszeit, beinahe stets im Generalstab thätig gewesen.

Fast immer zeigte sich General von Goeben in Schleswig in den vordersten Kampfreihen. Im Gefecht an der Büffelkoppel am 22. Febr. 1864 wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, und wie wir weiter unten sehen werden, traf einige Monate später sein zweites Reitpferd auf Alsen dasselbe Schicksal. Die Kämpfe von Rackebüll, Düppel und Alsen bilden das Dreigestirn der Tage, an denen sich der General im Feldzug 1864 vornehmlich bekannt machte.

Zunächst war es das Gefecht von Rackebüll am 17. März, welches die Standhaftigkeit und den Unternehmungsgeist des Generals im besten Lichte zeigte. Es

Digitized by Google

war am Vormittage des genannten Tages, als vom rechten Flügel der dänischen Stellung, beziehungsweise dem 5. und 4. dänischen Infanterieregiment mit 2 Geschützen eine Recognoscirung über Rackebüll hinaus vorgenommen wurde. General von Goeben sammelte schleunigst 5—7½ Compagnien der Infanterieregimenter Nr. 15 und 55 mit 2 12-Pfündern und trat dem Feinde entgegen. Er eroberte das Dorf Rackebüll mit dem Bajonnet zurück und warf das 4. dänische Infanterieregiment mit Ungestüm aus dem Dorfe; es wurden also 4 feindliche Bataillone von 7½ Compagnien geschlagen, das Dorf und Gehölz Ravenskoppel genommen. Von beiden Seiten wurden nun Verstärkungen in den Kampf geworfen; auch nahm die ganze Linie der Düppeler Schanzen mit den Batterien von Alsen jetzt lebhaften Antheil an demselben. Allein es dauerte nicht lange, da sahen sich die Dänen fast auf ihrer ganzen Linie mit beträchtlichen Verlusten bis an den Fuß der Düppeler Schanzen zurückgeworfen. Hierauf unternahmen sie mit neuen Kräften, beziehungsweise 5 theilweise frischen Bataillonen einen Angriff auf die nur 3 Bataillone starke Brigade Goeben; aber nun war es das Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs in der Vertheidigung, welches den Gegner zurücktrieb, bevor noch 2 Bataillone der preußischen Brigade Schmidt auf diesem Theil des Kampfplatzes zur Verstärkung eintrafen. Mit Einbruch der Dunkelheit befanden sich die Dänen überall in vollem Rückzuge. Der Tag von Rackebüll muß als eine besonders schwerwiegende moralische Niederlage der Dänen angesehen werden; denn er brachte ihren Führern die fühlbare Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Preußen bei jedem Kampf im freien Felde. Ein gefangener dänischer Offizier hat später ausgesagt: „Vom 17. März ab sei die dänische Armee moralisch gebrochen und jede Aussicht auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes geschwunden.“ *)

Der 18. April 1864, der Tag von Düppel und der Erstürmung seiner Schanzen, zeigt uns zwar keine hervorragende Leistung der Brigade Goeben und konnte sie auch nicht aufweisen, da dieselbe nur die kleine Zahl von 4 Compagnien zur Sturmcolonne Nr. 4 abgegeben hatte; wohl aber läßt er uns das strategische Geschick des Generals, seine Klugheit und Bescheidenheit klar erkennen. Es ist heute noch nicht allgemein bekannt, daß der Oberbefehlshaber, General von Herwarth, schon am 18. April es dem Ermessen des Generals von Goeben durchaus freigestellt hatte, mit seiner Brigade und dem ihm weiter überwiesenen Jägerbataillon Nr. 7, sowie 3 Feldbatterien den Uebergang nach Alsen zu unternehmen, falls die Aussicht zur Durchführung eines so kühnen Planes ihm günstig zu sein schiene. Bekanntlich war ein solcher Plan schon für den 2. April bei Ballegard in allen Einzelheiten festgestellt und seine Ausführung bereits eingeleitet worden, wobei das erste Echelon wieder der Brigade Goeben zugedacht gewesen war; man hatte ihn jedoch später aufgegeben, weil in der Nacht vorher sich ein solcher Sturm erhob, daß die Ausführung eines so ernsten und an sich schon schwierigen Unternehmens als ganz unmöglich erschien. Ueber die dem General von Goeben am 18. April anheimgestellten Maßregeln sagt nun das vorhin angezogene General-

*) Man vergleiche das officiöse Werk: „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864, von G. Graf W(aldersee)“ (Berlin, A. Duncker, 1865), S. 180.

Digitized by Google

stabswerk des Grafen Waldersee, daß „alles Weitere der bewährten kaltblütigen Umsicht und Energie dieses Generals überlassen war, die dafür Bürgschaft leistete, daß der günstige Moment für ein Ueberschreiten des Sundes nicht ungenutzt vorübergehen würde". General von Goeben fand aber, daß sowol die Tageszeit wie auch die Witterungsverhältnisse der Ausführung eines so schwierigen Planes am 18. April durchaus ungünstig seien; er entschloß sich daher zu einer bloßen Demonstration, gedachte aber den Uebergang sofort zu wagen, wenn der Sturm der Düppeler Schanzen abgeschlagen werden sollte. So wurde es ihm möglich, 10 dänische Bataillone mit einem Theil ihrer Feldartillerie von den Hauptkräften abzuziehen und sich gegenüber festzuhalten. Wenn also der 18. April auch für den Hauptbestandtheil der Brigade Goeben keinen Lorberkranz brachte, so hat sich ihr Führer doch den Dank der Armee und des Vaterlandes dadurch in vollem Maße verdient, daß er der Versuchung widerstand, eine kühne und große That auszuführen, und einen Entschluß faßte, der dem Ganzen zum Heil diente. Wie sich später ergab, wären die Dänen am 18. April auf einen recht kräftigen Empfang der Brigade wohl vorbereitet gewesen.

Das große Soldatenglück, welches den General von Goeben auf seiner ganzen militärischen Laufbahn geleitete, hatte ihm in Schleswig einen glänzenden Erfolg vorbehalten: am 29. Juni sollte es ihm ganz besonders beschieden sein, Kriegsruhm zu ernten und für die verhältnißmäßig geringe Thätigkeit vom 18. April volle Entschädigung zu finden. In der Nacht auf den 26. Juni lief die vereinbarte deutsch-dänische Waffenruhe ab. General von Herwarth hatte bereits in der zweiten Woche des Julimonats vom Obercommando die Mittheilung erhalten, daß er bei dem zu erwartenden Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit seinem Armeecorps den Befehl empfangen würde, wieder nach dem Sundewitt zu rücken und ohne Zeitverlust die Insel Alsen zu nehmen. Mit großer Umsicht und in aller Stille hatte der General die entsprechenden Vorbereitungen getroffen; er wurde von dem Wunsch geleitet, sich sofort nach Ablauf der Waffenruhe der Insel zu bemächtigen und durch einen Uebergang fast mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde des 26. Juni den ihm ertheilten Befehl auszuführen. Da jedoch die Armirungsarbeiten gegen den feindlichen Strand schon vorher hätten beendet sein müssen und in solchen Arbeiten ein Bruch der Waffenruhe erblickt worden wäre, so verbot sich die Ausführung jenes Planes. General von Herwarth setzte nun die Nacht auf den 29. Juni als Zeitpunkt der Operation fest und erließ dementsprechend seine Anordnungen. Hiernach sollte das Armeecorps den Uebergang über den Alsensund beim Satruper Holz erzwingen, die 12. (von Röder) und die 26. Infanteriebrigade (von Goeben), beide unter Generallieutenant von Manstein, zuerst übersetzen, die dänischen Strandbatterien stürmen, sich sodann in den Besitz der Fohlenkoppel, des Vorwerks Rönhof setzen und später gegen Ulkebüll und Hörup vordringen, um den Feind am Einschiffen zu verhindern. Das waren die Grundzüge des Planes für den Uebergang nach Alsen, und pünktlich, genau und glücklich ging seine Ausführung vor sich.

Digitized by Google

Doch jetzt wollen wir dem Führer der 26. Infanteriebrigade selbst das Wort überlassen, um eine klare und anschauliche Schilderung des Tages von Alsen zu erhalten. Sie ist noch am 2. Juli 1864 in Ulkebüll niedergeschrieben worden, und zwar in einem Privatbriefe an die Frau General von Goeben, welche damals in Bad Salzhemmendorf bei Elze in Hannover sich aufhielt und von ihrem Gemahl sehr ausführliche Berichte über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze zu erhalten pflegte. Das Schreiben lautet:

„Nun will ich Dir den Hergang, wenn auch kurz, erzählen.

„Aus meinen frühern Notizen weißt Du alles dem Uebergang Vorhergegangene, weißt, daß Ballegard aufgegeben wurde unter meinem entschiedenen Beirath, daß ich Manstein*) zugetheilt wurde und zunächst hinter Röder hinübergehen sollte. Im letzten Augenblick wurde noch die Aenderung vorgenommen, daß auch die Demonstration bei Ballegard aufgegeben wurde und die Brigaden Schmidt und Canstein unter Wintzingerode**) als zweite Division hinter uns übergingen.

„Um Mitternacht langten die Truppen auf ihren verschiedenen Rendezvous an, alles in Mützen und ohne Gepäck, Lebensmittel im Kochgeschirr am Säbelgurt hängend. Eine schöne, ziemlich ruhige Nacht, hell, wie es in dieser Zeit, 14 Tage nach den längsten Tagen, «den lichten Nächten», immer bleibt. Meine Brigade in zwei Colonnen lagerte dicht hinter Röder's Truppen, ein Theil an dem Wege dicht hinter dem Holze, auf welchem wir von der Nörremölle hinfuhren nach der Häuserreihe, bei der wir ausstiegen, der andere Theil nahe Schnabeck-Hage. Denn 42 Boote sollten zu Wasser von Ballegard dorthin kommen, während die übrigen, etwa 90, in drei Theilen bei der Einmündung des Baches und vom Holze ins Wasser gelassen wurden.***)

„Ich saß bei meinen Truppen hinter dem Holze $^1/_2$ Stunde auf gefällten Bäumen, alles in prächtigster Stimmung. Nur hegten wir Besorgniß, daß das unglückliche Geräusch und Lärmen der hingeschleiften Boote u. s. w. drüben gehört werden müsse. Bielefeld†) mit den Pferden ging nach Lillemölle, erhielt Befehl, so schleunig wie möglich hinüberzufolgen, immer meinen Namen nennend.

„Um $^3/_4$2 sollte die erste Bootcolonne von Schnabeck-Hage abfahren, $^1/_4$ Stunde später die andere. Um $^1/_4$2 ging ich mehr an den Strand, genauer dahin im Holz, wo wir beide standen††), denn ich selbst wollte vom Fuß des Hauses übergehen, durch dessen Garten und an dem entlang wir gingen, um in das Holz zu kommen.

---

*) Commandeur der 6. Division (11. und 12. Brigade).

**) Commandeur der 13. Division (25. und 26. Brigade).

***) Da General von Goeben in der Regel solche längere Briefe außerordentlich schnell schrieb, so sind einzelne Worte oft sehr schwer zu entziffern. Obwol wir seine Handschrift sehr genau studirt haben, so ist doch hier und da ein Misverständniß möglich, was hier ausdrücklich bemerkt sein möge.

†) Bursche des Generals.

††) Frau General von Goeben hatte ihren Gemahl während der Waffenruhe, die vom 12. Mai bis 26. Juni dauerte, in Schleswig besucht.

Digitized by Google

„Dort traf ich Manstein, blieb da. Alles in größter Spannung. Der Holzsaum war dicht mit Schützen besetzt.

„Die Nachthelle fing an in Tagesdämmerung überzugehen; einzelne Kanonenschüsse waren von drüben gefallen; sonst alles still. Da wurden plötzlich einige Wallbüchsen drüben abgefeuert, und die Kugeln krachten durch die Zweige. Die Boote! hieß es zugleich: und links hin wollten einzelne die Schnabeck-Hage-Kähne erkennen; und wirklich begann gleichzeitig zu unsern Füßen die Einschiffung. — Sehen sie drüben nichts?! Schon sahen wir deutlich Boot hinter Boot auf Arnkiels-Oere zufahren, und die übrigen Colonnen waren fast in der Mitte des Sundes.

„Da ertönten drüben ein Paar Flintenschüsse, und einen Augenblick nachher blitzten von unserm Waldsaum Hunderte von Schüssen in unkenntlicher Folge auf; zugleich eröffneten die Leute in den Booten ein lebhaftes Feuer, während auch drüben Flinten- und Kanonenfeuer erschallte.

„Es war so hell geworden, daß man alles übersah; jedes einzelne Boot, wie es wettfuhr, ein herrlicher Anblick! Und jetzt springen die ersten Leute ins Wasser, wateten an den Strand — leider nicht meine Westfalen. . . .

„Nun entspann sich drüben der Kampf, und wir sahen, wie die Dänen rasch in das Gehölz geworfen wurden. Jedes Boot, sowie es geleert, kehrte um, nun viel schneller fahrend ohne Last, um neue Mannschaft zu holen. Und da von jetzt an auch jedes Boot für sich fuhr, so schnell es konnte, so war der Sund stets mit hin- und herfahrenden Booten bedeckt. Unten am Strande aber wurden schon die Maschinen für die Pferde und die Geschütze gezimmert.

„Meine Truppen waren daran. Ich wollte selbst hinuntersteigen, als eine schwarze Rauchwolke hinter dem Gehölz langsam vorkam: der Rolf Krake!*) Das war die Entscheidung. Ich blieb noch oben mit Wintzingerode und andern, zu sehen, wie es werde.

„Das dunkle Ungethüm kam hinter der Ecke hervor, und wir erwarteten nun die Einfahrt in den Sund: es mußte ja mit voller Kraft hindurchfahren, die Boote wegfegend. Da hielt es an, eröffnete sein Feuer auf die Batterien, welche es längst beschossen, und auf die Kähne. Wir sind hinüber, sagte ich bei dem Anblick, die Sache ist gelungen. In der That feuerte der Rolf eine Zeit lang und — ging zurück.

„Hier habe ich die Erklärung bekommen. Er kann im schmalen Sund nicht wenden, kann auch nicht durchfahren, da die Dänen selbst ihn bei Sonderburg zum Schutz ihrer Brücke gegen etwaige Brander u. s. w. früher gesperrt haben. Er hat aber den Befehl gehabt, bei unserm Uebergang «die Brücke» unter allen Umständen zu sprengen, sich selbst opfernd; daß wir in kleinen Booten übergehen würden, hat niemand geglaubt, und so hat er «dafür» keinen Befehl gehabt. Er hätte müssen ohne weiteres in den Sund gehen, ohne sich um die Batterien zu kümmern, und rechts und links mit Kartätschen auf die Boote feuern. Das war das einzige Mittel des Erfolges.

*) Das bekannte dänische Panzerboot, welches im Kriege 1864 zwar mehrfach verwendet wurde, jedoch keinen rechten Erfolg erzielte.

Digitized by Google

„So hat er nur einen Fähnrich und ein Paar Leute getödtet und verwundet, sonst aber nichts ausgerichtet.

„Ich war inzwischen in ein kleines Boot gestiegen mit 4 Offizieren, und wir fuhren rasch hindurch, selbst ohne uns die Füße zu benetzen; der Kahn konnte drüben an einer weitvorspringenden Steinreihe anlegen, und auf Alsen trug mich ein Pionnier auf dem Rücken ans Land. Ich stieg das steile Ufer hinan, schickte Offiziere nach der Spitze hin, alles dort Kämpfende zu dirigiren, und wollte zu Fuß nach vorn eilen, als ich schon den braven Bielefeld meine Pferde, die ersten, landen sah, rasch eins bestieg und nun vorwärts jagte, von ihm allein gefolgt.

„Bald erreichte ich meine eigenen vordersten Truppen, Goltz (2.) Bataillon 15. (Infanterieregiments) und das 2. (Bataillon) 55. (Infanterieregiments), welches allein, da es nach Apenrade als Garnison von Anfang an gelegt worden, noch nie im Feuer gewesen; und nun ging es vorwärts auf Rönhof und auf Kjär zu, noch vielfach mit Rothklappen*) von Röder vermischt, 24. und 64. (Infanterieregiment).

„Diese Regimenter hatten den Feind nach kurzem Widerstand aus dem Gehölz verjagt, mehrere Hundert gefangen. Jetzt aber hatten wir die Spitze und drangen in scharfem Feuer vor, den Feind auf Kjär zurückdrängend. Ich sprang dabei, da ein Zaudern eintrat, vom Pferde, zog den Degen, hieb einzelne über den Rücken und trieb vor und vor, bis wir Kjär, welches hartnäckig vertheidigt wurde, genommen hatten unter großem Verlust des Feindes, indem Lemke — 2. (Bataillon) 55. (Infanterieregiments) — das Dorf auf der Rechten, Goltz — 2. (Bataillon) ihm, 15. (Infanterieregiments) — bei dem ich war, nach Vertreiben der Dänen vor ihm, rechts schwenkte und in der rechten Flanke angriff, und Stoltz**) mit den ersten Compagnien, welche er nachführte, umfassend in die linke Flanke vorging.

„Bei Kjär wurde Halt gemacht, die nachrückenden Truppen zu erwarten und alles zu formiren, denn vor uns lagen nun die bedeutenden Höhen von Sonderburg, die Windmühlenhöhen, deren Du Dich wol von den Schanzen und dem Brückenkopf her erinnerst, die, welche auf ihrer Kehrseite die famosen Batterien tragen.

„Ich selbst befand mich ungefähr da, wo auf der Karte das Wort Bagmose beginnt.

„Meine Truppen waren allmählich zusammengekommen, als sich auf der Seite der Feinde Bewegung zeigte und bald klar wurde, daß sie selbst zum Angriff übergehen wollten. Lebhaftes Flintenfeuer hatte gar nicht aufgehört (ebendort wurde die Flora***] erschossen); jetzt aber stiegen von den Höhen Haufen herunter,

*) Die Infanterieregimenter Nr. 24 und 64 der Brigade Röder gehörten zum 3. (brandenburgischen) Armeecorps, welches bekanntlich rothe Achselklappen trägt, während die Infanterie des 7. (westfälischen) Armeecorps blaue Achselklappen hat.

**) Oberstlieutenant und Commandeur des Infanterieregiments Nr. 55.

***) Reitpferd des Generals von Goeben.

Digitized by Google

das Feuer nahm zu und rechts hin hörte ich feindliches Hurrah. Auf 4 Bataillone schätzte ich das Vorgehende.

„Ich schickte daher den Adjutanten Blomberg — Clemen's*) Vertreter — zurück zu meiner Reserve (1½ Bataillone unter Stoltz) und ließ sie halbrechts vorgehen, während ich gleich nachher das Jägerbataillon von meinem Punkt aus kräftig vorwarf, gefolgt von Goltz und 2 Compagnien des Füsilierbataillons 15. (Infanterieregiments). Ein kurzes, aber sehr hartnäckiges Gefecht entspann sich, in welchem Major Witzleben, Jägercommandeur, schwer verwundet wurde. Dann wurde der Feind durch einen glänzenden Bajonnetangriff des 2. Bataillons 55. (Infanterieregiments) vollständig über den Haufen geworfen mit einem außerordentlichen Verlust von Todten, Verwundeten und Gefangenen. 12, 14 Mann lagen hinter einem einzelnen Knick mit eingeschlagenen Schädeln.

„Die Brigade, welche eigentlich Befehl hatte, Sonderburg nicht anzugreifen, um Umgehungsprojecten Zeit zur Reife zu lassen, folgte dem weichenden Feinde auf dem Fuße, und eine halbe Stunde nachher waren nach geringem Widerstande die Höhen genommen, von denen wir dann nach Sonderburg hinabstiegen, aus dem nur noch vereinzelte Schüsse kamen, da der Feind, die Kanonen vernagelnd, eiligst abzog.

„So war die Sache gethan.

„Nach kurzer Rast (die Leute waren natürlich sehr ermüdet) ging die Brigade über Klintinge u. s. w. auf Hörup-Haff vor, den Einschiffungspunkt der Dänen. Wir hatten wieder Befehl, nicht zu drängen, vielmehr festzuhalten, um durch die auf Ulkebüll und Hörup dirigirte Division Wintzingerode noch möglichst viel abzuschneiden. So hatten wir denn nur noch geringes Schützenfeuer, verloren einige Leute durch Feuer von Kriegsschiffen und trieben den Feind, soweit er nicht mehr die Schiffe besteigen konnte, jener Division zu, welche denn auch neben einzelnen Trupps u. s. w. noch ein Regiment (das 10.), freilich schon sehr geschwächt, fast ohne Widerstand gefangen nahm, den Commandeur an der Spitze. In Hörup-Haff wurde Halt gemacht, den erschöpften Truppen aus dortigen Vorräthen Wein und Bier gegeben; alle Landungsanstalten aber wurden in Brand gesteckt.

„Da hast Du, mein lieb Herz, die Betheiligung meiner Brigade an diesem sehr hübschen Tage, von dessen Resultaten an Gefangenen u. s. w. Du wahrscheinlich mehr weißt als ich, da ich seit jenem Tage nicht von der Insel gegangen bin und mit Blumenthal**) nicht in Verbindung war.

„Die ganze Insel ist nun besetzt, nachdem die Dänen gestern auch die durch Befestigungen abgeschnittene Halbinsel Kekenis geräumt haben, unter Zurücklassung einer Anzahl Geschütze. . . .

„Nun will ich aber noch hinzufügen zu obiger Schilderung, daß die Dänen gar nicht erwartet haben, daß der Uebergang so bald stattfinden würde, daß aber

*) Premierlieutenant Clemen vom Infanterieregiment Nr. 53 war 1864 Brigadeadjutant bei General von Goeben.

**) Der gegenwärtige General der Infanterie Graf von Blumenthal war 1864 Oberst und Chef des Generalstabes bei Prinz Friedrich Karl.

Digitized by Google

andererseits bei ihnen die feste Ueberzeugung geherrscht hat, daß sie ihn verhindern würden. Noch am 28. hat sich der Souschef in diesem Sinne geäußert. Ihre Verluste sind wieder ungeheuer groß.

„Und nun Adieu. Ich habe sehr, sehr viel zu thun. Grüße alle herzlich; schone Du Dich! Dein August."

Dieser Beschreibung, die ein hervorragender Truppenführer vom Tage von Alsen gibt, wird jedermann eine Eigenschaft ganz besonders nachrühmen müssen, welche fast aus jeder Zeile hervorgeht: die der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Gerade weil der berühmte General, dem für die Waffenthat von Alsen der seltene Orden pour le mérite von seinem Kriegsherrn zuerkannt wurde, mit so außerordentlicher Zurückhaltung von seinen eigenen Leistungen am 29. Juni 1864 spricht, glauben wir seinen Bericht über jene Waffenthat durch die Erzählung eines Augenzeugen ergänzen zu müssen, der, wie wir bereits im Eingange bemerkten, während des ganzen Tages zur Umgebung des Generals gehörte. Es ist dies einer seiner Ordonnanzoffiziere, Freiherr von Strombeck, damals Premierlieutenant im 2. brandenburgischen Ulanenregiment Nr. 11, gegenwärtig Oberstlieutenant und Commandeur des 2. pommerschen Ulanenregiments Nr. 9, welcher über seine Theilnahme an den Feldzügen 1864 und 1866 ein interessantes Tagebuch*) im Druck herausgegeben hat, aus welchem wir Folgendes über den „Sturm auf Alsen" entnehmen:

„Am 26. Juni in der Frühe hatten die Feindseligkeiten wieder begonnen. Ich ritt zum Alsensund, als gerade die Batterie des Hauptmanns von Kuylenstjerna zurückkehrte. Sie hatte den Dänen einige Granaten zum Morgengruß hinübergeschickt, was diese aber mit stiller Verachtung beantworteten.

„Daß in diesen Tagen der Uebergang versucht werden sollte, war uns allen klar; doch wurde der Plan so geheimgehalten, daß niemand wußte, an welcher Stelle und ob wir vermittels einer Brücke oder in Kähnen übergehen würden. Dieser durchdachte und mit Kühnheit ausgeführte Plan war gleichzeitig von Wind und Wetter so begünstigt, daß das Resultat über alle Erwartungen glänzend ausfiel.

„Am 28. Juni war ich nachmittags nach Gravenstein**) geritten, um den Major von Barnekow zu besuchen. Gegen 7 Uhr abends kam ich zurück und hörte, daß General von Goeben von unserer Escadron einen Ordonnanzoffizier befohlen habe. Mein Escadronführer glaubte, ich würde spät abends erst wiederkommen, und hatte den mir zugedachten Posten dem Lieutenant von dem Knesebeck übertragen. Ich war außer mir, eine Gelegenheit versäumt zu haben, mit dem Feinde zusammenzukommen, und suchte den Lieutenant von dem Knesebeck auf, um ihn zu bitten, mir den Dienst abzutreten. Da ich, wie gesagt, von vornherein dazu bestimmt war, so willigte derselbe auch in meine dringende Bitte; ich

*) Genauer Titel: „Kriegstagebücher aus den Jahren 1864 und 1866, auf Wunsch dem Druck übergeben von K. Freiherrn von Strombeck, Rittmeister u. s. w." (Darmstadt und Leipzig 1869).

**) In Schloß Gravenstein war bekanntlich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl während eines großen Theiles des Feldzuges 1864.

Digitized by Google

ließ mein bestes Pferd, die Fuchsstute, satteln, sah die Eisen nach, packte etwas Proviant in die Satteltasche und ritt gegen 10 Uhr mit einer Ordonnanz nach Olderup.

„Ich meldete mich beim General; derselbe sagte mir, er habe, da er geglaubt, daß einem Cavalerieoffizier gewiß daran gelegen sei, der Affaire beizuwohnen, sich von uns einen Ordonnanzoffizier erbeten.

„Bis 12 Uhr ungefähr blieben wir im Quartier des Generals beim Pastor, dessen Familie uns Abendbrot und Kaffee vorsetzte. Der Prediger, ein fanatischer Däne, der nun seines Amtes entsetzt ist, hatte selbst einen Sohn bei der Armee auf Alsen — jedenfalls eine wunderbare Situation, seine Feinde gastlich bewirthen zu müssen, während dieselben im Begriff waren, seine Landsleute und den eigenen Sohn zu überfallen!

„An vier Punkten wurde der Uebergang vorbereitet, und zwar in der Gegend von Schnabeck-Holz; nicht, wie es früher beabsichtigt war, bei Ballegard, wo der Alsensund mehr als noch einmal so breit ist. Die Bataillone sammelten sich lautlos zwischen den einzelnen Knicks; nur hörte man durch die laue, stille Juninacht den Räderschlag der Wagen, auf denen die Boote zum Strande gefahren wurden. Den Dänen wurde allerdings dieser Schall zur Insel hinübergetragen, doch glaubten sie, wie ich später erfuhr, daß man mit den Vorbereitungen zum Schlagen einer Brücke beschäftigt sei, welche man vielleicht nach mehrwöchentlicher Beschießung zum Uebergang benutzen wollte.

„Daß man drei Tage nach der Waffenruhe die Insel auf Kähnen zu stürmen beabsichtigte, ließ sich niemand träumen.

„Wir saßen lange, während die Truppen sich rangirten, auf einem Haufen alter Baumstämme, da erst mit dem Glockenschlag 1/2 2 Uhr*) von allen Punkten zugleich losgefahren werden sollte. Um diese Zeit stand ich mit dem General und unserm Divisionsstabe in dem Gehölz am steilen Ufer, die Leute lagen vor uns hinter Deckungen; auch waren hier hauptsächlich Wallbüchsen postirt.

„Indem ich nach links blickte, gewahrte ich eine Anzahl Kähne auf dem Wasser, und da die Meldung überbracht war, die Dänen hätten einen Landungsversuch gemacht, so glaubten wir, daß eine Seeschlacht sich entwickeln würde. Plötzlich aber loderten Feuerblitze aus den Booten auf; wir sahen, daß das Gewehrfeuer nach der Insel hin gerichtet wurde. Dies war das Signal zu einem heillosen Schießen; ein Musketier hinter mir feuerte so dicht an meinem Ohr vorbei, daß ich glaubte, das Trommelfell sollte mir platzen; von drüben wurde geantwortet, die schweren Strandbatterien mischten sich ins Gefecht, die Granaten heulten durch die Luft, die Baumäste fielen prasselnd um uns herum, und das Gefecht war im besten Gange.

„Immer neue Kähne setzten über; die lautlose Stille war einer ausgelassenen

*) Dies ist ein kleiner Irrthum. Erst um 3/4 2 Uhr sollte, wie ja General von Goeben mitgetheilt hat, die erste Bootcolonne abfahren. Auch das Generalstabswerk von 1864 bestätigt, daß diese erste Colonne, das Füsilierbataillon des Infanterieregiments Nr. 64, auf 41 Kähnen verladen, um 1 3/4 Uhr morgens in die See stach.

Digitized by Google

Fröhlichkeit gewichen: mit siegbewußter Freudigkeit gingen die braven Soldaten bis zur Brust ins Wasser, machten ihre selbstgetragenen Kähne flott und stießen mit Hurrah ins Fahrwasser.

„Die Brigade von Röder war fast ganz übergesetzt, als ich die unheimliche Erscheinung des Rolf Krake aus der Augustenburger Fjörde herandampfen sah. Ich machte den General von Goeben hierauf aufmerksam. «Meine Herren, jetzt wollen wir einsteigen!» war seine Antwort. Im Trabe liefen wir zum Strande und sprangen in eins der Boote.

„Während wir versuchten, flott zu werden, schlugen ein paar Kartätschlagen um uns ins Wasser, und über uns heulten die Granaten von der großen alsener Strandbatterie. Wir mußten einen andern Kahn nehmen, da der unserige nicht flott wurde. Nach kurzer Zeit waren wir am jenseitigen Ufer und hatten das große Glück, daß bald darauf unsere Pferde unversehrt auf zwei durch Breter verbundenen Kähnen anlangten.

„Noch zu Fuß überbrachte ich dem 3. Jägerbataillon und einigen westfälischen Compagnien Befehle vom General, schwang mich dann in den Sattel und eilte an der Fohlenkoppel vorbei, meinem General nach.

„Die Hauptidee war, daß die Brigade von Röder den linken, die Brigade von Goeben den rechten Flügel nehmend, gegen Sonderburg vorgehen sollten. Die Brigaden von Schmidt und von Canstein folgten mit einer Escadron Zieten-Husaren als Reserve.

„Feldartillerie wurde bei den vortrefflichen Vorbereitungen für den Sturm so frühzeitig übergesetzt, daß sie entscheidend in das Gefecht eingreifen konnte. Wir trabten hintereinander in den Laufgräben, welche die einzelnen Strandbatterien verbanden, bis das Gefecht bei Kjär zum Stehen kam. Die Dänen machten einen Offensivstoß, der jedoch nach einer halben Stunde gänzlich zurückgewiesen war. Das Kleingewehrfeuer kam hier hageldicht. Dem General von Goeben, welcher rechts neben mir hielt, wurde sein Pferd unterm Leibe erschossen. Mit den Worten: «Immer mein bestes Pferd!»" (bei einem frühern Gefecht an der Büffelkoppel am 22. Febr., wie wir oben gesehen haben, hatte der General ein Pferd verloren), „ließ er sich von seinem Reitknecht ein anderes bringen. Daß die Kugel, welche dem Pferde quer durch den Leib ging, weder mich noch mein Pferd verletzte, obwol ich Knie an Knie neben dem General hielt, ist mir heute noch räthselhaft. Links von mir auf zwei Schritt schlug eine Kugel dem Pferde des Majors von Bernuth in die Schulter; ich stieg ab, um die Wunde zu suchen, und während ich mich bückte, zerschnitt wie mit dem schärfsten Messer eine zweite Kugel beide Kantharenzügel desselben Pferdes. Es war ein fortwährendes Zischen in der Luft, und bei einem Galop, den ich einige hundert Schritt an einem Knick hin und zurück machte, um einen Befehl zu überbringen, hörte ich beständig die Kugeln um mich herumfliegen, doch immer kam ich unversehrt zurück. Später wurde das Feuer unerträglich, sodaß wir vom Pferde abstiegen; meine Stute, die durch das Zischen der Kugeln sehr unruhig wurde, brachte ich auf den Rath des Generals in ein Gehöft. Auf dem ganzen Wege dahin lagen die Leute, welche augenblicklich nicht im Gefecht waren, hinter den Mauern und Knicks, um

Digitized by Google

sich gegen das Feuer zu decken. Man hörte gar nicht mehr einzelne Kugeln, es war ein ununterbrochenes Pfeifen und Aufschlagen. Unter der Hofeinfahrt stand dicht gedrängt eine große Anzahl dänischer Gefangenen, von welchen ich einen meine Stute halten ließ.

„Bald ging es weiter. Die Dänen vertheidigten tapfer ein Knick nach dem andern. Der General von Goeben befand sich stets an der Spitze, da wo seine Schützen den Dänen gegenüberlagen; wurde das Schießen zu toll, so stiegen wir vom Pferde; auch sagte der General wol mit seiner eisernen Ruhe: «Wir sind hier eigentlich am falschen Ort!» ging aber nie einen Schritt zurück; auch habe ich nicht einmal gesehen, daß der General sich einer erlaubten Deckung bediente, welche zu benutzen jedem Soldaten vorgeschrieben wird.

„Der General von Goeben ist über jedes Lob erhaben, wird mir jedoch verzeihen, wenn ich in diesen Zeilen versuche, den Eindruck wiederzugeben, den seine heroische Erscheinung im Gefecht auf seine Umgebung hervorbringen muß. Ein Bataillon westfälischer Infanterie ging an uns vorüber, um ins Gefecht geführt zu werden. Ich weiß nicht: war das Tempo dem General nicht schnell genug, oder wollte er seinen Leuten zeigen, daß der Brigadegeneral so gut wie der gemeine Mann sein Leben für den König einsetzt — er sprang vom Pferde, zog seinen breiten Degen*), und tambour battant führte er das Bataillon ans nächste Knick. Ich werde diesen Moment in meinem Leben nicht vergessen! Kurz hintereinander wurden einen halben Schritt von mir zwei Leute durch den Leib geschossen und sanken mit dumpfem Stöhnen zusammen. Aber wer hatte Zeit, hierauf zu sehen? Vorwärts ging's und immer vorwärts nach monotonem Trommelschlag, bis die Dänen in die Flucht geschlagen waren.

„Wir gingen auf der Sonderburger Straße vor, und bei den Mühlen vor der Stadt kam es nochmals zum Kampf. Ein Kapitän führte seine Compagnie ins Gefecht; die Leute lagen wegen des heftigen Feuers platt auf der Erde. Der General bog vom Wege ab und sprach eine Zeit lang mit dem Hauptmann in so ruhigem Tone, als säße er in seinem Zimmer. Währenddessen stand ich neben dem General und sah mich nach den einschlagenden Kugeln um, da ich mir zur Erinnerung gern eine mitgenommen hätte — aber ich konnte nie finden, wenn sie aufgeschlagen waren, wo sie nachher blieben.

„Danach stieg der General mit mir auf eine Mühle, um das Gefechtsfeld besser übersehen zu können. Wir hatten Revolver und Säbel aufgenommen, da der Müller sagte, er wisse nicht, ob oben noch Dänen steckten. Wir fanden indessen oben niemand, in nächster Nähe aber zu unsern Füßen wüthete Bajonnet und Kolben. Eine kleine Abtheilung von uns stürmte eine Anhöhe, welche von Dänen besetzt war. Letztere warfen die Gewehre fort zum Zeichen der Ergebung, ergriffen dieselben aber wieder, als die Preußen in nächster Nähe waren. Nun

*) Dieser Degen war ein Ehrengeschenk Sr. Maj. des gegenwärtigen Kaisers Wilhelm, den derselbe als Prinz von Preußen früher selbst getragen. (Näheres hierüber findet sich in der Schrift: „August von Goeben, eine Lebens- und Charakterskizze von Zernin, Hauptmann u. s. w.", 2. Aufl., Darmstadt 1881, S. 22.)

Digitized by Google

ging's mit Kolben und Bajonnet darauf, und der einzige Däne, der mit dem Leben davongekommen, hat dies dem General von Goeben zu verdanken. Jener ging mit blutendem Kopfe im Kornfelde unter uns, mit der Mütze winkend. Der General schickte mich hinunter, und ich brachte den armen Teufel zu den andern Gefangenen. Traf der General einen Mann mit leichter Fleischwunde, so wünschte er demselben Glück, auf diese Weise davongekommen zu sein; auch sagte er mir, daß er stolz gewesen wäre auf seine erste Verwundung im spanischen Karlistenkriege.

„Die Mühlenberge und Sonderburg waren genommen; ich trabte durch die Stadt, um des Generals Pferde zu suchen. Als ich mit denselben zurückkam, begrüßte ich einen meiner Regimentskameraden, den Lieutenant von Motz, der das Gefecht bei einer Compagnie mitgemacht hatte und jetzt ganz erschöpft an einem Hause lehnte.

„Wir schlugen die Straße nach Hörup-Haff ein. Ein großes Gehöft stand in hellen Flammen, davor eine Menge Weiber und Kinder, die uns heulend anklagten, solch Unglück über sie gebracht zu haben. Ich habe später indessen in Sonderburg gehört, daß die Dänen bei ihrem Abzuge mehrere Gebäude in Brand gesteckt hätten, bei dem unsere Pionniere nachher löschen halfen.

„Im Holz von Hörup-Haff kam es zum letzten Kampf. Als wir uns dem Strande näherten, sahen wir eine große Anzahl von Soldaten am Ende des Weges sich hin- und herbewegen, und bald kam von der Spitze die Meldung, daß ungefähr ein dänisches Regiment die Waffen gestreckt habe, um sich zu ergeben. Dieselben waren nicht rechtzeitig an die Landungsbrücke gekommen und, während ihre Kameraden davondampften, von uns abgeschnitten worden.

„Eine Beschreibung von dem Chaos bei Hörup-Haff, wo wir nun mit der 12. Infanteriebrigade zusammentrafen, läßt sich kaum geben. Der Kampf war zu Ende; die dänischen Truppen, welche sich auf die Halbinsel Kekenis zurückgezogen hatten, schifften sich erst am andern Morgen ein. Bei Hörup-Haff wurden mehrere Magazine erbeutet, und unsere erschöpften Leute labten sich an Bier und Wein. Vor einer Verkaufsbude war buchstäblich kein Fuß Erde, der nicht von Flaschenscherben bedeckt war, sodaß man nur mit größter Vorsicht die Pferde führen konnte.

„Hunderte von Gefangenen standen daneben, während ein Theil unserer Leute deren Gewehre über die See hin abfeuerte; die großen Landungsbrücken waren in Brand gesteckt, wurden indessen später wieder gelöscht, und Freude und Stolz über den herrlichen Sieg sah man in aller Augen.

„Se. königliche Hoheit der Prinz Albrecht hatte die Führer des Kampfes um sich versammelt und reichte ihnen anerkennend die Hand. Alles gratulirte sich, da namentlich dieser außerordentliche Sieg wenig Opfer gekostet hatte. Wir hatten ungefähr 2500 Gefangene gemacht mit 56 Offizieren, 98 Geschütze und eine Menge Waffen, Wagen und Bagage erobert. Ganze Proviantmagazine waren in unsere Hände gefallen, und von den vielen Beutepferden brachte ich selbst nach einigen Tagen 24 in das Pferdedepot nach Flensburg.

„Ein Theil der 13. Division sollte auf Alsen bleiben, während die Infanterie der 6. Division und das Zieten'sche Husarenregiment nach dem Norden gehen und

Digitized by Google

Fünen erobern sollten. Nachdem wir uns etwas ausgeruht und ich mindestens zehn Depeschen von Kameraden zur Beförderung erhalten, nahm ich Abschied vom General von Goeben, dessen Brigade auf Alsen blieb. Der General reichte mir die Hand, und ich setzte mich wieder auf meine Stute, um bei Sonderburg über den Alsensund zurückzureiten. Hier angekommen, fand ich noch keine Brücke geschlagen, und da in der halbverbrannten Stadt kein Unterkommen für mein Pferd zu finden war, so entschloß ich mich, auf dem heute früh marschirten Wege den Rückritt nach dem Uebergangspunkte einzuschlagen. Hierbei hatte ich das Misgeschick, mich am Strande zu verreiten, und kam in die ganz schmalen Laufgräben der Infanterie. Meine Stute brach einigemal mit mir durch in moorigen Stellen, raffte sich indessen immer wieder empor, und obwol sie 17 Stunden ohne zu fressen gesattelt gewesen, kletterte und sprang sie doch unverdrossen über alle Hindernisse und brachte mich endlich wieder auf den rechten Weg. Es war ein schauriger Anblick bei diesem einsamen Ritt, all die Leichen liegen zu sehen, wie sie gerade im Kampf gefallen waren:

Der blasse Tod hat alle gleich gemacht,
Bei dem Besiegten liegt der blut'ge Sieger!

„In der Nähe von Rönhoff traf ich in einem großen Rapsfelde, wo der Kampf am Morgen gewüthet, einen Feldwebel, der eifrig nach etwas suchte. Ich fragte den Mann, ob er einen gefallenen Freund aufsuche? «Ich suche nur meine Brieftasche, die ich heute früh hier verloren», war seine Antwort. Für einen Feldwebel allerdings ein unersetzlicher Verlust!

„Endlich kam ich an den Uebergangspunkt. Die Pontons sollten eben abgefahren werden, doch auf mein bestimmtes Verlangen wurde ich übergesetzt. Noch ein kurzer Ritt, und ich war in Anenbüll. . . .

„Das war der Sieg von Alsen!"*)

Die vorstehenden, frisch und natürlich gehaltenen Aufzeichnungen eines preußischen Reiteroffiziers werden gewiß dazu beitragen, daß der Leser ein anschauliches Bild von den Vorgängen des Tages von Alsen erhält. Sie zeigen uns gleichzeitig das Verhalten des Generals von Goeben als Truppenführer, Soldat und Mensch; es gereicht demselben nach jeder Richtung zum höchsten Lobe.

Der Sieg von Alsen war von großer militärischer und politischer Bedeutung. Die Preußen verloren im ganzen an Todten und Verwundeten nur 31 Offiziere und 342 Mann, wogegen die Dänen nach ihren eigenen Angaben im ganzen 75 Offiziere und 3126 Mann einbüßten, welche Zahl jedoch noch als bei weitem

*) Aus einem Briefe, den General von Goeben mehrere Monate später an den damaligen Premierlieutenant Freiherrn von Strombeck richtete, sind wir in der Lage folgende Stelle hier noch folgen zu lassen:

„. . . Besten Dank für Ihre Photographie, bei deren Anblick ich mich in jenen schönen Tag zurückversetzt denke, den wir zusammen verlebt. Ein solches zusammen Erlebtes bildet ein unzerreißbares Band für das Leben. Mein Bild schließe ich an, ein nicht sehr gelungenes, aber das einzige, welches ich mit Feldbinde besitze. . . ."

Digitized by Google

zu gering geschätzt werden darf. Als weitere bedeutende Folge des Kampfes trat hervor, daß nunmehr endlich die Widerstandskraft Dänemarks völlig gebrochen war; auch kam es bis zum Friedensschluß zu keiner bedeutenden Kriegsoperation mehr. Am 20. Juli 1864 schlossen die kriegführenden Staaten Waffenstillstand, und am 30. Oct. brachte der Friede von Wien, durch welchen Dänemark die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Oesterreich abtrat, endgültig den Schluß der Feindseligkeiten.

Mit dem 30. Oct. 1864 war das Unrecht des Waffenstillstandes von Malmö vom Jahre 1848 gesühnt, war Schleswig-Holstein deutsch geworden: das meerumschlungene stammverwandte Land sah sich dem großen Mutterlande eingefügt und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben — wird es wol auch ferner bleiben.

Digitized by Google

Die wirthschaftliche Entwickelung der untern Donauländer.

Von einem preußischen Stabsoffizier.

II.

Serbien.

Serbien ist im Gegensatz zu Rumänien überwiegend ein Mittelgebirgsland. Namentlich im Süden des Königreiches verleihen die dort entlang ziehenden weitverzweigten Waldgebirge dem Lande den Charakter der Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Seiner geographischen Lage nach ist Serbien das Durchgangsland von der mittlern Donau zum Aegäischen und zum Mittelmeere. In dieser Position liegt seine handelspolitische Bedeutsamkeit; die ganze Richtung seiner wirthschaftlichen Entwickelung weist nach Südost hin. Die breite Thalspalte, welche das Moravathal und seine Fortsetzung nach Salonichi hin bildet, zerlegt das serbische Bergland in eine kleinere östliche und eine fast noch einmal so große westliche Abtheilung. Der östliche Abschnitt trägt seiner Bodenformation wie seinem ganzen Naturleben nach den Charakter der Balkanlandschaft, der westliche hat mehr das Gepräge der angrenzenden Plateaus und Hochflächen von Bosnien.

Ein dem Anbau und der Production dienstbarer Landstrich dieser Gegenden ist das Gebiet zwischen der Drina und der serbischen Morava. Die breiten, gewellten Höhenrücken, die den Norden dieses Abschnittes ausfüllen, würden, wenn in den Thalgehängen die Hand des Menschen dem Boden eine geregelte Cultur abgewonnen und sich nicht damit begnügt hätte, nur Weidetriften auf denselben zu erhalten, eine weit zahlreichere Bevölkerung ernähren; auch eine rationelle forstliche Bewirthschaftung der Wälder würde, ungeachtet der schlechten Wege, die Gegend zu einer ertragreichern gestalten. Die Regionen zwischen Ibar und serbischer Morava können als die ihrem Erdreich wie dem Relief desselben nach am meisten zu Stätten reicher Production geeigneten Districte angesehen werden. Einen besonders kräftig entwickelten Waldwuchs zeigen hier die Ketten zwischen Ibar und bulgarischer Morava, aus denen auch zahlreiche Wasserläufe abfließen. Der Winkel, der von den beiden Moravas in deren unterm Lauf gebildet wird, ist einer der fruchtbarsten Landstriche Serbiens. Hier bedeckt fetter Humusboden in weiter Ausdehnung die Oberfläche, und selbst die Thalhänge zeigen überall

Digitized by Google

weiche, leicht durchdringliche Erdschichten. Denselben sind frische, laubreiche Eichenwaldungen und ertragbringende Obstgärten entsprossen; namentlich ist hier die Cultur der Zwetsche zu hoher Blüte gelangt; mit den Obstgärten wechseln Gras und blumenreiche Wiesen, sowie fruchtbare Maisfelder und Rebhügel in malerischem Durcheinander ab.

Außer diesem, ein kräftiges Wachsthum und eine vielseitige Vegetation zeigenden Fruchtbodenstrich ist Serbien überwiegend ein Gebirgsland, dem es an einer den Anbau fördernden und ihn erleichternden Gliederung fehlt. Nur das Thal der Morava erscheint als eine vortheilhafte, den Verkehr begünstigende Straße, obgleich auch hier Felsvorsprünge sich hemmend in den Weg legen und das Uferland auf beiden Seiten des Flusses, an einigen Stellen meilenweit, mit dem Sand und Steingeröll bedeckt ist, welche die wild aus den Gebirgen herabstürzenden Hochwasser zurücklassen.

Von mineralischen Schätzen birgt das Erdreich nur in der Gegend von Cuprja sehr gehaltreiche Kohlenlager, welche 30 Kilometer lang und 12 Kilometer breit auf einen Inhalt von 25 Milliarden Metercentner geschätzt werden. In rationeller Weise ausgebeutet, würden diese Lager eine reiche Quelle der Versorgung mit Brennmateriel für die angrenzenden Donauländer abgeben; vor allem würden sie dazu beitragen, die Holzbestände des Landes zu conserviren. Auf dem rechten Ufer der Morava erheben sich, ihrer geologischen Formation nach den Charakter des Felsgebirges tragend, mächtige Höhen mit nackten, kahlen Bergkämmen; dieselben werden von einem Gebirgsstock überragt, der in seinem nördlichen Abhang von Porphyradern durchzogen ist, außerdem aber sich durch einen reichen metallischen Gehalt auszeichnet. Die hier in den Schos der Erde gebetteten Eisensteinlager bieten für einen geregelten bergmännischen Betrieb noch ertragreiche Fundgruben; auch treibt starker Regen geringe Quantitäten Goldstaub aus denselben zu Tage: ein Umstand, der mehrern Goldwäschereien daselbst die Entstehung gegeben hat. Einen Vorrath an Montanschätzen enthält auch die den Raum zwischen dem Fluß Rek und dem untern Timok ausfüllende Gebirgskette. In den nördlichen Gebietstheilen dieser Gegend, unweit der Donau, sind es Mineralkohlen und metallische Erze; weiter südlich und nach Kazaina hin sind es Zink, Blei und Kupfererze, welche einem geordneten Abbau eine lucrative Zukunft in Aussicht stellen.

Serbiens Fruchtbodenproduct ist der Mais; kaum der sechste Theil des Bodens ist Culturland, und die Production an Bodenfrüchten wie an lebendem Vieh, im Hinblick auf die Fruchtbarkeit des Landes eine nur geringe. Die Jahresernte an Cerealien wird auf 1,800000 Hektoliter Mais, 1,400000 Hektoliter Weizen, 1 Mill. Hektoliter Gerste und 2—300000 Hektoliter Roggen angegeben. Futterkräuter baut man bei dem Reichthum an Weidegründen gar nicht; dagegen werden Leguminosen, Zwiebeln, Hanf und Taback in zum eigenen Bedarf hinreichender Menge seit längere Zeit cultivirt. Von den Obstsorten ist es besonders die Pflaume, die der Serbe liebt und aus der er Spirituosen gewinnt. Die Ausfuhr an Bodenproducten erstreckt sich mehr auf Weizen als auf Mais, da der Serbe wie alle Balkanslawen den letztern zu seiner täglichen Nahrung

Digitized by Google

braucht. Die Zwetschenausfuhr erreichte am Ende der siebziger Jahre die Höhe von etwa $^1/_4$ Mill. Liter.

Neben Ackerbau und Obstzucht wird in Serbien auch die Züchtung von Vieh betrieben, und werden namentlich Hornvieh, Schafe und Schweine weit über den Bedarf gehalten. Infolge dessen sind die Fleischpreise im Vergleich zu denjenigen in andern europäischen Staaten sehr niedrig. Man bezahlte in Belgrad im Jahre 1881 für ein Pfund Rindfleisch $1^1/_5$, Hammelfleisch $1^1/_4$, Schweinefleisch $1^1/_3$ Pfg.

Die Schweine zeigen jedoch noch immer keine kräftig entwickelte Fleischmassen, was den Beweis liefert für Mangel an praktischer Behandlung der Viehzucht und für die schlechte Beschaffenheit der Wege, welche den Zutritt von Mastvieh zu den Donauhäfen, deren frequentester für die Schweineausfuhr Semendria ist, sehr erschwert.

Was die serbische Industrie anbelangt, so haben hierin die letzten Jahre keine wesentliche Aenderung gebracht. Es tauchten zwar Projecte nach allen Richtungen auf; aber eine Gestalt nahm nur eine in Betrieb gesetzte Tuchfabrik, dann Lederfabriken in Užica, Jagodina und die Glasfabrik in Jagodina an.

An der Einfuhr des Leders und der Lederwaaren ist kein Einfluß zu bemerken; im Gegentheil weist dieselbe im Jahre 1881 eine bedeutend höhere Ziffer als im Vorjahre aus.

Nur eine in Belgrad noch zu errichtende Lederfabrik, für welche einem Franzosen die Concession auf zehn Jahre ertheilt wurde, dürfte, wenn sie mit genügenden Mitteln in Betrieb gesetzt wird, einige Aufmerksamkeit verdienen; doch hat sich die Gesellschaft, welche unter Führung des Genannten den Betrieb übernehmen soll, noch nicht constituirt.

Eine erwähnenswerthe Thätigkeit entwickeln zwei in Belgrad entstandene Spodiumfabriken, mit deren einer auch eine Leimsiederei verbunden ist, welche diesem unsern Artikel Concurrenz zu machen beginnt.

Das Kleingewerbe entfaltet sich immer mehr und hat im allgemeinen ganz gute Leistungen aufzuweisen.

Durch eine fortschreitende Ausbreitung desselben und durch allmähliche Ausdehnung des Betriebes einzelner Gewerbszweige könnte sich daher leichter ein oder das andere industrielle Unternehmen entwickeln und prosperiren, wie dies z. B. bei der Mühlenindustrie der Fall ist, nicht aber durch die Anlage großer Unternehmungen, welche ein namhaftes Kapital und bedeutendere Arbeitskräfte erfordern: zwei Dinge, an denen es in Serbien fehlt.

Vorläufig sind jedoch die meisten und bestgeführten Gewerbe noch in Händen von Ausländern, insbesondere österreichisch-ungarischer Staatsangehörigen; die Einheimischen geben sich jedoch alle Mühe, dieselben zu verdrängen, wobei zugestanden werden muß, daß es denselben zwar an Fleiß und Ausdauer, keineswegs aber an Geschicklichkeit mangelt. Auch ist es denselben nicht leicht, die Concurrenz der steuer- und abgabefreien Fremden auszuhalten.

Bei dem Rückstand, in welchem sich die statistischen Nachrichten des Landes befinden (z. B. die Volkszählung von 1874 wurde erst 1881 dem ausländischen Publikum zugänglich), gibt es über keins der letzten fünf Jahre einen vollstän-

Digitized by Google

digen Handelsausweis. Doch wurden wenigstens für den Handel mit und über Oesterreich-Ungarn die Ergebnisse des Jahres 1879 von Wien aus publicirt, und da diese circa 85 Proc. des serbischen Gesammthandels betragen, so geben sie immerhin ein auch für die anschließenden Jahrgänge zuverlässiges Bild. Danach beträgt die zunächst belangreiche Gewichtsmenge der Ausfuhr aus Serbien 0,43 Mill. Metercentner, der Transit durch das Land nach dem Norden 0,21 Mill. Metercentner; erstere wird auf 25 Mill. Frs., incl. der Edelmetalle auf über 27 Mill. Frs. gewerthet. Zu den Hauptsummanden zählen: Schweine 259000 Stück; sodann in Metercentner: Felle und Häute 14300, Weizen 98000, Galläpfel 4000, Faßholz 9000, Obst 3000, und in kleinern Quantitäten Wolle, Leder, Rohkupfer, Nüsse.

Seit dem Jahre 1880 zeigte sich eine bedeutende Zunahme der Gesammteinfuhr jener Artikel, welche aus Oesterreich-Ungarn direct, oder im Transit durch dasselbe nach Serbien eintreten. Der österreichisch-ungarische Verkehr war in den letzten Jahren in stetem Steigen begriffen.

Diese Zunahme ließ sich dadurch erklären, daß sich das Land immer mehr von den Folgen der Kriegsperiode erholte, aber auch dadurch, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung, die immer mehr und mehr der Civilisation zugänglicher wird, zunehmen, indem die Zunahme der Civilisation oder vielmehr des Anpassens der Sitten und Gebräuche civilisirter Völker, hauptsächlich in den Aeußerlichkeiten, als Annahme europäischer Kleidung, Sitten und Gewohnheiten u. dgl., an den Tag tritt.

In einigen Artikeln machte sich auch der Beginn der Bahnarbeiten etwas fühlbar und bewirkte eine höhere Nachfrage; doch ist dies nicht so bedeutend gewesen, da ja auch die Bahnarbeiten selbst im Verhältniß zu der für Serbien gegebenen Aufgabe noch in sehr bescheidenen Grenzen sich bewegten.

Was die Durchfuhr durch Oesterreich-Ungarn nach Serbien betrifft, so hatte auch diese in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung gegen früher zu verzeichnen; denn sie betrug im Jahre 1881 18,566525 Kilogramm und 13 Stück, gegen 10,146493 Kilogramm und 57 Stück des Vorjahres.

Die Artikel, bei denen sich diese Zunahme zeigte, sind in der Hauptsache dieselben, welche auch bei der Einfuhr österreichisch-ungarischer Provenienzen eine Vermehrung zeigten, wie dies der erhöhten Einfuhrziffer im allgemeinen entspricht. Das Verhältniß dieser Zunahme des Transits, verglichen mit der Zunahme der österreichischen Provenienzen, ist aber für den Transit günstiger; beweist also, daß die Einfuhr fremder Provenienzen den Import Oesterreichs immer mehr verdrängt.

Die Artikel, bei welchen der fremde Import zum Nachtheil des österreichischen zugenommen, Oesterreichs dagegen abgenommen, sind: Colonialwaaren, gebrannte geistige Flüssigkeiten, Eßwaaren, Leinengarne, Wollwaaren, Waaren aus Bast, Binsen, Rohr u. s. w., Holz und Beinwaaren, Eisen und Stahl, dann Waaren daraus, andere Metallwaaren, Kochsalz.

Dazu kommen noch diejenigen Artikel, welche seit jeher den österreichischen Import überwiegen, wie z. B. Kaffee, Reis, Oel, Baumwollgarne, Baumwollwaaren, Petroleum u. s. w., welche übrigens zum größten Theil auch bei uns aus dem Auslande importirt werden.

Digitized by Google

Wie sehr die Zunahme fremder Provenienzen steigt, ersieht man aus der Zusammenstellung des Imports mehrerer Jahrgänge:

	1879.	1880.	1881.
		Kilogramm.	
Gesammteinfuhr	29,975905	37,759798	53,371330
Einfuhr aus Oesterreich-Ungarn . .	22,678415	27,613305	34,804805
Transit durch Oesterreich-Ungarn .	7,297490	10,146493	18,566525.

Durch diese Ziffern wird die constante Zunahme des fremden Imports augenscheinlich; ebenso manifestirt sich diese im Sinken des Unterschiedes zwischen dem Transit, resp. der Einfuhr fremder und der Einfuhr österreichischer Waaren zum Nachtheil der letztern.

Wird der directe Import aus Rumänien, der Türkei und Bulgarien hinzugeschlagen, der nicht unbedeutend ist, da von der untern Donau und zu Land in die östlichen Kreise Serbiens Colonialwaaren, Salz, gesalzene Fische und viele andere Artikel importirt werden, ohne Oesterreichs Grenzen zu berühren, so sinkt die Verhältnißzahl der österreichisch-ungarischen Provenienzen noch mehr, und wird durch den nicht bedeutenden Import aus Bosnien nicht viel alterirt. Ebenso wenig ändert an diesem Verhältniß der Umstand, daß in der Ziffer der Durchfuhr auch jene Waarenmengen enthalten sind, welche aus Serbien über die österreichischen Zollgrenzen wieder nach Serbien eintraten.

Aus den betreffenden statistischen Angaben ist zu ersehen, wie groß die Antheile der Länder sind, welche an dem Import nach Serbien im Durchfuhrswege durch Oesterreich-Ungarn participirten. Deutschland erscheint dabei am meisten betheiligt, wenn auch auf deutsche Rechnung alle jene Waaren gesetzt sind, welche aus der Schweiz, Frankreich, Belgien und England durch Deutschland über die österreichisch-ungarischen Grenzen ein- und austreten.

Es läßt sich constatiren, daß der deutsche Handel in Serbien immer festern Fuß faßt, und nach dem österreichisch-ungarischen Import die höchste Ziffer aufzuweisen vermag. Nach Deutschland kommt England, und nach diesem dürfte von den übrigen Ländern die Schweiz hauptsächlich mit Manufacturwaaren die meiste Beachtung verdienen, obwol auch Belgien alles aufbietet, um seinen Erzeugnissen hier Absatz zu verschaffen.

Die Thätigkeit und Unternehmungslust der deutschen, englischen und überhaupt fremden Händler hat eher zu- als abgenommen. Es ist eine Thatsache, daß englische, deutsche und schweizer Baumwollgewebe und Juten, schweizer Tücher und Musseline, Perkals und Shirtings, deutsches Gußeisen, sowie rohe und Galanterieeisenwaaren, deutsche feinere Korb- und Flechtwaaren, dann namentlich aus Hamburg kommende Colonialwaaren, deutsche, englische und französische Conserven und deutsche Papiermachéwaaren durch ihre Billigkeit und verhältnißmäßig gute Qualität die gleichen österreichisch-ungarischen Erzeugnisse vom serbischen Markt beinahe ganz verdrängt haben, während deutsche und belgische Stärke, deutsche Silberwaaren, sowie Gummi- und Kautschukerzeugnisse, deutsches Kupfer und belgisches Glas mit Erfolg gegen österreichisch-ungarische Producte concurriren.

Reger Unternehmungsgeist, rastlose Thätigkeit, kluge und vorsichtige Coulanz

Digitized by Google

charakterisiren die deutschen, englischen und französischen Exporteure, und sind als der hauptsächlichste Grund ihrer Ueberlegenheit anzusehen.

Während österreichische Handelsleute und Industrielle ihre Waaren franco Bord in Wien, ungarische in Budapest liefern, ist der Deutsche, ungeachtet der größern Entfernung und zahlreichern Schwierigkeiten, welche er zu beseitigen hat, darauf bedacht, den Absatz seiner Waare und den Vorzug derselben vor fremden Producten zu sichern; er liefert sie franco Bord in Belgrad, in Semendria oder an andern Orten, wo es umsichtigen Reisenden gelungen ist, vortheilhafte Verbindungen anzuknüpfen. So geschieht es mit deutschen Eisenwaaren, welche auch in der That täglich sich steigernden Absatz in Serbien finden, trotzdem Fachleute den allerdings etwas theuerern, aber ungleich bessern österreichischen und ungarischen Erzeugnissen den Vorzug vor denselben allenthalben zuerkennen. So geschieht es auch mit den Colonialwaaren, welche in frühern Jahren aus Wien, überwiegend aber aus Triest bezogen wurden, heute aber in beträchtlichen Mengen aus Hamburg direct nach den Donauechellen gebracht werden, wo sie franco Bord und zu viel niedrigern Preisen angeboten werden, als dies bei der aus Oesterreich-Ungarn stammenden Waare der Fall ist.

Was Eisen anbelangt, welches seit kurzen in immer größern Mengen aus Deutschland importirt wird und das österreichisch-ungarische Eisen vom serbischen Markt zu verdrängen droht, so unterliegt es sicherlich keinem Zweifel, daß die bessere Qualität des österreichischen oder ungarischen Roheisens und der feinern österreichischen Eisenwaaren allgemein anerkannt wird. Aber bei den großen Importmassen gibt der Preis den Ausschlag. Ein Centner deutsches Eisen kostet franco Bord in Serbien 9 Fl. 50 Kr.; ein Centner österreichisches oder ungarisches Eisen dagegen in der Bezugsstation 11—12½ Fl. Bei Eisenwaaren ist der Unterschied noch größer.

Der deutsche Import nach Serbien ist besonders dadurch gehoben worden, daß deutsche Industrielle persönlich nach dem Orient, nach der untern Donau sich begaben und nach Kenntnißnahme des Landes und der Creditverhältnisse directe Handelsverbindungen anknüpften.

Auch das Entstehen mehrerer solider deutscher Agentur- und Commissionsfirmen in Belgrad hat zur Mehrung des deutschen Absatzes von Fabrikerzeugnissen nach Serbien mit beigetragen.

Nunmehr, nachdem zwischen dem Deutschen Reiche und Serbien ein Handelsvertrag abgeschlossen wurde, werden sich diese günstigen Verhältnisse nicht blos erhalten, sondern hoffentlich auch erweitern.

Der Bau der serbischen Eisenbahnen wird jetzt sehr energisch betrieben. Die serbische Regierung, welcher die Grundeinlösung obliegt, wendet alle Mittel an, um durch rasche Lieferung des Terrains der Eisenbahngesellschaft die Möglichkeit zu geben, die Arbeiten, die sich in bewährten Händen von Unternehmern befinden, auf der ganzen Strecke mit vollen Kräften zu entwickeln.

Serbien wird durch seine Bahnen auch in handelspolitischer Beziehung in die Reihe der unabhängigen europäischen Staaten treten; denn es hat auf Grund einer Eisenbahnconvention mit Oesterreich-Ungarn den Ausbau der Landeseisen-

Digitized by Google

bahnen für das Jahr 1883 in Aussicht genommen, welcher den Export Serbiens wie den Orienthandel Oesterreich-Ungarns befördern soll.

Der Zweck des serbischen Eisenbahnnetzes ist daher ein doppelter, indem es einerseits die eigene Ausfuhr von Rohproducten, die bisher nur auf eigenen Straßen auf der Donau und Sava erfolgte, erleichtern und erhöhen, andererseits den Verkehr zwischen dem Donaugebiet und dem Mittelländischen Meere auf dem kürzesten Wege herstellen wird. Der erstgenannte Zweck bedingt, daß die serbischen Bahnen die wichtigsten Handelsorte des Landes, wie Belgrad und Nisch, berühren und das Moravathal, die Lebensader Serbiens, begleiten müssen; der zweite internationale Zweck verlangt, daß die serbischen Bahnen ihre Fortsetzung nach Salonichi und Konstantinopel finden.

In Bezug auf die handels- und verkehrspolitische Bedeutung des serbischen Bahnnetzes wäre außerdem hervorzuheben, daß das Fürstenthum dadurch in den Stand gesetzt wird, seinen Reichthum an Naturproducten zu steigern und denselben einerseits via Budapest resp. Wien nach dem Norden, via Konstantinopel und Salonichi nach dem Süden schneller und billiger zu befördern. Nach den technischen Vorstudien wird das serbische Eisenbahnnetz eine Längenentwickelung von 455 Kilometer aufweisen, welche sich auf die Linie Belgrad-Nisch-Pirot mit 334 Kilometer und Nisch-Branja mit 121 Kilometer vertheilt. Die erstgenannte Linie beginnt an der Savebrücke am Südwestende Belgrads, führt am Topcider vorüber in das gleichnamige Thal nach Reznick, übersetzt mit einem 1800 Kilometer langen Tunnel die Wasserscheide bei dem Dorfe Ripanj, steigt dann mit Benutzung von zwei kleinen Tunnels in das Thal des Baches Veliki-Lug hinab, und tritt in das Thal der Morava, welche auf einer 120 Meter langen Brücke bei Jagodina überschritten wird. Nachdem die Bahn wieder auf das linke Ufer der Morava übergetreten ist, berührt sie die Orte Tschupiija, Paratschin, Dschunie, Lupovac, wo sie die Morava abermals überschreitet, um Nisch zu erreichen. Zwischen der Stadt Nisch und der Morava ist ein großer Bahnhof projectirt, von dem aus eine Linie in südöstlicher Richtung der Nisava, die andere gegen Südwesten weiter der Morava folgen wird. Die wichtigste dieser beiden Routen Nisch-Pirot, 92 Kilometer lang, führt durch das Thal der Nisava über Banja, Alt-Palanka und Pirot, bis an die bulgarische Grenze, wo der Anschluß an die Linie Sofia-Konstantinopel erfolgt. Die andere Abzweigung von Nisch, welche Serbien mit der Linie Salonichi-Mitrovica verbinden soll, und durch das Thal der Morava führt, betritt bei Grdelica eine 28 Kilometer lange Klause, verläßt bei Vladikin-Han wieder die Thalenge und tritt, Branja berührend, bei Neradovce an die türkische Grenze.

Die vorläufig projectirte Fortsetzung auf türkischem Gebiet soll die Bahn im Thale des Moravicabaches über Samolice finden, die Wasserscheide von Miratovce überschreiten, um schließlich die Linie Salonichi-Mitrovica zwischen den Eisenbahnstationen Velese und Zeleniko zu erreichen. Die Kosten des serbischen Eisenbahnnetzes sind auf etwa 120 Mill. Frs. berechnet worden. Aus Rücksicht auf die Finanzlage Serbiens und den Mangel an zureichendem technischen Personal hat sich die belgrader Regierung entschlossen, den Bahnbau nicht unter Staatsleitung

Digitized by Google

ausführen zu lassen, sondern einer Privatgesellschaft zu übergeben, jedoch in der Absicht, seinerzeit das gesammte Netz in den Betrieb und den Besitz des Staates zu übernehmen, und dann mit Rücksicht auf die internen Bedürfnisse des Landes und auf den Anschluß an die im Westen und Osten Serbiens mit der Zeit entstehenden Verkehrswege zu vervollständigen.

Bulgarien.

Der natürliche Reichthum des Bodens weist Bulgarien ebenso wie Rumänien auch auf die Landwirthschaft hin, welche dort auf einer höhern Stufe als in den andern Balkanländern steht. Die günstige Lage, das fruchtbare Erdreich und die Arbeitsamkeit der Bevölkerung waren die Ursache, daß sich aus der Landwirthschaft ein relativer Wohlstand entwickelte. In Bezug auf die Verhältnisse des Grundbesitzes kann Bulgarien in drei Zonen eingetheilt werden: im Osten wohnt eine compacte türkische Bevölkerung, die den Boden als freies Eigenthum in kleinen bäuerlichen Parcellen besitzt; in den mittlern Landestheilen ist die Bevölkerung fast ausschließlich bulgarisch und bewirthschaftet ihren heimatlichen Boden selbst; unter dem Landbesitz zerstreut befinden sich mittlere Gütercomplexe, deren Eigenthümer Türken sind. Diese bewirthschaften ihre Güter selten selbst, sondern geben sie in Halbpacht. In Südwestbulgarien, der dritten Zone, herrschen feudale Grundbesitzverhältnisse, ähnlich jenen in Bosnien. Trotzdem die Landbevölkerung hier bulgarisch ist, befindet sich fast der ganze Grundbesitz in Händen der Türken, theils als freies Eigenthum, theils als Lehnsgut. Auf ersterm leben die Landleute als Pächter oder als Lohnarbeiter. Da, wo nach dem Kriege die Gutsbesitzer fortgezogen sind, hat die bulgarische Regierung allmählich den Allodialbesitz der Türkengüter eingezogen.

Der Ackerbau wird in einfacher Dreifelderwirthschaft der primitivsten Weise betrieben. Man baut fast alle mitteleuropäischen Feldfrüchte. Plewna kann hierbei als Grenzscheide für die Bodenwirthschaft gelten, da östlich hauptsächlich Weizen, westlich Mais gebaut wird. Die Kartoffel hat sich noch kein Heimatsrecht in bulgarischer Erde erworben; es scheint nach den angestellten Versuchen, als ob ihr die Bodenbeschaffenheit nicht recht zuträglich wäre.

An Industriepflanzen werden Hanf, Flachs, Krapp und etwas Taback cultivirt. Der überall vorkommende Maulbeerbaum begünstigt die Seidenzucht; der Zwetschenbaum gestattet die Erzeugung des Raki (Branntwein), den der Bulgare weit lieber trinkt als den Wein. Die Donaugegenden haben auch Rebenhügel, doch genügt der daselbst gewonnene Wein nur für den eigenen Bedarf; auch läßt er sich nicht transportiren, und erhält sich höchstens einige Jahre. Der Gemüsebau liegt gänzlich danieder, obgleich die Bulgaren geschickte Gemüsegärtner sind, die man in Ungarn, Rumänien und Oesterreich gern zum Dienst engagirt. Der größte Theil der Erdoberfläche Bulgariens ist noch nicht in Anbau und Pflege, und dient als Weideland. Eine bestimmte Katasterangabe über das Culturland fehlt noch, da die Ackerflächen bedeutend variiren. Viele Dörfer erweitern noch immer ihre urbare Gemarkung. Ein fiscalisches Interesse, die Ausdehnung des cultivirten

Digitized by Google

Bodens zu bestimmen, bestand bisher auch nicht, da der Zehnt, die einzige auf dem Grundbesitz lastende Steuer, jährlich nach Maßgabe der Ernten bestimmt und von der Regierung in natura erhoben wurde. Nach den Zehntausweisen der Regierung für das Jahr 1880, das eine mittlere Ernte hatte, ergab beispielsweise die Gesammtproduction des Fürstenthums an Feldfrüchten 730 Mill. Kilo Weizen, 165 Mill. Kilo Roggen, 340 Mill. Kilo Gerste, 600 Mill. Mais. Bulgarien ist reich an Pferden kleinen Schlages, an Büffeln, Rindvieh, Schafen, Ziegen und Federvieh jeder Art; Donau und Schwarzes Meer liefern mehr als den Bedarf an Fischen. Für den großen Mineralreichthum sprechen die recht zahlreichen Mineralquellen; Kohlenlager sind in verschiedenen Theilen des Landes nachgewiesen und die Eisenlager von Samakow im Kreise von Sofia erwarten eine rationelle Ausbeutung. Die ausgedehnten, von zahlreichem Wild bewohnten Laubwaldungen des Balkans sind ebenfalls einer rationellen, forstgemäßen Cultur gewärtig. Bulgarien zeigte in früherer Zeit eine gewisse industrielle Regsamkeit; ganz besonders entwickelt waren die Hausindustrie und die kleinen Gewerbe, sodaß die dringendsten Bedürfnisse für Haus und Kleidung durch die Erzeugnisse der eigenen Gewerbsleute und Fabriken gedeckt werden konnten. Der häusliche Webstuhl lieferte die Leinwand, der einheimische Böttcher, Drechsler, Töpfer und Holzschnitzer das Hausgeräth. Die Schafwollstoffe von Samakow, die Teppiche von Pirot, die türkischen Kleiderschnüre aus Bulgarien waren im ganzen ottomanischen Reich gesucht. Gegenwärtig ist diese Industrie in vollem Niedergang begriffen, und in mehrern ihrer wichtigsten Zweige geradezu dem Erlöschen nahe. Die Veranlassung zu diesem Rückgange gab die fremdländische Concurrenz, gegen deren billigere und gefälligere Erzeugnisse namentlich die bulgarischen Eisen- und Webewaaren nicht aufkommen konnten. Zuerst stockte die Ausfuhr, dann verlor das heimische Erzeugniß auch den internen Markt. Das beste Absatzgebiet für die Producte des bulgarischen Gewerbfleißes bildete seit langer Zeit Bosnien. Seitdem aber dort Zollschranken errichtet worden, welche die bulgarische Production concurrenzunfähig machten, ist der bosnische Markt für die bulgarischen Erzeugnisse verloren gegangen.

Die meisten Industrieerzeugnisse werden jetzt noch von der wohlhabenden türkischen Stadtbevölkerung consumirt. Diese verarmte theils, theils verschwand sie infolge des Krieges, und die bedürfnißlosen, einfachen und sparsamen Bulgaren vermochten nicht dieselbe zu ersetzen. In einzelnen Gebirgsstädten ist von der heimischen Gewerbethätigkeit die stilvolle sinnige Art der Composition, die dort früher namentlich auf dem Gebiet der Lederarbeiten und der Wollweberei zu Hause war, sorgsam gepflegt worden. Eine solche rege Stätte im Balkan ist noch gegenwärtig das Städtchen Gabrovo, das einer großen Werkstatt gleicht. Man erzeugt hier einen sehr beliebten Wollstoff; die Messerschmiedefabrikation liefert ferner alle einschlägigen Artikel vom kleinsten und billigsten Messer bis zum wuchtigen Yatagan. Die Importe westeuropäischer Provenienzen fangen jetzt an diese gewerbliche Thätigkeit auf dem eigenen Markt concurrenzunfähig zu machen. Früher blühte in Gabrovo auch die Seidenzucht; dieselbe ist aber heute auf ein Zehntel ihrer frühern Ausdehnung herabgesunken, wie es heißt infolge der Einführung fremden Samens.

Digitized by Google

In Samakow wird ein, zwar in der Bereitung primitives, dabei aber vorzügliches Eisen hergestellt. Der genannte Ort ist auch der bedeutendste Erzeugungsort für Schafwollgewebe, welche früher den Hauptbekleidungsstoff der bulgarischen Stadtbevölkerung bildeten. Auch Gerberei und Strohflechterei, sowie Pelzindustrie haben ihre Stätte in Samakow. Der kleine Ort Teteven ist ebenfalls Mittelpunkt einer regen Gewerbthätigkeit, in welcher künstlerisch reich und geschmackvoll ornamentirte Muster die niedere Arbeitstechnik auf eine höhere Stufe emporhoben. In Teteven verfertigt man namentlich die beliebten Artikel in Corduanleder mit Silber und Seidenstickerei, auch Pelzwerk und Tricotagen. Schumla, die ehemalige Pascharesidenz, fertigt vielgesuchte und begehrte Damenpantoffeln und Frauenmieder mit reichem Schnürwerk und Besatz. Selos, welches 6000 Einwohner zählt, hat Gerbereien von Maroquinleder und Strohsesselfabrikation. Softscha, vor dem Kriege von 15000, jetzt von 5000 Personen bewohnt, treibt Handel mit Häuten und Wolle.

Von den bulgarischen Donaustädten sind Rustschuk und Widdin am rührigsten. In ersterer fabriciren Christen und Mohammedaner zierliche schwarze Theegefäße mit aufgelegter Silberornamentur, auch Barockmöbel aus reichem Holz und schuppenartige Gürtel, sowie Arm- und Ohrringe, In Widdin liefern macedonische Zingaren weithin im Orient bekannte Filigranarbeiten aus Gold- und Silberdraht, und bulgarische Handwerker Prunksättel, Zaumzeug und Pelze.

In dem District Widdin wird noch Wein producirt, der sich jedoch wegen der mangelhaften Kellerbehandlung nicht lange aufbewahren läßt, und deshalb nur sehr selten zum Export gelangt.

Die Viehzucht hat sich in den letzten Jahren sehr vermindert oder vielmehr nach der Viehseuche von 1878 noch nicht erholt, sodaß seit zwei Jahren weder ein Austrieb von Hornvieh, noch ein Versand von Rindshäuten stattfand.

Dagegen lieferte der District im Jahre 1883 an Geiß-, Kitz-, Lamm- und Schaffellen bei 80000 Stück; außerdem gelangten 10000 Stück Schaffelle als Halbfabrikat aus den hiesigen Weißgerbereien in den Handel.

Desgleichen liefert der widdiner District jährlich über 3000 Metercentner gewaschene Schafwolle, wovon nur ein geringer Theil exportirt, der Rest aber in der Hausindustrie verarbeitet wird.

Von dem aus Widdin exportirten Taback wird nur wenig im District selbst erzeugt; derselbe kommt vielmehr aus dem Inlande (jenseit des Balkans) und aus Rumelien mittels Pferdelasten hierher, wird hier geschnitten, packetirt und mit Banderolen versehen, um dann nach den untern Stationen zur Ausfuhr zu gelangen.

Der Import von diversen Industrieerzeugnissen nach Widdin hat zwar gegen das Vorjahr nur die geringe Erhöhung um 4843 Metercentner erfahren, allein trotzdem kann dieses Resultat angesichts der im allgemeinen wenig günstigen wirthschaftlichen Verhältnisse noch immer als ein günstiges bezeichnet werden.

Die Bedürfnisse der Bevölkerung sind so gering, ihre Lebensgewohnheiten so primitiv und die allgemeine Bildung so wenig vorgeschritten, daß der Verbrauch von fremdländischen Waaren nur allmählich und nur nach Maßgabe des stattfindenden Aufschwunges sich entwickeln kann.

Digitized by Google

Mit Ausschluß von Kochsalz wurden von der Gesammtmenge der im Jahre 1880 hier importirten Güter, die einen Werth von 1,240000 Mark repräsentiren, 7660 Metercentner aus Oesterreich-Ungarn und 8540 Metercentner aus den untern Donaustationen (Galatz) eingeführt.

Eine Erhöhung der Einfuhr aus Oesterreich-Ungarn gegen früher hat neuerdings stattgefunden bei: Zucker, Bier, Zündwaaren, Papier, Eisen, Stahl, Glas und Lederwaaren, Leinwand und Mehl; dagegen eine kleine Verminderung bei: Baumwolle, solchen Waaren und Garnen, Roheisen, Möbeln und Manufacturen. Bedeutender war der Rückgang bei: Spiritus, geistigen Getränken, Kerzen und Seife.

Was den Import aus Galatz betrifft, so erhöhte sich derselbe in: Colonialwaaren, Südfrüchten, Reis, Garnen und Twisten, Glaswaaren, Kerzen und Seife, Manufacten und Conserven. In sonstigen Artikeln blieb dieser Theil der Einfuhr entweder constant oder veränderte sich nur unbedeutend.

Der verminderte Import von Spiritus und geistigen Getränken aus Oesterreich-Ungarn erklärt sich durch den Umstand, daß größere Quantitäten davon noch aus den Kriegsjahren in Sistowa und Rustschuk lagern und von der untern Donau allmählich nach dieser Station zurückimportirt werden.

In Petroleum, welches sich immer mehr auch bei der Landbevölkerung einbürgert, fand neuerdings eine bedeutendere Zufuhr sowol aus Oesterreich-Ungarn (361 Metercentner), als auch aus Galatz (901 Metercentner) statt; der Verbrauch erhöhte sich gegen das Vorjahr um 928 Metercentner.

Das aus Triest einlangende Petroleum ist amerikanisches, jenes aus Galatz romanisches Product.

Einen der bedeutendsten Ausfuhrgegenstände des Donauplatzes Lompalanka bilden Felle und Häute, namentlich Kitz- und Geißfelle, dann halbbearbeitete Lammfelle. Von erstern wurden 141623 Stück, von letztern 24310 Stück theils nach Oesterreich-Ungarn, theils nach Marseille exportirt.

Ziemlich bedeutend ist auch der Versand von gewaschener Wolle, nämlich 1110 Metercentner, die fast zu gleichen Theilen nach Oesterreich-Ungarn und Galatz bestimmt waren.

Erwähnungswerth sind noch Seidencocons als ein Exportartikel, welcher erst in neuerer Zeit wieder am Markte erschien und wovon im Jahre 1880 bereits 106 Metercentner nach Oesterreich-Ungarn ausgeführt wurden; ferner die in Ciparowce fabricirten bulgarischen Teppiche, von denen 336 Stück via Lompalanka nach Konstantinopel gingen. Solche Teppiche werden gewöhnlich auch mittels Saumthiere über den Balkan nach Philippopel exportirt.

Die Waare gleicht jener, welche in Pirot fabricirt wird, steht jedoch derselben sowol in Färbung als Ausführung nach.

Der Localpreis dieser Teppiche wird per Quadratmeter mit 1 Rub. Silber (1 Fl. 60 Kr. Oesterr. W. in Gold) berechnet und erhöht sich nach Maßgabe der hierzu verwendeten feinern Wolle und der buntern Muster.

Der Donauhafen Lompalanka gewinnt, dank der von hier nach Sofia führenden guten und auch kürzesten Straße, immer mehr an Bedeutung als Transit- und

Digitized by Google

Abladestation für Güter, welche sowol nach Sofia als auch nach den jenseit des Balkans gelegenen Ortschaften zur Versendung gelangen.

Die Gesammteinfuhr nach dieser Station betrug im Jahre 1880 (mit Ausschluß von Salz) 39800 Metercentner diverser Handelsartikel im Werthe von 2,584000 Mark.

Was die Provenienzen dieser Einfuhren betrifft, so kamen Baumwollwaaren, Bier, Zucker, Papier, Zündhölzer, Glas und Glaswaaren, Möbel, Bautischlerobjecte und Bauholz, Galanteriewaaren, Maschinen, Mehl und Mahlproducte, Porzellan- und Thonwaaren ausschließlich aus Oesterreich-Ungarn, wogegen Baumwolle, Spiritus und geistige Getränke, Reis, Colonialwaaren und Südfrüchte, Kerzen und Seife, theilweise auch Roheisen und Stahl, Eisenwaaren, Garne und Twiste ausschließlich aus Galatz eingeführt wurden.

Sobald einmal die projectirte Eisenbahnlinie Sistow-Plewna-Sofia zu Stande kommt, wird auch dieser Transportweg einen ungeahnten Aufschwung nehmen, und den Import österreichisch-ungarischer Fabrikate ernstlich bedrohen.

Der Donauplatz Rahowa (Oreawa) exportirt außer Getreide hauptsächlich Sumach, wovon im vorigen Jahre 7156 Metercentner nach Oesterreich-Ungarn und 1203 Metercentner nach Galatz verfrachtet wurden. Etwas Wolle, Felle und Häute, thierische Eßwaaren und Gemüse bilden die übrigen spärlichen Ausfuhrgegenstände Rahowas. Deren Gesammtwerth dürfte kaum 100000 Mark erreichen.

Die Einfuhr von diversen Industrie- und Handelsartikeln (mit Ausnahme des Salzes) erhöht sich auch in dieser Station gegen das Vorjahr um ein Drittel und betrug im ganzen 13,562 Metercentner, welche nach zollamtlicher Abschätzung mit 735000 Mark bewerthet sind.

Der größere Theil dieses Imports erfolgte aus Oesterreich-Ungarn und erhöhte sich derselbe gegen das Vorjahr namhaft in Zucker, Spiritus, Baumwolle, Cotonaden, Roheisen und Stahl, Garnen und Twisten, Kerzen und Seife, Papier und Papierwaaren, während bei Bier, Eisen- und Stahlwaaren, Manufacten, Mehl und Mahlproducten eine Verminderung eintrat.

Die Ursache der geringern Einfuhr von Bier und Eisenwaaren, sowie von Mehl und Mahlproducten dürfte in dem schwächern Verbrauch zu suchen sein, weil von diesen Artikeln auch über Galatz gar nichts oder nur sehr wenig importirt wurde.

Garne und Manufacturwaaren kommen auch aus Rustschuk und Galatz in bedeutender Menge, desgleichen Kerzen und Seife, welche Artikel neben Colonialwaaren, Reis und Petroleum schon früher das ausschließliche Importobject aus Galatz gebildet haben.

Diese Erscheinung begründet sich hier in derselben Weise, wie bei der gleichen Einfuhr nach Lompalanka.

Die Zufuhr von Kochsalz nach den drei Donauhäfen Widdin, Lompalanka und Rahowa (Oreawa) erhöhte sich in letzter Zeit etwas; es wurden von diesem Bedarfsartikel nach Widdin 11765, nach Lompalanka 68400 und nach Rahowa 32450 Metercentner importirt, wovon ein Drittel auf Seesalz, und zwei Drittel auf Steinsalz kam.

Digitized by Google

Der mineralische Reichthum Bulgariens ist noch lange nicht erschlossen, sogar kaum oberflächlich erforscht, und ist auch, solange das Land keine genügende Eisenbahn- und Straßenverbindung hat, an einen Aufschwung der Mineninduſtrie nicht zu denken.

An modernen Industrieetablissements hat Bulgarien, abgesehen von einer in Sofia errichteten Kunstmühle, noch nichts aufzuweisen.

Der innere und der Außenhandel Bulgariens bewegt sich in ziemlich primitiven Bahnen, weil das Land nach den Absatz- und Stapelplätzen entweder noch keine, oder doch sehr schlechte Wege hat. Das Getreide wird in offenen Karren nach den oft sehr entlegenen Stationen und Niederlagen transportirt, wo es infolge der Verschüttungen mit namhaften Verlusten ankommt. Dadurch wird der Transport so theuer, daß er gar nicht lohnt. In guten Jahren ereignet es sich nicht selten, daß die Producte des Bodens nicht zu verwerthen sind, während in Nothjahren die Zufuhr unerschwinglich wird. Einige Kaufleute der größern Städte, welche ihre Einkäufe in Wien oder Galatz machen, haben den Einfuhrhandel, der das Land mit seinem geringen Bedarf an westeuropäischen Erzeugnissen versieht, in der Hand. Der frequenteste Handelsplatz, das Emporium Bulgariens ist der Donauhafen Sistowa. In seiner Bevölkerung von 25000 Seelen auf 8000 Seelen seit dem letzten Kriege reducirt, ist diese Stadt dennoch der Hauptstapelplatz für die Einfuhr und für den Getreideexport. Ueber Sistowa gehen jährlich 2—2½ Mill. Hektoliter Körnerfrüchte donauabwärts, die von den Exporteuren in den Dörfern aufgekauft und nach Braila versendet werden. Sistowa ist auch der Markt für alle Importe; nächst Varna besitzt es die geräumigsten Magazine, in denen nämlich Tuch und Wollstoffe, Zucker, Kerzen, Eisenblech, Kurzwaaren, Alkohol, Reis, Salz, Wachs, Stärke und einzelne Droguen begehrte Kaufartikel sind. Varnas Handel ist ganz im Niedergang, es hat nur einigen Import aus westeuropäischen Häfen. Ausgeführt werden über diesen Platz gegen 18000 Ballen Lammfelle und Getreide nach Marseille, wo bulgarischer Mais und Weizen eine gern gesehene Waare ist. Plewna ist Entrepot für Getreide im Westen Bulgariens, wie Schumla im Osten. Widdin ist nächst Sistowa der bedeutendste Exporthafen für Getreide, außerdem exportirt es Häute und Wolle aus dem Innern und Filigranarbeiten in Silber, die ein Zeugniß der widdiner Localinduſtrie sind.

In früherer Zeit concentrirte sich der Handel mit Importgegenständen auf der Messe von Eski-Dschuma. Seitdem diesem Platz aber die türkischen Händler und Käufer fehlen, hat der Verkehr dort fast gänzlich aufgehört. Ausländische Industrieerzeugnisse, namentlich solche, die dem Luxus oder der Bequemlichkeit dienen, finden einen nur geringen Absatz in Bulgarien. Das Landvolk und auch die Stadtbewohner leben überaus einfach und bedürfnißlos, und verfertigen alles selbst, was sie zu ihrer Bekleidung und für ihre häusliche Einrichtung brauchen.

Für den commerziellen Verkehr Bulgariens kommen drei große Handelsstraßen in Betracht; im Norden die Donau, im Osten das Schwarze Meer, im Süden die ein Hauptbindeglied zwischen dem Orient und Europa darstellende Route Sofia-Konstantinopel. Sofia, von jeher eins der wichtigsten Verkehrscentren der Balkan-

Digitized by Google

halbinsel, verdankt die Bedeutung, die ihm in handelspolitischer Beziehung beizumessen ist, in erster Linie seiner geographischen Lage am Fuß des Gebirges, welches die Wasserscheide zwischen dem Aegäischen Meere und dem Pontus bildet. Strahlenförmig laufen von hier aus die Wege nach allen Richtungen, und gewähren die kürzesten Verbindungen nach Belgrad, Widdin, Skoplje, Salonichi, Konstantinopel, die einen Verkehr mit andern volkreichen gewerbsfleißig blühenden Plätzen Europas und der Levante vermitteln. Im Westen sind die Straßen nach Draca und Nikopolis als äußere Zugänge zu diesen Straßenzügen zu betrachten. Im Osten hängen die gewerbreichen Balkanstädte Etropol und Lovca mit dieser Communication zusammen.

Von Sistow wie von Rustschuk führen Straßen über die gewerbreichen Gebirgsstädte Tirnowa, Gabrowa, nach den Rosenthälern von Kasanlik im Balkangebirge und an die Eisenbahnstrecke Philippopel-Adrianopel. Varna ist der Hauptausgangspunkt für Wasserfracht auf dem Schwarzen Meere; der dorthin führende Schienenweg erscheint als die Fortsetzung der Eisenbahn Wien-Bukarest, resp. als Zwischenglied der Strecke Wien-Konstantinopel. Von dieser Bahn zweigen sich zwei Straßenzüge nach dem Gebirge hin ab: die eine von Rasgrad über Eski-Dzuma, der Stätte der großen bulgarischen Messen, nach Adrianopel, die andere von Schumla nach Karnabad (in Ostrumelien) als Parallelstraße der zwar projectirten, aber nur zur Hälfte ausgeführten Eisenbahn Schumla-Adrianopel, ebenfalls auf Adrianopel führend.

Der natürliche Productionsreichthum des Gebietes, in dessen Mitte Sofia gelegen, übt namentlich auf die westlichen Landestheile des Fürstenthums eine große Anziehungskraft. Die kürzeste Straßenlinie von Sofia nach der Donau führt auf Lompalanka, einem immer kräftiger aufblühenden Städtchen, dem die Versorgung der Hauptstadt eine zunehmende Waaren- und Güterbewegung zuführt. Ebenso nimmt Rahowa, das gute Verbindung mit Berkowsca und Sofia hat und der Eisenbahnlinie Wien-Bukarest am nächsten von allen bulgarischen Ortschaften liegt, einen sichtlichen Aufschwung.

Von Sofia, das 19000 Einwohner zählt, gelangt man außerdem auf einer Chaussee über Oshanje und Plewna nach Sistowa, oder nach Rustschuk, beides Plätze von circa 20000 Einwohnern. Man braucht 15 Tage, um von Sofia nach Sistowa, und 20 Tage, um nach Rustschuk zu gelangen.

Als die regen Stätten wirthschaftlich-productiver Thätigkeit und theils als Mittelpunkt des Verkehrs, theils als Förderer und Träger desselben, erscheinen hiernach zwei Gruppen von Städten in Bulgarien. Die eine Gruppe ist diejenige, welche sich an der Donau und längs des Schienenweges zum Schwarzen Meere ausbreitet und welche dadurch unmittelbaren Anschluß an das europäische Verkehrsnetz hat.

Die andere Gruppe bilden kleinere Fabrik- und Landstädte am Nordabhang des Balkans, welche wegen ihres commerziellen Einflusses auf die locale Umgebung oder wegen einer erhöhten Industriethätigkeit in Betracht kommen: hierher gehören Ortschaften wie Berkowica, Braca, Etropol, Plewna, Lowca, Tirnowo, Gabrowo, Trawna, Osman-Bazar, Eski, Djumdo. Beide Gruppen stehen durch

Digitized by Google

ein Straßennetz miteinander in Verbindung. Im Süden schließt die namentlich früher viel frequentirte Route Sofia-Konstantinopel das Handels- und Verkehrsgebiet Bulgariens ab.

Sofia, sieben Tagereisen von Konstantinopel entfernt, ist der Knotenpunkt der von dem Donauthal nach dem Hafenplatz Salonichi führenden Binnenwege, jenem Emporium des Aegäischen Meeres, welches dem Suezkanal zunächst liegt und regen Schiffahrtsverkehr mit der Levante hat. Bulgarien ist wirthschaftlich durch den Berliner Vertrag dem Orient ferner gerückt, und mehr auf die Beziehungen zu dem Abendlande hingewiesen worden. Es wird infolge dieses Umschwunges in Zukunft mehr zu einem vorgeschobenen Posten des europäischen Orienthandels werden, und in den untern Donauländern seine handelspolitische Basis haben. Seit dem letzten Kriege hat sich in den Functionen des wirthschaftlichen Organismus von Bulgarien ein Rückschritt ergeben, der auf den culturellen Aufschwung des Landes lähmend einwirkt. Die Zahl der Producenten hat abgenommen; überdies wurden die Bulgaren durch die kriegerischen Ereignisse und die darauffolgende russische Occupation von ihrer Arbeit abgelenkt. Der Unterhalt der russischen Truppen und die Sorge für dieselben, welche dem Handwerker und Landwirth einen leichten Verdienst gewährten, entzogen dem Felde die arbeitenden Kräfte. Eine namhafte Einbuße an Arbeitskräften erfuhr die Landwirthschaft durch die Errichtung der bulgarischen Armee, welche jetzt 16000 Männer an die Fahnen fesselt, während die Bulgaren zu der türkischen Zeit ganz vom Kriegsdienst befreit waren.

Auch der mit Begründung eines Staatswesens nothwendigerweise in das Leben gerufenen Organisation eines Beamtenstandes ist es zuzuschreiben, daß viele Kräfte dem Nährstande entzogen wurden, und daß sich namentlich die Reihen des Handelsstandes lichteten. Trotz dieser mit den Anfängen einer neuen staatlichen Existenz zusammenhängenden Schwierigkeiten läßt sich auf einen stetigen, wenn auch nicht raschen Aufschwung des Wohlstandes und der wirthschaftlichen Entwickelung Bulgariens mit Sicherheit zählen. Der Bulgare ist fleißig und sparsam, und das Bewußtsein, daß die Frucht der Arbeit dem zufällt, der sie leistet, regt ihn zu erhöhtem Fleiß an. Die Verfeinerung der Lebensweise, die Bekanntschaft mit neuen Bedürfnissen und Genüssen wird dem Handel größern Umsatz verschaffen und die eigenen Erwerbsquellen erweitern. In Bezug auf Kaufkraft und Consumtionsfähigkeit bietet Bulgarien noch kein ergiebiges Feld für seine Nachbarn und Lieferanten. Nichtsdestoweniger würde es fehlerhaft sein, den bulgarischen Markt zu vernachlässigen. Der englische, französische, belgische Import hat bequeme Zugänge zu dem Lande über Varna und Galatz. Aber dem billigen Seetransport gegenüber bleibt dem deutschen und österreichischen Handel der Vortheil der größern Nähe. Damit ist demselben ein Element der Concurrenzfähigkeit gesichert, das hoffentlich dazu beitragen wird, auch Deutschland dauernd einen Platz auf dem bulgarischen Markt zu erringen.

Digitized by Google

Annam und Tonkin.

Von

Friedrich von Hellwald.

III.

Die Tonkinfrage — denn eine solche war sie geworden — sollte im April 1883 in Form der Forderung eines Credits von 5 Mill. Frs. vor das französische Parlament gebracht werden, und in der That trat der Kammerausschuß alsbald in die Berathung ein. Mitte Mai begann dann die Kammerdebatte, in welcher der Minister des Auswärtigen, Challemel-Lacour, wiederholt die Abneigung mancher Redner gegen das Tonkinunternehmen und deren Bedenken zu beschwichtigen hatte. Da traf aber während der Verhandlungen die Unglücksbotschaft aus Hanoï ein: die Folge war, daß die Creditvorlage mit nahezu völliger Einstimmigkeit sofort angenommen wurde. Die Nachricht wirkte in einer Weise, welche die Vaterlandsliebe der Franzosen im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Die Tonkinexpedition hatte unter den Anhängern aller Parteien viele Gegner; nunmehr waren alle politischen Kreise, von den Radicalen bis zu den Monarchisten, darüber einig, daß der Feldzug nicht beendet werden dürfe, ehe die Scharte ausgewetzt worden sei. General Bouet, welcher schon mehrere Feldzüge in Cochinchina mitgemacht, ward nach Tonkin gesandt. Außer einem in Toulon gesammelten Geschwader des Contreadmirals Courbet, bestehend aus drei Panzerschiffen und einem Kreuzer, ward auch das ganze bereits an der Küste Tonkins befindliche indochinesische Geschwader, ein Panzerschiff, fünf Kreuzer, ein Kanonenboot und ein Aviso unter Contreadmiral Meyer beordert, an der Expedition theilzunehmen. Schon am 1. Juni waren alle Verstärkungen, die aus der Nähe nach Hanoï abgesandt werden konnten, einschließlich einer Batterie Artillerie, dort eingetroffen, was die Besatzung des Platzes auf 1500 Mann brachte. Die annamitischen Truppen wurden vom Schwager des Königs, Prinzen Swang, befehligt. Da die Lage von Nam-Digne Besorgniß einflößte, wurde auch die dortige Garnison verstärkt; der Platz ward in der That vom Feinde eingeschlossen und umzingelt. Am 19. Juli unternahmen aber die Franzosen einen Ausfall, welcher von vollständigem Erfolge gekrönt war. Die Annamiten, völlig überrumpelt, flohen in großer Unordnung, sieben Kanonen in den Händen der Franzosen zurücklassend, deren Ansehen durch diese Waffenthat nicht wenig gehoben wurde. Am 29. Juli traf endlich General Bouet in Hai-

Digitized by Google

Phong ein und erließ sogleich eine Bekanntmachung an die den Franzosen ohnehin geneigte Bevölkerung Tonkins, worin er erklärte, daß Frankreich nicht beabsichtige, das Land zu nehmen, sondern nur wünsche, die Ordnung zu sichern. Auch versprach er die Steuern zu ermäßigen und die bedrückenden annamitischen Mandarine zu bestrafen, nöthigenfalls die Hauptstadt Hue zu zerstören. In der That wurden alle Maßregeln zur Besetzung der Forts an der Mündung des Huesflusses durch die französische Flotte getroffen; wir werden später darauf zurückkommen. Einstweilen verfolgen wir den Verlauf der militärischen Operationen in Tonkin.

Anfang August 1883 standen die Franzosen in den Plätzen Nam-Digne, Hai-Phong und Hanoï. In letzterer Stadt befand sich auch der zum französischen Civilcommissar in Tonkin ernannte Dr. J. Harmand, der verdiente Geograph und Reisende. Die Kundschaften in der Richtung des von den Schwarzflaggen besetzten Ortes Sontay am Rothen Flusse ergaben, daß dieser Platz ungemein stark befestigt sei; die Kanonen waren so gestellt, daß sie den Strom beherrschten und die Erstürmung der Stellungen voraussichtlich nicht ohne verzweifelten Kampf möglich war. Im französischen Lager war wol alles in Bereitschaft, die Hitze indeß so drückend, daß sie unter den Truppen viele Krankheiten verursachte. Gleichzeitig entwickelte der Feind täglich größere Kühnheit. In der Nacht des 1. Aug. wurde am Flußufer unterhalb Hanoï eine feindliche Batterie aufgestellt, welche einige Schüsse in die Stadt sandte, ohne jedoch Schaden anzurichten. Freilich lag Hanoï beinahe ganz in Ruinen und die Bevölkerung hatte es verlassen, kehrte indeß in kleinen Gruppen täglich wieder zurück. Die Schwarzflaggen verhinderten jede Zufuhr von Lebensmitteln und hatten den Verkehr zwischen der Stadt und der Citadelle mit dem flachen Lande ganz abgeschnitten. Sie drangen beständig weiter vorwärts und ihre Vorposten waren von der Citadelle aus sichtbar. Um Nam-Digne nahm der Gegner die Feindseligkeiten gleichfalls wieder auf, und zwischen der kleinen französischen Besatzung, welcher man deshalb Verstärkungen aus Hanoï zusandte, und den Schwarzflaggen wurden täglich Schüsse gewechselt. Da griff Oberst Badens, welcher in Nam-Digne befehligte, den Feind auf der Nordseite an, unterstützt von dem Kanonenboot Surprise, welches vorausfuhr, um den Gegnern in die Flanke zu fallen. Dieselben hielten jedoch nicht Stand und entflohen, ehe noch zum Angriff geschritten werden konnte. Nachdem Badens sich in dieser Richtung für einige Zeit Ruhe verschafft hatte, beschloß er, den errungenen Vortheil weiter zu verfolgen und die Schwarzflaggen im Süden der Citadelle anzugreifen. Dies geschah am Morgen des 7. Aug. Eine geraume Zeit gaben die Schwarzflaggen kein Lebenszeichen; bald aber erschollen die dumpfen Schläge des Tamtam und gleich darauf eröffnete der Feind das Feuer. Oberst Badens befehligte 300 Marinesoldaten, 300 Eingeborene aus Saïgon und 600 katholische Sträflinge. Diese kleine Truppe hielt sich ausgezeichnet und stürmte muthig vorwärts, die Sträflinge an der Spitze, hinter ihnen die Saïgonesen und zum Schluß die Marinesoldaten. Der Kampf währte nicht lange. Die Schwarzflaggen schienen einen Augenblick hartnäckigen Widerstand leisten zu wollen; als aber das Schnell-

Digitized by Google

feuer der Hinterlader begann, flohen sie in vollster Verwirrung, wobei sie große Verluste erlitten.

Weniger glücklich waren die Franzosen vor Hanoï. Ihrer 2000 Mann mit 500 Mann der verbündeten Gelbflaggen rückten am 15. Aug. von Hanoï gegen Sontay vor, in drei Colonnen getheilt und mit vier Geschützen unter den Befehlen des Artillerieoberstlieutenants Révillon und des Bataillonschefs Coronnat. Die Colonne Révillon marschirte zur Rechten, jene Coronnat's im Centrum, eine dritte links. General Bouet hatte den Oberbefehl übernommen. Die Colonne Révillon stieß nach einem Marsche von 8 Kilometer auf zwei verschanzte Stellungen, die sie mit ihrer Artillerie bezwang, und hinter ihnen auf ein befestigtes Dorf, das sie angriff. Dreimal zurückgewiesen, entschloß sich Révillon, bis zum andern Tage zu warten. Gleichzeitig besetzte die Mittelcolonne den Ort Ohenoy, 10 Kilometer von Hanoï, und wartete, bis die Flankenbewegung, welche der linke Flügel ausführen sollte, bemerkbar würde. Letzterer gelangte bis Vong, wo er auf starke Verschanzungen stieß. Die Colonne mußte sich zurückziehen, vom Feinde gedrängt. Die Gegend stand unter Wasser und der Rückzug war sehr schwierig, vollzog sich aber in trefflicher Ordnung, und die Colonne kehrte nach vierzehnstündigen Märschen und Kämpfen nach Hanoï zurück. Die mittlere Colonne, die noch immer auf die Bewegungen des andern Flügels wartete, wurde nun von allen Seiten angegriffen; da aber Regen eintrat, stellte der Feind seinen Angriff ein. Verstärkungen kamen auch aus Hanoï, wohin die Colonne indeß am folgenden Tage zurückkehrte. Der rechte Flügel fand am nächsten Tage die Verschanzungen geräumt und besetzte sie. Die Franzosen verloren 2 Offiziere und 15 Mann durch den Tod, 70 Mann wurden verwundet. Der Feind besaß, wie sich ergab, Verschanzungen von Stelle zu Stelle auf dem ganzen, 40 Kilometer langen Wege von Hanoï bis Sontay. Das ganze Delta des Rothen Flusses war damals überschwemmt; ein großer Theil von Hanoï selbst stand unter Wasser, Menschen kamen um und Eigenthum ward beschädigt. Viele Dörfer waren zerstört und überall herrschte der größte Nothstand. Diese Ueberschwemmungen pflegen bis October zu dauern und zwingen zur Einstellung fast aller Truppenbewegungen. Dennoch gelang es dem Obersten Badens noch Ende August, sich nicht blos Hai-Dzuongs, sondern auch Phuh-Bignes zu bemächtigen, wobei ihm angeblich 156 Geschütze und eine Beute im Werth von 400000 Frs. in die Hände fielen. Die den Kriegern der Schwarzflagge abgenommenen Kanonen waren sämmtlich glatte Hinterlader mit Ladeschrauben, welche volle Sicherheit beim Laden gewähren. Die Verluste der Franzosen waren gleich Null und jene des drei Tage lang verfolgten Feindes ziemlich schwach, da er nirgends ernstlichen Widerstand entgegensetzte. Mit Hanoï, Nam-Digne, Hai-Phong und Hai-Dzuong hatten die Franzosen nahezu alle wichtigen Punkte des Deltas in Händen. Zudem besetzten sie noch die kleine Festung Kwan-Yen am nördlichsten Arme des Deltas.

Parlamentarische Erwägungen waren es, welche die französische Regierung veranlaßten, die weitern Truppensendungen nach Tonkin, welche zu einer energischen Fortführung fernerer militärischer Actionen unerläßlich waren, vorerst auf

Digitized by Google

die Ergänzung des durch die geschilderten Vorgänge stark reducirten Effectivbestandes des Expeditionscorps, also auf die Abschickung von Marineinfanterie und Marineartillerie, zu beschränken. Die Verstärkungen beliefen sich im ganzen auf fünf Bataillone, darunter 600 Mann der Fremdenlegion und zwei Bataillone algerischer Schützen von je 600 Mann. Kriegsmaterial und Lebensmittel wurden in Toulon eingeschifft. Bis zur Ankunft dieser Nachschübe, welche am 20. und 25. Sept. aus Frankreich abgingen, sollten die Operationen gegen Sontay nicht wieder aufgenommen werden. Zugleich wurde der Oberbefehl über die Land- und Seetruppen dem General Bouet wieder abgenommen und dem Admiral Courbet übertragen. Der Wechsel im Commando scheint schon seit einiger Zeit beschlossene Sache gewesen zu sein, da sich von allem Anfang an Mishelligkeiten zwischen Bouet und dem Civilcommissar Harmand ergaben. General Bouet wollte warten, um einen großen Schlag zu führen; Dr. Harmand wollte vorwärts gehen und die Einnahme Sontays vorbereiten. Die Truppen hatten sich demgemäß in Marsch gesetzt und campirten alsbald in den Festungswerken von Pallan, ein nicht zu unterschätzender Erfolg. Es war aber von der Regierung auffallenderweise bestimmt worden, daß Admiral Courbet, General Bouet und Dr. Harmand einen Rath bilden sollten, dessen sämmtliche Beschlüsse in Bezug auf militärische Operationen mit Einstimmigkeit zu fassen wären! Man begreift, daß die geringste Uneinigkeit die bedauerlichsten Folgen haben konnte. General Bouet begab sich nach Hongkong, dann nach Saïgon, wo er sich am 24. Sept. nach Frankreich einschiffte, während Oberst Bichot an die Spitze des Tonkincorps, mit Oberst Badens als Generalstabschef, gestellt wurde. Die Schwarzflaggen nahmen unterdessen ihre alte Stellung wieder ein und befanden sich Mitte September 8 Kilometer von Hanoï; sie umschwärmten die Franzosen, deren vorgeschobene Posten zurückgezogen werden mußten bis zum Eintreffen der Verstärkungen. In Pallan standen noch 120 Mann und 2 Kanonenboote, die sich aber im Nothfalle von dort zurückziehen konnten. Da räumten plötzlich die Schwarzflaggen das ganze Gebiet zwischen Hanoï und Sontay und zogen sich auf letztern Platz zurück.

Oberst Bichot rückte am 17. Sept. mit zwei Bataillonen nordwärts vor, um die vom Feinde verlassenen Schanzwerke zu zerstören und auf dem linken Ufer des Flusses nach Hanoï zurückzukehren. Auch sonst machte man einige Recognoscirungen, um die Verproviantirung des Feindes zu verhindern. Der Himmel wurde wieder klar, aber der Boden war noch vielfach überschwemmt, die Wege waren abscheulich. General Bouet hatte nach seiner Rückkunft nach Paris eine Besprechung mit dem Marineminister und entwickelte darin die Ansicht, die Verstärkungen für Tonkin müßten bedeutende sein; sonst müßte man sich auf das Delta des Rothen Flusses beschränken und wäre nicht im Stande, die Nord- und Nordwestprovinzen zu erobern, deren Besitz nothwendig sei zu einer festen Stellung im Delta. Die Stärke der Franzosen, mit Einschluß der im September abgegangenen Reserven, betrug aber im ganzen blos 8—10000 Mann, zu deren Oberbefehlshaber Divisionsgeneral Millot ausersehen wurde. Nach der ihm ertheilten Weisung sollte aber auch er sich bezüglich aller militärischen Operationen mit

Digitized by Google

Dr. Harmand und Admiral Courbet verständigen. Am 6. Nov. trafen die ersten Truppenverstärkungen in Hai-Phong ein, am 10. kam das zweite Transportschiff, und bis die Mannschaften von dort zu Fuß oder in Booten nach Hanoï gelangten, verstrichen wieder etwa 14 Tage. Am 17. Nov. wurde aber die 60 Mann starke französische Besatzung von Hai-Dzuong und das vor der Stadt liegende Kanonenboot Carabine von 1200 Schwarzflaggen angegriffen, verstärkt durch die Seeräuber der von Admiral Courbet zuvor niedergebrannten umliegenden Dörfer. Das Schiff wurde von vielen Kugeln durchlöchert; obgleich das Verdeck durch vorgehängte Eisenplatten geschützt worden war, wurden doch 12 Mann verwundet, unter ihnen auch Marquis, der französische Agent von Hai-Phong. Gleichzeitig wurde die Citadelle eingeschlossen und angegriffen. Zum Glück für die Besatzung wurde das große Kanonenboot Lynx durch die Kanonade herbeigelockt und beschoß den Feind so wirksam, daß dieser sich mit beträchtlichem Verlust zurückziehen mußte. Mehrere annamitische Mandarinen und ein Führer der Schwarzflaggen wurden gefangen genommen. In Erwartung von Verstärkungen aus Hanoï und Hai-Phong zog sich die Besatzung auf den Lynx zurück. Ende November trafen endlich weitere 420 Mann Marineinfanterie sowie 2 Batterien schwerer Artillerie aus Frankreich ein, deren Ankunft Admiral Courbet abgewartet hatte, um seinen Vormarsch nach Norden zu beginnen.

Courbet richtete seine Operationen gegen das wichtige Sontay und zog am 26. Nov. alle Dampfschaluppen seines Geschwaders zusammen, um durch deren Manövriren in den Kanälen zwischen Hanoï, Bac-Nigne und Sontay die militärischen Bewegungen zu unterstützen. Der Vormarsch des 6000 Mann starken Corps begann dann am 11. Dec. 1883; 10—12 Kilometer vor Sontay errichtete man ein Lager, nachdem man auf dem Marsche nur schwachem Widerstand begegnet war; der Feind zog sich in die Gebirgswälder zurück. Jenseit des Day — der Fluß selbst ward ohne Schwierigkeit passirt — kam es zum ersten mal zum Gefecht und stieß man auf die ersten feindlichen Befestigungen; 4000 Franzosen waren bei dem Ansturm auf dieselben betheiligt, während der Rest der Armee in Reserve blieb. Den Sturmcolonnen gelang es auch, den Feind zu werfen. Was die zuerst gestürmten Außenwerke Sontays betrifft, so waren sie von den Schwarzflaggen mit großem Geschick in der Weise hergestellt worden, daß fünf große Dörfer als Stützpunkte dienten, welche letztern nach einer langen Kanonade der Reihe nach genommen werden mußten. Die feindlichen Truppen in Sontay wurden im ganzen auf 12000 Mann geschätzt, darunter 3000 Schwarzflaggen und 9000 Annamiten oder irreguläre chinesische Truppen unter dem Commando des annamitischen Prinzen Hoang-Ke-Viem und des Generals Tram-Truël. Sämmtliche Asiaten waren mit Schnellladern bewaffnet und setzten den Franzosen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, bis die Stellung unhaltbar wurde. Ihre Verluste werden, wol etwas zu hoch, auf zusammen 4000 Todte und Kampfunfähige berechnet. Die Franzosen verloren in den zweitägigen Kämpfen um die Außenwerke 85 Mann an Todten, davon 4 Offiziere; ferner 240 Verwundete, darunter 15 Offiziere. Nachdem einmal die äußern Werke genommen worden, bot

Digitized by Google

die Eroberung der Citadelle, die leider nicht völlig umzingelt werden konnte, keine so große Schwierigkeit mehr. Die Nacht brach aber herein und gebot das Einstellen der Action; am andern Morgen war die Stadt leer von allen Vertheidigern; sie hatten sich alle in der nächtlichen Stille aus dem Staube gemacht und flohen nach Batbac, Davang, Hunghoa, Phulam und darüber hinaus. Am 17. Dec. morgens wurde Sontay ohne weitern Kampf von den Franzosen stark besetzt.

Das Sinken des Wasserstandes verhinderte einen sofortigen Angriff auf das blos 25 Kilometer von Sontay entfernte Hunghoa; doch erlangte Oberst Badens bei einer Recognoscirung die Gewißheit, daß Hunghoa von den Schwarzflaggen verlassen worden; er beeilte sich infolge dessen, einige Verstärkungen heranzuziehen, um die Besetzung dieses Platzes, dessen Citadelle ebenfalls den Rothen Fluß beherrscht, unternehmen zu können. Damit war das letzte Hinderniß für die Eröffnung der Schiffahrt auf dem Rothen Fluß beseitigt. Ferner untersuchte Bichot mit einem Theil des Expeditionscorps die Umgebung Sontays zwischen dem Day, dem Schwarzen Fluß und den Bergen, und kehrte darauf nach Hanoï zurück, wohin sich auch Courbet wieder begab, um den Dienst des Generalcommissars zu übernehmen. Ueberdies wurden alle Garnisonen verstärkt, um das Delta des Rothen Flusses vollständig von den Schwarzflaggen und Piraten zu säubern. Dies war um so nöthiger, als sich allerorten der Aufstand regte, sodaß die kleinern französischen Besatzungen genöthigt waren, sich in ihre Blockhäuser zurückzuziehen und den Piraten, die an den verschiedensten Stellen ihr Unwesen treiben, freien Spielraum zu gewähren. Dies galt für Hai-Dzuong, für Phu-Bigne und viele andere Punkte. In der That griffen die Piraten in den Nächten vom 1. und 2. Jan. 1884 Nam-Digne an, wurden aber mit Verlust mehrerer Todten und Verwundeten zurückgeschlagen; ein gleiches Schicksal traf sie bei dem am 4. Jan. versuchten Angriff auf Batang bei Hanoï. Das Expeditionscorps, das sich zwischen Hai-Dzuong und Phu-Bigne sammelte, unternahm daher einen neuen Streifzug nach den Provinzen Nam-Digne und Sontay und zerstreute die Aufständischen, welche beträchtliche Verluste erlitten. Ein Führer derselben, Dedoc, ward verwundet und floh nach Bac-Nigne. Auch die Freibeuter in der Provinz Sontay wurden mit Verlusten von etwa 500 Mann zerstreut. Aber Ende Februar war die Garnison von Hanoï wieder genöthigt, sich durch eine lebhafte Kanonade gegen den Feind zu vertheidigen, welcher bis auf wenige Kilometer an die Stadt herangekommen war und gegenüber derselben auf dem jenseitigen Ufer des Rothen Flusses Stellung genommen hatte. Am 21. Febr. erfolgte die Besetzung von sieben an dem Zusammenfluß des Rothen Flusses und des Stromschnellenkanals gelegenen Pagoden durch ein Bataillon der Fremdenlegion und eine Batterie ohne Widerstand. In der Nacht vom 25. wurden die Pagoden aber zweimal angegriffen, der Feind jedoch mit bedeutenden Verlusten zurückgeschlagen.

Nach der Eroberung von Sontay blieb den Franzosen nur mehr übrig, sich auch Bac-Nignes zu bemächtigen, welcher Platz nach allen Berichten für viel stärker und sorgfältiger befestigt galt, als es Sontay war. Derselbe sollte überdies von 15—20000 Mann, und zwar von regulären chinesischen Truppen, besetzt sein,

Digitized by Google

und endlich sind auch die Zugänge zu dieser allerdings nur 35 Kilometer von Hanoï entfernten Festung viel schwieriger, als es jene von Sontay waren. Der Angriff auf diesen wichtigen Platz erheischte demnach sorgfältige Vorbereitungen, und es empfahl sich das Eintreffen neuer, im December aus Frankreich abgegangener Nachschübe, sowie die Ankunft des neuen Oberbefehlshabers, Generals Millot, abzuwarten. Die Nachschübe bestanden aus vier in Tunesien liegenden vierten Infanteriebataillonen, einem Turco-, einem Fremdenlegion- und einem aus Disciplinarcompagnien gebildeten Bataillon, die am 23. Dec. aus Afrika abgingen. Endlich schritt man an die rasche Verwirklichung des Planes, ein Freiwilligenregiment zu drei Bataillonen aus je zwei Mann pro Compagnie der in Frankreich liegenden Infanterieregimenter zu bilden. Dieses etwa 6000 Mann starke Corps, dessen zweite Abtheilung am 10. Jan. 1884 nach Tonkin abging, ward in zwei Brigaden getheilt, deren eine General Negrier, die andere General Brière de l'Isle befehligen, beide unter der Oberleitung des Divisionsgenerals Millot. Letzterer übernahm am 12. Febr. 1884 das Obercommando in Tonkin und erwartete seine letzten Verstärkungen am 25. oder 26., und das noch fehlende Kriegsmaterial gegen Ende Februar. Diese Nachschübe betrugen 4500 Mann und 2 Batterien. Die Operationen gegen Bac-Nigne, dessen Widerstandsfähigkeit übrigens durch ausgebrochene Zwistigkeiten zwischen Annamiten und Chinesen wie es scheint stark geschwächt ward, begannen ungefähr am 10. März. Courbet kehrte nach der Alongbai zurück, hißte auf dem Bayard seine Flagge auf und überließ dem General Millot seine Landungscompagnien, die vom Fregattenkapitän de Beaumont befehligt werden. Auch behält General Millot die Flotille des Deltas und die vom Fregattenkapitän Laguerre befehligten 600 Mann Marinetruppen. Der Aufwand aller dieser Kräfte erwies sich übrigens als Luxus, denn die tapfern Chinesen und Schwarzflaggen zogen es vor, beim Herannahen der Franzosen auch Bac-Nigne heimlich zu verlassen und sich auf chinesisches Gebiet zurückzuziehen, sodaß jener wichtige Platz und die ganze Umgebung ohne Schwertstreich besetzt werden konnte.

Tonkin war indeß nicht allein der Schauplatz kriegerischer Begebenheiten. Während der oben geschilderten Vorgänge hatten natürlich auch die diplomatischen Beziehungen zum Hofe von Annam eine schlimme Wendung genommen, und es sollte sich alsbald zeigen, welch grobe Fehler, welch beklagenswerthe Folgen die kurzsichtige Politik eines Philastre gezeitigt hatte. Schon im April 1883 hielt der französische Vertreter am Hofe von Hue, Reinhart, welcher bereits Gegenstand von allerhand Behelligungen war, die seine Lage leicht verschlimmern konnten, seine Abreise für geboten und traf mit seinem ganzen Personal in Saigon ein. An seine Stelle ward in der Person des zum Range eines Fregattenkapitäns beförderten Grafen Jumeau de Kergaradec ein außerordentlicher Gesandter an den Hof des Königs Tuduk geschickt, mit dem Auftrage, kategorisch die sofortige Ausführung des 1874er Vertrages zu fordern und der annamitischen Regierung die französischerseits beschlossene Besetzung der wichtigsten Punkte Tonkins anzuzeigen. Die Franzosen hatten, wie man bemerkt haben wird, bisher mit Annam stets

Digitized by Google

verhandelt als mit einer unabhängigen Macht und ohne jegliche Rücksicht auf das allerdings ungemein lose Lehnsverhältniß, welches dieses Reich mit China verknüpft. Unter diesen Voraussetzungen war auch der 1874er Vertrag zu Stande gekommen, und wenn damals Frankreich das Eisen geschmiedet hätte, solange es warm gewesen, so hätte es die Vortheile seines Vertrages ausnützen können. China, welches sich übrigens bis dahin niemals weder in die innern Angelegenheiten Annams, noch in dessen Beziehungen zu auswärtigen Mächten eingemengt hatte, war damals keinesfalls in der Lage, seine ohnedies blos nominellen Suzeränetätsrechte geltend zu machen, und mußte es sich, wie schon so oft, gefallen lassen, vor vollendete Thatsachen gestellt zu werden. Hätte damals Frankreich ganz Tonkin erobert, ja ganz Annam annectirt, es hätte von dem machtlosen China kaum eine Einsprache, geschweige denn effectiven Widerstand zu besorgen gehabt. Allein Frankreich versäumte diese, vielleicht letzte Gelegenheit; es gab seine tonkinesischen Errungenschaften wieder preis, und als es nunmehr seine Action wieder anfnehmen wollte, zeigte es sich, daß jetzt ein Factor vorhanden sei, auf den man bisher keine Rücksicht genommen, mit dem man aber von jetzt ab rechnen müsse: nämlich China, das sich nunmehr für stark genug hielt, sein Wort in die Wagschale zu werfen und demselben mit bewaffneter Hand Nachdruck zu verleihen. Chinesische Truppen standen in besorgnißerregender Nähe von Tonkin, dessen Grenze zu überschreiten sie Miene machten, und die Zurückziehung derselben erfolgte erst nach Verhandlungen mit dem pekinger Cabinet, die zu einem Vertrage führten, welchen Bourée, der französische Gesandte in China, angeblich eigenmächtig und ohne Befragung seiner Regierung unterzeichnete und worin er die Suzeränetät Chinas über Tonkin anerkannte. Eine andere Clausel berechtigte China, am Endpunkt der Schiffahrt auf dem Rothen Fluß eine Zollstation zu errichten; eine dritte Clausel stipulirte endlich zwischen China und Tonkin eine neutrale Zone, wie solche im Orient gebräuchlich und auch thatsächlich zwischen Tonkin und China vorhanden war. Dieser Vertrag hat später die verschiedenartigsten Beurtheilungen und selbst eifrige Vertheidiger gefunden; gewiß ist jedoch, daß damit der Vertrag von 1874 mit Annam zerrissen wurde; man kann sich also nicht darüber wundern, daß Bourée von seiner Regierung desavouirt und zurückberufen wurde; allein es begreift sich auch, daß durch die Zurückziehung des Vertrages die Beziehungen Frankreichs zu China, welches dessen Fußfassen im nahen Tonkin naturgemäß mit schelem Auge betrachtet, sich nicht verbessern konnten, zumal annamitische Gesandte in Peking ihre Bemühungen fortsetzten, Hilfe von China zu erhalten.

Seit der Zeit, da Marschall Palikao den Kaiserpalast zerstört, mag sich allerdings manches in dem Kriegswesen der Chinesen gebessert haben. Ihre alten Gewehre haben sie jedenfalls mit neuen europäischen vertauscht, und gewiß ist auch, daß sie in ihrer Kriegsflotte ansehnliche Fortschritte gemacht haben. Ebenso sicher ist aber auch, daß die glänzenden Schilderungen, welche wir in letzter Zeit über die chinesische Wehrkraft zu lesen bekamen, wie die Berichte sachkundiger Beobachter darthun, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen und zum mindesten

Digitized by Google

auf starker Uebertreibung beruhen. Während nun das pekinger Cabinet demonstrativ den Vicekönig von Petscheli, Li-Hung-Tschang, zum Oberbefehlshaber der Truppen in den vier südlichen Provinzen des Reiches ernannte, erklärte es, an dem alten Rechte der Suzeränetät über Annam festzuhalten, welches Frankreich bestreite, indem es mit Annam selbständig verhandle. Mandarin Tseng ward im Juni 1883 eigens nach Paris zu directen Unterhandlungen gesandt. China zeigte damals übrigens Geneigtheit, den Statusquo in Tonkin anzuerkennen, wenn seine Ansprüche auf Oberhoheit gleichfalls anerkannt würden. Da sich dies aber natürlich mit einer französischen Besetzung Tonkins schlechterdings nicht vereinbaren ließ, insofern dann Frankreich für seine tonkinesischen Erwerbungen Vasall Chinas hätte werden müssen, so ward kein gemeinsamer Boden für eine Verständigung gewonnen, und Botschafter Tseng reiste am 23. Juni nach London ab. China grollte also, an einen ernsten Conflict glaubte indeß noch niemand, trotz des lauten Säbelrasselns der Chinesen, welche die Gerüchte von Rüstungen und Ankauf von Schiffen geschickt aussprengen ließen. Die wenig scharfsichtigen Politiker an der Seine ließen sich einschüchtern, und auch die Presse und die öffentliche Meinung begannen plötzlich China, nachdem sie es früher übermäßig herabgesetzt, nunmehr in übertriebener Weise zu überschätzen und sandten an Bourée's Stelle Tricou nach China, der in Shanghai seinerseits mit der chinesischen Regierung verhandelte. Es trat vorerst eine friedlichere Wendung in der schon ziemlich scharf zugespitzten Tonkinfrage ein, und Frankreich entschloß sich aus freien Stücken zu einer Beschränkung seiner Action in Hinterindien. Zudem empfing König Tuduk das französische Ultimatum gar nicht mehr; denn nach der bei Hanoï erlittenen Schlappe und dem Tode des Majors Rivière erhielt Graf Kergaradec die Weisung, vorläufig in Saigon zu verbleiben und sich dem Civilcommissar Dr. Harmand zur Verfügung zu stellen. Am 20. Juli 1883 starb zu Hue aber der alte Despot Tuduk, nachdem er zu seinem Nachfolger seinen ältesten Sohn, den jungen Tai-Phu, ernannt, welcher ganz unter der Herrschaft des Regenten Nyeng-Tong-Phang, eines sehr ehrgeizigen Mannes, stand. Tai-Phu galt für ausgesprochen franzosenfreundlich; eine Gruppe von Mandarinen erhob aber Tuduk's Neffen Hiep-Hoa auf den Thron.

Jetzt rafften die Franzosen sich endlich zu einer energischen That auf und beschlossen, den neuen Monarchen ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Die französische Flotte sollte einen Angriff auf die Forts von Hue machen und Dr. Harmand dem Könige ein Ultimatum des pariser Cabinets überreichen. Das französische Nordgeschwader lag damals vor Hongkong. Es bestand aus 2 Panzerschiffen, 2 Corvetten und 1 Kanonenboot mit zusammen 55 Geschützen und 1293 Mann. Die Tonkinflotte unter Admiral Meyer war noch stärker; auch bei ihr befand sich ein Panzerschiff, die Victorieuse. Endlich stand noch die Flotille des Fregattenkapitäns Morel-Beaulieu zur Verfügung, welche, unlängst durch zwei Kanonenboote verstärkt, sich besonders zu Operationen in flachen Gewässern und auf dem Strom eignete. Aber nur ein kleiner Theil dieser Streitkräfte unter Admiral Courbet ward gegen Hue dirigirt, da man blos die Forts an der Flußmündung besetzen, nicht aber die Hauptstadt selbst angreifen wollte. Am 13. Aug. fuhr das fran-

Digitized by Google

zösische Geschwader von Hai-Phong nach Hue, mit Dr. Harmand an Bord, den Träger des Ultimatums. Sollte dieses verworfen werden, so gedachte man eine Blokade zu verkünden und einige Punkte der Küste als Operationsbasis zu besetzen. Da die Annamiten Widerstand leisteten, wurden diese Forts und Batterien von der See aus beschossen und nach sehr glänzendem Angriff vom Festlande aus mit 500 Mann besetzt, welche ausreichten, um den Weg vom Meere bis zur Hauptstadt und ihrer Citadelle offen zu halten, nicht aber um die Capitale selbst zu besetzen. Diese Operationen fanden am 18., 19. und 20. Aug. 1883 statt und endeten damit, daß die Annamiten einen Waffenstillstand nachsuchten, den Courbet auch bewilligte. Die Vipère und der Lynx liefen dann in den Kanal von Thuan-an ein. Die Annamiten hatten etwa 700 Todte und zahlreiche Verwundete, die Franzosen mehrere Leichtblessirte. Nach Einstellung des Feuers begab sich Dr. Harmand mit dem Kapitän de Champeaux am 22. Aug. alsbald nach der Hauptstadt, um mit der annamitischen Regierung einen Frieden zu schließen und die Zurückberufung der in Tonkin lagernden Banden zu verlangen.

Da der neue König alle Hofbeamten gewechselt hatte, so befand sich Dr. Harmand neuen Mandarinen gegenüber, deren Gesinnung er nicht kannte. Doch wurden die französischen Unterhändler am 23. Aug. von Hiep-Hoa mit allen Zeichen vollständiger Unterwerfung empfangen, und am 25. kam ein neuer Vertrag zu Stande, dessen hauptsächlichste Bestimmungen waren: Annam nimmt die Schutzherrschaft Frankreichs an mit allen Folgen, namentlich daß Frankreich die Beziehungen Annams zu allen fremden Staaten, China eingeschlossen, leite. Die annamitische Provinz Bin-Thuan wird Französisch-Cochinchina einverleibt. Die Franzosen besetzen verschiedene andere Punkte, insbesondere die Forts an der Küste von Hue. Annam zieht seine Truppen aus Tonkin zurück, gibt den Mandarinen auf, ihre Posten in Tonkin wieder einzunehmen, und erklärt die Häfen Turan und Sontay geöffnet für den Handel aller Nationen. Auf der großen Straße von Hanoï nach Saigon wird eine Telegraphenlinie errichtet. In allen großen Städten Tonkins werden französische Residenten eingesetzt, unter deren Controle annamitische Mandarinen die innere Verwaltung fortführen, ohne daß sich die Residenten mit den Einzelheiten der Verwaltung befassen. Auf Verlangen der französischen Behörden können die Mandarinen abgesetzt werden, wenn sie feindliche Gesinnungen bekunden. Die Residenten überwachen die Eintreibung und Verwendung der Steuern. Französische Beamte führen die Zollverwaltung, französische Unterthanen genießen vollständige Freiheit ihrer Person und ihres Eigenthums in ganz Tonkin und in allen offenen Häfen Annams, ebenso alle Ausländer, welche den französischen Schutz nachsuchen. Frankreich erhält das Recht ungestörten Verkehrs auf dem Rothen Flusse; es beschützt den König gegen alle Angriffe von außen und Aufstände im Innern, unterstützt ihn bei seinen berechtigten Forderungen gegen Fremde, vertreibt allein die Schwarzflaggen, wahrt die Sicherheit und Freiheit des Handels auf dem Rothen Flusse, stellt auch dem Könige die nöthigen Ingenieure, Gelehrten und Offiziere. Durch fernere Berathungen wird der jährliche Antheil der Regierung von Annam an dem Zoll- und Telegraphenerträgniß

Digitized by Google

in Annam, an den Steuern und Zöllen in Tonkin, an Monopolen und Unternehmungen festgesetzt werden.

Nach Abschluß dieses, wenn er zur Ausführung gelangt, ungemein günstigen Vertrages ward Hiep-Hoa das Großkreuz, seinen beiden Ministern das Großoffizierkreuz der Ehrenlegion verliehen. Sehr bald begannen indeß Besorgnisse hinsichtlich der wahren Gesinnungen und des wirklichen Einflusses der Mandarinen aufzutauchen, mit welchen der Vertrag vereinbart worden. Hiep-Hoa regierte so wenig wie seine Vorgänger selbst, sondern ließ die meist in China erzogenen und unter chinesischem Einfluß stehenden höhern Beamten schalten. Die Partei, welche ihn auf den Thron erhoben, zerstreute sich jedoch sehr bald, sodaß der neue König ohne Anhang blieb. Der Regent Nyeng nahm diesen Umstand wahr, um ihn zu stürzen. Von mehrern Mandarinen und Offizieren begleitet, begab er sich eines schönen Morgens im December 1883 zum König, stellte ihm vor, er könne nicht weiter regieren, und ließ ihm die Wahl zwischen Erdrosselung und Gift. Vergeblich widerstand, flehte Hiep-Hoa; alles, was er erreichen konnte, war die Gewährung einer Stunde Bedenkzeit. Der königliche Verurtheilte entschied sich für das Gift und wandte dann seine Schritte nach einem andern Flügel des Palastes. Dazu mußte er über einen Hof schreiten, wo die königliche Wache in voller Rüstung versammelt war. Hier näherte sich ihm ein Adjutant des Kriegsministers und sagte: „Dein Gang ist unsicher, du mußt dich ein wenig stärken.“ Damit reichte er dem Fürsten eine mit Opium gefüllte Schale und lud ihn zum Trinken ein. Hiep-Hoa starrte dem Offizier ins Gesicht, nahm die Schale, leerte sie in einem Zuge, that noch einige Schritte und fiel leblos zu Boden. Alsogleich eilte Nyeng herbei: „Ist's geschehen?“ fragte er. „Ja“, erwiderte jener, „sieh nur, es ist aus mit ihm.“ „Es lebe Tai-Phu!“ Dieser Ruf wurde von allen Anwesenden wiederholt. Der neue König bewohnte den Frauenpalast, wo man ihn sogleich aufsuchte. Als man ihm sagte, um was es sich handle, wurde er todtenblaß, zitterte und klammerte sich an die Möbel und Thürpfosten, damit man ihn nicht wegführen könne. Es währte lange, ehe er sich beruhigen ließ und sich mit der Regierungswürde aussöhnte.

Wie man sieht, handelte auch bei dem neuen Vertrage Frankreich immer scheinbar ohne jegliche Rücksicht auf das Vasallenverhältniß zwischen Annam und China. Es liefen aber doch gleichzeitig Verhandlungen mit der chinesischen Regierung nebenher, einestheils geführt von Tricou in Shanghai, andererseits von dem Chinesenbotschafter Tseng in Paris und London. Durch Tricou unterbreitete die chinesische Regierung Ende Juli 1883 dem französischen Cabinet den Vorschlag, durch einen förmlichen Vertrag die künftige Stellung der beiden Mächte zu Annam und Tonkin zu regeln. China machte aber dabei nach wie vor seine Suzeränetätsrechte auf Annam geltend, deren Anerkennung Frankreich verweigerte. Zugleich wurden die Schwarzflaggen durch zahlreiche chinesische Zuzügler verstärkt, und die ohnehin schon starken Garnisonen in den chinesischen Grenzprovinzen Yünnan und Kwang-si erhielten beträchtliche Nachschübe an Mannschaften und Vorräthen, sodaß der französische Minister des Aeußern, Challemel-Lacour, beim Mandarin Tseng die Zurückziehung dieser Truppen forderte. In China machte sich aber selbst im

Digitized by Google

Norden eine sehr kriegerische Stimmung geltend, und im Arsenal zu Nanking herrschte die größte Rührigkeit. In den chinesischen Küstenstädten ward die große Aufregung wegen Tonkin noch gesteigert durch die Handlungsweise eines beim Zollamt zu Kanton angestellten Franzosen, der im Streite mit Kulis durch Revolverschüsse einen Knaben tödtete und zwei Frauen verwundete. Plakate an den Häusern forderten darauf hin die erbitterte Bevölkerung zur Ermordung aller Fremden, namentlich der Franzosen auf. Zugleich beschloß die Regierung von Peking einen Specialbotschafter an Bord eines chinesischen Kriegsschiffes nach Hue zu entsenden, um namens des chinesischen Kaisers die Einsetzung Hiep-Hoa's auf den annamitischen Thron vorzunehmen. Der neue Vertrag von Hue, welcher, nebenbei bemerkt, auch in England kaum als ein freudiges Ereigniß begrüßt wurde, besonders die Clauseln bezüglich der Regelung der Beziehungen Annams zum Himmlischen Reiche, trugen noch merklich dazu bei, die gereizte Stimmung der Chinesen zu steigern. Natürlich war von einer Anerkennung dieses Vertrages ihrerseits gar keine Rede, weil nach ihrer Auffassung Annam gar kein Recht besitzt, selbständige Verträge abzuschließen. Ja, das pekinger Cabinet entsandte sogar Truppen nach Tonkin, was es zwar nicht offen zugestand, aber doch als möglich einräumte. Dadurch spitzte sich der Conflict mit China immer mehr zu. England, von seinen Interessen geleitet, beschwor in seiner maßgebenden Presse Frankreich, es nicht zu einem Kriege mit China kommen zu lassen. Daß es dem Himmlischen Reiche übrigens gar nicht so Ernst war mit seinem kriegerischen Auftreten, bewies der Umstand, daß Mandarin Tseng am 5. Sept. mit seinem gesammten Personal aus London nach Paris zurückkehrte, um die Verhandlungen wieder aufzunehmen, wenn auch vielleicht erst infolge der freundschaftlichen Vermittelung des englischen Ministers des Auswärtigen, des Earl of Granville. Aus den verschiedensten Gründen kann China eigentlich keinen Krieg wünschen; einer europäischen Großmacht ist es noch keinesfalls gewachsen, auch weiß es sehr gut, daß ein ernster auswärtiger Krieg das Signal zu einer Menge von Aufständen im Innern des Reiches geben würde. Immerhin hielt Tseng an dem principiellen Standpunkte fest, wonach keine Abmachung mit Hue Gültigkeit habe, wenn sie nicht in Peking genehmigt ist, erklärte sich aber bereit, nach Anerkennung dieses Princips, das französische Protectorat über einen Theil Tonkins auf der seinerzeit von Bourée vorgeschlagenen Grundlage zuzulassen. Darauf reiste er am 9. Sept. nach London zurück, in Paris einen Vertragsentwurf hinterlassend, der vom französischen Ministerrath geprüft werden sollte. Tseng's Vorschläge waren insofern als eine Art von Ultimatum anzusehen, als deren Zurückweisung alle weitern Unterhandlungen für längerr Zeit abbrechen mußte.

Angesichts der immer drohender sich gestaltenden Verhältnisse war in Frankreich die öffentliche Meinung erwacht; die oppositionellen Organe warfen der Regierung ihre Fehler in der Tonkinaffaire auf das heftigste vor und drangen auf schleunige Einberufung der Kammern; andererseits versuchte das in seinen Interessen durch die Möglichkeit eines Krieges schwer bedrohte England vermittelnd einzuspringen. Lord Granville bestrebte sich, eine Verständigung zu erleichtern, doch kam es zu keinen Abmachungen. Challemel-Lacour zeigte sich blos geneigt,

Digitized by Google

in versöhnlichster Form mit Tseng zu verhandeln. Einen effectiven Krieg mit China wünschten auch in Frankreich weder Regierung noch Volk; mit der von Tseng verlangten Rückkehr auf den Standpunkt Bourée's hätte sich aber die französische Politik unleugbar auf den Rückzug begeben. Im Ministerrath vom 13. Sept. entstanden daher ernste Meinungsverschiedenheiten unter den Ministern, von welchen sich namentlich Jules Ferry für ein nachdrückliches Vorgehen in Tonkin aussprach, dessen Verwandlung in ein allgemein europäisches Handelscentrum ihm vorschwebe. Durch diese Aenderung des ursprünglichen Programms gelang es Ferry allerdings, sich die Unterstützung der europäischen Diplomatie gegenüber China zu sichern, sodaß er Tseng, wenn auch nicht mit offenem Kriege, so doch mit einer Blokade der chinesischen Häfen drohen konnte. Eine lange Unterredung, welche Tseng mit Waddington, dem französischen Botschafter in London, und dem Lord Granville hatte, veranlaßte ihn nach Paris zurückzukehren, wo er am 18. Sept. mit Ferry eine Berathung freundlichen Charakters pflog. Trotzdem kam man im Grunde um keinen Schritt vorwärts. Immer handelte es sich darum, wer Tonkin besitzen werde. China schlug eine Theilung des Landes durch den Rothen Fluß vor: das linke Ufer solle an das Himmlische Reich fallen, während Frankreich über das rechte Ufer wie über den Rest von Annam sein Protectorat ausüben solle. Durch diesen Vorschlag wäre aber China zum Besitzer der vielbegehrten Bergwerksdistricte und der trefflichen Häfen von Hai-Phong und Along geworden; nur der südliche, klimatisch ungesunde und wirthschaftlich werthlose Theil Tonkins käme dadurch an Frankreich — eine unmögliche Zumuthung.

Beim Zusammentritt der Kammern, Ende October 1883, beschloß die französische Regierung, dem Parlament zur Rechtfertigung ihrer Politik und zur Begründung einer neuen Creditforderung einen Bericht zugehen zu lassen. Dieses Gelbbuch ward am 23. Oct., nach der Sitzung, unter den Abgeordneten und Senatoren vertheilt und lieferte den oppositionellen Blättern reichlichen Stoff zu lebhaften Angriffen. Die Nothwendigkeit einer Interpellation ward allerseits anerkannt. Schon seit dem Tage, an welchem Tseng seine durchaus unannehmbaren Vorschläge mitgetheilt hatte, mußte es für jedermann klar sein, daß China nur die Verhandlungen verschleppen, aber keine ernstlichen Zugeständnisse machen wollte. Wie in Paris, so schwankte man auch in Peking und konnte zu keinem Entschluß kommen, zumal sich am dortigen Hofe zwei widerstrebende Strömungen bekämpften: die Kriegspartei, welcher Prinz Tschun, der Vater des jungen Kaisers, angehört, und die Friedenspartei, vertreten durch den einsichtsvollen Prinzen Kong und den aufgeklärten Vicekönig Li-Hung-Tschang. In seinem Gelbbuche stellte Challemel-Lacour den Verlauf seiner Verhandlungen mit China so dar, als ob die pekinger Regierung ursprünglich von den besten Absichten für Frankreich beseelt gewesen wäre und weder das französische Protectionsrecht über Annam habe anfechten, noch der Tonkinexpedition habe Schwierigkeiten in den Weg legen, sondern nur ihr Ehrenrecht der Oberherrlichkeit habe bewahren wollen; erst in letzterer Zeit sei China durch fremde Einflüsse halsstarrig geworden und habe neue Ansprüche erhoben. Da veranlaßte der Chinesenbotschafter Tseng die Veröffentlichung aller gewechselten Depeschen und erbrachte damit den Nachweis, daß Challemel's Dar-

Digitized by Google

legung des Sachverhalts nur mittels gröblicher Vertuschung von Thatsachen und Verstümmelung diplomatischer Actenstücke möglich gewesen, daß vielmehr China schon seit drei Jahren nie aufgehört habe, gegen die französischen Umtriebe in Tonkin als gegen eine Verletzung der chinesischen Rechte und Interessen zu protestiren. Dies betonte Tseng ganz besonders noch in seiner ungemein ernsten, ja bitter gehaltenen Depesche vom 15. Oct. 1883. Zugleich berief sich China auf das ihm von Annam eingeräumte Recht, auf der linken Seite des Rothen Flusses polizeiliche Ueberwachung zu üben. Aus diesem Grunde befinde sich, erklärte Tseng, ein chinesisches Corps von 10000 Mann an der Grenze von Yünnan, ein zweites von 5000 Mann in der Umgebung von Bac-Nigne, womit die Anwesenheit chinesischer Truppen auf tonkinesischem Boden officiell eingestanden war.

Trotz dieser sensationellen Veröffentlichungen ging die Interpellationsdebatte über Tonkin in der französischen Kammer schon am zweiten Tage zu Ende und brachte der Regierung einen weit größern Sieg, als erwartet wurde. Der Ministerpräsident Ferry hielt am 30. Oct. eine Rede, welche als Knalleffect mit der Versicherung schloß, daß der Vicekönig Li-Hung-Tschang in den abberufenen Gesandten Tricou dringe zu bleiben, sich sehr unruhig zeige und den Mandarin Tseng offen verleugne. Der Minister verlas eine Depesche Tricou's aus Shanghai vom 29. Oct., welche dies rückhaltslos meldete. Tseng äußerte sich sehr geringschätzig über diese Depesche; sein Secretär erklärte sie für ein unwürdiges Manöver, da sein Chef nicht von Li-Hung-Tschang, sondern vom Tsung-Li-Yamen abhänge. Dennoch hat Tricou mit seiner Behauptung wahrscheinlich recht und hält auch heute noch daran fest, daß der Vicekönig von Petscheli, welcher in der Leitung der politischen Angelegenheiten zu Peking das große Wort führt und durch dessen Hände alle Depeschen ohne Unterschied gehen müssen, Tseng's Verfahren misbilligt habe. Tseng habe in Peking nur geringen Einfluß, und man würde ihn schon abberufen haben, wenn man nicht auf seine sehr angesehene Familie Rücksicht nähme und man einen Nachfolger für eine Rolle finden könnte, die unter den obwaltenden Umständen niemand annehmen wolle; auch werde Tseng gewiß nicht nach China zurückkehren, da er sich nicht verhehlen könne, was dort seiner warte. Die Wahrheit ist: Mandarin Tseng ist ein Mann der Kriegspartei, die noch immer stark genug war, ihn zu halten, denn er ließ dem französischen Ministerium des Auswärtigen eine vom 3. Nov. datirte Note zustellen, worin der Tsung-Li-Yamen, d. h. die chinesische Regierung ihr Erstaunen ausdrückte über das Li-Hung-Tschang zugeschriebene Benehmen und gleichzeitig Tseng's Haltung billigte. Das französische Auswärtige Amt beeilte sich nicht sehr mit der Beantwortung der Depesche, zum nicht geringen Verdruß Tseng's, welcher sich so pessimistisch als nur immer denkbar über die Lage der Franzosen in Tonkin und den Stand der schwebenden Verhandlungen einem journalistischen Interviewer gegenüber ausließ. An kriegerischen Vorbereitungen ließ es auch China nicht fehlen, oder wußte wenigstens diesbezügliche Nachrichten geschickt zu verbreiten. Die Note vom 3. Nov. theilten die chinesischen Gesandten in Europa den Regierungen mit, bei denen sie beglaubigt sind. Aus diesem chinesischen Rundschreiben nahm dann England Veranlassung, officiell Frankreich seine freundschaftliche Vermittelung in dem Tonkinstreit anzu-

Digitized by Google

bieten. Ferry erhob dagegen keine principielle Einwendung, erklärte aber, es sei für die Ehre der französischen Waffen nothwendig, zuvor Bac-Nigne oder Sontay zu nehmen, damit es nicht aussehe, als ob Frankreich vor den Chinesen zurückweiche, deren Kaiser Mitte November ein höchst kriegerisches Decret an den Vicekönig von Nanking erließ, worin er den Vormarsch der Franzosen auf Bac-Nigne als Friedensbruch bezeichnete. Demnach brachte der französische Minister bei der Kammer eine neue Creditforderung ein, wobei er Erklärungen über die militärische Lage in Tonkin gab und die Wiederaufnahme der Operationen ankündigte. Nach mehrtägigen Berathungen des Tonkinausschusses empfahl der Berichterstatter den Kammern die Bewilligung der verlangten 9 Mill. Frs. Am 7. Dec. begann dann die Tonkindebatte, und am 11. hatte die Kammermehrheit wie Ein Mann die erbetenen Credite bewilligt.

Mittlerweile arbeitete die englische Diplomatie im Interesse der Erhaltung des Friedens und in jenem ihres Landes, während gleichzeitig Deutschland den Großmächten die Aufstellung einer gemeinsamen Kanonenbootflotte vorschlug, um Leben und Eigenthum der in den chinesischen Küstenstädten wohnenden Europäer gegen etwaige Feindseligkeiten der Chinesen zu sichern; denn wiederholt war chinesischerseits die Drohung ausgesprochen worden, daß im Falle eines Krieges mit Frankreich nicht für die Sicherheit der Europäer eingestanden werden könnte. Berliner Organe bemerkten mit Recht, daß durch Drohungen nach Art der erwähnten nur Sympathien für Frankreichs civilisatorische Aufgaben in Tonkin wach gerufen werden können. Ferry hatte aber in seiner Antwort auf die Note vom 3. Nov. erklärt, der französische Feldzugsplan könne nicht mehr geändert werden. Tseng erwiderte darauf am 30. Nov., China betrachte nicht blos die Einnahme von Bac-Nigne oder Sontay als eine Kriegserklärung, sondern sogar jede Bewegung gegen beide Plätze, die zu einem Kampfe zwischen chinesischen und französischen Truppen führen würde, als einen casus belli, der ihn, Tseng, veranlassen würde, seine Pässe zu fordern. Wie wir wissen, nahmen die Franzosen diesmal keine Rücksicht auf die chinesischen Drohungen und eroberten das in der That von Chinesen besetzte Sontay, später sogar Bac-Nigne. In der Kammer brachte der Minister einen neuen Tonkincredit von 20 Mill. ein, dessen Genehmigung zu befürworten der Kammerausschuß am 17. Dec. einstimmig beschloß. Die Bewilligung ließ auch in der That nicht lange auf sich warten. Nachdem Sontay genommen war, zog sich Bramarbas Tseng nach England zurück, jedoch ohne seine Pässe zu verlangen, wie er gedroht hatte. Zuerst berief er sich darauf, von den Vorgängen in Tonkin noch keine officielle Kenntniß zu besitzen: eins der stets wiederkehrenden Kunststücke der chinesischen Diplomatie; dann aber machte er seinem ohnmächtigen Ingrimm Luft in einem an eine deutsche Zeitschrift („Deutsche Revue") gerichteten Schreiben, worin er, der bei der französischen Republik accreditirte Diplomat, die Erinnerung an Sedan wachrief und gelegentlich der Einnahme von Sontay von Straßburg und Metz sprach. Auch die übrigen europäischen Mächte durften erstaunt sein über die hochmüthige, an sie gerichtete Sommation, in der chinesisch-französischen Differenz zu interveniren, wie über die Persiflage, die er gegen ihre Weigerung zu einer Mediation richtete, und die lächerlichen Drohungen von Repressalien, vermittels

Digitized by Google

derer er sie gegen Frankreich aufzustacheln suchte. Offenbar sollten diese übrigens diplomatisch völlig werthlosen Kundgebungen Tseng's seine eigene Unruhe und Angst verdecken; denn der Tsung-Li-Yamen ist gegen unglückliche Diplomaten ungleich strenger als unsere europäischen Ministerien auswärtiger Angelegenheiten. En France on les décore, en Chine on les décolle.

Nachdem nun Sontay genommen, erklärten sich die französischen Blätter einstimmig gegen die englische Mediation zwischen Frankreich und China, zumal ein russisches Blatt, die „Nowoje Wremja" („Neue Zeit") als Weihnachtsbescherung die diplomatische Welt mit der sehr positiven Nachricht überraschte, daß die englische Vermittelung auf der Basis eines geheimen Vertrages erfolgen werde, welchen Tseng mit Lord Granville abgeschlossen habe und wonach sich China verpflichte, die 41000 Quadratkilometer große Insel Hainan an England abzutreten für den Fall, daß letzteres Frankreich zum Verzicht auf das das Thalgebiet des Rothen Flusses beherrschende Bac-Nigne bewege. Glücklicherweise waren aber diesmal die Franzosen entschlossen, den Erfolg von Sontay auszunutzen, sie sprachen sogar davon, ein Pfand zu verlangen für die pecuniären Verantwortlichkeiten, welche China ihnen aufgeladen, und erblicken in der aggressiven Haltung Chinas ein Recht zu solchem Verlangen. Die Operationen gegen Bac-Nigne begannen und zeigten, daß Frankreich die Drohungen Chinas mit einem „officiellen" Kriege nicht mehr fürchte. Und es that wohl daran. Man schätzte die Zahl der chinesischen Truppen in Bac-Nigne auf 15—20000; das war alles, was China nach dreimonatlichen Vorbereitungen hatte in Linie stellen können. In Hongkong selbst stimmte die öffentliche Meinung der Europäer darin überein, daß China ohnmächtig sei, und die Thatsachen haben ihnen recht gegeben; auch hätte man mit Verzweiflung ein Uebereinkommen gesehen, welches dem Himmlischen Reiche einen Theil der nördlichen Provinzen, d. h. der Bergwerksgegend abträte, auf welche die Colonisten große Hoffnungen setzten.

In Annam selbst hatten die Franzosen auch nach der Thronbesteigung des ihnen günstig gesinnten Königs Tai-Phu mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die annamitischen Mandarinen erwiesen sich immer feindseliger, sodaß der französische Ministerresident de Champeaux die unverzügliche Besetzung von Hue verlangte. Auch fanden beklagenswerthe Christenmetzeleien in der Umgebung von Hue, dann in der Provinz Phan-Hoa, zwischen Hue und dem südlichsten Arm des Deltas statt. Mehrere christliche Niederlassungen wurden zerstört. Von hochgestellten Mandarinen gedungene Banden durchzogen das Land mit dem Rufe „Tod den Christen, Tod den Franzosen!" dabei plündernd und mordend. Besonders scheint der annamitische Kriegsminister dabei betheiligt gewesen zu sein. So ließ z. B. in Phu-Kwang am Songma ein Militärmandarin am 1. Jan. 1884 einen annamitischen Geistlichen und sieben Katechumenen köpfen, die christliche Niederlassung niederbrennen und die andern Christen niedermetzeln. In Longtan tödteten die Bergschützen unter Führung eines Bandenhäuptlings einen Priester, massakrirten und verbrannten drei Dörfer; desgleichen am 2. Jan. Die Christen in der Umgebung von Turan verließen die Dörfer und begaben sich nach Quinhoa,

Digitized by Google

wo sie hofften Franzosen anzutreffen. Sobald Admiral Courbet von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, entsandte er ein Kriegsschiff, um die Christen zu beschützen. Auch besserte sich die politische Lage schon Anfang Januar 1884 sehr beträchtlich. Das französische Protectorat ward durch authentische Urkunde und in feierlicher Audienz, auf welche eine Privataudienz folgte, förmlichst anerkannt. Die Besetzung der Citadelle von Hue ward im Princip angenommen, was freilich nicht viel bedeuten will, solange es nicht de facto geschehen ist. Die Parteigängerbanden, welche das flache Land durchzogen, wurden unterworfen und ihre Führer verurtheilt. Der König ernannte auch zwei Bevollmächtigte, welche bei der Beruhigung der westlichen Provinzen von Tonkin behülflich sein sollen. Tricou, welcher, aus China abberufen, in Annam verweilte bis zur Ankunft des Generals Millot, um demselben über die Gesinnungen und die Haltung der annamitischen Regierung Bericht zu erstatten, erhielt vor seiner Abreise nach Europa vom König einen Brief, worin dieser den Wunsch ausdrückte, die französische Regierung möchte ihm doch eine Dampfschaluppe für seine Spazierfahrten schenken, und Tricou hofft, dieses Gastgeschenk werde dem jungen Fürsten gesandt werden, sobald alle Feindseligkeiten eingestellt sind. Und dies geschah mit überraschender Schnelligkeit. Als die Chinesen merkten, daß die Franzosen sich durch ihr Säbelgerassel nicht einschüchtern ließen, sondern unbehindert fortfuhren, einen wichtigen Platz Tonkins nach dem andern sich zu unterwerfen, lenkten sie in friedlichere Bahnen ein. Vicekönig Li-Hung-Tschang, das Haupt der chinesischen Friedenspartei, machte es der pekinger Regierung begreiflich, daß sie mit Frankreich zu einer friedlichen Verständigung gelangen müsse. Der großmäulige Mandarin Tseng, der wol die meiste Schuld an dem weit gediehenen Stand der Verwickelungen trug, wurde abberufen, und als nun in Tien-Tsin in der Person des Commandanten Fournier ein geschickter Unterhändler erschien, da waren die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches schlau genug, die neuerdings dargebotene Hand diesmal zu ergreifen und sich in das Unvermeidliche zu fügen. In dem Vertrage von Tien-Tsin, der im Mai 1884 zu Stande kam, gestand China den Franzosen nicht nur alles zu und noch mehr, als diese bei Beginn der Feindseligkeiten verlangt hatten, sondern verpflichtete sich auch, binnen drei Monaten einen besondern Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen. China erkannte das Protectorat Frankreichs über Annam und Tonkin an, während die definitiven Grenzen zwischen China und seinem bisherigen Vasallenreich noch einer spätern Regelung vorbehalten sind. Von einer neutralen Zone zwischen beiden Ländern ist nicht mehr die Rede, wohl aber werden die chinesischen Provinzen Kwangsi und Kwangtun (Kanton) dem französischen Handel erschlossen, und die Franzosen als nunmehrige Herren in Tonkin haben fürderhin alle Muße, durch die Wasserstraße des Rothen Flusses auch die Eröffnung Yünnans zu bewirken. China läßt sich also die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs auf einer weiten Strecke seiner Südgrenze gefallen. Klug waren die Franzosen jedenfalls darin berathen, daß sie China keine allzu harten Bedingungen stellten, nicht verlangten, daß es ausdrücklich auf sein Suzeränetätsrecht über Annam verzichte, und auch keine Geldentschädigung beanspruchten. Natürlich hatte

Digitized by Google

der Vertrag von Tien-Tsin auch einen Friedensvertrag mit dem Könige von Annam zur Folge, welchen dieser im Princip um so eher annahm, als ihm die zuletzt im Süden seines Reiches abgenommmenen Provinzen wieder zurückgestellt werden sollen. Dafür muß er selbstredend den Franzosen so viele anderweitige Vergünstigungen zugestehen, daß diese sich als eigentliche Herren jenes hinterindischen Reiches betrachten dürfen. So endete denn die so vielfach angefeindete tonkinesische Unternehmung mit einem glänzenden Siege der französischen Politik.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

In einer wohlfeilen Ausgabe, die indeß mit Ornamenten und Initialen von A. Schill geschmackvoll ausgestattet ist, sind Alfred Meißner's „Dichtungen" in vier Bänden erschienen (Berlin, Gebrüder Paetel). Meißner's „Gedichte" und besonders sein „Ziska" haben längst ihren festen Platz in unserer Nationalliteratur; auch sind schon einmal des Dichters „Gesammelte Werke" erschienen, in denen auch seine Gedichte und epischen Dichtungen Aufnahme gefunden haben. Die neue volksthümliche Ausgabe wendet sich an ein größeres Publikum und verdient insofern kritische Beachtung, als sie einiges Neue bringt, was auch noch nicht in den „Gesammelten Werken" zu finden ist. Hierzu gehören die „Herbstblumen. Elegien und Stimmen am Grabe einer jungen geliebten Gattin": man mag sie mit den Gedichten Geibel's an Ada vergleichen, von denen sie sich durch einen stark pessimistischen Zug unterscheiden, durch eine mit dem Schicksal rechtende Skepsis. Der Dichter preist das Glück seiner kurzen Ehe, die er eingegangen, als sich schon seine Lebenssonne am Wolkenrand neigte; er verzieh allen Stürmen einer rauhen Lebensfahrt, da er am Schluß die Süße gefunden, die ihm die Freuden gab:

Wie ein Wandeln unter Aehren,
Wo Cyanen dunkelblau
Ihre Augen zu uns kehren,
War dein Umgang, süße Frau.

Mit ihr hätt' er auf einem Stein, um den die Meereswogen trieben, glücklich sein können; doch sie erkrankte ... nicht Bitten, nicht Thränen, nicht Gebete halfen. Der Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung in diesen Gedichten hat etwas Ergreifendes; es sind keine wilden und rauhen Stimmen, wie die Gedichte Geibel's. Neu ist ferner im vierten Bande der Dichtungen die poetische Erzählung „König Sadal"; sie hat ebenfalls einen herben Zug, etwas wild Leidenschaftliches. Der Thrazierkönig, der die Tochter des Bildhauers von Korinth in sein rauhes Land als Gattin führt, ist ein Othello, der sein Weib in grausamster Weise peinigt und elend macht, sie mit Noth aus den Fluten rettet, in die sie sich stürzte, das Heiligthum der Artemis stürmt, in dem sie eine Zuflucht suchte, bis sie sich durch einen Dolchstoß das Leben nimmt und er sich in den Abgrund stürzt. Das unheimlich düstere, nachtgraue Colorit dieser Dichtung ist wohlgelungen, und wenn der Held die Wölfe Thraziens anruft, die grauen Hunde der großen Artemis, die er beleidigt hat, so befinden wir uns ganz im Banne der Stimmung, welche das Gedicht beherrscht.

Wir haben im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift einen literarischen Essay über Carmen Sylva, die Dichterin auf dem Throne, gegeben: seitdem ist wieder eine größere Gedichtsammlung derselben erschienen: „Meine Ruh'" (Berlin, A. Duncker). Da feiert sie ihr rumänisches mon-repos, ihren Wald, jenen prächtigen, von hohen Bäumen gebildeten Laubengang, den uns das Titelbild zeigt;

Digitized by Google

das ist die Stätte, wo die königliche Dichterin ihren Gedanken Audienz ertheilt: wie reich ihr dieselben zuströmen, das beweist der umfassende Band. Mit vollen Händen streut sie Sinn- und Denksprüche jeder Art aus: einige davon haben vielleicht eine etwas harte und stachelige Schale und sind in der Form nicht genug geglättet; doch es gibt auch glatte Perlen darunter, von schöner Rundung, die dem Schatzkästlein deutscher Spruchweisheit zur Zierde gereichen. Es geht ein Zug geistiger Autonomie durch diese Dichtungen, eine Verherrlichung freier Anschauungen gegenüber dem Hergebrachten. Man könnte sagen, daß einer Königin, bei ihrer hohen Stellung, leicht wird, auf vieles herabzusehen, wodurch die Tieferstehenden sich gebunden fühlen. Dies wäre aber eine einseitige Auffassung: der Zwang der Meinung macht sich gerade in jenen höhern Regionen gebieterischer geltend, und auch eine Königin hat das Recht, sich dagegen aufzulehnen und die Geisel der Satire über vieles zu schwingen, was sich an sie herandrängt, was sie umgibt. Gleich das erste Gedicht: „In aller Welt", ist eine sinnvolle Parabel, in welcher über die Lügenhaftigkeit der Menschen der Stab gebrochen wird. Ein indischer König will zu seinem Thronfolger nur denjenigen machen, dessen Mund nie die Lüge geschändet hat. Vergeblich geht er darauf aus, ein solches Menschenwunder zu entdecken; überall begegnet ihm die Lüge, endlich findet er einen goldlockigen Jüngling, mit einem Blick wie Sonnenschein, mit einem ernsten, reinen Munde; er glaubt am Ziel zu sein; da zeigt es sich, daß dieser Jüngling stumm ist. Auch andere mehr liederartige Gedichte haben sinnige Prägnanz, so das Lied von der „Asche", das man einen poetischen Sodomsapfel nennen könnte, der „Preis des Liedes", dem sich der Preis heitern Lebensgenusses anschließt, das „Echo", „Alpenglühen", die Decembergedichte und andere. „Niobe" ist eine schwunghafte antike Freske, „ein Bacchanal" mit seinen satirischen Lichtern, eine antikisirende Humoreske. Geistige Bedeutung ist allen diesen Gedichten aufgeprägt, wenn auch ihre Form nicht immer gleichmäßig geglättet ist, einzelne unreine Reime, Härten und zu herausfordernde Wendungen im Stil der kraftgenialischen Schule stören.

Den „Neuen Balladen" von Heinrich Vierordt (Heidelberg, H. Winter) muß man nachrühmen, daß sie den alten Gespensterplunder beiseite lassen und sich echt moderne Stoffe wählen: es kommt nur auf die Auffassung des Dichters und auf seine Gestaltungskraft an, um auch zeithistorische Themata für die Ballade zu verwerthen. Bei Chamisso, Uhland und Freiligrath finden sich die Anfänge dieser Richtung: Vierordt hat einige rühmenswerthe moderne Balladen geschaffen: „Die Tuilerienkinder" mit ihren geschichtlichen Perspectiven und den „Traum von Miramar", in welchem das Geschick des Kaisers von Mexico, Maximilian, mit stimmungsvollem Colorit geschildert ist. „Die Tuilerienkinder" verdienen allerdings wegen der knappen Fassung den Vorzug; „Der Traum von Miramar" hat schon den etwas weitern Faltenwurf der poetischen Erzählung. Eine mehr sociale Ballade nicht ohne eine gewisse wilde Kraft ist „Die Gottesräuberin".

Stoffe der Neuzeit hat sich Ernst von Wildenbruch in seinen „Dichtungen und Balladen" (Berlin, Freund u. Jeckel) nicht gewählt: sie haben alle dramatisches Mark und dramatische Kraft, aber auch jene Herbheit, welche den Dramen dieses Dichters eigen ist. Die meisten sind etwas breit ausgeführt und es fehlt ihnen die Prägnanz, welche volksthümlich sagenhafte Stoffe verlangen; statt des lyrisch austönenden Refrains findet sich meistens der dramatische Actschluß.

Die erste größere Dichtung: „Daniel in der Löwengrube", ist im Grunde ein Oratorium mit Chorgesängen, die bisweilen an diejenigen der attischen Tragödie erinnern. Sonst ist der biblische Psalmenton mit seinem eigenartigen Schwung gut gewahrt, obschon in einzelnen Wendungen allzu monoton. Stimmungsvoll und sprachgewaltig ist die Erzählung des Boten vom Sturm, der die Flotte des Mardonius am Vorgebirge Athos zerschellt. Die Balladen tönen zum Theil elegisch aus, wie „Jung Olaf" und „Der Emir und sein Roß", zum Theil sind

Digitized by Google

sie in Acte sich gliedernde Dramen, wie „Die Tochter des Inka", eine Erzählung aus dem von Pizarro eroberten Lande der Sonnenjungfrauen. „König Harald's Rosse" sind etwas zu weit ausgreifend für den angeschlagenen Ton der nordischen Balladen; „Schön-Adelheid" hat am meisten Fluß, Guß und Abschluß; der Stoff des „Hexenliedes" ist echt poetisch, würde aber in gedrängterer Fassung wirksamer sein. Die beiden hohenzollernschen Haupt- und Staatsactionen: „Belehnung des Burggrafen Friedrich I. von Nürnberg durch Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg" und „Huldigung der schlesischen Stände vor König Friedrich II. von Preußen zu Breslau", erinnern uns an die großen Gemälde, welche solche Actionen darzustellen pflegen: sie sind ein wenig steif feierlich und die Pointe des letzten Stoffes ist nicht drastisch genug herausgearbeitet.

Karl Wörmann's „Neue Gedichte" (Düsseldorf, L. Voß u. Comp.) sind die Ergüsse eines feingebildeten Künstlers und Kunstkenners, welcher eine große Zahl von Motiven aus der Geschichte der bildenden Kunst entnimmt. Edel und vornehm ist Haltung und Form dieser Gedichte; sie hat etwas von der marmornen Plastik, die in den Ateliers der Bildhauer, etwas von dem gefälligen Colorit, das in denen der Maler erstrebt wird. Alles Bizarre, Kraftgenialische liegt diesen Gedichten fern; freilich ist auch eine starke Eigenart kaum in ihnen zu erkennen. Der Dichter hat schon früher mehrere Sammlungen veröffentlicht: „Aus der Natur und dem Geiste" (1870), „Regel, Elegien und Oden" (1876). Die Balladen behandeln meistens antike Stoffe, wie „Das Wiedersehen von Menelaus und Helena in Troja", vielleicht der glücklichste Stoff von allen; denn der Sieg der Schönheit über alle Anklagen, Bedenken, moralische Erwägungen ist dichterischer Apotheose werth. Die Heldin der Ballade „Pankaspe" ist die Geliebte des Apollo und des Alexander; der Tod des Phidias wird in Terzinen von würdevoll getragener Haltung geschildert; dem Deinokrates, der sich die Freundschaft des Alexander durch den kühnen Plan erwirbt, den Riesenberg Athos plastisch auszumeißeln, sind ebenfalls stilvolle Terzinen gewidmet. Die ungarische Ballade „Der Csikos" ist frisch und temperamentvoll. „Ruisdael" ist eine melancholische Variation auf das alte Thema von des Künstlers Erdenwallen. Natur- und Landschaftsmalerei findet sich in den Alpensängen und den Liedern vom Rhein, doch diese wie die Liebeslieder und die Gelegenheits- und Festgedichte haben kaum eine eigenartige Physiognomie: besser steht dem Sänger die stilvolle Toga in den Michel-Angelo-Sonetten und den antiken Oden.

Nicht in so stilvollen Formen bewegt sich Georg von Oertzen in seiner Sammlung „Lieder und Leute" (Wismar, Hinstorff); für ihn ist Rhythmus und Reim nur eine gefällige Einkleidung der Gedanken über Welt und Leben, welche der Dichter in den verschiedensten, besonders den höhern socialen Kreisen und auf seinen Wanderungen in Ost und West eingesammelt hat. Er ist ein lachender Philosoph und seine Muse sprudelt von Sentenzen, wie sie in der neuen Sammlung in die Form der Ritornelle gekleidet sind. Dabei hat er eine satirische Ader, wie sie in der Abtheilung „Schatten" sich ausprägt, in welcher manche Auswüchse der socialen Welt mit rücksichtslosem Humor gegeiselt werden. Wo seine Lyrik sich in Liedern ohne epigrammatische Regel ergeht: da fehlt ihr etwas der melodische Reiz. Georg von Oertzen ist in vorgerücktern Lebensjahren noch deutscher Berufsconsul geworden und in dieser Stellung von Konstantinopel nach Neuyork, von dort wieder nach Südfrankreich versetzt worden: kein Wunder, daß seine Muse auch poetischen Staub von ihren Wanderschuhen schüttelt, der in der Abtheilung „In Siebenmeilenstiefeln" sich zu allerlei Reise- und Wanderbildern gestaltet.

An Stelle der frühern Taschenbücher sind jetzt die dichterischen Albums, die Dichterbücher getreten, die meist nach der provinziellen Zusammengehörigkeit der Poeten geordnet sind; denn dem ihr abgewendeten Zeitgeschmack gegenüber braucht unsere Lyrik einen festen Halt und Boden, ein ganz besonderes Publikum, auf

Digitized by Google

das sie von Haus aus rechnen darf: sonst verfliegt sie mit vergeblichem Aufschwung ins Blaue. So hat sich jetzt neben das „Münchener Dichterbuch" ein „Schwäbisches Dichterbuch", herausgegeben von Eduard Paulus und Karl Weitbrecht (Stuttgart, Bonz u. Comp.) gestellt. Schwaben ist ja von früher her als „Land der Gesänge" in Deutschland gefeiert, und so ganz ohne Epigonen konnte die schwäbische Dichterschule nicht bleiben. Beachtenswerth sind die Lebenszeichen der jüngern, freilich auch nicht mehr jungen Generation, die wir hier finden; Friedrich Vischer's geistreiche Gedichte mit überwiegender Reflexion und Satire, J. G. Fischer's oft knorrige Naivetät, oft sinniger Schwung: einige der hier mitgetheilten Hymnen gehören zu seinen besten Erzeugnissen. Von Wilhelm Hertz findet sich ein altdeutsches Sagengedicht in alliterirender Form: „Beowulfs Kampf mit dem Drachen"; von dem vor kurzem verstorbenen Dante-Uebersetzer Friedrich Notter zwei Charakterfresken: „Dante" und „Schamyl"; von Paul Gerok, dem christlichen Liedersänger, der diesmal nicht unter Palmen, sondern im Schatten des Oelbaums wandelt, eine stilvolle Dichtung: „Antigone"; mit gleicher Haltung ist „Arria" besungen. Von den beiden Herausgebern hat der eine, Eduard Paulus, einen philosophischen Torso: „Der neue Merlin", der andere eine moderne Erzählung in Versen: „Die Künstlerin", beigesteuert. Daneben läßt sich der große Chor derer, denen Gesang gegeben oder auch nicht gegeben ist, vernehmen: ist doch gerade in Schwaben von Meister Uhland der deutsche Dichterwald, in dem es von allen Zweigen tönt, gefeiert worden.

Der Professorenroman treibt in Deutschland immer neue Blüten. Nachdem George Taylor (Professor Hausrath in Heidelberg) in seinem „Antinous" zunächst den ägyptologischen Romanen von Georg Ebers Concurrenz gemacht hat, wetteiferte er in seinem historischen Roman „Klytia", der im 16. Jahrhundert spielt, mit den „Ahnen" von Gustav Freytag und in seinem neuesten Roman: „Jetta" (Leipzig, S. Hirzel) mit Felix Dahn's kleinen Erzählungen aus der Zeit der Völkerwanderung. Er bewegt sich also im Fahrwasser unserer erfolgreichsten Romanautoren, mit dem sichtbaren Streben, die Kränze dieser drei poëtae laureati auf seinem Haupte zu vereinigen. Er steht weder an intimer Kenntniß der von ihm geschilderten Epoche, noch an Darstellungstalent hinter ihnen zurück: doch ist die Physiognomie dieser archäologischen Romane eine so gleichartige, daß der Unterschied der schriftstellerischen Individualität nur in kleinen Eigenarten noch hervortritt. Im ganzen sind alle diese Werke nach derselben Schablone zurechtgemacht und das unbefangene ästhetische Urtheil hat gegen alle, gegen die ganze Richtung die begründetsten Einwendungen.

„Jetta" erinnert an Dahn's „Bissula", nur ist hier statt der Bärin eine Wölfin die Thiervignette. Dem Theologen schwebten wahrscheinlich die Apostel mit ihren Thieren vor: die Bärin Bissula's ist indeß ein zoologisches Singleton: in „Jetta" wirkt ein ganzer Chor grünäugiger Wölfe mit, der sich aber nicht blos reflectirend verhält, sondern energisch in die Handlung eingreift; denn die Heldin fällt zuletzt als ihr Opfer. Doch nicht blos durch diese Bilder aus dem Thierleben erinnert Taylor's „Jetta" an Dahn's „Bissula": die alamannische Geliebte des Ausonius, wenn sie auch hier ein sehr verändertes Gesicht zeigt, und der Dichter der „Mosella" kommen ja in beiden Romanen vor. Das hätte sich der lateinische Poet nicht träumen lassen, daß er so in den Fächern der Leihbibliotheken in Spiritus gesetzt werden würde. Taylor freilich macht aus ihm noch mehr eine Charge als Dahn, obschon er auch wieder einige der schönsten Stellen aus seiner Dichtung mittheilt.

In der Technik des Romans könnten indeß alle diese Romandichter der verschiedenen Facultäten sehr viel von den nicht rite habilitirten Erzählern lernen: sie verstehen fast alle nicht, von Haus aus eine auf bestimmte Ziele sich richtende

Digitized by Google

Spannung hervorzurufen und die Hauptgestalten von den Gruppen der Masse loszulösen. Das ist auch in Taylor's „Jetta" recht auffallend: bei dem Durcheinander, das in jener Epoche herrschte, wo Deutschthum und Römerthum, Christenthum und Heidenthum wie in einen Knäuel durcheinandergewirrt waren, tritt dieser Mangel doppelt scharf hervor. Wie in vielen, besonders den letzten Romanen von Ebers hebt sich erst in der zweiten Hälfte die Erzählung selbst aus dem culturgeschichtlichen Beiwerk und den aufeinandergehäuften Episoden in ihren Grundzügen klarer hervor. Jetta, die Tochter des römischen Comes Arator, wird die Gattin des Alamannen Rotharis: der Gegensatz zwischen dem civilisirten Römerthum und dem urwüchsigen Germanenthum spiegelt sich in ihrer Ehe. Sie hat etwas von einer Parthenia; aber der Sohn der Wildniß sperrt sie in ein deutsches Blockhaus und geht nach wie vor seine eigenen Wege. Jetta verläßt ihren Gatten und kehrt zu den Römern zurück: doch die Kaiserin Justina tödtet ihr Kind und der eigene Vater bei dem geheimnißvollen Mithrascultus ihren Gatten. Sie ruft die Alamannen zur Rache, hilft das Lager der Römer erstürmen; der eigene Vater schleudert den Wurfspieß auf sie, sinkt aber selbst, von einem Pfeil getroffen. Dann lebt sie als Einsiedlerin in einer Grotte, bis sie von den Alamannen selbst geächtet und dann von Wölfen zerrissen wird. Des Kaisers Sohn, Gratian, hatte ihr stets treue Liebe zugewendet: er kommt in ihre Grotte, um sie zu retten, ihr seine Liebe zu weihen: doch sie, welche ihn für mitschuldig hält an der Ermordung ihres Gatten, verspricht ihm ein Rendezvous in einer Kapelle im Walde, wo die Wölfe, wie sie weiß, in Scharen hausen. Inzwischen erfährt sie Gratian's Schuldlosigkeit, eilt ihm nach, um ihn zu warnen, und fällt selbst als ein Opfer der wilden Bestien.

Die ganze Geschichte ist ein Rattenkönig von Greueln; Taylor schüttelt die Tragödien nur so aus dem Aermel, doch den tragischen Katastrophen fehlt jede spannende Vorbereitung. Dabei herrscht überall die grellste Beleuchtung. Und dies Zauberwesen, in dessen Schilderung der Autor seine gelehrten Studien verwerthet, macht auf den unbefangenen Leser einen tragikomischen Eindruck: Kaiserin Justina treibt die geheimen Künste; Jetta ist eine Somnambule und eine Meisterin der Magie, und als dritte im Bunde erscheint die alte Hexe Phorkyas, eine routinirte Giftmischerin. Wäre nicht die Alamannin Bissula, die urwüchsig naiv und nicht so lorlehaft ist wie Dahn's Bärenheldin, das ewig Weibliche in dem Roman wäre durch lauter alte und junge Hexen vertreten. Dazu die Mysterien des Mithrascultus, die Taurobolien und Opferungen — wir bewegen uns in einer mit lauter abergläubischen Dünsten geschwängerten Atmosphäre. An Unwahrscheinlichkeiten fehlt es dabei nicht. Die Art, wie Kaiserin Justina das Kind Rotharis' bei ihren Beschwörungen durch Kohlendampf erstickt, in Gegenwart der eigenen Mutter, läßt diese, die Heldin des Romans, doch kaum als zurechnungsfähig erscheinen. Dann raubt Jetta das Kind der Kaiserin als Pfand für die alamannischen Geiseln. „Wenn diese nicht zurückgegeben werden", ruft sie der Kaiserin zu, „schlachten die Alamannen das Kind! Sonst aber geben sie's an mich, und du erhältst von mir sein Haupt, das du sprechen lehren magst." Jedenfalls eine eigenthümliche Art der Pression, welche die Kaiserin gewiß nicht zur Herausgabe der alamannischen Geiseln bewegen konnte.

Der Stoff der ganzen Erzählung ist durchaus abstoßend, und wir können es nur als eine Verirrung bezeichnen, wenn diese germanische Culturpoesie den ganzen Sumpf der alten Barbarei aufwühlt; im Grunde sind das nur gelehrte Räuber- und Gespenstergeschichten; das alles führt weitab von dem Wege, den die moderne Poesie gehen soll. Taylor besitzt indeß die Gabe lebendiger Schilderung; sein Stil ist frei von Manierirtheit, von gesuchten Archaismen, wenn auch umgekehrt hier und dort allzu moderne Fremdwörter das Colorit verderben. Am unglücklichsten ist er als Humorist: die seitenlangen Reflexionen der Wölfin haben nichts von der

Digitized by Google

Naivetät und dem Humor der alten Thierfabel. Die Freunde der Musenstadt am Neckar werden indeß noch eine ganz aparte Befriedigung aus dem Roman schöpfen; die Scenerie des alten Heidelberg zur Zeit der Römer und Alamannen ist sehr anschaulich und jedenfalls auf Grund genauer localhistorischer Studien geschildert, und wer an den Ufern des alten Nicer und Rhenus einige fröhliche Semester verlebt hat, wird bei der Lektüre dieses Wolfromans gewiß mit Vergnügen in das Netz der anmuthigen landschaftlichen Umgebung die Umrisse der römischen Umwallungen und vici und der alamannischen Blockhäusergruppen eingezeichnet sehen.

Gerhard von Amyntor, der sich auf verschiedenen literarischen Gebieten versucht, nachdem er mit seinen ersten Charakter- und Lebensbildern Erfolg errungen, hat jetzt einen Roman: „Ein Problem" (Basel, Schneider), erscheinen lassen, dessen Voraussetzung eine eigenthümliche Gewissensfrage ist. Ein alter Baron hat für sich und einen Gutsnachbar Lose einer großen Staatslotterie genommen, theilt ihm mit, welche Nummer er für ihn gezogen, verwechselt sie aber aus Versehen mit seiner eigenen. Nun gewinnt seine Nummer, d. h. die seines Nachbarn, 50000 Thlr., die andere geht leer aus: nach innerm Kampfe behält er das Geld und rettet sein Gut. Diese Unredlichkeit quält ihn noch auf dem Sterbelager: er theilt seinem Sohne das Geheimniß mit und verlangt sein feierliches Versprechen, die einzige Tochter des geschädigten Gutsnachbarn zu heirathen. Er heirathet sie auch, obgleich er ein anderes Mädchen lieben gelernt. Durch ihre eigene Schuld infolge eines Liebesromans, den sie mit einem Förster angezettelt, geht die junge Baronsfrau zu Grunde, und nun steht der Ehe des Barons mit seiner Geliebten nichts mehr im Wege. So oft schon sind in Romanen derartige unglückliche Ehen durch herbeibeschworene Todesfälle gelöst worden, daß man kaum noch eine Spannung auf den Ausgang hat: man weiß vorher, wie der Romanschriftsteller sich helfen wird, um alles ins rechte Gleis zu leiten. Davon abgesehen bewegt sich der Roman innerhalb der Schönheitslinien, die bei andern nur zu oft von effecthaschender Composition durchbrochen werden; namentlich die Bergmannstochter Sabine, des jungen Barons zweite Frau, ist eine anmuthende Zeichnung.

Zu den hinterlassenen Werken von Johannes Dewall gehört auch ein historischer Roman: „Katharina Ollsand" (3 Bde., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der in einer Zeit spielt, welche der Romandichtung einen willkommenen Hintergrund bietet und auch von vielen Dichtern: Gustav Freytag, Heinrich Koenig, Gustav vom See, gewählt worden ist, der Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland. Und zwar ist es das Schreckensregiment von Davoust in der Freien Hansestadt, was der gewandte Autor schildert. Die Berathungen und Verschwörungen der Patrioten, Straßenscenen, Bälle, Geschichten aus den alten Patricierhäusern und Spielhäusern, Schmugglerscenen aus jener Zeit der Continentalsperre, Pöbelscenen an der Douane und ähnliche Auftritte drängen oft die Schicksale der Heldin, der Wirthstochter des Pappelfährhauses, in den Hintergrund, obschon dieselbe von dem Autor mit vieler Vorliebe und nicht ohne psychologische Feinheit geschildert ist.

Eine eigenthümlich düstere Charakter- und Seelenstudie ist P. K. Rosegger's Roman „Der Gottsucher" (2 Bde., Wien, Hartleben); hoch auf den Bergen, in den Wäldern wohnt eine verwilderte Gemeinde, noch heidnischen Gebräuchen hingegeben, das Sonnenwendefest feiernd, während das Kloster im Thal ihr einen Seelsorger geschickt hat, der zugleich als Vogt über ihr waltet und gegen die alten Gebräuche mit schneidender Schärfe vorschreitet. Da beschließt die Gemeinde in höchster Erbitterung, den Pfarrer zu tödten; es wird darum gelost, wer den Beschluß ausführen soll. Wahnfried zieht das Los und schlägt den Geistlichen am Altar nieder; dann flüchtet er in die Wälder. Ueber die Gemeinde wird Acht und Bann verhängt; da werden ihre Mitglieder zu zügellos wilden Gesellen, zu Dieben und Räubern. Wahnfried kehrt zurück, er will ihnen einen neuen Gott

Digitized by Google

geben, führt den Cultus des Feuers ein und verbrennt, als das Fest im Gange ist, den hölzernen Bau, sich selbst und die Genossen. Der Stoff hat etwas fremdartig Unheimliches, phantastisch Wildes; aber die Behandlungsweise ist sehr stimmungsvoll, sodaß man im Banne der Erzählung bleibt. Die landschaftlichen Schilderungen athmen den würzigen Waldduft der Rosegger'schen Muse.

Ein sensationelles Thema behandelt Karl Emil Franzos in seiner Erzählung „Der Präsident" (Breslau, Trewendt). Der Vater hat über seine Tochter zu richten, die ihr Kind gemordet hat: das ist die eigentliche Handlung des Criminalromans. Dieser Vater, der Präsident, hat früher eine Gouvernante verführt und verlassen, obschon er seinem Vater wiederum, der in einer ähnlichen Lage ein tief unter ihm stehendes Mädchen heirathen mußte, das Versprechen gegeben, nie eine Bürgerliche zu lieben und zu heirathen. Der Conflict im Herzen des Präsidenten bildet den Angelpunkt der Geschichte; er ist mit vieler psychologischer Freiheit herausgearbeitet. Er hilft seinem Kinde zur Flucht, sichert ihm in Amerika eine gute Lebensstellung und bietet sich dann selbst dar als Sühne für das verletzte Recht. Und als diese Sühne verschmäht wird, nimmt er sich das Leben. Es ist ein grelles, aber ergreifendes sociales Bild.

Eine productive Schriftstellerin ist die unter dem Pseudonym Moritz von Reichenbach schreibende Gräfin Valeska von Bethusy-Huc: man merkt ihr die Lust am Fabuliren an; natürlich reiht sie Begebenheit an Begebenheit und weiß durch das ungezwungene Fortspinnen des aufgegriffenen Fadens den Antheil der Leser festzuhalten. Episches Verweilen ist nicht ihre Sache, sie liebt die Sprünge über Zeit und Ort und geht nicht gerade haushälterisch mit ihren Erfindungen um. Das beweist auch ihr neuester Roman: „Durch" (2 Bde., Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Er hat zwei Helden, den Grafen Bogdan und den Tischlerssohn Georg, und beide ringen sich durch wechselvolle Schicksale zum ersehnten Ziele durch. Hindernisse aus dem Wege zu räumen ist die Dichterin wohlwollend genug. Bogdan hat eine Künstlerin geheirathet, mit welcher er in keiner glücklichen Ehe lebt; sie geht ihren Vergnügungen nach, während sein Herz und seine Neigung einer Verwandten, der jungen Asta gehört. Diese heirathet indeß den Grafen Walter Hochstein, obschon auch sie Bogdan liebt. So stehen beide einander ferner als je; doch die Verfasserin weiß Rath. Die Gräfin stirbt infolge eines Sturzes bei einer Hetzjagd in Rußland, wohin sie der Einladung einer Freundin gefolgt war; Walter, im Feldzuge von 1866 schwer verwundet, siecht dahin und stirbt zuletzt an den Folgen der Wunde. So hindert nichts den Grafen Bogdan, der die zwei großen Kriege ritterlich durchgekämpft, am Schluß Asta als Gattin heimzuführen. Seine erste Frau hat ihm ein Kind untergeschoben, das Kind ihrer Kammerfrau, Nina, ein häßliches Kind, das sich aber im Laufe des Romans unter dem Zauberstabe der Dichterin verschönt. Wie sich indeß jene Kindesunterschiebung zugetragen: darüber wird uns nichts Näheres berichtet: gleichwol erfordert eine solche einen weit größern Aufwand von Listen als eine Kindesvertauschung. Als Nina erfährt, daß sie nicht des Grafen Kind ist, verläßt sie das Schloß: des Tischlers Sohn Georg, der schon traulich mit dem Kinde verkehrt, trifft mit ihr auf der Reise nach Paris zusammen: beide lernen sich lieben. Doch Nina wird in ein Netz von Abenteuern verstrickt, bei denen der frühere Geliebte der Gräfin, Manoli, ein etwas ungeschickter Don Juan, eine Hauptrolle spielt. Georg muß an der Geliebten zweifeln; doch von dem verwundeten Manoli erfährt er, daß sie unschuldig, und da die Grafenkrone von ihrem Haupte verschwunden, steht ihrer Ehe nichts mehr im Wege. Das ist alles frisch und resolut erzählt, ein Abenteuer löst das andere ab; man ist bald in Schlesien, bald in Rußland oder Paris; die beiden großen Kriege spielen mit in die Handlung herein und geben der Verfasserin Anlaß zu patriotischem Aufschwung. Auch die sociale Frage wird gestreift. Die Abenteuer der Gräfin, des Manoli, der Französin

Digitized by Google

Stelleau sind an und für sich pikanter Natur; doch die Autorin, treu ihrem Sinnspruch „Durch", sieht nicht viel zur Rechten und zur Linken, berichtet das alles nur und schildert es nicht, sodaß die Familienlektüre keine Gefahr läuft. Ihre Kenntniß des high life, ihre vielseitige Bildung kommen ihr bei Stoffen wie der vorliegende sehr zu statten; es fehlt nicht an anmuthigen Schilderungen, und die Charaktere sind zwar nicht sehr vertieft, aber correct gezeichnet. Ein anderer kleinerer Roman: „Auf Umwegen" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) spielt in bürgerlichen Kreisen, meistens in Dresden und Leipzig. Beide Romane könnten ihre Titel vertauschen; denn auf Umwegen kommen auch Bogdan und Georg zu ihrem Glück, und „Durch" ist auch die Losung von Erich, der zuletzt mit seiner Gerti glücklich wird. Die Erzählung enthält manche hübschen und ansprechenden Genrebilder. Die Potiphar Daniela und der Professor Demmler sind mit lebhaften Farben geschildert. Wiederum sind pikante Scenen nur gestreift: hinter den lakonisch harmlosen Worten: „er bleibt", lauert ein ganzer neufranzösischer Ehebruch.

Alfred Meißner's Roman „Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810, 1811" (Zürich, Schmidt) ist, wie wir aus seiner Selbstbiographie entnehmen, die Behandlung einer Episode aus dem Leben seines Vaters. Das romanhafte Interesse knüpft sich an das Verhältniß des Malers Norson zu seinem Modell Benedetta, die er wegen seiner Braut Nora im Stiche läßt und von welcher er aus Rache erschossen wird. Das Werk ist in seiner Eigenart, in seiner Mischung von Tagebuchblättern, Kunsturtheilen, Gemäldeschilderungen, historischen Darstellungen mit dem eigentlichen Roman ein Tragelaph auf dem Gebiete der erzählenden Literatur.

In Robert Byr's Roman „Andro" (3 Bde., Jena, Costenoble) ist der Held ein ungarischer Gutsbesitzer, der in die Hände eines Wucherers fällt und von diesem gänzlich zu Grunde gerichtet wird. Der Wucherer will ihn retten, wenn er dessen Tochter Susanne heirathet, die ihn liebt; doch er weist solche Hülfe zurück, gründet sich aus eigener Kraft eine neue Existenz, und dann erst reicht er Susanne seine Hand. Andro's zweifelhafte Herkunft, die ihm enthüllt wird, spielt mit in die Handlung herein. Diese Geschichte unverschuldeter Passion, einer aus allen Wurzeln gerissenen Existenz zeigt uns zugleich die Wiedergeburt durch tüchtigen Willen und thätige Kraft. In die Handlung sind ansprechende Genrebilder aus dem magyarischen Leben verwebt.

Die Grenzen zwischen Roman und Novelle erscheinen schwankend, wenigstens wo es sich um die Grenzbestimmungen handelt, welche die Schriftsteller selbst geben. Manche größere Novelle wird als Roman bezeichnet; einer Erzählung, die in einem selbständigen Bändchen erscheint, gibt ein solches Etikett mehr Gewicht. Ein Novellist de pur sang, der die intimsten Anforderungen der von ihm seit Jahren gepflegten Novelle kennt und beachtet, ist Paul Heyse, von welchem eine sechzehnte Sammlung unter dem Titel „Buch der Freundschaft" (Berlin, Hertz) vorliegt. Die erste Novelle: „David und Jonathan", enthält treffliche Charakterzeichnungen; über das Ganze ist eine weiche rührende Stimmung gebreitet, deren Träger der arme Architekt Jonathan und die verführte Tochter der Wäscherin sind. Etwas barock ist die zweite Novelle: „Grenzen der Menschheit"; sie behandelt die Freundschaft zwischen einem Riesen und einem Zwerge. Dergleichen abnorme Stoffe liebte die romantische Schule, und in der That würde Amadeus Hoffmann den Stoff der Heyse'schen Novelle sehr mundgerecht gefunden haben, um so mehr, als die Katastrophe, der Tod des Zwerges, der von einem Nebenbuhler an die Wand geschleudert wird, grell genug, und die Leichenklage des in seiner Trauer dahinsterbenden Riesen hyperromantisch ist; die dritte Novelle: „Nino und Meso", ist in einer bisweilen von Heyse beliebten Manier, dem altitalienischen Chronikenstil gehalten, in welchem das Hochtragische, wie hier der Tod zweier Freunde auf dem

Digitized by Google

Schaffot, durch eine gewisse Naivetät gemildert wird. Das Novellenbuch enthält viel Feines und manche geniale Kühnheit, zeigt aber doch eine bedenkliche Vorliebe für das Aparte, sowol in Bezug auf die Wahl des Stoffes, wie in der zweiten Novelle, als auch auf die Art der Darstellung, wie in der dritten.

Meisterhafte Schilderungen aus der Rococozeit und dem Leben auf den französischen Schlössern enthält die Novelle „Chambord" von Karl Frenzel. In Bezug auf die Ausführung des decorativen Hintergrundes wetteifert der Autor mit dem Verfasser der „Gräfin Châteaubriand" und der „Französischen Lustschlösser", Heinrich Laube. Wie heimisch Karl Frenzel im Culturleben jener Epoche ist, soweit es sich auf französischem Boden abspielt, hat er in seinen größern Romanen „Watteau" und „Voltaire" bewiesen. Die Heldin der Novelle „Chambord" ist die Madame Favart der Offenbach'schen Operette; der Faden der Erzählung bewegt sich durch eine Welt bunter Abenteuer; die Charaktere sind gut contrastirt, der sinnlich leidenschaftliche Moritz von Sachsen und der maßvoll edle Hugo von der Busche, Justine und Jeanne la Royale. In der neuen Zeit spielen die „Zwei Novellen" („Verjährt", „Die Wohlthäterin") von Karl Frenzel (Leipzig, Bernhard Schlicke). Die Heldin von „Verjährt" ist ein älteres Fräulein, welches einen frühern, ihr untreu gewordenen Verehrer mit edler Entsagung schont und rettet, indem sie compromittirende Actenstücke verbrennt, sodaß er eine neugewonnene junge Liebe heimführen kann. Interessanter ist „Die Wohlthäterin", eine gelungene Charakterstudie und durchaus spannend entworfen, indem immer neue Lichter auf dies Bild und die dunkeln Vorgänge fallen, welche den Ausgangspunkt der Handlung bilden. Der Ton des Ganzen ist sehr dunkel gehalten, nicht ohne gespenstigen Anflug.

Im Stil von Scheffel's „Ekkehard", zugleich mit Anklängen an Stifter's schönselige Naturmalerei hat Karl Erdmann Edler zwei Novellen geschrieben: „Wilfried" und „Peire de Cinqtors" (Leipzig, Bernhard Schlicke), in denen ein unverkennbares Talent sich ausspricht; freilich hat der Ton, in dem beide gehalten sind, bisweilen etwas Süßliches und Schwülstiges, dagegen auch, wo es den Ausdruck schwärmerischer Empfindung gilt, eine intensive Leuchtkraft, welche „den Sinn gefangen nimmt". „Wilfried" ist eine Kloster- und Malernovelle, die sich fast ganz im Bereich träumerischer Innerlichkeit hält. Weniger überschwenglich ist „Peire de Cinqtors"; die junge Frau Alienor, die verführerische Waldfee, ist eine sinnlich-üppige Heldin. Einzelne Naturschilderungen in beiden Novellen sind überaus stimmungsvoll; im ganzen aber halten wir die Rückkehr zu Fouqué's männiglichem Ton und ritterlicher Sentimentalität nicht für sehr erbaulich, und möchten Edler's Begabung einmal auf andern Bahnen wiederfinden.

Einige interessante Novellen enthält auch die von Alfred Friedmann herausgegebene „Bibliothek für Ost und West" (Berlin, Wien und Leipzig, Hugo Engel), die es sich zur Aufgabe gemacht hat, den geistigen Verkehr zwischen Ost und West zu vermitteln, auch aus der ungarischen, polnischen, russischen, südslawischen, rumänischen Literatur das Gewählteste zu bringen. Von Eduard von Bauernfeld, dem beliebten feinen Lustspieldichter, bringt die „Bibliothek" einen „Novellenkranz", der außer einer modernen Novelle auch eine mittelalterliche, „Die Schutzheiligen" und eine aus dem Feenreiche, „Die letzte Fee", enthält. Wenn indeß auch die letztern manches Ansprechende enthalten, so geben wir doch der erstern: „Die Stufenjahre", den Vorzug, wie wir etwa „Bürgerlich und Romantisch" nicht mit dem „Landfrieden" in Eine Linie setzen wollen. Im „Baron Norbert" hat der Autor einen fashionabeln Don Juan, einen ältern Lebemann gezeichnet: ein Typus, der ihm so wohl gelingt. Die Frau Präsidentin ist ebenfalls ein interessanter Charakterkopf, und die psychologische Führung der Handlung, deren Agens der halb bankrotte schlesische Edelmann ist, erscheint durchaus glaubwürdig. Auch ist die geistige Stimmung der Zeit, in welcher die Handlung spielt, am Anfang der

Digitized by Google

vierziger Jahre, wohl getroffen: Schelling und die Naturphilosophie, Bulwer und seine Romane, die Polenbegeisterung in Politik und Lyrik, lauter der heutigen Generation ziemlich fremde geistige Mächte und Richtungen, beherrschten die damalige Zeit. Der Dialog Bauernfeld's ist in der Novelle so fein und gewandt wie in seinen Lustspielen.

Wenn er uns eine künstlerisch begabte weibliche Natur schildert, die aus dem Bande der Ehe hinausdrängt: so gibt uns Joseph Weilen in seiner „Daniela" den Pendant dazu. Hier ist es ein künstlerisch strebender Mann, der aus der Ehe hinausstrebt und von seiner tapfern geistesstarken Frau, Daniela, wieder zu seinem eigenen Glücke eingefangen wird, um so mehr, als sein Talent zu selbständigen und werthvollen Schöpfungen nicht ausreicht. Joseph Weilen, der von der Tragödie herkommt, wie Bauernfeld vom Lustspiel, hat schwerere Accente als dieser. So ist auch die Gestalt Bachmayer's, des verkommenen Musikgenies, tragisch ergreifend; nur mit der Schilderung der Grazie, welche den Baron Waldemar so lange bestrickt und berückt, hat es sich der Autor etwas zu leicht gemacht. Diese Elsa mochte immerhin des Barons unwürdig sein, doch konnte ihr Porträt edlere Zügen tragen; es ist eine gar zu gewöhnliche Theaterroutinière. Desto gelungener ist das Charakterbild Daniela's: das ist eine edle, tüchtige Frauengestalt und dabei nicht nach der Schablone gezeichnet.

Die „Bibliothek für Ost und West" bringt außerdem „Ausgewählte pariser Briefe" von Max Nordau, in denen besonders die mit Alfred Meißner's neuestem Urtheile übereinstimmende Zeichnung von Frau Mathilde Heine sowie die energische Zurückweisung des Attentats auf Goethe, dessen sich Barbey d'Aurevilly schuldig gemacht hat, von besonderm Interesse sind. Ferner „Blätter im Winde" von Ferdinand Groß, eine Reihe pikanter Skizzen aus Gesellschaft und Literatur mit feinen Pointen, lebendige Reisebilder aus Tirol, Italien, England von Johannes Nordmann, „Unterwegs", „Wiener Genrebilder", „Aus dem Kleinleben der Großstadt" von S. Chicavacci u. a.

Auf dem Gebiete der Biographie und Memoirenliteratur steht der unermüdliche Apostel des Fürsten Bismarck, Moritz Busch, mit seinem voluminösen Werke „Unser Reichskanzler" (2 Bde., Leipzig, Grunow) in vorderster Reihe. Er bringt überaus zahlreiche Mittheilungen aus dem Leben des großen Staatsmannes, und dies Leben ist interessant, wo man es packt. Der Archivar und Eckermann Bismarck's hat mit Bezug hierauf leichte Arbeit: nur hat er sich dieselbe wol etwas zu leicht gemacht. Sehr vieles aus den Tischgesprächen gemahnt uns wohlbekannt: Busch räumt das ein, doch er wollte hier ein vollständiges, erschöpfendes Buch über Bismarck liefern, das seine frühern Vorstudien in sich aufnehmen muß. Davon abgesehen ist aber die Verarbeitung des reichhaltigen Materials wenig künstlerisch und pragmatisch: Bismarck's Politik gegenüber Oesterreich, Frankreich, Rußland, der Kirche wird in selbständigen Kapiteln behandelt; dabei sind Wiederholungen unvermeidlich; der Ueberblick über die Zeitgeschichte in ihrem Zusammenhang geht verloren. Auch wird vieles mitgetheilt, was aus Poschinger's Schrift „Preußen im Bundestage" entnommen ist. Neu sind einige diplomatische Indiscretionen, namentlich über den Versuch Bismarck's, sich mit Oesterreich vor dem Kriege von 1866 zu verständigen, und zwar auf Grundlage eines gemeinsamen Angriffes auf Frankreich. Die mehr anekdotischen Kapitel sind jedenfalls origineller und werthvoller.

Die biographisch-kritischen Essays von Leopold Katscher: „Charakterbilder aus dem 19. Jahrhundert" (Berlin, Dümmler), sind feinsinnig entworfene Porträts neuer Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Mit besonderer Vorliebe ist das Porträt von George Sand gezeichnet. Ueber George Eliot sind die neuesten wichtigen Angaben und Mittheilungen benutzt. Wenig geschmeichelt ist das Bild

Digitized by Google

von Harriet Martineau. Eingehend wird Taine's Leben und literarisches Schaffen geschildert: Katscher ist ja ein gewandter Uebersetzer des französischen Philosophen. Außerdem enthält die Sammlung Essays über Alfred de Musset, den englischen Freidenker Charles Bradlaugh und den dänischen Märchendichter Hans Andersen.

Politische Revue.

18. Juni 1884.

Nachdem der Reichstag durch seine Abstimmung über das Socialistengesetz dem Damoklesschwert der Auflösung entgangen ist, das über ihm hing, wird er für den Rest der Session durch die Berathung und Entscheidung über hochwichtige Vorlagen in Anspruch genommen.

Ein kirchenpolitischer Antrag darf in keiner Session fehlen; die Führer des Centrums sorgen dafür, daß diese Frage stets im Fluß bleibt und daß keine Stagnation eintritt. Diesmal hatten sie sich eines guten Erfolgs zu erfreuen.

Der Windthorst'sche Antrag, welcher die Aufhebung des Gesetzes über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern vom 4. Mai 1874 verlangt, wurde am 11. Juni in zweiter Lesung mit ansehnlicher Mehrheit, der entscheidende erste Paragraph mit 217 gegen 40 Stimmen angenommen. Das Centrum, die Deutschfreisinnigen, die Socialdemokraten stimmten geschlossen dafür, von den Deutschconservativen die Mehrheit. Die Nationalliberalen, einige Deutschconservative, die Mehrzahl der Reichspartei dagegen. Windthorst erläuterte seinen Antrag, der schon früher einmal die Majorität des Hauses gefunden, während der Bundesrath sich weigerte, ihm zuzustimmen, nur mit wenigen Worten, um eine erregte Debatte zu vermeiden. Gleichwol blieb diese nicht aus; im Gegentheil, der Antrag gab Anlaß zu den heftigsten Angriffen auf die nationalliberale Partei, welche freilich durch den Redner der letztern hervorgerufen wurden. Abgeordneter Hobrecht suchte in längerer Rede die frühere und jetzige Haltung seiner Partei gegenüber dem Gesetze von 1874 zu rechtfertigen. Dasselbe enthalte recht bedenkliche Bestimmungen; andere dagegen seien weise, milde und human — Aeußerungen, die einen Sturm des Centrums erregten. Hobrecht sieht in dem beantragten Beschluß einen Eingriff in die kirchenpolitische Gesetzgebung eines Einzelstaates. Das preußische Gesetz vom vorigen Jahre habe kein Entgegenkommen der Kirche bewirkt, das aggressive Verhalten der Centrumspartei jeden Schritt zur gegenseitigen Verständigung und Versöhnung erschwert. Durch Annahme des Antrages werde die Aussicht auf Wiederherstellung eines friedlichen Zustandes erschwert. Abgeordneter von Minnigerode spricht für Aufhebung des Gesetzes, das durch die neuern preußischen Gesetze fast ganz gegenstandslos geworden sei. Abgeordneter von Jagdzewski nennt es das anerkanntermaßen exorbitanteste Gesetz, welches das Deutsche Reich hat. Staatssecretär von Bötticher sucht die Anklage des polnischen Abgeordneten, daß die Diöcese Posen-Gnesen mit besonderer Härte behandelt würde, zu entkräften. Darauf ergriff Abgeordneter Richter das Wort für Beseitigung des Gesetzes und wandte sich mit gewohntem schneidenden Sarkasmus gegen Hobrecht und die Nationalliberalen: die Partei hülle sich in ein vollständiges Geheimniß der kirchenpolitischen Gesetzgebung gegenüber wie bei der erhöhten Börsensteuer, die sie mit Begeisterung verlange. In dem weitern Rededuell mit Hobrecht, in welchem dieser nicht sehr glücklich war, nannte ihn Richter den Führer der Partei, spricht der letztern jede Art von Initiative ab und meint, daß sie durch persönliche Rücksichten gegen den Kanzler geleitet werde in einer Weise, die nicht sachlich gerechtfertigt sei. Die Kriegs-

Digitized by Google

erklärung der Deutschfreisinnigen gegen die Nationalliberalen nach ihrer Reconstruirung durch das Heidelberger Programm konnte nicht schärfer formulirt werden.

Am 10. Juni fand die Debatte über den Ackermann'schen Antrag statt, welcher die Befugniß zum Halten von Lehrlingen einschränken will. Nicht allen Nichtinnungsmeistern soll diese versagt, doch den Behörden gestattet sein, im gegebenen Falle eine solche Maßregel anzuordnen. Für den Antrag sprachen, außer Ackermann, Windthorst und Kleist-Retzow, der sein parlamentarisches Schlachtroß wie immer muthig tummelte; gegen denselben vor allem Meyer und Baumbach, welcher letztere gegen das Bestreben polemisirte, die Zwangsinnung durch eine Hinterthür einzuführen und den Antrag ein Requisit des conservativ-klerikalen Wahlapparats nannte. Bei der Abstimmuug wurde er mit 157 gegen 144 Stimmen angenommen, Deutschfreisinnige und Nationalliberale stimmten diesmal zusammen dagegen.

Am 11. Juni wurde über den Antrag Ackermann auf Errichtung von Gewerbekammern debattirt: der Antragsteller hat, wie es scheint, die Revision der Gewerbeordnung zu seiner Specialität gemacht. Die Debatte kam indeß an diesem Tage zu keinem Resultat. Abgeordneter Richter, der jetzt in besonders kampflustiger Stimmung ist, erging sich in seinen beliebten Angriffen auf den Reichskanzler. Am 12. Juni wurden in aller Breite einige Formfragen verhandelt, besonders über die Stellung des preußischen Kriegsministers, welcher kaiserliche Ordres gegengezeichnet hatte. Rickert und Richter sprachen von Verletzung der parlamentarischen Rechte: Windthorst stellte den Antrag, den Antrag der Commission auf Dechargirung nochmals an dieselbe zurückzuverweisen: Fürst Bismarck schloß sich diesem Antrage an. In den Verhandlungen über die Subvention von Postdampfschiffverbindungen mit überseeischen Ländern aus Reichsfonds am 14. Juni traten sich wieder die beiden volkswirthschaftlichen Parteien entgegen, von denen die eine vom Staat eine frische und freie Initiative und ein zweckvolles Eingreifen auf diesem Gebiete verlangt, während die andere dies aufs entschiedenste perhorrescirt. Generalpostmeister Stephan vertheidigte den Entwurf, der nach seiner Ansicht mit nationalökonomischen Principien nichts zu thun habe, keine industrielle Thätigkeit durch directe Staatsprämien unterstützen wolle, sondern nur auf dem Boden des praktischen Bedürfnisses stehe. Deutschland werde dadurch unabhängig von Frankreich und England gemacht. Directe Postdampferlinien mit China, Japan und Australien müßten als ein wirksames Mittel zur Anknüpfung und Erweiterung directer Geschäftsverbindungen, zur Steigerung des Werthes der einheimischen Production, der Ausdehnung des Exports betrachtet werden. In zehn Jahren würden wir schon so bedeutende Ergebnisse erzielt haben, daß man gar nicht begreifen würde, wie es möglich gewesen, daß sich eine Stimme gegen diesen Vorschlag habe erheben können. Als Bamberger das Wort ergriff, da wußte man bereits, daß die Freisinnigen dieser Vorlage das gleiche Los wie der Samoafrage bereiten wollten. Mit seiner gewohnten geistigen Gewandtheit und Geschmeidigkeit bekämpfte in der That der Abgeordnete Bamberger dieselbe in längerer Rede; er protestirte gegen das Opfer von 45 Mill., das den Steuerzahlern auferlegt werden solle: dem deutschen Handel fehle nicht die nothwendige Verbindung; wir könnten nicht von ihm verlangen, daß er sich nur deutscher Schiffe bediene: das würde für ihn verderblich sein. Der Reichstag könne der Regierung zum mindesten nur dann Vollmacht ertheilen, wenn sie ihm einen festformulirten Vorschlag mit Zeitbestimmung, mit Angabe der Formen, Bedingungen und Preise vorlege. Bamberger protestirt gegen die Verstaatlichung der Rheder. Fürst Bismarck bittet den Redner, wenn er die Reichsregierung in Behandlung nehmen will, dies in kleinern Dosen zu thun. Man könne von der Regierung nicht verlangen, daß sie beweise, die Ausgaben seien nothwendig und nützlich: wer nicht davon überzeugt sei, der könne es hier in den wenigen Stunden nicht werden. Die Beweislast liege nicht der Regierung ob, sondern sie habe nur die Anregung zu geben zur gemeinschaftlichen Prüfung solcher

Digitized by Google

Fragen. Er selbst sehe nicht ein, warum Deutschland nicht das thun sollte, was andere Nationen thäten; nur deshalb nicht, weil wir die klugen Deutschen sind, die alles besser wissen, weil wir so viel gelehrte und so gute Redner haben? Graf Holstein sprach noch wärmer für die Vorlage, ebenso der sachkundige Abgeordnete Meier aus Bremen, Richter nicht mit gewohnter Schärfe dagegen. Die Vorlage ward der Budgetcommission überwiesen.

Am 16. Juni begannen die Debatten über die Unfallversicherungsvorlage, an deren Prüfung die Commission die größte Mühe und Sorgfalt verwendet hat: sehr voluminös ist das Actenstück, welches ihre Beschlüsse enthält. Leider können wir heute noch nicht das Resultat der zweiten Lesung mittheilen; jedenfalls ist es schon sicher, daß die Vorlage mit geringen Modificationen angenommen werden wird. Am 16. Juni wurden die drei ersten Paragraphen der Vorlage genehmigt: alle Anträge auf eine Ausdehnung derselben auf weitere Arbeiterklassen abgelehnt. Die Socialdemokraten plaidirten für die weiteste Fassung, die alle Arbeiter und Arbeiterinnen einschließt; Dr. Barth will die Arbeiter, die in der Land- und Forstwirthschaft, im Handwerk-, Speicher- und Kellereibetriebe und bei der gewerbsmäßigen Beförderung beschäftigt sind, mit aufgenommen wissen. Minister von Bötticher erklärt, daß eine allmähliche Ausdehnung des Gesetzes in den Absichten der Regierung liege. Die von den Nationalliberalen beschützten Schornsteinfeger wurden indeß schon jetzt in den Rahmen des Gesetzes mit aufgenommen. Am 17. Juni wurde der Antrag, die Carenzzeit auf vier Wochen herabzusetzen, und der Antrag Barth auf Zahlung einer Rente an den Verunglückten schon vom dritten Tage an abgelehnt und der Commissionsentwurf bis zu §. 8 unverändert angenommen. Die Berathung bewegt sich bisher in ruhigen Gleisen und ohne tendenziöse Abschweifungen.

Der preußische Staatsrath ist nun vollständig reactivirt. Durch Erlaß des Königs vom 20. April war seine Wiedereinberufung befohlen worden; jetzt ist durch Erlaß vom 11. Juni der Kronprinz zum Präsidenten der Körperschaft, der Reichskanzler zum Vicepräsidenten, der Unterstaatssecretär im Ministerium für Handel und Gewerbe von Moeller zum Staatssecretär des Staatsrathes ernannt worden. Unter den ernannten Mitgliedern befindet sich der Präsident des Deutschen Reichstages, von Levetzow, außerdem Gneist, von Bennigsen, Miquél, Freiherr von Minnigerode und Schorlemer-Alst, der Herzog von Ratibor, die Grafen von Frankenberg, Henckel von Donnersmarck und Limburg-Stirum, die Staatssecretäre Schelling und Stephan, Unterstaatssecretäre und hohe Beamte aus den verschiedensten Ministerien, Oberlandesgerichts- und Regierungspräsidenten, vier Generale, mehrere Commerzienräthe und Rittergutsbesitzer, zwei Bischöfe und einige evangelische Theologen.

Das Ministerium Ferry in Frankreich konnte, als am 20. Mai Deputirtenkammer und Senat wieder zusammentraten, den Repräsentanten der Nation frohen Muth und Selbstgewißheit zeigen, seine Erfolge in Asien gaben ihm das Recht dazu. Ferry theilte ihnen den mit China vereinbarten Vertrag mit und rechtfertigte den Verzicht auf die Kriegsentschädigung, welche durch die dem französischen Handel gewährten Vergünstigungen vollständig aufgewogen werde. Hinter dem Prediger kam dann alsbald der Klingelbeutel: der Marineminister verlangte einen neuen Credit von 38½ Mill. Frs. für die Pacification und die Neuorganisationen in Tongking, außerdem 5 Mill. für Madagascar. Die Gloire der Franzosen wird nie zu theuer bezahlt. Inzwischen ist ja auch am 7. Juni der Vertrag mit Annam geschlossen worden, welcher das französische Protectorat über das Land sanctionirt. Zwei Provinzen werden Annam zurückgegeben; die Citadelle von Hué erhält eine beständige französische Garnison; die Franzosen besetzen alle Punkte in Annam und Tongking, die ihnen geeignet erscheinen. Cochinchina, Annam und

Digitized by Google

Tongking treten zu einer Zollunion zusammen: die Ausführung der öffentlichen Arbeiten, die Post-, Telegraphen-, Finanz- und Zollverwaltung stehen unter einheitlicher Leitung: der diplomatische Agent Frankreichs hat die Oberaufsicht.

Die Sitzung der Kammern hat diesmal zwei wichtige Entscheidungen zu treffen: über das Militärdienstgesetz und die Verfassungsrevision. Das erstere ist in seinen allgemeinen Punkten bereits vor Ostern von der Kammer angenommen worden; wichtiger freilich sind die speciellen Bestimmungen, durch welche jene Grundsätze in der Praxis eingeschränkt werden sollen. Die Dienstzeit soll bekanntlich auf drei Jahre herabgesetzt werden, und zwar für alle Franzosen: das Vorrecht der Einjährig-Freiwilligen wird aufgehoben. Das entspricht allerdings der Gleichmacherei der Demokratie: es ist aber doch unmöglich, daß die jüngern Leute, welche den gebildeten Ständen angehören, drei Jahre lang ihre Vorbildungszeit unterbrechen. Es ist dies ein so tiefer Eingriff in alle socialen Verhältnisse, daß hier eine Abhülfe unerläßlich erscheint. So läßt man das Vorrecht, das man vorn zur Thür hinauswirft, durch eine Hinterthür wieder ein. Den jungen Leuten, die sich im Besitz des Abiturientenzeugnisses befinden, soll bis zum 24. Lebensjahre ein Aufschub des Dienstantrittes gewährt werden. Diejenigen, welche das Diplom als Licentiat erworben haben und sich verpflichten, neun oder zehn Jahre lang als Lehrer an einer öffentlichen Anstalt zu wirken, bleiben vom activen Dienst befreit; ähnliche Exemtionen werden festgestellt zu Gunsten derjenigen, die mit 24 Jahren das Examen als Doctor juris utriusque gemacht haben; doch sollen sie eine Art von militärischer Ausbildung erhalten. Auch diejenigen erfreuen sich gleicher Vergünstigung, welche des Handels wegen sich in die Colonien begeben. So wird das Princip der grundlegenden beiden ersten Paragraphen, welche die Kammer am 27. Mai annahm, vielfach durchlöchert werden. Auch die Befreiung der Beamten von der allgemeinen Wehrpflicht soll sich auf fast alle Kategorien von Staats- und Communalbeamten erstrecken. Gegen das Princip der allgemeinen Wehrpflicht brach nur der Bischof Freppel in der Kammer eine Lanze. „Man wolle Preußen nachahmen", erklärte er, „das System des Volkes in Waffen möge Preußen gewisse Vortheile verschafft haben; man könne jedoch merken, daß diese Idee im Niedergange begriffen sei und das deutsche Volk nicht immer die eiserne Disciplin und automatische Arbeit vertragen werde. Selbst wenn aber die Barbarenidee des Volkes in Waffen jenseit des Rheins auch fernerhin hoch gehalten werde, so sei dies kein Grund, sie auch Frankreich aufzunöthigen." Doch diese Stimme des Predigers in der Wüste verhallte wirkungslos. Bei der Verhandlung über den §. 3 des Entwurfes, demzufolge keinem Franzosen gestattet ist, sich ersetzen oder loskaufen zu lassen, stellte Marquis des Roys ein Amendement, nach welchem kein Franzose wegen seiner Berufsbeschäftigung von den Bestimmungen des Militärdienstes entbunden werden dürfe; man könne nicht zugeben, daß Beamte bis zum persönlichen Aufruf zu Hause gelassen würden; damit sollte die Hinterthür, welche die Regierung offen ließ, ein für allemal verriegelt werden. Der Kriegsminister erklärte sich ausweichend; man könne das Princip der Unabkömmlichkeit nicht aufheben. Der Artikel wurde an den Ausschuß verwiesen.

Ebenso wichtig wie der Militärgesetzentwurf ist derjenige der Verfassungsrevision, welchen Ferry auf den Tisch des Hauses niederlegte (24. Mai), indem er eine Darlegung der Gründe vorlas, besonders mit Bezug auf die Beschränkung der Revision, welche den Radicalen keineswegs genehm ist. Darin sind freilich die Republikaner aller Schattirungen mit Ferry einig, daß sich die Entscheidung keineswegs auf die Regierungsform selbst beziehen dürfe, und die Frage, ob Monarchie, ob Republik, gar nicht aufgeworfen werden dürfe. Dagegen kann die äußerste Linke sich nicht darein finden, daß die Machtvollkommenheit des Congresses, der aus Deputirtenkammer und Senat einzeln bestehen wird, eingeschränkt werden soll durch die vorausgehenden Beschlüsse, welche jede Körperschaft einzeln

Digitized by Google

dem Congreß vorzulegen beschließt. Dieser soll selbst sein Programm entwerfen: das verlangen die Radicalen und wollen zum mindesten durch ihre Amendements den Kreis der constitutionellen Fragen erweitern, welche vor dem Congreß verhandelt werden sollen. Ferry dagegen will eine Cabinetsfrage daraus machen, daß keine andern Fragen als die im Revisionsentwurf vorgelegten zur Debatte und Abstimmung kommen. Am meisten wird der Senat durch die Revision betroffen, wenngleich die weitgehenden Tendenzen Gambetta's, welcher gelegentlich mit dieser Körperschaft tabula rasa machen wollte, von seinem Nachfolger verleugnet werden. Wohl aber sollen die „inamovibeln" Senatoren nicht mehr blos vom Senat, sondern von diesem in Gemeinschaft mit der Deputirtenkammer gewählt werden, für die andern Senatoren aber etwas veränderte Wahlcollegien gebildet werden. Das Listenscrutinium taucht bei diesem Anlaß wieder auf; der Congreß wird dasselbe wol kaum unberührt lassen können. Ueberdies sollen die finanziellen Befugnisse des Senats eingeschränkt werden; die Entscheidung soll bei zweifelhaften Punkten nicht hin- und herschwanken und durch gegenseitige Zugeständnisse oder patriotische Aufopferung erledigt werden, sondern ein für allemal der Deputirtenkammer gesetzlich zufallen. Dafür sollen aber die finanziellen Punkte genau bestimmt werden, die durch ein Gesetz, nicht durch eine Abstimmung bei der Budgetberathung erledigt werden müssen. Man sieht, der Senat ist die bête noire der Verfassungsrevision; seine Machtbefugnisse sollen nicht unwesentlich verkürzt werden. Inzwischen hat er durch einen gesetzgeberischen Act zu beweisen gesucht, daß er besser ist als sein Ruf; er hat auf den Antrag Naquet's am 30. Mai mit 160 gegen 119 Stimmen die Aufhebung des Gesetzes von 1816 betreffs der Ehescheidung beschlossen. So ist die letztere in Frankreich freigegeben, allerdings nicht ganz im Sinne des Code Napoléon, indem die gegenseitige Uebereinstimmung als Ehescheidungsgrund ausgeschlossen ist. Jules Simon, der immer mehr nach der Rechten gedrängte Radicale, vertheidigte das bestehende Gesetz mit vieler Beredsamkeit, die nicht ohne einen schöngeistigen Beigeschmack war. Ist doch diese Frage auf dem pariser Theater der letzten drei Jahrzehnte von allen hervorragenden Schauspieldichtern in die dramatische Debatte gezogen worden, wenngleich die Vota derselben, die in der Moral ihrer Stücke liegen, verschieden ausgefallen sind. Der Minister Feuillet erklärte sich gegen das Gesetz von 1816, hob die Vorzüge der Ehescheidung hervor und betonte besonders, daß der kirchliche Despotismus gebrochen werden müsse, den ein Staat sich niemals gefallen lassen dürfe. Die Abstimmung des Senats hat bei seiner frühern Haltung in dieser Frage allgemein überrascht. Da die Kirche die Ehescheidung nicht anerkennt, sondern nur eine separatio a thoro et mensa, so ist es fraglich, ob die Gesetzesänderung bei der vom Klerus beherrschten großen Mehrheit des französischen Volkes von irgendwelchem Einfluß sein wird. Jedenfalls müssen jetzt die Dramatiker ihre Probleme wo anders suchen, was gegen die bisherige Eintönigkeit des neufranzösischen Repertoire wol das beste Mittel sein wird.

Dem Cabinet Ferry, welches in der auswärtigen Politik entschieden mit günstigem Fahrwind segelt, kommt die Sackgasse ausnehmend zu statten, in welche sich die ägyptische Politik Gladstone's verrannt hat. Um aus derselben herauszukommen bedarf England der Verständigung mit Frankreich: die Verhandlungen über die ägyptische Conferenz sind seit Monatsfrist im vollsten Gange; die Verständigung zwischen den beiden Westmächten ist jetzt gesichert. Frankreich strebt nicht direct die frühere Mitherrschaft am Nil an; aber es will auch nicht dulden, daß England dort eine ausschließliche Herrschaft in Anspruch nimmt, um so weniger, als das neubegründete Colonialreich in Ostasien die Bedeutung Aegyptens und des Suezkanals für Frankreich wesentlich steigert. Wie es heißt, ist der 1. Jan. 1885 als Endtermin der englischen Besetzung Aegyptens angegeben; sollte die

Digitized by Google

Occupation noch länger als nöthig angesehen werden, so solle sie nur durch ein Mandat der europäischen Mächte fortbestehen. Ebenso sollen, wenn die Cabinete ihre Zustimmung zur Sistirung des Liquidationsgesetzes geben, diejenigen Theile der Einkünfte, die mit verschiedenen Zweigen der Staatsschuld in Verbindung stehen, einer internationalen Ueberwachung unterliegen. Die gegenwärtige commission des dettes soll erweiterte Vollmachten erhalten, etwa die Stellung der frühern Generalcontroleure Blignières und Baring, und in der neuen Controlbehörde, deren Thätigkeit sogleich, also schon vor dem Fortzug der englischen Truppen beginnen soll, würden England, Frankreich, Oesterreich und Italien vertreten sein; die Verwaltung Aegyptens solle dem Chedive und seinen Ministern überlassen bleiben. Uebrigens soll sich die Conferenz ausschließlich mit der Ordnung der finanziellen Frage beschäftigen. Hiergegen hat inzwischen die Pforte, welche von den europäischen Cabineten in einer Angelegenheit, der sie bei ihren Suzeränetätsrechten über Aegypten am nächsten steht, auffallend beiseitegeschoben wird, Protest erhoben; sie fordert eine Besprechung der ägyptischen Frage überhaupt, und hat gewiß ein Recht dazu, wenn von ihr verlangt wird, daß sie mit ihren Truppen den Aufstand im Sudan niederwerfe. Daß derselbe, trotz aller beschwichtigenden Mittheilungen, immer größere Dimensionen annimmt, geht aus dem siegreichen Kampfe der Aufständischen gegen die Garnison von Berber hervor, welche von ihnen nach tapferer Gegenwehr niedergemetzelt wurde. Mag der Mahdi in El-Obend mit aufsässigen Rebellen und widerspenstigen Scheikhs zu kämpfen haben, wie vielfach berichtet wird: die von ihm hervorgerufene Bewegung beschreibt immer weitere Kreise und ist gar nicht mehr an sein persönliches Eingreifen gebunden. Die Stämme erheben sich überall, um die Aegypter und ihre europäischen Bundesgenossen zu bekämpfen: die Losung ist klar, dazu genügt der Instinct der Rasse, und es bedarf keiner speciellen Ordre aus Kordofan. Mit dem Fall Berbers ist die Rückzugslinie Gordon's den Nil abwärts bedroht, ebenso die Karavanenstraße nach Suakim ans Rothe Meer versperrt; es ist mehr als je fraglich, ob die ägyptischen Bataillone oder gar die türkischen den Pacificator des Sudan retten werden.

Mag die Conferenz nun zu Stande kommen, mögen die zwischen England und Frankreich vereinbarten Abmachungen die Zustimmung des europäischen Areopags finden oder nicht: eine Thatsache steht fest, die Niederlage der englischen Politik, welche alle Früchte der Schlacht bei Tel-el-Kebir verliert. Welche Culturmission hat sie am Nil erfüllt! Sie hat die Finanzen und die Verwaltung des Landes in die größte Unordnung gebracht und durch Preisgebung des Sudan die Machtsphäre Aegyptens und der Türkei wesentlich eingeschränkt. Wenn die europäische Controle an die Stelle der britischen Herrschaft tritt und dann die englischen Truppen das Nilland verlassen: so ist an ein Uebergewicht Englands in Aegypten nicht mehr zu denken und es bleibt von dem ganzen militärisch-diplomatischen Abenteuer nichts übrig als die Erinnerung an das schmachvolle Bombardement von Alexandria und die wohlfeilen Lorbern von Tel-el-Kebir. Einen interessanten Stoff zu einer zeitgeschichtlichen Parallele würde die Betrachtung geben, wie wol Lord Beaconsfield die ägyptische Frage behandelt hätte — wir zweifeln nicht, daß ein Staatsmann von so großen Gesichtspunkten und so weiten Perspectiven die Karten gänzlich anders gemischt und der englischen Politik am Nil einen ruhmreichern Ausgang gesichert hätte.

Welche Richtung aber diese Politik des jetzigen Cabinets in Europa verfolgt, und wo sie ihre Bundesgenossen sucht: darüber hat ein Artikel der „Fortnightly Review", den man anfangs, weil er mit G. gezeichnet war, Gladstone selbst zuschrieb, der aber jedenfalls unter seinen Auspicien verfaßt worden ist, Auskunft gegeben. Der Artikel ist durchaus deutschfeindlich, gehässig gegen den Fürsten Bismarck und seine Politik und sucht das Heil für England in einer Allianz mit Frankreich und Rußland. Daß das nicht eine heute und gestern aufgenommene Tendenz ist: das beweist wol

Digitized by Google

schon der Besuch, welchen Gladstone auf seiner Jacht seinerzeit dem Zaren in Kopenhagen machte; das beweist die intime Freundschaft, welche Dilke, ein so einflußreiches Mitglied des Cabinets, mit Gambetta geschlossen. Die Ideale Gambetta's und Skobelew's haben in der londoner Downing-Street ein lebhaftes Echo gefunden: die Spitze einer solchen Allianz kann nur gegen Deutschland gerichtet sein. Sehr populär ist dieselbe gewiß nicht bei dem englischen Volke, dessen Instincte der Toryminister Beaconsfield weit besser zu würdigen wußte als der liberale Doctrinär Gladstone. Dieselben sind gerade gegen Rußland und Frankreich gerichtet, weil von diesen Staaten der englischen Macht in fremden Welttheilen Beeinträchtigung und Gefahr droht. Das Vorrücken der russischen Macht gegen Herat in Centralasien flößt dem Cabinet Gladstone keine Besorgnisse ein, und die Früchte der ägyptischen Politik, in welcher man auf kurze Zeit eine Transfusion des feurigen Blutes der D'Israeli'schen Eroberungspolitik in die Adern der quäkerhaft kühlen Gladstone'schen Staatsleitung erblicken konnte, gibt es wieder preis. Ein Artikel der „Pall Mall Gazette" erklärt zwar, daß Gladstone in keiner Weise an jenem Essay der „Fortnightly Review" betheiligt sei, ihn weder verfaßt noch inspirirt habe, nachdem dasselbe Blatt schon früher diesen Artikel als einen Bubenstreich bezeichnet hatte, da jetzt, in diesem kritischen Augenblick, kurz vor der Conferenz, den Kanzler, in dessen Händen wieder die schiedsrichterliche Entscheidung liege, gegen England aufzureizen eine große Thorheit sei. Der neueste Artikel der „Pall Mall Gazette" ist überaus deutschfreundlich und macht dem Reichskanzler respectvoll die Honneurs — vor den geöffneten Thüren der Conferenz gewiß die beste Politik für England.

In Serbien fand die Skupschtina, welche sich diesmal in Nisch versammelt, ein reichhaltiges Programm für ihre legislatorische Thätigkeit, welches König Milan ihr in seiner Thronrede am 20. Mai ankündigte. In erster Linie steht eine radicale Reform der Steuern, die sich in Serbien noch in sehr primitivem Zustande befinden. Es gibt dort eine niedrige Kopfsteuer und eine hohe Patentsteuer, die auf den Gewerben und dem Handel lastet. Dafür soll Serbien jetzt mit den neuen Errungenschaften der europäischen Cultur beglückt werden; es soll eine Grundsteuer, eine Gebäudesteuer, eine Renten- und allgemeine Einkommensteuer erhalten, also durch dies präsentirte Steuersträußchen ganz auf die Höhe der civilisirten Nationen erhoben werden. Außerdem soll das Justiz- und Verwaltungswesen umgestaltet, die Armee reorganisirt, ganz des Charakters einer Miliz entkleidet und nicht unbedeutend vermehrt werden. Trotz des serbisch-bulgarischen Conflicts ist indeß nicht anzunehmen, daß sie gegen das Nachbarland die Waffen ergreifen wird: den kleinen Staaten auf der Balkanhalbinsel werden Duelle miteinander nicht gestattet: darüber wacht schon die Politik der Großmächte. Die Conflicte wurden von den serbischen Emigranten veranlaßt, die vor der blutigen Justiz von Christitsch nach Bulgarien entflohen waren, und spielten sich zwischen den serbischen und bulgarischen Grenzbehörden ab: Serbien verlangte Erklärungen von der bulgarischen Regierung, welche diese nicht abgeben wollte, und so wurde der serbische Agent von Sofia abberufen. Die Hand am Schwertgriffe stehen sich jetzt die beiden Staaten gegenüber — und doch wird der Zwischenfall bald erledigt sein. In Serbien selbst denkt indeß das jetzige liberale Ministerium daran, die strengen Ausnahmegesetze wieder aufzuheben, dann können ja die Emigranten zum Theil wieder in ihr Vaterland zurückkehren, und Sofia hört auf, das serbische Koblenz zu sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Was bedeutet uns Angra Pequena?

Von

Alfred Kirchhoff.

Plötzlich ist dies „Angra Pequena" in aller Munde, und doch kannte noch vor Jahresfrist selbst der Geograph von Fach kaum dessen Namen. Mithin braucht sich auch heute noch kein Laie zu schämen, wenn er neugierig fragt: was ist es denn eigentlich mit Angra Pequena? Um so gerechtfertigter vielmehr erscheint diese Frage, als der sichere Erfolg unserer an diesen früher nie gehörten Namenklang anknüpfenden Colonialbewegung vor allem davon abhängen wird, daß wir Deutschen endlich anfangen, mit ernsthafter praktischem Interesse uns von überseeischen Ländern zu unterrichten, um sie für unsere colonialen Unternehmungen weder phantastisch zu überschätzen noch sie — concurrirenden Mächten damit unwillkürlich dienend — zu unterschätzen.

Angra Pequena*) liegt im fernen Südwesten Afrikas, wenig nördlich von der Stelle, wo der 27. Parallelkreis in die Westküste Südafrikas einschneidet, von der Mündung des Oranjeflusses nordwestwärts ungefähr so weit entfernt wie Hamburg von Berlin. Wir befinden uns dort auf dem trostlos wasserarmen, deshalb geradezu wüstenähnlichen Gestade von Groß-Namaqualand. Zwischen dem Damaralande im Norden und der Capcolonie im Süden erhebt sich dasselbe in drei flachen, breiten Felsterrassen zu einem noch ödern Hinterlande, dem allerödesten Theil des südafrikanischen Binnenlandes: zur Kalihariwüste. Der Boden dieses Namaqualandes ist harter Granitfels oder vulkanisches Gestein, über welchem Sand- und Quarztrümmer lagern, daß das Auge von deren weißem Lichtreflex weithin geblendet wird; denn von zusammenhängendem Pflanzenwuchs ist hier nichts zu schauen. Hat man die Dornbuschdickichte des Damaralandes im Rücken, so schaut man gen Süden nichts mehr von gesellig wachsenden Holzarten, nur vereinzelt hier und da einen zwerghaften Ebenholzbaum oder längs den in der Trockenzeit versiegenden Flüssen die kleinblätterigen Formen des Mimosengeschlechts. Indessen die Sandödung bei Angra Pequena, überhaupt die ganze sandbedeckte Küstenzone vom Caplande bis zur Walfischbai im fernen Norden, zeigt kaum irgendwo ein

*) Der Name ist portugiesisch, herrührend von den berühmten Entdeckungsfahrten der Portugiesen längs dieser Küste nach dem Cap gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Er ist auszusprechen „angra pekêna" und bedeutet kleine Bucht (angra Bucht, pequena klein). Die weitverbreitete spanische Schreibung angra pequeña ist ganz falsch.

Digitized by Google

elendes Flußbett, in welchem auch dann kaum nach einem flüchtigen Gewitterguß einmal auf kürzeste Frist Wasser fließt; erst auf der ostwärts folgenden binnenländischen Terrasse entspinnen sich Flüsse, welche ihr (ebenfalls nur periodisches) Wasser in den gen Süden in den Oranjefluß ziehenden Großen Fischfluß ergießen: einen übrigens gleichfalls meist unbenetzten Fußes zu passirenden „Fluß", dessen Größe sich blos auf das weit bis in die Tropenzone ausgedehnte Gezweig seiner Trockenthäler bezieht.

Eine genaue Aufnahme der Küstenstelle von Angra Pequena selbst und der Tiefenverhältnisse des dortigen Küstenmeeres wurde erst zu Ende des Monats Januar 1884 ausgeführt durch unser Kanonenboot Nautilus unter Führung des Corvettenkapitäns Aschenborn. Hiernach ist der Hafenwerth der „kleinen Bai" ein sehr bedeutender: die Bucht ist vielleicht der beste Naturhafen an der ganzen außertropischen Westküste Südafrikas. Die gefährliche Brandung nämlich, durch welche sonst das Anlanden der Schiffe, zumal bei widrigen Winden, an jener Küste so bedenklich wird, ist in der östlichsten Nische des geräumigern Küsteneinschnittes von Angra Pequena im weitern Sinne dadurch völlig ausgeschlossen, daß drei kleine Felseilande, welche von Nord nach Süd aufeinanderfolgen, sich westlich schützend davorlagern. Der mittlern dieser drei kleinen Inseln, der Pinguininsel, gegenüber erhebt sich der Küstenvorsprung mit der neuen Lüderitz'schen Ansiedelung. Hier reicht eine Meerestiefe von mindestens bis zu 6 Metern hart an die Küste heran, und deshalb errichtete dort der bremer Kaufherr an einem guten Landeplatz seine Factorei am Nordfuße eines etwa 150 Meter hohen Felsenhügels, welchen er dem vermessenden Kanonenboot zu Ehren Nautilusspitze benannte und mit einem hohen Kreuz schmückte, das zugleich den Seefahrern als weit sichtbare Landmarke dienen soll.

Schlicht sieht sie aus, diese erste deutsche Siedelung fern vom Deutschen Reiche, aber unter dessen auch in der Ferne machtvollem Schutz. Es sind zwei hölzerne, mit Wellblech gedeckte, nur aus dem Erdgeschoß bestehende Häuser, über denen die schwarz-weiß-rothe Flagge weht. Das größere dient als Vorraths- und Lagerhaus, enthält zugleich das Comptoir; das kleinere faßt zwei Wohn- und ein Eßzimmer. Jedoch die Räume erwiesen sich schon im vorigen Winter nicht mehr als ausreichend; man sorgte daher von Bremen aus für Beschaffung der Materialien zu einem größern eisernen Wohnhause, das inzwischen wol an der stillen Bucht mit ihrem tadellosen Ankergrunde, ihrer Deckung durchs Land auch gegen die herrschenden Südwinde, errichtet sein wird.

Sonst ist weit und breit kein menschliches Wesen auf dem Festlande zu sehen, abgesehen von einigen Hottentotten des Namaquastammes, welche in ihren niedrigen Halbkugelhütten bei der deutschen Niederlassung wohnen; sie werden von den Deutschen als Arbeiter oder als Führer benutzt; die Frauen verdienen sich ihre Kost durch Sammeln von Feuerholz aus einem trockenen Flußbett der Nachbarschaft und als Wäscherinnen. Putzsucht ist auch diesen Evatöchtern eigen, wie ihre Arm- und Fußringe aus Kupfer und sogar aus Silber beweisen; indessen ihre Gewohnheit, das Gesicht gegen das Hautaufspringen in der heißen, dürren Luft mit Holzkohle und Asche einzureiben, vermag ihre mangelnden körperlichen Reize nicht zu ersetzen.

Digitized by Google

Das ärgste Ungemach für unsere Ansiedelung ist der gänzliche Wassermangel der Gegend; kein Bächlein fließt, kein Quell sprudelt, keine Brunnenbohrung glückte. Deshalb ist der Lüderitz'sche Schoner Meta (auf einer oldenburger Werft an der Weser erbaut und 40 Tonnen, d. h. 800 Ctr. fassend) zu steten Hin- und Herfahrten zwischen Angra Pequena und Capstadt bestimmt, um Wasser herbeizuschaffen, wodurch die Tonne Wasser auf nicht weniger als 33 Mark zu stehen kommt.

Außer durch große Trockenheit belästigt übrigens das Klima unsere Ansiedler dort wenig: es ist vor allem nicht im mindesten das übel berufene Fieberklima der heißfeuchten Küstenstriche des tropischen Afrika. Wenn die Mittagssonne um Weihnachten nahezu Zenithstand erreicht, durchglüht sie freilich die schattenlose Sandebene gehörig; in dem heißesten Monat, hier also dem Januar, steigt das Celsius-Thermometer im Schatten wol einmal auf $42^1/_2$°. Indessen gerade je heißer das Land an solchen Sommertagen wird, desto erfrischender setzt in den Frühstunden die Seebrise ein; diese bringt hier ganz besonders wohlthuende Kühlung, weil ein das Küstenmeer aus kühlern Südbreiten durchziehender Meeresstrom die Wassertemperatur nicht über $17^1/_2$° steigen läßt. Der Deutsche erleidet also in dieser zwar heißen, aber nicht treibhausartig schwülen Luft durchaus keinen Schaden an seiner Gesundheit (das beweist ja die strotzende Gesundheit der unter ähnlichen Klimabedingungen lebenden Buren im Oranje-Freistaat und in Transvaal, welche leiblich doch zum deutschen Stamm zu rechnen sind); unleidlich werden eigentlich nur die Tage, an welchen andauernd der heiße Landwind aus östlichen Strichen der Windrose weht, da dieser einen lästigen feinen Sandstaub mitführt, der durch alle Fugen dringt. Dann begrüßt man um so mehr den nächsten Regen, der die Luft wieder von dem Staube rein wäscht; und an feuchten Niederschlägen fehlt es hier an der Küste keineswegs: nur sind sie entweder zu dürftige Sprühregen oder zu explosive Gewitterschauer, als daß sie der Vegetation recht zugute kommen könnten.

Darum macht auch die Umgebung Angra Pequenas keine Ausnahme von dem dürftig kahlen Landschaftscharakter des Groß-Naquamalandes überhaupt. Nur eine ganz niedrige Buschart mit saftlosen, bitter schmeckenden Blättern lugt stellenweise zwischen den Steinen aus dem Sande hervor, angepaßt an die Dürre der Luft und vermutlich gleich den australischen Eucalypten durch tief eindringendes Wurzelwerk die kümmerlichen Feuchtigkeitsreste erhaschend, welche die wüstenähnlich heftige Verdunstung vom Regen dem sandigen Boden als Sickerwasser übriggelassen hat. Demgemäß ist auch vom Thierleben wenig zu sehen außer Skorpionen und ab und zu einer Schlange. Antilopen oder Springböcke, im Binnenlande das häufigste Wild, meiden die kraut- und grasarme Sandküste; nur der Schakal läßt sein heiseres Gebell zu nächtlicher Weile oft genug ertönen und scheint zahlreich die Oedung zu durchschweifen. Aus Schakalhäuten, über Walfischrippen gezogen, bestanden zumeist die Hütten der von Fischen und Seevögeln lebenden Namaquas, die man am Gestade vorfand, wo außerdem nur noch Reste getödteter Wale und Haie (die südlichste der drei vorgelagerten Inseln heißt Haifischinsel) Menschenwerk verriethen.

Der üppigste Reichthum an thierischem Leben ist natürlich auch hier im Meere geborgen. Er war es, der in unsern Tagen (schon vor dem Lüderitz'schen Unter-

Digitized by Google

nehmen) die ersten weißen Ansiedler auf die Pinguininsel und die nördlichere Robbeninsel führte, wo für eine capstadter Firma Pinguineier (im Jahre 1882 z. B. 1880 Stück) gesammelt, Robben von einer recht werthvollen Art geschlagen und Guano von der Oberfläche der Inselfelsen gewonnen wurde. Wenig weiter nordwärts liegt ja die Insel Ischabo, die als Guanoinsel von den Engländern in Besitz genommen wurde; denn die ungeheuere Menge von Fischen, die in dem erwähnten kühlen Meeresstrom die See bevölkert, lockte seit Jahrtausenden eine Menge von Seevögeln an die aus dem Küstenmeere ragenden Felseilande, wo sie, ungestört durch die Raubthiere des Festlandes, nisteten und ihren phosphatreichen Dünger anhäuften — letzteres übrigens ein guter Beweis schon jahrtausendelanger Dürre des dortigen Klimas. Die einzige von den Engländern an der Groß-Namaquaküste annectirte Stelle, die noch weiter nördlich belegene „Walfischbai", erinnert endlich an das gewaltige oceanische Säugethier, das am allerfrühesten die Waler an jenen baumlosen Strand zog und welches nur das Vorurtheil des Laien sich auf die polaren Gewässer beschränkt denkt, während es in allen Oceanen, auch in den tropischen Meerestheilen, sich tummelt, da diese unter einer dünnen Oberschicht warmen Gewässers so gut wie die Eismeere gleichmäßig kalt, fast eiskalt sind. Indessen hat der Walfang auch an dieser Küste neuerdings sehr abgenommen, und der Guano wird wol binnen der nächsten zwei Jahre bei Angra Pequena erschöpft werden, selbst wenn die Entnahme nur den bisherigen Umfang einhält.

Zuvörderst könnte hiernach Angra Pequena für uns nutzbar gemacht werden durch Großseefischerei und Robbenschlag. Was in aller Welt wandte denn aber Herrn Lüderitz' Gedanken auf die Sandwüste, die sich hinter dem thierreichen Meere ausbreitet und jegliche Anlage von Ackerbaucolonien von vornherein ausschließt? Und doch war es das erste, was Hermann Vogelsang, der Vollmachtträger des Herrn Lüderitz, nach Errichten des ersten Obdachs an der Bai im April 1883 ausführte, daß er mit zwei seiner Gefährten und einigen Hottentotten als Führern den heißen viertägigen Ritt gen Osten unternahm, um in Bethanien einen Landabtretungsvertrag zu Stande zu bringen. Die zu dieser Reise benutzten Pferde waren von der Missionsstation Bethanien vorher bezogen und zeigten sich äußerst leistungsfähig, rühmlich ausdauernd trotz der Hitze und des Wassermangels. Interessant war bei dieser Cavalcade übrigens doch die Einsicht, daß die Gegend, je weiter nach Osten, einen immer freundlichern Eindruck darbot, noch lange nicht Kaliharinatur besaß: am zweiten Tage erreichte man ordentliche Weideflächen, mit dem wie Sauerampher schmeckenden Toagras bewachsen, welches ein vortreffliches Pferdefutter abgibt, und am dritten Tage traf man sogar am Fuße des Randgehänges der höhern Binnenlandstufe, in Aus, eine Süßwasserquelle in einer Felsschlucht; einige bei der Quelle Viehzucht treibende Namaquas verabreichten den fremden Reitern ganz freundlich Milch und Ziegenfleisch, und ehe man noch die Missionsstation in Sicht bekam (sie liegt in einem der westlichen Seitenthäler des Großen Fischflusses), überraschte der Anblick einer 200 Stück zählenden Roßheerde auf Toagrasweide. Am 1. Mai wurde sodann der beabsichtigte Vertrag in Bethanien geschlossen.

Digitized by Google

Bethanien ist eine der zahlreichen Stationen unserer rheinischen (in Barmen centralisirten) Missionsgesellschaft, welche sich in weitem Zuge vom Hererolande gen Süden bis dicht vor die Capstadt verfolgen lassen. Dort residirt in einem aus Lehm und Holz erbauten Hause der über ein großes, wenn auch menschenarmes Reich herrschende Hottentottenkönig, der „Kapitän" Johann Fredericks, ein ungefähr sechzigjähriger Mann von gutmüthigem Gesichtsausdruck und einiger Corpulenz, durch die sich gekrönte Häupter hottentottischer Nation gewöhnlich vor ihren so typisch magern Unterthanen auszeichnen. Seine Hauptstadt hat freilich ein ganz dürftiges Aussehen: sie zählt ungefähr 900 eingeborene Bewohner in zerstreut liegenden Hütten, sogenannten Kraals; tagsüber sind die meisten mit ihrem Vieh draußen auf den Weideplätzen, abends erst ziehen sie heim mit ihren Kühen, Schafen und Ziegen. Doch es gibt in Bethanien außer dem deutschen Missionshause und dem Königspalast noch ein Fachwerkhaus in halbwegs europäischem Stil: das „Parlamentshaus". Hier empfing am genannten Tage der König-Kapitän die Unserigen. Er war von seinen Richtern umgeben; nicht ohne Würde ertheilte er sitzend die Audienz; im ganzen scharten sich gegen 40 Eingeborene im Kreise um ihn und auch den Ueberbringern der Botschaft wurden Stühle angewiesen. Die Botschaft selbst trug einer der Gefährten Vogelsang's in niederländischer Sprache vor (denn diese hat sich seit den verstrichenen zwei Jahrhunderten niederländischer Ansiedelung am Cap zur allgemeinen Verkehrssprache dort emporgeschwungen); hierauf übersetzte ein sprachkundiger hottentottischer Missionslehrer die Worte in die durch ihre Schnalzlaute so eigenthümliche, mit unsern Schriftzeichen gar nicht recht wiederzugebende Eingeborenensprache, und nun begann die wunderlich schmatzende Verhandlung über den Vertragsinhalt, wobei die brennende Tabackspfeife zuerst dem König, dann der Reihe nach jedem der Anwesenden gereicht wurde. Ueberstürzt wurde die Entscheidung nicht; man gab sie, wie es ja auch die alten Germanen so hielten, nicht gleich bei „erster Lesung", sondern verschob sie auf den Nachmittag. Da aber setzte man denn auch in aller Form Rechtens einen Kaufvertrag in niederländischer Sprache auf, durch welchen dem deutschen Kaufmann Lüderitz in Bremen ein ganz beträchtliches Territorium um die Bai Angra Pequena in näher stipulirter Ausdehnung zugeeignet wurde. Der König und einige seiner Richter unterzeichneten den Vertrag eigenhändig und buchstäblich, die andern Richter setzten, des Schreibens unkundig, ihr Kreuz unter das Schriftstück, welches die für uns gewiß nicht bedeutungslose Urkunde des so lange ersehnten und, wie man sieht, rechtlich ohne alles Drängen, Drohen oder Intriguiren erworbenen ersten deutschen Colonialbesitzes ausmacht.

Das Lüderitz'sche Dominium nimmt sich auf der Karte in der That ganz ansehnlich aus: es erstreckt sich vom 26. Parallelkreise bis an den Oranjefluß, d. h. mehr als 300 Kilometer weit längs der Küste des Atlantischen Oceans und landeinwärts etwa halb soweit bis zu einer mit der Küste gleichlaufenden Linie. Mehr als ein deutsches Königreich hätte in diesem Raume Platz, der etwa dem Areal von Elsaß-Lothringen, Baden und Würtemberg gleichkommt, und zu welchem die Bucht Angra Pequena sich eben nur verhält wie der hamburger Hafen zum Deutschen Reiche. Soweit wir wissen, beabsichtigt die Firma Lüderitz dieses weite

Digitized by Google

Gebiet bergmännisch auszubeuten, und zwar vornehmlich Kupfererzgruben zu eröffnen. Wenige Länder sind so kupferreich wie die Westküste Südafrikas; wir kennen den schönen Malachit von der Loangoküste, und seit vielen Jahren gewinnen die Engländer im Klein-Namaqualand, also im Westen ihrer Capcolonie, ganz erstaunliche Mengen von Kupfererz, sodaß die mit dieser Ausbeute beschäftigte englische Actiengesellschaft, die Cape Copper Mining Company, fort und fort die glänzendsten Dividenden zahlt. Die reichste dieser Kupfergruben liegt bei Ookiep im nordwestlichsten Theil des Caplandes; von hier führt eine zum Zweck der Erzbeförderung nach der Küste gebaute Eisenbahn nach dem Hafenort Port-Nolloth, und von dort wird das Erz nach England verschifft, um im steinkohlenreichen Südwales (zu Swansea) dem Ausschmelzungsproceß des Kupfers unterworfen zu werden. Die Masse des jährlich geförderten Kupfererzes vom Cap wird auf beinahe $^1/_4$ Mill. Ctr. angegeben bei einem durchschnittlichen Kupfergehalt von 30 Proc.!

Daß die Kupferadern auch nordwärts vom Oranjefluß, also auf nunmehr deutschem Boden, an verschiedenen Stellen auftauchen, ist zweifellos; ebenso findet sich dort gleich dicht am Meeresufer Eisenerz, von dem die Matrosen unsers Nautilus Taschen voll einsammelten: so unmittelbar erreichbar war es den Küstenfelsen eingesprengt. Stellt sich etwa die erfreuliche Thatsache heraus, daß die metallischen Schätze des Lüderitz'schen Gebietes ähnlich wie in der britischen Nachbarschaft den Bergbau lohnen, so gehen wir sicher der Eröffnung einer lucrativen deutschen Actiengesellschaft auf Kupferminenbetrieb im deutschen Afrika entgegen, die den Actionären bessern Kapitalzins abwirft als die vierprocentigen deutschen Eisenbahnpapiere oder „Russen", „Rumänier" und sonstige auswärtige Papiere, in denen jetzt unsere Kapitalisten ohne jeden nationalen Nutzen ihre Gelder anlegen.

Inwiefern anderweite Nutzung aus dem Hinterlande von Angra Pequena zu ziehen, muß erst die Zukunft lehren. Es ist billig, zu spotten über derzeitigen Handelsverkehr nach jenem wüstenhaften Lande mit seinen wenigen Tausenden von „Wilden", deren Bedürfnisse so bescheiden sind. Indessen, hätten sie von ihrem Tauschhandel nicht guten Gewinn gehabt, die englischen Kaufleute hätten sich nicht so oft, wie zuverlässige Berichte melden, mit ihren kleinen Küstenfahrzeugen in Angra Pequena eingefunden, um gegen Fische und Branntwein, Taback und Munition Straußenfedern, recht verwerthbare Häute verschiedener Art und Vieh einzutauschen. Wir erfahren, daß Lüderitz bereits auf den Wunsch des erwähnten Namaquahäuptlings in Bethanien (welches also außerhalb des ihm gehörigen Grenzbereichs liegt), eine Verkaufsstelle eingerichtet hat — ein kleiner Anfang der Realisirung eines patriotischen Wunsches, den jeder Deutsche hegen muß, welchem das Vorurtheil die Werthschätzung deutscher Missionsthätigkeit nicht getrübt hat: des Wunsches auf rüstiges und bundesbrüderliches Vorwärtsgehen der beiden bisher so oft sich hämisch wechselseitig bekrittelnden deutschen Genossen im überseeischen Lande, des deutschen Handels und der deutschen Mission, welche letztere in Bethanien für das Zustandekommen des Lüderitz'schen Vertrages mit Johann Fredericks so wesentliche Dienste geleistet hat.

Digitized by Google

Ein anderer, wol demnächst schon seiner Verwirklichung entgegengehender Plan unsers wackern bremer Kaufherrn sei hier noch erwähnt, da er genau demselben Ziel nachstrebt, welches sich der großherzige König Leopold II. von Belgien setzte, als er die „Stationen" der internationalen Afrikagesellschaft zu gründen unternahm mit der praktischen Absicht, hier die Cultur zu fördern. Lüderitz geht nämlich damit um, einen tüchtigen deutschen Landwirth zu berufen, der den Eingeborenen in Bethanien eine zweckmäßige Bebauungsweise ihres Bodens lehren soll. Er hat dazu von dem ihm offenbar recht vertrauensvoll zugethanen König-Kapitän eine günstig gelegene Stelle mit Quellwasser und einem recht wohl die Bearbeitung (vermuthlich bei künstlicher Bewässerung) lohnenden Boden geschenkt bekommen; dort nun soll in Bälde eine deutsche Musterfarm für die braunen Bethanier errichtet werden — ein sowol agronomisch als culturgeschichtlich hochinteressantes Experiment. Hoffen wir, daß sich der rechte Mann findet, den Versuch mit landwirthschaftlichem und didaktischem Geschick glücklich durchzuführen, einer recht großen Zahl von Nachfolgern zum leuchtenden Muster!

Wir dürfen nicht vergessen, daß im gegenwärtigen Zustande völliger Wegelosigkeit die an der Küste gegründete deutsche Ansiedelung nur sehr schwierigen Verkehr unterhalten kann mit den bessern, höher gelegenen Weidestrichen des Innern, wo Süßwasservorrath ansässiges Menschenleben gestattet. Der Reiter zu Pferde durchmißt zwar die trostlose Sandzone hinter Angra Pequena, wie wir sahen, in zwei bis drei Tagen; aber die Zugthiere brauchen ungefähr die doppelte Zeit, um mit den bekannten klobigen Lastwagen hindurchzukommen, wie sie für das steinbesäete Südafrika mit seinen Steilrändern, zu denen statt Landstraßen blos halsbrechende Schluchten emporführen, gebaut sein müssen. Man rechnet die Breite dieses wasserlosen Landstrichs voll Treib- und Flugsand auf 20 englische Meilen, d. h. 32 Kilometer (eine Wegstrecke wie von Potsdam nach Brandenburg); die südafrikanischen Zugochsen, die in langer Zuchtwahl darauf hin gezüchtet sind, Durst zu ertragen, legen diesen Weg in vier bis fünf Tagen zurück, ohne Wasser zu sich zu nehmen (beim Herannahen an die Wasserstation sollen sie allerdings dann öfters ganz wild werden und ihr Joch zerbrechen, um zur Tränke zu stürzen); doch wer wäre geneigt, auf der Grundlage so beschwerlicher Verkehrsmittel einen regen Handelsverkehr etwa gar durch die Wüste Kalihari bis in das ferne Ostland der Transvaal-Buren zu erhoffen? Immerhin aber erschließt sich jetzt in Angra Pequena für die niederländischen Buren in Transvaal wie im Oranje-Freistaat eine Hafenpforte, durch welche sie z. B. im Fall eines Krieges mit den Engländern freie Waffenzufuhr erhalten können. Was einmal werden kann aus unserer afrikanischen Erstlingscolonie, wenn hohe Steigerung der Production z. B. im Transvaal dereinst etwa Eisenbahnbauten durch die Kaliharióde ermöglichen sollte nach unserm ausgezeichneten Hafen gen Westen, — das ist freilich heute nicht zu ermessen.

Schweifen wir nicht mit unsern Gedanken in solche Zukunftsfernen und fragen wir lieber, ob wir im Obigen mit der unbefangenen Darlegung, was uns Angra Pequena als Hafen, für Fischfang und Robbenschlag, für Bergbau und Tauschhandel jetzt ist und demnächst werden mag, — ob wir damit die Frage unserer Ueberschrift zur Genüge beantwortet haben?

Digitized by Google

Ich glaube noch nicht. Denn weit mehr als durch seinen Werth an sich bedeutet uns Angra Pequena dadurch, daß hier der deutsche Reichsschutz deutscher Privatcolonisation über See zur That wurde! Erst rümpften die Engländer die Nase über die Weisheit der Deutschen, dort im Sande der Hottentottenwüste sich ansiedeln zu wollen; dann, als der Umfang der Lüderitz'schen Erwerbung bekannt wurde, sogar die deutsche Kriegsmarine den Hafenort der bremer Firma vermessen ließ, als gelte es einen deutschen Kriegshafen in bedrohlicher Nähe der britischen Capcolonie einzurichten, da regte sich eifersüchtiger Unmuth, ja jene seltsame Entrüstung, die den Engländern das Blut wallen macht, zwar nicht so sehr wenn etwa Franzosen, aber wenn Deutsche Miene machen zu eigenmächtiger Colonialpolitik — diese Deutschen, die doch bisher nur da zu sein schienen, um englische Colonien durch ihre redliche Arbeit emporbringen zu helfen! Der Leser weiß von der höchst bezeichnenden Antwort, welche am 16. Mai 1884 der englische Colonialminister Lord Derby jener Deputation der cap-englischen Kaufleute gab, als sie gegen die deutsche Besitzergreifung von Angra Pequena bei ihm Protest einlegten als gegen „eine Gefährdung der Autorität Englands an der Südwestküste Afrikas, eine Störung des Seeweges zwischen England und Indien-Australien". Die denkwürdigen Worte des edeln Lords lauteten: „Angra Pequena sei zwar kein britischer Besitz, aber England habe das Recht, fremde Mächte von der Südwestküste Afrikas bis hin nach den portugiesischen Besitzungen auszuschließen." Also: obwol zwischen dem portugiesischen Angola-Benguela und dem Oranjefluß mit Ausnahme der bedeutungslosen englischen Besitzung an der Walfischbai kein Fuß breit den Engländern gehört, haben diese dennoch das Recht, jene breite Lücke andern Nationen zu verschließen, als wenn sie ihnen gehörte! Man hat darauf in deutschen Blättern mit Recht bemerkt: nach dieser neuen Theorie stehe England eigentlich die volle Weltherrschaft zu, denn wenigstens alles noch nicht von einer Culturmacht in Beschlag genommene außereuropäische Land habe einfach so lange vacant zu bleiben, bis es einer „in der Nähe gelegenen" englischen Colonie passe, ihre Grenzen dahin zu erweitern.

Bekanntlich erfolgte das kurze, aber durchaus nicht miszuverstehende Telegramm unsers Reichskanzlers an den deutschen Consul in der Capstadt: „Sie wollen amtlich erklären, daß Herr Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen." Das wirkte wie weiland das Augenbrauenzucken des Olympiers. Es gab noch einen kurzen Notenwechsel zwischen London und Berlin, Interpellation im englischen Parlament — an der Thatsache einer ersten deutschen Colonialgründung änderte das nichts. An derselben Küste, wo selbst Stieler's Handatlas „englischen Besitz" verzeichnet, weht die deutsche Flagge über dem deutschen Hause zu Angra Pequena, und „Hier sind wir, hier bleiben wir!" rufen wir fröhlich den Engländern über den Oranjefluß hinüber. Ein herzhaftes Glückauf zum Schluß dem thatkräftigen Bremenser, der durch seine zielbewußte Initiative den colonialen Reden endlich die coloniale That folgen ließ, und — ein nicht minder herzhaftes Vivat sequens!

Digitized by Google

Die Zwillingsschwester.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Schluß.)

III.

Mit der ersten Morgendämmerung wurde Johannes durch ein lautes Pochen an der Thür aus dem Schlafe aufgeschreckt. Er erhob sich und kleidete sich hastig an, um den Frühzug nicht zu versäumen. Er öffnete das Fenster; ein empfindlich kalter Luftzug strömte herein, und alle die warmen, lieblichen Traumbilder der Nacht flüchteten vor dem frostigen Eindringling, um doch, von seinem eisigen Hauch ergriffen, in die wallenden Frühnebel hinausgewirbelt zu werden. Ein unerquickliches Misbehagen bemächtigte sich des fröstelnden Mannes, und Zweifel und Unruhe, die das Mondlicht beschwichtigt hatte, bestürmten aufs neue seine Seele.

Noch einmal schritt er in der Morgenstille nach dem Friedhof hinüber, als könne das Grab der Pfarrerstochter die ihn quälenden Räthsel lösen. Aber das Grab blieb stumm, der kleine weiße Engel hob die erstarrten Hände nicht mehr und schien den naßkalten Nachtthau verdrießlich von seinen Flügeln zu schütteln; nur die vergoldeten Lettern auf der Gedenktafel predigten in unbarmherziger Deutlichkeit von Lüge, Trug und Verrath. Mislautender Hahnenruf tönte von der Dorfstraße her, die Zweige der Trauerweide knisterten mürrisch, aus dem Schlummer aufgestört, und auf dem Gitter, das die Hügel von Johannes' Aeltern umgab, saßen und lärmten die Spatzen und riefen dem Scheidenden ihre dreisten Spottworte nach.

Nach kurzem Abschiede von dem Schulmeister, dem er die baldige Wiederholung seines Besuches versprach, schwang sich der Reisende auf den Strohsack des bereit stehenden Leiterwagens, und die schwerfälligen Gäule setzten sich in Trab. Der Weg führte an dem Wurzelgeäst und den Stümpfen der niedergeschlagenen Waldung vorbei, ohne daß der Gedankenvolle ihrer achtete; eine Schar von hungerigen Krähen stob am Feldrande vor dem Peitschenknall mit rauschendem Flügelschlag davon; er merkte es nicht, und ihr Geschrei konnte die Worte nicht übertäuben, die er murmelnd vor sich hinsprach.

Wie sollte er seinem Weibe entgegengehen, welchen Ton anschlagen, wie sich

Digitized by Google

in all die jähe Veränderung schicken? Aber würde er sie denn auch wiederfinden? Wenn sie nun, seinen gerechten Zorn fürchtend, geflüchtet war? Er gedachte ihres schweren, schmerzbewegten Abschieds; ein dunkles Angstgefühl beklemmte ihm den Athem, und er trieb den Bauerknecht zu immer größerer Eile an.

Auch in dem Coupé des Frühzuges fand er keine Ruhe; auf jeder Station kam ein neuer Zweifel, ein neuer Argwohn stieg als Reisegefährte zu ihm ein, und der kleine Raum war bald mit Schreckgesichtern so überfüllt, daß Johannes sich in eine Ecke des Polstersitzes drückte und die Augen schloß. Jetzt erst glaubte er voll und ganz zu wissen, wie sehr er die Gattin liebte, und seine Liebe machte ihn erfinderisch; er quälte sich mit immer neuen Sorgen um Marie. Je mehr diese Sorgen wuchsen, um so mehr verstummten alle Anklagen. Was hatte sie denn verbrochen? Sie hatte sich seinen Besitz freilich erschlichen; aber war er denn nicht glücklich durch sie, ja mußte er ihr nicht für die List dankbar sein, mit der sie sich ihm genähert, da er nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen, ohne dieselbe sie vielleicht grausam zurückgestoßen und sich so um seines Lebens Seligkeit betrogen hätte? Und war sie treulos gegen eine Todte gewesen, deren Liebe zu ihm sie sich wie eine Rose vom Rande des Grabes zugeeignet und an ihre Brust gepflanzt hatte: war er selbst denn nun nicht minder treulos gegen dieselbe Todte, die einstige Braut, da ihn die Erkenntniß, Marie zu besitzen, von Stunde zu Stunde mit immer frohern, sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz schwellenden Schauern erfüllte?

Die Fahrt wollte kein Ende nehmen, und in seiner fieberischen Ungeduld verdoppelten sich ihm die Stationen. Würde er sie finden, durfte er sie noch heute an sein Herz pressen? Das waren die Fragen, die er sich, von bangem Vorgefühl erfaßt, nicht zu beantworten getraute. Und seltsam, seltsam — wohin verirrten sich zuletzt seine Gedanken? Harrte sie seiner, so konnte sie nicht Marie sein, sondern Luise, die ihn mit der Sicherheit ihrer Schuldlosigkeit erwartete, und seine gestrigen Vermuthungen mußten sich, so kühn sie waren, als wahr erweisen; war sie aber geflohen, so war sie nicht Luise, sondern Marie — und jetzt wünschte er fast, sie möchte geflüchtet sein, daß er die Gewißheit hätte, das herrliche, geistreiche Geschöpf, das, nun der Bann von ihm gewichen, sich mit jedem Tage noch reiz- und lebensvoller entfalten mußte, sein eigen zu nennen.

Mit Anbruch der Nacht erreichte Johannes die Stadt. Noch im Wagen, der ihn vom Bahnhof nach dem Hotel brachte, freute er sich der muthmaßlichen Entfernung seines Weibes — o, er würde sie schon zu finden wissen, würde alles in Bewegung setzen, sie auch im verborgensten Schlupfwinkel zu entdecken, um heißer als jemals von ihr geküßt, um feuriger als jemals von ihr umschlungen zu werden! Wie er aber nach dem hastigen Verlassen des Wagens von dem Portier erfuhr, daß die gnädige Frau am Morgen nach seinem Abschiede plötzlich abgereist sei und nur einen, oben auf seinem Zimmer für ihn bereit liegenden Brief zurückgelassen habe: da wollte doch die Freude nicht verfangen, da fühlte er doch eine mächtige Erschütterung und gestand sich, indem er die Treppe hinaufstürmte, daß die Heftigkeit seiner Sehnsucht eine lange Dauer der Entbehrung nur schwer ertragen werde.

Digitized by Google

Wie schnell Marie — er durfte, er mußte sie nun mit diesem Namen nennen — aufgebrochen zu sein schien, das zeigten die vielen, sicherlich nur in der Aufregung des Entschlusses zu augenblicklicher Flucht zurückgelassenen Gegenstände, die auf Stühlen und Betten verstreut lagen. Johannes empfand den Kampf, den sie mit sich ausgekämpft, glaubte das Echo ihrer qualvollen Selbstgespräche aus allen Ecken widerhallen zu hören, sah die Spuren ihrer Thränen in den halbverlöschten Schriftzügen der Aufschrift ihres Briefes, den er vom Tische riß und mit zitternder Hand erbrach, rückte die Kerzen dicht vor sich hin und begann mit einer athemlosen Spannung, als hätte er die Entscheidung über Leben oder Tod aus den Zeilen zu erwarten, die mit bebenden Fingern mehr hingehauchten als hingeschriebenen Bekenntnisse seines Weibes zu lesen:

„Einziger, einzig geliebter Johannes!

„Du wirst mich nicht mehr finden, wenn Du heimkommst. Du kehrst mit der untrüglichen Wissenschaft meiner Schuld zurück; ein jeder Stein im Heimatsdorfe, Busch und Baum und Vogel, das stumme und nun so laut mich anklagende Grab der Zwillingsschwester müssen es Dir verrathen haben, wie schwer ich gegen Dich gefehlt. Das brennende Verlangen, Dich glücklich zu machen, ist mir, mehr als ich zu hoffen und zu träumen wagte, für die kurze Zeit unserer Verbindung erfüllt worden. Wehe mir, daß nun durch meine That sich alle Lust in Leid, alle Treue in Trug verkehren mußte! Lautere Wahrhaftigkeit ist der Grundzug Deines Wesens — und ich habe Dich hintergangen; der zweifellose Glaube an mich war der klare Born, aus dem die Wurzeln Deiner Liebe immer neue Nahrung sogen — und ich stehe als Fälscherin vor Dir entlarvt! Das Vertrauen, das freudige Athemholen der Neigung, hab' ich mit dem unreinen Hauche der Lüge vergiftet, und Du würdest mich fortan auf Schritt und Tritt beargwöhnen; Du würdest, wovor doch Deine Natur zurückbebt, zum Späher und Aufpasser werden, anstatt Dich im freien, erquickenden Gefühle der seligsten Sicherheit zu wiegen. Wie kann ich Dir so unter die Augen treten, wie Dir zumuthen, zu lieben, wo Du verachten, sorglos zu träumen, wo Du sorgenvoll wachen mußt? So scheide ich von Dir, so nehme ich diese Selbstverbannung auf mich als eine Sühne für meine Sündhaftigkeit, eine Sühne, die mir um so härter erscheint, je überschwenglicher die Lust war, welche mir meine List errungen.

„Laß mich Dir beichten, Geliebter, wie alles so gekommen, wie es so hat kommen müssen, nachdem der erste verderbliche Schritt geschehen; vielleicht, daß Du mich dann minder streng beurtheilst, daß Du mich unter Thränen bedauerst, ohne mich zu richten, und mir den Trost der Verzeihung gewährst!

„Wie schön, wie rein und glanzvoll waren unsere Kindertage! Wie hatten Luise und ich gleichen Antheil an Dir, dem Knaben, der unser Bruder schien! Als Du dann das Pfarrhaus verlassen hattest, um als Gymnasiast in die Stadt zu ziehen, da erwachte während Deines ersten Ferienbesuches zum ersten mal meine Eifersucht. Ich glaubte es aus tausend Kleinigkeiten herauszufühlen, daß die Schwester Dich mehr anzog als ich, und vergoß in der Stille kindische Thränen. Aber ich liebte meinen Zwilling mit einer Heißblütigkeit, daß Luisens Glück mir der beste Trost ward in der Unruhe meines thörichten Herzens. Einer andern

Digitized by Google

Gespielin hätte ich Deine Neigung nimmermehr gegönnt, während ich es doch über mich gewann, Dir in der Folge immer trotziger und feindlicher zu begegnen, um das Schwesterchen nicht merken zu lassen, wie sehr auch ich an dem Genossen unserer Kinderspiele hing. Doch mein uneigennütziger Vorsatz, meine Liebe zu Dir unter erkünsteltem Spott und Hohn, mit denen ich Dich überhäufte, zu verbergen, war oft nicht stark genug, meine eifersüchtigen Aufwallungen niederzuschlagen. So verfolgte ich euch insgeheim auf euern Spaziergängen, schreckte und neckte euch, wo ich nur konnte, und weidete mich an Deiner Verlegenheit.

„Mit den Jahren wurde meine Schwärmerei für Luise immer inniger. Ich erheuchelte ihr gegenüber eine Gleichgültigkeit gegen Dich, die sie nicht zu begreifen vermochte, und ein jedes Gespräch über Dich gab mir von neuem die Ueberzeugung, daß Dir ihr ganzes Herz gehörte. Ich beschloß, ihr das Feld zu räumen, und wiegte mich in dem Wahne, daß das erhebende Bewußtsein, durch meine Verzichtleistung ihr Glück um so fester zu begründen, mich über die Schwere meines Opfers hinwegtäuschen werde. Du glaubst nicht, wie meine Schwester mich fesselte, bis zu welcher Begeisterung für sie ich hingerissen wurde! Ich freute mich unserer Aehnlichkeit, weil ich vor jedem Spiegel mir einbilden konnte, sie selbst zu sein, und ich kannte, wenn sie fern war, kein größeres Vergnügen, als sie mir durch mich selbst zu vergegenwärtigen. Ihre Sanftheit, von der meine Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit so seltsam abstach, erschien mir als ein Ideal höchster Weiblichkeit, dem ich freilich vergebens nachzueifern strebte.

„Da kehrtest Du endlich, der schönste Jüngling, den ich je gesehen, aus der Stadt zurück, um Dich der Bewirthschaftung des Gutes zu widmen. Ich bemerkte, mit Lust und Angst zugleich, daß Du freundlicher als früher mir entgegenkamst, und um der Schwester willen erneuerte ich jenes launische und trotzige Betragen, um Dich von jeder Annäherung zurückzuschrecken. Wie aber deswegen Deine Besuche im Pfarrhause seltener und seltener wurden, konnte Luise keine heftigere Sehnsucht nach Dir empfinden als ich selbst. Da ging meine stille Fassung verloren, und der Egoismus einer grenzenlosen Liebe nahm von meinem Wesen Besitz. Ich kämpfte mit mir, um mir am Ende zu erliegen. Ein unwiderstehliches Glückverlangen zog in meine Seele ein, verblendete mich und machte mich herzlos taub gegen die immer leiser werdenden und zuletzt spurlos verhallenden Stimmen der frostigen, jede Lebensfreude ertödtenden Entsagung. Jetzt sah ich nur im Spiegel mich selbst und ergötzte mich an der eigenen Schönheit, die mir ebenso, wie der glücklichen Nebenbuhlerin, den Sieg über Dein Herz verschaffen konnte.

„Da beging ich den ersten Trug. Die Tante in der Residenz hatte eine der Zwillingsschwestern zur Reisebegleiterin vom Vater gefordert. Du entsinnst Dich, daß das Los zwischen mir und Luisen entscheiden sollte. Ich steckte ihr mit listiger Gewandtheit den Zettel in die Hand, der sie zur Abreise nöthigte. Wol sah ich und sah es mit Gewissensangst, wie schwer ihr der Abschied wurde; aber ich wollte und konnte nicht länger die unnatürliche Spannung ertragen, in die mich das mich aufreibende Verfahren gesetzt hatte, denjenigen zu kränken und zu beleidigen, dessen strahlendes Bild in jedem Augenblick vor meinen trunkenen Sinnen

Digitized by Google

stand. Ich beschwichtigte jeden Vorwurf mit der sophistischen Hoffnung, Luise werde in der Fremde, im Gewirr und Gewühl des Lebens den fernen Freund vergessen, eine andere, tiefere Neigung werde ihn aus ihrer Brust verdrängen.

„Ich hatte von der Schwester gelernt, wie Du, mein Johannes, zu gewinnen warst. Glich ich ihr körperlich, so brauchte ich auch innerlich nur sie selbst zu sein, um Dir gleich ihr zu gefallen. Ich eignete mir ihre Sanftmuth, ihre zartsinnige Theilnahme an, sprach Dir mit ihrer Stimme Trost zu, als Deines Vaters Leiden sich verschlimmerte, und machte mich Dir unentbehrlich. Ach, schon damals errang ich Dich durch dieselbe Schuld, durch welche ich später Dein Weib geworden bin. Wie selig war ich, als ich des Erwachens Deiner Neigung mir bewußt wurde! Nur eins erschreckte mich: meine Hoffnung erwies sich als trügerisch; aus jedem Briefe Luisens sprach die Sehnsucht nach dem Jugendfreunde, und mit Beklemmung sah ich ihrer Rückkehr entgegen.

„Die Schwester zog wieder ins Pfarrhaus ein. Nicht allein Dich umstrickte sie mit dem alten Zauber, wenn auch nicht sofort mit der frühern Macht, sondern auch ich fühlte nur zu bald die Unmöglichkeit, mich in meinem Verhältniß zu Dir gegen ihre Güte, Milde und Engelsreinheit zu behaupten. Die Berührung mit der großen Welt hatte auch nicht eine Saite ihrer harmonischen Seele verstimmt; bei ihrer Lauterkeit erschrak ich vor mir selbst, bewunderte sie neidlos wie in alter Zeit und wollte in Scham vor mir vergehen, je mehr ich ihre treueste Anhänglichkeit an Dich mit Augen sah. Ich schalt mich eine Diebin, die sie um Deine Liebe hatte bestehlen wollen, und alle Zärtlichkeit, alle Inbrunst der Reue, mit der ich sie umschlang, war mir nicht Abbitte genug für das, was ich ihr anzuthun im Begriff gewesen war. Aufs neue zu verzichten, das war mein unabänderlicher Entschluß, ob ich mir auch kaum die Kraft zutraute, ihn durchzuführen.

„Ich mied euch, ich entzog mich euch, so oft ich nur konnte; aber Du folgtest mir, Du bemühtest Dich um mich, und ich mußte einsehen, daß die Flamme, die ich unbesonnen entfacht hatte, nicht sobald in sich selbst verlöschen werde. Da suchte ich die alten Waffen hervor, mit denen ich früher Deine Neigung bekämpft, und bot, wie sehr ich auch unter diesem Zwange litt, das ganze Rüstzeug meines Spottes, meines Witzes und Widerspruches gegen dich auf. Umsonst! Diesmal reizte ich Dich nur, dieselben Waffen zu gebrauchen, und mit unserer Fehde wuchs Dein Interesse für die Gegnerin. Mein kalter Stolz forderte Deine volle Widerstandskraft heraus, und ein jeder Triumph über mich steigerte Deine Lust an dem Kampfe. Niemand sah meine nächtlichen Thränen, nur der Vater schien mich allmählich durchschaut zu haben; er lockte mir in stiller Stunde das Geständniß ab, daß mein Wesen nur eine Maske sei, daß ich dich liebte und Dir doch nur Haß zeigte, um Dein Herz zu der Schwester zurückzulenken. O, mit welcher rührenden Feierlichkeit zog er mich an seine Brust und flehte den Segen Gottes herab, daß er mir Kraft geben möge, dieses Werk der Selbstverleugnung zu vollenden! Ich war die Stärkere, ich mußte entsagen; Luise wäre unter dem Verluste Deiner Neigung zusammengebrochen.

„Als dann später Dein Vater hinsiechte, schlossest Du, von Leid und Sorgen

Digitized by Google

ermüdet, wol einen Waffenstillstand mit mir; doch Deine Augen suchten mich nach wie vor, und ich setzte ihrer Glut die abstoßendste Kälte entgegen. Ich sehnte mich nach einer Gelegenheit, einen vollständigen Bruch zwischen Dir und mir herbeizuführen, weil ich die Fortdauer dieses Zwitterzustandes nicht mehr ertragen zu können glaubte.

„Da kamst Du an jenem Winterabend, als ich allein im Pfarrhause war, mit der Trauerbotschaft vom Tode Deines Vaters. Das war der Zeitpunkt, Dich für immer von mir zu stoßen, Deine Liebe durch Lieblosigkeit zu tödten, Dich mit Grauen vor meiner herzlosen Art zu erfüllen. Laß mich schweigen von der furchtbaren Stunde, in der mir der Gedanke an die geliebte Schwester den unerhörten Muth gab, den Todten, um den Dein Herz blutete, so maßlos zu verunglimpfen. Ich hatte es erreicht; Du wandtest Dich mit Empörung von mir ab. Was es mich gekostet, Dir so wehe zu thun, ich mag es mir nicht aufs neue zergliedern; ich kam mir vor wie ein Arzt, der die eigene Gattin oder das eigene Kind mit scharfem Messer verwunden muß, um Leid und Leiden zu heilen.

„Noch in derselben Nacht flüchtete ich zu meinem Vater und beichtete ihm, was ich gethan und warum ich es gethan. Der edle Seelsorger ertheilte mir für die heilige Sünde, wie er sie nannte, die liebevollste Vergebung; aber ich verpflichtete ihn zu dem ernsten Versprechen, weder Dir noch der Schwester jemals die Beweggründe meiner Handlungsweise zu verrathen, um euer Glück auch nicht durch den leisesten Schatten zu trüben.

„Mein Bleiben im Pfarrhause war unmöglich geworden, und ich entschloß mich zu dem, was ich schon längst hätte thun sollen, aber aus schwärmerischer Anhänglichkeit an den Vater und Luise nicht über mich zu gewinnen vermocht hatte: zur langandauernden Trennung von meinen Lieben. Mit Begierde ergriff ich die Einladung der erkrankten Tante und brachte meiner mit aller Willensstärke übernommenen Pflicht auch die Entfernung von denjenigen zum Opfer, die mir, nachdem ich Dich aufgegeben, der einzige Inhalt meiner trostlosen Tage waren. Schmerzlicher, als ich geglaubt, war der Abschied von dem Zwilling. Luise schien zu ahnen, ja, sagte es mir unter heißen Thränen ins Gesicht, was mich von hinnen treibe, und ich bedurfte des ganzen Aufgebots meiner Selbstbeherrschung, um sie zu beruhigen und meine Liebe zu Dir, o Geliebter, als ein krankhaftes Hirngespinst der aufgeregten Schwester zu bezeichnen. Ich rang mich los und lächelte ihr scheidend zu.

„In der Ferne nahm ich Antheil an allem, was auf dem Gute vorging. Ich beklagte Deine traurige Lage nach dem Tode Deines Vaters, ich erfuhr die Versteigerung Deines Besitzes und gleich darauf Deine Verlobung mit Luise. Ihre von der höchsten Seligkeit zeugenden Briefe waren der Lohn für meine stille Bescheidung, so oft ich die den meinigen so gleichen Schriftzüge betrachtete und mir sagen mußte, daß ich, wenn ich ein wenig mehr der Stimme der Eigensucht hätte folgen wollen, mit gleichem Rechte die glückstrahlende Schreiberin dieser Jubelzeilen hätte sein können.

„Dann folgte Deine Uebersiedelung nach Boston, und meine Gedanken begleiteten Dich über den Ocean. Gott allein weiß, wie schwer es mir damals ge-

Digitized by Google

worden ist, meine Heimreise so zu verzögern, daß ich zu spät eintraf, um Dir Lebewohl zu sagen. Ich fühlte mich nicht stark genug, mein Herz in der Stunde eines Scheidens für so lange Zeit vor Dir zu verheimlichen, und ich verzichtete auf ein Wiedersehen, welches das mühsame Werk meiner Entsagung noch im letzten Augenblick vielleicht zu vernichten drohte.

„Mein erkünstelter Frohsinn half der Schwester über ihre Schwermuth hinweg, bis uns die gemeinsame Pflicht der Pflege an das Krankenbett des Vaters rief. Ach, nur zu bald wurde auch sie von der Gewalt des Fiebers ergriffen, und ich eilte in geschäftig ängstlicher Sorge von einem Lager an das andere.

„Wenige Stunden, bevor Luisen das Bewußtsein verließ, um nicht mehr zurückzukehren, winkte sie mir mit schwacher Hand, mein Ohr an ihre Lippen zu neigen. Ich erschrak bei ihrem Anblick; der Tod, so flüsterte sie mir zu, werde sie mit dem Vater zugleich in die Gruft senken; jede Einrede wehrte sie unerschütterlich ab; sie wisse es nur zu gut, daß ihre Tage gezählt seien und daß ihr Gott ihr Liebesglück gewährt habe, um sie sanft aus einem Paradies in das andere hinüberzuleiten; aber um den Himmel zu erringen, müsse sie zuvor jeder irdischen Pflicht genügen; sie habe in den langen Tagen der Krankheit, in der geräuschlosen Stille des vom Todesengel umschwebten Pfarrhauses den Schlüssel zu dem Räthsel meines Wesens gefunden; sie habe es erst undeutlich, dann immer heller und überzeugender erkannt, daß ich um der schwesterlichen Neigung willen die Neigung zu Johannes gewaltsam habe ersticken wollen; sie aber habe kein köstlicheres Vermächtniß mir zu übermachen, als ihre innigste Liebe zu Dir; ich solle über das Meer eilen, solle Dich trösten, solle ihre Stelle vertreten und den Zugang zu Deinem Herzen suchen; in Marie solle Dir Luise neu erstehen, und Du werdest in mir nicht nur die Verlorene, sondern die Wiedergefundene an Deine treue Brust ziehen.

„Ich kann Dir nicht sagen, Geliebtester, wie dies ihr feierliches Testament, das ich umsonst durch das Erwecken neuer, junger Lebenshoffnung umzustürzen bemüht war, in tiefster Seele mich erschütterte. Kurz darauf wurde auch ich eine willenlose Beute des Fiebers, und die Frau und die Tochter des Dorfschulmeisters übernahmen in selbstloser Fürsorge die Wartung der drei Kranken.

„O welche martervollen Erinnerungen! An einem Tage schlossen der Vater und Luise die Augen. Der Arzt hatte es auf das strengste verboten, mir die Trauerkunde mitzutheilen; aber die auffallende Stille unter mir — ich lag im Giebelstübchen unsers Hauses gebettet — die Stille, die auch nicht das leiseste Stöhnen der geliebten Kranken wie sonst an mein Ohr trug, erfüllte mich mit namenloser Angst. Endlich eröffnete mir der Arzt selbst, als er bei seinem Abendbesuch die furchtbare Qual der Ungewißheit als die gefährlichste Bundesgenossin des Fiebers in mir erkannte, in der schonendsten Weise den Verlust, der mich betroffen. Eine Stunde lang weinte ich trostlos vor mich hin und begehrte nichts sehnlicher, als daß auch mich der Tod mit den Meinigen wieder vereinigen möchte. Das Pfarrhaus war zu einem Sarge geworden — was sollte ich weiter, eine lebendig Begrabene, in dieser Oede athmen? Doch — seltsam genug! — je mehr ich diesen Gedanken nachhing, eine um so unverwüstlichere Lebenskraft fühlte ich

Digitized by Google

in meinen Adern. Ich begehrte eigensinnig, daß man mich aufstehen und an dem Bett der Gestorbenen beten lasse. Der feste Widerstand, den man meinem Verlangen entgegensetzte, regte mich auf und steigerte die Empfindung meiner Zähigkeit und Handelnsfähigkeit. Mit wachen Augen starrte ich in den durch die Vorhänge hereindringenden Vollmondglanz. Da zuckte der Gedanke des Truges zum ersten mal gespenstig in mir auf; ich scheuchte ihn zurück, doch er trat, mit je größerm Grauen er mich durchschauerte, in immer neuer Gestalt an mein Lager, wurde Fleisch und Blut, narrte und reizte mich unaufhörlich und flüsterte mir, ein dämonischer Verführer, mit unabweisbarer Lockung zu.

„Ich sann und überlegte. Die Empfindung der Genesung, das wunderbare Vorgefühl der siegreich zurückkehrenden Kraft spiegelte mir ein langes, überlanges Leben vor. Und dies sollte ich glücklos vertrauern, inhaltlose Tage ohne Ende fortspinnen? Und doch flammte aus dem Nebel der Zukunft ein hellleuchtender Stern herauf, der Stern der Liebe. An Dich, mein Johannes, klammerte sich jeder Wunsch, jeder fieberische Herzschlag verlangte nach Dir, und im Zauber des Mondlichtes glaubte ich schauernd Deinen Athem über meiner heißen Stirn zu spüren.

„Luise selbst hatte mich zur Erbin ihrer Liebe gemacht; ich handelte im Geiste der Entschlafenen, wenn ich Dein Weib wurde, und es konnte für mich keine süßere Pflicht geben, als den Willen der Verklärten zu erfüllen. Ich bedachte, ob ich Dir rückhaltslos alles offenbaren, die letzte Bitte Deiner Braut Dir anvertrauen sollte. Aber hieß das nicht, mich selbst Dir anzutragen, und konntest Du denn, durftest Du mir Glauben schenken? Mußtest Du nicht ein jedes Zeichen meiner Neigung wie eine schamlose Lüge zurückweisen, wenn Du des Auftrittes gedachtest, der Dir damals den Ausspruch auf die Lippen zwang, die Schwelle des Pfarrhauses nicht wieder berühren zu wollen, solange ich in demselben weilte? Mußte nicht das Gespenst Deines Vaters, den ich in seiner Sterbestunde gebrandmarkt, mit dessen Verlästerung ich Dein Herz tödlich verwundet, drohend zwischen uns treten, um uns auf ewig zu scheiden? Es gibt Dinge, deren Vergebung vergeblich ist, die trotz der Verzeihung einen unausreißbaren Stachel zurücklassen; ich wußte, daß ich selbst die Brücke jeglicher Verständigung zwischen uns abgebrochen, daß ein Abgrund uns trennte. Nur Gott kannte mein Herz — und einer, der nicht mehr unter den Lebenden war. Der Prediger der Liebe, mein Vater, hatte sein heiliges Versprechen treu gehalten; kein Laut über die Beweggründe meines vermeintlichen Hasses gegen Dich war über seine Lippen gekommen. Und doch hätte er allein mein aufrichtiger Vertheidiger, mein freisprechender Anwalt sein können! O, was hätte ich darum gegeben, ihn für ein paar Minuten aus dem Todesschlaf zu erwecken, ihm die Feder in die kalte Hand zu drücken, damit er die fürbittenden Zeilen an Dich richten möchte! Seinem Zeugniß hättest Du Dich unterworfen, er hätte uns zusammengesprochen, hätte Groll und Haß in Liebe und Treue gewandelt!

„Unter solchen Gedanken hatte ich die Mitternacht herangewacht. Eben kam die Küstersfrau aufs neue an mein Lager; ich erheuchelte einen ruhigen Schlummer, athmete gleichmäßig und wagte erst die Augen wieder aufzuschlagen, als ich die

Digitized by Google

Hausthür knarren und die Schritte der sich entfernenden Pflegerin verhallen hörte. Sie ging wol, um ihre Tochter zur Ablösung in der Nachtwache herbeizurufen. Jetzt mußte es geschehen! Wiederum stand der Versucher neben mir, und ich widerstand nicht länger. Mein freies Bekenntniß hättest Du verdächtigen, aus ihm nur die Stimme des verwerflichsten Eigennutzes heraushören müssen. Nur der Betrug konnte mir die Mittel geben, der Bitte der Verstorbenen zu willfahren und die eigene Leidenschaft durch Deinen Besitz zu befriedigen. Ich mußte mich selbst begraben, um als Luise für Dich zu erstehen; Marie mußte für Dich sterben, um für Dich leben zu können.

„Ich glitt vom Lager, öffnete die Thür und tastete und schwankte die Stiegen hinunter. Als ich in das Studirzimmer des Vaters eintrat, in welchem die Leichen lagen, strömte die Nachtluft durch das weitoffene Fenster voll herein und mit ihr die Glanzflut des Mondes. Ich wußte nichts von abergläubischer Gespensterfurcht; wie oft hatte ich nicht an des Vaters Seite an den Todtenbetten lieber Mitglieder der Dorfgemeinde gestanden und mit ihm Trost gespendet! Aber jetzt fröstelte ich in der Kühle des eindringenden Luftzuges und drückte das Nachtkleid, mit dem ich bekleidet war, fest an die erstarrende Brust.

„Dann schritt ich an Luisens Lager. Der Wandspiegel über demselben wurde vom Mondlicht getroffen und strahlte mir mein blasses, verstörtes Gesicht zurück. Ich erschrak, als ich von dem Glas auf das stille Antlitz der Schwester niedersah. Es erforderte auch nicht den geringsten Aufwand von Einbildungskraft, um mir bei unserer ungemeinen Aehnlichkeit die Vorstellung zu erwecken, mich selbst in der Ruhe des Todes vor mir liegen zu sehen. Nur das bleiche Gesicht der Schwester, über welches der Strahl hinzitterte, schien mir noch lebendiger als das meine, das mir der Spiegel wies. Ach, hätte ich sie doch ermuntern und mich statt ihrer in die Gruft betten lassen können, um mein Liebesopfer durch ein Lebensopfer zu krönen! Nun stand ich hier, o Johannes, um meinen Namen allein mit ihr zu bestatten, mir den ihrigen für Dich zu rauben und Dich als Luise zu lieben. O, wären wir Zwillinge doch namenlos gewesen, ich hätte des Truges nicht bedurft! Du hättest, wie es auch in der Folge geschah, die unaussprechliche, die namenlose Liebe der Schwestern nicht unterscheiden können, und die Lüge, die Dich mir gewann, hätte mich Dich nicht wieder verlieren lassen!

„Zitternd kniete ich neben der Todten nieder, ergriff ihre Hand, zog den Verlobungsring von ihrem Finger und steckte ihn an den meinigen. Als hätte ihn der Goldschmied für mich gearbeitet, so vollkommen paßte er und war mir ein tröstliches Symbol unserer Zusammengehörigkeit. Ein räthselhaftes Doppelgefühl erfaßte mich, wie ich den Reif, der im geheimnißvollen Lichtspiel der Mondstrahlen schimmerte, an meine Lippen drückte. Jetzt war ich Braut, die Verklärte hatte uns zusammengegeben, und mir war's, als müßten die Nachtlüfte die Grüße meiner Liebe auf ihre Schwingen nehmen, sie zu dem Geliebten über das Meer zu tragen; zugleich aber hämmerte mein Herz so heftig, als hörte ich die Hammerschläge der düstern Männer, die den Sarg Luisens in wilder Hast zunagelten, ihn so schnell als möglich in die Erde zu senken, daß niemand den Raub merken sollte, den ich begangen. Ach, war es denn ein Raub? Hatte mir die Schwester

Digitized by Google

nicht ihre Liebe vermacht, und sollte ich das Pfand derselben nicht als mein Eigenthum betrachten? Du mußtest ja den Ring an meinem Finger finden, um an meine Täuschung zu glauben, und Deine Neigung schien mir der Todten allein zu gehören, solange der Reif ihre Hand schmückte. Da löste sich ein Tropfen von den langen, schwarzen Wimpern der Schläferin und rollte langsam die kalte Wange herab; die Schwester borgte meine Thräne, die aus meinem Auge auf ihre Lider herabgefallen war: sie weinte noch im Tode um sich, um mich und um alle meine Qual. Ich küßte sie im ungestümen Schmerz auf Stirn und Mund, riß mich los und schlich an das Bett des Vaters.

„Wie rührten mich seine friedlichen, gottergebenen Züge! Da schliefen sie nun mit ihm, die Geheimnisse, die ich ihm anvertraut, und er konnte die Lippen nicht mehr aufthun, für mich zu zeugen. Vor der Heiligkeit seines Bildes hatte der Trug keinen Bestand, und meine Pläne zerrannen; ich hielt die schwere Hand des Theuern in der meinigen und hatte schaudernd die Empfindung, als rege der Todte die starren Finger, um mir den unseligen Ring von der Hand zu streifen. Das Pendel der alten Wanduhr über ihm klopfte so vernehmlich durch das Schweigen der Nacht. «Thu's — thu's nicht — thu's — thu's nicht», so klang es, lockend und schreckend zugleich, in fieberischem Takt um mich her. Da tönten Schritte von der Straße herauf. Nur dieser Augenblick gehörte mir noch; wer weiß, in wessen Händen sich vielleicht schon morgen die amtlichen Documente des Vaters und das alte Kirchenbuch befinden mochten! Der dicke, wohlbekannte Foliant lag auf seinem Schreibtische. Ich blätterte ihn athemlos auf, die Seiten knisterten, als wollten sie mich warnen, und wieder tönte es «Thu's — thu's nicht» — mit dem Pendelschlag hinter meinem Rücken. Mir war's, als erhebe sich der Vater und blicke über meine Schulter mit mir in die vergilbten Blätter. Da lag's an der Stelle, wo ich es so oft gesehen — ich hielt den Taufschein meiner Schwester in der zuckenden Hand. Die Schritte näherten sich dem Hause; ich schlug das Kirchenbuch so heftig zu, daß das Klappen von den Wänden zurückschallte, warf einen scheuen Blick auf den Todten und entfloh. Als ich die Thür aufriß, tönte ein mislautendes, misbilligendes Schnarren der fortpredigenden Wanduhr hinter mir her, und ein furchtbares «Eins» schlug an mein Ohr und an mein Gewissen. «Eins!» Ich hatte ja den einen, den ersten Schritt der Sünde gethan, der so viele, so ungezählte nach sich ziehen sollte.

„Von Frost geschüttelt, huschte ich die Stiegen hinauf, und hatte kaum noch so viel Zeit, Ring und Papier in meinem Schrank zu bergen und in mein Bett zu schlüpfen, als schon die Tochter des Dorfschulmeisters hereintrat und mich in einer Unruhe und Aufregung fand, die sie veranlaßte, die alte Magd aufzustören und sofort nach dem Arzte zu schicken. Bald verlor ich mich in wilde Fieberphantasien. Die seelische Qual und Angst der einen Nachtstunde, die Erkältung, die ich mir zugezogen, der Krankheitsstoff, den ich von den Lippen des Vaters und der Schwester aufs neue in mich gesogen, verschlimmerten meinen Zustand dermaßen, daß ich wochenlang am Rande des Grabes schwebte und ihm endlich nur wie durch ein Wunder entrissen ward.

„Kaum genesen, schwankte ich zu den Gräbern meiner Lieben. Dann gab

Digitized by Google

man mir Deinen, an Luise gerichteten Brief, in dem sich Deine sorgenvolle Unruhe um das beängstigende Schweigen im Pfarrhause aussprach, und ich eilte ihn zu beantworten. Ich beharrte auf der Bahn, die ich einmal eingeschlagen. Dich zu erringen, nach dem ich unendliches Verlangen trug, Dich im Sinne der Heimgegangenen glücklich zu machen, war fortan mein einziger Lebenszweck. Du weißt, wie Du selbst Dich in frühern Tagen über die Gleichheit der Handschrift der Zwillinge zu verwundern pflegtest. So leitete ich meine Täuschung ohne Mühe ein. Ich meldete Dir den Tod des Vaters und den meinigen; ich betrauerte die Schwester, deren Namen ich in meinen Briefen trug, auf das schmerzlichste; Marie, die seit jenem unheilvollen Bruche zwischen uns für Dich schon todt war, glaubtest Du gestorben, und dieselbe Marie schrieb dir drei volle Jahre hindurch als Deine Braut Luise.

„Wie ich diese Jahre im Dorfe verlebt, weißt Du aus unserm schriftlichen Verkehr und wirst es nun in Deiner Heimat von alt und jung erfahren. In den Kreis des Schulmeisters aufgenommen, bemühte ich mich in der stillen Sphäre meines Wirkens, meiner Schwester immer mehr zu gleichen; Du solltest nur durch den Namen getäuscht, nicht durch mein Wesen später enttäuscht werden; so fühlte und lebte ich mich von Tag zu Tag, in der lebendigsten Erinnerung an die Verstorbene, immer inniger in die Art ihres Denkens und Empfindens hinein; den letzten Rest meiner frühern Wildheit streifte ich ab, und die Milde und Sanftheit meines Vorbildes wurde mir bald so zur Natur, daß meine Umgebung zu meiner Freude mich oft mit dem Namen Luisens schmückte. Eine wunderbare Läuterung vollzog sich in mir, daß sich mir das Strafbare meines Verfahrens gegen Dich in dem Maße verringerte, als es mir gelang, mich selbst und meine Eigenart aufzugeben, um Dir die Todte voll und ganz zu ersetzen. Eine Heiligung durchdrang mich oft, als ob mich der Geist der Verklärten mit dem Hauche des Segens umschwebte.

„Du wirst nun begreifen, Johannes, warum ich Dir vor der Möglichkeit unserer Vermählung nicht in die Ferne folgen mochte. Wie sehr mich auch die Sehnsucht trieb, so mußte ich mir doch stets von neuem vorhalten, daß mit der größern Dauer unserer Trennung Deine Erinnerung an alle kleinen Eigenheiten Luisens mehr und mehr verblassen werde, und ich gewann Frist, die — wie soll ich es nennen? — die Umbildung meines Wesens in dasjenige der Schwester in Ruhe auszugestalten.

„Endlich riefest Du mich über das Meer an den Altar. Ich schied von dem Dorfe, von meinen Gräbern mit einer Fassung, die mir der Gedanke verlieh, daß ich nun aufbreche als die Vollstreckerin des Letzten Willens der Unvergeßlichen. Während mich die Insassen des Lehrerhauses bei der Tante in der Residenz glaubten, eilte ich nach London, um in Gemeinschaft mit dem Geschäftsfreunde Deines Oheims die Reise zurückzulegen. Aber ach! Die Unruhe des Meeres theilte sich meiner Seele mit; die Sicherheit meiner Hoffnungen gerieth ins Schwanken, und als sich der Hafen Deiner neuen Heimat vor mir aufthat, befiel mich eine Beklemmung, die ich nicht zu bemeistern vermochte; aller Flitterglanz

Digitized by Google

der Heiligung, die mich daheim durchdrungen, wich von mir, und ich war nichts, nichts — als eine Betrügerin.

„Und dennoch, dennoch — Du zogest mich an Dein Herz als Deine Luise, und die Wonnen, die mich durchschauerten, waren unaussprechlich. Bald überwand ich meine anfängliche Befangenheit und genoß mein Glück in vollen Zügen. Nun sollst Du auch wissen, Geliebter, warum ich Dir nicht nachgegeben habe, meine Haartracht zu verändern. Luise hatte auf dem Nacken, gerade unter den äußersten Haarwurzeln, ein kleines, freilich nur dem aufmerksamen Beobachter auffälliges Mal, an welchem die gute Mutter uns Zwillinge in der Kinderzeit zu unterscheiden pflegte. Meine gelösten und entfesselten Flechten verhüllten diese Stelle. Du konntest von jenem Spiel der Natur einmal gehört, konntest es selbst wahrgenommen haben, und so mußte ich befürchten, daß das freigelassene, unbedeckte Plätzchen mir zum Verräther werde.

„O, mein einzig geliebter Freund, wie stelltest Du oft unwissentlich meine Selbstbeherrschung auf die härteste Probe, wenn Du Dich in süße Erinnerungen an die im Dorfe verlebte Brautzeit vertieftest und Dinge berührtest, die, einst Luisens zarte Geheimnisse, sich meiner Wissenschaft entzogen! Wie viel Mühe hatte ich nicht, Dir harmlos auszuweichen, und wie oft mußten meine stürmischen Liebkosungen mich der Antwort überheben! Aber für solche Minuten qualvoller Verlegenheit entschädigten mich immer die Versicherungen Deiner heißen Liebe, und ich konnte nicht müde werden, ihnen zu lauschen.

„Unser Ehebund war geschlossen worden, ich schwelgte auf der Höhe meines Glückes. Wenige Tage nach der Hochzeit lenktest Du einmal das Gespräch auf Marie, von der Du bisher zu sprechen stets vermieden hattest. Ach, wie ich zusammenschreckte! Du erzähltest mir ja, wie ich Dich gekränkt, wie ich Dich durch die unweiblichste Lieblosigkeit aus dem Vaterhause vertrieben hatte; aber als Du mit tiefbewegter Stimme hinzufügtest, Du habest ihr lange vergeben und könnest keinen Groll gegen die Todte im Herzen hegen, und es sei Dir schmerzlich, daß die Jugendfreundin ohne jede Aussöhnung mit Dir aus dem Leben habe scheiden müssen, da umschlang ich Dich mit fieberischer Inbrunst, da war ich wie neugeboren, da durfte ich, die ich für Dich Luise blieb, wieder für mich ganz Marie sein, da fand ich mich wieder und hätte meinen Jubel in alle Lüfte ausrufen mögen, um mein Herz der Ueberfülle seiner Seligkeit zu entlasten."

Der Leser, in dessen Augen helle Thränen standen, hielt inne und erinnerte sich tief erschüttert, daß auch er in jener Stunde, aber auch nur in dieser, eine wunderliche und doch bis zur Täuschung lebendige Empfindung gehabt habe, nicht die sanfte Luise, sondern ihre leidenschaftliche, heißblütige Schwester in den Armen zu halten. Er schüttelte sinnend den Kopf und fuhr zu lesen fort:

„Von diesem Tage an, mein Johannes, war ich doppelt Dein Weib. Eine Last war von meiner Seele genommen, unter deren Gewicht ich oft erliegen zu müssen meinte, wenn Du mich, die ich mich von Dir gehaßt wußte, so liebe. Im Glauben an Luise an Dein Herz schlossest. Nun hattest Du Marie vergeben, nun durfte ich Dir frei in die Augen schauen. Der Wunsch der Sterbenden

Digitized by Google

erfüllt worden: — ich sah Dich glücklich durch mich, wie es die Schwester erhofft hatte.

„Doch ach, in wie gefährlicher, trügerischer Sicherheit ich mich geborgen wähnte, sollte ich nur zu bald erfahren. Eines Tages, während Du in der Fabrik beschäftigt warst, nahm ich einen Brief für Dich in Empfang, dessen Aufschrift und Poststempel mich jählings aus allen Träumen rissen. Ich erkannte mit Bestürzung die Hand des Dorfschulmeisters unserer Heimat; ich erbrach das Schreiben, in welchem der alte Freund Dich um Nachricht über mich, die Verschollene, anging; ich unterschlug es, um nicht entlarvt zu werden, und schleuderte es in die Flamme. So wuchs Trug aus Trug, und ich fühlte von neuem in aller Bitterkeit, daß mein Wandel ein Wandeln auf einem Vulkan war.

„Dann ergriff Dich das unselige Heimweh. Jetzt wirst Du es verstehen, warum ich Deiner Rückkehr mich mit allen Künsten der Ueberredung widersetzen mußte. Du gingst in die Heimat, ich in die Verbannung: das war das traurige Ende unsers Glückes. Nur solange der Ocean zwischen uns und der vaterländischen Scholle seine Wogen wälzte, konnte ich mit einiger Zuverlässigkeit auf die Unentdeckbarkeit meines Geheimnisses rechnen.

„Welche Qualen schnürten mir auf dem Dampfschiff die Seele ein, während Du voller Jubel auf die Wogen blicktest, die Dich dem ersehntesten Ziele entgegentrugen! Weit hinter uns war das Lärmen und Tosen Deiner Fabrikgebäude geblieben; aber um so lauter und furchtbarer pochte und hämmerte es in meinem Innern, als ob ein Räderwerk meine Brust durchhallte. Auf der Hinfahrt hatte ich mit Bangen und Zagen die einzelnen Bausteine zum Tempel unserer Liebe zusammengetragen, bis Du selbst das mühevoll errichtete Gebäude kröntest; jetzt auf der Rückfahrt sah ich Stein auf Stein sich lösen, gleiten und herabstürzen, und blickte trostlos auf die schmähliche Zerrüttung.

„Als ich in der ersten Nacht mich von Deiner Seite auf das Deck gestohlen, als eine durch die Ueberreizung meiner rastlos sich abmüdenden Hirnnerven hervorgerufene Vision mir die todte Schwester zeigte, die mahnend an mir vorüberglitt, da trieb es mich zu Dir zurück, da wollte ich Dir alles, alles gestehen, zu Deinen Füßen hinsinken und Leben oder Tod von Dir erwarten. O, hätte ich die Vollkraft des Entschlusses doch gewonnen! Aber Du schlugst die verträumten Augen mit so seligem Lächeln auf, schautest mich mit einem so vertrauensvollen Ausdruck des höchsten Glückes und der tiefsten Befriedigung an, daß ich es nicht über das Herz bringen konnte, mit der Grausamkeit meines Bekenntnisses Deinen schönen Liebesfrühling zu verwüsten. Und wozu auch? In der Heimat mußtest Du es ja doch erfahren, welches Verhängniß sich scheidend zwischen uns drängte; und sollte ich Dir die wenigen Tage Deines zur Rüste gehenden Wonnelenzes nicht gönnen, die flüchtigen Blumen gewaltsam ausreißen, die nach kurzer Frist von selbst verwelken und verdorren mußten?

„In London und Paris wiederholten sich dieselben Kämpfe meiner Seele, und ich mußte lächeln und scherzen in meiner Qual, lächeln und scherzen, um keinen Argwohn in Dir hervorzurufen. Du solltest Dein Glück, solange es haltbar war, bis zum letzten Augenblick genießen!

Digitized by Google

„An der Schwelle der deutschen Heimat drohte mir die Kraft zu versagen. Die heimischen Laute, von Dir mit Jubel begrüßt, erklangen mir wie die Stimmen der ihr Opfer verfolgenden Furien. Und als ich heute, vor wenigen Stunden, unfähig, Dich in das Dorf zu begleiten und den jähen Zusammenbruch meiner so kurzen Liebesseligkeit an dem Grabe Luisens und des Vaters mit anzuschauen, von Dir so leidensvollen Abschied nahm, Abschied für immer: da wollte sich noch einmal die Beichte auf meine Lippen drängen; aber das Wort erstarb unter Deinen Küssen, und ich schauerte in Deinen Armen wie eine arme Sünderin, über die der Stab gebrochen.

„Nur noch Eins, geliebter Johannes! Laß mich ganz wahr sein und auch das Schwerste nicht verschweigen! Mehrmals trat auf dem Schiffe der Versucher an mich heran und lockte mich, mich über Bord zu stürzen und aller Unruhe ein Ende zu machen. O, ich sehe Dich nun, den biedern, thatkräftigen, lautern Mann, mir doppelt zürnen, da ich dem Truge das Eingeständniß der Feigheit geselle! Was mich von dem Aeußersten zurückhielt, war die Ueberzeugung, daß sich die Gattin opfern könne, um durch ihren Tod den schwergekränkten Gatten zu versöhnen, daß aber die Mutter dem Vater schuldig sei, ihm das Pfand der Liebe zu erhalten. Ich werde es Dir senden, wenn ihm Gott das Leben schenkt und bewahrt; ich werde mich losreißen von dem holden Geschöpf, zur letzten Sühne meines Vergehens; es wird Dich anlächeln, Dir Trost gewähren und die kleinen, fürbittenden Händchen um Deinen Nacken stricken. Und gleicht es mir, so gleicht es auch Luise, und um ihretwillen wirst Du mir vielleicht verzeihen.

„Morgen in der Frühe reise ich ab. Du bist zu edel, um mich zu verfolgen und mir nachzuspüren. Das Elend, auch das größte, findet mit Gott eine Zuflucht.

„Lebe wohl, mein Freund! Habe innigsten Dank für alle Liebe und Treue! Die Erinnerung an die reinen Stunden unsers Bundes sei die unzertrennliche Gefährtin meiner einsamen Tage!

„Die Nacht ist hereingebrochen. Ein jeder Schritt auf dem Gange, der meiner Thür sich nähert, schreckt mich auf. Ich wähne, es ist der Schritt des zurückkehrenden Gatten, unter dessen Entrüstung die Diele bebt, bei dessen Nahen mein Herz erstarrt.

„Lebe wohl, Johannes! Sei mild, sei mild! Und mußtest Du mich als eine beklagenswerthe Fälscherin erkennen, so wisse doch, daß nie eine Liebe wahrhaftiger war als die Deines, Dich bis in den Tod über alles liebenden Weibes Marie!“

Wieder und wieder las Johannes die inhaltschweren Zeilen, mit immer wachsendem Schmerze und vollem, sich steigerndem Entzücken. Wo blieben alle Anklagen und Vorwürfe? Sie schmolzen hin vor dem heißesten Mitleid, und die Gewalt der unendlichen Liebe, die aus dem Briefe sprach, ließ ihn unwillkürlich die Arme ausbreiten nach der immer angstvoller entbehrten Schreiberin. Lange durchmaß er das Zimmer, von tausend Gedanken und Entschlüssen bestürmt. Endlich sank er auf den Sessel zurück, auf dem er die Beichte seines Weibes gelesen, und drückte den Brief an seine Brust. Die Augen schlossen sich, von Uebermüdung bewältigt, und ein lieblicher Traum vereinte ihn mit der geflüchteten Gattin.

Digitized by Google

Verwundert blickten die ersten Sonnenstrahlen auf die schlaftrunkenen Flammen der noch flackernden, niedergebrannten Kerzen, als der Schläfer emporfuhr und die Thränen auf dem auf seinen Schos gesunkenen Briefe bemerkte, die er im Traume auf ihn herniedergeweint.

IV.

Als Johannes sich so weit gesammelt hatte, daß er eines Entschlusses fähig wurde, glaubte er nicht eher ruhen zu dürfen, als bis er die Spur der Flüchtigen aufgefunden. Sein erster Gedanke war, sie sei in der Residenz geblieben, um ihn durch ihre vorgebliche Abreise in die Irre zu führen, und habe sich in dem Hause ihrer Tante eine sichere Zufluchtsstätte bereitet. Es gelang ihm nicht ohne Mühe, da das Adressenverzeichniß den Namen der Witwe nicht mehr enthielt, Straße und Nummer ihrer ehemaligen Wohnung auszukundschaften. Der Wirth, bei dem er sich melden ließ, theilte ihm zu seinem nicht geringen Befremden mit, er habe vor mehr als zwei Jahren das Haus von der Matrone durch Kauf erworben; gleich darauf habe sie die Stadt verlassen, um einen längern Aufenthalt in Italien zu nehmen; er könne nicht sagen, ob sie dort noch weile, oder wo sie sich in der deutschen Heimat später niedergelassen habe.

Herb enttäuscht, kehrte Johannes in das Hotel zurück und forschte von neuem den Portier aus, der ihm nur wiederholen konnte, die Fremde habe sich nach irgendeinem Bahnhof fahren lassen, dessen Name ihm entfallen sei. Dennoch hielt der Gatte an dem Glauben fest, daß sein Weib sich in der Stadt verborgen halte. Er fuhr von Hotel zu Hotel, erfragte jeden Fremden, beobachtete die Aus- und Eingehenden und kam mit Anbruch der Nacht nach vergeblichem Suchen in sein Quartier zurück. Die nächsten zwei Tage verstrichen unter denselben Mühen. Umsonst hoffte er auf eine Begegnung mit Bekannten oder Freunden der Tante; dieselbe hatte zu einsam und abgeschlossen gelebt, als daß es, nach der Meinung des aufs neue um Rath angesprochenen Wirthes, wahrscheinlich sein konnte, durch vertrautere Beziehungen, die sie irgendwo in der Stadt angeknüpft, ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort zu ermitteln.

Unter der fortwährenden Aufregung, in die ihn seine Spürfahrten versetzten, litt Johannes mehr, als er sich eingestehen wollte. Ein dumpfer Kopfschmerz plagte ihn und machte ihn mürbe, sodaß er sich die Frage vorlegte, ob es nicht gerathener sei, die Hülfe der Polizei und der Telegraphie in Anspruch zu nehmen, um schneller zum Ziele zu kommen; aber die Besorgniß, ein unberechenbarer Zufall könne den Trug seiner Gattin an die Oeffentlichkeit bringen, hielt ihn von diesem Schritte ab. Es war seine Pflicht, sie vor einer solchen Bloßstellung zu schützen und ihr und sein Geheimniß in sich zu verschließen. Jetzt zürnte er ihr wirklich, nicht wegen der Fälschung, die ihm doch nur die Gewalt ihrer Liebe bezeugte, sondern wegen des Mangels an Vertrauen, den sie ihm bewiesen. Mußte sie denn nicht ahnen, wie sehr ihre Flucht ihn betrübte, nicht ahnen, daß er ihr vergeben und sich in Sehnsucht nach ihr verzehrte? War er denn ein gefühlloser Barbar, daß sie ihm wie einem Schreckbilde auswich? Das Verlangen des Wieder-

Digitized by Google

sehens wurde so mächtig in ihm, daß sich ihm die Tage der Trennung verdoppelten und verdreifachten.

Da kam ein Brief des Dorfschulmeisters, der ihn in lakonischer Kürze zu sofortigem Besuche aufforderte. Von neuer Hoffnung beflügelt, eilte er in die Heimat. Was war natürlicher, als daß die Flüchtige, nachdem sie sich durch irgendwelchen Späher von des Gatten Abreise überzeugt, zu dem alten Freunde, dem Küster, sich gerettet hatte? Sie mußte sich ja sagen, daß Johannes sie hier am allerwenigsten vermuthe, und daß ihn nichts an die Stätte zurücktreiben werde, wo sein Glück, wie sie wähnte, ein so unerwartetes Ende gefunden. Also vorwärts, nur vorwärts! Aber wie erschrak er, als er die Vermißte, sehnlich Erharrte auch im Dorfe nicht antraf! Der Schulmeister hatte ihn nur herbeschieden, weil ein Käufer auf dem Gute erschienen war, der dem Sohne des frühern Besitzers den Vorrang abzulaufen Miene machte.

Es war ein Glück für den Enttäuschten, daß die Unterhandlungen, die er sofort einleitete, um sich durch ein Mehrgebot die verlorene väterliche Erbschaft zu sichern, ihn ein wenig von seinem Grame abzogen. Eine halbe Woche wurde er auf dem Landsitze zurückgehalten; die Nächte verbrachte er im Hause des alten Gastfreundes, in dem Zimmer, das Marie vordem bewohnt; aus jedem Winkel, jedem Gegenstande desselben sprach die holdseligste Erinnerung an sein Weib und entfachte sein Verlangen. Nur der Gedanke gab ihm einigen Trost, daß die wenigen Tage, welche hier für seine Nachforschungen verloren gingen, zugleich eine Frist waren, in der sich die Gattin sammeln und beruhigen würde, um bei ihrem Wiederfinden vertrauensvoll an seine Brust zu sinken, und das Bewußtsein erfüllte ihn mit Wonne, daß er ja nur hier weilte, um für sie und sich ein neues Heim zu gründen, in dem ihre Liebe aufs neue emporblühen und sich duftiger und reizvoller erschließen solle als jemals.

Kaum aber war der Kauf und die künftige Uebergabe des Landgutes geregelt worden, als Johannes durch um so stürmischere Unruhe in die Hauptstadt zurückgezogen ward. Die Spannkraft seines Geistes war nun wiederum ausschließlich auf die Verlorene gerichtet, und er quälte sich mit ewig neuen Befürchtungen. Bald glaubte er, sie könne über das Meer zurückgeflohen sein, um in dem Gewühl der fernen Fremde ihre Spur um so sicherer zu verwischen; bald marterte ihn die Vorstellung, daß sie in der maßlosen Erregung, die in ihrem Abschiedsbriefe einen so erschütternden Ausdruck gewonnen, doch in den Tod gegangen sei, um sich in der Flut von ihrem Fehl rein zu waschen. Der Kopfschmerz, der ihn die Tage über gepeinigt, wurde immer unerträglicher; er preßte die heiße Stirn an die Scheiben des Coupéfensters und fluchte den Telegraphendrähten, an denen er vorübersauste, daß sie für alle eine Sprache hätten, voll Leid oder Glück, nur nicht für ihn und die Qual seiner Ungewißheit.

Matt und abgemüdet kam er in das Hotel. Der Portier sah ihm besorgt ins Gesicht, als er auf die Frage des Fremden, ob ein Brief seiner Frau für ihn abgegeben worden sei, ein Nein antwortete und den verstörten Ausdruck des Gastes bemerkte. Wiederum kein Lebenszeichen, keine Hoffnung auf die Rückkehr des

Digitized by Google

Flüchtlings! Ihm blieb nichts, als das Schreiben der Gattin zum hundertsten mal zu durchlesen und in seinem Gram zu wühlen.

Am nächsten Vormittag irrte er planlos durch die Straßen, als müßte das blinde Ungefähr ihn den rechten Weg führen, den Besonnenheit und Ueberlegung nicht zu finden wußte, als müßten die Sonntagsglocken, die von den Thürmen erklangen, von ihrer weitausschauenden Höhe ihm den Pfad der Entronnenen herniederrufen. An einer Stelle des Flußufers, an welchem er entlang schritt, drängte sich eine Schar Neugieriger und spähte auf die niedere Böschung des Wassers herab. Ein weiblicher Leichnam sei angetrieben worden, hörte Johannes im Vorübergehen. Wie betäubt blieb er stehen, griff nach seinem Herzen, das übergewaltig klopfte, schob sich durch die Gaffer hindurch, stieg, von der murmelnden Menge angestaunt, ein paar steinerne Stufen hernieder und näherte sich der Todten. Das Gewand, das die jugendliche Gestalt umhüllte, war ihm unbekannt, und dennoch zitterte er und rang nach Athem, als er das Tuch ein wenig emporhob, mit welchem man das Gesicht der Lebensmüden bedeckt hatte. Gottlob, es war nicht sein Weib! Da übermannte ihn die Aufregung, die ihn so lange umhergescheucht, und er brach neben der Ertrunkenen ohnmächtig zusammen. Mit Mühe trugen ihn die Umstehenden die Böschung hinauf. Ein in einem offenen Wagen vorüberfahrender Arzt wurde auf den Vorgang aufmerksam, ließ halten, sprang hinaus und brachte, von mitleidigen Händen unterstützt, den Kranken zum Bewußtsein zurück; in edler Menschenfreundlichkeit bot er ihm sein Gefährt an, ließ sich ihm zur Seite nieder, überzeugte sich von dem gefahrdrohenden Zustande des Leidenden und befahl nach einigen Fragen, die Johannes zustimmend beantwortete, dem Kutscher, nach dem vornehmsten Krankenhause der Stadt zu fahren, dessen Leitung ihm oblag.

Wochenlang lag der Unglückliche im hitzigen Fieber, während ihm die aufmerksamste Pflege zutheil wurde. Die wildesten Phantasien warfen ihn umher, in denen die Gestalten der Zwillinge unaufhörlich an seinem Lager standen und ihn hin- und herzerrten, als wollten sie ihn in Stücke reißen, um ihn unter sich zu theilen; aber als die Gewalt der Krankheit gebrochen war, nannte er oft im Halbtraum die Schwester, die ihn bewachte, Luise und bezeigte ihr eine innige Dankbarkeit. Endlich wich der Bann des Fiebers völlig von seinen Sinnen, und mit dem Erkennen seiner Umgebung erwachte auch die Erkenntniß seines Elends in voller Stärke aufs neue. Der Arzt jedoch, der ihm eine ganz besondere Theilnahme und Fürsorge gewidmet, hatte nur auf diesen Augenblick der Selbstbesinnung gewartet, um mit dem liebenswürdigsten Lächeln dem Patienten einen lange für ihn bereit gehaltenen Brief einzuhändigen, dessen Inhalt der trefflichste Balsam war, um die Genesung des Empfängers zu beschleunigen.

Marie war in der That zu ihrer Tante geflüchtet, welche nach ihrer Heimkehr aus Italien in einem reizend am Rhein gelegenen Landhause ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Sie hatte sich der würdigen Matrone anvertraut, ihr alles und jedes gestanden ohne Rückhalt, und sie nur beschworen, ihrem Gatten ihr Asyl nicht zu verrathen. Die vor Staunen anfangs sprachlose Witwe vermochte der wunderbaren, in ihrem Seelenleid zwiefach bestrickenden Selbstanklägerin nicht zu

Digitized by Google

zürnen, und hielt auch an der Ueberzeugung fest, daß Johannes der zwingenden Macht einer solchen Liebe gegenüber keinen dauernden Widerstand zu leisten im Stande sei; aber sie war besonnen genug, um einzusehen, daß sie vorderhand bei dem der zartesten Schonung bedürftigen Zustande der Nichte eine plötzliche Begegnung der beiden Gatten nicht herbeiführen könne, und schrieb indessen nur insgeheim an den einzigen Freund, den sie in der Residenz zurückgelassen, an eben den Arzt jenes Krankenhauses. Indem sie nur das unumgänglich Nothwendige mittheilte, ohne Mariens Geheimniß irgendwie preiszugeben, forderte sie ihn auf, er solle den Aufenthalt ihres Gemahls erkunden, ihn im stillen beobachten und ihr ungesäumt Nachricht geben, sobald unvorhergesehene Verhältnisse ihre Vermittelung nothwendig machen sollten. So erkannte der Doctor in seinem Patienten den Gesuchten, schenkte ihm sein ganzes Interesse und setzte die Freundin von dem Verlaufe der Krankheit in regem Briefwechsel in Kenntniß.

Bald genas Marie eines Töchterchens, das sie mit den Namen „Marie Luise" schmückte. Als die Witwe die Wöchnerin kräftig genug glaubte, berichtete sie ihr mit vollster Behutsamkeit die Schritte, die sie gethan, die Erkrankung, aber zugleich auch Genesung des Gatten, und gab ihr die süßeste Zuversicht auf seine Vergebung. In der ersten Aufwallung wollte das junge Weib an das Siechbett des Geliebten eilen; hier sei ihr Platz, hier müsse sie sich in der treuesten Erfüllung ihrer Pflicht seine Liebe zurückzuerobern bemühen, hier müsse sie jede Furcht und jedes Zagen überwinden und dem Fingerzeige Gottes folgen, der ihr den neuen Weg zu seinem Herzen weise. So sprach sie ohne Ende, und nur die Rücksicht auf das hülflose Töchterchen, das sie fremder Pflege zu überlassen nicht fähig war, hielt sie in dem Landhause fest.

Alles dies enthielt das Schreiben der Matrone, das der Doctor, sobald er es für thunlich erachtete, seinem Schützling übergab. In einer langen Nachschrift fügte die Tante eine herzbewegende Fürbitte für die Nichte hinzu; Johannes könne sich nichts Rührenderes vorstellen als das stille, demüthige Wesen seines Weibes, nichts Ergreifenderes als die Hoffnung zugleich und Furcht, womit Marie täglich dem Briefboten entgegengesehen, der ihr des nachforschenden Gatten Verdammung oder Verzeihung überbringen konnte, nichts Seligeres als den Jubel über ihr Kind, von dem sie die Versöhnung mit dem Manne ihres Herzens in glücklichen Stunden erwarte, nichts Erhebenderes als ihren Dank gegen Gott für seine Genesung aus schwerer Gefahr, die sie heraufbeschworen zu haben sich immerdar anklage, und nichts Herrlicheres und Köstlicheres als das Wiedergewinnen einer solchen Lebensgefährtin.

Für Johannes bedurfte es keiner Fürbitte mehr; er zählte nur die Tage und Stunden mit verzehrender Ungeduld, bis der Arzt ihm gestatten würde, an den Rhein zu eilen. Kein Brief an sein Weib wollte ihm gelingen; was er zu sagen hatte, sollte von Lippe zu Lippe, von Seele zu Seele hallen.

Mehr als ein Vierteljahr war seit der Flucht Mariens verstrichen, als die Matrone die heimliche Meldung von der Ankunft des Genesenen erhielt. An einem warmen, sonnenreichen Herbsttage stahl sie sich von der Nichte fort und begab sich auf den nahegelegenen Bahnhof, um Johannes, den sie aus den Bildern

Digitized by Google

seiner Gattin kannte, zu empfangen. Nach den ersten Begrüßungen und Fragen umspielte ihren Mund ein Lächeln nach dem andern; nein, das war kein durch die Macht der Gewohnheit abgestumpfter Ehegemahl, sondern ein strahlender Bräutigam, der die Braut im Sturme in seine Heimat zu führen kommt!

Bald hatten sie die Einfriedigung des die Villa umschließenden Gartens erreicht, der sich am Fuße eines Weinberges erstreckte. Marie sollte überrascht werden. Die Witwe winkte ihrem Begleiter, am Eingang zurückzubleiben, und verschwand bald hinter dem Buschwerk des friedlichen Parkes. Wie klopfte das Herz des erwartungsfrohen Gatten! Die goldigen Nachmittagssonnenstrahlen glitzerten und funkelten auf den leisen Wellen des drunten vorüberfließenden Rheins und stiegen und kletterten auf dem Weinberge umher, als wollten sie jede Traube zählen und des verwandten Goldtropfens sich freuen, der aus der durchsichtigen Schale einer jeden Beere ihnen wie flüssiger Krystall entgegenleuchtete. Das Rauschen des nahen Flusses, das Summen in der Luft, das Geflüster der Blätter wiegte den Harrenden in süßen Frieden ein, und träumend schloß er die Augen, um das Bild seines Weibes sich in ungetrübter Klarheit vor die Seele zu rufen.

Da kehrte die Witwe zurück. Ein Sonnenglanz lag auf ihrem Antlitz, der ihre edeln Züge verklärte. Sie nahm Johannes an der Hand mit sich fort, und beide schritten auf den Zehen über die Steige, leise, immer leiser, als könnte das Glück, dem sie sich näherten, bei dem ersten Geräusch ihrer Tritte von neuem entfliehen. Jetzt wanderten sie über einen Rasenplatz, dessen schwellender Teppich ihren Gang vollends unhörbar machte, und nun hielt die Tante vor einer üppig umrankten Weinlaube an, gab die zitternde Hand des Gefährten frei, bog vorsichtig ein paar Blätter zurück und ließ Johannes hineinspähen, unter dessen heißem Athem die Ranken am Spalier zu beben begannen.

Marie saß auf einem einfachen Gartenstuhl und schob das Wäglein, in welchem das Kindchen schlummerte, mit glückseligem Lächeln auf und nieder. Sie hatte die Flechten wieder über dem Kopfe zusammengebunden, wie Luise in ihrer Brautzeit. O, wie schön erschien sie ihm jetzt, und wie mußte er an sich halten, um nicht durch vorschnellen Ausruf das liebliche Bild zu zerstören, das sich ihm bot und die junge Mutter von einem Liebreiz übergossen zeigte, welcher ihn mit geheimnißvollen Schauern erfüllte.

Jetzt mußte das Töchterchen erwacht sein; denn der Vater sah zwei kleine, allerliebste Händchen, die sich aus dem Wagen emporstreckten, als wollten sie nach einer der schimmernden Trauben hinauflangen, die in zahlloser Fülle von dem Laubdach herniederhingen, winzigen, güldenen Ampeln gleich, durch welche das träumerische Helldunkel des schattigen Plätzchens märchenhaft erhellt wurde.

Marie sprang auf und beugte sich mit neckischem Geplauder über das Kindlein. „Marie-Luise, Luise-Marie", so jauchzte sie, „mein einziger Liebling, wie schön, daß du beide Namen trägst! Wenn du einst herangewachsen sein wirst, dann wird dein zärtlicher Vater die Zwillinge in seiner Tochter vereinigt sehen, dann wird ihm unzertrennbar in Eins verschmolzen erscheinen, was die launische Natur einst eigensinnig in zwei Hälften schied, dann wird er sich ohne Groll der frühverstorbenen Braut, seiner Luise erinnern und der Erbin ihrer Liebe, seinem treuen

Digitized by Google

Weibe Marie, nicht strafend zürnen! Du schlingst dann die Arme um seinen Hals, und er ruft dich «Marie-Luise», und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klingen ihm zu einem volltönigen Gesammtaccord zusammen. Nur das braune Mal, das Allmutter Natur auch auf deinen kleinen Nacken geprägt, mein süßer Schelm, wird ihm sagen, daß es kein Glück gibt, dem nicht ein Schatten anhaftet; aber er wird seine Lippen auf das Mal pressen und gern der Stunden der Prüfung gedenken, aus denen uns ein neuer, ein schönerer Frieden emporgeblüht."

Johannes wehrte den Thränen nicht, die seine Blicke umdunkelten. Da nahm die Gattin das Töchterchen aus dem Wagen, wiegte es in dem saubern, blaubebänderten Kissen an ihrer Brust und trat, singend und plaudernd, aus der Laube heraus. Sie näherte sich dem Rasenplatze. Nicht länger vermochte sich der Gatte zu beherrschen, schritt auf sie zu, streckte ihr verlangend die Hände entgegen und rief, indem die Zaubermacht der langen Gewohnheit ihm den alten Namen auf die Lippen zwang, einmal über das andere: „Luise, Luise!"

Sie erblaßte, wie sie seiner ansichtig wurde; alles Blut schien der Schrecken von ihren Wangen gescheucht zu haben; sie zitterte, schrie auf und hatte nur noch so viel Besinnung, das Kind hastig in die ausgestreckten Hände des Harrenden zu legen, um dann, so schnell sie ihre schwankenden Knie tragen wollten, sich flüchtend dem nahen Landhause zuzuwenden.

„Luise, Luise", tönte es hinter ihr her. Ach, dieser Namenslaut umfaßte ja ihren ganzen Trug, schlug wie ein Posaunenruf des Weltgerichts an ihr Ohr und mahnte sie, wie noch immer nur das Bild ihrer todten Schwester in der Seele des Gemahls lebendig war!

Bestürzt sah ihr Johannes nach, als sie schon in der Thür des Hauses verschwand. Dann fielen seine Blicke auf das Töchterchen, das er mit Händen hielt; mit tiefer Rührung küßte er die kleine Stirn, die kleinen Augen, die ihm die Farbe der Augen seines Weibes zeigten, und lachte und weinte zugleich; aber das Kind, von dem fremden Gesicht des bärtigen Mannes erschreckt, hub jämmerlich zu schreien an und streckte und reckte sich ängstlich in seinem Kissen. Da nahm ihm die Matrone die Kleine aus den bebenden Armen und flüsterte ihm zu, er solle nur die Stiegen hinaufeilen und an die Thür des Thurmzimmers klopfen, das sie der Nichte eingeräumt; dort werde er sie finden, dort werde sich jeder Zwiespalt lösen und beschwichtigen.

Wirklich war Marie in das Gemach des kleinen Thurmes geflüchtet, welcher das Gebäude auf seiner rechten Seite flankirte; dort stand sie hinter der Thür, die sie angstvoll verriegelt hatte, und lauschte athemlos auf jedes Geräusch. Das Geschrei des Töchterchens drang zu ihr hinauf, und sie sprach tonlos vor sich hin: „Das Kind fürchtet sich vor dem Vater, wie die Mutter vor dem Gatten. Ach, es ist ja nicht möglich, daß er vergeben und vergessen kann."

Nun hörte sie Schritte, liebe, wohlbekannte Schritte auf der Haupttreppe, und gleich darauf klinkte Johannes an dem Thürgriff des ihm bezeichneten Zimmers. Als er dasselbe versperrt fand, klopfte er zweimal, dreimal ungestüm an die Pforte, ohne daß sich ein Fuß derselben genähert hätte; aber er hörte deutlich das aufgeregte Athmen der Eingeschlossenen, das durch die Fugen des altersschwachen

Digitized by Google

Holzes an seine Schläfen zu wehen schien, hörte ihr Schluchzen und wußte nun, daß nur die tückischen Breter ihn von der Geliebten trennten, die ein jedes seiner Worte vernehmen mußte. Er legte seinen Mund an die Thür und flehte:

„Oeffne, öffne, liebe, theuere Frau! Was sollen uns noch die Breter scheiden, wo unsere Herzen sich wiedergefunden haben? Hörst du das Geschrei der Kleinen, die nur wimmert und weint, weil die liebe, böse Mutter sich den Armen ihres Vaters entzieht? Willst du dich in dem Thurm wie in einem Sarge verbergen? Du schriebst mir in deinen Abschiedszeilen, daß du dich selbst begraben habest; nun wohlan, ich bin da, dich aufzuerwecken, dir neues, frisches Leben zu bringen und dich an mein Herz zu reißen. Thu' auf, mach' auf, Luise, mein heißgeliebtes Weib!"

Sie rang nach Worten, ohne eine Entgegnung zu finden. Immer wieder schreckte sie der Name, den er ihr gab, und raubte ihr Fassung und Muth. Ein unheimliches Schweigen trat ein, während der Gatte auf eine Antwort lauschte; nur das geschwätzige Pendel der Wanduhr über ihrem Bette sprach mit unaufhörlichem Doppelsinn „Oeffne, öffne nicht", und ihre Finger zuckten nach dem Riegel und fuhren ebenso hastig zurück.

Johannes wurde dringender. Sie fühlte, wie er sich mit aller Macht gegen die Thür stemmte, als wolle er sie sprengen.

„Thu' auf! Was zögerst du? Weigere mir nicht mein Paradies, du himmlische Schließerin! Friede und Versöhnung begehren Einlaß, und kein Cherub der Angst und der Furcht darf ihnen wehren."

Da krachte es, das mürbe Holz gab nach, und die verrostete Klammer, in welche der Riegel hineingeschoben war, klirrte am Boden; aber Marie war verschwunden.

Verwundert blickte sich Johannes in dem Gemach um, in dessen Wänden er keinen zweiten Ausgang zu entdecken vermochte. Das Fenster war geschlossen, die Nische hinter dem Ofen leer: wohin war die Flüchtige entschwunden, welch ein Wunder hatte sie entrückt? „O Zauberin, Herz und Hirn berückende Zauberin", murmelte der Gatte zwischen den Zähnen und musterte das freundliche Zimmer. Auf dem Tische unter dem Spiegel stand sein Bild, von allen Blumen umrahmt und umstellt, die der Herbst nur gewähren mochte. Alles muthete und heimelte ihn an, und er drückte ein Taschentuch, das auf dem Nachttisch vor dem Bett lag, inbrünstig an die Lippen, um doch nur etwas zu berühren, das seinem Weibe angehörte und durch ihre Hände geweiht worden war. Dann starrte er wieder in jeden Winkel und rieb sich rathlos die heiße Stirn.

Horch auf, da regte es sich! Durch eine Tapetenthür, die nur dem Eingeweihten bemerkbar war, trat die Matrone. Eine Thräne schimmerte in ihrem Auge, als sie die Verwirrung des Mannes gewahrte und mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme sagte:

„Unser lieber Flüchtling ist aufs neue entwichen, aber nicht weit, nicht weit. Ich sah aus dem Garten Marie die durch das Thürmchen führende Wendeltreppe herabstürmen und suchte vergebens, sie aufzuhalten, vergebens, ihr zuzusprechen, das arme Kind!"

Digitized by Google

Mit diesen Worten führte sie Johannes an das Fenster und deutete auf das verfallene Gemäuer einer gothischen Kapelle, das in einiger Entfernung auf malerischer Anhöhe aufragte. „Dorthin ist sie gegangen; dort pflegte sie stets, wenn Kummer und Gram zu übermächtig wurden, Ruhe und Trost in einsamem Gebet zu suchen; dort werden Sie auch jetzt sie im Zwiegespräch mit ihrem Gotte finden."

Johannes drückte der Witwe die Hand und enteilte. Auf den Stiegen der Wendeltreppe kam ihm die Magd mit seinem Kinde entgegen. Die Kleine lächelte ihn freundlich an; er nahm es für eine gute Vorbedeutung, streichelte die allerliebsten Händchen, schritt durch den Garten und schlug den Pfad über den Weinberg nach der Kapelle ein. Die Trauben glühten im Sonnengold, und die Wasser des Stromes blinkten herauf. Ein vorüberfahrender Dampfer erinnerte ihn an die Tage der Heimreise auf dem Ocean; bisjetzt war er auch in der Heimat gleichwie in einer Fremde gewesen; nun erst sollte es ihm heimisch werden an der Seite des treuesten Weibes.

Mit gedämpften Schritten schlich er an das zertrümmerte Gotteshaus und blickte durch den gothischen Bogen eines in mäßiger Höhe über dem Boden befindlichen Fensters in das Innere. Marie lag, den Rücken ihm zugewandt, auf den Knien und betete. Ein uralter Kastanienbaum, der neben dem Gemäuer wurzelte, streckte seine Zweige über das zerbröckelte Gestein und vermehrte die traumhaften Schatten; der Sonnenglanz spielte in den leise flüsternden Blättern, und die zwischen ihnen tanzenden Lichter trafen in anmuthigem Wechsel das Haupt und die Schultern der andachtsvollen Büßerin. Glockenklang durchzitterte die Luft, und die wilden Büsche, die sich auf der grasbewachsenen Erdscholle im Schutze des heiligen Mauerwerks angesiedelt hatten, schienen wie fromme Einsiedler ihre grünen Arme zu regen, als wollten sie die zu ihnen geflüchtete Betende von aller Sünde lossprechen und feierlich segnen.

Umsonst bemühte sich Johannes, einen Ton von den Lippen der Geliebten zu erlauschen; aber allmählich sprach sie lauter und lauter, bis er den Schluß ihrer Bitten, den sie, von der Aufwallung ihres Gefühls fortgerissen, mit immer gesteigertem Ausdruck kundgab, deutlich Silbe für Silbe vernahm:

„O du gütiger, gnadenreicher Gott! Wenn es denn dein Wille ist, daß ich Unwürdige noch einmal aus tiefstem Herzensgrunde glücklich werden soll, wenn du es meinem Gatten in die Seele gelegt hast, daß er mir verzeiht, mich neben sich dulden will und mich lieben, wenn du in deiner Barmherzigkeit und Milde ohne Ende die Bitten meiner verklärten Schwester an deinem Throne hast erhören wollen, o so gib mir ein Zeichen, das mir den Muth verleiht, die Sünderhand nach den Gaben deiner Gnade auszustrecken, so laß mich das eine, das erlösende Wort vernehmen, das mich an meines Mannes Seite rufe als sein Weib, seine Genossin, daß ich die Lebende sein dürfe anstatt der Todten!"

Da durchzuckte es Johannes mit Blitzesschnelle, und die Beterin hörte beseligt das eine, das erlösende Wort. „Marie, Marie", erklang es wie aus Himmelshöhen, und die Mauern hallten es wider: „Marie, Marie!"

Sie wendete sich um und erblickte Johannes in dem Rahmen des Fensters und hörte von neuem ihren, ihren eigenen Namen aus seinem Munde. Sie be-

Digitized by Google

deckte ihr Gesicht in trunkener Wonne mit beiden Händen, als müsse sie erproben, ob es kein Traumgesicht sei, das sie narre mit unerfüllbarer Lust; aber als sie wieder aufschaute, denselben Jubellaut in sich trank und dieselben trauten, geliebten Züge aus dem Bogen ihr entgegenleuchteten, da erhob sie sich und schwankte dem Fenster mit ausgebreiteten Armen zu, während der Gatte sich über die steinerne Brüstung schwang und sie wieder und immer wieder mit stürmischen Liebkosungen an sein Herz schloß.

„Nun erst bin ich auferweckt", hauchte sie, „mit meinem Namen hast du mir das Leben wiedergegeben."

„Ein Witwer war ich", entgegnete er, „seit du mir entflohen, seit ich Luise, die du mir warst, begraben. Nun aber bin ich ein Bräutigam, der aufs neue um dich wirbt, um dich, Marie, und heute ist unser Hochzeitstag. Heute küsse ich, heute umarme ich dich wie zum ersten mal. Nun weiß ich, wie schwer du deine Schuld gebüßt, die für mich keine Schuld mehr sein kann; nun kenne ich deine starke, gewaltige Liebe, und sie soll mich heben und erquicken bis in den Tod."

Der Abendwind bewegte die einsiedlerischen Büsche, und in das Geflüster ihrer Litanei im Kapellengemäuer schallte das vollere Rauschen des Kastanienbaumes wie ein Hochzeitsorgelklang hinein. Das Paar trat ins Freie. Der Rhein grüßte mit den goldenen Wellen herauf, und die Reben und Ranken neigten sich auf dem Pfade.

Die ganze Zeit über hatte die stille Matrone im Thurmstübchen gesessen und erwartungsvoll nach den verfallenen Mauern hinübergeblickt. Als sie jetzt die Liebenden, Hand in Hand gefügt, in friedevollem Einverständniß die Anhöhe hinabwandeln sah, faltete sie die Hände zum Gebet, und über das Gesichtchen des zu ihren Füßen träumenden Kindes spielte rosiger Abendsonnenglanz.

Im nächsten Frühjahr hielt das Paar seinen Einzug in das Dorf und das Landgut, das Johannes solange durch den bisherigen Inspector hatte verwalten lassen. Nur die verschwiegenen, treuen Insassen des Dorfschullehrerhauses waren in das Geheimniß der Gatten eingeweiht worden; für die übrigen stand es fest, daß die Pfarrerstochter drei Jahre nach dem Tode der Schwester nach Amerika übergesiedelt sei, um dem Bräutigam ihres verstorbenen Zwillings die Hand zu reichen.

Am Tage nach dem Einzuge standen die Vermählten an dem Grabe Luisens. Der kleine, aus Gips geformte Engel weinte Freudenthränen, welche aus der Gießkanne des Küsters, der soeben den Kirchhof verließ, auf seine Lider und Wangen geschüttet worden waren.

Von der heiligen Stätte pilgerten die Liebenden an das Ufer des Dorfsees, zu der Stelle, wo einst Luise und Johannes sich gefunden. Wie damals, stand der Gutsherr hart am Wasser, Marie neben ihm. Beide betrachteten ihre Spiegelbilder in der krystallenen Flut. Marie hatte die freudige Einbildung, als schaue die ihr so gleiche verklärte Schwester aus der Tiefe zu ihr herauf und grüße die Vollstreckerin ihres letzten Wunsches mit dankbaren, thränenfeuchten Blicken;

Digitized by Google

Johannes aber hatte das Gefühl, als könne nichts gesprochen werden, was sie beide nicht längst schon im tiefsten Herzen durchempfunden, als sei jedes Wort ohnmächtig, diese unaussprechbare Empfindungsfülle in Laute umzusetzen. Plötzlich bemerkte er, wie der junge Mann im Wasser, der seine Züge trug, mit der Rechten die Rechte Mariens ergriff und die Linke sanft um ihren Leib legte, und sah, noch immer auf die Fläche blickend, wie sein Weib den Kopf wendete, um ihn mit überglücklichen Augen anzulächeln. Was sich dann weiter zwischen den Gestalten im See zugetragen, das sah allein eine Nachtigall, die eben mit schmelzenden Tönen im Gebüsch geschmettert und nun an den Saum des Ufers flog, um ihren Durst zu stillen. Sie sah von fern, wie die beiden Spiegelgestalten sich inbrünstig umschlangen, und flatterte in die Zweige zurück, um die Mär glückseliger, treuer Liebe mit kunstfertiger Kehle hinauszusingen in die schimmernde Luft.

Digitized by Google

Zur Biographie neuer deutscher Dichter.

Von

Rudolf von Gottschall.

II.

Als einer der liebenswürdigsten unter den neuern deutschen Dichtern ist uns stets Alfred Meißner erschienen: er hat etwas Klares und Natürliches und ist frei von jeder stilistischen und geistigen Verzwicktheit. Meißner hat jetzt eine Autobiographie veröffentlicht, die zuerst im Feuilleton der „National-Zeitung" erschien.*) Wenn uns in Auerbach's „Briefwechsel" süd- und norddeutsche Zustände und Persönlichkeiten entgegentraten, so bewegen wir uns bei Meißner, wenigstens längere Zeit hindurch, hinter den schwarz-gelben Grenzpfählen. Der Dichter des großen Romans „Schwarzgelb" ist zur Schilderung österreichischer Lebens- und Genrebilder jedenfalls besonders berufen; auch der Schilderung der französischen und deutschen Zustände gibt die Herkunft aus den Kronlanden der Habsburger eine eigenartige Färbung. Es ist dies in Geschichte, Cultur und Literatur wie im Pflanzenleben: die verschiedenfarbigen Varietäten seiner Blumen zieht der Gärtner aus der verschiedenartigen Erde; man muß nur Sinn haben auch für die feinern geistigen Schattirungen, um solche Unterschiede herauszufinden.

Alfred Meißner ist in Teplitz geboren, wo sein Vater als Badearzt lebte; seine Mutter war eine Schottin von der Insel Bute. Im Hause wurde englisch gesprochen; die schottischen Lieder waren die ersten Dichtungen, die Meißner vernahm, Percy's „Sammlung altenglischer und schottischer Balladen" eins der ersten Bücher, das er in die Hand bekam. Gleichwol hat Meißner in seinen Dichtungen den kurzathmigen schottischen Balladenton nie angeschlagen: wohl aber spielen zwei seiner Dramen auf englischem Boden. Meißner's Großvater war der bekannte Romandichter, der seine Stoffe meistens aus dem Alterthum nahm; schon als Kind lernte Alfred zwei demselben befreundete künstlerische Größen kennen: Tiedge und Elise von der Recke. Es waren zwei Liebesleute, von denen eins in den Siebziger Jahren, das andere am Rand der Sechzig stand. Sie blickten auf eine Bekanntschaft von einigen vierzig Jahren zurück, hatten mehrjährige Reisen mit-

*) „Geschichte meines Lebens. Von Alfred Meißner" (2 Bde., Wien und Teschen, Karl Prochaska, 1884).

Digitized by Google

einander gemacht, verharrten aber einander gegenüber in einem sonderbaren Ton, der aus Ueberspannung und Reserve gemischt war. Tiedge hatte die Haltung eines ritterlichen Toggenburg, Elise die einer edeln Burgfrau einem Troubadour gegenüber beibehalten. Zusammen mit ihnen besuchte der junge Meißner das Grab Seume's, das auf dem Kirchhof zwischen Teplitz und Schönau lag; er erfuhr von den Schicksalen des Dichters, der bekanntlich von seinem Landesherrn an die Engländer verkauft worden war, und absonderliche Gedankenkeime kamen dadurch in seine Seele. In Teplitz herrschte schon damals viel Leben. König Friedrich Wilhelm III. und die Fürstin Liegnitz kamen fast alle Sommer dorthin; die Gedenktage der Schlacht bei Kulm versammelten eine große Masse höherer preußischer und österreichischer Offiziere; vor allem aber kamen nach der Revolution von 1830 eine große Menge Polen dorthin, und da ein alter polnischer General Hausfreund des Badearztes war, so war er unermüdlich darin, „ihm zerzauste Männer in verschnürten Röcken und mit viereckigen Mützen zuzusenden". Der junge Meißner sah in ihnen romantische Gestalten, die eigentlichen Helden der Zeit. Mindestens waren es die Helden der damaligen Lyrik. Platen und Lenau verherrlichten sie, später Karl Beck und andere. Damals hätte kein Lyriker gewagt, ein Spottlied auf die edeln Polen zu singen, wie später Heine im „Romanzero", oder sie als ein in wirthschaftlicher und sonstiger Hinsicht zurückgekommenes Volk zu schildern, wie Freytag in „Soll und Haben". Von der österreichischen Censur- und Polizeiwirthschaft erhielt der junge Meißner alsbald ein sehr frappantes Bild: er sah einmal seinen Vater, verfolgt von einem Grenzjäger, ins Haus stürzen und einen Stoß Zeitungen ins Küchenfeuer werfen: der Grenzjäger griff so eifrig danach, daß er sich die Hände verbrannte. Der Vater hatte das Verbrechen begangen, ein verbotenes Blatt, den „Nürnberger Correspondent", zu halten und auf einsamen Spaziergängen zu lesen; der Grenzjäger hatte ihn dabei ertappt; es gab Verhöre, Haussuchungen und eine Geldstrafe. Noch schlimmer aber als die Regierung war das Volk von Teplitz selbst: als der Vater gewissenhaft einen Cholerafall im Badeort constatirte, brach die Wuth der Teplitzer, welche ihre Einnahmequellen geschädigt sahen, gegen ihn aus; sie warfen ihm die Fenster ein, demolirten sein Haus; er sah sich genöthigt, seine Stellung in Teplitz aufzugeben und nach Karlsbad überzusiedeln. Von Teplitz aus hatte er mit dem Sohn einmal einen Ausflug nach Dresden gemacht, wo beide einer Vorlesung Ludwig Tieck's beiwohnten. „Tieck, der, wenn er nach Teplitz kam, meinen Vater zu consultiren pflegte, war mir schon lange bekannt; ein kleiner, gedrungener Mann, dessen wunderbar tiefbraune, geradezu lichtsprühende Augen in meiner Erinnerung unvergänglich leben." Tieck las mit höchst wohllautender Stimme Ben Jonson's „Volpone" — der junge Meißner verfiel darüber in tiefen Schlaf.

Von Karlsbad aus wurde er auf das Gymnasium nach Schlackenwerth gebracht, das unter der Leitung von Piaristenordenspriestern stand, und bei dem Regens Chori, Herrn Hessenteufel, einquartiert; die Charakteristik des kleinen, schwarzhaarigen, olivengrünen, galligen Mannes und seiner Gattin, die früher mit der Harfe durchs Land gezogen und jetzt dem Regens den reichsten Kindersegen bescherte, ist sehr ergötzlich. Die Reizbarkeit des Herrn Hessenteufel, der nur

Digitized by Google

ein kleines Gehalt bezog, steigerte sich in mathematischem Verhältniß zum Zuwachs seiner Familie. Eine eigenthümliche Einrichtung des Gymnasiums war das Signum, ein winziges Büchlein, eben groß genug, um in der Hosentasche eines Knaben Platz zu finden. Die Schüler sollten miteinander nur Latein sprechen — sprach einer deutsch, so wurde ihm das Signum von dem andern zugeworfen: dieser mußte es annehmen bei schwerer Strafe, Namen und Tag des Empfangs darin notiren und zusehen, wie er es wieder los wurde. Da galt jede List: man ging auf die Lauer, lauschte hinter den Hecken, horchte an Fenstern und Thüren, schwor falsche Eide, daß man's nicht bei sich trage, bis man es wieder an den Mann gebracht hatte. Mit dem Besitze waren Strafarbeiten verbunden, eine für jeden Tag, an dem man das Signum bei sich trug.

Meißner's Aeltern nahmen dann ihren Winteraufenthalt in Prag: auf dem dortigen Gymnasium herrschte ein freieres Leben; Meißner gewann Freunde unter seinen Mitschülern, vor allem Moritz Hartmann. „Es wächst jetzt schon etwas Moos über diesen Namen", ruft Meißner aus, und stimmt einen Klagegesang an über die rasch und viel producirende Zeit. „Wie weit auch Hartmann hinter den Zielen zurückgeblieben, die er sich selbst gesteckt, und hinter den Hoffnungen, die man von seinem Talent gehegt: im Kreise der österreichischen Dichter nach 1848 wird er doch seinen Platz behalten." Meißner entwirft ein Porträt des Dichters, das man mit dem früher erwähnten aus dem Atelier Berthold Auerbach's vergleichen mag: es enthält viele übereinstimmende Züge. „Hartmann war eine glücklich organisirte und wirklich ursprünglich liebenswürdige Natur. Er hatte ein schönes, offenes Gesicht, auf dessen Zügen ein gewisser Enthusiasmus festgehalten war, und war von großer körperlicher Anmuth. Er war voll feurigen Lebensmuthes und sah alle Dinge in einem gewissen romantischen Lichte. Das Dorf, in dem er geboren war, der Eisenhammer seines Vaters, die Wälder um Duschnik mit ihren Sagen: alles erschien ihm selbst so eigenartig und bedeutsam. Es flogen ihm Lieder und Balladen zu, wie einem Musiker Melodien; er fixirte sie rasch und recitirte sie gern. Er hatte etwas Selbstbewußtes; man sah, daß er eine Freude an sich selbst hatte. Immer etwas romantisch aufgeputzt, sei's auch nur mit einem farbigen Halstuch oder Sacktuch, das er hervorsehen ließ — er mußte schon beim ersten Erscheinen jedem auffallen, und das wußte er auch." Hartmann war Jude; doch hatte er in jener wenig judenfeindlichen Zeit nie Kränkungen wegen seiner Abstammung erfahren. Im prager Clementinum hatte Meißner und er zusammen unter der Strenge des Mathematiklehrers, eines pädagogischen Robespierre, zu leiden, dessen Porträt Meißner mit scharfen Zügen entwirft. Hartmann fiel durchs Examen, gab die beabsichtigte Carrière als Mediciner auf, zog nach Wien, wo er bald als Hauslehrer bei einem Bankier eine gute Stellung fand. Er verkehrte mit Nordmann, Frankl, Lenau, dessen Augen bei jedem, der in sie hineinblickt, eine wehmüthige Sehnsucht erwecken; er schrieb von dort Briefe an den Freund, aus denen dieser einige interessante Stellen mittheilt; besonders merkwürdig erschien uns das Urtheil über das Wien vor 40 Jahren. „O die Wiener sind nicht die unschuldigen heitern Phäaken, sondern größtentheils dem moralischen Untergang zutanzende, sardanapalische Eunuchen." Meißner besuchte

Digitized by Google

inzwischen in Prag die Vorlesungen von Hyrtl und die Anatomie; trefflich ist die Charakteristik des berühmten Physiologen, der ein Misanthrop war und gegen jedes Geräusch so empfänglich, daß ihn Niesen, Hüsteln, Räuspern in die Flucht schlagen konnte, ein kleines Cabinetsstück, wie die humoristischen Genrebilder des Leichendieners Andres, der schönen, ernsten Leichenreinigerin, des stillen traurigen Mädchens, und schon früher das Genrebild des Dichters der „Sensitiven", Friedrich Bach, und seiner ersten Leistung auf dem Gebiete der Thierheilkunde. Später finden wir Meißner im Krankenhause: hier war Oppolzer sein Lehrer, dessen große Lehrgabe, unfehlbaren Blick am Krankenbett, dessen Ruhe, Würde, Sicherheit und Humanität er mit warmen Worten rühmt. „Er hatte einen schönen Johanniskopf, auf dem ein ernstfreundliches Lächeln wie festgehalten stand, ein bartloses Gesicht von blühendem Roth, und trug das dunkelblonde Haar fast bis auf die Schultern fallend. Von seiner Persönlichkeit ging ein Zauber aus, den alle empfanden: jeder Kranke richtete sich auf, jedes müde Auge begann zu leuchten, wenn er in die Nähe kam." Im ganzen machten jene Studien in dem Krankenhause, der Frauenklinik, der Irrenanstalt einen düstern Eindruck auf das Gemüth des Dichters, der sich damals in einem Stadium der Zerrissenheit befand, hypochondrisch und schwermüthig geworden war. Auch die Zustände in Oesterreich konnten nur dazu dienen, diese Stimmung zu verstärken: nicht nur die damals herrschende Regierungspolitik, sondern schon die „unglückliche" Thatsache, daß die Deutschen mit so vielen fremdsprachlichen Elementen in einem Staatsverbande zusammenleben mußten, verbitterte sein Gemüth. Eine Reise nach Venedig, dem Meißner später eins seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, und nach Oberitalien hatte die misliche Folge, daß ihm sein Koffer vom Wagen abgeschnitten und gestohlen wurde, und daß damit gleichzeitig das Manuscript einer großen Dichtung: „Zadok", verloren ging, in welche er jene Stimmungen abgelagert hatte. „Zadok" spielte in neuer Zeit, und hätte im Ton gewiß an Eugen Onägin und biographische Dichtungen Byron's erinnert; russische und nordamerikanische Zustände wurden darin geschildert: er hat den Stoff nicht wieder aufgenommen. „Das Gedicht", sagt er, „war zu rasch erstanden, als daß ich die Verse hätte im Gedächtniß behalten können; es hatte eine Erfindung, complicirt wie die eines Romans; ich glaube, es wäre ein schöneres, an Abwechselung reicheres, an Empfindung vollstimmigeres Gedicht geworden, als «Ziska», an dessen Bearbeitung ich bald darauf ging, um mich einigermaßen über den Verlust des «Zadok» zu trösten." Eigentlich wollte er eine Trilogie dichten, deren erster Theil der Hussitenkrieg, der zweite das große Zeitalter Böhmens unter dem edeln Podiebrad, der dritte die Schlacht am Weißen Berge und die Greuel der Gegenreformation schildern sollte. Nachdem er am 2. Juli 1846 in Prag mit allen üblichen Feierlichkeiten zum Doctor der Medicin promovirt worden und von Oppolzer rite umarmt worden war, begann er in Karlsbad an seinem „Ziska" zu dichten. Hatten ihn schon seine in Leipzig kurz vorher erschienenen „Gedichte" in Conflict mit der österreichischen Polizei gebracht, so sah er voraus, daß nach dem Erscheinen des „Ziska" ihm der Aufenthalt in Oesterreich unmöglich gemacht werden würde; so beschloß er auszuwandern, obgleich sein Vater über den Entschluß des Sohnes,

Digitized by Google

die kaum eingeschlagene Laufbahn wieder aufzugeben, in höchsten Zorn gerieth und drohte, seine Hand auf immer von ihm abzuziehen.

Die Aufzeichnungen Meißner's verwandeln sich jetzt in ein Wander- und Skizzenbuch mit vielen, besonders literarischen Porträts, die alle mit festen Umrissen gezeichnet sind; wir begleiten ihn nach Leipzig und Dresden, nach Brüssel und Paris. Es war in jener vormärzlichen Epoche, in welcher die dramatische Poesie unter Anlehnung an die modernen Tendenzen einen entschiedenen Aufschwung nahm, der leider durch die ästhetischen Wirrsale der jüngsten Epoche und den Verfall des auf einseitiges Amusement gerichteten Theaterwesens eine bedauerliche Unterbrechung erlitt. Meißner wohnte in Dresden den Premières zweier Stücke bei, welche sich seitdem auf dem deutschen Theater erhalten haben: der Laube'schen „Karlsschüler" und des Gutzkow'schen „Uriel Acosta". Sehr amusant war die Laube-Feier bei Richard Wagner. Von dem jetzt so gefeierten Maëstro, der so vielen wahren und gemachten Enthusiasmus erregt, so viele Köpfe verdreht gemacht hat, erhalten wir aus seiner dresdener Epoche das folgende Bild: „Fast unter Mittelgröße, eher klein, mit stechenden Augen, zusammengekniffenen Lippen und scharfgebogener Nase, auffallend breiter, stark ausgearbeiteter Stirn und vorstehendem Kinn, hatte er viel von einem Professor an sich, wie er denn auch in einer Zeit der Bärte sich ganz rasirt zeigte. Aber frühe Kämpfe hatten ihm schon eine ungewöhnliche Reizbarkeit gegeben; er hatte bereits etwas ewig Aufgeregtes, Gereiztes, Giftkochendes in sich. «Tanhäuser» hatte unlängst das Licht der Breter gesehen. Man hatte das Textbuch gelobt — die Ausstattung war eine ungewöhnlich brillante gewesen — den musikalischen Theil fand man ungenügend. Man vermißte eigentliche Charakteristik und geniale Naturkraft; man meinte, das Ganze sei mehr künstlich zurechtgelegt und leide an Langweiligkeit." Wir erfahren ferner, daß bei der zweiten Aufführung des „Tanhäuser" das Publikum in eine gereizte Stimmung gerathen war; es war viel gezischt worden. Meißner sucht nachzuweisen, daß der Text des „Tanhäuser" der bare mittelalterliche Katholizismus ist. Gewiß mit Recht — es muß das bei Wagner, der damals sehr revolutionäre Grundsätze hatte, befremden. Doch in einem so confusen geistigen Haushalt, wie ihn der alles durcheinanderwirrende Schriftsteller Richard Wagner — von dem genialen Componisten sprechen wir hier nicht — stets an den Tag gelegt hat, lag ja alles Widersprechende ruhig nebeneinander.

Wagner lud, nach der Aufführung der „Karlsschüler", Laube und seine Freunde zu Gast. Der Gefeierte erschien „stramm und in bester Laune"; man war der Ansicht, er habe in den „Karlsschülern" sein bestes Werk geliefert: da begann Wagner die Frage aufzuwerfen: ob man denn nicht, um überhaupt einen Schiller zu schreiben, etwas von Schiller's Genius haben müsse? Diese Frage war häkelig: immer entschiedener ging Wagner zum Angriff über; es sei doch nur ein wohlcomponirtes Intriguenstück in Scribe'schem Geiste, in welchem einige pikante Scenen herumschwimmen; es löse keineswegs die Aufgabe, die wir bei einem Drama voraussetzen, dessen Held der schwungvollste und populärste Dichter des deutschen Volkes sei! „Es war außerordentlich widrig", sagt Meißner, „solche Kritik aus dem Munde des Gastgebers in einem Kreise zu vernehmen, der ja den heutigen

Digitized by Google

Abend hatte feiern wollen!" Die „Karlsschüler" hatten in Dresden einen großen Erfolg gehabt, ebenso der „Uriel Acosta" Gutzkow's. Meißner berichtet über diese erste Aufführung: „Der Dichter kam nach derselben in eine Gesellschaft bei Hiller, langsamen Schrittes sich vorwärts bewegend, verstimmt und malcontent, mit gesenktem Haupte wie Hamlet. Er fürchtete ein Verbot des Stückes." In Berlin traf Meißner mit Max Stirner, dem „Einzigen", zusammen, welcher meinte, der „Ziska" hätte ein komisches Heldengedicht werden sollen, eine Batrachomyomachia. Feindschaft gegen die Kirche, die uns vollkommen gleichgültig geworden, sollte es nicht mehr geben.

Wegen seines „Ziska" wurde Meißner inzwischen von der österreichischen Regierung verfolgt: er setzte seinen Wanderstab weiter nach Brüssel. Hier bringt uns sein Album einige interessante Porträts: Jakob Kaufmann, den rothen Wolf, den frommen, polnischen Insurrectionsgeneral Skrzynecki. In Paris besuchte Meißner Heinrich Heine, der damals noch nicht in seiner Matratzengruft lag. In dieser „Autobiographie" redressirt er das Urtheil über Heine's Mathilde, das er früher gefällt hatte, und zwar zu Ungunsten der letztern. Heine selbst hatte an einen Freund geschrieben: „Er befinde sich bei Saint-Germain auf dem Schloß des schönsten, edelsten und geistreichsten Weibes — in welches er aber nicht verliebt sei; er sei verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben." Das galt seiner Mathilde, einem Dorfkinde aus der Normandie, welche gänzlich unwissend war. Heine hatte sie in einer Ménage parisien untergebracht, um ihr einige Bildung beibringen zu lassen. Doch sie war bildungsunfähig, sie hatte sich die Sprechweise eines vier- bis fünfjährigen Kindes angewöhnt, was ihr nett gestanden haben mußte, als sie jung und hübsch war, später aber sehr albern ausfiel, als sie an die Dreißig und stark geworden war. Sie war seicht, interessirte sich nur für Kleinigkeiten und hatte für nichts in der Welt eine thätige Theilnahme; auch hatte sie ebenso wenig Sinn für Haus und Herd, mußte immer spazieren fahren, den Hippodrom besuchen; ihr Papagai Cocotte lag ihr fast mehr am Herzen als ihr Mann. Heine war thöricht genug gewesen, sie zu heirathen. Die Ehe des Dichters war eine unglückliche — „verfehlte Liebe, verfehltes Leben", sagt er selbst. Heine's Urtheil über Alfred de Musset war damals sehr ungünstig. Er liebe das tolle und unnütze Leben vornehmer junger Gecken; seine Production habe längst aufgehört. Der Quell sei versiegt, und was da noch tröpfele, sei nicht der Rede werth. Daß eine thatsächliche oder vermeintliche Untreue der George Sand Schuld an Musset's frühem Verfall getragen, leugnete Heine aufs entschiedenste. „Musset war schon körperlich verkommen und jeder echten Liebe unfähig, als die beiden miteinander nach Venedig gingen. Das war ein sauberer Romeo. Auch an ihrer Seite konnte er von den Ausschweifungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, nicht lassen, und das verzeiht auch eine Heilige nicht."

Meißner schildert uns ferner eine Vorlesung Michelet's, höchst charakteristisch für die Vortragsweise der fashionabeln pariser Professoren, einen Besuch bei Mickiewicz und bei Béranger, dessen Ignoranz, Rechthaberei und Geringschätzung deutschen Wesens ihn aufbrachte. „Wie man mit einem sehr kleinen Kapital, das

Digitized by Google

man gut anlegt und richtig verwendet, doch Großes ausrichten kann, war mein Gedanke beim Weitergehen. Kleine Lieder, ungeheuere Wirkungen! Wie einseitig nüchtern, prosaisch, ja wie beschränkt und bornirt war alles, was wir da aus dem Munde des gefeierten Mannes gehört haben. Welche Selbstzufriedenheit der Unwissenheit, welche Sicherheit im Fehlgreifen! Und bei scheinbarer Bonhomie, welcher Mangel an Gutmüthigkeit." Besser gefiel ihm Alexandre Dumas der Aeltere, der, wie er selbst bekennt, jeden Tag acht Stunden schreibt, und den Rosenkranz des Herzogs von Alba dem Besucher zeigte, sowie seine Villa Monte-Christo. Ueber den Glanz der Dumas'schen Einrichtung und die glänzenden Erfolge französischer Autoren konnte Meißner nicht genug sich verwundern.

Eingeflochten in den ersten Band seiner Selbstbiographie hat Meißner einige selbsterlebte Noveletten: die Erzählung von der schönen Victoria, die ins Gefolge des Fürsten aufgenommen wurde; von der schönen Sängerin Mariette Albani und seiner Jugendliebe, der schönen Comtesse Celeste, die er später in Paris in einem öffentlichen Hause wiederfindet: ein Erlebniß, das Meißner auch in einer selbständigen Novelle bearbeitet hat.

Der zweite Band der Meißner'schen Memoiren führt uns in das Sturmjahr 1848, an dessen Bewegungen sich Meißner keineswegs so unmittelbar betheiligte wie der ins Parlament gewählte Moritz Hartmann; doch war er als mitstrebender und mitfühlender Zuschauer längere Zeit in Frankfurt, wurde von den prager Unruhen eine Zeit lang mit in ihrem Wirbel erfaßt und später als Verfasser eines Zeitgedichtes von der Staatsanwaltschaft und Polizei bedroht. Die Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus jener Zeit flößen immerhin ein lebhaftes Interesse ein; Meißner war ein feiner Beobachter und nichts weniger als ein blinder Fanatiker; er erkannte auch bald, daß die ganze Bewegung überstürzt und unreif sei; wir wissen nicht, ob die skeptischen Betrachtungen, die er daran knüpft, nachträgliche Bemerkungen des Selbstbiographen sind, oder getreue Wiedergabe damaliger Stimmungen. Meißner war stets ein Kleindeutscher, während Hartmann ein Großdeutscher war — und so geriethen die beiden Jugendfreunde später in einen aus Meinungsverschiedenheit hervorgehenden Conflict. Gegenwärtig sind die Berichterstatter, die jene Zeit mit erlebt haben, nicht mehr allzu zahlreich; viele derselben haben noch immer nicht den Staub der damaligen Illusionen von ihren Füßen geschüttelt; es ist also immer von Werth, unabhängige Urtheile der Beobachter jener Epoche zu vernehmen, welche mit ihren Sympathien in der Mitte der Bewegung standen.

Eine in den Meißner'schen Berichten öfters wiederkehrende Persönlichkeit ist der Dr. Schütte, eine der Sturmschwalben der Märzrevolution, die bald hier, bald dort auftauchte. Wir selbst haben ihn in den Kreisen der äußersten Linken in Berlin gesehen und finden das Porträt, welches Meißner von ihm entwirft, sehr wohl getroffen. Er traf ihn in Prag, wo Schütte in mehrern wohlhabenden Häusern Unterricht gab. „Er hatte einen schöngeschnittenen Kopf von geistreichem Ausdruck, den ein Wald dunkelbrauner Haare einrahmte. Sein Alter etwa sieben- oder achtundzwanzig Jahre. Seine Augen schauten so klug darein; über seiner

Digitized by Google

Oberlippe stand ein feines, wohlgepflegtes Bärtchen; er lächelte immer. Er besaß die außerordentlichste Suade und wußte über alles einen so trefflichen Bescheid wie ein ausgezeichnetes Lexikon; besonders in der Nationalökonomie. Er hatte die Ziffern aller Staatsschulden, aller Anleihen im Kopfe, wußte, wieviel Ballen Baumwolle die Spinnereien Englands und des Continents, wieviel Tonnen Kohlen die Essen aller Länder verbrauchen, wieviel Meilen Eisenbahnen auf der Welt seien und was jede gekostet." Das Merkwürdigste war, daß er Weihnachten 1847 groß. politische Katastrophen für den Februar und März mit voller Sicherheit vorausagte. Schütte reiste damals nach Wien, wo ihn auch später die Katastrophe des November traf. Schütte gehörte mit zu den Verdächtigen; er entkam glücklich auf der Eisenbahn mit Hülfe einer Ministerialgenehmigung, die auf den Ministerialbeamten Müller lautete und die er sich zu verschaffen gewußt hatte. „Er ist auf der Eisenbahn abgereist; als alles vorüber war, sagte man, und gab ihm schuld, daß er während des October mit dem Fürsten Windischgrätz correspondirt habe." Daß in Oesterreich wieder der blanke Absolutismus herrschte, dafür suchte Schütte die Ursache in drei Dingen: einer Regierung, die jedesmal davonlief, wenn es Wirrnisse gab, der Unbildung der Massen und der Talentlosigkeit der Führer. Daß Schütte ein ehrlicher Demokrat und kein zweideutiger Agent einer Regierung war, bewiesen seine spätern Schicksale, besonders seine Haft auf dem Spielberg. Er war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung: seine Persönlichkeit war so freundlich, so sympathisch und gewinnend, daß seine Prophezeiungen, die auf geheime, tiefgehende Verbindungen hinwiesen, doppelt räthselhaft waren. Meißner berichtet das Thatsächliche seiner Begegnungen mit Schütte, der für einen Romanschriftsteller jedenfalls eine besonders anziehende und verwendbare Gestalt war.

Interessant ist die Mittheilung, daß der Dichtercomponist Richard Wagner im Jahre 1847 blos als Textdichter aufgetreten war und einem andern Componisten, Friedrich Kittl, ein Libretto überlassen hatte, das er wol ursprünglich für sich selbst gedichtet. Damals war Wagner noch kein Anhänger der mittelalterlichen Romantik, er hatte den Stoff der Oper aus dem Roman Heinrich Koenig's: „Die hohe Braut", entnommen; die Oper trug den Titel „Die Franzosen vor Nizza" und spielte im Jahre 1794, wo die französische Revolutionsarmee vor Nizza stand: der Hintergrund war also modern geschichtlich und himmelweit verschieden von den germanistischen Mythenstoffen, welche Wagner später gewählt hat. Wir meinen, daß hier auf diesem Gebiet noch Lorbern für die Componisten zu suchen sind, da der sagenhafte Tiefsinn seine commentarbedürftigen Orgien zur Genüge gefeiert hat. Wagner hatte in seinem Textbuch sogar die Marseillaise als Marschmelodie mit aufgenommen: Kittl setzte eine andere freudige Marschmelodie an ihre Stelle. Die Oper fand enthusiastische Aufnahme. Die Thatsache ist wenig bekannt, gibt aber Stoff zum Nachdenken. Die Schilderung des Concordiafestes in Prag ist sehr ergötzlich: besonders diejenige des Recken Ferdinand Mikowitz, welcher den Lumio, den Gott des slawischen Gesanges, vorstellte, in einer eng anliegenden fleischfarbenen Scheide, die seinen Riesenkörper umgab, der infolge der hohen Temperatur die Farbe eines zartgesottenen Seekrebses angenommen hatte; um die Schultern hing ein ungeheuerer Wolfspelz,

Digitized by Google

der vor kurzem erst aus Polen angekommen und ausgepackt worden war und dämonisch roch wie eine Menagerie von Wölfen. Die culturfeindliche Wildschur ließ sich durch keine Wachholderbeeren und kein Kölnisches Wasser bändigen. Am Abend dieses Festes kam die Nachricht der pariser Februarrevolution an: es folgten auch in Prag stürmische Märztage, eine Bürgerversammlung im Wenzelsbade, welche energische Forderungen aufstellte; die Studenten hielten Sitzungen, exercirten Tag und Nacht, selbst bei Fackelschein; die Bürger bewaffneten sich. Bei einer zweiten Versammlung im Wenzelsbad wurden von dem Redner Hawlitschek Vertrauensmänner vorgeschlagen, zu denen auch Alfred Meißner gehörte. Als Spaziergänger war er in das Wenzelsbad gegangen; er verließ dasselbe als Mitglied des böhmischen Nationalausschusses. Als solches machte er mit seinen Collegen dem Statthalter Grafen Stadion auf der Kleinseite einen Besuch, der sehr ergötzlich geschildert ist. Bald sollte indeß die ganze Bewegung in Böhmen einen zwiespältigen Charakter annehmen, da die Nationalitätenfrage sich wie ein Keil in dieselbe schob. Meißner selbst gerieth in eine Polemik mit Palacky, welcher sich entschieden gegen eine Betheiligung des böhmischen Volkes an einem deutschen Parlament wehrte. Der Dichter replicirte in dem „Constitutionellen Blatt für Böhmen", einer neugegründeten deutschen Zeitung. Er fand in der geographischen Lage Böhmens die stärkste Nöthigung, mit Deutschland zu pactiren: „Man sehe sich doch die Karte an, am besten eine Sprachenkarte. Böhmen reicht bis in die Mitte an Deutschland heran. Das deutsche Schlesien trennt es von dem russischen Polen und das ganz mit deutschen Städten und Sprachinseln durchsetzte Mähren von Galizien und Slowakei. Ein Land, durch das der directe Weg von Berlin nach Wien führt, kann sich in keinen Gegensatz zum deutschen Reiche stellen. Selbst die Gebirge, die es umschließen, sind keine eigentliche Grenze, denn ihre Abhänge sind weit hinein mit Deutschen bewohnt. Sympathien und Interessen knüpfen an Deutschland an. Hier einen Separatismus fördern, heiße einen Rassenkrieg vorbereiten; die Czechen würden, von der Meinung Europas verlassen, allein dastehen und dem reactionären Princip des slawischen Ostens anheimfallen." Die Wahlen zum Reichstag entfesselten den ganzen nationalen Kampf. Abgesandte des frankfurter Vorparlaments erschienen im Convictsaal, wo das prager Comité für die frankfurter Wahlen sich versammelte. Hier begannen die Czechen die deutschen Redner auszupfeifen und der ganze Saal bot bald das Bild eines wüsten Handgemenges. Das Czechenthum suchte die Früchte der in Deutschland hochgehenden Bewegung zu ernten: es setzte sich glanzvoll, pittoresk, zum Theil hochkomisch in Scene. In Prag hörte man kaum mehr ein deutsches Wort, elegante Damen sprachen jetzt böhmisch, während sie sonst nur mit ihren Köchinnen sich so unterhielten; es herrschte volle Maskenfreiheit wie beim venetianischen Carneval; Männer in weißen, rothbeschnürten Röcken, ein rothes Kreuz als Abzeichen am Arm, einen silbernen Löwen auf der Brust, schwitzten geduldig unter grauen Lammfellmützen. Das Streben nach dem Absonderlichen und Antieuropäischen hatte kolossale Dimensionen angenommen. Auch die Judenverfolgungen traten alsbald in widerwärtiger Weise auf. Beim slawischen Vorparlament erschien Bakunin, ein Mann von athletischen Formen. Die andern Slawenführer hat Meißner schon

Digitized by Google

früher charakterisirt: Franz Palacky, eine hagere Gelehrtengestalt, mit gelblich pergamentener Gesichtsfarbe; Ladislaus Rieger, einen interessanten, ja schönen jungen Mann, mit gewinnendem Wesen, brünett, mit feurigen Augen. Seinen Sympathien für Ladislaus Rieger gibt Meißner bei jeder Gelegenheit Ausdruck: mit ihm gemeinsam machte er eine Reise durch die schottischen Hochlande.

In die Erinnerungen an die Paulskirche sind einige Porträts der hervorragenden Redner verwebt. Mit größter Wärme spricht Meißner von Robert Blum: „Seine Bedeutung wird keiner unterschätzen, der ihn gehört. Ein mächtiges Organ, das alle Affecte des Mannes auszudrücken wußte, und eine Organisation von unerschütterlicher Ruhe traten in ihm bei einem wunderbaren klaren Verstande von fast intuitiver Schärfe in Dienst, um das Muster eines Volksredners zu bilden. Klar, allgemein verständlich, im besten Sinne populär, die Rede mit den einfachsten, aber anschaulichsten Bildern schmückend, wußte er so recht eigentlich zum Herzen zu sprechen, konnte niederdonnernd fortreißen; alles gruppirte sich ihm einfach und wie von selbst, und man sah es heraufziehen wie ein großes Gewitter mit unwiderstehlicher elementarer Gewalt. Nie soll es seinen Feinden gelingen, bei uns, die ihn gehört und gekannt haben, sein Bild zu verkleinern." Von den Professoren tritt Jakob Grimm vor unsern Augen in Action: er spricht für Abschaffung der Orden und des Adels und führt ein originelles, nur bei einem Germanisten begreifliches Argument ins Treffen: das Wörtchen „von" sei ganz widersinnig bei Namen, die keine Ortsnamen seien; was vor der Grammatik nicht bestehen könne, sei auch im Leben nicht haltbar: dies Argument haben sich freilich die Jakobiner der französischen Revolution entgehen lassen, doch sie stellten thatsächlich die Gleichheit aller Stände her, die Gleichheit vor der Guillotine. Die Bekanntschaft eines andern Professors machen wir, als er über den Hof des Deutschen Hauses geht, wo hundert Demokraten, die zum Congreß nach Frankfurt gekommen waren, sich versammelt hatten. „Vivat der Erfinder des Deutschen Kaisers" riefen sie dem vorübergehenden Dahlmann zu, einer hochgewachsenen, aber vorwärts geneigten Gestalt mit einem echten Professorenkopf, auf dem ein herber Ernst ausgeprägt war. Auf der Rechten der Paulskirche war die imponirendste Erscheinung Herr von Radowitz, „ein Gesicht von gelblicher, fast spanischer Färbung mit einer feinen, oft verächtlich gerümpften Nase, die meist zusammengekniffenen Lippen von einem kurzen Schnurrbart leicht beschattet, mit fremdartigen Augen, die den Beschauer zu verwirren verstanden, in Haltung und Erscheinung wie ein spanischer oder italienischer Cardinal. Niemand hat ihn je lachen gesehen; auch der Schalk und Hofnarr der Partei, der Thersites Detmold, hat ihm nie ein Lächeln ablocken können". Vom Vater Jahn heißt es: „Zu den ehrwürdigen Trümmern ihrer selbst, die auch nicht im Saale fehlten, gehörte eine urgroteske Gestalt in altdeutschem Rocke, über den ein großer Hemdkragen, wie ihn damals nur kleine Jungen zu tragen pflegten, schmuzig herabhing. Eine Turnerweste von grauem Zwillich, hinter einem Barte von fabelhafter Länge, ein schwarzes Mützchen auf der zurückweichenden Stirn vervollständigten den Anzug." Am ungünstigsten ist das Porträt des Fürsten Lichnowsky aufgenommen, der als ein kecker Bursche geschildert wird, der, „die Hände in den Hosentaschen, im Parlament wie in einem

Digitized by Google

beliebigen öffentlichen Local unruhig hin- und herlief, die Langeweile, die ihm die Verhandlungen verursachten, mit Ostentation zur Schau tragend". Das Zeug, das er schwatzte, mußten fortwährende Provocationen würzen, daß man davon Notiz nahm. Und in der That hatte der Umstand, daß er alles, was er zu sagen hatte, in eine insultirende Form zu bringen wußte, ihm zu einer gewissen Berühmtheit verholfen. Die Schilderung des Attentats, dem Lichnowsky und Auerswald zum Opfer fielen, sowie des Septemberputsches, der nach Meißner's Ueberzeugung mit keiner Partei der Paulskirche, auch nicht mit der extremsten, in Verbindung zu bringen ist, bilden einige Blätter dieses Paulskirchen-Albums, das zu den Schriften von Laube und Biedermann und zu den Spottversen des Pfaffen Mauritius eine nicht unwillkommene Ergänzung bildet.

Von Frankfurt begab sich Meißner nach Paris: er wurde wegen eines Octobergedichtes von Prag aus in Anklagestand versetzt und mußte die bittere Erfahrung machen, daß ein Jugendfreund von ihm, Dr. Ambros, als Staatsanwalt diese Anklage gegen ihn ohne jede dringende Nothwendigkeit improvisirte. Es ist das derselbe Ambros, der sich später als Musiktheoretiker einen Namen gemacht hat. Meißner reiste nach Paris, wo damals die Banner der Republik wehten; er fand es im ganzen wenig verändert: neue Regierungsformen gestalten nicht sogleich das ganze sociale Leben um. Er hatte ein wichtiges Packet mitgenommen, das ihm der Socialistenführer Marx mitgegeben an einen geheimnißvollen Italiener, dessen Thür sich nur auf den merkwürdigen Zauberspruch öffnete: „Tom's Warze wird in zwei Wochen verschwunden sein." Damals war in derartigen Packeten noch kein Dynamit enthalten: Meißner aber glaubt, daß jener geheimnißvolle Italiener mit dem Namen Sarpi und einem von schwarzem Vollbart umschatteten Gesicht, das wenig einnehmend den Ausdruck tiefen Ernstes und eines grübelnden Geistes trug, kein Geringerer gewesen sei als Mazzini.

Als Meißner Heine besuchte, überzeugte er sich von den Fortschritten, welche die trostlose Krankheit gemacht hatte. Der Dichter wohnte jetzt in jenem kleinen Quartier der Rue d'Amsterdam, wo auch ich ihn besucht habe. Seine Vermögensverhältnisse hatten sich verschlechtert; er hatte die Pension verloren, die Ludwig Philipp ihm ausgesetzt. Als Meißner ihn zuletzt in Montmorency gesehen, war er noch aufrecht, seiner Glieder mächtig gewesen; jetzt war er abgezehrt, fast blind, und hatte das Schmerzensbett seit Jahr und Tag nicht verlassen. Die Aufzeichnungen Meißner's über Heine werden in der jetzigen Zeit des neuerwachten Heine-Cultus großes Interesse erregen, um so mehr, als Meißner in der That zu den wärmsten Anhängern und Freunden des pariser Aristophanes gehört, den er auch gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit betreffs der von Ludwig Philipp ihm ausgesetzten Pension in Schutz nimmt, da er für dieselbe gar keine Verbindlichkeiten übernommen habe. Wie rührend der Abschied von Heine, der ihm dankt für die Stunden, die Meißner an seinem Bett zugebracht habe, mit Thränen in den Augen, in den Augen des Mannes, den die Welt so oft als herzlos gescholten! „Ich konnte nicht widerstehen, unbezwingbare Rührung erfaßte mich. Ewig unvergeßlich steht dieser Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte die Hand und drückte sie.

Digitized by Google

«Möge das endlose Sterbelied des Schwanes der Rue d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben», flüsterte der Kranke und wendete sich ab."

In der That weiß aber Alfred Meißner auch Neues mitzutheilen, was gerade jetzt, wo man mit so gespannter Aufmerksamkeit auf alle Heine-Enthüllungen hinhört, von besonderm Interesse ist: es sind drei Frauen, denen diese Erinnerungen gelten.

Die erste ist Heine's Feindin und Börne's Freundin, Frau Strauß, um derentwillen Heine ein Duell gehabt. Meißner hatte ein starkes Vorurtheil gegen sie; doch da er zufällig den Gatten kennen gelernt, besuchte er sie in Passy. Er kam an bei melancholischem Regenwetter, das Haus war wie versperrt und vereinsamt; lange mußte er auf den Bescheid warten. Da kam Strauß selbst und erzählte: seine Frau sei eingesperrt und lasse niemand vor; sie sitze auf der Erde in ihrem Zimmer und halte „Jahrzeit", es sei Börne's Todestag. Die leidenschaftliche Trauer dieser Börne-Freundin imponirte Meißner: sein Haß zog sich, soweit er Parteisache war, ehrfurchtsvoll zurück.

Die zweite Frau ist Mathilde, über welche Meißner im zweiten Bande die Enthüllungen des ersten ergänzt. Sehr komisch war die folgende Unterhaltung mit Frau Heine. Diese machte aus ihrem Deutschenhaß kein Hehl: Meißner wies indeß darauf hin, daß diese Deutschen, von denen sie sprach, eigentlich Juden seien. Darüber war Frau Mathilde sehr erstaunt; sie gab es bei einigen zu, bei dem Namen Cohn aber hielt sie inne: das könne kein Jude sein; denn er sei ein Vetter ihres Mannes und der sei Protestant. Da erkannte Meißner, daß Heine mit seiner Frau niemals von seiner jüdischen Herkunft gesprochen, und trat seinen Rückzug an, indem er zugab, daß Cohn kein jüdischer Name sei. Ergötzlich ist der Besuch Meißner's bei der verwitweten Madame Heine geschildert, die er im Landhause von Asnières besuchte, wo sie über ihren großköpfigen Salat und die garstigen Schnecken, die ihn verwüsteten, die aufgeregtesten Gespräche führte, und gelegentlich dazwischen ein paar Bemerkungen über ihren Mann einwarf, für den der Tod eine Erlösung gewesen sei. Dagegen war sie innig gerührt, als sie mit Meißner zusammen das Grab Heine's auf dem Kirchhofe des Montmartre besuchte. Meißner brachte sie, eingedenk des bekannten Verses im „Romanzero", in einem Fiaker ans Barrièregitter, da das süße dicke Kind ja nicht zu Fuß nach Hause gehen sollte. In Asnières lernte Meißner auch Herrn Julia kennen, einen hübschen eleganten Südfranzosen von scharfem, nüchternem, praktischem Verstande. Meißner wurde von Mathilde und Herrn Julia beauftragt, den Nachlaß Heine's zu ordnen und alles, was druckbar war und sich verwerthen ließ, zusammenzustellen.

In dem jetzt so heftig entbrannten Streit über die Heine'schen Memoiren ist Alfred Meißner's Zeugniß von Wichtigkeit: ihm zufolge ist es außer Zweifel, daß die Memoiren Heine's noch nach dem Tode des Dichters bestanden haben und von diesem nicht verbrannt worden sind. Unter den Nachlaßpapieren, die man Meißner anvertraute, befanden sie sich nicht. Vergeblich fragte er zu wiederholten malen an, was denn aus den großen Foliobogen geworden, an denen er Heine öfter habe schreiben sehen, seinen Memoiren? Da erhielt er stets ausweichende Antworten. Nur einmal schloß ihm Mathilde in Asnières im Vorübergehen einen Wandschrank auf mit den Worten: „Nun muß ich Ihnen doch noch

Digitized by Google

zeigen, was wir noch von Heine haben." Die untern Fächer des Wandschrankes waren leer, im obern Fache stand ein breiter, über eine große Manneshand hoher Stoß von Papier; es waren lauter ausgebreitete, übereinandergelegte Foliobogen wohlgeordnet. „Ich erkannte am Format die mit Bleistift beschriebenen Bogen wieder, die ich vor Jahren öfter auf Heine's Bett gesehen, die Bogen, nach denen ich jetzt vergeblich gespäht hatte. Aber konnten ihrer wirklich so viele sein? Ich mußte die Zahl derselben auf 5—600 schätzen. «Sind das die Memoiren?» «Es sind die Memoiren.» «So viel davon ist da? Es ist kaum zu glauben, doch er arbeitete wol seit sieben Jahren daran, und immer so fleißig. Gehören sie Campe?» «Nein, nur mir!»" Meißner dachte damals vergeblich darüber nach, warum dieser Stoß von Schriften ihm nicht früher gezeigt, warum er separirt worden, während alle andern durch seine Hand gegangen waren. Neuerdings glaubt er den Grund aller dieser Umstände zu wissen: der Manuscriptenstoß war bereit zur Ablieferung oder Absendung an ein Glied der Gelddynastie Heine, das der Aufdeckung von Personalien durch diese Memoiren entgegenzutreten entschlossen war, und in diese Ablieferung hatte der durch Krankheit und Gram gebrochene Heine jedenfalls selbst gewilligt, sie vermuthlich angerathen. Auch Meißner glaubt, daß der Papierstoß, bis auf einen kleinen Bruchtheil, die durchweg harmlose Jugendgeschichte, kurz nachdem er ihn gesehen, verbrannt worden sei: der Unterschied zwischen seiner Annahme und der Engel'schen Argumentation besteht nur darin, daß dieser behauptet, Heine habe sie selbst verbrannt.

Die dritte Frau des Heine'schen Kreises ist jene geheimnißvolle Margot, welche, ohne ihren Namen zu nennen, mit Meißner in Paris herumabenteuert, ihn später bei einer Begegnung in London verleugnet, ihn dann wieder nach Paris bestellt, wohin er auch pünktlich abreist, nachdem er der Geliebten an der Bildsäule des Spartacus im Tuileriengarten ein Rendezvous gegeben. Dort trifft er sie zur festgesetzten Zeit, und nun folgt die romanhafte Enthüllung, daß diese Margot niemand anderes ist als die Mouche Heine's, Camilla Selden. Auch auf das Bild dieser jetzt oft genannten Dame fällt ein neues Licht: einmal wird man dem Zeugniß und dem Geschmack Meißner's glauben müssen, daß sie hübsch gewesen; dann aber beweist die Rolle, die sie in diesen Memoiren spielt, zur Genüge, daß sie nicht blos die kranken, sondern auch die gesunden deutschen Dichter geliebt hat.

Was Meißner über die ersten Aufführungen seiner Stücke in Prag und Wien schreibt, ist von Interesse für die Geschichte des modernen Dramas. „Das Weib des Urias" war wegen seines Stoffes nicht bühnenfähig; Laube schrieb dem Dichter mit gewohnter Deutlichkeit: „Die Mohren in Timbuktu würden es auspfeifen." „Reginald Armstrong" und „Der Prätendent von York" hatten in Wien keinen rechten Erfolg; die Kritik that das übrige. Ein hervorragendes Dichtertalent wurde von der Bühne zurückgeschreckt: wie vielen, die das ernste Drama pflegen wollen und auch dazu Beruf haben, ist es nicht besser ergangen. Auch dem widerstrebenden Sinne, der sich oft sanguinischen Hoffnungen hingibt, drängt sich oft die Ueberzeugung auf: die deutsche Bühne gehört den Faiseurs und einem gedankenlosen Publikum.

Interessante Charakterköpfe des zweiten Bandes sind der Dramatiker Friedrich

Digitized by Google

Hebbel, der ganz treffend und lebenswahr gezeichnet ist und der auf jeden Unbefangenen denselben Eindruck machen mußte wie auf Meißner, und der vom Anathem getroffene klerikale Philosoph Smetoma.

Meißner's Memoiren sind in ihrer klaren Fassung und durchweg ehrlichen Haltung wichtige Beiträge zur deutschen Culturgeschichte der Neuzeit.

Die soeben erschienene „Lebensgeschichte Franz Grillparzer's" von Heinrich Laube (Stuttgart, Cotta, 1884) enthält sehr viele Aufzeichnungen des Dichters selbst, sodaß sie ebenfalls einen autobiographischen Charakter trägt, um so mehr, als sie sich ausdrücklich als eine Ergänzung und Fortsetzung der Selbstbiographie Grillparzer's gibt und dasjenige nicht näher berührt, was in dieser mitgetheilt worden ist. Dadurch erleidet sie als selbständiges Werk eine nicht unwesentliche Einbuße, wie sie denn überhaupt von dem Ideal einer künstlerisch gehaltenen Biographie, in welcher alles zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen ist, weit entfernt ist. Es ist eine Compilation von langen Mittheilungen aus Grillparzer's Tagebüchern und aus einigen Briefen des Dichters und von dramaturgischen Glossen des Herausgebers, welche sich besonders mit der „Mache" der einzelnen Grillparzer'schen Dramen beschäftigen, sowie von allerlei anekdotischem Material, welches zum Theil schon von früher bekannt ist. Doch es fehlt durchaus ein abschließendes Gesammtbild des Menschen und des Dichters, das der Leser, wenn er dazu Neigung und Fähigkeit hat, sich ja aus dem Thatsächlichen, welches das Buch bietet, von selbst bilden kann, das aber dem Herausgeber in der Feder stecken geblieben ist. Bisweilen finden sich einige Anläufe dazu. Grillparzer's politische Stellung, besonders zur wiener Märzrevolution, wird mit einigen kritischen Nörgeleien bedacht; auch sonst lauert hier und dort in einem Zwischensatze eine versteckte, nicht immer zustimmende Kritik, welche mit dem übrigen Inhalt der von begeisterter Huldigung inspirirten Schrift nicht immer im Einklange ist; denn Laube wollte doch offenbar damit den Schlußstein legen zu jener Reihe von unverkennbaren Verdiensten, die er sich um Grillparzer's Ruhm erworben und den wir durchaus nicht gering anschlagen wollen; denn es ist ein nachahmenswerthes Streben, einem schönen Talent zu einer allgemeinen Anerkennung zu verhelfen, und es gehört dazu eine gewisse fanatische Consequenz, wie sie dem wiener Dramaturgen bei seiner unerschütterlichen Rechthaberei eigen ist. Aehnlich wie Oberst Berg in den „Journalisten" den Regisseur der Huldigungen, Herrn Konrad Bolz, bei jeder neuen fragen konnte: „Das rührt wol von Ihnen her?" so mochte der alternde Poet der Spiegelgasse bei jeder neuen Aufführung eines ältern Stücks, bei allen Adressen und Festlichkeiten seiner Jubelfeier sich mit dieser Frage an Heinrich Laube wenden — und er konnte der bejahenden Antwort sicher sein. Die Stücke werden alle wieder lebendig, schreibt Laube selbst, der Dichter wurde einstimmig gefeiert; es war als ob eine zweite Jugend für ihn anbräche, und Grillparzer richtete an „seinen Paladin" Laube die Verse:

Schon todt, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonst hast du gar nichts davon.

Digitized by Google

Ob aber Laube sich auch mit dieser Biographie den Grillparzer-Orden verdient hat, erscheint uns fraglich. Laube versteht sich vortrefflich auf die Bühnenmache, weniger gut auf die Mache eines Buches, wenn man so sagen darf; denn auch diese verlangt eine gewisse Technik. So ist die Aufnahme des ganzen Tagebuchs über die Orientreise des Dichters im Jahre 1840, welches gegen 50 Seiten füllt, offenbar ein Verstoß gegen die Oekonomie einer nicht allzu umfangreichen Biographie, denn diese Orientreise ist von gar keiner Bedeutung für die Entwickelung des Dichters, und die Beobachtungen und Schilderungen, wenn auch oft sinnig und lebendig, gehen doch wenig über das hinaus, was jeder gebildete Tourist bei einer solchen Reise aufgezeichnet haben würde. Auch sind so viele Bemerkungen über körperliches Befinden darin, die ja bei privaten Aufzeichnungen ihr gutes Recht haben, aber doch überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und wegen ihres oft stark pathologischen Charakters auch nicht dafür geeignet waren. Es ist doch für das große Publikum gleichgültig, wie oft, wo und wann der Dichter der „Sappho" bei jener Seereise sich hat übergeben müssen. Ein Blick auf das politische und allgemeine Leben des Orients und Griechenlands, das sich damals in voller Revolution befand, fehlt gänzlich. Der Dichter schreibt ja auch kein Buch, er berichtet nur über das nächste persönliche Erlebniß, und es kommt da oft eine recht sauertöpfische Hypochondrie zum Vorschein. Ein zweiter größerer, wenn auch nicht gleich umfangreicher Aufsatz, den Laube mittheilt, behandelt die idyllische wiener Märzrevolution; hier wird der Dichter, wie schon erwähnt, von seinem Biographen zur Ordnung gerufen. „Einen günstigen Eindruck", ruft er aus, „kann dieser Aufsatz wohl nicht machen, er erinnert zu deutlich an das Sprichwort: «Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß.»" Aber warum theilt Laube diese Herzensergüsse mit, die doch die Farbe momentaner Stimmungen tragen? In demselben Aufsatze befindet sich ein Urtheil über Bauernfeld, welches Laube wol hätte unterdrücken können: es liegt darin etwas wie Aerger der zurückgesetzten Melpomene über die erfolgreiche Thalia. Erwähnt Grillparzer doch, daß Bauernfeld deshalb wol hinging, weil der allerhöchste Hof im Theater — zu lachen liebte und ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab. Die zappelnde Unruhe des Lustspieldichters wird gerügt, und dann heißt es von ihm: „So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch in dem höhern Bereich an Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm gar nicht ein, sowie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angestellten Verwickelungen etwas Uebles entstehen könne. Als das Ueble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Weise dagegen verhärtet. Da war aber schon ein Grad von körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter soviel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit seine liebenswürdige Gutmüthigkeit einer halb künstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hat, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte." Ein sehr herbes Urtheil, das die beiden Größen auf dem Doppelgipfel des wiener Theaterparnasses in einer sehr voneinander abgewandten Stellung zeigt.

Noch mislicher erscheinen die Mittheilungen über Grillparzer's Herzensver-

Digitized by Google

hältnisse. Die Biographen und Herausgeber nachgelassener Papiere halten in der Regel die großen Männer, die sie verherrlichen wollen, für so unanfechtbar, daß sie rücksichtslos allerlei mittheilen, was andere Sterbliche in Miscredit zu bringen vermöchte. Wir sehen von dem nicht platonischen Liebesverhältniß des Dichters zu einer Frau Charlotte ab. Das mag durch die Leidenschaft entschuldigt werden, und man freut sich wenigstens, einmal einer gesunden Leidenschaft in Grillparzer's Biographie zu begegnen — mögen immerhin Verstöße gegen die Moral besser nicht an die große Glocke gehängt werden. Dagegen erhält das Liebesverhältniß mit Katharina Fröhlich, welches sein ganzes Leben, wenn auch später in der Gestalt der Freundschaft beherrscht, durch die Selbstbekenntnisse des Dichters etwas Unerquickliches, wenn ihm auch nicht ganz das Rührende abgestreift werden kann, das in so dauernder Anhänglichkeit liegt; doch das Grillenhafte, Absonderliche, Peinliche, ja bisweilen Cynische, das sich in ein Gefühl mischt, welches doch den ganzen Menschen mit voller Hingebung beseelen soll, wirkt zum Theil in diesen Confessions geradezu abstoßend. Er schreibt: „So war es bei mir immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussehend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einer Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten." Seinem Freunde Altmüller schreibt er ein anderes mal: „Ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem, die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen Ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Uebergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es blos die Folge eines edeln großen Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wol auf Augenblicke ergreifen, nie aber lange festhalten kann — mit Einem Worte, ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein werthes Wesen anziehen mag, so steht doch noch immer etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem «Heute» voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein «Morgen» denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich an der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, sodaß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen?" Am entscheidendsten aber ist folgendes in unangenehmer Weise pathologisch gefärbte Bekenntniß, mit unmittelbarer Beziehung auf Katharina Fröhlich: „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sagte ich, denn es war kein

Digitized by Google

eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht blos ästhetisches künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhält, das zu thun, wozu alle meine Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintreiben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältniß nun auch in seinen geistigen Bestandtheilen zerstört, die es so fabelhaft schön gemacht hätten." Indeß war doch einmal von einer Heirath die Rede, es war schon eine Wohnung gemiethet, Hausrath angeschafft worden: da wurde durch einen heftigen Zank zwischen den Brautleuten die Heirath vereitelt; das ganze Verhältniß aber zerschlug sich infolge der wüthenden Eifersucht, mit welcher Käthchen, als sie Zeugin einer Begegnung des Dichters mit seiner frühern Geliebten, der Frau Charlotte, geworden war, dem Dichter gegenübertrat. Katharina erkrankte gefährlich; Grillparzer ließ sich, wie Laube sagt, durch das Andringen der Schwester auf einen für beide Theile gleich unpassenden Mittelweg verlocken, auf dem er, ohne die Geliebte zu beglücken, selbst keine Beglückung finden konnte.

Die drei Schwestern Fröhlich blieben dem Dichter bis in sein höchstes Alter treu und wohnten noch, als er starb, neben ihm im vierten Stock der Spiegelgasse.

Nehmen wir eine Menge anderer Bekenntnisse und Anschauungen, welche Laube's immerhin interessante Biographie Grillparzer's enthält, zu diesen eigenthümlichen Liebesgeständnissen hinzu, so erhalten wir das Bild eines hochbegabten Dichters, der in den Schreibstuben der Bureaukratie, unter den engherzigen Verhältnissen des Metternich'schen Systems, für dessen Urheber er gleichwol eine lebhafte Sympathie empfand, stets zurückgesetzt, oft verfolgt, ein grillenhafter vergrämter Hypochonder geworden war, sodaß sein Talent, im Fluge gelähmt, nicht alle seine reichen Verheißungen erfüllen konnte. Dabei blieb er immer norddeutscher Bildung abgeneigt und gering von ihr denkend, er blieb ein specifischer Oesterreicher; sein schönstes Gedicht, das einzige, das in formeller Hinsicht uneingeschränktes Lob verdient, das Gedicht an Radetzky mit dem versus memorialis: „In deinem Lager ist Oesterreich!" spricht diese Gesinnung mit großer Prägnanz aus, es hat in seinem Vaterlande mehr Aufsehen erregt als manche seiner fünfactigen Trauerspiele. Wenn Laube die letztern wieder mit gewohntem Eifer in Scene setzte, wenn er auf die großen Vorzüge eines halb in Vergessenheit gerathenen Dramatikers hinwies, der unter den Zeitgenossen einen ersten Rang einnahm, so soll das Verdienst einer thatkräftigen Anhänglichkeit und hingebenden Begeisterung ihm nicht verkümmert werden; wenn er aber in seiner Festrede Grillparzer in Eine Linie mit Goethe und Schiller stellt, so genügt seine eigene Grillparzer-Biographie, um solche Ueberschätzung zurückzuweisen; denn große Dichter sind es weniger durch einzelne Werke, als durch die Größe einer Weltanschauung, welche eine ganze Nation in ihre Kreise zieht, und wenn man da mit Schiller's und Goethe's er-

Digitized by Google

habenem Gedankenflug, mit ihrer hingebenden Gefühlswärme, ihrer schönen Leidenschaft, der bewältigenden Kühnheit, mit der sie für ihre Ideale eintreten, das verzagte, mit seinen eigenen Gefühlen nicht zurechtkommende Wesen Grillparzer's vergleicht, dieses mit seiner grämlichen Skepsis auf einem geistigen Isolirschemel brütende Wesen: so sieht man die Kluft, welche den talentvollen Dichter noch von jenen großen Geistern deutscher Nation trennt. Nicht die ursprüngliche Begabung schuf diese Kluft, sondern ein Lebensgang unter fortwährend lähmenden und niederdrückenden Verhältnissen, in einer dumpfigen Geistesatmosphäre. „Schon als ich in vorschneller Weise", sagt er selbst, „mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinst an die ersten Dichter der Nation anreihen, schlug das Gefühl einer innern Insufficienz, einer Unbedeutendheit als Mensch jede solche Hoffnung nieder." Das ist zu viel Bescheidenheit, doch nicht blos Bescheidenheit: recht verstanden, trifft es den Nagel auf den Kopf.

Digitized by Google

Die Entwickelung der modernen Eisenindustrie.

Von

Professor H. Schwarz.

Vielleicht schon in diesem Jahre hat die jährliche Eisenproduction der Erde die Summe von 400 Mill. Ctrn. erreicht oder gar überschritten. Diese Zahl wiegt um so schwerer, als es sich hier um einen Productionsgegenstand des lange dauernden Gebrauchs, nicht des momentanen Verbrauchs handelt. Wenn auf der Erde alljährlich 5—6000 Mill. Ctr. Kohle oder 100 Mill. Ctr. Salz oder 1500 Mill. Ctr. Brotstoffe consumirt werden, so werden sie eben unmittelbar benutzt und den allgemeinen Reservoirs für verbrauchte Stoffe, der Atmosphäre, dem Boden, dem Meere zugeführt. Das Eisen aber, das heute producirt und in Verwendung genommen wird, bleibt auf längere Zeit in Gebrauch; es sammelt sich an, und nur durch allmähliche Abnutzung und Oxydation wird es zerstreut und dadurch wieder aus dem menschlichen Verkehr entfernt. Die Dauer des Eisens ist schwierig abzuschätzen, da die zerstörenden Kräfte so sehr in der Größe des Eingriffes verschieden sind. Wol die rascheste Abnützung mögen die Eisenbahnschienen erfahren. Nehmen wir eine mittlere Dauer der Schweißeisenschiene von nur 10 Jahren an (während die modernen Flußeisen- oder Flußstahlschienen wol 20 Jahre ausdauern), und setzen wir ferner voraus, daß der Verlust bei Neuverwendung des Restes durch Umschmelzen oder Neuschweißen jedesmal 25 Proc. betrage, so würden 100 Ctr. Schienen, die im Jahre 1840 gelegt, im Jahre 1900 erst auf 15 Ctr. etwa abgenutzt sein. Um den Totalvorrath an Eisen auf der Erde zu berechnen, können wir als durchschnittliche Dauer gewiß 50 Jahre annehmen, sodaß bei einer mittlern Jahresproduction von 200 Mill. Ctrn. derzeit etwa 10000 Mill. Ctr. Eisen ihre Dienste als eins der härtesten, festesten und widerstandsfähigsten, dabei gleichzeitig in mannichfacher Art formbaren Materials leisten. Diese enorme Eisenproduction ist durchaus modernen Ursprungs.

Die Eisenbahnen, die eisernen Schiffe und die mannichfache Verwendung der vorwiegend aus Eisen bestehenden Maschinen haben am meisten zur Vermehrung dieses Eisenconsums beigetragen; doch auch die Röhrenleitungen für Gas und Wasser, der Bergbau und die Landwirthschaft nehmen einen nicht unbeträchtlichen Antheil desselben in Anspruch. Glücklicherweise ist das unentbehrliche Rohmaterial, die Eisenerze, immer noch in reichlichster Menge und in massenhaften Ablagerungen vorhanden, und werden solche Lager noch immer neu entdeckt. Außerdem aber

Digitized by Google

ermöglicht der gesteigerte und wesentlich erleichterte Weltverkehr jetzt den Bezug fern liegender, selbst außereuropäischer Eisenerze, welche oft sehr weiten Transport vertragen, wenn sie sich durch Reichthum an Eisen und Freisein von schädlichen Bestandtheilen, wie Schwefel und Phosphor, auszeichnen. So bezieht z. B. Krupp in Essen mit vier eigenen Dampfern Mengen von reinen Eisenoxyden, Roth-, Braun- und Spateisenstein aus Biscaya, und wurde z. B. durch die karlistischen Wirren vor einigen Jahren sehr in seinem Geschäft gestört. Ebenso ist der reine Spateisenstein von Mokta in Algerien, das altberühmte Eisenglanzerz von Elba ein nach Frankreich, England und Deutschland viel verfrachteter Artikel. Sollten in Australien, wie bei den großen Mineralschätzen dieses Landes zu erwarten steht, reiche und reine Eisenerze entdeckt werden, so würde selbst diesem Bezuge von unsern Antipoden her wenig im Wege stehen, falls nur die Förderung und der Transport bis zur Seeküste keine übermäßigen Kosten verursacht. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß solche schwere Frachten gerade als Ballast für die Wollschiffe sehr gesucht und darum sehr billig sind. Ein zweites wichtiges Material, der zur Schlackenbildung nöthige Zuschlag, gewöhnlich aus Kalkstein oder gebranntem Kalk bestehend, wird durch den Bezug so verschiedener Erze manchmal entbehrlich gemacht, indem kalkhaltige, mit kiesel- oder thonhaltigen Erzen gemischt, gattirt werden, und so, wie man sagt, selbstgehende Beschickungen ergeben. Nur in Beziehung auf den Brennstoff sind einzelne Eisenhütten, die bisher mit Holzkohlen schmolzen, durch die allmähliche Entwaldung der Umgegend in Verlegenheit gesetzt worden. Früher wurde manchmal ein Hohofen nur zu dem Zwecke erbaut, um das im Uebermaß zuwachsende Holz in der Form von Holzkohlen zu verwerthen. Das hat sich an den meisten Stellen sehr geändert; so leidet z. B. die altberühmte Eisenindustrie der österreichischen Alpenländer an diesem Holzkohlenmangel, der noch durch die ungünstige Lage für Zu- und Abfuhr verschärft wird, wofür die immer noch vorzügliche Qualität des Products nur unzureichenden Ersatz bietet. Der Ruf nach ausgiebigen Schutzzöllen ist dann wol erklärlich, nicht aber berechtigt, da billiges Eisen doch die erste Lebensbedingung für das Aufblühen der Industrie, der Landwirthschaft und des Handels ist.

In der That gehört die Zukunft dem mit Coks erzeugten Roheisen, das mehr und mehr das Holzkohleneisen verdrängt, sodaß dieses in vielen Ländern fast zu den nur historisch merkwürdigen Dingen gehört. Früher war man übrigens der irrigen Meinung, man könne mit Coks zwar viel und billiges, aber auch nur schlechtes Roheisen erzeugen. Seitdem indessen die zur Coksbereitung verwendete backende Steinkohle vorher einer sorgfältigen Waschoperation unterzogen wird, wodurch Schiefer und Schwefelkies fast vollständig entfernt und beim Vercoken ein fast aschen- und schwefelfreier Coks erzielt wird, ist diese Anschauung überwunden. Man wird mit Coks wol ein etwas abweichendes, aber ein sicher ebenso gutes Eisen erzielen. Wird ja doch das sehr harte, an Kohlenstoff und Mangan reiche Spiegeleisen, das man früher nur mit Holzkohlen erzeugen zu können glaubte, ohne Anstand mit Coks dargestellt. Selbst rohe Steinkohle kann in ihren magern und nur wenig backenden Varietäten direct im Hohofen verwendet werden, indem sich dabei die Entgasung in den obern Schichten nebenbei vollzieht, und ist z. B.

Digitized by Google

die schottische Graueisenproduction besonders auf die Verwendung der dort gefundenen rohen Splint-Coal, ein Theil der nordamerikanischen und Wales-Eisenproduction auf die Benutzung des rohen Anthracits basirt. Die Versuche, rohe oder schwach verkohlte holzige Braunkohle im Hohofen zu verwenden, so oft sie auch in Ländern, denen Steinkohle mangelt, angestellt wurden, haben zu greifbaren Resultaten bisher noch nicht geführt. Weniger die chemische Beschaffenheit dieser Braunkohlen, die oft sehr rein, mit wenig Asche und Schwefel vorkommen, als mechanische Hindernisse, das Wasseranziehen, das Aufblättern und Zerdrücken der Braunkohle im Schacht, wodurch die Permeabilität der Beschickungssäule durch den Gebläsewind leidet, stellen sich einer ausgedehnten Anwendung derselben im Hohofen entgegen.

Der Torf oder die daraus hergestellte Torfkohle sind ebenfalls oft genug den Hohofenindustriellen als Ersatz der Holzkohle empfohlen worden, wobei man stets hervorhob, daß hier ein fast unbegrenzter Vorrath an Brennstoff noch zu Gebote stehe, eines Brennstoffes, der in dem Freisein von Schwefel dem Coks gegenüber sogar bevorzugt sei. Leider vergißt man, daß der gewöhnliche Stichtorf, der durch Entwässern der Torfstiche durch Kanäle, Ausstechen und Trocknen in kurzer Sommerzeit gewonnen wird, an und für sich locker und mürbe ist und eine noch viel weniger feste Kohle liefert. Will man den Torf aber durch Schlemmen und Pressen erst vervollkommnen, dann kommt die daraus bereitete Kohle viel zu theuer zu stehen. Nur als Curiosum will ich erwähnen, daß man in Nordamerika auch Rohpetroleum oder Petroleumrückstände in den Hohofen hat einblasen wollen, um so andern Brennstoff zum Theil wenigstens zu ersetzen.

Nach allem diesen gehört zur Anlage eines modernen Hohofens die leichte Beschaffung massenhaften Erzes, guter Coks, eine leichte Ab- und Zufuhr zur See, durch Flüsse, Kanäle, oder Eisenbahnen. Nur solche Anlagen können auch bei billigen Eisenpreisen concurriren. In England, Schottland, Nordamerika, am Rhein und in Westfalen finden sich solche prädestinirte Eisenfabrikationsstätten. So erinnere ich mich eines Besuches zu Gartsherrie, in der Nähe von Glasgow, wo 16 große Hohöfen im Halbkreise aufgestellt waren, denen sieben eigene Locomotivbahnen aus den umliegenden Schachten Eisenerze, Kohlen, Kalkstein und feuerfeste Thone zuführten, während zwei Eisenbahnen und ein Kanal Producte westwärts nach dem Clyde, ostwärts nach dem Firth of Forth verfrachteten, wo die Seeschiffe sie nach allen Theilen der Welt verladen konnten.

Die letzte wichtige Bedingung ist ein gut organisirtes Creditsystem, das die fertige Waare, das Roheisen u. s. w. belehnt und das Betriebskapital stets mobil erhält. Nur auf diese Art ist es möglich, die Massenproduction zu erreichen, die heutzutage als unausweichliche Bedingung einer gedeihlichen Eisenindustrie zu betrachten ist. Rivalisirende Eisenwerksdirectoren habe ich selten über Qualität ihres Products oder Reinheit des Ausbringens streiten hören. Schon eher wurde der geringe Brennstoffverbrauch per Tonne Eisen gerühmt, am meisten aber die riesige Wochenproduction hervorgehoben, und man vertraute mir auch wohl, daß einer oder der andere darüber arg geflunkert habe.

Diesem Hauptzwecke zu entsprechen, sind jetzt die Dimensionen der Hohöfen ganz bedeutend vergrößert worden.

Digitized by Google

Während früher ein Holzkohlenhohofen von 6—10 Meter Höhe schon als ein ganz anständiger Bursche galt, ist man allgemein bis 16—20 Meter gegangen und einzelne englische Oefen sind sogar noch höher, bis 30—35 Meter aufgeführt worden. Der größern Höhe entspricht auch eine größere Weite an der Gicht, im Kohlensack (dem weitesten Theile), endlich im Gestell und Herd. Im Gestell liegt der Quell der Kraftterzeugung, der Wärmeentwickelung, durch welche proportional der erzeugten Energie das Eisen geschaffen wird. Hier wird der Brennstoff durch die eingeblasene Luft verbrannt, hier wird die Wärme erzeugt, die das Eisen und die Schlacke schmilzt, die Gase, durch welche das Eisen gekohlt, durch welche es aus den Erzen reducirt wird. Was dann von Wärme noch übrigbleibt, das wird zum Vorwärmen und Austrocknen der frischen Beschickung ausgenützt.

Ceteris paribus ist die Menge der per Zeiteinheit in den Ofen gelangenden Gebläseluft, das Maß der Production. So kommt es denn, daß das Gestell, das in den alten Hohöfen höchstens einen Querschnitt von $^3/_4$—1 Quadratmeter besaß, einen Raum, den eine einzige Düse mit Wind versorgen konnte, jetzt auf 4—6 Quadratmeter angewachsen ist und von sechs bis acht Düsen Wind empfängt. Damit möglichst an alle Punkte genügend Wind gelangt, ist das Gestell meistens kreisrund gestaltet und die Düsen sind ringsum vertheilt. Man gibt auch dem Winde statt wie früher eine Pressung von 3—6 Centimeter, jetzt eine solche von 18—24 Centimeter Quecksilberhöhe, damit er bis ins Centrum des Gestells vordringen und bis zur Mündung der Gicht trotz der erhöhten Reibung in der hohen Beschickungssäule noch genügend Druck bewahren kann. Statt der offenen ins Mauerwerk eingesetzten Formen, welche die Winddüsen aufnehmen, werden jetzt geschlossene Formen benutzt, damit der Wind nicht zurückschlage. Statt der alten, wenig wirksamen Balg- oder Kasten-, auch Wassertrommelgebläse dienen jetzt mächtige, aufs sorgfältigste ausgeführte und überwachte Cylindergebläse zur Lieferung des Windes, die gewöhnlich direct vom Kolben eines Dampfcylinders betrieben werden. Statt der Klappenventile, welche die Luft verloren gehen, wenigstens die Dampfkraft nicht genügend ausnutzen ließen, sind von der Maschine gesteuerte Schieber zum Zulassen und Absperren der Luft im Gebrauche.

Am wichtigsten ist jedenfalls die allgemein verbreitete Anwendung der erhitzten Gebläseluft. Die erste Anwendung derselben wurde von Neilson in Glasgow gemacht, was man auf dem Continent nur schüchtern nachahmte, weil man die gute Qualität des Eisens dadurch zu benachtheiligen glaubte. Heutzutage ist diese Furcht überwunden, und die verschiedenen Werke wetteifern gerade darin, wer den heißesten Wind zu erzeugen im Stande sei. Die Anwendung heißen Windes muß, wenn sonst alle Verhältnisse unverändert bleiben, naturgemäß eine bedeutende Steigerung der Temperatur im Ofen hervorbringen, geht man ja doch bei der Temperaturerhöhung, welche durch die Verbindung von Kohlenstoff mit Sauerstoff entsteht, bei erhitztem Winde von einem viel höher liegenden Niveau aus. Solange man noch mit Wind von nur 100° C. blies, war der Effect nur der eines bequemern Schmelzganges. Eine zufällige Abkühlung, durch welche der Ofen einfrieren konnte, war nicht so leicht mehr zu fürchten. Bei den alten Oefen arbeitete man gerade wegen dieser Gefahr mit sogenannter offener Brust,

Digitized by Google

d. h. man reservirte sich einen Zugang zu dem Herde, wo sich das geschmolzene Eisen ansammelt, um im Falle einer solchen Abkühlung Ansätze von halbgarem Schmiedeeisen losbrechen zu können. Dies wurde nun unnöthig. Gar bald erkannte man aber, daß man mit dem heißen Winde einen noch viel wichtigern Vortheil erreichte, indem man die Brennstoffmengen erheblich vermindern, oder was dasselbe ist, die Erzgicht erhöhen konnte, und dennoch bei regelmäßigem Betrieb noch eine stärkere Production erzielte. Früher und theilweise noch jetzt begnügte man sich, den Wind vor dem Eintritt in die Düsen durch mannichfaltig gestaltete eiserne Röhren zu leiten, welche von außen erhitzt wurden, wozu man bald nach Fabre du Four's Vorschlag die von der Gicht entweichende Flamme oder die nach Verschluß derselben abgeleiteten brennbaren Gichtgase benutzen lernte. Hierdurch wird gewissermaßen das Abfallsproduct wieder zu dem Anfang des Processes zurückgeführt.

Die Furcht, es könne beim zufälligen Erfrieren, resp. Verstopfen des Ofens gleichzeitig mit dem Ausbleiben der Gase das Mittel gewonnen werden, um durch heißen Wind die Verstopfung zu lösen, hat sich als unnöthig herausgestellt. Bei heißem Winde kommt überhaupt keine Verstopfung vor. Wir kommen auf diese Gichtgase zurück. Die modernste und wirksamste Art der Winderhitzung beruht auf dem Verfahren der Regeneration, welches von Ericson angedeutet, von Siemens in so folgenreicher Art ausgebildet wurde und bekanntlich auch bei zahlreichen Flammenfeuerungen mit bestem Erfolge zur Erzeugung höchster Temperaturgrade verwendet wird. Die aus einem solchen Ofen abziehende, noch sehr heiße Flamme gibt ihre Wärme bis auf einen geringen Rest in einer Kammer ab, die mit dünnen Chamotteziegeln schachbretartig ausgesetzt ist. Die Flamme geht dabei stets von oben nach unten. Nach genügender Erhitzung der Steine wird sie durch ein Drehventil in eine zweite, ganz gleiche Kammer abgeleitet, während die erstere zur Erhitzung von Luft und brennbaren Gasen benutzt wird, die sie in umgekehrter Richtung von unten nach oben durchziehen, um sich oberhalb im Ofen zu einer nun sehr heißen Flamme zu vereinigen. Zur Erhitzung des Gebläsewindes hat Cowper dieses Princip unmittelbar acceptirt, indem er die Steinfüllung zuerst durch eine besondere Feuerung oder durch die Flamme der Gichtgase erhitzt, und dann den Gebläsewind auf seinem Wege zur Düse in umgekehrter Richtung hindurchleitet. Whitwell's Apparat unterscheidet sich nur dadurch, daß die Steinfüllung in besondere auf- und absteigende Kanäle umgestaltet ist, die man leichter durch Putzlöcher von Flugstaub und Asche reinigen kann. Natürlich müssen diese Apparate, um dem Drucke des Windes zu widerstehen, mit einer luftdichten Panzerung von Kesselblech umgeben sein. Man wendet meist drei solche Kammern an, von welchen die beiden ersten alternativ wirken, während die dritte in Reserve bleibt, um nicht bei einer Reparatur die Speisung des Hohofens unterbrechen zu müssen. Der Wind erreicht oft eine Temperatur von 7—800° C., wobei man schon die Leitungsrohre mit Steinhüllen versehen muß, damit sie nicht rothglühend werden.

Die Verbrennung der Kohlen steht im Verhältniß des Luftgewichtes oder vielmehr des darin enthaltenen Sauerstoffs. Da sich das Volumen der Luft durch

Digitized by Google

die Erhitzung stark vermehrt, indem 1 Kubikmeter Luft von 0° C. bei 273° C. schon auf 2 Kubikmeter wächst, so muß man, um in einer gegebenen Zeit ein bestimmtes Gewicht Luft in den Ofen gelangen zu lassen, entweder die Weite der Düsen oder den Druck des Gebläsewindes entsprechend vermehren. Gewöhnlich wirken beide Momente gleichzeitig; man bläst unter verstärktem Druck und mit weitern oder mehr Düsen. Einigermaßen wird das nöthige Luftgewicht dadurch herabgesetzt, daß man an Brennstoff abbricht. Immerhin ist durch die Erhitzung ein Mehrverbrauch an Dampfkraft bedingt, die indessen leicht zu beschaffen ist, weil die Dampferzeugung ebenfalls durch die im Ueberschuß zu Gebote stehenden Gichtgase bestritten wird.

Die Bildung derselben beruht auf den im Hohofen vor sich gehenden Reactionen. Die zuerst im Gestell entstehende Kohlensäure wandelt sich schon in der nächsten Kohlenschicht, beiläufig gesagt, unter Wärmebindung und starkem Sinken der Temperatur, in das brennbare Kohlenoxyd um. So oft auch dieses im Aufsteigen wieder verbraucht wird, indem es z. B. in Berührung mit metallischem Eisen an dieses Kohlenstoff abgibt und es dadurch in schmelzbares Roheisen umwandelt, oder in höhern Zonen reducirend auf die Eisenoxyde einwirkt und metallisches Eisen erzeugt, so wird es immer noch genug Kohlenschichten antreffen, damit die Kohlensäure durch Kohlenstoffaufnahme, zum Theil wenigstens, in Kohlenoxyd übergeht. Wasserdampf, der in der eingeblasenen Luft nie fehlt, wird in gleicher Art durch die glühende Kohle zersetzt werden und Kohlenoxyd und Wasserstoff liefern. Dazu treten noch bei rohem Brennstoff die aus diesem in der Nähe der Gicht ausgetriebenen Destillationsproducte, die neben Kohlensäure Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoff enthalten. Jedes Atom Sauerstoff, das in der Form von Luft, von Eisenoxyden oder mit der Kohlensäure des Kalksteins in den Ofen gelangt, muß sich schließlich in der Form von Kohlenoxyd oder Kohlensäure in den Gichtgasen finden. Natürlich ist aller Stickstoff der Luft beigemengt, welcher unverändert durch den Ofen passirt. Je mehr Kohlensäure sich in den Gichtgasen findet, desto günstiger wurde die Wärme im Ofen verwendet. Bei Holzkohlenöfen stellt sich das Verhältniß von Kohlenoxyd zu Kohlensäure wie 1 : 1 oder 5 : 3, während bei den Coksöfen 2 : 1 oder 9 : 4 die Regel ist. Dies erklärt genügend den niedrigern Brennstoffverbrauch im erstern Falle.

Immerhin kann man aber rechnen, daß mindestens zwei Fünftel des Brennwerthes des angewendeten Brennmaterials noch in den Gichtgasen disponibel sind; das Auffangen und die Verwerthung derselben ist also ein dringendes Gebot der Oekonomie. Freilich geht es dabei ohne einige Unbequemlichkeit nicht ab. Für einen rationellen ungestörten Betrieb ist es sehr wichtig, die gleichmäßige Durchdringlichkeit der Beschickungssäule im Ofen zu erhalten, was man bei offener Gicht leicht dadurch erreicht, daß man das aus Stücken und Klein gemischte Erz vom Rande aus ringsherum in den Ofen stürzt; die groben Stücke rollen dann nach der Mitte, das Klein aber fällt dicht am Rande herab. Weil sich aber der Schacht nach unten erweitert und die Schichten sich ausbreiten, entsteht gerade am Rande, wo das Klein liegt, eine Auflockerung und dadurch die erforderliche Ausgleichung. Den Brennstoff pflegt man gern mehr nach der Mitte zu placiren.

Digitized by Google

Am Rande liegend, würde er durch die entwickelte Wärme nur das Mauerwerk angreifen und unnöthige Wärmeverluste bedingen.

Ist aber die Gicht zur Absaugung der Gase mehr oder weniger verschlossen, so kann diese Anordnung nicht so leicht durchgeführt werden. Gerade die große Mannichfaltigkeit der Gichtverschlüsse, und der Art, die Gase abzuleiten, an der Peripherie, im Centrum, womöglich über die ganze Fläche, zeigt, daß eine für alle Fälle genügende Construction noch nicht gefunden ist und es daher dem Hüttentechniker überlassen werden muß, zwischen den verschiedenen Uebelständen den kleinsten zu wählen. Die Gase führen oft viel Flugstaub mit und werden daher häufig gewaschen oder wenigstens Staubfänge eingeschaltet. Die Gase sind giftig und bilden, mit Luft vermischt, explosive Gemenge. Man muß daher bei ihrer Verwendung, dort, wo sich die Luft beimengt, eine kleine Zündfeuerung unterhalten. Man erzielt so eine klare, heiße, nicht rauchende Flamme, die sich zum Erhitzen des Windes und zur Heizung der Dampfkessel ganz vortrefflich eignet. Oft bleibt sogar noch ein Ueberschuß, den man zum Betriebe eines Puddel- oder Schweißofens verwenden kann. Die modernen Hohöfen sind ohne Ausnahme auf die Benutzung der Gichtgase eingerichtet.

Kehren wir zu unserm hoch erhitzten Winde zurück, so bemerken wir vor allem, daß damit in Beziehung auf Temperaturhöhe ein dem frühern geradezu entgegengesetzter Zustand geschaffen worden ist. Früher fürchtete der Eisenhüttenmann eine allzu starke Abkühlung des Ofens, die zu Ansätzen von Schlacke oder Schmiedeeisen im Ofen führte; jetzt hat er nur zu wehren, daß ihm der Ofen nicht in einzelnen Theilen überhitzt wird und zu Grunde geht. Früher packte man daher den innern Schacht und das Gestell, wie einen Kranken in Federbetten, so in schlecht wärmeleitendes dickes Rauhmauerwerk ein. Jetzt erhält man den Ofen nur dadurch in Ordnung, daß man alle Stellen, welche Ueberhitzung drohen, durch Luft und Wasser, diesen besten feuerfesten Materialien, wie ein berühmter moderner Hüttenmann sie nennt, von außen abkühlt und so ihr Wegschmelzen verhindert. Schon die Formen, in denen die Düsen liegen, müssen mit circulirendem Wasser gekühlt werden. Man wendet doppelwandige Bronzeformen an oder umgibt die Düsen mit gewundenen schmiedeeisernen Röhren, in denen kaltes Wasser circulirt, oder benutzt eingemauerte offene Kästen, die stets mit kühlem Wasser gefüllt gehalten werden. Die Formen halten so nicht allein selbst länger aus, sie kühlen auch das umgebende Mauerwerk des Gestells ab. Dieses selbst ist ziemlich dünnwandig hergestellt und wird häufig mit einer Eisenpanzerung umgeben, über die aus angenieteten Rinnen Wasser hinabrieselt. Um nicht den ganzen Ofen wegreißen zu müssen, wenn einmal das Gestell zu Grunde geht, stellt man die Rast, den Kohlensack und den ganzen obern Ofenschacht, isolirt vom Gestell, auf einen breiten Eisenring, der auf gußeisernen Säulen ruht. Die Wand des Oberschachtes macht man höchstens ein bis zwei Steine dick, und umgibt ihn der Haltbarkeit wegen und um ihn vor dem Regen zu schützen mit einem Blechpanzer. Baut man einen alten Ofen um, so läßt man das Rauhmauerwerk der Bequemlichkeit halber wol noch stehen, läßt aber zwischen ihm und dem Ofen-

Digitized by Google

schacht einen breiten Luftraum, in dem die abkühlende Luft frei circulirt. Man läßt die Schlacke in dem Maße, als sie sich bildet, durch ein kurzes, doppelwandiges, ebenfalls gekühltes Bronzerohr abfließen, fängt sie dabei gleich in transportirbaren Eisenkästen auf und sucht sie als Steinblöcke, zu Pflastersteinen oder nach dem Ablöschen, Pulverisiren und Anmachen mit Kalk als Schlackenziegel zu verwerthen. Um sie zu beseitigen, werden jetzt in Hütten, die nahe an den Kohlengruben liegen, die nach dem Aushauen der Kohlen bleibenden Leerräume mit Hohofenschlacken ausgesetzt. Der ganze Ofen steht auf einem erhöhten Postament, um eventuell das Eisen in untergesetzten Pfannen zum weitern Transport ablassen zu können. Es hat sich so auch im äußern Habitus bei diesen modernen Hohöfen ein viel eleganteres, schlankeres Aussehen herausgebildet. Die Tagesproduction ist meistens auf 80—100 Tons, in einzelnen Fällen, so in Nordamerika (Ofen zu Pittsburg), sogar auf 258 Tonnen Roheisen per Tag gestiegen. Das sind aber über 5000 Ctr.

Noch bedeutender sind die Umgestaltungen, welche die Darstellung des schmiedbaren Eisens erfahren hat, die directe Darstellung aus den Erzen, mit Umgehung des Hohofenprocesses. Die sogenannte Rennarbeit ist in der alten Form, mit Holzkohlen wenigstens, nur vielleicht noch bei manchen wilden Völkerschaften, den Negern Afrikas, und wie wir hören, in einzelnen Theilen der Türkei in Anwendung. Dies schließt indessen nicht aus, daß in neuerer Zeit von dem leider jetzt gestorbenen Sir William Siemens in England bedeutende Anstrengungen gemacht wurden, dieses principiell richtigste System, freilich in sehr verbesserter Art, wieder ins Leben zu rufen. In der That ist die vorhergehende Kohlung des Eisens zu Roheisen nur eingeführt worden, um eine bequeme Absonderung der Schlacke zu erreichen, die sich im flüssigen Zustande von dem geschmolzenen Roheisen aufs leichteste trennt. Dieses Roheisen muß ich aber, um schmiedbares Eisen zu erlangen, aufs neue entkohlen und dazu Arbeit und kostspieligen Brennstoff verwenden, was doch augenscheinlich ein Umweg ist. Dazu kommt noch, daß im Hohofen durch die hohe Temperatur manche schädliche Beimengungen, so Schwefel und Phosphor, reducirt und ins Roheisen geführt werden, die bei der niedrigen Temperatur des Rennprocesses in der Schlacke bleiben würden. Siemens benutzte Gasfeuerung unter Beihülfe des schon erwähnten Regenerativprincips und erhielt so eine heiße Flamme, die er durch einen rotirenden, mit feuerfesten Steinen ausgefütterten Cylinder sendete, in welchem das reine und reiche Eisenerz eingeschmolzen wurde. War dies geschehen, so trug er eine eben genügende Menge Kohle ein, welche das metallische Eisen in Schwammform ausschied, das sich durch langsame Rotation schneeballartig zu sogenannten Luppen ansammelte, die herausgenommen, durch Hämmern von Schlacken befreit und ausgeschmiedet oder ausgewalzt wurden. In der Hütte zu Landore ist dieser Betrieb seit Jahren in bedeutender Ausdehnung im Gange; nur benutzt man das gewonnene Eisen nicht direct, sondern als Rohmaterial für Martinstahl. Die abfließende Schlacke ist freilich noch sehr eisenreich; sie dürfte im Hohofenproceß zu geringern Eisenqualitäten noch Verwendung finden, da sich in ihr die Verunreinigungen concentrirt haben. Die immer noch gebräuchlichste Art der Schmiedeeisendarstellung

Digitized by Google

bleibt die Entkohlung und Reinigung des Roheisens durch Oxydation. Dies gelingt um so schneller, je ärmer das letztere an Kohlenstoff und andern Verunreinigungen, vor allem an Silicium ist. Das graue Roheisen, in welchem bei höherer Ofentemperatur reducirtes Silicium die Ausscheidung des meisten Kohlenstoffes in der Form des Graphits verursacht, muß erst durch Umschmelzen im Luftstrom das Silicium als Kieselsäure verlieren, um den Kohlenstoff wieder an das Eisen zu binden. Es geht so ins Fein- oder Weißeisen über. Letzteres schmilzt bei etwas geringerer Temperatur und ist dickflüssig genug, um sich mit der oxydirenden Eisenschlacke innig mengen zu lassen, wodurch dann die völlige Ausscheidung des Kohlenstoffes rasch erfolgt. Liefert schon der Hohofen (bei geringerm Brennstoffverbrauch) weißes Eisen, desto besser. Zu den weißen Roheisensorten gehört übrigens auch das Spiegeleisen, das sich durch die in ihm ausgebildet auftretenden Krystalle einer definitiven Kohlenstoffeisenverbindung, durch seinen hohen Gehalt an gebundenem Kohlenstoff und Mangan auszeichnet. Noch reicher an letzterm Metall ist das sogenannte Ferromangan, welches bis 60 Proc. davon enthält und jetzt auf einzelnen Hütten mit Holzkohle, heißem Winde und vorwaltenden Manganerzen dargestellt wird. Auch das Silicium-Ferromangan ist eine solche specielle Roheisensorte mit reichem Siliciumgehalt. Wir müssen diese Specialitäten erwähnen, da sie bei der modernen Darstellung des Schmiedeeisens eine wichtige Hülfsrolle spielen.

Länger dürfte sich das Puddeln erhalten, bei dem das Niederschmelzen und Entkohlen des Eisens mit der Flamme von Steinkohlen oder den Gasen von Braunkohle u. s. w. in einem Flammenofen bewirkt wird. Hier wird zuerst das Silicium eliminirt, das Eisen weiß und breiig schmelzend. Wird dieses nun mit einer durch Eisenoxyd übersättigten Schlacke innig durch Umrühren (Puddeln) gemischt, so dient sein Kohlenstoff um dieses überschüssige Eisenoxyd zu reduciren. Die basische, gare, zähe Schlacke wird dünnflüssig, frisch und läßt sich von dem entstandenen Schwamm von Schmiedeeisentheilchen durch Hämmern oder verschiedene Quetschvorrichtungen trennen. Die verdichtete Luppe wird durch Auswalzen in Barren, Stäbe u. s. w. verwandelt. Das so erhaltene erste Product ist aber noch sehr ungleichmäßig und muß durch Zerschneiden, Zusammenlegen zu einem Packet, Erhitzen desselben zur Schweißglut und weitere mechanische Behandlung homogen gemacht werden. Da die Puddelarbeiter vor dem glühenden Ofen und mit der Handhabung der heißen Eisenmassen ungemein angestrengt werden, da hierzu nur wenige Menschen geeignet sind und häufig erhöhte Lohnforderungen oder Strikes aus diesen Verhältnissen hervorgingen, so ist man bemüht gewesen, die geduldige Maschinenkraft heranzuziehen. Die rotirenden Puddelöfen von Sellers, Danks, Perrot u. s. w. sollen die so nöthige Mischung dadurch bewirken, daß der ganze Herdraum als liegender Cylinder rotirte, oder daß wenigstens die vertiefte Sohle desselben, auf der das geschmolzene Eisen und die Schlacke liegt, in horizontaler oder gegen den Horizont geneigter Stellung rotirte. Daß man in solchen Oefen größere Massen auf einmal behandeln kann, ist zwar ein Vortheil, erfordert aber dafür auch eine entsprechende Vergrößerung des Walzwerkes, Anlage u. s. w., sodaß die alten Handöfen noch immer neben den Maschinenöfen ihren Platz behaupten. Als größter Vorzug des Puddelprocesses wurde immer hervorgehoben,

Digitized by Google

daß bei der relativ niedrigen Temperatur die Verunreinigungen des Roheisens weniger in das fertige Stabeisen übergingen. Aus einem phosphorreichen Roheisen konnte man früher nur durch den Puddelproceß ein noch einigermaßen brauchbares Schmiedeeisen erzeugen. Der andere Vortheil, daß man dadurch ein sehniges und dadurch zähes Eisen erhalte, ist mehr und mehr als Vorurtheil anerkannt worden.

Bei der Entstehungsart des Puddeleisens aus Eisenkörnchen, die weiter und weiter ausgestreckt werden, kann es nicht auffallen, daß ein solcher Puddelstab beim Einhauen und Umbiegen eine faserige, sehnige Structur zeigt, die durch ihre Aehnlichkeit mit den Fasern eines Seiles die Vorstellung besonderer Zähigkeit und Haltbarkeit hervorruft. Bedenkt man indessen, daß diese einzelnen Eisenfasern gewissermaßen nur durch unendlich dünne Schlackenschichten verkittet sind, so sieht man, daß ein kohlenstoffreicheres, bei höherer Temperatur vollkommen geschweißtes Eisen, das sogenannte Feinkorn, und mehr noch ein in völligen Fluß versetztes Schmiedeeisen, ein Flußeisen nach neuerer Bezeichnung, in Beziehung auf Widerstand gegen mechanische Gewalt den Vorzug verdienen muß.

Daß dies nicht eher erkannt wurde, lag wol daran, daß man an der praktisch möglichen Herstellung einer Temperatur verzweifelte, welche hoch genug sei, um kohlenstofffreies Eisen zu schmelzen. Die sich immer mehr steigernde Nothwendigkeit großer, sehr fester Schmiedestücke für Dampfschiffwellen u. s. w., auch die immer weiter gehenden Ansprüche an die Haltbarbeit der Eisenbahnschienen ließen das Bedürfniß nach einem festern, homogenern Material immer stärker hervortreten. Im Jahre 1856 fand der geniale Heinrich Bessemer eine der entsprechenden Lösungen. Indem er durch geschmolzenes Roheisen stark gepreßte Luft hindurchtrieb, beseitigte er Silicium und Kohlenstoff in raschester Art und steigerte gleichzeitig durch die Verbrennung dieser Bestandtheile (und eines Antheils des Eisens) die Temperatur der Masse so sehr, daß auch das vollkommen entkohlte Schmiedeeisen flüssig blieb und in Formen gegossen werden konnte. So überraschend die erste, der British Association vorgelegte Mittheilung klang, so begeistert dieselbe in England und auf der ganzen Erde aufgenommen wurde, so stellte sich doch sehr bald die nüchterne Kritik ein, welche an den vorgelegten Proben ihre krystallinische Structur und ihre geringe Festigkeit zu tadeln fand. Eine weniger energische Natur wäre dadurch abgeschreckt worden. Bessemer fand die Ursache dieses Miserfolges, welche in der zu weit getriebenen Entkohlung und in der Wahl einer unreinen, ungeeigneten Roheisensorte lagen, und zeigte, wie man diese Fehler zu beseitigen hätte. Die grobkrystallinische Structur wird, wie bei dem überhitzten, verbrannten Schmiedeeisen, durch Beimengung von Eisenoxyd hervorgebracht. Indem Bessemer das Blasen unterbrach, ehe aller Kohlenstoff verzehrt war, oder, was sicherer, dem völlig entkohlten Eisen nachträglich ein genau bemessenes Quantum von Spiegeleisen zusetzte und dadurch dem genau bekannten Procentgehalt entsprechend Kohlenstoff in bestimmter Menge zuführte, gelang es ihm, entweder der Einmengung von Eisenoxyd vorzubeugen, oder das gebildete Eisenoxyd durch den Mangangehalt des Spiegeleisens wieder zu reduciren. Statt des reinen Schmiedeeisens erhielt er einen geschmolzenen Stahl, der sich ja vom Schmiede-

Digitized by Google

eisen nur durch einen etwas größern Kohlenstoffgehalt unterscheidet, und lag es bei sorgfältiger Handhabung des Processes ganz in seiner Hand, bald einen äußerst weichen, dehnbaren, bald einen härtern, äußerst festen Stahl herzustellen. Der Kohlenstoffgehalt variirt dabei zwischen 0,25 bis 1,5 Proc. Ein zweites wichtiges Moment bildet die Reinheit des angewendeten Roheisens von Schwefel und vor allem von Phosphor, welche bei diesem heißen Proceß sich im Rückstand anhäufen und mit der Schlacke nur in sehr geringem Maße entfernt werden. Bessemer reussirte sofort, als er statt des unreinen englischen Roheisens das vorzügliche schwedische Eisen anwendete. In dem Maße, als das Bessemern Bedeutung gewonnen, lernten auch die Hohofenleute ein Roheisen besonderer Qualität zu produciren, das allen Anforderungen des Bessemerprocesses gerecht wurde. Dasselbe wird auf dem Eisenmarkte erheblich (fast um ein Drittel) höher bezahlt, und vermag daher auch die nothwendigen erhöhten Kosten leichter zu ertragen. Man wählt die reinsten Erze, möglichst frei von schädlichen Bestandtheilen, sollte man sie auch, wie es thatsächlich geschieht, aus weit entfernten Quellen beziehen müssen. Die Zufuhr der Biscaya-, Algier- und Elbaerze nach England, Frankreich und Deutschland wandert fast ausschließlich in die Bessemer-Hohöfen, und die besten Erze des Continents aus Siegen, Steiermark u. s. w. werden ebenfalls hierfür reservirt. Man bevorzugt manganhaltige Erze, nicht gerade um viel Mangan ins Roheisen zu bekommen, das ja doch beim Bessemern fast vollkommen verbrennt, sondern um einen etwaigen Schwefelgehalt unschädlich zu machen, der als gelöstes Schwefelmangan in die Schlacken geht. Selbst die Rückstände von Schwefelkies, der in so großer Menge bei der modernen Schwefelsäurefabrikation benutzt wird, sind, nachdem sie durch Rösten mit Kochsalz und Auslaugen ihren Gehalt an Kupfer (Silber und Gold) hergegeben haben, mit Erfolg in den Bessemerofen gewandert. Sie zeichnen sich vor allen durch das fast vollständige Fehlen von Phosphor aus, und der immer noch bleibende Schwefelgehalt wird durch die mit verhütteten manganhaltigen Erze entfernt.

An Brennstoff wird bester Coks in reichlicher Menge verwendet und gleichzeitig mit stark erhitzter Luft geblasen. Die Schlacke muß reichliche Mengen Kieselsäure enthalten und nicht zu basisch sein. Man thut dies, um ein sogenanntes hitziges Eisen zu erhalten, das nicht allein durch viel ausgeschiedenen Graphit dunkelgrau, sondern auch stark siliciumhaltig ist. Um die Temperatursteigerung im Bessemerofen nämlich sicher zu erzielen, muß das Eisen eine gewisse Brennstoffmenge enthalten, welche die nöthige Wärme liefert. Der Kohlenstoff bildet beim Verbrennen Gase, welche Wärme entführen, während das Silicium in Kieselsäure übergeht, die bei der Verbindung mit den Oxyden des Mangans und Eisens zu Schlacke wol noch weitere Wärme liefert. Wenn man dieses Roheisen in nicht zu geringer Menge im Flammofen oder Cupolofen einschmilzt, oder was noch besser ist, die Bessemeranlage mit einem Hohofen verbindet, dem man unmittelbar das geschmolzene Eisen entnimmt, wenn man endlich durch starke Gebläsemaschinen und zahlreiche Düsen dafür sorgt, daß die Oxydation sich rasch genug vollzieht, so hat man so viel Wärmeüberschuß, daß man selbst Abfalleisen, Gußstücke, Schienenenden ohne Anstand nachträglich eintragen und so unmittelbar verwerthen kann.

Digitized by Google

Unter diesen Voraussetzungen gestaltet sich das Bessemern zu einer äußerst sichern Operation, welche dem Laien durch die Großartigkeit der Erscheinungen, dem Techniker dagegen immer aufs neue durch die geniale Concentration der Arbeit, die aufs weiteste getriebene Regelung derselben durch die Maschine und die wissenschaftlich exacte Durchführung imponirt.

Das geschmolzene Roheisen gelangt durch Rinnen in den sogenannten Converter, einen aus Guß- und starkem Kesselblech zusammengenieteten birnenformigen Behälter, der innen mit einem feuerfesten Futter von Quarzsteinen, oder einer Ausstampfung mit einem schieferigen Quarzsand, dem Ganister, geschützt ist. Durch das leicht zu öffnende Bodenstück werden eine größere Anzahl Thonformen mit gleichmäßig vertheilten Düsen eingesetzt und mit Ganister umstampft. Die Birne schwingt mittels angesetzter Schildzapfen auf von Säulen getragenen Lagern und kann durch einen Cylinder mit Dampf oder gepreßtem Wasser durch Vermittelung einer Zahnstange und eines Zahnrades in jede beliebige Stellung gebracht werden. Die Längsachse steht z. B. beim Ausheizen der Birne mit Coks zuerst vertical, macht dann zum Ausblasen der Asche eine Wendung um 180 Grad und stellt sich hierauf horizontal, um das Eisen aufzunehmen, ohne daß es in die Formen läuft.

Erst wenn das Gebläse voll im Gange ist, kehrt die Birne in ihre aufrechte Stellung zurück, wobei der Wind mit starkem Geräusch das Eisen passirt und eine mächtige, in den verschiedensten Farben intensiv leuchtende Flamme aus der Mündung entweicht. Jede Phase des Processes läßt sich auf das genaueste durch Beobachtung mittels des Spectroskops, dieses feinen physikalischen Instruments, controliren, das z. B. gegen Ende des Blasens in der Flamme Gruppen von blauen und grünen Linien zeigt, mit deren fast momentanem Erlöschen die vollständige Entkohlung zusammenfällt. Das Einlassen eines, je nach der gewünschten Härte bemessenen Quantums Spiegeleisens beendet die Operation. Man kann dann in der Birne selbst, nach dem Neigen in die horizontale Stellung, den Stahl sich von der Schlacke sondern lassen; man kann mit einer gebogenen Eisenstange Proben der Schlacke und des Metalls herausnehmen, deren Farbe, Härte, Ausplättbarkeit controliren, eine Probe schöpfen und gießen, ausschmieden, härten und nachträglich auf Kohlenstoffgehalt analysiren, kurz, es ist in dieser Operation jetzt eine wissenschaftliche Sicherheit eingeführt, von der die ältern Hüttenleute kaum eine Ahnung hatten. Das flüssige Bessemermetall wird endlich in eine Gußpfanne und aus dieser in die stehenden prismatischen Eingüsse (Ingots) entleert, die man neuerdings nach dem Guß mit einer federnden Stahlmanschette verschließt, unter welcher durch Oeffnen eines Hahnes mittels flüssiger Kohlensäure ein enormer Gasdruck hergestellt wird. Dies soll die Bildung von Blasen im Kopf des Metallstückes verhindern. Man vermeidet dieselben übrigens auch, wenn man dem Spiegeleisen etwas Silicium-Ferromangan zusetzt. Um sehr weichen Stahl zu erzeugen, ist der Zusatz von Ferromangan beliebt, das genügend Mangan zuführt, um das beigemengte Eisenoxyd zu eliminiren, und dabei doch so wenig Kohlenstoff enthält, daß nahezu reines Schmiedeeisen resultirt. Es werden 2—300 Ctr. Eisen auf einmal in Arbeit genommen und unter Umständen täglich 40—50 Chargen durchgeführt. Alles dies mit wenigen geschulten Arbeitern, da die mechanische

Digitized by Google

Kraft allein von der Dampfmaschine oder vom hydraulisch bewegten Kolben, Krahnen u. s. w. geliefert wird. Ein Arbeiter, der die verschiedenen Ventile für Luft, Wasser, Dampf zur Hand hat, dirigirt das Ganze. Wahrlich eine ergreifende Illustration der Herrschaft des Menschen über die elementaren Kräfte.

Neben dem Bessemermetall findet auch der sogenannte Siemens-Martin-Stahl, oder Flußeisen, immer mehr Verwendung. Es ist gewissermaßen die modern verbesserte Darstellung des sogenannten Ramaßeisens. Die vielen, aus der allmählichen mechanischen Abnutzung hervorgehenden Abfälle des Schmiedeeisens, das sogenannte Alteisen, ist schon frühzeitig zur Neuerzeugung von Eisenwaaren in Anwendung gezogen worden, indem man es in Packete brachte und nach der Erhitzung zur Schweißglut durch Hämmern oder Walzen vereinigte und formte. Eine alte Tradition spricht z. B. von Büchsenläufen, die auf diese Art aus gesammelten Hufnägeln dargestellt werden und sich vorzüglich haltbar zeigen. Dies ist begreiflich, wenn wir bedenken, daß zu Hufnägeln nur das allerbeste Holzkohlenschmiedeeisen verwendbar ist, das neben einer großen Zähigkeit gleichzeitig eine gewisse Härte besitzen muß, damit der Nagel beim Einschlagen nicht vorzeitig umbiegt. Da nur die Nägel, welche aus dem Hufe beim Neubeschlagen ausgezogen werden und demnach eine harte Probe ihrer Haltbarkeit bestanden haben, zur Verwendung kommen, so wird das Material, was Güte und Festigkeit anbelangt, gewissermaßen die Crême de la Crême bilden. Auch für die Dampfschiffwellen wählt man, wie man mir im Triester-Lloyd-Arsenal mittheilte, den Weg des Ramassirens aus den Abfällen des besten Kesselblechs. Immerhin konnte man auf diesem Wege nur einen geringen Theil des Abfalls verwerthen, es fand beim Anheizen der Packete wegen des sperrigen Materials ein bedeutender Abbrand statt, und die Schweißung war oft unvollkommen. Es erschien fast zweckmäßiger, diese Abfälle durch den Hohofen durchzusetzen, wobei die Feil- und Hobelspäne durch Einstoßen in Formen und Anmachen mit Salzwasser (durch den Rost) zu größern Klumpen vereinigt wurden. Jedenfalls sind diese Abfälle reiner und weicher als das beste Erz, und schmelzen fast kostenlos ein. Besonders die Hohöfen, welche ihr Product direct an die Bessemerbirnen abgeben, wählen diesen Zusatz, um ihre Production zu steigern, die sonst mit der Leistungsfähigkeit des Bessemerapparates nicht Schritt halten kann.

Der Umstand, daß Stahl in Beziehung auf Kohlenstoffgehalt zwischen Roheisen und Schmiedeeisen steht, hatte mannichfache Vorschläge herbeigeführt, denselben durch Zusammenschmelzen abgewogener Mengen beider im Graphittiegel und Windofen herzustellen, was freilich nur im kleinen Maßstabe und mit großem Aufwande von dem besten Coks gelang. Da verfiel nun Martin, ein Franzose, auf den Gedanken, den Stahl im Herde eines Flammenofens unter einer neutralen Glasdecke einzuschmelzen, was ihm nur durch die vorzügliche Regenerativfeuerung von Siemens gelang, mit welcher selbst Braunkohlen, resp. die daraus erzeugten Generatorgase weitaus genügende Hitzegrade ergeben. Ich habe schon oben beim heißen Winde auf diese Verwerthung der abziehenden Flamme zur Steigerung der Anfangstemperatur hingewiesen. Der Herd ist vertieft und mit Quarzmehl gefüttert; er wird bei dem Wechsel der Flammenrichtung in allen seinen Theilen gleichmäßig zu hoher Weißglut erhitzt. In ihm schmilzt Roheisen sehr leicht ein. Man wählt

Digitized by Google

zu ein möglichst reines, Graphit und Mangan haltendes dünnflüssiges Eisen. In nem ebenfalls mit Gasen geheizten Nebenofen wird unterdessen der Schmiedeeisen- d Stahlabfall zur Rothglut angewärmt und portionsweise in kurzen Absätzen in s Roheisen eingetragen, in dem er sich besonders im Anfange rasch auflöst. Man chnet auf 20—25 Roheisen 80—75 Stabeisen. Je mehr man davon eintragen nn, ohne die Flüssigkeit zu beeinträchtigen, desto besser. Wenn man auch nach öglichkeit eine neutrale, sauerstoffarme Flamme anwendet, so tritt doch allmählich ntkohlung ein, und es bleibt ein fast reines Eisen zurück, das z. B. bei einem sgeschöpften Probeguß sich vollkommen zu Blech ausschmieden und selbst nach m Ablöschen sich doppelt zusammenschlagen lassen muß, ohne Risse auf der iegestelle zu zeigen. Dies Material würde aber für viele Zwecke, z. B. für chienen, zu weich sein, und setzt man daher nachträglich genau abgewogene engen Spiegeleisen, Ferromangan oder Silicium-Ferromangan zu, bis eine in nz analoger Art durchgeführte Schmiedeprobe den gewünschten Stahlbruch ergibt.

Das fertige Metall wird in einen Vorherd, und aus diesem nach Aufsteigen r Schlacken in gleiche Ingots abgelassen. Eventuell kann man dazu auch trans- rtable Gußpfannen benutzen, und das Martin-Metall auch direct zum Gießen n Walzen, Herzstücken, Triebrädern u. s. w., kurz von Gußstücken benutzen, welche ne höchstmögliche Festigkeit erfordern. Der Siemens-Martin-Proceß reicht in der roductionsmenge zwar noch lange nicht an das Bessemern heran, bietet aber unter n bestehenden Verhältnissen so viele Vortheile und liefert ein so gutes Material, aß er einer immer größern Ausdehnung entgegengeht. Vor allem ist die Anlage ohlfeiler, da die in Anschaffung und Betrieb kostspielige Dampfmaschine und das ebläse, sammt allen Nebentheilen hinwegfällt. Von dem kostspieligen Bessemer- sen wird verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil verbraucht; das Alteisen ist viel- ch weit billiger und in den meisten Fällen auch rein genug. Besonders die ten Eisenschienen wandern massenhaft in die Martinhütten, die deshalb auch eist sich an die Bahnhöfe anschließen. Auch der Bessemerproceß liefert so viel ußschalen, abgeschnittene Schienenenden u. s. w., daß häufig neben einer Bessemer- lage auch ein Martinofen nothwendig wird. Erst seitdem die Martinwerke nen bereiten Käufer für altes Eisen bilden, sieht man, wie viel davon vorhanden t, wie viel bisher mit Schutt und Kehricht verstürzt wurde. Ein eclatantes Bei- iel bilden manche Brunnen, die auf solchem aufgeschütteten Terrain angelegt urden, indem sie meist ein eisenhaltiges Wasser liefern. Der größte Vorzug des artinirens liegt in der Leichtigkeit, mit der man die Qualität des Products m voraus bestimmen und controliren kann. Bei dem stürmischen Bessemerproceß, er eine Charge in höchstens $^1/_2$ Stunde fertig macht, ist diese Controle natürlich rschwert, vor allem, wenn man den Nachkohlungsvorgang mit Spiegeleisen um- hen will, während die 6—8 Stunden, die eine Martinofen-Operation erfordert, atürlich zu den mannichfaltigsten Proben Gelegenheit geben, sodaß man z. B. den ohlenstoffgehalt in Grenzen von 0,025 Proc. — halten kann. Ein Uebelstand bleibt, aß man nicht immer gutes Altmaterial auftreiben kann und daher jede Charge iner Controle besonders auf den Phosphorgehalt unterwerfen muß. Von Prohaska nd Ehrenwerdt in Graz und Leoben ist daher versucht worden, das Alteisen durch

Digitized by Google

reine geröstete Eisenerze, die mit Roheisen zu Blöcken umgegossen werden, zu ersetzen, und Siemens benutzt ebenso sein direct dargestelltes Renneisen vorzugsweise im Martinofen. Die härtern Sorten des Martinstahls sind so gut, daß die Probestäbe nach dem Ausrecken häufig von den Maschinenschlossern als Drehstähle benutzt werden.

Werden erst alle alten schlechten Eisenschienen durch Bessemer- oder Martinschienen ersetzt sein, so wird zwar die Abnutzung eine geringere werden; was dann aber endlich doch beseitigt wird, das gestaltet sich zum vorzüglichsten Material für den Martinproceß.

Der Erfolg des Bessemerns und Martinirens ist, wie wir sehen, von der Anwendung vorzüglichen Rohmaterials wesentlich bedingt.

Das Roheisen aus den so massenhaft auftretenden unreinen, besonders phosphorhaltigen Eisenerzen konnte nur zum Guß, oder nach dem altmodischen Puddelproceß als Schweißeisen verwendet werden. Mit dem Schwefel der Erze konnte man sich zur Noth durch Rösten oder Auslaugen, endlich durch reichlichen Kalk oder Manganerzzuschlag abfinden, der Phosphor aber, obwol man ihn ebenfalls auszulaugen versucht hat, blieb im Roheisen zurück und ging auch theilweise ins Puddeleisen über. Beim Roheisen zeigte sich unter Umständen ein Phosphorgehalt sogar vortheilhaft, indem er das Eisen dünnflüssig macht, was z. B. den norddeutschen Hütten beim Potterieguß (Kochgefäße) zu statten kommt. So erhält man sehr leichte, billige Waare, die aber zerbrechlich ist, während z. B. ein aus dem sehr reinen mariazeller Eisen (Steiermark) gegossener Kochkessel sich platt zusammendrücken ließ, ohne zu brechen. Beim Stabeisen ist der Phosphor dagegen stets verderblich, besonders für den Consumenten. Wenn der Schmied phosphorhaltiges Eisen in der Rothglut schmiedet, so zeigt es sich geschmeidig und leicht zu formen. Er hütet sich aber wohl, es kalt zu bearbeiten, und überläßt es seinem Abnehmer, zu erproben, daß ein solcher phosphorhaltiger Eisenstab schon beim Hinwerfen zerspringt. Beim Schwefel geht es umgekehrt; hier ist das Eisen rothbrüchig, bei Phosphor kaltbrüchig. Man hat schon viele Anläufe gemacht, den Phosphor aus dem Eisen zu eliminiren: durch Zusätze von Chlorcalcium, Einblasen von Wasserdampf, Aufwerfen von Salpeter, schließlich nach Krupp durch kurzes Umrühren des flüssigen Roheisens mit geschmolzenem Eisenoxyd, das bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur den Phosphor aufnehmen soll. Es ist sicher, daß auch der Phosphor, ja dieser zuerst beim Puddeln verbrennt und in die Schlacke geht, daß aber das stets im Ueberschuß vorhandene metallische Eisen den Phosphor immer wieder aufnimmt, besonders wenn eine kieselsäurereiche Schlacke vorhanden ist, indem diese stärkere Säure die gebundene Phosphorsäure wieder freimacht. In der Bessemerbirne mit ihrem aus Kieselsäure bestehenden Futter kann begreiflicherweise kein Phosphor eliminirt werden.

Zwei englische Ingenieure, Thomas und Gilchrist, faßten nun den ganz richtigen Gedanken, dieses saure durch ein basisches Futter zu ersetzen und während des Blasens selbst starke Basen, wie Kalk oder Magnesia, hinzuzufügen, welche die entstehende Phosphorsäure sofort fixiren.

Dieser Gedanke ist heutzutage, nachdem die anfänglichen praktischen Schwierigkeiten überwunden, zu dem wichtigsten Fortschritt der Eisenindustrie geworden.

Digitized by Google

Schon vor vielen Jahren hatte man in Steiermark den dort vorkommenden sehr reinen Magnesit nach dem Brennen mit etwas Thon vermischt zu Steinen geformt und so ein vorzüglich feuerfestes basisches Material für Puddelöfen erhalten. Hätten die steierischen Eisensorten Phosphor enthalten, so hätte man schon damals die Verbesserung beobachten müssen. Es war die Güte des Materials geradezu ein Hemmniß der Erfindung. Im wesentlichen haben Thomas und Gilchrist ein ganz analoges Futtermaterial benutzt, nur daß sie aus Mangel an reinem Magnesit gebrannten Dolomit anwendeten, ein Gemisch von Magnesia mit Kalk, das den Nachtheil bietet, daß letzterer durch Anziehen von Wasser aufquillt und zerfällt. Erst durch sehr hohe Temperatur erhält man hinreichend feste und auch gegen Luftfeuchtigkeit widerstandsfähige Steine. Jetzt wird viel in Herstellung von Magnesia aus dem staßfurter Chlormagnesium und in der Abscheidung von Kalk aus dem Dolomit experimentirt, augenscheinlich, um für den Thomasproceß das nöthige Futtermaterial zu liefern. Es kommt übrigens hierbei weniger auf die Widerstandsfähigkeit gegen die Hitze, als auf die mechanische Festigkeit an, welche den Angriffen der großen, gewaltsam bewegten Eisenmassen standhalten soll. Vielfältig hat man auch organische Substanzen, wie Melasse und Theer, die beim Erhitzen Kohle hinterlassen, als Bindemittel benutzt. Die Hauptschwierigkeit machen die Blasedüsen, welche nur aus Thon sich formen lassen und mit dem basischen Futter leicht zusammenschmelzen. Um das Futter zu schonen, wird auch gebrannter Kalk in reichlicher Menge während des Blasens in die Birne eingeworfen, der die gebildete Phosphorsäure aufnimmt. Der Proceß verläuft sonst dem Bessemern analog, nur daß man etwas länger bläst, überbläst, um den Phosphor sicher zu entfernen, und dann lieber in einer zweiten Birne mit saurem Futter die Rückkohlung vornimmt, um ja nicht wieder Phosphor ins Eisen zurückzuführen.

Der Hauptvortheil des Thomassirens ist erst in neuester Zeit hervorgehoben worden, nämlich der, daß hierzu gerade die Eisensorte am geeignetsten ist, die sich in Hohöfen am billigsten herstellen läßt. Der Phosphor, den man sonst als Feind betrachtete, ist beim Thomasproceß die beste Hülfe geworden, indem er als wärmegebendes Material auftritt, gerade so wie beim Bessemerroheisen der Graphit und das Silicium. Man braucht daher das Eisen nicht so stark zu kohlen, kann den Brennstoff im Hohofen auf das Minimum herabsetzen und alle die billigen phosphorreichen Erze verwenden, wie sie z. B. der Jura in der Minette von Luxemburg, Lothringen und zu Ilsede bietet. Man bläst auf ein sogenanntes Affinireisen, welches man sonst nur erzeugte, wenn der Hohofen nicht mehr recht in Ordnung war. Aus diesem geringen und sehr billigen Material entsteht ein dem besten Bessemerstahl vollkommen ebenbürtiges Flußeisen. Hiermit hat dann die Nothwendigkeit des Puddelbetriebes aufgehört und das Puddeln ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Schon heute beträgt das Bessemer-, Martin- und Thomasmetall circa 4 Mill. Tons per Jahr, und es ist zu erwarten, daß seine Menge besonders in der Richtung des Thomassirens noch beträchtlich wachsen wird. Große Oefen, heißer Wind, Gichtgase sind die Schlagworte des modernen Roheisen-, Bessemer-, Thomas-, Martin-, Massenflußeisen die des Schmiedeeisenprocesses.

Digitized by Google

Osmanische Staatsmänner.

II.*)

Gavril-Pascha Krestovič, Generalgouverneur Ostrumeliens.

Es würde, meiner Meinung nach, ein Irrthum sein, wenn man die Ernennung Gabriel Krestovič's, oder, wie ihn die Türken seither nannten, Gavril-Efendi's, als einen ausschließlichen Triumph der russischen Politik auffassen wollte. Ganz im Gegentheil theilen sich wol bei der Entscheidung der Frage über den ostrumelischen Generalgouverneur, die nur anscheinend lange in der Schwebe gewesen, das petersburger Cabinet und die Pforte in die für beide ziemlich gleich bemessenen Vortheile. Auch wird kaum jemand, der den bezüglichen Verhältnissen näher gestanden, behaupten wollen, daß eine andere Wahl wie diejenige, über welche man sich schließlich geeinigt hat, in irgendeinem Augenblick der muthmaßlich nur pro forma geführten Unterhandlungen wahrscheinlich gewesen sei. Namentlich stand einer Verlängerung des Mandats Aleko-Pascha's nicht nur das sehr entschiedene Veto Rußlands, sondern zugleich auch die ganz unzweifelhafte persönliche Abneigung des Sultans entgegen. Im wesentlichen gründete sich dieselbe darauf, daß der osmanische Monarch es dem seitherigen ostrumelischen Generalgouverneur nicht zu verzeihen vermochte, früher freundschaftliche Beziehungen mit Midhat-Pascha unterhalten zu haben, und zwar selbst während der Zeit, wo letzterer sich bereits in entschiedener Ungnade befand. Im besondern wurde es Aleko-Pascha an höchster maßgebender Stelle zu Konstantinopel verübelt, zur Zeit, als er selber die Pforte zu Wien diplomatisch vertrat, den gestürzten und exilirten Minister dort im türkischen Botschaftshotel empfangen und beherbergt zu haben. Auch zog dieses Vorkommniß die Rückberufung von Wien und die einstweilige Versetzung des nachmaligen ostrumelischen Valy (Aleko) in Disponibilität unmittelbar nach sich. Als letzterer zwei Jahre danach auf den vielumworbenen Posten nach Philippopel gesendet wurde (Mai 1879), war das ausschlaggebende Motiv für den Sultan wol dies, daß er ihn dadurch von Konstantinopel entfernen wollte. Es hat nämlich viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß man damals im Jildis-Kiosk sich der Befürchtung hingegeben habe, Aleko könne in Stambul im Midhat'schen

*) Vgl. „Osmanische Staatsmänner. I. Kurd-Mehemed-Said-Pascha", in „Unsere Zeit", 1883, I, 208 fg.

Digitized by Google

Interesse wirken. Heute, nach dem am 8. Mai 1884 erfolgten Tode des letztern jedoch (er starb an einem krebsartigen Geschwür), bleibt solcher Gesichtspunkt ganz außer Betracht.

Es spricht nicht für des ehemaligen ostrumelischen Valy Beobachtungsgabe und Urtheilsfähigkeit, daß er sich über seine vollkommene Aussichtslosigkeit in Betreff einer Erneuerung seiner Stellung auf weitere fünf Jahre hat täuschen können. Allerdings ist er vor mehrern Jahren während seines in der türkischen Hauptstadt verlebten Urlaubs seinem Range entsprechend durch Abd-ul-Hamid mit Auszeichnung empfangen, zur Tafel gezogen und mit dem Großcordon des Osmanié-Ordens decorirt worden. Allein nähere Beziehungen zur türkischen Regierung entsprangen daraus für ihn nicht, und namentlich blieb er den maßgebenden Persönlichkeiten, vornehmlich Kütschück-Said-Pascha, dem damaligen und auch jetzigen Großvezier, fern stehend. Möglicherweise hatte letzterer noch besondere, der eigentlichen Politik angehörende Gründe, welche ihn bestimmten, seinerseits der Wiederernennung Aleko's entgegenzuarbeiten. Bekanntlich ist das Programm des heutigen osmanischen Premier auf ein Balanciren zwischen den Extremen gestellt. Innerhalb der Balkanhalbinsel namentlich ist er bemüht, sich eine Mittelstellung zwischen den sich daselbst bekämpfenden Haupteinflüssen, dem russischen und österreichischen, zu sichern. Je mehr nun dieser letztere neuerdings die Oberhand gewonnen zu haben scheint, desto entschiedener sucht der Großvezier Fühlung mit Rußland zu behalten. Im umgekehrten Fall würde er das nämliche politische Manöver in der entgegengesetzten Richtung vollziehen. Es ist aber Thatsache, daß der ehemalige Valy von Ostrumelien in den jüngsten Jahren nach Oesterreich hinüberneigte. Ebendeshalb mag es Said-Pascha opportun erschienen sein, die sich bietende Gelegenheit, seinen Functionen ein Ziel zu setzen, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Das waren die türkischen Bestimmungsgründe wider eine Verlängerung der Amtsdauer des in Rede stehenden Generalgouverneurs. Was diejenigen Rußlands zu seinem in die nämliche Richtung fallenden Protest betrifft, so sind sie aus der ihn begleitenden Erklärung des zarischen Gouvernements nur zum Theil ersichtlich. Mit den angeführten Motiven verbanden sich andere ohne Zweifel, die man nicht nennen konnte. Aleko war bemüht gewesen, eine Stütze nicht nur in Oesterreich, sondern auch in der bulgarischen Nationalpartei zu finden. Wenn sich unter seiner Verwaltnng letztere bereits zu bilden begonnen, so war zu befürchten, daß bei einer Verlängerung seines Mandats um weitere fünf Jahre ihre Bedeutung und Stärke noch erheblich zunehmen würden. Eben dies aber scheint man in Petersburg am meisten perhorrescirt zu haben.

Zunächst noch einige Worte über die Umstände, welche die beiden, in der bezüglichen Frage den Ausschlag gebenden Mächte, die Türkei und Rußland, auf die Verständigung rücksichtlich der Wahl Gabriel Krestović's selber hingeführt haben.

Gewiß ist ein Haupttheil der Gründe, welche vor fünf Jahren die Ernennung seines Amtsvorgängers veranlaßt hatten (abgesehen von der beabsichtigten Entfernung von Konstantinopel), auch für ihn selber in Betracht gekommen. Vor allem

Digitized by Google

der, daß es, ähnlich wie damals, so auch heute, an jeder andern, für den bezüglichen hohen und wichtigen Posten geeigneten Persönlichkeit entschieden fehlte. An den frühern Generalgouverneur des Libanon, Rustem-Pascha (den italienischen Grafen Marini), hat man schwerlich jemals ernstlich gedacht. Nicht nur stand ihm der Einwand entgegen, nicht der orthodoxen Kirche anzugehören, sondern vor allem auch der, nicht Bulgare zu sein. Nachdem, nicht ohne Bezugnahme auf seine allerdings nur halbblütige bulgarische Nationalität, der erste ostrumelische Valy ernannt worden war, darf man annehmen, daß für alle Folgezeit der in Rede stehende Posten nur einem Landesangehörigen zufallen werde. Dieser wichtigen Bedingung aber vermochte gerade Gabriel Krestovič im strengsten Sinne zu entsprechen. Er ist nicht nur der Abstammung nach Bulgare vom reinsten Wasser, sondern er redet auch das bulgarische Idiom als seine Muttersprache, während im Gegentheil Aleko sich als solcher des Griechischen bediente und es niemals zu irgendeiner Fertigkeit im Bulgarischen gebracht hat.

Damit verbindet sich in dem neuernannten Generalgouverneur die während seiner vorangegangenen fünfjährigen Functionen als Generalsecretär und Director des Departements des Innern in der autonomen Provinz gewonnene genaue Kenntniß von deren Administration wie ihrer vorwiegenden Interessen und Bedürfnisse. Je mehr er bis dahin im eigentlichen Wortsinne die rechte Hand Aleko's gewesen, um so sicherer durfte man sein, daß die Verwaltung unter seiner persönlichen Oberleitung die seither innegehaltene Bahn auch weiter verfolgen und der Wechsel sich ohne Stöße und Erschütterungen vollziehen werde.

In der höchsten türkischen Regierungssphäre hegt man einen scharf ausgesprochenen Widerwillen nicht sowol gegen den häufigen Wechsel der Besetzung hoher Posten, als vielmehr gegen die Verwendung neuer Personen auf denselben. Gavril-Efendi Krestovič durfte jedoch im Gegentheil für einen alten türkischen Beamten gelten, schon in Ansehung der langen Amtszeit, die er, ehe er nach Ostrumelien gesendet wurde, im directen Dienst der Pforte und zumeist in Stambul selber verbracht hatte. Auf die letztere Epoche seines Lebens werde ich noch näher zurückkommen. Zu manchen hochstehenden und einflußreichen Männern war er während jener Zeit in Beziehung getreten, von denen noch heute der Haupttheil am Leben und im Amt sich befindet. Ohne im eigentlichen Sinne persona grata zu sein, am mindesten beim jetztregierenden Sultan selber, dem er kaum persönlich bekannt ist, besaß er dennoch, vielleicht infolge jener Geschmeidigkeit, mit der er von Anfang an sich in jede Lage zu fügen und vor allem jeden Anstoß zu vermeiden wußte, mehr Sympathien als Abneigungen in der maßgebenden Region. So darf es kaum überraschen, daß der russische Vorschlag, ihn zu Aleko-Pascha's Nachfolger zu ernennen, seitens der Pforte auf keinen Widerstand stieß. Zwar war das türkische Cabinet keineswegs über Gavril-Efendi's Hinneigung zu der unionistischen, d. h. die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien anstrebenden Partei im Unklaren verblieben; desgleichen nicht über die Beeinflussung seiner letzten Haltung durch Rußland. Auch endlich wol nicht darüber, daß, wie ein glaubwürdiges Gerücht behauptet: wesentlich er selbst es gewesen ist, der den seinerzeit vielbesprochenen Conflict zwischen Aleko und dem

Digitized by Google

russischen Generalconsul Krebel nach Möglichkeit zu verschärfen und Oel in die Flamme zu gießen versucht hat. Allein man kannte auch seine Aengstlichkeit und Unentschlossenheit, seine Abneigung gegen entscheidende und durchgreifende Entschlüsse, und die ihm eigene Unfähigkeit, begonnene Dinge zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Ein Mann dieser Gattung, so glaubte man wol mit einigem Recht voraussetzen zu können, werde auf dem ihm bestimmten hohen Posten weder zu wenig noch zu viel thun und so der Türkei keine Verlegenheiten schaffen. Vor allem werde der schließlich unausbleibliche materielle Fortschritt Ostrumeliens unter seiner Amtsführung doch in engere Grenzen gebannt bleiben und den, wie man in Stambul annimmt, auf dem Beharren im Statusquo angewiesenen türkischen Zuständen nicht gefährlich werden.

Ueber die Gründe, welche Rußland zur Wahl Krestovič's bestimmt haben, verbleibt mir, nach dem soeben Bemerkten, nur wenig noch zu sagen. Es mögen darunter manche sein, die sich heute dem genauern Einblick noch entziehen. Eine intime Verbindung zwischen dem neuernannten Generalgouverneur und dem russischen Generalconsul dürfte namentlich in den letzten drei Jahren existirt haben. Immerhin jedoch weiß man zu constatiren, daß dieselbe kaum in irgendeinem Falle an die Oeffentlichkeit getreten ist. Dabei begreift es sich, daß, wenn, wie anzunehmen ist, die russische Politik ihr Auge bereits seit längerer Zeit auf den in Rede Stehenden als ihren künftigen Candidaten gerichtet hatte, sie zugleich interessirt war, ihn nicht vorzeitig zu compromittiren. Auch ist ihr letzteres zu vermeiden in dem Maße gelungen, daß in weitern Kreisen seither Krestovič kaum jemals den Verdacht, ein Parteigänger der Russen zu sein, erregt hatte. Bei anderer Zeitlage und, falls noch die Principien und Tendenzen Ignatiew's in Petersburg vorherrschend wären, würde man daselbst muthmaßlich als Generalgouverneur der autonomen Provinz einen schneidigern und namentlich entschlossenern Mann vorgezogen haben. Allein für die nächsten fünf Jahre dürfte Krestovič der rechte sein, nämlich derjenige, der in Rußlands Interesse eine hinhaltende, nichts preisgebende, aber ebenso wenig über die ihm vorgezeichnete Grenze hinausgreifende Politik am besten führen wird. So der muthmaßliche russische Standpunkt bei der bezüglichen Entscheidung! Augenscheinlich ist die kälteste Ueberlegung allein für ihn ausschlaggebend gewesen!

Gabriel Krestovič ist innerhalb der heutigen Provinz Ostrumelien, im Städtchen Kotel, von nicht unbegüterten bulgarischen Aeltern geboren worden. Das Jahr 1824 wird meistens als dasjenige seiner Geburt bezeichnet. Andere verlegen dieselbe um zwei Jahre weiter zurück, nach 1822. Er ist mithin ein angehender Sechziger, obschon er äußerlich allerdings einen ältern Eindruck macht. Ueber seine Knabenzeit fehlen zuverlässige Nachrichten. Nur das Eine steht fest, daß er in Kotel selbst bereits von einem um jene Zeit dort sich aufhaltenden wissenschaftlich gebildeten Bulgaren in Anbetracht der Verhältnisse ausnahmsweise guten Unterricht erhielt. Wie es geschehen, daß er dennoch früh schon, d. h. bereits als Zwölfjähriger, in das Haus des spätern Generalgouverneurs von Samos, Stefanaki-Bei-Bogorides, des Vaters von Aleko-Pascha, fast an Kindesstatt auf-

Digitized by Google

genommen wurde und daselbst seine Erziehung erhalten hat, ist mir dunkel verblieben. Er ist infolge dieser glücklichen und für seine Zukunft entscheidenden Schickung Pflegebruder des um fünf bis sechs Jahre ältern Aleko geworden. Stefanaki-Bei-Bogorides, sein Pflegevater, bewohnte damals schon Kuru-Tschesme, ein christliches Dorf am Bosporus, etwa eine Stunde von Konstantinopel entfernt. Nicht hart am Ufer gelegen, sondern durch verschiedene Baulichkeiten davon getrennt, aber mit dem freien Ausblick auf die Meerenge, befindet sich dort ein stattlicher, heute Aleko-Pascha gehöriger Konak mit Garten. Derselbe ist von seinem Vater Stefanaki-Bei gebaut worden, und dies dürfte die Stätte sein, wo der junge Krestovič seine höhere Erziehung erhalten. Letztere war allem Aussehen nach eine äußerst sorgfältige. Allein sie war doch vorwiegend auf die Erlernung zunächst des Griechischen basirt. Die Lehrer, welche den jungen Gabriel unterrichteten, scheinen auch fast ausschließlich dieser Nationalität angehört zu haben. Daß er selber darüber das Bulgarische nicht verlernte, erklärt sich durch die Abstammung Stefanaki-Bei's selber von letzterer Nation. (Bogorides, sein Familienname, der danach auf seinen Sohn Aleko übergegangen ist, bedeutet im Griechischen „der Bulgare".) Später fand Gabriel Gelegenheit, sich auch das Französische, im besondern aber eine bedeutende Fertigkeit in der türkischen Sprache anzueignen. Sein Pflegevater legte auf letzteres Studium um so mehr Gewicht, als er den jungen Mann für die Beamtencarrière im osmanischen Civildienst bestimmt hatte. Gabriel empfing daher frühzeitig auch Unterweisungen durch einen besonders befähigten Chodscha (d. h. muselmanischen Geistlichen oder Imam) in der türkischen, wie bekannt sehr schwer zu erlernenden Schriftsprache. Auch warf er sich mit jenem frühreifen, das Nützlichste und Förderlichste scharf herauserkennenden Urtheilsvermögen gerade vorzugsweise auf letzteres Studium. Daneben blieb die Hinneigung zur bulgarischen Heimat und zu deren Sprache ein charakteristischer Zug in ihm. Bereits um Ausgang der dreißiger Jahre war er im Interesse der letztern literarisch thätig, wie er denn auch danach eine Zeit lang Redacteur der „Blgarsky knižici" gewesen ist. Gabriel Krestovič mag das 20. Lebensjahr überschritten gehabt haben, als Stefanaki-Bei zu dem Entschluß kam, ihn nach Paris zu senden. Dort lebte er als Student, indem er sich wesentlich mit der Rechtswissenschaft beschäftigte. Wie weit er es zu derselben Zeit im Erlernen des Lateinischen gebracht, konnte von mir nicht ausgemittelt werden, ebenso wenig die Jahre und kaum annähernd die Zeitdauer seines Aufenthalts in der französischen Hauptstadt. Es war von Anfang an selbstverständlich und entsprach besonders auch den persönlichen Wünschen wie Interessen seines Pflegevaters, daß er daselbst eine enge Fühlung mit den Beamten der osmanischen Botschaft unterhielt. Auch nimmt man wol nicht unbegründeterweise an, er habe um jene Zeit sich selber die diplomatische Carrière im türkischen Dienst als Lebensberuf vorgesetzt. Und zwar um so mehr, da Aleko bereits in dieselbe eingeführt worden war und selber sich in Paris befand. Was dem Streben des jungen Krestovič dabei als Hinderniß entgegentrat, ist nicht mehr klar. Ich habe jedoch zu erwähnen, daß man behauptet, es sei eine Art Eifersucht Stefanaki-Bei's gewesen, die letztern veranlaßt hat, ihn nicht dieselben Ziele wie seinen

Digitized by Google

leiblichen Sohn Aleko verfolgen und dabei möglicherweise diesem zuvorkommen zu lassen. Gewiß ist indeß, daß nach seiner Rückkehr aus Paris Gabriel sich zunächst das Studium des türkischen Rechtes angelegen sein ließ und dasselbe mit Hülfe aller verfügbaren Mittel mit großem Eifer betrieb. Unter solchen Umständen und bei dem Einfluß seines Pflegevaters konnte es nicht ausbleiben, daß dieser ihm bald die Stelle eines Beisitzers (Assessors) im sogenannten gemischten Handelsgericht zu verschaffen vermochte. Minder begreiflich ist die lange Zeit, während welcher er in dieser an und für sich immerhin doch nur sehr unbedeutenden Stellung verblieben ist; ebenso daß er nicht selber im höhern Maße bemüht gewesen, sich aus derselben heraus und vorwärts zu bringen. An diese seine Verwendung im türkischen Staatsdienst und zu Konstantinopel selbst schloß sich erst viel später eine andere außerhalb der Hauptstadt an. Auf Veranlassung Stefanaki-Bei's begleitete er denselben bei dessen Ernennung zum Gouverneur der mit einer autonomen Verwaltung belehnten Insel Samos dorthin, zunächst in der Eigenschaft eines Secretärs. Dabei fand er zum ersten mal Gelegenheit, sein reiches Wissen und zugleich seine unermüdliche Arbeitskraft zur Geltung zu bringen. Wie lange er dort verblieben, vermag ich nicht festzustellen. Seine Rückkehr nach Konstantinopel indeß scheint mit dem Tode seines infolge jener Ernennung in den Fürstenstand erhobenen Pflegevaters zusammengetroffen zu sein. Eine eigentliche hervorragende Stellung gewann Krestovič selbst auch jetzt noch nicht. Dagegen war er in den meisten von ihm besuchten türkischen Häusern gern gesehen; um so mehr, weil er in seinem äußerlichen Auftreten jeden Unterschied von den Gewohnheiten und Eigenheiten der herrschenden (türkischen) Nationalität zu accentuiren oder auch nur bemerkbar zu machen sorgfältig vermied. In nur losen Beziehungen stand er zum Phanar. Worauf sein Streben damals gerichtet gewesen, ist schwer erfindlich. Am wahrscheinlichsten dürfte es sein, daß er für eine spätere Zeit die Stellung eines Musteschars (Unterstaatssecretärs) im türkischen Justizministerium für sich in Aussicht genommen hatte. Seine allgemeine wie fachmännische Bildung, daneben auch seine Arbeitsamkeit würden ihn zur Ausfüllung des betreffenden Postens in einem hohen Maße befähigt haben. Indeß war die Zeit noch nicht gekommen, wo man an maßgebendem Orte geneigt gewesen, dergleichen wichtige Stellungen ohne ein ganz ausnahmsweises Motiv einem Christen zu überantworten.

Gavril-Efendi Krestovič gelangte daher vorerst nach langen Dienstjahren nur zur Würde eines Präsidenten des Handelsgerichts, in das er zuerst, wie erwähnt, als Assessor eingetreten war, um danach Vorsitzender des ersten Civiltribunals von Konstantinopel zu werden. In diesen beiden höhern Stellungen gelang es ihm, sich auch nach europäischer Seite hin Freunde zu machen. Man erkannte an, daß er im Unterschied zu seinen Vorgängern unterrichtet, und zugleich ein Mann von Rechtssinn und Billigkeit, wie im allgemeinen ein concilianter Charakter sei. Allein darüber ging seine öffentliche Schätzung nicht hinaus. Daß er selber in den betreffenden Stellungen sich wohl gefühlt oder Genüge gefunden habe, läßt sich nicht annehmen. Vor allem auch darum nicht, weil die Besoldung eine der Arbeitslast nicht entsprechende war. Dieses mußte für Krestovič um

Digitized by Google

so empfindlicher werden, weil er vor mehrern Jahren bereits in den Ehestand getreten und Familienvater geworden war. Die Beziehungen des vornehmen Hauses, in dem er seine Erziehung erhalten, waren bestimmend dafür gewesen, daß er eine junge Griechin aus besserm Stande zur Gattin gewählt hatte. Ueber diese seine Ehe ist in Konstantinopel seinerzeit und danach auch in Philippopel viel geredet worden. Manche Unwahrheiten mögen darüber in Umlauf gesetzt worden sein. Frau Krestovič hatte, neben dem Ruf einer großen Schönheit, auch zugleich den einer klugen Frau, welcher es gelungen sei, ihren Ehemann unter den Pantoffel zu bringen. Im übrigen wurde nichts Anstößiges erzählt, es sei denn, daß der überwiegende Einfluß, den sie in Familienangelegenheiten auszuüben verstanden, dafür verantwortlich zu machen sei, daß des Ehepaars jetzt etwa vierundzwanzigjähriger Sohn sich nicht mit dem bulgarischen Namen Krestovič, sondern mit dessen griechischer Ablautung Christides zeichnet.

Die erste Wahl eines Generalgouverneurs für Ostrumelien, welche, wie bekannt, auf Aleko-Pascha fiel (April 1879), fand Gabriel Krestovič auf dem Posten eines Präsidenten des ersten konstantinopeler Civiltribunals. Man wollte neuerdings dort wissen, daß er damals bereits ein Concurrent seines Pflegebruders gewesen und neben demselben im geheimen als Candidat aufgetreten sei. Daß ihn letzterer danach zu seinem Hauptrathgeber auserkoren, ihn als seine rechte Hand verwendete und zum Generalsecretär der Provinz wie zum Director des Departements des Innern derselben vorgeschlagen, als welcher er danach fungirte, macht diese Angabe jedoch wenig wahrscheinlich. Die neue Stellung Gabriel's war eine gute. Namentlich unterm pecuniären Gesichtspunkt mußte sie, im Vergleich zu der, welche er bis dahin im türkischen Dienst eingenommen, den Ansprüchen desselben und seinen Wünschen im hohen Maße genügen. Er bezog in Philippopel fortan monatlich 125 türkische Pfund, d. h. mehr als 2300 Mark. Allein mit der ihm eigenen Aengstlichkeit glaubte er vorerst nicht an die Dauer der autonomen Provinzialverwaltung, indem er die beiden Fälle der Wiedervereinigung mit den directen Besitzungen des Sultans oder mit dem Fürstenthum Bulgarien als Alternative ins Auge fassen zu müssen meinte. Dem auch war sein anfängliches Auftreten in dem neuen Geschäftskreise mit reiflicher Ueberlegung angepaßt. Zum Erstaunen von ganz Philippopel erschien er daselbst nicht im volksthümlichen Kalpak, sondern im türkischen Fes. Daß er damit anstieß, stand außer Frage. Allein am wenigsten ließen gerade diejenigen sich dadurch beirren, welche ihn näher kennen gelernt hatten. Für die in seinen schwer zu ergründenden Charakter Eingeweihten unterlag es schon damals keinem Zweifel, daß mit seiner Wahl zum Generaldirector der bulgarischen Sache ein vertrauenswürdiger Diener gewonnen worden sei. Andererseits hatte er zugleich seinen Credit in Konstantinopel neu befestigt und selbst wesentlich vermehrt.

Ich kann, weil mir sichere Anhaltspunkte dafür fehlen, nicht im einzelnen auf die Amtsführung durch Gabriel Krestovič in Ostrumelien als Generalsecretär und Director des Departements des Innern eingehen. Nach seinen Antecedentien

Digitized by Google

mußte man darauf vorbereitet sein, daß er sich seine seitherigen nahen Beziehungen zu Aleko zu wahren wissen werde. Auch stimmen alle Berichte aus den ersten Jahren nach beider Amtsantritt darin überein, daß sie Hand in Haud gegangen seien. Ebenso wenig ist die Annahme berechtigt, daß später irgendwelche ernste und tiefer greifende Differenzen zwischen ihnen platzgegriffen hätten. Jedenfalls hat während jener fünfjährigen Epoche Krestovič sich als ein großer Künstler im Verbergen seiner wahren Absichten und Pläne erwiesen, die wol von Anfang an auf die einstige Nachfolge Aleko's hinausgelaufen sind. Ja so sehr gelang ihm diese Täuschung, daß noch bei den jüngsten Erörterungen über die möglichen Candidaten für den vielumworbenen Posten sein Name entweder ganz unerwähnt blieb oder doch nur an letzter Stelle genannt wurde.

Daß er in den jüngsten Jahren nahe Verbindungen mit den mehrfach wechselnden russischen Vertretern zu Philippopel gehabt, ist, wie bereits bemerkt, mehr als wahrscheinlich. Allein thatsächlich zu Tage gekommen ist darüber nichts. Auch darüber nicht, daß er nach türkischer Seite hin, d. h. zu Konstantinopel, seine Candidatur persönlich in Anregung gebracht oder von anderer Seite her ihr habe vorarbeiten lassen. Nur einmal, wenn ich mich recht erinnere, war er seit seinem Amtsantritt (1879) in Ostrumelien in der osmanischen Hauptstadt persönlich anwesend und damals auch nur auf die Dauer von wenigen Tagen. Dieses sein seitheriges Verhalten, welches eine Consequenz seines so sehr zur Vorsicht und Behutsamkeit neigenden Temperaments ist, dürfte zugleich ziemlich sichere Schlüsse auch auf sein demnächstiges als Generalgouverneur ziehen lassen. Es ist außerordentlich unwahrscheinlich, daß er als solcher mit seinen unionistischen Tendenzen offen hervortreten und namentlich daß er seine Sympathien für Rußland stark und handgreiflich accentuiren werde. Vielmehr hat man von ihm eine dem Anschein nach loyale, d. h. den türkischen Interessen äußerlich Rechnung tragende Haltung zu gewärtigen. Einem jeden Conflict mit der Pforte wird er nach Möglichkeit und mit der seither bewiesenen Geschicklichkeit aus dem Wege zu gehen wissen. Für die autonome Provinz selber aber dürfte voraussichtlich durch ihn nur wenig geschehen. Und zwar ungeachtet seines starken Nationalgefühls, halb aus Princip, weil er hinlänglich schlau und einsichtig ist, um sich sagen zu können, daß es weder zu Petersburg noch zu Stambul angenehm berühren würde, falls Ostrumelien zwischen dem Fürstenthum Bulgarien und dem türkischen Vilajet Adrianopel zu einer Blüte gelangen würde, welche diese beiden letztern in Schatten stellen könnte. Im Grunde genommen muß dies bedauert werden. Nicht nur im ostrumelischen, sondern zugleich auch im richtig verstandenen türkischen wie bulgarischen Interesse; denn für die Verbesserung der Zustände, namentlich der materiellen, sowol des im Norden des Balkan unabhängig gewordenen, wie in dem südlich dieses Gebirges der Pforte verbliebenen Gebietes käme es vor allem auf die Aufstellung eines den Fortschritt repräsentirenden staatlichen Modells in ihrer unmittelbaren Nähe an. Dazu wäre Ostrumelien, in Ansehung seiner Lage und seiner übrigen daraus entspringenden Verhältnisse, im hohen Maße befähigt. Namentlich könnte es, unter der Leitung eines einsichtigen und durch politische Rücksichten unbeeinflußten Generalgouverneurs, zur Kornkammer nicht nur der

Digitized by Google

türkischen Hauptstadt, sondern zugleich auch einer sehr ausgedehnten Region werden. Der Schiffbarmachung der Maritza von Philippopel bis zur Mündung in das Aegäische Meer, selbst für kleine Dampfer, stehen keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen. Es käme mithin nur darauf an, daß der neue Generalgouverneur sich vor allem über die gemeinsame Ausführung dieses Planes mit der Centralregierung verständige. Allein gerade davon ist wol Gabriel Krestovič sehr weit entfernt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte mithin seine bevorstehende Verwaltung der autonomen Provinz in Betreff der Hebung des Wohlstandes wie der allgemeinen Förderung ihres Gedeihens nicht erheblichere Resultate als die Amtsperiode seines Vorgängers zurücklassen. Nach Ablauf der nächsten fünf Jahre werden aber um Ostrumelien her neue Verhältnisse bestehen. Die russische Kralle dürfte alsdann vollkommen zurückgezogen worden sein und die abermalige Wahl eines Generalgouverneurs alsdann im überwiegenden Interesse des materiellen Fortschritts der Provinz erfolgen.

Aus der „Geschichte der slawischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech" (Leipzig, F. A. Brockhaus) entnehme ich noch (Seite 165 des zweiten Bandes), daß Gabriel Krestovič als Schriftsteller auch in der bulgarischen Kirchenfrage thätig gewesen und Verfasser einer bulgarischen Geschichte ist („Istorija blgarska"; bisher nur ein Band, Konstantinopel 1869—71).

Digitized by Google

Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart.

Von

Gustav Portig.

III.

Indem wir der Würdigung von Semper's Bauten noch einen Abriß seines Lebens voranschicken, thun wir es nur, um für die Charakteristik des großen Baumeisters und Kunstschriftstellers den äußern Rahmen zu bieten. Für gewisse Partien ist das Lebensbild werthvoll, welches Friedrich Pecht im ersten Bande seines Buches „Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts" gezeichnet hat; eine erschöpfende Biographie im großen Stil haben wir von Dr. Manfred Semper, zur Zeit Baumeister in Hamburg, zu erwarten, welcher sich der Gesammtfamilie Semper gegenüber verpflichtet hat, auf Grund alles nur irgend verfügbaren Materials dem deutschen Volke und der gesammten Künstlerwelt ein Bild des Meisters zu entrollen. Mit dieser förmlich und feierlich übernommenen Pflicht ist zugleich das alleinige Recht über das jetzt noch nicht veröffentlichte Acten- und Briefmaterial verbunden. Diese Thatsache wird uns in den Augen unserer Leser um so mehr entschuldigen, wenn wir hier keine umfängliche Lebensbeschreibung geben.

Gottfried Semper wurde am 30. Nov. 1803 zu Hamburg (in der Straße Hopfensack) geboren als der Sohn eines Wollfabrikanten, als das fünfte unter acht Kindern, und in der reformirten Kirche zu Altona getauft. Seine Aeltern waren Gottfried Emanuel Semper, welcher aus Schlesien nach Hamburg übergesiedelt war und dort die einer holländischen Familie entstammende Johanna Maria Paap geheirathet hatte, eine Tochter des Inhabers der Firma J. W. Paap. Semper's Aeltern zogen im dritten Lebensjahre desselben nach Altona, weshalb irrthümlich diese Stadt als Geburtsort Semper's angegeben worden ist. Die günstige Vermögenslage und die ebenso strenge wie sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause waren für Semper eine Gabe des Glückes, welche hoch angeschlagen werden muß. Wie weit andere Jugendeindrücke, wie der Druck der Davoust'schen Scharen und die Befreiung Deutschlands von der Napoleonischen Zwangsherrschaft, auf das Gemüth des Knaben bestimmend eingewirkt haben mögen, läßt sich nicht mehr feststellen.

Digitized by Google

Nachdem er anfangs in eine Art von Kindergarten geschickt worden war und bei einem benachbarten Geistlichen Vorbereitungsunterricht genossen, bezog er das Johanneum zu Hamburg und vollendete dort die Gymnasialstudien mit großem Erfolg. Er legte damals den Grund für seine nachmaligen epochemachenden Forschungen, für die volle wissenschaftliche Beherrschung eines ungeheuern kunstwissenschaftlichen Materials. Noch kurz vor seinem Abgange zur Universität war er mit sich selbst in Zweifel, welchem Fachstudium er sich zuwenden sollte. In diesen Zweifeln gab ihm wie eine Stimme von oben Beruhigung und Lebensrichtung die Unterschrift, welche ein im Auditorium des Johanneums hängendes Bild des Königs Alfons X. (des Weisen) trug: „Non fuerat nasci, nisi ad has" (scil. scientias et artes). Obwol nun Semper's Vater seinen Gottfried lieber als Juristen gesehen hätte, drang der Wunsch des Sohnes doch durch: der für classische Sprachen und mathematische Studien begeisterte Jüngling wählte den von Seneca in jenem Ausspruch gepriesenen Beruf.

So bezog er denn unter Zustimmung seiner Aeltern am 17. Oct. 1823 die Universität Göttingen und ließ sich als Student der Mathematik einschreiben. Er hörte aber nicht blos die Vorlesungen der berühmten Vertreter dieses Faches Gauß und Thibaut, sondern auch diejenigen der Historiker Heeren und Eichhorn. Ganz besonders fesselten ihn aber auch die Vorträge des Archäologen Ottfried Müller. Die damals schon übliche Vereinigung von classischen, geschichtlichen, mathematischen und archäologischen Studien hat Semper während seines ganzen fernern Lebens beibehalten und jenen Gebieten eine förmlich urbildliche Vereinigung in seiner Person errungen. Mit feinem Spürsinn fand er schon damals heraus, daß Ottfried Müller in seinem berühmten, bahnbrechenden Buche: „Handbuch der Archäologie der Kunst", nicht blos als Kunstgelehrter geschrieben, sondern auch mit dem Auge des Künstlers gesehen und mit der Phantasie eines Künstlers die Kunst der alten Welt aus deren eigenem Geiste reconstruirt hatte.

Am 30. März 1825 verließ er Göttingen mit dem Gedanken, als Artillerieoffizier in Preußen oder in den Niederlanden Dienste zu nehmen. Zum Glück gelangte dieser Plan nicht zur Ausführung; vielmehr sah sich Semper zu dem Entschluß gedrängt, von seinen allgemeinern Studien nunmehr zu einem speciellen, demjenigen der Architektur, überzugehen. Er begab sich zunächst nach München, wo Friedrich von Gärtner (1792—1847) als Professor an der Akademie und Baumeister (Ludwigskirche, Bibliothek, Universität, Feldherrenhalle u. s. w.) wirkte; aber weder Gärtner's Romantik, noch Leo von Klenze's (1784—1864) Classicismus (Glyptothek, Walhalla, Ruhmeshalle, Propyläen u. s. w.) vermochten den jungen Semper zu befriedigen. Immerhin war es ganz gut, daß er zunächst durch jene Schule in die Kenntniß des classischen und der mittelalterlichen Stile eingeführt wurde. Nach kurzem Aufenthalt in München wandte er sich nach Regensburg, wo er dem Architekten Bülau bei der Aufnahme des dortigen Domes behülflich war. In letzterer Stadt verwickelte er sich in ein Duell mit einem Studenten, welches seine Flucht nach Paris (1826) zur Folge hatte. Dort blieb er zunächst bis zum Ende des Jahres 1827, nahm dann an den Hafenbauten in Bremen theil und war während seines zweiten Aufenthaltes in Paris (Juli 1829 bis

Digitized by Google

Ende 1830) Zeuge der Julirevolution. In Paris schloß er sich an den aus Köln gebürtigen Architekten Gau (1790—1853) an und arbeitete in dessen Werkstatt. Gau hat sich nicht blos durch große Kunstreisen, sondern auch besonders durch den Bau einer gothischen Kirche bekannt gemacht. Noch mehr Einfluß auf den jungen Semper hatte der gleichfalls aus Köln gebürtige Architekt Hittorf (1792—1862). Dieser war ein Gegner der Gothik und führte den Stil der italienischen Renaissance ein, leider nicht blos an Theatern, sondern auch bei Kirchenbauten. Ganz besonders erwarb er sich Ruf durch die Früchte ausgedehnter Kunstreisen im Süden; nachdem schon Donaldson 1820 auf die Bemalung der antiken Bauwerke und Sculpturen hingewiesen hatte, schrieb auch Hittorf (1830) über die farbige Architektur der Griechen und bahnte den nachmals von Semper so energisch vertretenen Standpunkt an, daß architektonische und bildnerische Werke bei den Alten eine durchgängige Bemalung empfangen hatten.

Schon damals keimte in Semper ein Grundgedanke seines spätern Lebens; er vertrat die Anschauung, daß alle einzelnen Baustile sich auf der Grundlage von wenigen und dabei allen gemeinsamen Urformen entwickelt hätten. Um jene Zeit hatte Cuvier dasselbe Entwickelungsgesetz für die Geschichte der Thiere nachgewiesen; durch dessen Forschungen angeregt, gerieth Semper auf die Idee, daß die Urformen aller drei bildenden Künste den Ausgangspunkt einer Stillehre bilden müßten. Nach seiner Ansicht waren ursprüglich alle drei bildenden Künste eins gewesen; in der Jugendzeit der Völker sei Architektur nur die Anordnung von Plastik und Malerei gewesen, und erst mit dem Verfall der Kunst sei erstere als besonderer Zweig herausgetreten. Auch erwarb sich Semper großes Geschick in der Aquarell- und Oelmalerei, welche Fertigkeit ihm auf seinen spätern Kunstreisen sehr zu statten kam.

Nachdem nun Semper seine Bildung in Paris vollendet, unternahm er eine Studienreise im großen Stil; besaß er doch die Mittel, um eine Kunstfahrt auszuführen, deren Umfang und Zeitaufwand für damalige Zeiten etwas Außerordentliches war. So besichtigte er denn zunächst die Ueberreste der alten Architektur in Südfrankreich und arbeitete dann zwei Monate in dem ganz besonders ihm gefallenden Genua, dessen Paläste der Hochrenaissance ihm eine geniale Disposition der Innenräume sowie eine meisterhafte Benutzung schwieriger Bodenverhältnisse offenbarten. In Venedig fesselte ihn die Bibliothek des Sansovino (1536), in Verona die Bauten des Sanmicheli (1484—1559), in Florenz diejenigen des Brunellesco (1377—1446). In Rom traf er eine Colonie von Landsleuten; doch schloß er sich an Rietschel und alle nazarenisch angehauchten Naturen hier noch nicht an, sondern blos an die Bildhauer Thorwaldsen und M. Wagner, an die Maler Koch und Reinhart. In Florenz hatte er schon den berühmten Kunstforscher K. F. von Rumohr (1785—1843) kennen gelernt, dessen „Italienische Forschungen" Semper selbst später für epochemachend erklärte. Hoch verdienstlich waren die Untersuchungen, welche Semper in Mittelitalien, Sicilien und Griechenland an den Denkmälern der alten Kunst vornahm. So erschloß er in den Grabstätten der Etrusker, besonders in dem Gräberfelde von Corneto, eine neue Welt; in Rom ließ er sich an der 27 Meter hohen Trajanssäule emporwinden, um

Digitized by Google

Farbenreste abzukratzen, welche er von seinem Bruder Wilhelm, einem Chemiker in Hamburg, untersuchen ließ. In Athen verwendete er volle zwei Monate auf die denkbar genaueste Untersuchung des Theseustempels, unterstützt von seinem Freunde Goury. Damals ließen die Türken die Kunstforscher noch ziemlich ungehindert schalten. Semper selbst schreibt im Jahre 1855 Folgendes über jenes Unternehmen: „Ich band alte zerbrechliche Leitern mit Stricken zusammen oder ließ mich an Seilen hinab und blieb stundenlang in der Schwebe zwischen Himmel und Erde, um genau jegliche Stelle zu prüfen; ich grub eigenhändig mit dem Beistande eines Burschen den Boden auf und durchbrach Gewölbe, um zu den verschütteten und verbauten Gebäudetheilen zu gelangen; ich trotzte jedem Verbot und wußte mir überall verstohlenen Eingang zu verschaffen, wo er mir nicht offen gestattet war.“ In Attika und Sicilien wendete er sich mit Vorliebe den Trümmern von antiken Theatern zu, deren Grundriß er ja mit den nöthigen Veränderungen in seinen spätern Schöpfungen wiederholte. Außerdem entwarf er vom Innern des Domes zu Monreale eine prächtige Aquarellskizze, und fand ganz besonders in Pompeji Nahrung für seine Lehre von der Polychromie der antiken Architektur und Sculptur.

Endlich kehrte er 1833 über Rom und Mailand nach Deutschland zurück, reich beladen mit Ausbeute. Er nahm seinen Weg über Berlin, um dem damals ersten Baumeister Deutschlands, Schinkel, seine Zeichnungen und Aufnahmen vorzulegen. Ganz besonders wollte er aber diesen interessiren für den beabsichtigten wissenschaftlichen Nachweis, daß die Architektur fast der ganzen Alten Welt, des Mittelalters und der Frührenaissance farbig gewesen sei. Schinkel ging auf die Ideen Semper's ein, zog ihn in die Kunstkreise von Berlin und begrüßte in dem jungen Mann seinen congenialen Nachfolger. Hierauf begab sich Semper endlich in seine Heimat, erbaute die kleine Sculpturenrotunde für den Etatsrath Donner in Neumühlen bei Altona, und veröffentlichte die seinem „Lehrer und Freunde“ Gau gewidmete Schrift: „Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten.“

Diese kleine Schrift sollte Semper bald reiche Früchte tragen. Als Thürmer, der Professor der Architektur an der Kunstakademie in Dresden, gestorben war, empfahl Schinkel den jungen Baumeister und Gelehrten als dessen Nachfolger. Alsbald wurde Semper am 17. Mai 1834 zum Vorstand der Bauschule in Dresden berufen und trat dieses sein neues Amt am 30. Sept. dort an. Hier nun eröffnete sich Semper jene glänzende Laufbahn, welche ihn als Architekten wie als Kunstschriftsteller zu den ersten Größen seines Faches hinanheben sollte. Bereits auf der Höhe seines Schaffens angelangt, wurde er im Mai 1849 in die Wirren der dresdener Revolution hineingezogen. Er ließ sich dazu fortreißen, eine selbst dem Geschützfeuer widerstehende Barrikade im Innern der Stadt zu erbauen, welche nur dadurch umgangen werden konnte, daß die Truppen die innern Wände der Häuser rechts und links durchbrachen. Als er endlich fliehen mußte, wurde er durch mehr als ein Wunder gerettet. Seine Familie in Dresden lassend, floh er über Zwickau, Franken, Karlsruhe, Straßburg nach Paris. Im October

Digitized by Google

1849 begab er sich nach Gent, fand jedoch dort nicht die gehoffte Anstellung als Stadtbaumeister. So blieb er den Winter über in Paris, um im Frühjahr nach Amerika abzufahren. Schon hatte er das Billet in der Tasche, als er einen Ruf nach London erhielt; dort sollte er die Zweigausstellungen von Canada, Aegypten, Schweden und Dänemark innerhalb der Weltausstellung (1850) ordnen. Dorthin ließ er nunmehr auch seine Familie kommen, veröffentlichte „Die vier Elemente der Baukunst" (Braunschweig 1851) und im folgenden Jahre die Broschüre „Wissenschaft, Industrie und Kunst".

Als von den Ueberschüssen der Weltausstellung das berühmte Kensington-Museum gegründet wurde, richtete man dasselbe nach seinen Vorschlägen ein und übertrug ihm eine Professur der Metallotechnik.

Schon nach wenigen Jahren gelangte ein Ruf an ihn, an dem neuerrichteten Polytechnikum zu Zürich eine Professur für Baukunst zu übernehmen. Nachdem er dieselbe am 1. Mai 1855 angetreten, wurde er bereits am 18. Oct. desselben Jahres zum Director der Bauschule am Polytechnikum ernannt. Kurz nach seiner Uebersiedelung nach Zürich verlor er seine Gattin (am 13. Febr. 1859), fand aber allmählich Trost in der Begeisterung, mit welcher die Schüler ihm zuströmten. Von Zürich aus bereicherte er nun die Kunstliteratur der heutigen Welt mit seinem „Stil" (1. Bd. 1860, 2. Bd. 1863), außerdem entwarf er die Pläne zu dem Polytechnikum in Zürich, zur Sternwarte, zum Hause des Nationalrathes Fierz, zum Rathhause in Winterthur, eine ganze Reihe von Concurrenzprojecten, von denen insbesondere ausgeführt wurden: die Entwürfe zu dem neuen dresdener Hoftheater und den Hofmuseen in Wien. Im October 1871 wurde er als k. k. Oberbaurath nach Wien berufen, um im folgenden Jahre den Bau der Hofmuseen zu leiten. In demselben Jahre arbeitete Semper die Pläne zum neuen Schauspielhause in Wien aus, seiner letzten Schöpfung, welche unter Leitung des Architekten von Hasenauer ausgeführt wurde. Die Conflicte mit diesem seinem ehrgeizigen Collegen trieben ihn, sich von der Ausführung der großen wiener Bauten zurückzuziehen und sich nur noch um die Museen und das Hofschauspielhaus zu kümmern.

Um diese Zeit wankte seine sonst so eiserne Gesundheit. Ein schwerer asthmatischer Anfall im Frühling 1877 ließ ihn Erholung suchen zunächst in Reichenhall, dann während des Winters 1877—78 in Venedig; im Frühling 1878 weilte er am Comersee, den Sommer darauf verbrachte er in Brunecken und Bozen. Während des Aufenthaltes daselbst porträtirte ihn Lenbach einigemal; auf dessen Rath ging er im Herbst nach Rom und durchlebte dort den Winter in leidlichem Wohlsein. Im Frühling traten die bösen asthmatischen Anfälle heftiger wieder ein, im Mai jedoch sanken die Kräfte so schnell, daß sein ältester, telegraphisch herbeigerufener Sohn kaum noch in Rom am Sterbelager des Vaters eintreffen konnte. Gottfried Semper starb am 17. Mai 1879 und wurde an der Pyramide des Cestius begraben, wo ihm einige Jahre später seine Familie ein bescheidenes Denkmal gesetzt hat. Ein solches soll dem großen Architekten auch in Dresden errichtet werden, wenn die Mittel dazu flüssig gemacht sind.

Digitized by Google

Was nun die Bauthätigkeit Semper's anlangt, so muß man trotz aller Anerkennung seines Genies doch auch das Glück preisen, welches ihm eine staunenswerthe Reihe von mannichfaltigen Aufgaben, zum Theil von Monumentalbauten ersten Ranges, zuwies. Freilich ließ er schon als junger Mann erkennen, mit welcher Selbständigkeit er nicht blos in der Theorie, sondern auch in der Praxis neue Bahnen brach. So erbaute er nach seiner Rückkehr von der gewaltigen, schon oben erwähnten Studienreise ein kleines Privatmuseum, welches mustergültig in seiner Art war. Der Etatsrath C. H. Donner (Kaufmann) in Altona wollte für seine Sammlung moderner Bildhauerarbeiten einen passenden Raum gewinnen. Semper baute ihm auf dem großartigen Landsitz an der Elbe bei Altona (Neumühlen) ein Viereck von etwa 30 Fuß Durchmesser, worauf sich eine achteckige Laterne erhob; deren acht senkrechte Seitenflächen durchbrach er mit je einem viereckigen Fenster, durch welche er Seitenlicht fallen ließ auf die unten befindlichen Statuen und Reliefs. Da nun dieses durch Vorhänge beliebig geregelt werden konnte, so erzielte er die denkbar günstigste Beleuchtung; berühmte Bildhauer, wie Thorwaldsen und Bissen, versicherten Semper, daß ihre dort aufgestellten Werke vortrefflich zur Geltung kämen. Die Erhaltung dieses ungünstig gelegenen Baues hat freilich schon mehr als 100000 Mark gekostet; auch ist ein von Kaulbach gemalter Fries dem Einfluß des Wetters zum Opfer gefallen. Ein um jene Zeit für seine Mutter in Altona (Ecke der Prinzen- und Kirchenstraße) entworfenes Haus ließ er durch den Architekten Winkler ausführen.

Seinen wirklichen Ruf als Baumeister begründete Semper durch seine Thätigkeit in Dresden; dort genoß er den Vorzug, als Lehrer wie als schaffender Künstler zu gleicher Zeit wirken zu dürfen: eine Gunst, welche nur den wenigsten Architekten zutheil geworden ist. Zunächst entwarf er eine Festdecoration zur Feier des 80. Geburtstages des Königs Anton (27. Dec. 1835). Hervorzuheben sind daraus eine Ehrensäule, auf welcher eine Victoria schwebte (Altmarkt), und ein Obelisk mit dem Reliefporträt des Königs am Fußende (Allee in der Hauptstraße der Neustadt). Sodann schmückte er 1836 die Antikensäle des Japanischen Palais im pompejanischen Stil. Bei jener Gelegenheit stellte er einen wichtigen Gesichtspunkt für Decorationen dieser Art fest. Die Wände von Räumen, in denen plastische Sammlungen aufbewahrt würden, könne man mit einer dunklern, aber lebhaftern Farbe bedecken, damit die helle Oberfläche der aufgestellten Bildwerke durch ihren Gegensatz mit der Mauer wirke; man dürfe aber auch eine unbestimmt ins Grünlich-Graue spielende Farbe wählen, damit nichts den Haupteindruck störe, welchen die Bildwerke machen sollen. Ebenso bedeutsam ist eine Bemerkung in seiner Antrittsvorlesung zu Dresden, weil sie schon damals die Grundrichtung seines Wirkens charakterisirte. Sie lautet: „Will man die Architektur als eine abgeschlossene Kunst für sich betrachten, so ist in ihr das Wichtigste, in der Erfindung der Motive Weisheit und Richtigkeit, Kraft und Anmuth zu verbinden. Diese Motive sind die einfachsten Grundbedingungen der räumlichen Verhältnisse, welche der Architekt ordnen und gestalten soll. Wir gelangen dadurch nicht blos zur zweckmäßigsten Einrichtung eines Bauwerkes; es läßt sich auch lediglich auf diese Weise der ziemlich allgemeine Fehler der Charakterlosigkeit vermeiden, welchen

Digitized by Google

man den meisten Gebäuden der neuern Zeit mit Recht zum Vorwurf macht; diese sind entweder todte Copien oder capriciöse Ausgeburten einer gesetzlosen Phantasie, oder zeichnen sich im besten Falle nur durch bedeutungsloses Ebenmaß der Verhältnisse aus."

In den Jahren 1837 und 1838 baute Semper in Dresden das Madernihospital, eine Versorgungsanstalt für alte Frauen. Es war dies ein einfacher Renaissancebau, geziert durch Sgraffitos an den Giebelfronten der Straßenseite. An die beiden Schmalseiten eines langgestreckten Rechteckes lehnen sich zwei Querflügel, welche ungleichmäßig vorspringen. Die mittlere Hauptpartie, welche nach vorn und nach hinten $3^1/_2$ und $4^1/_2$ Meter aus der Façade hervortritt, enthält eine geräumige Vorhalle, darüber den Hauptsaal und endlich im zweiten Stock eine Kapelle. So ist selbst bei diesem einfachen Nutzbau doch das Herz an die wichtigste, auch äußerlich erkennbare Stelle verlegt.

Um dieselbe Zeit baute Semper auch eine Infanteriekaserne in Bautzen, und zwar höchst charakteristisch im normännischen Stil. Das Ganze macht den Eindruck eines Bollwerkes, dessen Hauptfaçade von zwei thurmartigen Vorbauten eingefaßt und in der Mitte durch eine Art Castell verstärkt ist; die Zinnenbekrönung des Ganzen vollendet diese Stimmung.

Im Jahre 1839 folgte die Villa Rosa am rechten Elbufer, welche als Sommeraufenthalt für die Familie des Bankiers Oppenheim dienen sollte. Die Hauptseite ist dem Fluß zugekehrt, das ganze Haus ist in herrliche Gartenanlagen und Wald eingebettet. An das Vorbild der Villa Rotonda des Palladio (in der Umgegend von Vicenza) angelehnt, ist diese streng architektonisch gehaltene Perle des Villenstils von weitreichendem Einfluß auf Bauwerke ihrer Art gewesen. Vom Strom her steigt man rechts und links auf zwei dreifach gegliederten Freitreppen empor über den aus breit sich hinlagernden Quadern bestehenden Unterbau, dessen Brüstung durch Vasen und in der Mitte durch einen Springbrunnen belebt ist, und gelangt so zur Schauseite des Bauwerkes, deren Anblick man zunächst von einer Terrasse aus genießt. Der mittlere vorspringende Hauptheil wird an den Pilastern seines Obergeschosses belebt durch Karyatiden, welche wir für die einzig zulässige Form dieses architektonischen Motivs halten: freistehende, ein Blumenkörbchen tragende Jungfrauen. Eine dreibogige Vorhalle mit einer quadratischen Loggia darüber leitet zunächst in den Gartensalon und aus diesem wieder in den achteckigen Hauptsaal, welcher durch zwei Stockwerke geführt und durch Oberlicht erleuchtet wird. Während rechts und links sich die Wohn-, Speise- und Schlafzimmer anlegen, gelangt man weiter nach hinten zum eigentlichen Eingang und einem großen Vorhof. Rechts und links vermitteln Veranden den Uebergang zum Garten. Die ganze Anlage entspricht dem Urbild einer Villa: wahrhaft vornehme Einfachheit ist umwoben von einem Hauch edeln Lebensgenusses und ländlicher Poesie, das Ganze ist ein architektonisches Idyll.

Weiter folgen die nachstehend verzeichneten Nebenwerke. Am Neumarkt empfing 1840 der Elymeier'sche Laden einen Vorbau, welcher aus einer eleganten Holzarchitektur mit eingelegten Bronzen bestand; reich gegliederte und mit plastischem Schmuck versehene Pfeiler trugen das mit Bogenverdachungen gezierte

Digitized by Google

Gebälk. Im Jahre 1841 wurde das Houpe'sche Haus errichtet (Marienstraße Nr. 24). Im Jahre 1843 entwarf Semper den sogenannten Cholerabrunnen, den einzigen gothischen Bau, welcher nach seiner Angabe ausgeführt wurde. Als nämlich Dresden von der Cholera verschont geblieben war, ließ der Freiherr Eugen von Gutschmied dieses Denkmal errichten: eine 18 Meter hohe, mit Figuren geschmückte und reich profilirte Spitzsäule in Form eines gothischen Thurmes, welche aus einem achteckigen Becken emporragt; in diesem sammelt sich das Wasser, welches aus vier kleinern, von Gnomen getragenen Becken niederfällt. In den Spitzbogenöffnungen stehen vier, auf die reinigende und heilsame Kraft des Wassers sich beziehende Figuren: Johannes der Täufer, Winfried, Wittekind, Elisabeth von Thüringen. Darunter auf drei Seiten Bibelstellen, die vierte zeigt das von Gutschmied'sche Wappen. Gleichfalls im Jahre 1843 fertigte Semper in Schwerin selbst die Skizze für das dortige großherzogliche Schloß. Stüler wurde mit der Ausführung betraut, obwol in dem Semper'schen Entwurf die Hauptzüge des nachmaligen Baues schon enthalten waren.

In die Jahre 1845—48 fällt die Erbauung des an der Bürgerwiese aus Sandstein aufgeführten Palastes Oppenheim, derselben Familie gehörig, für welche Semper die Villa Rosa entworfen. Dieses im Geist der florentinischen Frührenaissance errichtete Gebäude wurde damals der glanzvollste Privatpalast Dresdens und brach die Bahn für ähnliche Bauten in Deutschland. Wenn hierbei Semper nicht blos eine vollendete Harmonie von Innen- und Außenbau zu Stande brachte und alle Decorationen bis auf das kleinste Möbel herab selbst vorzeichnete, sondern auch für einen dreieckigen Raum die Risse entwerfen mußte, so leistete er damit fast das Unglaubliche. Die Hauptseite läßt auf nichts weniger schließen als auf ein dreieckiges Bauwerk; der Grundriß ist klar gegliedert, das Höhenverhältniß der Räume ist fein abgewogen. Schon damals trat Semper's Eigenart heraus, das Untergeschoß als wuchtigen Rustikabau zu bilden, auf welchem das am meisten vergeistigte Hauptgeschoß sicher ruhen konnte; auch faßte er die Vorsprünge, welche rechts und links die Hauptfaçade abschließen, durch kraftvoll gequaderte Rustikasäulen ein. Entsprechend seinem streng massigen Material wurde das Untergeschoß abgeschlossen durch einen dorischen Architrav, Triglyphen und Metopen, auch das vortretende Kranzgesims mit herabhängenden Tropfen versehen. Der Schwerpunkt der Außenarchitektur fiel aber in die erste Etage. Das Quaderwerk des Hochparterre war durch elegante Glätte abgemildert und von demjenigen des Untergeschosses noch nicht unterschieden. Auch wurden die Ecken der Hauptfront durch Risalite und Balken energisch belebt, aber die Fenster selbst sind von ionischen Dreiviertelsäulen eingefaßt und mit Giebeldreiecken bekrönt. Die zwischen den Fenstern befindlichen Mauertheile sind glatt gehalten, aber von einem Karnies umsäumt. Hierauf ruht ein kräftiges Hauptgesims, in welchem das strenge Motiv des Erdgeschosses und das weichere des Obergeschosses harmonisch verschmolzen sind. Sehr sinnreich grüßt den Eintretenden von der Höhe der Hauptpforte herab ein geflügelter Mercurkopf. Der Palast Oppenheim klingt an den Palazzo Pandolfini des Rafael in Florenz an, ist aber dennoch als vollständig selbständige Schöpfung Semper's anzusehen. Es wurde hier zum ersten mal

Digitized by Google

wieder nach langer Zeit das Problem gelöst, ein Gebäude sofort als Privatwohnung kenntlich zu machen und doch den Eindruck des Monumentalen hervorzurufen. Sodann waren die Innenräume ebenso im Palaststil gehalten wie diejenigen der Villa Rosa im Villenstil; die praktische Verknüpfung aller innern Gelasse, die Ausnutzung des nicht abzuändernden Grundes und Bodens, die eigenthümliche Atmosphäre des Treppenhauses machten diesen Palast zu einer Musterleistung.

Weiter rühren von Semper her aus jener Zeit: mehrere Grabdenkmäler, z. B. das für den Kunstforscher von Rumohr (gestorben 1843), für Karl Maria von Weber (gestorben 1844), für die Familie Oppenheim. Auch die Architektur von Rietschel's Denkmal Friedrich August's des Gerechten (im Zwingergarten zu Dresden) stammt von Semper. Als die „Antigone des Sophokles" im Hoftheater aufgeführt wurde, entwarf er für den Vorhang eine Gigantomachie, welche eine der großartigsten Behandlungen dieses Stoffes enthält. Auch für das Kunstgewerbe war er praktisch thätig. So zeichnete er das gothische Modell eines Ehrenbechers, welchen die Communalgarde zu Dresden im Jahre 1841 ihrem Commandanten von Bevilaqua widmete; aus der königlichen Porzellanfabrik zu Meißen ging für die erste londoner Weltausstellung eine Prachtvase hervor, zu welcher Semper die Zeichnung gemacht hatte.

Während in Hamburg der preisgekrönte Plan für die Nikolaikirche nicht zur Ausführung kam, wurde daselbst in der Großen Bäckerstraße von Semper das Haus seines jüngern Bruders Wilhelm erbaut, dessen obere Façade sich noch heute durch Sgraffitomalerei auszeichnet. Knaben sind mit Apothekerarbeiten beschäftigt; dann erscheinen die Elemente mit ihrem Einfluß, die vier Welttheile mit ihren Pflanzen und Früchten, welche in unsern Apotheken vorkommen. Als Füllwerk sind Festons und Gehänge mit Inschriften und Medaillons angebracht.

Andere Entwürfe können wir hier füglich übergehen.

Die bedeutendsten Bauten der dresdener Periode sind die Synagoge, das Hoftheater und das Museum. Den Plan zu den beiden erstern entwarf er schon 1838, die Synagoge vollendete er 1840. Da das Judenthum bekanntlich die bildende Kunst nicht pflegen durfte und demnach auch keinen eigenen Synagogenstil hervorgebracht hat, so mußten christliche Baumeister, Semper voran, die Formen anderer Völker dem jüdischen Cultus dienstbar machen. Er hat nun nicht etwa, wie so viele seiner Nachfolger, den maurischen Stil einfach herübergenommen, sondern er hat etwas thunlichst Neues geschaffen, dessen Motto lauten müßte: „Das mosaische Judenthum und der Geist der Neuzeit reichen sich hier die Hand." Es gibt genug Synagogen, welche der dresdener an Größe und Pracht überlegen sind; aber an einfacher Schönheit, an ernster weihevoller Stimmung wetteifert sie mit einem griechischen Tempel. Da ein selbständiger Synagogenstil nicht vorhanden und also ein harmonisches Sichentsprechen des Innern und Aeußern nicht möglich war, so war es das einzig Richtige, das Aeußere zu romanisiren, doch so, daß in den Rundfenstern des Vorbaues und der Bekrönung der Kuppelthürme bereits maurische Decoration anklingt; das Innere hingegen enthält einen Farbenschmuck in geometrischen Figuren, welcher durch griechischen Formensinn bis zum

Digitized by Google

denkbarsten Adel verklärt ist. Das Ganze ist einfach, ernst feierlich, aber durch und durch harmonisch. Leider mußte Semper Rücksicht nehmen auf die geringen Geldmittel der damals noch sehr kleinen Gemeinde, und so wurde denn, entgegen seinem ursprünglichen Entwurf, die Hauptkuppel aus Holz gebildet und die Außenseite des Tempels mit Mörtel verputzt; nur die künstlerisch werthvollern Glieder wurden aus Sandstein hergestellt. Der Tempel ist ein einfaches Quadrat, vor dessen Südseite ein Vorbau mit dem Haupteingange gelegt ist; dieser Vorbau wird von zwei Kuppelthürmen eingeschlossen; über dem eigentlichen Cultusraum aber, einem viereckigen Pfeilerbau, erhebt sich die achteckige Zeltdachkuppel. Auf den steinernen Säulen des Mittelraumes ruhen zwei hölzerne Emporen übereinander, zu welchen man von den Treppenthürmen des Vorbaues gelangt. Seinen Grundsatz, daß alle äußern und innern Theile eines Gebäudes stilgemäß gehalten sein müßten, befolgte Semper schon damals; er verschmähte es nicht, die Entwürfe für die heiligen Geräthe und Gefäße (Kanzel, Pult für den Vorbeter, Candelaber, Ampel u. s. w.) selbst zu zeichnen.

Derjenige Bau, mit welchem Semper eine neue Epoche der Renaissance in Deutschland einleitete, war derjenige des dresdener Hoftheaters. Er arbeitete daran in den Jahren 1838—41, obwol er schon 1835 den ersten Entwurf dazu gefertigt; der letztere behandelte das Theater als Theil eines größern Ganzen, in welchem Semper eins seiner Lieblingsprojecte verwirklicht sehen wollte. Semper schwärmte nämlich während seines ganzen Lebens für die Idee, ein architektonisches Weltbild der gesammten modernen Cultur zu schaffen; er wollte die Heiligthümer der verschiedenen Künste in architektonisch entsprechendster Form gruppiren um einen Mittelpunkt, welcher die Poesie und Philosophie der Geschichte, die Verkörperung der großen nationalen Gestalten darstellen sollte. Wie einst das alte Rom auf der Höhe seiner Culturmission in dem Gebäudecomplex der Kaiserforen einen architektonischen Brennpunkt der gesammten damaligen Geisteswelt geschaffen, so wollte Semper auch von der Neuzeit eine Art von „himmlischem Jerusalem", eine Vereinigung der idealsten (vorzugsweise weltlichen) Gebäude hervorgebracht wissen: gewiß eine Idee, welche seit den Tagen der Akropolis den genialsten Architekten als Ziel aller Erdenwünsche vorschweben mußte. Wenn nun auch Semper weder bei dem dresdener Theaterbau noch bei dem Entwurf für die Nikolaikirche in Hamburg, sondern erst bei den wiener Monumentalbauten der sechziger und siebziger Jahre sein Genie für großartige Platzanlagen befriedigt sehen durfte, so bleibt doch seine Idee die Krone der Renaissance, die höchste Probe ihrer Leistungsfähigkeit.

Als Semper im Jahre 1835 für das schon oben erwähnte Rietschel'sche sitzende Bronzebild Friedrich August's des Gerechten von Sachsen einen geeigneten Aufstellungsort ausfindig machen sollte, schlug er dafür die linke Seite der Straße vor, welche von der Ostraallee aus durch den Zwingerhof nach dem Elbstrom führt. In Verbindung hiermit entwarf Semper einen Plan, welchen er in der Vorrede zu seinem Werk „Das königliche Hoftheater in Dresden" (1849) entwickelte. Die beiden Querseiten des Zwingers sollten nach der Elbe zu eine Fortsetzung finden

Digitized by Google

durch ein Orangeriegebäude und eine Bildergalerie. Die Schinkel'sche Hauptwache sollte an die Elbe verlegt werden; zur Bildergalerie sollte das freiliegende neue Theater in Beziehung stehen und letzteres wiederum mit der (bereits fertigen) katholischen Hofkirche correspondiren. Von den Zwingeranlagen zwischen Orangerie und Museum hindurch gelangte man zu einer Freitreppe, welche zur Elbe hinabführte: die ganze großartige Anlage aber bildete, zwar nicht nach Semper's Worten, aber doch in seinem Geist, eine Ausstrahlung des königlichen Schlosses. Es ist ja meistens das tragische Geschick der Architekten, ihre herrlichsten Pläne vereitelt zu sehen; so auch dieser. Die Orangerie wurde durch das Hofbauamt (in echt collegialischer Weise!) in einen versteckten Theil der Stadt verlegt; die Bildergalerie verschloß später die einzige noch offene Seite des Zwingers, und so blieb von der ganzen Idee nur noch der Theaterbau übrig, dessen Stilisirung doch nur aus jenem Gesammtplan heraus vollständig begriffen werden konnte.

Das Semper'sche Project wurde genehmigt auf specielle Empfehlung Schinkel's, dessen Gutachten der damalige Generalintendant von Lüttichau eingeholt hatte Semper hatte sich die Doppelaufgabe gestellt, daß das Theater schon durch seine Composition, durch die charakteristische Verbindung seiner Haupttheile sich auch äußerlich als solches erkennbar mache, und trotz seiner Eigenart doch stilistisch die verwandtschaftliche Beziehung zu den bereits vorhandenen Bauten, dem Zwinger Pöppelmann's und der katholischen Hofkirche Chiaveri's, festhalte. Die Vereinigung beider Gesichtspunkte gelang ihm in ausgezeichneter Weise. So verließ er denn die von Schinkel noch befolgte Art des viereckigen Theaterbaues, in welchen die einzelnen Räume alle gleichmäßig eingeschachtelt waren; die Tempel- wie die Casinoform verwerfend, ließ er die Hauptglieder auch äußerlich relativ selbständig heraustreten, ohne doch den einheitlichen Zusammenhalt derselben zu zersprengen. So wurde er dem Wesen der modernen Baukunst gerecht, welche von innen heraus ein monumentales Gebäude wachsen läßt im Dienste seiner Bestimmung nach außen. Der Zuschauerraum erschien ihm als eine so wichtige Hälfte, daß er denselben auch äußerlich durch eine halbrunde Schauseite umschloß, während er den Bühnenraum in Gestalt eines Parallelogrammes quer vor dieses Halbkreisrund legte und jenem die Nebenräume organisch einverleibte. Dieses Zurückgreifen auf die mehrgeschossigen altrömischen Theater geschah durch ihn nicht blos genialer, als die alten Baumeister gethan; seine Aufgabe war auch darum unendlich schwieriger, weil für das rauhere nordische Klima ein bedeckter Raum und für Aufführungen bei künstlicher Beleuchtung ein viel verwickelterer Mechanismus nöthig war als einst in Italien. Es ist ganz unmöglich, die Partitur dieses architektonischen Riesenorchesters auf einmal zu lesen; man muß jede einzelne Stimme oder wenigstens die Raumvertheilung jedes einzelnen Geschosses studiren. Prüft man Semper's Erläuterungen seiner Einzelpläne, so stößt man auf fast zahllose Dinge, welche ein Theaterbesucher weder sieht noch vermuthet. Semper bekämpfte z. B. die Ansicht, daß die elliptische Grundform für die Akustik am günstigsten sei; er entwickelte meisterhaft, wie in diesem der Oper und dem Schauspiel gleichmäßig gewidmeten Raume die Logen, das Parterre und Parket, das Orchester construirt werden müßten, damit auch der leiseste Ton in den entferntesten Räumen verstanden werde.

Digitized by Google

Ueber dem ersten und zweiten Rang brachte er baldachinähnliche Halbkuppelchen an, welche die Schallwellen verstärken und zurückwerfen sollten.

Das für 1800 Personen berechnete Gebäude war 74 Meter lang, 53 Meter breit (mit den zu beiden Seiten des Bühnenraumes angebrachten Unterfahrten 69 Meter), 32 Meter hoch bis zum Dachfirst. Es bestand aus Sandstein, doch waren Dach und Ausbau aus Holz; die königlichen und prinzlichen Logen lagen im ersten Rang, die große Hofloge und der Foyer im zweiten. Drei von Candelabern eingefaßte Freitreppen führten über ein niedriges Rustikaerdgeschoß in eine offene Vorhalle, bestehend aus zwei gleichhohen Geschossen, welche aus hohen, offenen Rundbogenhallen gebildet waren. Die Arcaden waren den Verhältnissen des naheliegenden Zwingers angepaßt, doch so, daß die der mittlern (Haupt-)Freitreppe entsprechenden drei Bogenhallen reicher ornamentirt waren; auch wurden beide Geschosse durch Nischen eingefaßt. In den beiden untern Nischen zu Seiten des Hauptportals thronten die sitzenden Kolossalstatuen von Schiller und Goethe, in den entsprechenden des zweiten Geschosses standen Gluck und Mozart. Diesen Werken Rietschel's schlossen sich an von der Hand desselben Meisters zwei Gruppen in den Giebeldreiecken des Bühnenhauses: der von Furien verfolgte, von Apollo und Minerva in Schutz genommene Orest rechts, die Göttin der Musik links. Weiterhin füllten die Nischen der beiden Arcaden die Statuen von Molière und Aristophanes, Shakespeare und Sophokles. Für Semper war also das moderne Drama eine Universalkunst: es umspannt gleichmäßig die Größen der alten wie der neuen Welt. Er wahrt den architektonischen wie literarischen Zusammenhang mit den frühern schöpferischen Culturperioden durch die Werke von Hähnel, welcher übrigens auch noch die Rückseite des Theaters mit dem Friesrelief eines großartigen Bacchuszuges schmückte. Das an die Arcadenhalle des zweiten Geschosses sich anschließende Foyer war durch eine Plattform nach oben geschlossen; über dasselbe aber ragte empor die Umfassungsmauer des Zuschauerraumes, auf welcher wiederum eine mächtige Attika ruhte. Die einzelnen durch Pilaster getrennten Felder dieser beiden obern Theile waren mit Sgraffitomalerei kunstvoll geschmückt, deren Technik Semper in Italien genau kennen gelernt. An den Bühnenraum legten sich rechts und links je eine Einfahrt für die königliche Familie und für das Publikum; die Vertheilung aller Nebenräume und Säle, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde, war im höchsten Grade zweckmäßig.

Sowie die Plastik gedient hatte, um die architektonische Selbstaussprache des Gebäudes nach außen hin zu erhöhen, so trat im Innern die Malerei hinzu, um durch das blühende Leben der Farbe den Hörer in eine poetische Stimmung zu versetzen und den idealen Zweck des Hauses an geeigneten Stellen symbolisch herausscheinen zu lassen. Ueber dem amphitheatralisch nach dem Parterre hin abgestuften ersten Rang erhoben sich noch drei Reihen für Zuschauer; das Proscenium war durch gekuppelte, bis zur Höhe des zweiten Ranges aufsteigende Säulen eingefaßt, über deren Gebälk eine von Consolen gestützte, reich cassettirte Decke auflag. Was nun die von Semper entworfene farbige Ausschmückung des Innenraumes anlangt, so kann man sagen, daß diese Malerei niemals Selbstzweck wird

Digitized by Google

und trotz der reizvollsten Bewegung doch das Gepräge architektonischer Ruhe nirgends verliert. Auch Rafael hat in der Decorationsmalerei nichts Höheres geleistet.

Entsprechend der Idealität des Raumes und berechnet für künstliche Beleuchtung, war im Theatersaal die vorherrschende Farbe der Constructionstheile Weiß mit Goldgliederung. Aus dem Grundton dieses zart abgetönten Weiß-Gold traten dann lebhafter heraus die Füllungsverzierungen an den Brustlehnen, welche in sanftem Blau auf grauweißem Grunde hergestellt waren; ferner die Hintergründe der Bogen, die Plüschpolster auf Brustlehnen und Bänken, die Draperien im Proscenium und in den Logen, welche alle in leuchtendem Purpur strahlten. Am großartigsten entfaltete sich natürlich die Malerei an der Decke des Hauptsaales, deren leuchtende Mittelpunkte Felder mit Scenen und Einzelgestalten waren, umrahmt von den duftigsten Arabesken; von gleichem Zauber, gleiche Meisterstücke decorativer Feinfühligkeit waren die Einzelheiten des Treppenhauses und des Foyer. Ueberall erinnerte die Malerei natürlich an die geschichtlich namhaftesten Träger der Poesie und Musik. Nach Zeichnungen von Semper malten Dieterle und Desplechin aus Paris die Decke des Theatersaales sowie den Zwischenactsvorhang. Letzterer stellte eine Sammtdraperie mit reichem Goldrande dar. Auch die Arabesken der Logenbrüstungen führten sie in Oel auf Leinwand aus und hefteten sie dann auf. Der Hauptvorhang wurde durch Hübner gemalt: er enthält das Vorspiel zu Tieck's „Octavian", einen Gegenstand, dessen Wahl nicht Semper's Schuld war. Diese Scene erhob sich auf einem Fries von kleinen Figuren, welche aus den berühmtesten Stücken von Shakspeare, Molière, Calderon, Lessing, Goethe und Schiller entnommen waren. Eine lächerlichere Verherrlichung Tieck's ist wol kaum denkbar! Erwähnen wir endlich, daß Semper sogar zu den Kronleuchtern des Theatersaales die Zeichnungen geliefert hatte, und schließen wir die Schilderung des Innenraumes ab mit dem denkbar höchsten Lobe: der Zuschauerraum verhielt sich zur geöffneten, scenisch belebten Bühne wie die Erwartung zur Erfüllung! Das Innere war naturgemäß reicher als das Aeußere, während man vom Schinkel'schen Schauspielhause in Berlin nicht dasselbe sagen konnte. Der edle Reichthum und die Rhythmik der Semper'schen Schöpfung war wol unterschieden, aber nicht geschieden von dem Barock der katholischen Hofkirche und dem Rococo des Zwingers; Schinkel's Schauspielhaus hingegen ist in seiner harmonisch abgemessenen und formstrengen Außenarchitektur nur dem Dienst der ernsten tragischen Muse geweiht. Das Theater Semper's wurde am 13. April 1841 mit Goethe's „Torquato Tasso" eröffnet, welchem Stücke ein von Theodor Hell gedichteter Prolog vorausging. Im Jahre 1849 veröffentlichte Semper bei Vieweg in Braunschweig ein Werk über diesen Bau (mit 12 Kupfertafeln); am 21. Sept. 1869 brannte das Gebäude ab — ein Verlust, welchen nicht blos Dresden, sondern die ganze deutsche Kunst erlitt.

Einst hatte die Baukunst der Hellenen und des Mittelalters ihre besten Kräfte an die Errichtung von Tempeln und Kirchen gesetzt, im Dienste der Religion war das Höchste geleistet worden. Nachdem dies erreicht, setzt die heutige Renaissance mit Recht ihre Ehre darein, den der Religion nächstverwandten Mächten gleich-

Digitized by Google

falls Tempel zu errichten. Den Künsten und Wissenschaften bereitet sie ein würdiges Heim, und der größte Architekt der neuzeitigen Renaissance schuf am liebsten Theater und Museen. So stand er ebenso im Dienst der höchsten Ideale wie einst jene Schöpfer von Tempeln und Kirchen; wenn die Kirche viele Jahrhunderte hindurch einen großen, zuweilen verschwenderischen Reichthum entwickelt und die Kirchengebäude zu mittelalterlichen Museen gemacht hatte, so schuf nun Semper einen ähnlichen, aber geistdurchdrungenen, vom Geist beherrschten Reichthum architektonisch-plastisch-malerischen Lebens, welchen wir als die treueste Ausprägung des universellen deutschen Genius bezeichnen möchten. Wie in Mozart das edelste Wesen der romanischen Musik dem germanischen Geiste einverleibt ist, so drückt auch Semper allen griechischen, römischen und italienischen Bauelementen das Gepräge des deutschprotestantischen Geistes der Neuzeit auf. Wol hat er Palladio, Sansovino, Sanmicheli u. a. gründlich studirt: aber haben nicht die großen Meister aller Künste dasselbe gethan in Bezug auf die Werke ihrer Vorgänger? Semper hat den eigenthümlichen Stil jener großen Architekten ähnlich in sein Herzblut aufgenommen, wie Rafael denjenigen eines Perugino und Timoteo Viti, eines Masaccio, Leonardo u. a.

Im Jahre 1845 empfing Semper den Auftrag, Entwürfe zu einem Museum auszuarbeiten, in welchem die weltberühmte Gemäldesammlung, das Kupferstichcabinet und die Sammlung der Gipsabgüsse untergebracht werden könnten. Diesen kostbaren Schätzen des Innern mußte also Ausdehnung und Monumentalität des Gebäudes entsprechen; der plastische Schmuck des Aeußern mußte dem Herantretenden den Inhalt der Innenräume künden. Semper hat diese eine Seite seiner Aufgabe glänzend gelöst: der Gesammteindruck seiner Schöpfung war der, daß dieses Gebäude schlechterdings nichts anderes als ein Heiligthum der Malerei und Plastik sein könne. Entsprechend dieser Bestimmung mußte die Lage sein: umwogt von der Hochflut des täglichen Verkehrs ruhte das Museum doch verhältnißmäßig still im Herzen von Elbflorenz, eine köstliche Perle im Kranz der schönsten Gebäudegruppe von Dresden. Tritt man durch das Zwingerthor in den vom Zwinger umschlossenen, mit Orangerie, Springbrunnen und dem Bronzebild eines Königs geschmückten Park, und wendet geradeaus den Blick nach der Hauptseite des Museums, so gewährt der so herrlich umfriedete Vorhof zwar nicht die heilig stille Andacht einer Kirche, wohl aber den weihevollen Frieden eines Herzens, welchem mitten in der Welt doch eine andere höhere Welt aufgehen soll. In wohlthuendster Weise ist auch die Rückseite des Museums (der Elbe zugekehrt) durch eine kunstreiche Rasenanlage getrennt von der gewöhnlichen Fahrstraße.

Die andere Seite der gestellten Aufgabe bestand darin, für das Museum die richtige Stilisirung zu finden. Es mußte sowol als Glied einer bereits vorhandenen Gruppe von Gebäuden erscheinen, wie auch seine Selbständigkeit wahren: ja es sollte die Schöpfungen der Vergangenheit, soweit thunlich, zur Ehre der Gegenwart überragen. Dem schon 1835 von Schinkel gegebenen Rath folgend, hatte man das Museum für die einzig noch offene Seite des Zwingers bestimmt. Damit war Semper's Forumsidee für immer unausführbar gemacht, wohl aber eine neue Idee gewonnen worden, welche an das ursprüngliche Vorhaben erin-

Digitized by Google

nerte: den Zwinger nur als Vorhof eines Königsschlosses zu bauen. Natürlich durfte Semper den überquellenden, üppig-koketten Reichthum des Zwingers weder wiederholen, noch variiren, noch überbieten; der Zwinger durfte nur als das Vorspiel zu dem großen Halleluja des Museums erscheinen. In der That beherrscht die geistgewaltige, selbstbewußte Größe des Museums nicht blos ihre eigene stolze Pracht, sondern auch den fröhlichen Jugendreigen des Zwingers. Die mehr zierlichen Formen des Zwingers gehen an der südlichen Hauptseite des Museums über in wahrhaft große Motive, in plastische Gedanken, das Gewoge eines Festjubels in die olympische Klarheit rein idealer Freude, der Pomp des Hofstaates in den Stolz des Kunststaates.

So ward denn am 23. Juli 1847 der Grundstein zu demjenigen Gebäude gelegt, in welchem jedenfalls gleichgroße Bildhauer mit dem ersten deutschen Architekten ein harmonisches Ineinander von Plastik und Architektur schufen, wie es in unserm Jahrhundert einzig dasteht. Die Harmonie der Verhältnisse, der Rhythmus der Bewegung, die Herrschaft des Architektonischen über das Malerische, die Reinheit aller Einzelformen ist an diesem Gebäude so groß, daß es vielleicht als die vollendetste Schöpfung Semper's oder doch wenigstens der neuzeitigen Renaissance gelten kann.

Das Gebäude ist ein langgestrecktes Parallelogramm, bietet also Gelegenheit zu vollem Ausklingen der einzelnen architektonischen Hauptmotive. Der geradzahlige Grundriß ist durch einen ungeradzahligen Rhythmus gegliedert im Aufbau: an den weitvorspringenden Mittelbau schließen sich zwei Flügel an, deren beide Endseiten sich wiederum durch einen, wenn auch nur leisen Vorsprung von der Grundfläche abheben: die Vierzahl ist mit der Dreizahl, resp. Fünfzahl harmonisch verschmolzen, die ruhige Massenwirkung des Oblongums entfaltet sich zu einem lebendigen Spiel der Verhältnisse. Derselbe Rhythmus kehrt wieder in der Farbe: durchweg in reinem Material auftretend, erscheinen die Rustika dunkel, die Mauermassen gelblich, das Decorative weiß.

Von besonderer Wichtigkeit ist zunächst der Untersatz und das mit demselben eng verbundene Untergeschoß des Gebäudes. Es besteht aus einem mächtigen Quaderbau von kolossalen, nur mit dem Spitzhammer bearbeiteten Sandsteinblöcken (Rustika). Auf diesem mächtigen, festen Untergeschoß ruht nun allerdings ganz sicher das Obergeschoß; aber es ruht oder thront nicht blos, sondern das obere blüht aus dem untern, die höhere Potenz aus der niedrigern glaubhaft hervor. Das von Semper wieder eingeführte und so gern angewendete Quaderwerk empfängt hier wol die vollendetste Durchbildung unter allen Semper'schen Bauten. Wohl erscheint das breithin gelagerte, im Untersatz von viereckigen, darüber von je zehn hohen rundbogigen Fenstern durchbrochene Untergeschoß zunächst und hauptsächlich als gleichsam für ewige Dauer bestimmte Masse; aber der Fugenschnitt, die Größenverhältnisse, der Aufbau dieser Quadern sind so eurythmisch, daß die Rustika hier bei der strengsten Ausprägung ihres Charakters doch die denkbar mögliche Beseelung empfangen hat. Die Art ferner, wie die Uebersteinerungen der Fensterbogen des Untergeschosses auf der Nordseite die herrschende wagerechte Linie in die senkrechte allmählich überleiten, wie dasselbe Spiel sich wiederholt im

Digitized by Google

Verhältniß der beiden Flügel zum Mittelbau, zeugt von außerordentlich feinem Formgefühl.

Die dem Zwinger zugekehrte Südseite hat der Künstler mit Recht als die Hauptseite des ganzen Museums behandelt. Die von anmuthigen ionischen Säulen getragenen Fenster werden überhöht durch breit profilirte Rundbogen; aus der herrlichen Kette dieser Fenster treten auf hohem Sockel die trennenden mächtigen Säulen zwischen den einzelnen Fenstern hervor. Die prachtvollen korinthischen Capitäle dieser Säulen stützen das reichgegliederte krönende Deckengebälk. Hierauf ruht eine etwas zurücktretende Quadermauer, welche durch eine die Glasbedachung der Oberlichtsäle verdeckende Balustrade einen kräftigen Abschluß empfängt. Höchst charakteristisch sind auf dieser Seite die Geschosse durch breite und leere wagerechte Streifen geschieden, damit die eigenthümliche Belebung eines jeden Geschosses um so selbständiger heraustrete.

Der Portalbau, welcher in der Mitte der langen Façade weit vorspringt, ist eine Art von zweigeschossigem römischem Triumphbogen, dessen Untergeschoß denn auch dem Vorbild des Konstantinbogens entspricht: eine höhere mittlere Durchfahrt hat zu beiden Seiten zwei niedrigere und engere Thore für Fußgänger. Dieser Portalbau wird in seiner untern Hälfte von vier höhern, in seiner obern von vier kleinern korinthischen Säulen getragen; oben auf dem mittlern Felde der Attika meldet eine goldene Inschrift den Erbauer und den Zweck des Gebäudes. Dieser Portalbau klingt nach oben hin aus in einer Kuppel.

Die Nordseite liegt nach dem Theaterplatz und der Elbe zu und ist deshalb die eigentliche Schauseite. Sie ist weniger reich gegliedert; die Massenwirkung wird nicht wie auf der Südseite durch wirksame Mauerabsätze und doppelte Gesimskrönung belebt; auch die Fenster nicht getragen von weichen, ionischen Säulen, sondern nur von mäßig vortretenden Pilastern mit korinthischen Capitälen. Nicht wie auf der Südseite lagern Gestalten auf den Fensterbogen, nur Arabesken schmücken die leeren Felder. Von den Fenstern des Obergeschosses hat immer nur das eine um das andere eine Pilastereinfassung, welche durch ein vorspringendes Giebelgebälk gekrönt wird. So wechseln majestätische, gegiebelte Fenster mit einfachern Bogenfenstern, während auf der Südseite die Fensterarcaden durchweg eine gleiche Gliederung zeigen, um mit den Arcaden des Zwingers zu harmoniren.

Da Semper infolge des Maiaufstandes 1849 aus Dresden fliehen mußte, so vollendeten die Baumeister Hähnel und Krüger den Bau und machten die Kuppel niedriger, als Semper gewollt hatte. Dieser erklärte in einem Briefe vom 30. Aug. 1855, daß er einen vollständig detaillirten Riß zu dieser Kuppel hinterlassen habe, nach welchem dieselbe ein ganz anderes, viel höheres Verhältniß bekommen hätte und durch vier, den untern Arcaden entsprechende, reich gegliederte und mit Sculpturen verzierte Bogenfenster erleuchtet worden wäre. Oben auf die Kuppel wollte er eine kolossale Gruppe von getriebenem Metall setzen.

Nach Konstantin Lipsius besteht ein Fehler der ganzen Anlage darin, daß die Treppenanlage den ganzen Organismus des Planes zerreißt. Die Loggien konnten wegen derselben nur auf einer Seite angebracht werden. Von ihnen gelangt man durch eine wie zufällig vorhandene Thür, welcher jede Achsenbeziehung fehlt, in einen

Digitized by Google

Bildersaal und steht vor einer Holztreppe, welche nach dem Mittelsaal führt, welcher dem untern Vestibul zu Liebe erhöht wurde. Sollte die Anlage des Mittelsaales (zu welchem man auch vom Vorraum aus mittels einer Nebentreppe kommen kann) nicht wie eine störende Unterbrechung in der Reihe der Säle erscheinen, so mußte der Saal als das Centrum der Galerien, in welches der Hauptzugang direct und unmittelbar mündete, behandelt werden. Von hier, von der Tribuna aus würde man gleich beim Eintritt in die Galerie die ganze Folge von Sälen nach rechts und links übersehen haben und zu ihnen über monumentale Treppen hinab geschritten sein; mit der Tribuna aber mußte eine Freitreppe vom Zwingerhof her in Beziehung stehen. So hätte sich gewiß eine ebenso einzige wie großartige, aus den Verhältnissen erwachsene Anlage ergeben, die in dem Plan wol latent liegt, aber eben nicht ins Leben getreten ist.

Die Formensprache, welche die Architektur begonnen, hat nun die Plastik in großartigster Weise vollendet: die Bilderwerke der Außenseite verkünden deutlich den kostbaren Inhalt der innern Räume. Es war eine merkwürdige Gunst des Geschickes, daß ein so großer Baumeister wie Semper zwei Bildhauer ersten Ranges zu Collegen hatte: Rietschel und Hähnel, welche drei denn auch einen Plan zur plastischen Ausschmückung erfanden, wie er vollendeter nicht gedacht werden kann. Da das neue Museum bestimmt war, die höchsten Kunstwerke aller Zeiten in Originalen oder in Abbildungen aufzunehmen, so mußte die Plastik die Entwickelungsgeschichte der alten wie der neuen Kunst verkörpern und doch zugleich den dafür offenen Theilen des Gebäudes harmonisch sich ein- und unterordnen. Es war nun das einzig Richtige und der Richtung der drei verbündeten Meister allein Entsprechende, daß sie die reichere südliche Hauptseite mit der Geschichte der christlichen, diejenige aber der strengern Nordseite mit derjenigen der antiken Kunst schmückten.

Der Entwurf zum Bildercyklus der südlichen Hauptseite stammt von Hähnel, ebenso die Ausführung. Der mittlere Portalbau wurde gleichsam als ein Triumphthor der Kunst behandelt. Diesen Eingang in das Allerheiligste bewachen denn auch die Heerführer, die Erzengel der Kunst: in den Nischen über den beiden Seitenthoren stehen die 8 Fuß hohen Kolossalgestalten des Rafael und des Michel Angelo. Dieser Rafael Hähnel's hat geradezu Berühmtheit erlangt und wurde in Marmor für das leipziger Museum wiederholt. Da Rafael als höchster Vertreter der reinen, Michel Angelo aber der erhabenen Schönheit gefaßt wurde, so mußten einem jeden derselben sich Gestalten oder Gruppen anschließen, welche dessen Typus verwandt waren. So stehen auf der Seite Rafaels auf den Postamenten der vier untern korinthischen Säulen der heilige Georg und die Judith, weil beide der Sage zufolge über ihre Feinde durch die Gewalt ihrer Schönheit siegten; rechts schließen sich an Michel Angelo der nordische Siegfried und der gewaltige Simson. Steigt man weiter von unten nach oben, so erblickt man Bildwerke in den Bogenwinkeln der Seitenthore: die Sibyllen als Sinnbilder der religiösen und künstlerischen Inspiration. Auf der Seite Rafael's sind sie anmuthig, auf derjenigen Michel Angelo's ernst aufgefaßt. Die Zwickel des Hauptthors sind ferner durch je eine Siegesgöttin ausgefüllt, deren eine dem Rafael die Palme des Friedens, deren

Digitized by Google

andere dem Michel Angelo den krönenden Lorber reicht. Ueber den Nebenthoren endlich befinden sich zwei schmale Friese: auf der Seite Rafael's eine Malerwerkstatt, auf derjenigen Michel Angelo's eine Bildhauerwerkstatt. An diese Friese schließt sich je ein Medaillon an: rechts auf der Seite Rafael's die drei Grazien, links auf der Seite Michel Angelo's die drei Personificationen der bildenden Künste.

Diesem Schmuck des untern Geschosses entspricht derjenige des obern. Ueber Rafael zeigt zunächst ein Medaillon den emporsteigenden Pegasus, über Michel Angelo desgleichen eine sinnende Sphinx. In den Bogenzwickeln des großen Mittelfensters, den Siegesgöttinnen des unter ihm liegenden Hauptthores entsprechend, lagern die beiden Schutzengel der großen Künstler: links der milde Erzengel Rafael, rechts der gewaltige Erzengel Michael. Auch die Reliefs, welche oben die Balustrade verzieren, symbolisiren den Genius der beiden Hauptmeister: links auf Rafael's Seite der Traum Jakob's, rechts das Ringen Jakob's mit Gott.

Der Abschluß des Ganzen, die Attika, ist wiederum mit freistehenden Statuen geschmückt. Links auf Rafael's Seite Giotto und Hans Holbein, rechts Dürer und Cornelius. An der westlichen Schmalseite der Attika steht Dante, an der östlichen Goethe, während doch diese beiden Dichterfürsten ihre Plätze wechseln sollten. Die Statuen des Giotto, Goethe und Holbein sind von Rietschel, diejenigen des Dante und Cornelius von Hähnel. Endlich sind noch zu erwähnen diejenigen Gestalten, welche in den Bogenzwickeln des Hauptgeschosses angebracht sind. Die linke, zu Rafael gehörige Seite enthält die Gestalten des neuen Bundes und der christlichen Kirche; die rechte Seite hingegen diejenigen des Alten Testaments. Die Reliefs der linken Seite rühren her von Rietschel, diejenigen der rechten von Hähnel. Links sind die Gruppen von Maria und Johannes dem Täufer, Matthäus und Markus, Lukas und Johannes, Petrus und Paulus, Stephanus und Laurentius, der heiligen Katharina und der heiligen Cäcilie, von Papst Gregor und Karl dem Großen, Friedrich Barbarossa und Gottfried von Bouillon.

Wie schon gesagt, enthält die Nordseite die Geschichte der antiken Kunst, von der Hand Rietschel's. Sie entbehrt im Obergeschoß des Portals der statuengeschmückten Nischen, hält aber in wunderbarer Weise die plastische Parallele zur Südseite fest. Dem Rafael und Michel Angelo der letztern entsprechen Jason mit dem goldenen Vlies und Theseus mit dem Minotauros, derjenigen des Michel Angelo aber Herakles mit der Hydra und Perseus, den Drachen mit dem Medusenhaupt schreckend. In den Zwickeln der kleinen Portalbogen lagern die vier Elemente als herrliche Jünglingsgestalten, darüber als Friese die olympischen Kampfspiele, von lieblichen Knaben gespielt, wie auf der andern Seite Knaben die Künstlerwerkstätten ausfüllten. Sodann zwei Medaillons. Dasjenige auf der Seite des Michel Angelo stellt Prometheus dar, welchen Athene in der Formung von Menschen unterrichtet; hingegen dasjenige auf Rafael's Seite Pygmalion, wie er unter dem Beistand der Venus seine Thongebilde beseelt. Die Zwickel des großen Portalbogens, welche auf der Südseite die Siegesgöttinnen enthalten, zeigen hier die Macht der Kunst über die Thiere und selbst das todte Gestein: Orpheus als Besieger eines Löwen, Amphion, welcher durch seine Töne Steine zu Mauern zusammenfügt. Das obere Geschoß enthält in den Bogenzwickeln des Mittelfensters,

Digitized by Google

welche auf der Südseite mit den Erzengeln ausgeschmückt sind, Homer und Hesiod, weil sie nach einem Ausspruch des Herodot den Griechen ihre Götter schufen. Auf den Säulen erheben sich links in freistehenden Statuen Perikles und Phidias, rechts Lysippus und Alexander der Große. Die vornehmsten Künstler und Kunstbeschützer der beiden griechischen Glanzepochen: Perikles und Phidias, sind von Rietschel, Lysippus und Alexander von Hähnel.

Ebenso entsprechen die Bogenzwickel der Façadenfenster denjenigen der Südseite; an Hesiod schließen sich an die Götter des Olymp von Hähnel (Zeus und Hera, Poseidon und Athene, Apollo und Artemis, Ares und Aphrodite, Hephästos und Bacchos), an Homer die Heroen von der Hand Rietschel's: Herakles und Perseus, Theseus und Jason, Castor und Pollux, Hektor und Achill, Agamemnon und Odysseus). Da nun das zurücktretende oberste Halbgeschoß nicht durch eine Balustrade zur Hälfte verdeckt ist, so haben Rietschel und Hähnel diesen Ausfall zu decken gesucht durch Medaillons, welche in den Mauerflächen allemal zwischen zwei gegiebelten Hauptfenstern angebracht sind und die Musen sammt Apoll enthalten.

Die beiden Schmalseiten verknüpfen Antike und Mittelalter. An der östlichen Seite enthalten die Zwickel Helena und Faust als Sinnbilder der Verschmelzung beider Geisteswelten; darüber in Medaillons Italia und Germania. An der westlichen Seite soll Amor das Wesen der alten Psyche, die Eigenart der christlich-romantischen Kunst darstellen. Ueber Amor das Medaillon der Pallas, als der Schutzgöttin Griechenlands, über Psyche das der christlichen Roma. Allerdings erfordert diese ganze beziehungsvolle Gestaltenwelt eine besondere Auslegung, aber keine gelehrtere, als sie das Verständniß der innern Kunstwerke von jedem Beschauer gleichfalls verlangt. Wol ist es richtig, daß die an der Attika freistehenden Statuen durch dieselbe halb erdrückt werden; aber es wäre die Frage, ob nicht vorsichtig die Farbe zu Hülfe genommen werden könnte, um jenen Bildsäulen eine größere Fernwirkung zu sichern. Während nun das Museum mit Recht am Außenbau die eben geschilderte Ornamentik entfalten darf, muß die innere Ausschmückung in edler Einfachheit gehalten sein, damit der Blick nicht von den Kunstwerken auf deren Umgebung abgelenkt werde. Demnach wird das Treppenhaus nicht Selbstzweck, wie im berliner Neuen Museum; auch die Ausschmückung der Decken und Wände in den Zimmern ist maßvoll gehalten. Vom mattgrünen oder gelben Grunde grau in grau abgehoben, erläutern die Verzierungen die Geschichte der in diesen Räumen aufbewahrten Kunstwerke. Die Treppe führt in einen schönen Vorsaal, und dieser wieder in einen langen Corridor, welcher an die Loggien des Vaticans und der münchener Pinakothek erinnert. Das untere Stockwerk wird durch das große Eingangsthor in zwei Hälften getheilt. Die westliche Hälfte umfaßt das Treppenhaus, das Kupferstichcabinet, die Sammlung der Canalettos und der Pastellgemälde, Ateliers; die östliche Hälfte die Säle für die Sammlung der Gipsabgüsse. Das obere Stockwerk ist lediglich für die große Gemäldegalerie bestimmt. Den Mittelpunkt nimmt die Rotunde des Kuppelbaues ein; sie liegt unmittelbar über der Durchfahrt und ist daher um einige Stufen erhöht. Zu beiden Seiten reihen sich in der Längenachse je fünf aneinanderstoßende Säle an,

Digitized by Google

geräumig und hoch, nicht zu eng und nicht zu weit, mit hellem Oberlicht; die Wände sind einfach braunroth oder dunkelgrün gehalten. Die Deckenbilder grau in grau auf mattgrünem oder gelbem Grunde. An diese Hauptsäle schließen sich 23 kleinere ununterbrochen fortlaufende, durch braunrothe Scherwände voneinander getrennte Seitencabinete. Endlich erhebt sich über diesen Räumen noch ein drittes Stockwerk, welches 16 mit Oberlicht erhellte mittelgroße Cabinete enthält.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Vertheilung der Kunstwerke selbst. Während die münchener und die berliner Galerie auf geschichtliche Entwickelung und Vollständigkeit ausgingen, besaß die dresdener mehr das Beste aus allen Perioden der Reife. So konnte wol auch der Berücksichtigung der verschiedenen Schulen Rechnung getragen werden; noch mehr aber legte man Gewicht darauf, daß alle wichtigern Werke durch ihre Aufhängung zu thunlichster Geltung kamen. Im Saale unter der Kuppel hat man nicht wie in der Tribuna zu Florenz die besten, aber verschiedenartigsten Kunstwerke der Vergangenheit aufgestellt, sondern man hat in zwei Reihen vortreffliche alte Gobelins aufgehängt: oben die nach Rafael's Teppichcartons gefertigten, unten niederländische, wahrscheinlich von Quintin Messys herrührende. Von dieser Rotunde aus blickt man nach beiden Seiten in die Säle, an deren Wänden die Gemälde aufgehängt sind. Bekanntlich sind den beiden Perlen der Sammlung, den Madonnen des Rafael und des Holbein, besondere Zimmer gewidmet, in welchen die auf einem Postament ruhenden Bilder durch ein klares Seitenlicht beleuchtet werden. Daß diese Heiligthümer der Kunst für Unzählige zu Stätten ästhetischer Andacht geworden sind, ist zu bekannt, als daß wir dies besonders hervorheben sollten.

Die Flucht aus Dresden hatte unter andern Folgen auch die, daß Semper 12 Jahre lang sich der Thätigkeit des Lehrers und Schriftstellers widmen mußte. Als er sich in Zürich bereits völlig eingebürgert, bot sich ihm endlich im Jahre 1861 Gelegenheit zu neuen Bauten. Er empfing fast gleichzeitig den Auftrag, eine Sternwarte und ein Eidgenössisches Polytechnikum zu bauen. Für erstere hatte der Astronom Dr. R. Wolf nicht nur den Ort (den sogenannten Schmelzberg in Oberstraß bei Zürich), sondern auch die praktischen Erfordernisse, sowie endlich edle Verhältnisse bei aller Einfachheit vorgeschrieben. So wurde denn die an einen Bergabhang sich anlehnende Sternwarte 1861—64 erbaut, ein merkwürdig gegliederter Bau. In ihrem Kern ist sie ein dreigeschossiger Langbau, an dessen Südende das Observatorium, ein Rundthurm mit Halbkuppel, sich anschließt. Das Untergeschoß dieses Langbaues enthält das Vestibul, sodann den Saal mit Glasschränken für Instrumente. An den Langbau schließt sich zur Linken, ungefähr um den Raum des Vestibuls zurückspringend, ein zweigeschossiges Gebäude an, welches im Untergeschoß ein Zimmer des Directors, dann den Hörsaal, endlich ein Zimmer des Assistenten enthält. Ebenso liegt in der Flucht der Stirnseite des Langhauses ein eingeschossiger Bau, welcher die Bibliothek und den großen Meridiansaal enthält. Zum Langbau sowie zu dem eingeschossigen Flügelbau führen Freitreppen. Das zweite Geschoß enthält die Wohnung des Directors und das meteorologische Bureau. Alle Fenster und Thüren sind durch Rundbogen geschlossen, welche in

Digitized by Google

dem untern mächtigen Rustikageschoß natürlich größer sind als in dem zweiten, resp. dritten Geschoß. Die Geschosse sind durch wagerechte profilirte Streifen unterschieden, die Mauerecken und Fenster durch Rustikastreifen eingefaßt. An der Südseite befindet sich noch eine ungefähr 50 Fuß breite Terrasse mit Asphaltboden, worauf Pfeiler zur Aufstellung der Beobachtungsinstrumente angebracht sind. Ebenso wird die flache Decke des obersten Geschosses zu Beobachtungen verwendet. Interessant ist endlich an diesem Gebäude die eigenthümliche Form der Balustraden der Plattformen, die Führung der Gartenmauer, die Ableitung des Wassers vom Bergabhange, die Gliederung des Rundthurmes und die Sgraffitoverzierung unter der Kuppel, endlich die künstlerische Behandlung der Esse.

Wenn nun die Sternwarte mit Rücksicht auf ihren Zweck und ihre Größe keine Entfaltung besonderer architektonischer Schönheit zuließ, so bot um so mehr das Eidgenössische Polytechnikum Gelegenheit zur genialen Raumdisposition und Erfindung großartiger Motive. Es war die Aufgabe gestellt, die züricher Universität und das schweizerische Polytechnikum mit allen ihren Bedürfnissen, außerdem auch die cantonalen Sammlungen unterzubringen. Als die hierfür ausgeschriebene internationale Concurrenz keinen vollständig genügenden Entwurf ergeben hatte, so wurde Semper die Ausarbeitung eines neuen Planes übertragen. Semper's Project wurde bereits 1858 genehmigt, doch begann der Bau erst 1860 mit einem Nebengebäude für die chemische Schule. Alle, welche vor dem Polytechnikum in Zürich gestanden, werden empfunden haben, wie sehr ein monumentales Gebäude durch freie Entfaltung nach allen Seiten, durch Perspective und gar durch Höhenlage unterstützt wird; Semper's Schöpfung thront prachtvoll auf der Höhe des Zürichberges und beherrscht die ganze Stadt. Es ist 127,20 Meter lang und 76,05 Meter tief; doch springen die beiden Schmalseiten über die beiden Langseiten vor, alle Seiten sind durch Mittelbaue belebt, am meisten die westliche Hauptseite, zu allen vier Seiten führen Freitreppen. Indem die beiden Mittelbaue der West- und Ostseite durch das zwischen ihnen liegende Gipsmuseum verbunden sind, wird der ganze ungeheuere Hof in zwei gleiche Hälften getheilt.

Die Langseiten liegen nach Westen und Osten; die der Stadt zugekehrte Westfront ist als Hauptfaçade behandelt und imponirt durch einen großartigen Mittelbau, welcher nicht blos vorspringt, sondern auch die beiden, an ihn sich schließenden Flügel überragt. Eine lang hingestreckte Freitreppe führt in diesen Mittelbau, welchen Semper als das Herz, als den idealen Kern des ganzen architektonischen Organismus behandelt. Für ihn war er „das Titelblatt für den ganzen Inhalt des Werkes und zunächst für dasjenige, was es selbst enthält". Die Freitreppe führt empor zu einem in mächtigen Rustikaquadern errichteten Portalbau, auf welchem ein schönes dorisches Triglyphengebälk ruht. Drei gewaltige rundbogige Thore von gleicher Größe werden getrennt und andererseits eingefaßt von vier Rustikapilastern; diese Oeffnungen führen in das Vestibul, dann weiter zur Haupttreppe und endlich zur Antikenhalle. Ueber dem Portalbau liegt das Zwischengeschoß von sieben Fenstern, welches den Versammlungssaal des schweizerischen Schulrathes enthält; über diesem aber erhebt sich die gemeinsame Aula, gleichsam das Sanctuarium des ganzen Baues. Sie öffnet sich nach außen durch drei

Digitized by Google

kolossale rundbogige Fenster, zwischen welchen vier Paare römischer Dreiviertelsäulen emporstreben und das mit einer Attika bekrönte Gesims tragen. Zwischen diesen großen, rundbogigen Fenstern befinden sich vier Nischen mit sitzenden Statuen: Kunst und Wissenschaft in der Mitte, jede von einem Genius flankirt. Ebenso sind die Fenster des kleinern Mittelgeschosses durch je zwei stehende Figuren eingerahmt, und die den acht Säulen entsprechenden Verkröpfungen der Attika tragen gleichfalls acht freistehende Bildsäulen.

Die an die Mittelbauten der Langseiten sich anschließenden Flügel sind etwas kümmerlich bedacht und erscheinen nicht als adäquate Nebenmotive zu dem Hauptmotiv des Mittelbaues. Die Façaden der Flügel zerfallen in zwei Hälften, deren untere, ein mächtiges Rustikageschoß, von der obern durch eine wagerechte Profilirung getrennt ist. Das Untergeschoß enthält je 10 viereckige, und darüber je 10 rundbogige größere Fenster, das obere Geschoß gleichfalls je 10 Fenster in zwei übereinanderliegenden Abtheilungen, also 20 Fenster von fast gleicher Bildung. Die Vorsprünge endlich der beiden Flügel enthalten je 3 Fenster derselben Bildung in allen vier sich übereinander erhebenden Abtheilungen. Uebrigens sind diese Flügel von Terrassenanlagen umgeben. Semper hat den Reichthum des Mittelbaues und die Armuth der Flügel ausgleichen wollen durch Sgraffitomalereien, mit welchen er sie durch die dresdener Maler Schönherr und Walter schmücken ließ. So empfing die Nordfaçade in ihrer obern Hälfte einen derartigen Schmuck; unter dem Fenstergurt der ersten Etage und über den Fensterverdachungen der zweiten wurden Friese angebracht, von denen der untere zwischen Lorberschmuck in Medaillons die Bildnisse von hervorragenden Vertretern der Kunst und des technischen Wissens, der obere die Wappen der Cantone, durch Festons verbunden, enthält. Die Decoration von Vestibul, Aula und Treppenhaus war ebenso ein Meisterstück in ihrer Art wie die Raumdisposition des Innern. Die ursprünglich von Semper geplante Verbindung von architektonischen, plastischen und malerischen Motiven in diesen Räumen zählte zu dem Vollendetsten, was die Kunst auf diesem Gebiete geschaffen hat. Die Aula erhielt Decorationsmalereien von Dieterle und Lahens und Plafondbilder von Bin, welche die Cultur des Menschengeschlechts und deren Geschichte behandeln. Die Vertheilung der Innenräume, welche unmittelbar praktischen Zwecken dienten, war gleichfalls eine in ihrer Einfachheit höchst gelungene.

Der letzte Monumentalbau, welchen Semper in der Schweiz ausführte, war das schon oben erwähnte Stadthaus in Winterthur. Wir verweisen auf das dort Gesagte und fügen hinzu, daß Semper noch einen Privatbau in Zürich für den Seidenhändler Fierz ausführte, einen modernen Renaissancepalast; ja sogar den Kirchthurm der Gemeinde Affoltern bei Zürich stellte er wieder her. Ein Entwurf für eine katholische Kirche im Stil Bramante's kam nicht zur Ausführung, ebenso wenig der großartige Plan für den züricher Bahnhof. Letzterer wurde vielmehr von dem Architekten Wanner unter Benutzung von Semper'schen Ideen erbaut. Gleichwol wuchs in der Schweiz das Ansehen Semper's ganz gewaltig. Sein Sohn Hans bringt darüber folgende Angaben bei:

Es ging fast keine wichtige Concurrenz vorüber, zu welcher Semper nicht als Preisrichter herangezogen wurde. Die höchste Ehre aber erfuhr er, als selbst die

Digitized by Google

Italiener sein Urtheil verlangten; 1867 entschied er sich bei Gelegenheit der Domfaçadenconcurrenz für den Entwurf Cipolla's, 1869 gehörte er einem Preisgericht in Palermo an, welches dort die Pläne für ein neues Theater begutachten sollte. Endlich ging er auch 1866 als eidgenössischer Commissar nach Paris an die dortige Weltausstellung, wo einer seiner Schüler die Baulichkeiten der schweizer Abtheilung entworfen und farbig ausgeschmückt hatte.

Auch zwei Entwürfe stammen aus der schweizer Zeit Semper's, und zwar für zwei Theater, ein solches für Rio de Janeiro und eins für München. Das Semper'sche Project für das erstere wurde zwar als das schönste anerkannt, aber wegen der allzu großen Kosten desselben nicht ausgeführt. In der Hauptsache schließt es sich dem Grundriß des abgebrannten dresdener Hoftheaters an: der Zuschauerraum tritt als äußerer Halbkreis heraus, woran sich das einfach gehaltene viereckige Bühnenhaus mit seitlichen Einfahrtshallen legt. An die rückwärts noch angelegten Bautheile schließt sich zu beiden Seiten ein dorischer Pilasterporticus an, welcher einen tropischen Garten einfaßt. Charakteristisch aber sind folgende Züge, welche einen Fortschritt über das dresdener Hoftheater hinaus bedeuten. Das Bühnenhaus ragt über die andern Theile des Gebäudes als besonderer Giebelbau empor; hierzu stimmt die dem Halbrund vorgestellte Exedra und die Saalbauten an den Seiten des Bühnenhauses. Speciell der vorspringende Portalbau des Zuschauerraumes ist durch eine frei in die Luft ragende kaiserliche Tribünennische bereichert. Die Exedra und die Säle haben durch zwei Geschosse gehende korinthische Säulen und eine figurenreiche Attika erhalten, die Exedra obendrein noch einen Giebel mit kuppelförmigem Aufsatz und eine Quadriga darauf. Die Umfassungsmauer des Zuschauerraums wächst über die concentrischen Foyers hinaus, bedeckte Säulengänge schließen das Halbrund viereckig ein, Fontainen füllen die Zwickelräume aus. Aehnlich war der Entwurf zu einem Festtheater in München, welches nach dem Wunsche des Königs Ludwig II. von Baiern zunächst der Aufführung der Nibelungen-Trilogie von Richard Wagner dienen sollte (1865). Die Ausführung dieses ebenso großartig gedachten als einzig schön gelegenen Theaters wurde durch eine Wagner feindliche Partei hintertrieben. Im Zuschauerraum erhoben sich die Sitze amphitheatralisch wie im antiken Theater, zu den Seiten des Auditoriums befinden sich je zwei Treppen, vor demselben das bogenförmige Foyer mit einer Exedra in der Mitte. Hinter dem Auditorium liegt ein leerer Zuschauerraum, in welchem sich das für den Zuhörer unsichtbare Orchester befindet. Nunmehr folgt die Bühne, versehen mit einem Proscenium, auf welchem sich zunächst die Handlung abspielt. Saalbauten schließen sich flügelartig den Treppenhäusern an, deren Parterre Unterfahrten enthält. Das Bühnenhaus überragt den Zuschauerraum. Foyers und Anbauten sind als zweistöckige Arcaden mit doppelten Rustikapfeilern im Parterre, gekuppelten Säulen in der Etage, behandelt. Der Bau sollte liegen unweit des Maximilianeums, auf der Höhe des Gasteig, zu welchem von der die Isar überschreitenden Brücke aus mächtige Freitreppen emporführten. (Nach K. Lipsius.) So bedauerlich es bleibt, daß dieses münchener Hoftheater nicht zur Ausführung gelangte, so blieb doch der Kern der Semper'schen Idee im neuen dresdener Hoftheater erhalten.

Digitized by Google

Ein Schmerzensruf ging durch ganz Deutschland, als am 21. Sept. 1869 das alte dresdener Hoftheater abbrannte; man sah ja dieses vollendetste Jugendwerk Semper's nicht blos als sächsisches, sondern als Nationaleigenthum an. Unter dem Druck der allgemeinen öffentlichen Meinung und auf ausdrücklichen Antrag des Landtages übertrug die sächsische Regierung an Semper, den greisen Meister, die Ausarbeitung eines neuen Planes. Bereits gegen Ende des Jahres 1870 sandte Semper den Entwurf zu einem neuen Theater ein und fand derselbe bis auf geringe Abweichungen auch die wünschenswerthe Genehmigung. Nur die auf Säulen ruhende Königsloge wurde weiter in das Parterre vorgeschoben. Gottfried Semper konnte die Leitung des Baues nicht übernehmen, weil er für Wien allzu sehr beschäftigt war. Er übertrug sie deshalb seinem ältesten Sohne Manfred, welcher sich um die von seinem Vater vernachlässigte Detaillirung große Verdienste erwarb und unter Ueberwindung vieler Schwierigkeiten es dahin brachte, daß am 2. Febr. 1878 das neue Hoftheater eröffnet werden konnte.

Das Gebäude ist gewissermaßen Semper's künstlerisches Glaubensbekenntniß in Bezug auf den modernen Theaterbau: es enthält die Verwirklichung aller der neuen Ideen, welche Semper seinen Entwürfen für die Theater in Rio de Janeiro und München einverleibt, aber unausgeführt gesehen hatte. Die vordere Front bildet nicht mehr einen vollen Halbkreis, sondern nur einen Kreisausschnitt (Bogensegment), wodurch dessen rein ideale Bestimmung scharf markirt wird; der wirkliche Zuschauerraum hingegen wird bis zum vierten Rang hinauf in vollem Halbkreis geschlossen. Da nun aber die geradlinigen äußern Seitenabschlüsse des Zuschauerraums viel länger wurden als am niedergebrannten Theater, so gewann Semper eben in diesen viel mehr Raum für Unterfahrten, Vestibule und Treppenhäuser; vom ästhetischen Standpunkte aus angesehen gewann er einen symmetrischen Wechsel zwischen geraden und gebogenen Linien an einem und demselben Haupttheil des Gebäudes. Ferner nahm er von jenen Entwürfen herüber das herrliche architektonische Motiv, daß er die Gliederung jenes vordern Kreisausschnittes sich zusammenfassen ließ in einen zweigeschossigen Portalbau, welcher gipfelte in der königlichen Exedra.

Wenn ferner das Bühnenhaus mit seinem Giebeldach viel höher und selbständiger den Zuschauerraum überragte, als dies beim alten Theater der Fall gewesen war, und umgekehrt die Rücken und Seitenanbauten des Bühnenraumes (Ankleidezimmer u. dgl.) möglichst niedrig gehalten waren, so fand hier eine ähnliche Steigerung des Höhenverhältnisses an einem Kunsttempel statt, wie sie das Mittelalter an großen gothischen Kathedralen geliebt hatte (Seitenschiffe, Hauptschiff, Thürme). Jedenfalls trat die Bestimmung und demnach die Charakterisirung der einzelnen Haupttheile so scharf als möglich heraus; der innere Organismus spricht sich nach außen in einer Deutlichkeit aus, daß die Harmonie des Gesammteindruckes getrübt und die Einheit des Ganzen auf den ersten Anblick als gesprengt erscheint. Wir unsererseits aber verneinen ganz bestimmt, daß das Uebermaß der Charakteristik die Schönheit, das Individuelle das Gemeinsame verdrängt habe; Semper's Genius hat vielmehr dem Gebäude mit urgewaltiger Hand das Gepräge eines Geistes, eines Stiles aufgedrückt, seine Schöpfung ist die vollendetste

Digitized by Google

Ausprägung des Genius der reinen Architektur, während das alte Hoftheater einen Zusatz des malerischen Elements enthielt. Das alte Hoftheater athmete in der geschlossenen Harmonie mehr griechischen, das neue mehr deutschen, aber mit den edelsten Elementen der menschheitlichen Cultur gesättigten Geist; das alte ist die künstlerische Verklärung des in Kunst und Wissenschaft aufgehenden Geistes des alten Deutschland vor 1866, das neue ist das architektonische Spiegelbild des Geistes der neuen Zeit, jenes Reiches, welches der individuellen Freiheit größern Raum läßt als das alte, und machtvoll unerschütterlich nicht blos Kunst und Wissenschaft, sondern alle Culturaufgaben einer höhern Epoche umspannt. Wie einst Schiller fast zehn Jahre vor dem deutschen Freiheitskriege in seinem „Wilhelm Tell" doch den Geist desselben geschildert hatte, so empfand auch der mit Englands und der Schweiz Freiheit gesättigte Semper die Größe der neuen Zeit, bevor sich diese politisch consolidirt hatte. Originalität der Erfindung, absolute Durchdringung von Zweckmäßigkeit und Schönheit, kraftvollster Bewegung und erhaben heiterer Ruhe stempeln dieses Gebäude zu einer der ersten Leistungen der Baukunst überhaupt. Man hat ferner die schwere klobige Rustik getadelt, weil sie eher zu einem Festungswerke als zu einem Theater passe; für die festlich heitere Stimmung eines Theaters müsse die Säule zwischen Arcaden in ihrer schlanken Anmuth das erste Wort haben. Wir gestehen, daß uns ein Mäkeln mit solchen Gründen unverständlich ist. Wenn ein Hoftheater ersten Ranges in der Flut der neuzeitlichen Theatermisère das Banner der ernsten Muse hochhalten und zunächst der idealen Läuterung, erst dann aber dem ästhetischen Genusse zu dienen hat, so muß es auch äußerlich architektonisch diesen strengen, heiligen Ernst widerspiegeln. Wenn ferner ein Gebäude von so gewaltigen Dimensionen in seinen obern Geschossen und besonders in der Exedra sich mit so großartiger Pracht, mit einer so gesteigerten Zusammenfassung aller drei bildenden Künste aussprechen soll wie dieses Theater, so muß doch nothwendig die Krone aus einem festen Stamme, die Freiheit aus der Nothwendigkeit, das Flüssige aus dem Festen, mit einem Worte: die Herrlichkeit aus der unerschütterlichen Macht herauswachsen.

Semper hat von seinen unausgeführten Theaterprojecten herübergenommen die Gliederung des Rustikauntergeschosses durch dorische Pilasterpaare, Nischen und Arcaden im Segmentbau der Foyers; auch ließ er die gekuppelten Rustikapilaster sowie die Bogen der Thür- und Fensterarcaden sich fortsetzen in dem Untergeschoß der Seitenflügel. Das Mittelglied zwischen der strotzenden Kraft des Untergeschosses und dem rein idealen, sich selbst übergipfelnden Leben der Exedra bildet dann das zweite Geschoß, dessen korinthische Halbsäulenpaare, Arcaden, Nischen denen des untern durchaus entsprechen.

Je weiter das Gebäude von vorn nach hinten zu sich entwickelt, um so einfacher wird es; mit einem Gloria in excelsis genio artis beginnt es in der Exedra, mit einer nüchternen Hinterbühne nebst Zubehör endigt es. Dieser Richtung von vorn nach hinten entspricht zum Glück nicht diejenige von unten nach oben. Wol verliert sich auch hier der schmuck- und lebenvollste Unterraum der Bühne, des Parkets und der Logen in die Trivialität des Schnürbodens; aber diese durch Erfordernisse der Praxis bedingte Höhentendenz wird verdeckt durch die Höhen-

Digitized by Google

richtung rein idealer Natur, welche sich in der Exedra als dem idealen Herzen der Außenarchitektur ausspricht. Endlich aber ist diese Exedra mit ihrer Höhenrichtung ein meisterhaftes Gegengewicht zu den breiten Horizontalgurten, durch welche Semper die einzelnen Geschosse scharf zu scheiden liebt. Wenn nun aber diese Höhenrichtung der Exedra fortklingt in den Pfeilern und Säulen, Lisenen und Akroterien der ansteigenden Geschosse des Zuschauer- und des Bühnenraumes; wenn ferner die Architektur hier wie sonst nirgends bei Semper gipfelt in freistehenden bekrönenden Statuen und Gruppen: athmet diese Höhenrichtung der Renaissance nicht eine ähnliche Idealität der Kunst, wie die Höhenrichtung der Gothik die Idealität der Religion ausprägt?

Was die Lage des Baues anlangt, so brauchte die Rücksicht auf die einst geplante stilistische Verbindung des Theaters mit dem Zwinger nicht mehr zu walten, seitdem letzterer Bau durch das Museum seinen Abschluß gefunden. Um letzteres in seiner Längenausdehnung gegen den Theaterplatz freizugeben, wurde das neue Theater so weit zurückgeschoben, daß die vordere Stirnseite der Unterfahrt mit der nordwestlichen Seitenfront des Museums in eine Fluchtlinie fiel. Wie jedes Gemälde, so muß auch dieses Gebäude vom richtigen Standort aus gesehen werden: ein solcher ist nur der Theaterplatz; denn die alte Brücke oder die Brühl'sche Terrasse liegen zu entfernt und lassen deshalb die Einzelheiten von den scharf umrissenen Haupttheilen verschlungen werden. Wenn nun dieses neue Theater, welches um 2300 Quadratmeter das abgebrannte an Ausdehnung übertrifft, mehr als 4 Mill. Mark gekostet hat, so ist diese gewaltige Summe nicht blos aus den übertriebenen Preisen der damaligen Materialien und Arbeitskräfte zu erklären, sondern ebenso sehr aus dem reichen plastischen und malerischen Schmuck, welchen das Gebäude am Aeußern wie am Innern empfangen hat. Hervorragende Architekten, wie Konstantin Lipsius u. a., haben nun freilich in die Welt hinausgeschrieben, daß das Innere des neuen Hoftheaters den Eindruck planvoller Steigerung, stufenweiser Vorbereitung auf das Letzte ebenso wenig gewähre, als Erfüllung der durch das Aeußere auf das höchste gesteigerten Erwartungen. Wol sei die Ausgestaltung des Innern eine weit großartigere und opulentere als die des alten Theaters; aber der Zuschauerraum habe wenig von der Großartigkeit der Behandlung, welche man dem Aeußern nach zu erwarten berechtigt sei, es fehle dem Innern an Genialität und kühnem, großartigem Griff u. s. w.

Zunächst verstehen wir nicht, wie die stufenweise Vorbereitung auf das Letzte durch die drei bildenden Künste in einem andern Gebäude so möglich sein soll wie in einer gothischen Kathedrale; wir begreifen nicht, wie das Innere dieses Theaters ärmer sein soll als das Aeußere, da doch in ersterm alle drei bildenden Künste zusammenwirken und insbesondere das reiche Leben der Farbe zum vollsten Ausblühen gelangt; wir verstehen nicht, wie das Innere das Aeußere überbieten könne, da doch ersteres unendlich mehr durch die Erfordernisse der Praxis bedingt, d. h. zerrissen ist, als das letztere. Endlich müssen wir aussprechen, daß wol ein Gebäude sich von innen nach außen entwickeln soll, daß aber nicht das Innere allemal reicher sein kann als das Aeußere. Wie vielmehr die decorative Ausstattung eines Museums sich beschränken muß zu Gunsten der in den Innenräumen

Digitized by Google

aufgestellten Kunstwerke, so auch darf die innere Ausschmückung eines Theaters nicht das künstlerische Gesammtleben der Bühne überwuchern. Weit entfernt, daß man im neuen dresdener Hoftheater das Innere nicht reich genug ausgestattet hätte, ist man vielmehr bis an die Grenze des erlaubten Reichthums herangegangen. Auch K. Lipsius erkennt das an, wenn er sagt: „Das Innere des Theaters hat Schönheiten von großem Werth: die obern Treppenvestibule, das Foyer, die Logenränge von der Prosceniumsloge bis zur Mittelloge, Schönheiten in Bezug auf perspectivischen Reiz, räumliche Wirkung, charakteristischen Ausdruck, auf den glücklich getroffenen Maßstab, auf die außerordentlich harmonische Farbenwirkung und auch im Detail eine Fülle künstlerischer Schönheiten."

Entwerfen wir demnach in flüchtigen Umrissen ein Bild von der Raumdisposition, und besonders der plastischen wie malerischen Ausschmückung des Gebäudes.

Die Längenachse des Theaters läuft parallel mit derjenigen des Museums; die Hauptachse klingt aus in der Exedra als dem Haupteingang; die reiche Gliederung des Grundrisses (in horizontaler Linie) verlangte als Gegengewicht eine entsprechende Bewegung und Gruppirung im Aufbau (in senkrechter Linie). Das ganze Gebäude ist 82 Meter lang, 78 Meter breit mit den seitlichen Unterfahrten, 62 Meter ohne dieselben, 40 Meter hoch bis zum First des Bühnenhauses, ein ausgezeichnetes Wohlverhältniß aller Grundmaße. Der Exedrabau hingegen ist 26 Meter hoch, 95 Meter breit. Ihr unterer, als Haupteingang behandelter Theil ist überwölbt durch ein reich cassettirtes Tonnengewölbe; der obere, etwas zurückspringende Theil hat eine Höhe von 7,3 Meter Breite und 10,4 Meter Höhe und bildet eine halbkreisförmige Nische, welche durch eine größere Thür vom obern Foyer aus betreten werden kann. Diese Nische ist ausgestattet mit prachtvollem Schmuck in Stucco lustro, plastischen Füllungen und Malereien in intensiven Farben. Die Halbkuppel des Gewölbes trägt die in Wachsfarben gemalten Bilder der drei Grazien, des Marsyas und Apollo; diese in Medaillons gefaßten Bilder hat Paul Kießling ausgeführt. Auf den verkröpften Seiten vorn und zur Seite des Halbkugelgewölbes der Exedra stehen vier in Sandstein ausgeführte Figuren: Terpsichore, Thalia, Melpomene und Polyhymnia. Als Krone des Ganzen erhebt sich aus dem Balustradengesims der Halbkuppel ein hohes Postament, worauf eine von Johannes Schilling modellirte bronzene Gruppe steht: Bacchus und Ariadne in einer Pantherquadriga. Zwischen den Säulenpaaren, welche den untern Haupteingang flankiren, thronen auf gewaltigen Untersätzen die sitzenden Kolossalgestalten von Goethe und Schiller, welche Rietschel einst für das alte Theater geschaffen und die man dem Brande abgewonnen hatte. Diesen deutschen Dichterfürsten entsprechen in den Nischen der beiden Seitenfronten der Vestibule die Tragiker Sophokles und Euripides, Shakspeare und Molière; alle sind von der Meisterhand Hähnel's. Ueber den Säulenpaaren in der Front erheben sich je zwei zusammengehörige Gestalten des modernen und des antiken Dramas. Auf der Zwingerseite stehen: Macbeth und Lady Macbeth, Mephistopheles und Faust, Don Juan und der steinerne Gast, Oberon und Titania; auf der Elbseite: Zeus und Prometheus, Antigone und Kreon, Medea und Jason, Bacchanten und Satyr. Die architektonischen Details haben nur an den Schlußsteinen der Bogenöffnungen,

Digitized by Google

sowie in einem zwischen den Säulencapitälen des Obergeschosses eingefügten Fries ornamentalen Schmuck. Ebenso trägt das Giebeldreieck des Bühnenhauses nur ganz einfaches Ornament: eine Lyra in der Mitte, je ein Greif an den Ecken bekrönen den Giebel. Die Façaden der hintern Hälfte des Hauses sind nur durch Pilaster gegliedert und mit keinem Fenster durchbrochen. Den einzigen Schmuck der hintern Seite bildet das von den Genien der Liebe und der Gerechtigkeit gehaltene sächsische Wappen; ein dazugehöriger ornamentaler Fries enthält das Medaillonbild von Gottfried Semper.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier eine genaue Beschreibung der innern Raumvertheilung geben wollten. Zeigt doch der Grundriß eine großartig naturgemäße Anordnung aller Theile; weisen doch die hintere kleinere Hälfte des Bühnenraumes nebst Zubehör und die vordere größere Hälfte des Zuschauerraumes mit Nothwendigkeit aufeinander hin; erkennt man doch sofort, daß erstere für die letztere da ist. Der unmittelbar der Bühne gegenüberliegende Kern des Ganzen enthält zunächst diejenigen Räume, welche unmittelbar dem Bedürfniß der Hörer dienen; an dieselben legen sich rechtwinkelig diejenigen Räume, welche den Verkehr vermitteln vor und nach der Vorstellung, im Kreisausschnitt aber die, welche dem Verkehr während der Zwischenacte dienen. Bis zum dritten Rang hinauf sind Logen, der vierte wird durch einen offenen Balkon gebildet. Die beiden Seitenabschlüsse der vordern Hälfte werden durch zwei stattliche zweigeschossige Vorhallen gebildet, zu welchen man durch breite und überwölbte Unterfahrten gelangt. Je zwei Prachttreppen verbinden die untere mit der obern Vorhalle.

Wenn nun die Außenarchitektur das rechte Verhältniß von Architektur und Plastik zeigt und erstere durch letztere nicht überwuchert werden läßt, so entfaltet nun das Innere die reinste Farbenfreude, ohne in einen Farbenrausch zu verfallen. Hier hat das Reich des gebrochenen Lichtes seinen ganzen Zauber ausgebreitet vor dem staunenden Auge. Die Gesammtstimmung des Theatersaales wird bestimmt durch ein Meergrün, aus welchem die Ornamente weiß auf lichtrosa Grunde heraustreten. Zu diesen zart gebrochenen Grundtönen tritt in wirksamen Gegensatz das tiefe Roth der Brüstungspolster, der Sitze und Sitzlehnen, der Behänge und Hoflogen. Vergoldung ist nur sparsam angewendet; nur im obern Foyer unterstützt sie mit Reliefs die Wirkung der Malerei. Dort sind als Deckengemälde angebracht: in der Mitte die Auffindung des verloren gegangenen Dionysos; in den Ovalen rechts und links: Eros, Psyche, Hymen, Aphrodite, Zeus (nach der Elbe zu), Herakles, Apollo, Persephone (auf der Zwingerseite).

Das Vestibul des ersten Ranges enthält auf der Elbseite als großes Mittelbild: Gruppen des Agamemnon und des Oedipus; die hierzu gehörigen Gewölbeschilder zeigen folgende mit Wachsfarbe gemalte Bilder: Prometheus, Antigone, Medea, Trojanerin, Horatia, Phädra, Iphigenie, Eurydice, Daphne, Nero, Diana, Telemach, Dido, Alceste, Jakob und seine Söhne, Vestalin, Semiramis. Hingegen birgt das Vestibul des ersten Ranges nach der Zwingerseite das große Mittelbild: Apotheose moderner dramatischer Helden, nämlich der poetischen Gerechtigkeit, des Lohengrin, Oberon, Lear und Cordelia, Tamino und Pamina, Tempelherr und Nathan, Jungfrau von Orléans, Faust, Mephistopheles, Traumgestalten. Die

Digitized by Google

dazugehörigen Gewölbeschilder enthalten die Gestalten von Macbeth, Hamlet, Nathan des Weisen, Götz von Berlichingen, Faust, Räuber, Tell, Käthchen von Heilbronn, Nibelungen, Jagd, Donauweibchen, Weiße Dame, Zauberflöte, Fidelio, Hugenotten, Tanhäuser. Die beiderseitigen Wandflächen sind mit farbigem Stuckmarmor bekleidet und mit Pilastern in Cipollino gegliedert.

Die Brüstung des ersten Ranges ist mit plastischen Medaillonporträts geschmückt, welche berühmte Künstler und Künstlerinnen der dresdener Hofbühne enthalten. Auf der linken Seite befinden sich: die Neuberin, Pauli, Fräulein Berg, Dawison, Frau Bayer-Bürck, Emil Devrient; auf der rechten: Faustina Hasse, Bürde-Ney, Mitterwurzer, Schröder-Devrient, Tichatschek.

Der reichverzierte Plafond enthält in den acht Theilen des innern Rundfeldes vier Ovale mit den Musen, sowie vier Medaillons mit Doppelporträts von Dichtern. Der Hauptvorhang, dessen ornamentale Umrahmung die Medaillonbildnisse von berühmten Dichtern und Componisten enthält, trägt in der Mitte die Personificationen der Phantasie, der Dichtkunst (links davon) und der Musik (rechts). Speciell dieser von Keller gemalte Vorhang fand den Beifall des greisen Meisters. Erwähnung verdient endlich auch die rein decorative Ausstattung der Vestibule. Prächtige römische Säulen (dunkelgrüne Schafte mit vergoldeten Basen und Capitälen) stützen das Kreuzkappen-Deckengewölbe, welches mit ornamentaler Malerei auf hellem Grunde decorirt ist. Einzelne Ausstellungen, welche von Architekten an gewissen Theilen dieses ungeheuer complicirten Baues gemacht worden sind, entziehen sich unserer Kritik. Wohl aber möchten wir die Verdienste etwas klarer stellen, welche sich Semper's ältester Sohn Manfred (zur Zeit als Baumeister in Hamburg lebend) um die Ausführung des neuen dresdener Hoftheaters erworben hat. Wenn erzählt wird, daß Dr. Manfred Semper nach den Entwürfen seines Vaters letzteres erbaut habe, so ist eine derartige Ausdrucksweise für das große Publikum mindestens ungenügend. Der Sohn hat einen von den sächsischen Kammern genehmigten Entwurf seines Vaters im Verhältniß von 1 : 100 empfangen; er hat die alleinige Leitung des Baues nicht blos, sondern auch die Vertretung desselben gehabt, da Gottfried Semper nur einigemal auf kurze Zeit während des Baues nach Dresden gekommen ist. Entwürfe von 1 : 100 geben nur die allgemeine Grundlage, aus welcher die Bearbeitung der Einzelheiten und die gerade hier so großartige malerische Ausschmückung des Innern nicht zu ersehen ist. Manfred Semper kann nicht als Bauführer seines Vaters angesehen werden, sondern als congenialer, relativ neu und selbständig schaffender Architekt. Er hat natürlich seinen Vater bei wichtigen Dingen gefragt, aber stets dessen Genehmigung für alle seine Vorschläge gefunden. Wir stellen diese Thatsache um so lieber fest, als Manfred Semper das Misgeschick gehabt hat, noch in einem andern Falle unterschätzt zu werden. In den Jahren 1872 und 1873 arbeitete er nach Skizzen seines Vaters die Entwürfe für das neue darmstädter Hoftheater aus; um Geld zu sparen, führte man diesen gelungenen Entwurf nicht aus, sondern zwang darmstädter Architekten, auf den Ruinen des abgebrannten Theaters ähnlich einen Neubau zu errichten, wie Schinkel in Berlin beim Schauspielhause hatte thun müssen.

Digitized by Google

Ein seltener Glücksstern wollte es, daß Gottfried Semper das architektonische Ideal seines Lebens noch in seinem letzten Jahrzehnt verwirklicht sehen sollte. Es war dies die schon oben erwähnte Idee der römischen Kaiserforen, welche ja um ihrer unvergleichlichen Großartigkeit willen nur höchst selten in der Geschichte der Baukunst eine Verwirklichung finden konnte. Da in der trefflichen Veröffentlichung der „Wiener Monumentalbauten" Semper's hierher gehörige Schöpfungen noch keine authentische fachmännische Darstellung erfahren haben und der in diesen Blättern zu gewährende Raum ohnehin schon erschöpft ist, so müssen wir auf eine sachgemäße Beschreibung und Würdigung dieser Bauten verzichten.

Bekanntlich gehört die Ringstraße in Wien zu den prachtvollsten Straßen der ganzen Welt; als Edelsteine im Ring waren von vornherein in Aussicht genommen öffentliche Monumentalbauten, welche sich an die dortige Hofburg ebenso anschließen sollten, wie einst die Kaiserpaläste in Rom Tempel, Basiliken, Theater, Thermen, Triumphbogen, Ehrensäulen, Gärten u. s. w. in ihren Bannkreis gezogen hatten. Da nun unter den projectirten Bauten die neuen Hofmuseen und ein neues Hofschauspielhaus der Burg zunächst liegen sollten, so wurden im Jahre 1865 die wiener Architekten Hansen, Ferstel, Löhr und Hasenauer beauftragt, Entwürfe für die Hofmuseen auszuarbeiten. Da deren erste Risse keine Genehmigung fanden, so unternahmen Löhr und Hasenauer, neue Pläne für die Hofmuseen anzufertigen. Der Kaiser schickte das eingegangene Material an Semper nach Zürich zur Begutachtung (1869) und übertrug später diesem die Ausarbeitung eines endgültigen Entwurfes. Nunmehr schuf derselbe noch in Zürich einen Gesammtplan, welcher die Hofburg, das Hofschauspielhaus und die durch Triumphbogen mit der Burg zu verbindenden Hofmuseen umfaßte. Nachdem endlich diese Schöpfung den Beifall des Kaisers gefunden, nahm Semper (1871) seinen Aufenthalt in Wien, um die Ausführung der beiden Hofmuseen zu leiten. Wol hat er sich dabei den Architekten von Hasenauer als Gehülfen erwählt mit Rücksicht auf dessen Localkenntnisse; aber es ist unwahr, daß er die Dispositionen der frühern Hasenauer'schen Pläne herübergenommen habe. Die Schüler Semper's haben vielmehr öffentlich bezeugt, daß sie noch in Zürich den Semper'schen selbständigen Entwurf gesehen und daß Hasenauer letzterm nur eine ganz äußerliche Zuthat angehängt habe. Auch während der Ausführung des Baues entwarf Semper in Wien fast alle Details; von Hasenauer rühren nur die Proportionen der Oberlichtsäle und die decorative Ausstattung des Innern her. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die wiener Bauten den greisen Semper noch auf der vollen Höhe seines Schaffens zeigen. Am Schluß aber unserer Darlegungen preisen wir das Geschick, daß unser größter Baumeister nicht blos innerhalb des geographisch abgegrenzten Deutschland, sondern „so weit die deutsche Zunge reicht" die unvergänglichen Spuren seines Genies hinterlassen hat. Lange war er größer als seine Zeit: erst im letzten Viertel seines Lebens holte sie ihn ein. Seinen Ruhm verkünden seine Werke den fernsten Geschlechtern, seine Asche aber gehöre vaterländischem Boden.

Digitized by Google

Die norwegische Reichsgerichts-Action.

Von

Heinrich Martens.

II.

Am 6. April 1883 begann das Odelsthing die Berathung der Anträge des Protokollcomité und schloß dieselbe am 23. April. Der vorerwähnte Antrag der Majorität des Comité wurde mit 53 gegen 32 Stimmen unverändert angenommen. Ebenso stimmte das Thing dem Antrage der Majorität zu, daß von der weitern Verfolgung anderer beanstandeter Handlungen der Minister abzusehen sei. Solche Handlungen waren unter anderm: die Zahlung von Entschädigungsgeldern an die Mitglieder von Storthingscommissionen, welche ohne Genehmigung der Regierung außer der Sessionszeit des Storthings getagt hatten, verweigert, ferner die Forderung des Storthingspräsidenten, das Kassirergeschäft des Storthings einem Storthingsbeamten zu übertragen, zurückgewiesen zu haben u. dgl. m. Bevor der Anklagebeschluß vom Odelsthing gefaßt wurde, waren von mehrern Seiten Versuche zur Anbahnung von Compromißverhandlungen gemacht worden. Anfangs scheiterten dieselben daran, daß sowol die Führer der Radicalen wie das Ministerium sich weigerten, die Verhandlungen mit der Gegenpartei zu eröffnen; alsdann wandten Mitglieder der Opposition sich direct an den damals in Christiania weilenden König, der gleich den Ministern erklärte, daß er von ganzem Herzen eine Verständigung wünsche und seine constitutionelle Mitwirkung zur Erreichung einer solchen nicht versagen werde; er lehnte aber das Verlangen, einige Führer der Opposition zu sich zu berufen, mit der Bemerkung ab, daß er den Storthingsmitgliedern stets zugänglich sei. Inzwischen reiste der König nach Stockholm ab, die Verständigungsversuche zwischen dem „liberalen (radicalen) Verein des Storthings" und der Rechten wurden fortgesetzt. Jener Verein beschloß auf der Basis zu verhandeln, daß ein Compromißvorschlag wegen der Staatsrathsangelegenheit angenommen werde und ein Ministerwechsel eintrete. Die Rechte andererseits erklärte, von weitern Verhandlungen absehen zu müssen, falls man im Widerspruch mit dem §. 12 des Grundgesetzes, welcher bestimmt, daß der König seine Rathgeber nach eigenem Ermessen wählt, die Forderung eines Ministerwechsels aufrecht halte. Hierauf wurden von radicaler Seite die Verhandlungen abgebrochen. Es wurde nunmehr zu weiterer Ausführung des Anklagebeschlusses geschritten. Das Protokollcomité brachte zu dem Zwecke am 4. Mai einen Antrag

Digitized by Google

ein: „1) Daß jeder der elf Minister einzeln unter Anklage zu stellen sei, jedoch solle es dem Actionscomité anheimgegeben werden, unter Umständen mehrere Angeklagte vereint abzuurtheilen; 2) daß ein aus fünf Mitgliedern des Odelsthings bestehendes Actionscomité ernannt werde; 3) daß das Odelsthing drei Personen wähle, welche nach nähern Bestimmungen des Actionscomité das Actorat in den vom Odelsthing unterm 23. April 1883 beschlossenen Reichsgerichtssachen auszuführen; 4) daß vom Präsidium des Odelsthings dem Actorat Abdruck des Antrages des Protokollcomité vom 30. März 1883, sowie der in demselben genannten, die Sache betreffenden Actenstücke mitzutheilen sei, und 5) daß dem Actorat und Actionscomité zugleich mit den Actionsdecreten mitgetheilt werde, was das Odelsthing bezüglich des vorliegenden Antrages beschließen sollte. Die Actionsdecrete und Benachrichtigung von der Ernennung des Actorats und Actionscomité wird dem Justizdepartement und den Präsidien des Storthings und Lagthings zugestellt."

Das Odelsthing nahm am 9. Mai den Antrag fast unverändert an; nur zum ersten Theile des Antrages: daß mehrere Angeklagte gleichzeitig vor Gericht gestellt werden könnten, wurde der Zusatz beliebt: „sofern die Angeklagten nichts dagegen einzuwenden hätten." Das hatten sie nun allerdings nicht, denn am Tage zuvor war ein von sämmtlichen Ministern unterzeichnetes Schreiben eingegangen, in welchem erklärt wurde, daß es ihnen am liebsten sei, wenn die beschlossene Anklage als eine sämmtliche Angeklagten umfassende einzige Sache beim Reichsgericht anhängig gemacht werde. Diesem Wunsche wurde aber nicht entsprochen; die Majorität hatte auch gar nicht die Absicht, demselben zu entsprechen, obgleich sie selbst zugestand, daß die Elftheilung der Anklage mit „verschiedenen Unzuträglichkeiten und Bedenken verbunden" sei. Man befürchtete, wie Sverdrup ganz offen erklärte, daß die Angeklagten in solchem Falle verschiedene Mitglieder des Reichsgerichtes, nicht sämmtlich die gleichen, verwerfen würden, sodaß möglicherweise die radicalen Mitglieder des Gerichtshofes auf ein Minimum reducirt worden wären. Diese Befürchtung erwies sich unbegründet, denn die sämmtlichen Angeklagten verwarfen später dieselben Personen, wodurch die Action wesentlich vereinfacht wurde. Hätten sie chicanös handeln wollen, dann hätten sie elf wirklich verschiedene, d. h. mit verschiedenen Richtern besetzte Reichsgerichte erforderlich machen und den Abschluß der Action um mehrere Jahre verzögern können. In der Odelsthingssitzung vom 9. Mai wurden zugleich die drei Actoren gewählt; es waren die Advocaten Dahl, Bentsen und Blehr, alle drei selbstverständlich enragirte Radicale, und zugleich auch Mitglieder des Storthings. Dahl war schon früher radicales Storthingsmitglied gewesen, aber verschiedener, für ihn nicht eben vortheilhafter Vorgänge wegen längere Zeit nicht wiedergewählt worden. Im übrigen war er jedenfalls der tüchtigere von den drei Vertretern der Anklage, die als Juristen in Norwegen nicht gerade besonders geschätzt werden. Mehrere der angesehensten Advocaten des Landes, welche von der radicalen Majorität des Protokollcomité zur Uebernahme des Actorats ersucht worden waren, hatten abgelehnt, was ihnen um so weniger zu verargen war, als sie gewissermaßen nur als Executoren des Actionscomité fungirt hätten. Zu Mitgliedern des letztern wählte das Odelsthing am 11. Mai: den Bankdirector Sverdrup, Rector Steen, Land-

Digitized by Google

höker Haugland, Postmeister, früherer Kirchensänger Nielsen und Staatsrevisor Berner. In den Händen dieser fünf Männer lag nunmehr die ganze Leitung der Action.

Bevor wir zur Darstellung der letztern übergehen, dürfte es sich zum bessern Verständniß derselben empfehlen, die wesentlichsten Gesetzesbestimmungen in Bezug auf die Zusammensetzung, Geschäftsordnung u. s. w. des Reichsgerichtes anzuführen. Das Grundgesetz bestimmt mit Bezug hierauf in seinem §. 86: „Die Mitglieder des Lagthings bilden zugleich mit dem Höchstengericht das Reichsgericht, welches in erster und letzter Instanz in denjenigen Sachen erkennt, die vom Odelsthing entweder gegen Mitglieder des Staatsrathes oder Höchstengerichts wegen Amtsverbrechen, oder gegen Mitglieder des Storthings wegen Verbrechen anhängig gemacht werden, die sie als solche begehen sollten. Im Reichsgericht hat der Präsident des Lagthings den Vorsitz.“ Sodann §. 87: „Der Angeklagte kann, ohne daß er die Ursache angibt, von den Mitgliedern des Reichsgerichts bis zu einem Drittel verwerfen, jedoch so, daß das Gericht nicht weniger als 15 Personen ausmacht.“ Die nähern Bestimmungen hinsichtlich der Geschäftsordnung des Reichsgerichts enthält das Reichsgerichts-Reglement vom 18. Sept. 1815. Wir entnehmen demselben die folgenden: Wenn die Reichsgerichts-Anklage vom Odelsthing beschlossen ist, übersendet der Präsident des Odelsthings den Anklagebeschluß an den Präsidenten des Lagthings, der die Mitglieder des Gerichts beruft. In der ersten Sitzung des Gerichts wird mit einfacher Stimmenmehrheit vom versammelten Gericht selbst untersucht und entschieden, inwieweit irgendein Mitglied desselben mit dem Angeklagten im Grade von Geschwisterkindern verwandt oder ebenso nahe verschwägert ist, oder aus irgendeinem andern gesetzlichen Grunde nicht im Gericht sitzen darf. Es wird darauf dem Angeklagten überlassen, binnen vier Tagen von seinem Rechte, bis zu einem Drittel des Gerichts zu verwerfen, Gebrauch zu machen, wobei jedoch mindestens vier von den Mitgliedern des Höchstengerichts zurückbleiben müssen. Verwirft der Angeklagte den Präsidenten des Lagthings, dann wählen die zurückbleibenden Mitglieder des Lagthings unter sich selbst einen Präsidenten für das Reichsgericht in dieser Sache, und verwirft er den Justitiarius des Höchstengerichts, dann tritt der oberste zurückbleibende ordentliche Assessor an des Abgelehnten Stelle. Zum Actor ernennt das Odelsthing einen öffentlich bestellten Anwalt und theilt ihm entweder eine schriftliche Instruction in Betreff der Fragen mit, wegen welcher der Angeklagte vor Gericht gestellt ist, oder ordnet ihm ein Comité bei, mit welchem er alles zu überlegen hat, was in der Sache vorgenommen werden soll. Sobald der Actor ernannt ist, kann der Angeklagte sich einen Defensor wählen, oder sich selbst vertheidigen. Die Vorladung wird vom Actor besorgt. Die Reichsgerichts-Verhandlungen sind öffentlich, falls das Gericht nicht aus besondern Gründen das Entgegengesetzte für nöthig hält. Die persönliche Vernehmung des Angeklagten führt der Justitiarius des Höchstengerichts. Zeugen werden von einem Comité vernommen, welches aus zwei Lagthingsmitgliedern und einem Höchstengerichtsmitgliede besteht. Nachdem die Examinationen und Zeugenvernehmungen geschlossen worden sind, wird dem Actor

Digitized by Google

und Defensor eine passende Frist zur Ausarbeitung ihrer Procedur gegeben. Nach Ablauf der Frist trägt der Actor seine Anklage nebst dem Beweise derselben durch Protokolle oder andere Documente, aus denen der Reichsgerichts-Secretär das Erforderliche verliest, vollständig vor und schließt mit dem Strafantrage unter Anführung der Gesetze, auf welche er denselben begründet. Auch den Mitgliedern des Actionscomité kann unmittelbar nach dem Actor das Wort gegeben werden. Alsdann wird dem Angeklagten oder dessen Defensor gestattet, seine Vertheidigung zu führen; hiernach kann der Angeklagte das Wort nehmen. Jede Partei darf im ganzen nur zweimal sprechen. Actor und Defensor haben den wesentlichsten Inhalt ihrer mündlichen Vorträge dem Gericht schriftlich einzuliefern; die Replik und Duplik soll dagegen in der Hauptsache zu Protokoll genommen werden. Dem Angeklagten ist es außerdem gestattet, eine Vertheidigungsschrift einzureichen. Der Präsident erklärt alsdann die Procedur für geschlossen, worauf nach einer höchstens dreitägigen Frist die Votirung des Urtheils ihren Anfang nimmt und ohne Unterbrechung fortgesetzt wird, bis sie abgeschlossen ist. (Diese letztern Vorschriften konnten in der Selmer'schen Sache nicht beobachtet werden, da die Votirung mehrere Tage in Anspruch nahm.) Zuerst votiren die Assessoren des Höchstengerichts, dann die Mitglieder des Lagthings, danach der Justitiarius des Höchstengerichts und schließlich der Präsident. Der zuerst Votirende ist verpflichtet, einen vollständigen Bericht über die Sache zu geben, das maßgebende Gesetz zu bezeichnen und daraus den Urtheilsschluß zu ziehen. Die folgenden Votirenden können, wenn sie wollen, sich kurz auf ein voraufgegangenes Votum beziehen, sind aber verpflichtet ihre Gründe anzuführen, wenn sie anderer Ansicht als ein Vorhergehender sind. Nach beendeter Votirung sammelt der Justitiarius des Höchstengerichts die Stimmen und verfaßt das Urtheil, welches blos in einem Urtheilsschluß bestehen darf, in welchem aber die unter Anklage gestellte That und die angewandten Gesetzesstellen kurz erwähnt werden. Alsdann wird der Angeklagte in den Gerichtssaal gerufen, die Thüren werden geöffnet und der Präsident des Reichsgerichts verliest das Erkenntniß. (Diese Formalitäten sind nur bei Selmer beobachtet worden, bei allen andern Angeklagten nicht.) Abschrift des Erkenntnisses wird, falls das Storthing versammelt ist, dem Präsidenten des Odelsthings zugestellt, der sie nach erfolgter Verlesung dem Präsidenten des Reichsgerichts zurückstellt. Dieser sendet sie durch eine Deputation des Gerichts mit dem Ersuchen um Vollstreckung des Erkenntnisses an die Regierung.

Schließlich existirt noch ein „Verantwortlichkeitsgesetz" vom 7. Juli 1828, welches bestimmt, wegen welchen Verbrechens und zu welchen Strafen die Mitglieder des Ministeriums (Staatsraths) verurtheilt werden können. Hiernach kann derjenige verurtheilt werden, sein Amt zu verlieren, oder sogar für unwürdig zur Bekleidung eines Amtes, einer Würde oder Bedienung erklärt werden, welcher wider das Grundgesetz oder andere geltende Vorschriften durch Vernachlässigung der Amtspflicht, durch Vortrag, Rath oder Beschluß, gefehlt oder dazu mitgewirkt hat, daß den Beschlüssen des Storthings nicht die gesetzlich gesicherte Gültigkeit beigelegt wird. Zu Geldbuße oder, nach Umständen, zu der soeben genannten Strafe kann derjenige verurtheilt werden, welcher veranlaßt oder dazu mitgewirkt

Digitized by Google

hat, daß die zur Vertheidigung des Staates oder zu andern öffentlichen Angelegenheiten bestimmten Mittel nicht, soweit erforderlich, zu dem Zwecke verwendet wurden. Zu Geldstrafe oder, nach Umständen, zur Amtsentlassung kann derjenige verurtheilt werden, welcher, in andern als den in diesem Gesetze ausdrücklich genannten Fällen, eine durch das Grundgesetz oder die Reichsacte vorgeschriebene Amtspflicht vernachlässigt oder derselben zuwidergehandelt hat, ohne sich jedoch dadurch eines Verbrechens schuldig gemacht zu haben. In dem Falle, daß sich ein vor das Reichsgericht gebrachtes Verbrechen nicht unter eine der im Verantwortlichkeitsgesetz gegebenen Strafbestimmungen bringen läßt, sind die Betreffenden nach den im übrigen geltenden Gesetzen zu verurtheilen, sofern diese auf den Fall anzuwendende Bestimmungen enthalten.

Wenn man das norwegische Reichsgericht mit den entsprechenden Institutionen anderer Länder vergleicht, so ergibt sich, daß nirgends, außer in Norwegen, die Majorität des Gerichtshofes von der Majorität der Volksvertretung gewählt wird. Entweder richtet der gewöhnliche höchste Gerichtshof des Landes oder die Erste Kammer der Nationalvertretung, die einen von der Zweiten Kammer unabhängigen Ursprung hat. Nur in Oesterreich hat das Unterhaus des Reichsrathes Antheil an der Zusammensetzung des Gerichts; da aber die Zahl der vom Herrenhause gewählten, und der vom Unterhause gewählten Mitglieder stets gleich groß sein soll, und niemand ohne Zweidrittel-Majorität verurtheilt werden kann, so läßt sich auch dort nichts ohne die Erste Kammer durchsetzen. Die Männer, welche das norwegische Grundgesetz festgestellt, das, wie vorhin erwähnt, die Zusammensetzung des Reichsgerichts bestimmt, haben es offenbar für undenkbar erachtet, daß je von der Majorität des Storthings ein Lagthing zu dem ausgesprochenen Zweck würde gewählt werden, um ein jener Majorität misliebiges Ministerium durch reichsgerichtliches Urtheil zu beseitigen. Ein angesehenes norwegisches Blatt sagte zur Zeit der letzten Lagthingswahl, daß die jetzige Organisation des Reichsgerichts charakteristisch für Sternkammern und Revolutionstribunale sei. So ganz unrecht hat das Blatt nicht. Denn wohin anders als zu revolutionären Zuständen würde es führen, wenn jede momentane Storthingsmajorität, dem Beispiel der jetzigen folgend, die Mitglieder des gegnerischen Ministeriums durch das von ihr beherrschte Reichsgericht zur Amtsentsetzung und zu hohen Geldstrafen verurtheilen oder gar für unwürdig erklären lassen wollte, je wieder ein öffentliches Amt zu bekleiden? Unter der gegenwärtigen Organisation liegt die einzige Garantie gegen Misbräuche hinsichtlich der Zusammensetzung des Reichsgerichts in der Loyalität der Storthingsmajorität. Daß auf diese nicht immer zu rechnen ist, hat die jetzige Storthingsmajorität zur Genüge bewiesen.

Am 18. Mai 1883 trat das Reichsgericht auf Berufung des Lagthingspräsidenten Advocaten Odvam und unter dessen Vorsitz zu einer ersten präliminaren Sitzung zusammen. Es mußte zunächst, den Bestimmungen des Reichsgerichts-Reglements entsprechend, die Richterqualität der Mitglieder des Gerichtshofes geprüft werden, damit die Unberechtigten zum Austritt aufgefordert werden konnten,

Digitized by Google

falls sie nicht freiwillig zurücktraten. Anwesend waren: 1) die 9 Mitglieder des Höchstengerichts: Justitiarius Thomle und die Assessoren Manthey, Saplund, Blich, C. Hansteen, Lambrechts, Ottesen, Ph. Hansteen und Platou; 2) die 29 Mitglieder des Lagthings: Wennberg, Frilseth, Aarflot, Egge, Skaar, Lindstöl, Havig, Kolbenstvedt, Kirkhorn, Iverson, Arctander, Mortensen, Tonning, Hjelmstad, Bentsen, Ovam, Krogh, Löberg, Mustad, Huser, Lange, Jullum, Thomesen, Jaabaek, Bjering, Ueland, Reitan, Leer und Lien. Mit Ausnahme von Löberg, Mustad, Lange, Jullum und Reitan hatten die Lagthingsmitglieder, also 24 von den 29, an dem Beschluß des Storthings vom 9. Juni 1880, der die Minister unter Anklage stellte, weil sie demselben nicht Folge geleistet hatten, theilgenommen und für denselben gestimmt. Im Hinblick hierauf beantragte Assessor Ph. Hansteen, daß diese Herren auszutreten hätten, da sie, wie die Assessoren C. Hansteen und Ottesen weiter ausführten, wegen ihrer Theilnahme an der Anklagesache und ihre Meinungsäußerungen über dieselbe nicht im Besitz derjenigen Unparteilichkeit sein könnten, welche für den Richter erforderlich sei. Die meisten seien sogar ausdrücklich auf Grund eines Parteiprogrammes gewählt, an dessen Spitze die Durchführung des Beschlusses vom 9. Juni stehe, und sie könnten daher um so weniger für unparteiisch gelten, als ihr ganzer politischer Einfluß auf dem Spiele stehe, wenn sie nicht halten könnten, was sie den Wählern versprochen hätten. Ganz besonders gelte dieses in Bezug auf die Herren Ovam (Präsidenten) und L. Bentsen, weil sie das berüchtigte Björnson'sche Wahlmanifest für das Amt Drontheim („Will der König das absolute Veto nicht aufgeben, dann müssen wir das Königthum und die Union aufgeben") unterzeichnet und sich dadurch aufs stärkste gebunden hätten, da sie ja nicht einmal vor der Revolution zurückschreckten, um ihr Programm durchzuführen. Assessor Ottesen beantragte, daß jeder einzelne von den 24 gefragt werden solle, „wie weit er meine, mit der nöthigen Unparteilichkeit die vorliegende Sache betrachten zu können". Aber alle juristischen Gründe und jeder Appell an das Gewissen waren machtlos gegenüber einem Collegium, das vom Storthing gewählt worden war, um das Ministerium zu verurtheilen. Unterstützung fanden die Lagthingsmitglieder allerdings in dem Höchstengerichts-Assessor Lambrechts, welcher erklärte, daß die 24 sogenannten „9. Juni-Männer" wegen ihrer Stellung als Storthingsmitglieder am 9. Juni 1880 genöthigt waren, sich zu äußern und zu entscheiden, und daß es nicht ihre Schuld sei, daß das Storthing sie 1883 ins Lagthing gewählt habe, welches jetzt in Betreff jenes Beschlusses erkennen solle. Lambrechts räumte jedoch ein, man sei im vorliegenden Fall der Grenze zwischen Competenz und Incompetenz so nahe, daß in Betreff des einzelnen wenig dazu gehöre, um die Grenze als überschritten zu betrachten: speciell gelte dieses in Betreff Ovam's und Bentsen's, welche das aufrührerische Manifest unterschrieben hätten; diese seien als vollständig unfähig zur Ausübung der Richterfunction in vorliegender Sache zu betrachten. Hansteen und Ottesen replicirten hierauf, daß die 24 „9. Juni-Männer" an jenem Tage nicht nur eine Meinung ausgesprochen, sondern sich auch durch ihre Abstimmung gebunden hätten; ihre Ansicht sei also zur That übergegangen. Hansteen fand es gegen alle Forderungen der Gerechtigkeit streitend, ja sogar empörend, daß Männer, die eines Tages einen

Digitized by Google

Beschluß gefaßt hätten, später über andere zu Gericht sitzen sollten, die sich geweigert, die Gesetzlichkeit dieses Beschlusses anzuerkennen; es sei erklärlich, fuhr er fort, daß man empört werden könne, wenn man Zeuge der Art und Weise gewesen sei, wie das Reichsgericht zu Stande gekommen: Einziehung von zwei Höchstengerichts-Assessorstellen, dreijährige Aussetzung der Sache und endlich die Besetzung des Lagthings ausschließlich mit Leuten einer einzigen Partei. Trotzdem wurde mit 30 (das Lagthing und Assessor Lambrechts) gegen 8 (die übrigen Stimmen im Höchstengericht) bestimmt, daß die 24 „9. Juni-Männer" über ihre eigene Competenz votiren sollten, worauf mit gleicher Stimmenzahl die Competenz der 24 anerkannt wurde. Ovam's Habilität wurde an demselben und diejenige Bentsen's am nächsten Tage (19. Mai) mit 29 gegen 9 Stimmen (Lagthing gegen Höchstengericht) anerkannt. Assessor Ottesen forderte Bentsen auf, sich darüber auszusprechen, mit welchen Mitteln er sich gedacht habe, „von der königlichen Gewalt" sich loszusagen, falls diese nicht das absolute Veto aufgeben wolle; ihm (Ottesen) sei es unklar, da er sich nicht denken könne, daß ehrenhafte Männer ungesetzliche, revolutionäre Mittel gebrauchen wollten, denn gesetzliche Mittel, das Königthum abzuschaffen, kenne er nicht. Bentsen schwieg. Damit war die Competenzfrage vorderhand erledigt. Am 21. Mai wurde dann die Frage der Grenze des Ablehnungsrechtes discutirt, nämlich die, ob die Angeklagten berechtigt seien, bis zu 13 oder 12 (ein Drittel von 38) Mitgliedern des Gerichts abzulehnen. Die Beschlußfassung wurde bis zu erfolgter Erklärung der Angeklagten ausgesetzt. Nachdem diese erfolgt war, wurde am 30. Mai entschieden, daß die ersten 12 von den 13 vom Staatsminister Selmer und mit ihm von den übrigen Angeklagten namhaft gemachten Mitglieder des Gerichts auszutreten hätten. Die 12 waren: Ovam, Thomesen, Arctander, Bentsen, Mortensen, Hjelmstad, Jaabaek, Löberg, Krogh, Aarflot, Jullum und Ueland; als 13. war Bjering genannt worden. Da sowol der fungirende Präsident Ovam wie der Vicepräsident des Lagthings Arctander als Richter abgelehnt worden waren, wurde am 1. Juni der Oberförster Lange von den zurückgebliebenen 17 Lagthingsmitgliedern zum Präsidenten des Reichsgerichts gewählt. Das Reichsgericht bestand demnach, außer den 9 Mitgliedern des Höchstengerichts, aus folgenden 17 Mitgliedern des Lagthings: Oberförster Lange (Präsident), Lehnsmann (communaler Bezirksbeamter) Wennberg, Landwirthe Frilseth, Egge, Skaar und Lindstöl, Lehnsmänner Havig und Kolbenstvedt, Kirchensänger Kirkhorn, Schullehrer Iverson, Landwirth Tonning, Obergerichtsanwalt Mustad, Landwirthe Huser und Bjering, Schullehrer Reitan und Landwirthe Leer und Lien. Da auch die Lehnsmänner in Norwegen meistens Landleute sind, bestand also das Reichsgericht fast zur Hälfte aus Landleuten (Bauern), und nur ein einziger Jurist (Mustad) befand sich unter den 17 Lagthingsmitgliedern.

Am 6. Juni wurde der Staatsminister Selmer zum 7. Aug. vor das Reichsgericht geladen („vor uns, die Reichsgerichts-Richter Norwegens", hieß es in der Vorladung). Die beiden ersten Sitzungen am 7. und 8. Aug. wurden durch die Verhandlungen über die Ausdehnung des Ablehnungsrechtes ausgefüllt; das Gericht entschied, daß nur 12 Mitglieder abgelehnt werden könnten. Am 17. Aug. begann alsdann der vom Angeklagten erwählte Vertheidiger, Höchstengerichts-

Digitized by Google

Advocat Bergh, seine Deductionen über die Berechtigung der Richter und beendete dieselben am 23. Aug., worauf die Einrede des Actors-Advocaten Dahl erfolgte, die am 1. Sept. abschloß. Es folgte dann beiderseits eine Duplik, mit der am 12. Sept. geschlossen wurde. Am 17. Sept. erkannte das Reichsgericht, daß die sämmtlichen Mitglieder des Gerichts an der Entscheidung über die erhobenen Einsprüche theilnehmen sollten, und am 18. Sept. wurde erkannt, daß dem vom Vertheidiger gegen 11 Mitglieder des Gerichts erhobenen Protest keine Folge zu geben sei. Es blieb also bei den Vorentscheidungen des Reichsgerichts. Ein dänischer Gelehrter, Professor Scharling, nannte diese Entscheidung und überhaupt die ganze Zusammensetzung des Reichsgerichts einen „Hohn gegen alle Rechtspflege".

Nachdem die Formalitäten erledigt worden waren, vertagte das Reichsgericht die weitern Verhandlungen bis zum 4. Oct. Der Vertheidiger Bergh beantragte in dieser Sitzung zunächst die Ernennung eines Zeugencomité, sodann, daß die Zulassung von drei Vertheidigern gestattet werde, von denen jeder die Vertheidigung in Bezug auf eine der drei Anklagepunkte übernehme, und endlich eine weitere Vertagung der Verhandlungen bis zum 19. Oct. Die beiden letztern Anträge wurden genehmigt, der erste abgelehnt. Am 19. Oct. mußten indessen die Verhandlungen abermals ausgesetzt werden, weil am 20. Oct. eine Zeugenvernehmung stattfand. Es wurden auf Antrag der Vertheidigung der frühere Minister Motzfeldt, der Amtmann Blackstad und der Rector Steen wegen Aeußerungen vernommen, die der letztere im Jahre 1880 bezüglich des absoluten Vetos gethan hatte. Constatirt wurde durch die beiden ersten Zeugen, daß Steen (1883 Vorsitzender des Anklage-[Protokoll]-Comité und jetzt Mitglied des Actionscomité) 1880 erklärt hatte, man „komme um das absolute königliche Veto nicht herum"! Zur Erklärung dieses seltsamen Meinungswechsels dient vielleicht der Umstand, daß Steen, wie schon erwähnt, damals Aussicht zu haben glaubte, ins Ministerium berufen zu werden!

Am 22. Oct. begann endlich die Verhandlung in Sachen des Angeklagten Staatsministers Selmer. Zu seinen Vertheidigern hatte derselbe, gemäß Reichsgerichts-Beschluß vom 4. Oct., außer Bergh die Höchstengerichts-Advocaten Heffermehl und Heyerdahl ernannt, welche drei wol den ersten Juristen des Landes zugezählt werden können. Actor Dahl schloß die Begründung der Anklage am 8. Nov.; sein Antrag ging dahin, daß der Angeklagte wegen seiner landesschädlichen Handlungen seines Amtes zu entsetzen und für unwürdig zu erklären sei, künftig irgendein öffentliches Amt oder eine öffentliche Stellung zu bekleiden, sowie ihm auch die Kosten des Processes aufzuerlegen seien. Advocat Bergh begann hierauf die Vertheidigung bezüglich des ersten Anklagepunktes, welche am 19. Dec. schloß. An demselben Tage machte das Reichsgericht Ferien bis zum 10. Jan. 1884. Die Vertheidigung in Betreff des zweiten und dritten Anklagepunktes brachten die Advocaten Heffermehl und Heyerdahl bis zum 15. Jan. zum Abschluß. Die sich hieran schließende Replik des Actorats endete am 30. Jan., die Duplik der Vertheidigung am 18. Febr. Erstere führten die Advocaten Blehr und Dahl (Advocat Bentsen erkrankte); letztere die Advocaten Heffermehl, Heyerdahl und Bergh aus. Bergh schloß die Vertheidigung mit dem Antrage auf

Digitized by Google

vollständige Freisprechung des Angeklagten, worauf dieser selbst noch einige Worte an den Gerichtshof richtete. Staatsminister Selmer sagte, daß er nicht die Verfassungsfragen und Anklagepunkte, welche Gegenstand der Verhandlungen gewesen seien, noch weiter erörtern, sondern sich lediglich vor dem Gericht über sein persönliches Verhalten als Mitglied des Staatsrathes aussprechen wolle. Der Vorwurf, daß das jetzige Ministerium, dessen Vorsitzender zu sein er die Ehre habe, ein Kampfministerium sei, welches die Rechte des Storthings beschränken wolle, sei ebenso unberechtigt wie der, daß es dem Ministerium an Kraft fehle, unberechtigten Angriffen zu widerstehen. Der Leitstern für die Handlungsweise des Staatsrathes sei vor allem die Treue gegen die Verfassung des Landes gewesen, und in Uebereinstimmung damit stehe auch die Grundregel, welche er von dem Augenblick an, als er in den Rath des Königs berufen worden sei, zu befolgen gesucht habe, nämlich die, niemals dem König einen Schritt anzurathen, durch welchen derselbe entweder die Ausübung eines dem Storthing zustehenden Rechtes Hindernisse in den Weg gelegt oder das Machtgebiet des Storthings überschritten hätte; den König von etwas derartigem abzurathen habe er niemals Gelegenheit gehabt. Andererseits habe er es für seine ebenso unbedingte Pflicht gehalten, über die der königlichen Gewalt durch das Grundgesetz zugesicherten Prärogative zu wachen und dem Könige nicht die Zustimmung von Beschlüssen zu empfehlen, die vom Staatsrath nach sorgfältigster Prüfung als Eingriffe in das Gebiet der ausübenden Gewalt erachtet wurden. Ob er in dieser Beziehung stets das Richtige gefunden habe, müsse er dahingestellt sein lassen; seine Vorsätze und Bestrebungen hätten jedenfalls stets die angegebene Richtung befolgt. Die Verfassungsfragen, über die verhandelt werde, seien von so principieller und eingreifender Bedeutung, daß jeder, der eine feste Ueberzeugung bezüglich derselben hege, unmöglich, weil eine Majorität der Nationalversammlung die Fragen anders auffasse, einen seiner Ueberzeugung widersprechenden Rath geben könne, ohne daß ihn sein eigenes Bewußtsein als schuldig der Untreue gegen die Verfassung brandmarken müßte. Da er ferner in den vorliegenden Verfassungsfragen die Ansicht vertreten habe, zu welcher sich die Vertreter der Wissenschaft wie auch das Storthing wiederholt und ausdrücklich in feierlichen Erklärungen bekannt, sehe er dem Urtheil des Gerichts ruhig entgegen. Falle dieses gegen ihn aus, dann würde ihn das gewiß tief schmerzen; aber weit schmerzlicher werde es alsdann sein, daß es politischer Irreleitung gelungen sei, das Land seines kostbarsten Schatzes, des Schutzes, zu berauben, den die Gerichte rechtschaffenen Handlungen gewähren sollten. Nicht um sich und sein Schicksal sei er besorgt, sondern um sein Vaterland, dessen Ehre und dessen Zukunft!

Am 27. Febr. 1884 wurde das Urtheil verkündet; es lautete wie folgt:

„Staatsminister Christian August Selmer soll, weil er dem König angerathen hat:

„I. den Beschluß des Storthings vom 17. März 1880 über den Zutritt der Staatsräthe zu den Verhandlungen des Storthings nicht zu sanctioniren und in Kraft treten zu lassen;

„II. den Beschluß des Storthings vom 14. Juni 1882 über die Bewilligung

Digitized by Google

für die Volksbewaffnungsgesellschaften und den Centralverein zur Förderung von Körper- und Waffenübungen nicht auszuführen;

„III. theilweise dem Beschluß vom 16. und 17. Juni 1882, betreffend das Löhnungsregulativ für die Centralverwaltung der im Betrieb stehenden Eisenbahnen, Folge gegeben zu haben,

„für Post I. nach dem Gesetz vom 7. Juni 1828, §. 1, Litr. e (vgl. §. 30 des Grundgesetzes), und für die Posten II. und III. nach dem §. 6 desselben Gesetzes*) (vgl. §. 30 des Grundgesetzes**]),

„sein Amt als Staatsminister und Mitglied des Rathes des Königs verwirkt haben.

„Außerdem hat er an Honorar an die Actoren, Höchstengerichts-Advocat W. S. Dahl und die Obergerichtsanwälte Bentsen und Blehr, zusammen 15000 Kronen zu entrichten, ferner an den Erstgenannten für Auslagen 2725½ Kronen, sowie an den Actor und Defensor bei den Zeugenvernehmungen in Lillehammer und Overhalden die ihnen zuerkannten Salaire von resp. 100 und 400 Kronen jedem."

Am Sonnabend, den 1. März, empfing der König, der sich seit Ende Januar in Christiania befand, in Gegenwart der Minister die aus 12 Mitgliedern bestehende Deputation des Reichsgerichts, welche den Urtheilsspruch zu überbringen hatte. Der Obmann der Deputation, Frilseth, richtete an den König folgende Worte: „Ew. Majestät! Gegenwärtige Deputation hat namens des Reichsgerichts, in Uebereinstimmung mit dem §. 20 des Reichsgerichts-Reglements, das in der Sache gegen Staatsminister Selmer gefällte Urtheil zu überbringen, mit dem Ersuchen um Ausführung desselben." Durch eine Handbewegung gebot der König den Staatssecretär das Document von Frilseth entgegenzunehmen. Eine Antwort oder Bemerkung seitens des Königs erfolgte nicht. Nachdem die Deputation abgetreten war, fand eine Sitzung des Staatsrathes statt, in welcher der König das Reichsgerichts-Urtheil dem Justizminister überwies. Dieser erstattete in der Staatsrathssitzung vom 11. März Bericht, worauf der König bestimmte, daß Staatsminister Selmer, der inzwischen schon um seinen Abschied gebeten hatte, zurücktreten solle. Die Entlassung erfolgte in Gnaden unter Verleihung des Seraphimer-Ritterordens und auf Grund einer königlichen Kundgebung, auf die wir später zurückkommen werden.

---

*) Die bezüglichen Bestimmungen des Gesetzes vom 7. Juli 1828 (des Verantwortlichkeitsgesetzes) sind oben reproducirt.

**) Der §. 30 des Grundgesetzes lautet: „Im Staatsrath wird Protokoll über alle Sachen geführt, die verhandelt werden. Jeder, welcher Sitz im Staatsrath hat, ist verpflichtet, freimüthig seine Meinung zu sagen, welche zu hören der König verbunden ist. Aber es ist diesem vorbehalten, Beschluß nach seinem eigenen Urtheil zu fassen. Findet ein Mitglied des Staatsrathes, daß ein Beschluß des Königs der Staatsform oder den Reichsgesetzen widerstreitet, oder offenbar schädlich für das Reich ist, so ist es seine Pflicht, kräftige Vorstellungen dagegen zu machen, sowie seine Meinung zu Protokoll zu geben. Von demjenigen, welcher nicht solcherweise protestirt hat, wird angenommen, daß er mit dem König einig gewesen ist, und ist derselbe daher verantwortlich, wie später bestimmt wird, und kann vom Odelsthing vor dem Reichsgericht unter Anklage gestellt werden."

Digitized by Google

Die Verhandlungen in der zweiten Anklagesache, gegen den Staatsminister Kierulf, begannen am 7. März. Der Vertheidiger, Gerichtsadvocat Bergh, bestritt zunächst die Competenz derjenigen Mitglieder des Reichsgerichts, welche dem „liberalen" (radicalen) Storthingsverein angehörten, der im vorigen Jahre gewissermaßen als Vor-Storthing fungirte, indem die Beschlüsse des Storthings, speciell auch in Betreff der Reichsgerichtsaction, in dem Verein vorbereitet wurden. Zu diesem Zwecke beantragte er, daß die diesem Verein angehörenden Reichsgerichtsmitglieder Aufklärung über ihr Verhältniß zu demselben und besonders über ihre Betheiligung an seinen Berathungen und Beschlüssen bezüglich der Reichsgerichtsaction zu geben hätten, sowie daß das Gericht die Protokolle des Vereins einfordern solle. Das Reichsgericht lehnte den Antrag ab, mit dem Hinzufügen, daß es dem Vertheidiger überlassen bleibe, selbst die gewünschten Protokolle zu requiriren. Dieses geschah, aber der Verein verweigerte die Auslieferung. In der Gerichtssitzung vom 13. März, welcher der Angeklagte persönlich beiwohnte, kritisirte Bergh dieses Verfahren aufs schärfste. Es existire, sagte er, in Norwegen kein Gericht, welches in dem vorliegenden Falle vorgehen würde wie das Reichsgericht. Wenn man einem Unterrichter sage: du hast der Partei Rath gegeben, du bist früher sein Anwalt gewesen, du hast mündlich im voraus dein Gutachten abgegeben — oder du bist Partei in der Klagesache, obgleich wir keine Documente haben —, oder du hast im voraus die Sache in deine Hand genommen und die und die Schritte gethan, welche die Sache zu deiner eigenen machen und deine Competenz aufheben, obgleich wir keine Zeugen dafür haben — könne er dann antworten: hierüber sage ich nichts, ich «lasse mich nicht examiniren, aber ich bekleide das Richteramt»? Und wird ein Obergericht das gelten lassen? Niemals! Es wird sagen: Entweder hat der Richter Aufklärung oder Erklärung zu geben, oder seinen Platz zu verlassen. Und ganz ebenso würde in einem collegialen Gericht verfahren werden, wenn derartige Beschuldigungen gegen einen oder mehrere Richter erhoben würden. Dieser Fall liege nun hier im Reichsgericht vor; und hier sei es die Majorität des Gerichts, welche sage: wir sind nicht verpflichtet, uns hierüber zu erklären, und dabei bleibt es. Wenn es so weit mit einer Gerichtsentscheidung gekommen, dann sei für die Vertheidigung kein Platz mehr. Die Aufgabe der Vertheidigung sei da eine unmögliche, es entstehe dann eine Vertheidigung, die nicht nur gegen die Ankläger, sondern auch gegen die Richter gerichtet sei. Falls die betreffenden Mitglieder des Gerichts sich einer solchen Rechtspraxis unterwerfen könnten und müßten, habe er als Advocat kein Mittel, es zu verhindern; es bleibe ihm nur übrig, namens der Gerechtigkeit gegen sie zu protestiren. Der im Gericht anwesende angeklagte Minister stimme dieser seiner Auffassung bei; er habe daher ihn und seine Mitvertheidiger des ihnen ertheilten Auftrages entbunden. „Ich trete also ab", schloß Bergh. „Ich thue es um so lieber, als die Anklage und die durch schweren Misbrauch von Rechtsformen ins Werk gesetzte Verfolgung, zu deren Gegenstand mein Client gemacht ist, in meinen Augen auch äußerlich das richtige Gepräge erhält, wenn, was hiermit geschieht, den Klägern das Wort allein gelassen wird." Staatsminister Kierulf erhob sich hierauf von seinem Platz, verbeugte sich vor dem

Digitized by Google

Gericht und verließ, begleitet von dem Vertheidiger, den Saal. Eine Sprache, wie sie hier seitens des Vertheidigers den Richtern gegenüber geführt ist, mag unerhört in den Gerichtsannalen erscheinen; aber das ganze Verfahren des Reichsgerichts, ja das Gericht selbst, in welchem die Mehrzahl der Richter zugleich Ankläger waren, war ja ein abnormes. Der radicale Storthingsverein hatte 1883 eine Art „Wohlfahrtsausschuß" von 15 Mitgliedern niedergesetzt, der gewissermaßen die Stelle des spätern fünfgliederigen officiellen Actionscomité vertrat, indem er alle Beschlüsse in Bezug auf die Ministeranklage vorbereitete und sozusagen das Vorverfahren leitete. Sechs Mitglieder dieses Ausschusses waren nun später Mitglieder des Reichsgerichts und erklärten sich selbst für competente Richter! Ferner war unter anderm der Lehnsmann Havig, welcher während der Krankheit des Oberförsters Lange zeitweilig als Präsident des Reichsgerichts fungirte, dasjenige Mitglied des Storthings, welches 1882 den Antrag stellte, der den dritten Anklagepunkt gegen die Minister zur Folge hatte; es handelte sich um die Wahl zweier Storthingsvertreter in die Centralverwaltung der Eisenbahnen. Havig war also in ganz hervorragender Weise als Ankläger thätig gewesen und war es später auch als Richter! In einem Staate mit geordneter Rechtspflege sollte so etwas nicht vorkommen, und es ist dies, außer jetzt in Norwegen, wohl auch noch nicht vorgekommen. Man hat hier den Mitgliedern des Höchstengerichts einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie nicht aus dem Reichsgericht geschieden sind und die Verantwortlichkeit für ein derartiges Verfahren, das im crassesten Widerspruch auch mit dem für das Höchstengericht vorgeschriebenen steht, den radicalen Mitgliedern des Gerichts überlassen haben. Der Vorwurf erscheint indessen unberechtigt, denn die Mitglieder des Höchstengerichts sind im Reichsgericht eben Reichsrichter und haben sich hier, wo das Reglement keine Geltung hat, der Majorität zu fügen. Von den höchsten ordentlichen Richtern des Reiches kann man wohl voraussetzen, daß sie ihre Rechte und Befugnisse kennen und von denselben im vorkommenden Falle Gebrauch gemacht haben würden; ihre Befugnisse zu überschreiten und gesetzwidrig zu handeln, stand ihnen am allerwenigsten zu, und das hätten sie sicher gethan, wenn sie durch ihren Austritt das Reichsgericht gesprengt hätten. Sie mußten es daher gelten lassen, daß der Rechtspflege des Höchstengerichts Hohn gesprochen wurde und das Reichsgericht am 17. März auf Antrag des Actors Dahl den Staatsminister Kierulf zu gleicher Strafe wie Selmer verurtheilte, nur mit dem Unterschiede, daß die Proceßkosten für seinen Theil auf 600 Kronen reducirt wurden.

Bevor zur Verhandlung gegen den dritten Angeklagten, Staatsrath Vogt, geschritten wurde, regte das Reichsgericht ein abgekürztes Verfahren durch Zusammenziehung der noch unerledigten Klagesachen an; das Actorat meinte aber, daß dieses nur auf ausdrückliches Ersuchen der Angeklagten geschehen könnte, und dieses erfolgte nicht. Dem Beispiel des Staatsministers Kierulf folgend, verzichteten alle übrigen neun Angeklagten auf die Vertheidigung und erschienen weder persönlich vor dem Reichsgericht noch ließen sie sich durch einen Vertheidiger vertreten. Advocat Heffermehl richtete in allen diesen Sachen ein Schreiben des Inhalts an das

Digitized by Google

Reichsgericht, daß „die Vertheidigung nach dem, was in der Reichsgerichtssache gegen Se. Excellenz Staatsminister Kierulf vorgebracht und entschieden sei, in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Angeklagten, vor diesem Gericht nicht zu plaidiren und Anträge zu stellen gedenke". Das Reichsgericht nahm, wohl im Bewußtsein seiner Schuld, diese geringschätzende Behandlung seitens der Angeklagten, die es zum Erscheinen zwingen konnte, ruhig hin. Um so ungehinderter und rascher arbeitete nunmehr aber die „Reichsgerichts-Guillotine". Vom 20. bis zum 29. März wurde täglich ein Minister verurtheilt; es waren die folgenden sechs Staatsräthe: Vogt, Holmboe, Halliesen, Jensen, Munthe und Bachke. Das gleichlautende Erkenntniß lautete auf Verlust des Amtes und Zahlung eines Honorars von je 200 Kronen an das Actorat. Der König hat diese sechs Minister gleich wie Selmer und Kierulf in allen Gnaden und Ehren entlassen. Am 29. März erfolgte die Verurtheilung Johansens, am 30. März die Schweigaards und schließlich am 1. April die Hertzbergs. Diese drei Mitglieder des Ministeriums kamen mit einer Geldbuße von je 8000 Kronen davon außer dem an das Actorat zu zahlenden Honorar von je 200 Kronen. Das Actorat hatte auch gegen diese drei Angeklagten Amtsentsetzung, gleichwie gegen die übrigen, beantragt, außer gegen Selmer, der für unwürdig erklärt werden sollte, je irgendein Staatsamt wieder zu bekleiden. Was das Gericht veranlaßt hat, die Strafe der Minister Johansen, Schweigaard und Hertzberg zu mildern, ist nicht erfindlich; allerdings sind dieselben nur zweier Anklagepunkte (b und c, vgl. den ersten Artikel, S. 758) wegen angeklagt und verurtheilt, aber das ist auch nur bei Bachke der Fall gewesen, welcher wegen der Anklagepunkte a und c (ebend.) angeklagt und verurtheilt ist. Billigerweise hätte also auch gegen diesen nur auf eine Geldstrafe erkannt werden sollen. Auch der Umstand, daß der eine Angeklagte (Selmer) mit einem Betrage von über 18000 Kronen zu den Proceßkosten herangezogen worden ist, während andere, die, um in der norwegischen Reichsgerichtssprache zu reden, genau derselben „Verbrechen" schuldig befunden worden sind, nur mit 200 Kronen herangezogen werden, gehört zu den Unbegreiflichkeiten des „unbegreiflichen" Gerichtshofes. Es war wahrlich am Platze, daß das Höchstengericht neuerdings für das Reichsgericht ein öffentliches Verfahren beantragte. Man wird dann in Zukunft wenigstens nicht ebenso hinter den Coulissen ehrenhafte und pflichtgetreue Staatsmänner „abthun" können.

Nach diesem Resultat der Reichsgerichts-Action wenden wir uns den Streitfragen zu, welche die directe Veranlassung zu der Action gegeben haben. Die Anklagen und Urtheilssprüche beziehen sich auf drei Handlungen des Ministeriums, welche landesschädlich und verfassungswidrig gewesen sein sollen, hauptsächlich alle betreffend das königliche Veto, theils Verfassungsbeschlüssen, theils Bewilligungs- und andern finanziellen Beschlüssen gegenüber. Diese Frage ist namentlich, soweit sie den Kernpunkt des ganzen Conflicts, das königliche Veto in Verfassungsangelegenheiten betrifft, so überaus verwickelter Natur, daß eine gründliche Erörterung derselben ganze Bände füllen würde. Wir beschränken uns daher darauf, das Wesentlichste anzuführen, was von den beiden gegnerischen Parteien vorgebracht wird.

Digitized by Google

Die Regierung und deren Anhänger sprechen dem König ein absolutes Veto in Verfassungsangelegenheiten zu, während die radicale Gegenpartei dieses bestreitet. Um die Richtigkeit ihrer Auffassungen zu beweisen, gehen beide Parteien weit in die Vergangenheit zurück; es werden die namhaftesten Staatsrechtslehrer Europas citirt, die Bestimmungen der spanischen Verfassung von 1812, der nordamerikanischen Verfassung von 1778, die französische Staatsverfassung aus der Revolutionszeit, der englische Verfassungsstreit im 17. und 18. Jahrhundert, die Verhandlungen des constituirenden norwegischen Storthings von 1814, der Wortlaut des ursprünglichen von Falsen und Adler verfaßten Constitutionsentwurfs u. s. w. geprüft und vorgeführt, und ist ein ungeheueres Material angehäuft worden, zu welchem nicht nur norwegische, sondern auch ausländische Schriftsteller, Politiker und Staatsrechtslehrer Beiträge geliefert haben. Zu den letztern gehören unter andern die beiden Deutschen: Bluntschli und Maurer, welche sich beide für das absolute königliche Veto erklärt haben. Die Vertheidiger dieses Vetos stützen sich namentlich auf die bisher in Bezug auf dasselbe befolgte Praxis, die wiederholt vom Storthing selbst direct wie indirect ausgesprochene Anerkennung desselben und das Gutachten der juristischen Facultät der Universität Christiania. Die gegnerische Partei stützt sich dagegen hauptsächlich auf den §. 112 des norwegischen Grundgesetzes. Da dieser nicht ausdrücklich besagt, daß zu Verfassungsänderungen die königliche Bestätigung erforderlich ist, schließt sie, daß dem König solchen Aenderungen gegenüber überhaupt kein Veto oder allenfalls nur, wie in gewöhnlichen Gesetzesangelegenheiten, ein suspensives Veto zusteht. Auf die Einrede, daß, wenn das absolute Veto auch nicht ausdrücklich im Grundgesetz festgestellt sei, dasselbe doch eine natürliche Folge der staatlichen Machtvertheilung zwischen König und Storthing sei, sodaß die eine Staatsgewalt nicht einseitig ihr eigenes Machtgebiet erweitern und das der andern beschränken könne, wird von dieser Seite erwidert, daß dem nicht so sei, da nicht einmal König und Storthing vereint das Grundgesetz abändern könnten, bevor das Volk durch Wahlen seine Zustimmung zu dem demselben zur Prüfung unterbreiteten Verfassungsantrag gegeben hätte. Das Volk sei die höchste Gewalt im Staate, und habe auch dem Lande 1814 die Verfassung gegeben, die der König von Schweden habe acceptiren müssen, um in den Besitz der norwegischen Krone zu gelangen.

Was sodann das königliche Veto in Bewilligungs- und andern finanziellen Angelegenheiten betrifft, so wird seitens der radicalen Storthingsmajorität angeführt, daß, gleichwie dem Storthing das Besteuerungsrecht verfassungsmäßig garantirt sei, so habe das Storthing der königlichen Gewalt auch niemals ein Veto gegenüber seinen Bewilligungen eingeräumt und die Forderung eines solchen habe auch die Regierung selbst fallen lassen, indem sie aufgehört, Bewilligungssachen innerhalb der im §. 80 des Grundgesetzes für die Sanction festgestellten Frist zu behandeln und die Sanctionsformel anzuwenden. Die Gegenpartei führt dagegen die §§. 80 und 82*) für ihre Ansicht ins Feld, nach welchen die könig-

*) Der §. 80 des Grundgesetzes lautet: „Das Storthing bleibt versammelt, solange es solches für erforderlich hält, jedoch nicht über zwei Monate ohne Erlaubniß des Königs.

Digitized by Google

liche Gewalt oder die Regierung nicht berechtigt sei, ohne Genehmigung des Storthings Staatsgelder zu verwenden. Es sei daher selbstverständlich, daß auch das Storthing, abgesehen von dem, was es selbst gebrauche, nicht ohne Zustimmung der gleichberechtigten königlichen Gewalt, die zudem als ausübende Gewalt die Verwendung anordne, über die Staatsmittel verfügen könne. Es wird dann auch auf eine Anzahl königlicher Resolutionen aus den Jahren 1824 bis 1877 hingewiesen, welche bekunden, daß die königliche Gewalt stets ihr Recht festgehalten hat, Bewilligungsbeschlüssen des Storthings gegenüber die Sanction zu ertheilen oder zu verweigern.

Der Auffassung der radicalen Majorität des Storthings bezüglich des königlichen Vetos sind nun die drei Anklagepunkte angepaßt. Von der Ansicht ausgehend, daß dem König in Verfassungsangelegenheiten ein absolutes Veto nicht zusteht, hat die Storthingsmajorität verlangt, einem von ihr ausgegangenen Gesetzentwurfe, betreffend die Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen, welcher dreimal vom Storthing, zuletzt 1880, unverändert angenommen worden war, solle dadurch Gesetzeskraft verliehen werden, daß derselbe in der vorgeschriebenen Weise als Gesetz zu publiciren sei. Das Ministerium erwirkte aber königliche Resulutionen, durch welche sowol dem Gesetzentwurfe selbst, wie dem Beschlusse bezüglich der Inkraftsetzung desselben die Sanction verweigert wurde, weshalb die Anklage erfolgte. Der zweite Anklagepunkt geht sodann von dem Gesichtspunkte aus, daß der König kein Veto in Bewilligungsangelegenheiten besitzt, sondern kurzweg die Staatsgelder zu dem Zwecke zu verwenden hat, zu welchem sie vom Storthing bestimmt werden. Dieses verweigerte der König auf Antrag seiner Minister gegenüber einem Beschlusse des Storthings vom 14. Juni 1882, den Volksbewaffnungsvereinen solle eine Unterstützung von 20000 Kronen und dem Centralverein für Körper- und Waffenübungen eine solche von 10000 Kronen bewilligt werden. Der dritte Anklagepunkt endlich dreht sich nicht allein um die Vetofrage, sondern greift auch in das Machtgebiet der Executivgewalt hinüber. Die Regierung unterbreitete dem Storthing 1882 zwei Vorlagen betreffend die Herstellung einer Centralverwaltung für die norwegischen Eisenbahnen, welche das Storthing am 16. Juni 1882 fast unverändert annahm. Wie schon erwähnt, wurde nun von dem Abgeordneten Havig ein Zusatzantrag eingebracht, daß der Centralverwaltung zwei vom Storthing gewählte Mitglieder beitreten sollten, für

---

Wenn es, nachdem es seine Geschäfte beendet hat, oder nachdem es die festgestellte Zeit versammelt gewesen, vom Könige geschlossen wird, ertheilt er zugleich seine Resolution auf die zuvor noch nicht erledigten Beschlüsse, indem er dieselben entweder bestätigt oder verwirft. Alle Beschlüsse, welche er nicht ausdrücklich annimmt, werden als von ihm verworfen betrachtet."

Und §. 82 besagt: „Die Sanction des Königs ist nicht zu denjenigen Beschlüssen des Storthings erforderlich, durch welche es a) sich als Storthing der Constitution gemäß versammelt erklärt; b) seine innere Polizei bestimmt; c) die Vollmachten (Mandate) der anwesenden Mitglieder annimmt oder verwirft; d) Entscheidungen über Wahlstreitigkeiten bestätigt oder verwirft; e) Fremde naturalisirt, und schließlich f) zu dem Beschluß, durch welchen das Odelsthing Staatsräthe oder andere unter Anklage stellt."

Digitized by Google

deren jedes ein Gehalt von 2000 Kronen ausgeworfen wurde. Der Antrag fand von vornherein selbst in den Kreisen der Radicalen keine volle Zustimmung. Am nächsten Tage (17. Juni) wurde derselbe jedoch, aber mit nur 8 Stimmen Majorität angenommen. Die beiden Regierungsentwürfe wurden sodann sanctionirt, nicht aber der private Zusatzantrag. Dieser wurde indessen von der radicalen Storthingsmajorität als ein integrirender Theil des Gesetzes betrachtet, den vom übrigen Inhalt des Gesetzes desselben zu trennen die Regierung nicht befugt gewesen sei. Daher die Anklage.

Eine unparteiische Prüfung dieser Anklagepunkte läßt dieselben mehr oder weniger unhaltbar erscheinen. Betrachten wir zunächst den ersten Anklagepunkt mit seiner Spitze, dem absoluten Veto des Königs in Verfassungsangelegenheiten, so erscheint jedenfalls die im Reichsgericht von seiten der Anklage aufgestellte Behauptung, daß der König in Verfassungsangelegenheiten überhaupt kein Veto habe, um so weniger gerechtfertigt, als Storthingsbeschlüsse in solchen Angelegenheiten nicht unter denen genannt werden, für die das Thing laut §. 82 der Zustimmung des Königs nicht bedarf und derartige Beschlüsse stets, von 1818 (Abänderung des §. 35 des Grundgesetzes) bis 1881 (Abänderung des §. 50 des Grundgesetzes) zum Gegenstand der königlichen Sanction gemacht worden sind. Ja der §. 112 des Grundgesetzes bestimmt nach allgemeiner Auffassung, was das Storthing seinerseits zu thun hat, wenn es Verfassungsänderungen wünscht und darauf bezügliche Beschlüsse faßt. Diese Auffassung wird dadurch bestärkt, daß die Reichsacte (schwedisch-norwegische Unionsacte), die gleiche Bestimmung betreffend Aenderungen desselben wie der §. 112 des norwegischen Grundgesetzes hat, und bisher ist es wenigstens noch niemand eingefallen, zu behaupten, daß die Reichsacte ohne Zustimmung des Königs abgeändert werden kann. Es ist ja auch allen radicalen Einreden zum Trotze eine historische Thatsache, daß das jetzige norwegische Grundgesetz vom 4. Nov. 1814 durch weitläufige und sorgfältige Unterhandlungen zwischen den Commissarien und Bevollmächtigten Karl's XIII. und dem Storthing zu Stande gekommen ist, sodaß es also auf einer Vereinbarung zwischen beiden Gewalten beruht und somit nicht ohne Genehmigung beider abgeändert werden kann. Der Kronprinz Karl Johann als Bevollmächtigter des Königs verlangte entschieden einige Aenderungen des Grundgesetzes vom 17. Mai 1814, welches von dem sogenannten „Monatskönig", dem dänischen Prinzen Christian Friedrich (späterm König Christian VIII. von Dänemark) angenommen worden war. Diesem Verlangen entsprach das Storthing, während es andere Aenderungen ablehnte. Daß ein Diplomat, wie Karl Johann (Bernadotte) es war, unter solchen Umständen, und zumal als Sieger den widersetzlichen Norwegern gegenüber, namens des Königs einem Grundgesetze seine Zustimmung gegeben haben sollte, welches dem Storthing vollständig freie Hand in Bezug auf Verfassungsänderungen läßt, ist undenkbar. Den Ausschlag aber für die Auffassung, daß der König ein absolutes Veto in Verfassungsangelegenheiten hat, geben die wiederholten dahin gehenden Erklärungen des Storthings selbst, namentlich diejenigen des vom Jahre 1824. Dieses Storthing, dem viele Mitglieder des constituirenden Storthings von 1814 angehörten, und speciell solche, die an der Herstellung des Grundgesetzes den

Digitized by Google

regsten Antheil genommen hatten, wie Wedel-Jarlsberg und Falsen, erkannte in einer Adresse an den König ausdrücklich das absolute Veto des Königs in Verfassungsangelegenheiten als in der Natur der Sache liegend und infolge des §. 112 des Grundgesetzes an. Die Adresse wurde dadurch veranlaßt, daß das Storthing alle königlichen Anträge auf Abänderung des Grundgesetzes verworfen hatte; sie enthielt unter anderm die Erklärung, daß der König in Verfassungsangelegenheiten das absolute Veto habe, welches er in gewöhnlichen Gesetzesangelegenheiten vergeblich zu erlangen suchte.

Da die Radicalen um diese Erklärung auf geradem Wege „nicht herumkommen konnten", haben sie es versucht, dieselbe auf Kosten der Ehrenhaftigkeit der Männer von 1814 und 1824 abzuschwächen. Die Adresse, sagen sie, war nicht ernstlich gemeint, sie sei nur erlassen worden, um den Aerger des Königs über die Verwerfung seiner Verfassungsvorschläge zu mildern und die Großmächte zu befriedigen, welchen die demokratische Verfassung Norwegens ein Dorn im Auge gewesen sei; für die Vetofrage sei die Adresse also ohne irgendwelche Bedeutung. Dem entgegen wies der Vertheidiger Selmer's, Bergh, in der Gerichtsverhandlung darauf hin, daß die Adresse von größter Bedeutung sei. Das Geschlecht, welches das Grundgesetz gegeben, habe damals durch die Praxis der zehn ersten Jahre, der vier ersten Storthings, die Auslegung als richtig festgestellt, daß zu Verfassungsänderungen die Genehmigung beider Staatsgewalten erforderlich sei. Dieses sei ein großes Resultat der ältesten constitutionellen Praxis, ein Vermächtniß derselben für die Nachfolger, das nicht umzustoßen sei, was immer auch die Theorie sagen möge. Und es sei auch in fast zwei Menschenaltern nicht ernstlich daran gerüttelt worden. Uebrigens haben auch spätere Storthings, speciell das von 1860, sich für das absolute Veto erklärt, ferner sogar die hervorragendsten Führer der radicalen Opposition, J. Sverdrup 1863 und 1869 und Jaabaek 1873. Noch später, nämlich im Jahre 1878, erklärte Sverdrup im Storthing: „Es wird von allen Seiten eingeräumt, daß der König allen Gesetzesbeschlüssen gegenüber ein suspentives Veto hat; setzt man also ein Veto voraus, ein Sanctionsrecht für den König außerhalb der Gesetzesbeschlüsse, so ist es das absolute Veto." Zwei Jahre danach, am 9. Juni 1880, beschloß das Storthing auf Veranlassung Sverdrup's, der erklärte, „die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen zu wollen", daß der Beschluß vom 17. März 1880 betreffend die Staatsrathsangelegenheit, obgleich nicht vom König sanctionirt, geltendes Grundgesetz sei, und im Jahre 1883 wurden die Minister, welche dem König angerathen hatten, die Beschlüsse vom 17. März und 9. Juni 1880 nicht zu sanctioniren und in Kraft zu setzen, als „Verbrecher" unter Anklage gestellt. Nun hat allerdings das Reichsgericht dem Wunsche und Willen der radicalen Storthingsmajorität nicht ganz entsprochen; es hat den Beschluß vom 9. Juni 1880 nicht in seinen Urtheilsspruch hineingezogen und somit die Frage des absoluten Verfassungsvetos nicht direct entschieden; aber dasselbe hat es „für augenscheinlich schädlich für das Reich" erachtet, daß der Beschluß vom 17. März 1880 nicht sanctionirt und in Kraft gesetzt wurde, und somit, da dieser Beschluß gemäß dem §. 79 des Grundgesetzes von drei ordentlichen Storthings in drei nacheinanderfolgenden Legislaturperioden unverändert gefaßt worden ist, dem König

Digitized by Google

ein nur suspensives Veto in Verfassungsangelegenheiten zugesprochen, welches 1883 sowol von der radicalen Storthingsmajorität wie seitens der Anklage im Reichsgericht und 1878 auch von Sverdrup verworfen worden war. Wie das Reichsgericht zu einem solchen Spruch kommen konnte, ist unbegreiflich. Er basirt auf §. 30 des Grundgesetzes, welcher bestimmt, daß Mitglieder des Staatsrathes gegen Beschlüsse des Königs zu protestiren verpflichtet sind, wenn sie „finden", daß dieselben gegen die Staatsform streiten oder schädlich für das Reich sind. Die Pflicht des Protestes liegt aber keineswegs einem Staatsrath (Minister) ob, der nicht „findet", daß der Beschluß schädlich für das Reich ist. Abgesehen aber hiervon, fragt man sich, wie die Sanctionsverweigerung eines Storthingsbeschlusses über eine Verfassungsänderung dem Reiche schädlich sein kann, die früher von 11 Storthings und von einem größern Theil der Ankläger verworfen worden, und wie es möglich ist, daß ein Gerichtshof eine Handlung für verfassungswidrig erklärt, und wegen derselben ein ganzes Ministerium verurtheilt, die in einer siebzigjährigen constitutionellen Praxis als verfassungsmäßig anerkannt worden ist! Ist diese Handlung wirklich eine „verbrecherische" — und nur wegen Verbrechen können dem Grundgesetz zufolge Minister angeklagt und verurtheilt werden —, dann waren eben alle Minister, die seit 1814 dem König ein absolutes Verfassungsveto zugesprochen, und alle Storthingsmitglieder, Sverdrup nnd Genossen nicht ausgeschlossen, die seit 60 Jahren gegen die Theilnahme der Minister an den Storthingsverhandlungen votirt haben, Verbrecher. Man sieht, zu welchen Absurditäten die Consequenzen des reichsgerichtlichen Erkenntnisses führen.

Der zweite Anklagepunkt betrifft die Weigerung des Königs, der Unterstützungsbewilligung des Storthings für die Volksbewaffnungsvereine Folge zu geben. Diese Weigerung stützt sich auf das Recht des Königs, Beschlüssen des Storthings über Geldbewilligungen die Sanction zu verweigern, während von den Anklägern behauptet wird, daß der König verpflichtet ist, diejenigen Gelder anzuwenden, welche das Storthing bewilligt. Das Sanctionsrecht des Königs gegenüber Bewilligungs- und andern finanziellen Beschlüssen des Storthings erscheint vollständig zweifellos. Das Recht des Storthings besteht dem klaren Wortlaute des Grundgesetzes (§. 75, Litr. d) zufolge darin, die zu den „Staatsausgaben erforderlichen Gelder zu bewilligen". „Bewilligen" heißt nicht „befehlen"! Das Bewilligungsrecht besteht in constitutionellen Staaten darin, daß die Regierung die Staatsmittel nicht ohne Zustimmung des Parlaments verwenden kann; der Regierung die Anwendung der bewilligten Mittel vorzuschreiben, ist ein Parlament in constitutionellen Staaten nicht befugt. Hierzu kommt der indirecte Schluß aus dem §. 82 des Grundgesetzes, welcher ausdrücklich die Fälle aufzählt, in denen die königliche Sanction zu Beschlüssen des Storthings nicht erforderlich ist; Bewilligungen werden in diesem Paragraphen nicht genannt. Die Gültigkeit dieses indirecten Schlusses ist hier klarer als bei Verfassungsänderungen, welche nicht in der zusammenhängenden Kette der §§. 75—82, betreffend die Befugnisse des Storthings, genannt, sondern erst im §. 112 behandelt werden. Es gibt wol schwerlich einen Fall, in welchem die Sanctionsverweigerung berechtigter sein kann, als hier gegenüber dem Storthingsbeschluß vom 14. Juni 1882, wo, wie durch

Digitized by Google

gerichtliche Zeugenvernehmungen festgestellt worden ist, mit Hülfe der Staatsgelder ein Volksheer „organisirt" und „bewaffnet" werden sollte, um es bei passender Gelegenheit gegen die reguläre Armee zu verwenden. Es hat sicher nie eine Regierung existirt, die so selbstmörderisch zu Werke gegangen wäre, daß sie ihren politischen Gegnern, welche ganz offen die Absicht aussprachen, dem unter königlichem Oberbefehl stehenden Heere ein „Parlamentsheer" entgegenzustellen, die Waffen für dieses in die Hand gegeben hätte. Auch wird in keinem geordneten Staatswesen geduldet werden, daß sich eine bewaffnete Macht ohne Genehmigung des Staatsoberhauptes neben der regulären Armee bildet. Wenn somit die Sanctionsverweigerung in dem vorliegenden Falle ebenso selbstverständlich ist, als das Sanctionsrecht des Königs, so muß man sich um so mehr wundern, daß das Reichsgericht die Minister auch in dieser Sache schuldig befunden und verurtheilt hat.

Der dritte Anklagepunkt richtet sich dagegen, daß dem Storthingsbeschluß vom 16. Juni 1882 Litr. A und B, betreffend Bewilligung von Gagen für die neue Centralverwaltung der Eisenbahnen, nicht aber Litr. C dieser Bewilligung Folge gegeben wurde. Als diese Regierungsvorlage, von dem Storthingscomité geprüft, zur Plenarberathung gelangte, enthielt sie zwei gesonderte Theile: der eine Theil bestimmte die Gagen für die Beamten der Centralverwaltung, der andere enthielt die Bestimmungen über die aus Gemeindedelegirten bestehenden Aufsichtscommissionen in den verschiedenen Verkehrsdistricten. Nachdem diese Bestimmungen vom Storthing angenommen worden, wurde, wie schon erwähnt, von dem Abgeordneten Havig ein Zusatzantrag, betreffend die Bewilligung von Gagen für zwei Delegirte des Storthings, gestellt, die dem obersten Eisenbahnverwaltungscollegium beitreten sollten. Dieser nicht sanctionirte Antrag wurde am 17. Juni mit 59 gegen 51 Stimmen vom Storthing angenommen. Die Kläger behaupten nun, daß die Regierung entweder das Ganze oder nichts hätte entgegennehmen müssen, ein zusammenhängender Storthingsbeschluß könne nicht getheilt werden. Nun kann es allerdings in manchen Fällen zweifelhaft sein, ob ein Beschluß ein zusammenhängendes Ganzes bildet, obgleich das Storthing die einzelnen Bestimmungen unter fortlaufenden Nummern oder Literas zusammengestellt hat. Soll aber die äußere Anordnung bestimmend sein, dann wäre das königliche Veto factisch abgeschafft; das Storthing brauchte dann nur in Uebereinstimmung mit dem Vorschlage eines seiner Mitglieder alle Bewilligungen für das betreffende Jahr als Ganzes unter „Norwegens Staatsbewilligungen" aufzunehmen. Die Praxis ist indessen auch in dieser Hinsicht stets freier bei Storthingsbeschlüssen verfahren, welche Bewilligungen, als bei solchen, welche Gesetze betrafen. Auch wurde im Storthing von keiner Seite beantragt, daß Litr. A oder B zu verwerfen sei, falls nicht Litr. C angenommen werde. Ein ernstliches Bedenken, die Bewilligung zu theilen, haben die Mitglieder der Regierung daher kaum gehegt. Ganz abgesehen aber von dieser juristischen Formfrage, mußte die Regierung den Zusatz zurückweisen, weil dessen Inhalt im Widerspruch mit der Bestimmung des Grundgesetzes (§. 21) steht, wonach „der König alle civilen, geistlichen und militärischen Beamten wählt und bestellt". Das Storthing überschritt durch diesen Beschluß die Grenzen seiner Gewalt und drang in das Gebiet der in den Händen

Digitized by Google

des Königs liegenden Executive. Eine Bresche in diese zu legen, war auch offenbar der Zweck der über Nacht erdachten Manipulation; denn hatte das Storthing erst Antheil an der Verwaltung des Eisenbahnwesens, dann konnte es ja auch ebenso gut an der Verwaltung des Wegewesens, Hafenwesens, des Materials der Armee und Marine und sogar der Staatskasse theilnehmen. Es wäre dieses nur eine einfache Consequenz der unbedingten Sanction des Storthingsbeschlusses vom 17. Juni 1882 gewesen. Das Ministerium konnte dem König nicht anrathen, ein solches seine Gewalt alterirendes Präjudiz zu schaffen, ohne sich gegen eine klare Bestimmung des Grundgesetzes zu vergehen. Das Reichsgericht hat sich über diese Verfassungsbestimmung hinweggesetzt, indem es die Minister auch in Bezug auf den dritten Anklagepunkt schuldig erkannte und verurtheilte.

Faßt man den Verlauf der Reichsgerichts-Verhandlung und die Ereignisse, welche derselben vorausgegangen sind, sowie die offen zu Tage tretenden Bestrebungen und Pläne, welche dieselbe krönen sollte, zusammen, so muß man das Ganze als ein frivoles Spiel mit den heiligsten Interessen der Nation bezeichnen, das um so verdammenswerther ist, als durch dasselbe nicht nur die Grundfeste des Staates aufs tiefste erschüttert und der innere Frieden gestört, sondern auch die Gefahr einer äußern Verwickelung heraufbeschworen ist. Diese Gefahr liegt keineswegs so fern, wie vielfach angenommen wird. In Schweden hat man sich von vornherein um den Verfassungsconflict in dem norwegischen Bruderlande absolut nicht bekümmert; man betrachtete denselben als eine rein innere norwegische Angelegenheit, in die man sich um so weniger zu mischen gedachte, als man wußte, wie leicht das stark ausgeprägte norwegische Nationalgefühl gekränkt wird. Erst als im Jahre 1883 Ernst mit der schon lange angedrohten Ministeranklage gemacht wurde, richteten sich auch die Augen Schwedens mit gesteigerter Aufmerksamkeit nach dem Bruderlande jenseit des Kjölengebirges. Das Bestreben der radicalen Storthingsmajorität, die königliche Gewalt aufs äußerste zu beschränken und die des Storthings zur alleinherrschenden zu machen, war bekannt; aber man hielt es nicht für möglich, daß ein Staatsgerichtshof dieses Bestreben gewissermaßen legalisiren würde. Nachdem dieses geschehen ist, hält man sich auch in Schweden für berechtigt, Stellung den norwegischen Vorgängen gegenüber zu nehmen und sich auf gewisse, das Unionsverhältniß der beiden Länder berührende Eventualitäten vorzubereiten. Das norwegische Reichsgericht hat in der Vetofrage einen Urtheilsspruch abgegeben, der auf der Voraussetzung beruht, daß dem König in Verfassungsfragen kein absolutes Veto zusteht. In Schweden schließt man sich aber vollständig den Ausführungen des bekannten Staatsrechtslehrers an der Universität Upsala, Professor Rydin, an, daß das unbedingte Sanctionsrecht des Königs in Verfassungsangelegenheiten eine Nothwendigkeit für die Union ist. Rydin führt in seiner Anfang 1883 erschienenen Schrift: „Unionen och konungens sanktionsrätt i norska grundlags frågor", aus, daß, gleichwie die Reichs-(Unions-)Acte keiner Aenderung unterworfen werden kann, die im Widerspruch mit der eigenen Verfassung eines der Reiche steht, so könne auch keine dieser Verfassungen in einer Weise abgeändert werden, die der Reichsacte widerstreitet.

Digitized by Google

„Wie soll die Union, welche in der Regierungsgewalt ihren einzigen Zusammenhalt hat, aufrecht erhalten werden", sagt Rydin, „falls der König nicht die Macht haben soll, Verfassungsänderungen in einer für die Union schädlichen Richtung zurückzuweisen? Wie sollen die Bestimmungen der Reichsacte in Kraft erhalten werden, falls nicht der König berechtigt wäre, darauf zu sehen, daß keine Verfassungsänderung in dem einen Lande angenommen wird, welche entweder mit der Reichsacte oder auch mit der Verfassung des andern Reiches in einer Weise im Widerspruch steht, daß dadurch eine Bestimmung der Reichsacte machtlos wird?" Rydin weist sodann darauf hin, daß die Consequenz der Lehre, der König habe kein absolutes Veto in Verfassungsangelegenheiten, diejenige ist, daß das Storthing Norwegens auch einseitig die Reichsacte abändern kann, welche hinsichtlich Norwegens „dieselbe Kraft wie die Verfassung dieses Reiches besitzt und behält". „Wenn etwas für das Sanctionsrecht des Königs beweisend ist, so sind es die Ungereimtheiten, zu welchen die entgegengesetzte Ansicht führt. Schweden sollte nämlich sein Blut geopfert haben, um eine Verbindung mit Norwegen zu gewinnen, welche von Schweden nicht ohne Zustimmung des norwegischen Storthings gekündigt werden kann, die aber von dem norwegischen Storthing durch Verfassungsänderungen untergraben und nach Belieben oder ganz und gar aufgegeben werden kann, eine Verbindung, welche ausschließlich auf einer zufälligen Majorität in einer einzigen Repräsentantenkammer beruht." In der Bestimmung des §. 112 der norwegischen Verfassung, daß keine Aenderung vorgenommen werden darf, welche dem Princip der Verfassung widerstreitet, erblickt Rydin keine Garantie, sondern nur eine in der Praxis bedeutungslose Phrase, sofern es allein der einen Staatsgewalt zustehen soll, zu entscheiden, inwieweit ein Verfassungsantrag für übereinstimmend mit dem Geiste der Verfassung erachtet werden soll oder nicht.

Die hier kurz skizzirte Auffassung Rydin's ist auch in der königlichen Kundgebung ausgesprochen, die am 11. März 1884 anläßlich der Verabschiedung des Staatsministers Selmer erlassen wurde. In diesem Actenstück heißt es: „Die dem Unionskönige auferlegten Verpflichtungen fordern mit zwingender Nothwendigkeit, daß ich die Stellung der Staatsgewalt aufrecht erhalte, welche allein die zwischen den Reichen bestehende Verbindung sichert. Ich weise jeden einseitigen Angriff auf eine der Garantien für den Bestand der Union zurück, und eine der wichtigsten dieser Garantien liegt in dem unbedingten Sanctionsrecht des Königs bei Verfassungsänderungen in dem einen wie andern Lande." So die Erklärung des Königs selbst. Dieser Protest des Königs gegen jenes, das absolute königliche Verfassungsveto alterirende Erkenntniß des Reichsgerichts hat indessen in Schweden keineswegs die Gemüther beruhigt. Man ist dort zum Theil der Ansicht, daß König Oskar entweder das reichsgerichtliche Erkenntniß nicht vollstrecken oder die norwegische Krone hätte niederlegen sollen. Andererseits fordert man ein schwedisch-norwegisches Unionsparlament oder gar die Annexion Norwegens auf Grund der im Kieler Vertrage und vom Wiener Congreß bekräftigten Allianzverträge Schwedens mit England und Rußland, durch welche Schweden der Besitz Norwegens zugesichert wurde. Im allgemeinen aber geht die Ansicht in Schweden

Digitized by Google

dahin, daß man erst den weitern Verlauf der Dinge in Norwegen abwarten und sich dann nach der einen oder andern Richtung entscheiden solle. Darin, daß man in Norwegen die Voraussetzungen und Bedingungen für die Union unter allen Umständen zu respectiren und daß das absolute königliche Verfassungsveto die hauptsächlichste dieser Bedingungen, ist man in Schweden vollständig einig, und hieran darf also unter allen Umständen von Norwegen nicht gerüttelt werden, ohne daß die Gefahr eines Conflicts mit Schweden heraufbeschworen wird. Damit die radicale Partei in Norwegen sich ferner keinerlei Illusion darüber hingibt, daß das Maß der Geduld Schwedens nach all den unionsfeindlichen Bestrebungen, die in Norwegen zu Tage getreten sind — wir erinnern unter anderm an den Antrag auf Beseitigung des Unionszeichens aus der norwegischen Flagge — erschöpft ist, hat das schwedische Staatsministerium eine einstimmig gefaßte Erklärung dahin abgegeben: „die Union setze voraus und bedinge, daß ebenso wenig im norwegischen Grundgesetz wie im schwedischen irgendwelche Aenderung ohne die Zustimmung und Genehmigung des Königs dürfe vorgenommen werden, sowie daß die bewaffnete Macht Norwegens ebensowol wie die Schwedens dem Befehl und der Autorität des gemeinsamen Königs zu unterstellen sei". Es wird hier also zugleich auch verlangt, daß dem skandalösen radicalen Manöver mit den norwegischen „Volksbewaffnungsvereinen" ein Ende gemacht wird, da diese nicht nur nicht der „Autorität des Königs unterstellt" sind, sondern im Gegentheil eine dieser Autorität feindliche Tendenz verfolgen.

Hat demnach das Auftreten der radicalen Storthingsmajorität und speciell die von dieser inscenirte „Reichsgerichts-Farce" bewirkt, daß Schweden, seine aus der Union erwachsenden Rechte geltend machte und Norwegen an die Erfüllung seiner vergessenen Pflichten gegen die Union erinnert, so hat jenes Auftreten andererseits auch die innere politische Situation in Norwegen wesentlich geklärt. Die radicale Partei hätte nimmer so festen Boden im norwegischen Volke finden können, wie sie gefunden hat, wenn die constitutionelle Partei, wie sich die vereinigten Conservativen und Liberalen jetzt nennen, und namentlich auch die Regierung sich von vornherein nicht allzu sehr in Illusionen bezüglich der radicalen Pläne und des im norwegischen Volke herrschenden Geistes gewiegt hätten.

Es war nicht der letzte Zweck der Ministeranklage, dem norwegischen Volke zu zeigen, daß der Radicalismus nicht nur im Storthing und Reichsgericht, sondern auch im Rathe des Königs herrsche. Dieser Zweck ist allerdings für den Augenblick und theilweise erreicht, aber nicht durch die Reichsgerichts-Action, sondern durch Verhältnisse und Ereignisse, welche dem Einfluß der Radicalen entzogen waren. Das Ministerium Schweigaard, dem die drei vom Reichsgericht zu Geldstrafen, nicht zur Amtsentsetzung verurtheilten Mitglieder des Ministeriums Selmer angehörten und das die Regierung im Geiste des letztern fortführte, trat von vornherein mit gebührender Energie gegen die radicalen Ausschreitungen auf und war ohne Zweifel entschlossen, auch nicht vor der angedrohten neuen Anklage zurückzuschrecken. Die Ministerien Selmer und Stang waren in vielen Dingen zu nachsichtig gewesen und hatten dadurch wider Willen den Radicalismus gefördert; das Ministerium

Digitized by Google

Schweigaard bekundete eine größere Festigkeit und Thatkraft, welche um so mehr am Platze waren, als die radicale Storthingsmajorität das Entgegenkommen, welches der König ihr gegenüber durch die Vollstreckung des reichsgerichtlichen Urtheilsspruches gezeigt hatte, als Schwäche auslegte. Schweigaard fand indessen auf dem von ihm betretenen Wege unüberwindliche Hindernisse, vor allen Dingen von seiten des Königs, welcher unter anderm seine zuvor ertheilte Zustimmung zur gerichtlichen Verfolgung mehrerer radicaler Zeitungen wegen Majestätsbeleidigung u. s. w. zurücknahm. Es sollen hochstehende, nicht den Regierungskreisen angehörende schwedische Persönlichkeiten gewesen sein, die ihn bestimmten, nicht nur Gnade statt Recht walten zu lassen, sondern auch eine Aussöhnung mit den Radicalen anzubahnen. König Oskar berief zu diesem Zwecke den der Mittelpartei angehörenden frühern Minister Professor Dr. Broch, den bekannten Mathematiker. Broch erwirkte ein Compromiß mit den Radicalen, vermochte aber ein linksliberales Ministerium nicht zu Stande zu bringen. Und das war sehr erklärlich. Vor vier Jahren, bevor die Vetofrage vom Storthing entschieden wurde, wäre ein Ministerium Broch-Sibbern am Platze gewesen; wie die Dinge jetzt standen, war nur ein Ministerium der Linken oder Rechten möglich. An letztere wandte der König sich nach dem Scheitern der Broch'schen Mission vergeblich. Man konnte es der Rechten oder sogenannten constitutionellen Partei, welche die conservativen und gemäßigtliberalen Elemente in sich vereint, nicht verargen, daß sie Garantien für den Schutz der Krone gegen juristische oder physische Gewaltacte der radicalen Storthingsmajorität begehrte, welche zu gewähren der König nicht geneigt gewesen zu sein scheint. Es widerstrebt nun einmal dem friedliebenden und edelmüthigen Monarchen, der Gewalt durch Gewalt zu begegnen und die Dinge so weit zu treiben, daß sie, wie Sverdrup im Storthing erklärt hatte, „biegen oder brechen" müssen. Es blieb ihm also keine andere Wahl, als directe Hinwendung an die Radicalen oder Thronentsagung.

Der König wandte sich an Sverdrup, der am 26. Juni 1884 die Zügel der Regierung ergriff. Das Sverdrup'sche Ministerium besteht aus fünf radicalen und vier liberalen Mitgliedern von der Richtung Broch's, dem frühern linken Centrum. Der Marineministerposten ist noch nicht besetzt, da der König sich allem Anschein nach weigert, für denselben einen Radicalen zu acceptiren. Das neue Régime in Norwegen ist also nur zur Hälfte ein radicales, und hierin liegt dessen große Schwäche; denn dasselbe entspricht durchaus nicht den Wünschen der radicalen Ultras, die bei der Besetzung der Ministerposten vollständig ignorirt worden sind und sich auch im Storthing bereits von ihren Parteigenossen, z. B. bei der Ersatzwahl des Vicepräsidenten, trennten, während andererseits die im Ministerium vertretene liberale Richtung nur einen geringen Anhang im Lande hat und im Storthing nur einzelne Mitglieder zählt. Zudem traten auch schon kurz vor dem am 7. Juli erfolgten Schluß der diesjährigen Storthingssession vor versammeltem Storthing Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Staatsministern Sverdrup und Richter zu Tage, welch letzterer im Verein mit den Staatsräthen Daae, Sörensen und Stang die liberale Partei im Cabinet repräsentirt. Und endlich dürfte denn doch ein Ministerium, in welchem ein Amtsrichter Daae als Kriegsminister, ein Kirchspiels-

Digitized by Google

vogt (Arctander) als Minister des Innern und ein Landhöker (Haugland) als Finanzminister fungirt, sich als wenig lebensfähig erweisen und sich keines hohen Ansehens und Einflusses weder im Lande noch im Storthing erfreuen. Es ist daher mehr denn wahrscheinlich, daß das Ministerium Sverdrup, gleichwie das demselben gleichende Ministerium Posse in Schweden, eine parlamentarische Parteizersetzung bewirken wird und es sich schon nach der im nächsten Jahre stattfindenden Neuwahl des Storthings vergeblich nach einer Majorität in letzterm umsieht. Auch die Stellung, welche ein norwegisches Ministerium, dessen größere Hälfte dem König das absolute Verfassungsveto abspricht, zur Regierung und zum Volke im schwedischen Bruderlande einnimmt, wo man das absolute königliche Verfassungsveto in beiden Ländern für eine absolute Nothwendigkeit für die Union hält, kann nicht zur Kräftigung desselben beitragen. Jedenfalls fehlt es dem gegenwärtigen radicalliberalen Ministerium Sverdrup-Richter an derjenigen innern Lebenskraft, die dem gemäßigtliberalen Régime innewohnte, welches zuvor Jahrzehnte im Lande waltete. Der Radicalismus hat in Norwegen keine feste Wurzel; er hat es verstanden, sich dort einen Boden zu schaffen, der reiche Früchte trug; aber der Boden ist mit Giftstoffen gedüngt worden, die früher oder später ihn und seine Früchte zerstören werden. Ein solcher Giftstoff war die Reichsgerichts-Action. Schon jetzt sind durch dieselbe weite Kreise der ländlichen Bevölkerung vom Radicalismus geheilt worden. Man begreift gerade jetzt am besten, wie leicht der Spieß sich drehen und gegen diejenigen richten kann, die ihn gegen das Ministerium Selmer gerichtet haben. Ueberhaupt läßt sich ein Volk auf die Dauer nicht vom Wege des Rechtes und Gesetzes ablenken, auch das norwegische Volk nicht, obgleich es, einmal irregeführt, schwerer als ein anderes zur Umkehr zu bewegen ist. Aber die Umkehr zum richtigen Wege ist durch die Reichsgerichts-Action wesentlich gefördert worden. Das öffentliche Rechtsgefühl ganz Europas ist durch das rechts- und gesetzwidrige Verfahren des norwegischen Reichsgerichts gekränkt worden, das die „Times" mit Recht „Court of Criminal-Injustice" genannt hat, und für so moralisch verirrt oder verwildert durch die radicale Propaganda halten wir das sonst so brave und biedere norwegische Volk nicht, um voraussetzen zu dürfen, daß das Rechtsgefühl desselben sich nicht gegen eine Farce auflehnt, wie sie das norwegische Reichsgericht von 1883 der Welt zum besten gegeben hat.

Digitized by Google

Sicilische Skizzen.

Von

August Schneegans.

IV. Palermo.*)

Aus dem Tod tritt man ein in das blühende Leben, wenn man aus dem westlichen Ruinengebiet nach Palermo zurückkehrt. Ein ganz besonderes, ganz neues Leben ist es, das sich hier vor uns entfaltet. Hinter uns liegt das Alterthum, erstarrt, schon in Staub zerbröckelnd, ein Gewesenes, das nicht wieder erwacht; und vor uns eröffnet sich eine andere als die griechische, oder römische, oder karthagische Cultur. An die Stelle der alten, classischen Völker, die bis dahin fast allein den sicilischen Boden bewohnten, treten neue, jüngere, uns näher stehende, uns auch näher verwandte; nach den Sarazenen die Normannen und deren Nachfolger, die Schwaben, mit ihrem großen Hohenstaufen'schen Herrschergeschlecht. Gewaltiger sind die Gestalten, die aus der palermitanischen Vergangenheit hervorschreiten; erzdröhnend tönt ihr mächtiger Schritt; und wie ein Hauch von moderner Civilisation umweht das Bild des erhabensten dieser Schwabenfürsten, des Kaisers Friedrich II. Wol reicht Palermos Geschichte zurück in die classischen Zeiten; Karthagos Fußstapfen erkennen wir im Staube dieser Stadt; von Hamilkar Barkas erzählt der Monte-Pellegrino, denn dort oben weilte das karthagische Heer, als die Römer es belagerten; von Karthago erzählt der alte Hafen, denn hier verluden die punischen Kaufleute ihre Waaren, und hier war das größte Emporium des afrikanischen Handels. Aber eine jüngere Vergangenheit hat sich schon über jene Erinnerungen geschichtet; es erscheinen dieselben in einen weiten, weiten Hintergrund entrückt, vom Schleier der Jahrhunderte verdeckt und in ihren Umrissen und ihrer Färbung wie verwischt; strahlend brechen dagegen die Bilder der andern Völker hervor, die in der Wechselarbeit der Zeit ihre Vorgänger ablösten, neue Reiche auf die Trümmer der alten gründeten, und Denkmäler ihrer schöpferreichen Kraft hinterließen, die sogar vor dem Glanze der hellenischen Tempel nicht in den Schatten zurücktreten. Nirgendwo sonst fühlt man wol so deutlich wie hier, wo die Grenze sich zieht zwischen Geschichte und Leben; Griechen, Karthager und Römer, hier sind sie nur noch Geschichte für uns; in den Normannenerinnerungen aber pulsirt noch Leben, und um so stärker pulsirt es, als die classische Cultur hier, auf diesem westlichen Stückchen sicilischer Erde, in tieferer Erstarrung und unter grauenvollerer Zerstörung begraben liegt.

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1884, I, 174 fg.; 405 fg.

Digitized by Google

Eine eigenthümliche Fügung mag es scheinen, daß die sarazenische und die normannische Vergangenheit sich in unserer Seele so sonderbar vermischen, daß sich dieselben fast wie ein Einziges, kaum voneinander zu Unterscheidendes vor unsern innern Blick stellen. Waren ja doch die beiden Völker Feinde; haben doch die Normannen die Sarazenen im blutigen Kampfe verdrängt und eine neue Religion an Stelle der verhaßten mohammedanischen eingeführt, und strahlen die normannischen Gotteshäuser wie die herrlichsten Siegesdenkmäler des triumphirenden Christenthums! Und dennoch hat das dunkle Gefühl, dem wir gehorchen, recht, und der ganzen Entwickelung der Normannen- und Schwabenherrschaft entspricht es, wenn wir jene Zeiten und die daraus entsprungene Kunst und Cultur wie eine Verschmelzung der beiden feindlichen Civilisationen betrachten, und wenn, selbst in der Capella Palatina, selbst im Dom von Monreale, ein Strahl von orientalisch-mohammedanischer Sonne sich in den Glanz dieser urchristlichen, aber auch noch orientalisch-christlichen Kirchenherrlichkeit einschleicht, über seine Altäre flimmert und mit sonderbarem, ein bischen fremdem Leuchten an den maurischen Spitzbogen und den maurischen Arabesken umherspielt. Sarazenen und Normannen haben sich, nach langen Fehden, miteinander verwebt; eine Cultur hat sich aus dieser Mischung entwickelt, die unter Kaiser Friedrich II. zu hoher Blüte sich entfaltete, die aber zu rasch und zu vollständig unter des römischen Papstes Streichen, dahinschwand. Es war ein erstes Aufleuchten einer modernen Weltauffassung, das erste, aber mächtige und auch liebliche Hervortreten eines rein humanistischen Gedankens, ein Auflösen der Religionskriege, der Kreuzzüge, des Rassenhasses, in dem Zusammenfließen und Zusammenleben der beiden gegnerischen Principien, unter Anrufung einer höhern Humanität, welche die beiden zu vereinigter Kraftentfaltung anregen konnte. Von Friedrich II. gilt in Palermo, was ein moderner französischer Dichter von Napoleon I. singt, indem er begeistert ausruft, im Anfang dieses Jahrhunderts sehe man überall nur ihn allein: „Lui, toujours lui, lui partout!“ Auf Friedrich II. führt hier alles zurück, und keinen Schritt können wir thun, ohne zuerst an den großen Hohenstaufen zu denken.

In dem königlichen Schloß, vor den Kaiser- und Königsgräbern im Dom, in der goldenen Dämmerung der Capella Palatina und im sonnig sprühenden Farbenspiel der Kirche und des Kreuzganges von Monreale: da ist es, wo sich die ganze Gewalt jener Normannenzeit offenbart. Das Schloß, fast eher Festung zu nennen als Palast, beherrscht mit seinem mächtig breiten Bau die zu seinen Füßen gelagerte Stadt; hier wohnte Ruggiero, hier wurde Friedrich II. erzogen; und wie ein Sinnbild jener Zeit erscheint es uns, wenn wir in nächster Nähe, nur durch einen Platz getrennt, den Dom erblicken, die kirchliche Macht neben der weltlichen, die erstere wol noch gewaltiger als die zweite — und wie lange auch der Kampf zwischen beiden damals dauerte, und wie heftig er auch entbrannte: im Dome, und nicht im Königshause, liegen die Fürsten begraben, und mit Stolz zeigt heute der lächelnde Priester auf die Särge, in denen die von den Päpsten mit Bann belegten Kämpen der aufdämmernden Reform- und Renaissancebewegung im ewigen Schlummer ruhen. Auch hier hat die Zeit besänftigend und versöhnend gewirkt, und wer die Geschichte jener Kämpfe nicht kennt, dem erschließt sie hier

Digitized by Google

ihre Geheimnisse nimmermehr, der wird in dem todten, von den Priestern verherrlichten Kaiser Friedrich niemals den Helden vermuthen, der mit so wuchtigen Schlägen die weltliche Macht gegen die Kirche vertheidigte. Unter ihren massiven Steindächern, in eine Kapelle zusammengedrängt, stehen die Königssärge, eng aneinandergereiht, in einer Einfachheit ihrer ganzen Erscheinung, die ergreift und doch nicht befriedigt. Die Särge stehen da wie am Wege, wo alles vorbeizieht, als wären sie nur provisorisch so aufgebahrt und warteten einer würdigern Stätte. Das ganze, laute und regsame Getreibe der Kirchengeschäfte bewegt sich um das unverschlossene Gitter herum; neben Ruggiero und Konstanze werden Stühle zum Beten vermiethet; unsaubere Kinder schleppen die klappernden Kniebänkchen, mit Lachen und Scherzen, vor Kaiser Friedrich hin und her; der geheimnißvolle Dämmerungszauber des Grabes, hier sucht man ihn vergeblich. Vor dem Sarge dieses großen Fürsten möchten wir mit gedämpfter Stimme sprechen, möchten wir uns in ehrerbietig langsamem und lautlosem Gange bewegen; und von allen Seiten kreischt und lacht und klappert und plaudert das laute, respectlose, südliche Wesen in unsere weihevolle Stimmung herein, und wie in einem Todtenmuseum werden wir zwischen diesen Denkmälern vergangener Kraft herumgeführt; und vertraulich klopft der führende Knabe auf der Königin Konstanze Sarg und läßt die schmuzige Hand wie mit einer kosenden Familiarität über die Porphyrkanten des Deckels gleiten, unter welchem, die Krone neben dem Haupte, der Enkel des Kaisers Barbarossa liegt.

Wie ganz anders ist es dort drüben im königlichen Schlosse, wo der Custode den Fremden mit einer Art von religiöser Scheu bis zur Thür der Capella Palatina führt, ihm das in mystisches Dunkel gehüllte Heiligthum bedeutsam öffnet und sich dann lautlos zurückzieht, als dürfe kein Uneingeweihter die geweihte Stätte betreten. Geweiht scheint diese wunderbare Kapelle wahrlich zu sein! Wie in ein aus dem sagenhaften Orient herübergezaubertes Märchenreich treten wir ein; es fluten durch das dämmernde Dunkel dieser hohen Säulengänge wie leuchtende Wellen von sanftem, kosendem Sonnenglanze; von den Wänden blitzt es golden, golden strahlt es von den Kuppeln herunter, und wundersam schauen die Heiligen, wundersam schaut der große, byzantinische Christus zu dem Fremden hin, der es wagt, seinen Fuß über diese heilige Schwelle zu setzen. Mit dumpfem Schlag ist die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen; eine göttliche Ruhe und Stille umfängt ihn; betroffen bleibt er stehen; wie gebannt schaut er sich um. Am Hochaltar bewegt sich, in rothwallendem Gewand, ein silberhaariger Priester; in den großen Chorstühlen sitzen andere ehrwürdige Gestalten; breite Pergamentbücher sind auf den Eichengestellen geöffnet, und mit langsamen Fingern wenden die singenden und betenden Priester die gelben Blätter. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich von der Decke herunter und fällt, buntgefärbt, durch die gemalten Fensterscheiben auf die goldverbrämten Kleider, oder funkelt auf den alten Silberbeschlägen der Pergamenteinbände. Langsam, in eintöniger Modulation, schwebt der Gesang der Priester durch die Hallen; aus der Tiefe des Chores antworten die Silberstimmen der dienenden Knaben; mit hellem, feinem Klange tönt ein Glöckchen durch das Summen und Singen; es neigen sich die schneeweißen Häupter; es beugt sich das

Digitized by Google

Knie; wie ein Glaubender trat wol der Fremde nicht ein in dieses Heiligthum; wie ein Glaubender aber, umwebt von dieser mit mystischen Strömungen durchflossenen Atmosphäre, neigt er das Haupt, beugt er die Knie. Und jetzt erst, nachdem der Zauber sich langsam gelöst, jetzt erst schaut er sich um, und eine Bewunderung überfällt ihn, und ein Entzücken erfüllt ihm Herz und Sinn; denn Schöneres hat er nie und nirgends gesehen, und hier, in diesem engen, aber so hohen, so luftigen, so sonnendurchzogenen Raum, hier steht er inmitten der vollendetsten Schöpfung, die jemals die christliche Kunst geschaffen. Schlanke Säulen tragen auf ihren breit sich entfaltenden Capitälen die normannischen, noch halb sarazenisch in die Höhe gezogenen Spitzbogen; breiter als Säule und Capitäl streben die Bogenpfeiler hinan, und in leichter Biegung, in elegantem, langsamem Schwunge vereinigen sie sich von beiden Seiten im spitz zulaufenden, aber kunstvoll abgerundeten Schlüsselstein. Wenige Säulen nur sind es, die die hohe Wölbung der kleinen Kapelle tragen; denn nur ein Miniaturbild, nur ein kostbarer Kleinodienschrein ist dies Gotteshaus. Aber wie flimmert und schimmert es von Gold und edeln Gesteinen! Von dem Fußboden bis zur Decke, von den Säulen, von den Wänden, von den Altären, von den Beichtstühlen bis unter die Stufen, die zum Chore führen, bis in die verstecktesten Ecken der in Dunkel gehüllten Seitengänge strahlt es von Mosaik; die ganze heilige Geschichte, hier malt sie sich in lebendigen Bildern vor unsern Augen. Die Apostel und die Heiligen stehen in ihrer hieratischen Haltung über den Säulen; an den Wänden entwickelt sich die Geschichte des Alten und des Neuen Testaments; Engelschöre schweben um die hohe, fensterdurchbrochene Kuppel, durch welche das helle Sonnenlicht herunterflutet, so sanft, so wunderbar gedämpft, und wie in weicher Wogenwellung aufgelöst. Und hoch oben, die ganze Kuppel erfüllend, da steht in majestätischer Ruhe das kolossale Brustbild des Heilands, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die heiligen Bücher, mit dem langen, wallenden Haar und mit dem blonden Bart, und mit den drei Strahlen um das Haupt, und mit den großen, weitgeöffneten Augen, die so gewaltig blicken, daß es scheint, als flösse daraus ein himmlisches Leben und erfüllte mit geheimnißvollem Leuchten das dämmernde Heiligthum. Es ist der alte, byzantinische Typus des Christuskopfes, noch nicht menschlich idealisirt, wie in der modernen Renaissancezeit, göttlicher aber, und ergreifender in seiner vollen, stummen Majestät.

So schaut Christus von der Kuppel in Monreale, so schaut er auch in dem an der Nordküste Siciliens verlorenen Dom von Cefalù, ein Gebilde von mächtiger Wirkung, und nicht wundern dürfen wir uns, wenn uns hier erzählt wird, daß das palermitanische Volk mit besonderer, nicht sowol liebender, als vielmehr bang zitternder und angsterfüllter Verehrung zu diesen Bildern aufschaut, in welchen es nicht einen Vertreter, nicht den eingeborenen Sohn Gottes, sondern Gott selbst, den Gott aller Götter, den allmächtigen Schöpfer und Beherrscher des Himmels und der Erde erkennt. Kiddu è Diu! so flüstert es, in sicilianischer Mundart, von den gläubigen Lippen, wenn der Blick der Betenden sich erhebt und ergriffen wird von dem die Betenden suchenden, gewaltigen Blick des Heilands. Der Name des Künstlers, der dieses Bild schuf und diesen Typus erfand, ist nicht bis auf uns gekommen; und wir dürfen es bedauern, denn der war ein Meister

Digitized by Google

sondergleichen, und keiner hatte den Geist des antiken Heilands, wie er aus den spätern Büchern der Heiligen Schrift, und besonders aus den apokalyptischen Träumen des Sehers von Patmos zu uns herüberstrahlt, in demselben Maße wie dieser erkannt und in ein lebendig Bild zu fesseln verstanden.

Luftiger, größer, von ausgedehntern Dimensionen als die Capella Palatina, aber von derselben Pracht und golddurchfunkelten Herrlichkeit ist der Dom von Monreale. Dom und Kapelle sind zwei Glieder eines selben Körpers, und hat man von der Palatina gesprochen, so muß man von Monreale sprechen; denn eins ist die Vervollständigung des andern. Kaum eine Stunde Wegs von Palermo entfernt liegt das erzbischöfliche Städtchen an dem Bergesabhang, das Thal des Oreto, die herrliche Conca d'Oro beherrschend. Der Weg zieht sich zwischen Landhäusern und Gärten im Zickzack hinauf; bewaffnete Bersaglieri stehen Wache hier oben, da die Straße vor nicht gar langer Zeit noch von Räubern unsicher gemacht wurde. Ein ganz sonderbares Gefühl überfällt einen, wenn man hinter einem Felsen oder in einem engen Treppenpfade die Büchse und den wehenden Federbusch eines Bersaglieri erblickt; es ist, als eröffne sich plötzlich ein Einblick in eine ganz andere, ziemlich unheimliche Welt, die noch zum Mittelalter gehören sollte und recht unbefugterweise in unser Zeitalter hereinragt. Das Thal des Oreto verengt sich dann hinter den ersten hohen Bergen, und es folgt drüben die sogenannte Piana dei Greci, eine alte albanesische Ansiedelung, wo die Bewohner griechisch sprechen. Durch enge, steile Klosterstraßen führt der Weg zu dem Dom, der von weitem das unscheinbare Städtchen von Monreale beherrscht. Durch eine Bettlerwoge arbeitet man sich bis zum gitterverschlossenen Porticus; man bewundert die alten Thorflügel, mit Bronzereliefs; das Thor öffnet sich knarrend und langsam, und wie wunderbar öffnet sich wieder vor uns die märchenhafte, goldgetränkte, strahlendurchsprühte Traumwelt der Capella Palatina! Breiter, höher, luftiger als diese dehnt sich das lange Schiff von Monreale aus; das Chor ist tiefer, die Kuppel mächtiger gewölbt, die Fenster weiter geöffnet; und durch die Fenster flattert ein helles, jauchzendes Glänzen und Blinken, als stände man mitten in einem, aus purem Glase getriebenen, oder noch eher, wenn dies Bild nicht für den fern weilenden Leser zu gewagt erscheint, von verdichtetem, goldenem Sonnenschein zusammengefügten Märchenbau. Das Licht fließt so weich um die weich abgerundeten Kanten der Fensterscheiben, der Spitzpfeiler, der Capitäle; es scheint, als würde es eingesogen von den goldschimmernden, mosaikbedeckten Wänden und in erneutem, halbgedämpftem Glanze zurückgeworfen bis in die hintersten Ecken des tiefer dämmernden Chores; und dort, in seiner stillen, gewaltigen Majestät, dort blickt der große Christus herunter in seine Kirche, und erhöbe sich jetzt der alte Kirchengesang, und erfüllte sich Chor und Kapelle mit den vollen, rauschenden Tönen der Orgel, wahrlich, auch der größte Skeptiker beugte das Haupt, und er wehrte es nicht, wenn bis zu seinem Ohr der halblaute Ausruf der Betenden dränge: Kiddu è Diu! Und wieder würde er diesem Gefühl von frommer, fast kindlicher Rührung nicht wehren, wenn er aus dem Dom hinüberträte unter den Kreuzgang, der den frühern Klostergarten umzieht, und wenn er, beim Rauschen des Brunnens, durch diesen wunderbaren Säulenwald hinaufschaute

Digitized by Google

zu dem tiefblauen Himmel; und wie mancher, der hier unter diesen Gewölben wandelte, wie mancher mag wol schon vor sich hingeflüstert haben: „Hier ein Mönch zu sein!“ In weitem, von dem Dom überragten Quadrat zieht sich der Säulengang um den innern Hof des ehemaligen Benedictinerklosters; 318 feingeschnitzte, früher mosaikbelegte Säulen tragen, je paarweise zusammengerückt, die noch sarazenisch in die Höhe getriebenen Spitzbogen; wie wundervolle Blumen entfalten sich oben an den Säulenschäften die Capitäle. Ein Meisterwerk sondergleichen hat hier die mittelalterliche Sculptur geliefert; denn sondergleichen ist der Reichthum der Motive, ist die verschwenderische Mannichfaltigkeit der Formen, die sich hier dem staunenden Auge bietet: nicht ein einziges Capitäl gleicht dem andern. Seinen Ruhm scheint der schaffende Meister darin gesucht zu haben, die unnachahmlichste Fülle von Gebilden aus seinem Meißel in das Gezweige seines Steinwaldes hinzuzaubern; Blätter und Blumen, sonderbare Arabesken, Menschen- und Thiergruppen wechseln miteinander ab; hier führt uns ein Acanthusblatt in die korinthische Kunstepoche zurück; dort treiben seltsam verschnörkelte Menschengestalten ihr gothisches Wesen; weiter löst sich eine feine, an die Alhambra erinnernde Linien- und Bänderverschlingung von der Mosaikspirale der Säule ab. Wer war der Meister, der dies Werk geschaffen und dessen Phantasie eine solche Welt von Bildern wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn auf diesen Kreuzgang herunterzusäen vermochte? Die Meister des Mittelalters waren bescheidene Menschen; Gott allein, der ihr Werk beschützte, pflegten sie die Ehre zu geben, und nach persönlichem Ruhme trachteten sie nicht, wie ihre Nachfolger. Als wir, bewundernd und staunend, nach dem Namen dieses Meisters fragten, da trat unser unermüdlicher, und für die sicilische Alterthumskunde so hochverdienter Führer und Freund, Professor Salinas, der Director des Museums in Palermo, an eine Säule heran und zeigte uns eine schon halb verwischte, kaum noch leserliche Inschrift, die er vor wenigen Tagen nur entdeckt hatte. Sie steht auf der neunten Säule von der nordöstlichen Ecke aus und lautet: „Ego Romanus, filius Constantinus Marmorarius.“ Weiter wissen wir nichts von dem Meister; sein Werk aber, bis in die spätesten Zeiten wird es die Bewunderung aller Kunstgebildeten hervorrufen, und solange der Dom von Monreale stehen wird, so lange werden auch von Italien, Deutschland, Frankreich und England Pilgerfahrten hierher unternommen werden, in das alte Benedictinerkloster, unter den schattigen Kreuzgang, und beim leisen Plätschern des säulenumringten Brunnens in jener Ecke werden unsere fernen Nachkommen noch in künstlerischer Andacht schwelgen vor diesem Wunderwerk der normännischen Kunst. Der Name des „Romanus, filius Constantinus“ wird wol kaum weiter dringen als bis in die Bücher des Gelehrten; ein Name aber wird dann auf allen Lippen wiederkehren, der Name desjenigen, der den Wiederaufbau heute leitet, der diese Ruine vom Verderben rettet, der in langsam gewissenhafter, im doppelten Sinne des Wortes Benedictinerarbeit Säule um Säule untersucht, Spitzbogen um Spitzbogen wiederherstellt, und nicht ruhen noch rasten wird, ehe der ganze Kreuzgang in seiner ehemaligen, unversehrten Gestalt wieder vor uns steht; und dieser Name ist derjenige des Professors Salinas von Palermo.

Digitized by Google

Welch wunderbares Bild entfaltet sich vor unsern Augen, wenn wir aus dem Häusergewirr von Monreale auf die offene Straße heraustreten, die nach Palermo führt! Ein Bild von unvergleichlicher Schönheit, anmuthig und herrlich zugleich, lächelnd und doch imponirend; c'è un incanto, sagen die Italiener; und wahrlich, ein treffenderes Wort finde ich nicht: ein Zauber ist es! Zwischen dem Monte-Pellegrino und dem Capo Zaffarano liegt, nach dem weitgeöffneten Meere ausschauend, die große Stadt; Kuppeln ragen über die Häuser hervor, Kuppeln von Kirchen und Palästen; ringsum und bis zum Fuß des Berges reihen sich Gärten an Gärten, wie ein weiches, grünes Kissen, in dessen molligen Falten Palermo ruht; merkwürdige Gebäude, weitberühmte Villen treten aus dem satten Grün hervor: hier die Villa Tasca, wol eine der schönsten Gartenanlagen der ganzen Welt, dort die Zisa, das alte Sarazenenschlößchen, mit seiner uralten, weitschattigen Pinie, weiter das durch seine scheußliche Todtenausstellung bekannte Kapuzinerkloster; ein Unicum heißt es in den Reisehandbüchern, und wahrlich, schätzen wir uns glücklich, daß es keinem andern Kloster einfiel, diesen Kapuzinern Concurrenz zu machen! Denn etwas Ekelerregenderes gibt es nicht, als diese von grinsenden, hängenden, stehenden und gar noch in künstlerischer Weise gruppirten und ein scheußliches Geberdenspiel treibenden Kadavern gefüllten Gänge! Wie Bücher in einer Bibliothek, oder wie ausgestopfte Thiere in einem Naturaliencabinet, bedeckt diese häßliche Todtenbevölkerung die Wände; die ausgetrockneten Gestalten werden jedes Jahr neu angezogen; und so erreicht diese ungeheuerliche Carikirung des Todes eine Grenze, wo man sich fragt, ob das Schauderhafte nicht in eine gräßliche Komik umschlägt. Wie eine geschmack- und pietätlose Fratze der Grabestragik ekelt uns dieses Gespenstermuseum an. Es paßt nicht zu dem herrlichen Palermo; es stört uns, wie ein häßlicher Flecken auf einem silber- und golddurchwebten Seidenstoffe. Wie ganz andere Gefühle erwecken die andern Klöster und Kirchen: dort in einem Häuserknäuel versteckt, das Kloster della Gancia, die Wiege aller Revolutionen, dort der Inquisitionspalast, und weiter die kleine Kirche, deren Glocke das Zeichen der Sicilianischen Vespern gab. Revolutionen, Massenhinrichtungen, Verschwörungen, die ganze neuere sicilianische Geschichte scheint sich in diesen Erinnerungen widerzuspiegeln; man füge noch das Brigantenthum und die Maffia hinzu, und das Bild Siciliens, wie man sich dasselbe im Norden vorzustellen gewöhnt hat, ist vollständig. Ist aber dieses Bild richtig? Verdient Sicilien seinen blutigen Ruf? Wer in Sicilien gelebt hat, der wird die Frage verneinen, und wer sich mit der Geschichte dieses Landes näher vertraut gemacht hat, der wird auch gegen den bösen Leumund protestiren, den die landläufige Geschichtschreibung, aus Anlaß der Sicilianischen Vesper, um den Charakter dieses Volkes wirft und aus welchem, wenn man der Sache auf den Grund gehen will, der ganze schlimme Ruf, unter welchem dieses Volk und dieses Land heute noch leidet, hervorgeht. Die neuere gewissenhafte Geschichtsforschung, wie sie vor allem von dem bedeutenden sicilischen Historiker Amari betrieben wurde, hat aufs unwidersprechlichste erwiesen, daß die Vesper nicht, wie es die ältern französischen, an der Fälschung der Thatsachen ja interessirten Geschichtschreiber erzählten, ein massenhafter, feiger und hinterlistiger Meuchelmord war, sondern eine Volks-

Digitized by Google

erhebung mit blutigen, heldenmüthigen Kämpfen, der Aufstand eines aufs Aeußerste gebrachten unbewaffneten Volkes gegen seine Erdrücker. Der berüchtigte Procida, dieses Vorbild aller finstern Verschwörer, ist von Amari in das Reich der Phantasie zurückgeführt worden; der Procida, von dem die Sage so vieles erzählt, hat nicht existirt, und der wahre Procida war ein ganz anderer als jener Legendenheld, den die von den Sicilianern vertriebenen Angioviner erfanden, um ihrer Niederlage einen für die Sieger beschimpfenden Charakter anzuheften und sich an denselben dadurch zu rächen, daß sie ihnen die Ehre abschnitten. Palermo und Sicilien überhaupt leiden noch immer unter dem schlechten Rufe, der ihnen aus der Vesperlegende erblühte. Hoffentlich wird die Zeit kommen, wo man die Geschichte dieses Landes und dieses Volkes besser kennen und auch in den Schulen richtiger und wahrheitsgetreuer lehren und lernen wird. Legenden, noch so romanhaft erfunden, haben nicht die Berechtigung, die Geschichte zu ersetzen. Und hat man einmal damit angefangen, die Vorzeit von ihren Legendenanhängseln zu befreien, so wird man auch mit weniger Voreingenommenheit an die Beurtheilung der Jetztzeit herantreten. Maffia und Brigantenthum bilden freilich einen wesentlichen Bestandtheil des Gesammtbildes der sicilischen und speciell der palermitanischen Zustände; die Maffiosen, die es verstehen, ohne zu arbeiten Geld zu verdienen und als systematische Schmarotzer die andern auszubeuten, man trifft sie in Palermo mehr als sonstwo; man kennt sie, man grüßt sie in der Strada Macqueda und in den Quattro Cantoni; und Briganten wird es geben, solange Sicilien das höhlendurchfurchte Land bleibt, in welchem es leichter als in irgendeinem andern ist, einen Menschen wochenlang zu verstecken und gewissenhaft auszuplündern. Aber man vergleiche doch die Diebs- und Raubmordsstatistiken des Nordens mit den sicilischen, und man wird eben sehen, daß dieses Land bei weitem nicht die Ausnahmestellung einnimmt, welche man ihm einzuräumen pflegt: Maffia und Brigantenthum erscheinen nämlich unter der grellen südlichen Beleuchtung in einer romantischen Färbung, die unsern grauen, nordischen Diebs- und Raubgesellen gänzlich abgeht, und naturgemäß bemerkt man diese helle, farbenreiche Stelle viel mehr als das danebenliegende, in graue Dämmerung eingehüllte Feld. Alles nimmt in diesem Sonnenlande eine grellere, farbenreichere Färbung an. Das gewöhnliche Leben und Treiben auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Cafés bietet uns Nordländern ein Bild, das nach unsern Begriffen schon an dasjenige grenzt, das wir am Vorabend einer Volksbewegung, einer Revolution oder auch eines großen Nationalfestes zu erwarten pflegen. Die ganze Tonleiter des südlichen Charakters liegt höher als die des unserigen; wo wir lächeln, da lacht man hier; wo wir lachen, da jauchzt man in lautem, überfließendem Freudentaumel; und so geht es auch nach der andern Seite hin, nach der Seite der wildern Leidenschaften. Um ein richtiges Urtheil über dieses Land und diese Leute zu fällen, hüte man sich also, nur nach unsern nordischen Begriffen zu richten; unser Urtheil fiele falsch und ungerecht aus. Von mancher Seite wird behauptet, die beiden Charaktere könnten sich unmöglich verstehen und vertragen; ein zu großer Unterschied trenne sie voneinander. Diese Meinung scheint mir eine irrige zu sein, und in der Geschichte dieses Landes und dieser herrlichen Stadt finde ich gerade

Digitized by Google

die Bestätigung der entgegengesetzten Ansicht: die größte und glücklichste Periode sicilischer Geschichte war diejenige der schwäbischen Kaiser und Könige, die Periode Friedrich's II., eines Hohenstaufen. Unter dieses Nordländers Führung entwickelte der südliche Geist, gepaart mit dem deutschen festern und härtern Wesen, in wunderbarer Wechselwirkung eine Gewalt, derer man ihn vorher wol nicht fähig glaubte; es eröffnete sich in Sicilien, und besonders in Palermo, ein Leben, wie man es nur viel später in andern Ländern wiederfindet, ein Leben von geistiger Erhabenheit, von künstlerischem Edelsinn, von gediegener Vollendung, in Form und in Wesen. Ein feiner Stahl wurde damals geschmiedet durch die Vermischung der südlichen und germanischen Erze, und von einem ganz besondern, hellen und lichten Glanze umflimmert tritt jene Periode sicilischen Lebens aus der dunkeln und unheimlichen Nacht der mittelalterlichen Wildheit hervor. Der Einfluß des germanischen Geistes war es, der durch Kaiser Friedrich II. jenes Leben schuf; nicht mit Unrecht nennt ein Geschichtschreiber diesen größten aller Hohenstaufen eine „sonnige Natur"; nicht mit Unrecht verehrt das palermitanische Volk heute noch den Enkel Barbarossa's als seinen größten und herrlichsten Fürsten! Denn nicht nur daß er auf sicilischem Boden die Verschmelzung des deutschen und des italienischen Elements zum ersten mal vollzog, die beiden Völker aneinander heranführte und zur gegenseitigen Verständigung, Achtung und Liebe gewann: größer noch, und erhabener, und allgemein menschlicher noch war Kaiser Friedrich's Werk; denn, lange bevor der Geist der religiösen Toleranz sich im Norden Bahn zu brechen vermochte, führte ihn dieser Deutsche mit italienischer Hülfe hier in Palermo ein, und dies ist es eben, was seiner Regierung und seinem Namen eine so glänzende Krone des Ruhmes aufsetzt, daß unter Kaiser Friedrich's Scepter, zum ersten mal, die Principien der modernen Toleranz, die eigentlichen Principien der Reformation, sich entfalten konnten. Wie weit weg aus dem engen Geiste des Mittelalters trägt uns die Geschichte dieses Kaisers! Welch ganz anderer, frischer, kräftiger Wind umweht uns in dem damaligen Palermo! Und wie einzig steht Sicilien in jener Zeit vor unserm Auge, wie eine helle Leuchte inmitten der finstern Nacht!

Mit diesem Bilde, und mit keinem andern, will ich scheiden von dieser herrlichen Königsstadt, von dir, Palermo, die du nicht mit Unrecht die Glückliche dich nennst; denn glücklich die Stadt, welcher, wie dir, das leichte südliche Leben lächelt, unter goldener Sonne, unter blauem Himmel, an der schimmernden See; aber glücklicher noch als all deine sicilischen Schwestern bist du, Palermo, denn keine andere birgt in ihrem Schos so wunderbare Kleinodien wie du: Kirchen, Kapellen, Paläste, und keiner wurde vom Schicksal die Ehre wie dir, die stolze Hüterin zu sein jener mächtigen Porphyrsärge, in denen Ruggiero schläft, und Kaiserin Konstanze und der große Hohenstaufen!

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

18. Juli 1884.

Die letzten Sitzungen des am 28. Juni geschlossenen Deutschen Reichstages brachten die Erledigung der Unfallversicherungsvorlage und eine lebhafte Debatte über die Postdampfervorlage. Ohne Zweifel haben die Deutschfreisinnigen bei der Behandlung dieser Vorlage eine Niederlage in der öffentlichen Meinung erlitten, welche sich gegenüber engherziger Bekrittelung auf die Seite der Zukunftspläne stellte, als deren Vertreter der Reichskanzler auftrat, und auch die nachherige schlecht maskirte Schwenkung der Partei konnte hierin keine Aenderung hervorrufen. Die Vorlage war bekanntlich an eine Commission verwiesen worden, und in der Sitzung dieser Commission am 23. Juni ergriff der Reichskanzler das Wort, auf eigenen Wunsch von Hammacher interpellirt. Er wies auf den Zusammenhang der Postdampfervorlage mit der Colonialfrage hin und machte alle seine weitern Colonialprojecte davon abhängig, daß jene Vorlage genehmigt werde; eine Ablehnung derselben würde für ihn eine Entmuthigung in Bezug auf diese ganze Colonialpolitik zur Folge haben. Der Kanzler setzte die seinige auseinander, die nichts mit jenen künstlichen Colonisationsversuchen zu thun habe, wie sie zum Theil von andern Staaten ausgingen: es würde nicht richtig sein, Landstriche, wo wir keine Interessen haben, zu occupiren, dort eine künstliche deutsche Einwanderung hervorzurufen, ein solches Gebiet von deutschen Beamten verwalten zu lassen und dort deutsche Garnisonen zu errichten. Etwas anderes aber sei es, die aus der deutschen Nation gewissermaßen herauswachsenden freien Ansiedelungen von Reichsangehörigen in Gegenden, welche nicht unter der anerkannten Hoheit einer andern Nation stehen, unter den Schutz des Deutschen Reiches zu stellen! Was Angra Pequena betrifft, so hätte nach längern Verhandlungen England erklärt, daß es auf diese Küstenstriche keine Ansprüche erhebe. Bamberger machte Bedenken geltend wegen der Gefahren einer deutschen Colonialpolitik gegenüber der Eifersucht und den concurrirenden Interessen der großen Seemächte; Fürst Bismarck erwiderte: Bamberger überschätze unsere Ohnmacht zur See; für England sei unsere Bundesgenossenschaft von hohem Werth und mehr noch für Englands Gegner. Richter meinte, die Colonien würden große Zuschüsse erfordern und daher die Erhebung aller möglichen Steuern nothwendig machen, worauf Bismarck entgegnete: deutsche Colonien erforderten keine Zuschüsse; etwas anderes sei es mit der Schutzpflicht des Reiches gegenüber dem deutschen Kaufmann. Trotz der überzeugenden Reden des Reichskanzlers wurde die Postdampfervorlage für diese Session begraben, indem die Commission die nächste Sitzung auf den 27. Juni festsetzte, auf den Tag, an welchem der Schluß des Reichstages erfolgen sollte.

Doch auch in dieser Session sollte sie im Plenum noch einmal zur Sprache kommen: es geschah dies am 26. Juni bei Gelegenheit des Handelsvertrags mit Korea. Der Abgeordnete von Maltzahn-Gültz meinte, ein Nutzen erwüchse aus solchen Handelsverträgen nur bei lebhaften Handelsbeziehungen, darauf würden eben die

Digitized by Google

Postdampferlinien hinwirken; er tadelte die Verschleppung der Vorlage durch die Commission. Daran schloß sich eine lebhafte Debatte, in welche der Reichskanzler mehrmals eingriff, zuerst mit einer längern Rede, die in Bezug auf staatsmännische Klarheit und weite Gesichtspunkte zu seinen glücklichsten oratorischen Leistungen gehört. Im wesentlichen war sie eine Ausführung dessen, was er in der Commission gesagt hatte. Die Aeußerungen Bamberger's in derselben verurtheilte er scharf als höhnische Persiflage colonialer Bestrebungen; Richter blies zum Rückzuge, nicht ohne einige Ausfälle im Arrièregardengefecht, Bismarck charakterisirte diese Art der Polemik mit vieler Schärfe. Windthorst wollte sich noch in Hamburg und Bremen erkundigen: er bekannte bei einem ironischen Seitenpas gegen Minnigerode, daß ihm der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung wohlgefalle.

Eine große Zahl von Sitzungen des Reichstages wurde durch die zweite Lesung der glücklich unter Dach gebrachten Unfallversicherungsvorlage in Anspruch genommen: ein kleines Mehr der conservativ-klerikalen Allianz brachte fast alle Commissionsvorschläge zur Annahme.

Am 27. Juni wurde das Gesetz in dritter Lesung nach den Beschlüssen der zweiten genehmigt: im ganzen war die Vorlage fast unverändert angenommen worden. Abgeordneter Rickert faßte noch einmal alle Bedenken der Opposition zusammen, um sie gegen den Vorwurf eines unfruchtbaren Negirens zu schützen. Den Hauptfehler der Vorlage sieht Rickert in der „socialistischen" Beseitigung der Privatgesellschaften, ferner in den Beschlüssen über die Carenzzeit, in der Hineinschiebung des Reiches in die Versicherung, die er für sehr bedenklich hält, obschon Minister von Bötticher sie als bloße Decoration bezeichnet; dem Bundesrathe sei eine Befugniß gegeben, die sich mit dem Budgetrecht des Hauses gar nicht vereinigen lasse. Noch niemals habe eine Volksvertretung ihr wichtigstes Recht so leichten Herzens aus der Hand gegeben. In dieser Vorlage sei der Anfang gemacht mit einer Zwangsorganisation großer Berufskategorien, mit der Vernichtung eines Zweiges der Privatthätigkeit. Das war der Kernpunkt, um den sich die Opposition der fortschrittlichen Linken krystallisirte. Die Socialdemokraten, in deren Namen Abgeordneter Blos sprach, motivirten ihre Ablehnung theils damit, daß man einen Theil der Arbeiter versicherungspflichtig mache, einen andern nicht, theils damit, daß man die Arbeiterausschüsse beseitigt und die Arbeiter vollständig von jeder Mitwirkung bei der Unfallversicherung ausgeschlossen, den Unternehmern dagegen mit den Berufsgenossenschaften eine großartige Waffe in die Hand gegeben habe. Man solle die Socialreform durch Einführung des Normalarbeitstages beginnen; das vom Reichskanzler proclamirte Recht auf Arbeit werde wol in der Luft schweben bleiben. Im Volke fasse man die Socialreform auf als eine Beschränkung der ungerechten Vorrechte der besitzenden Klassen. Am heftigsten waren im Laufe der eine Reihe von Sitzungen ausfüllenden Verhandlungen die Debatten über die Berufsgenossenschaften am 18. Juni, bei denen besonders der Abgeordnete Barth für die Privatgesellschaften eintrat, während Richter über die Entwickelungsfähigkeit der Nationalliberalen sich in sarkastischer Weise erging, der Minister von Bötticher aber den Standpunkt der Regierung scharf und glücklich vertrat; ferner die Debatten über das mit großer Mehrheit angenommene Umlageverfahren (19. Juni) und über die Dauer der Carenzzeit. So ist denn das Unfallversicherungsgesetz, die erste That des Bismarck'schen Staatssocialismus, glücklich unter Dach und Fach gebracht: ob alle Stützen stark genug sind, um das Gebäude zu halten, ist freilich noch die Frage: doch sind ja spätere Aenderungen nicht ausgeschlossen; was das Umlageverfahren betrifft, so wies der Minister von Bötticher selbst darauf hin.

Andere Beschlüsse des Reichstages galten dem Relictengesetz für Angehörige des Reichsheeres und der Marine, welches am 24. Juni angenommen ward; ebenso

Digitized by Google

der Actiengesetzentwurf, dessen zweite Lesung am 23. Juni stattfand. Am schwankendsten schien nach der zweiten Lesung der Ausgang der Abstimmung über den Innungsantrag Ackermann-Windthorst; derselbe erhielt indeß in der dritten Lesung am 25. Juni eine Mehrheit von 4 Stimmen (154 gegen 150). An demselben Tage wurde auch der Antrag Windthorst auf Aufhebung des Expatriirungsgesetzes angenommen, gegen den fast nur die Nationalliberalen und ein Theil der Deutschen Reichspartei stimmten. Die Zuckersteuer- und Zolltarifvorlage sowie die Börsensteuervorlage werden erst in der nächsten Session zur Berathung kommen.

Die ostasiatischen Verwickelungen, welche durch den Frieden von Tsien-Tsin gelöst zu sein schienen, haben noch ein blutiges Nachspiel erhalten, das die französische Diplomatie abermals in Thätigkeit setzt. Nichts konnte dem Ministerium Ferry unwillkommener sein, als daß der Nimbus der französischen Siege noch zum Schluß eine kleine Abschwächung erlitt: und in der That haben die Franzosen in einem improvisirten Gefecht mit chinesischen Regulären den kürzern gezogen. Die Franzosen rückten aus zur Besetzung der Grenzfeste Langson, im Vertrauen auf den Vertrag von Tien-Tsin. Der dort commandirende chinesische General kannte den Vertrag von Tien-Tsin, verhandelte mit den Franzosen, indem er sich zur Räumung bereit erklärte, aber noch eine dreitägige Frist verlangte. Crétin, der Führer der Franzosen, wollte diese Frist nicht gewähren, er brüskirte die Chinesen, und so kam es zum Gefecht, in welchem die Franzosen von der feindlichen Uebermacht, die gegen 10000 Mann betrug, zurückgeschlagen wurden. Das war begreiflich, aber immerhin wenig förderlich für die französische Gloire: unbegreiflich blieb nur, daß der General Mallot nichts von der starken chinesischen Truppenmacht wußte, die in seiner nächsten Nähe stand.

Von einem hinterlistigen Ueberfall der Chinesen kann bei diesen Vorgängen wol nicht die Rede sein; an einen Vertragsbruch der chinesischen Regierung mochte man eher glauben, wenn man an frühere Vorgänge aus dem Jahre 1860 sich erinnerte. Wie oft hatten die Chinesen die Tractate von 1858 und 1859 gebrochen, mitten während der Verhandlungen Angriffe auf die englisch-französischen Schiffe und Truppen gemacht, bis ihnen die siegreichen Alliirten eine energische Züchtigung zutheil werden ließen: man konnte sich wol auch jetzt solcher Verräthereien versehen. Es ist kein Zweifel, daß in Peking selbst eine Kriegs- und eine Friedenspartei nebeneinander bestehen, die einander Schach bieten so gut sie können, und daß die erstere, wenn sie auch eine offenbare Verhöhnung des Vertrags von Tien-Tsin vermeidet, doch in der Auslegung desselben so sophistisch wie möglich zu Werke geht. Der Gesandte Patenôtre ist mit einem französischen Ultimatum nach Peking gereist, in welchem die bei dem Friedensschluß von Tien-Tsin aufgegebene Forderung einer Kriegsentschädigung wieder aufgenommen ist. Inzwischen sucht die chinesische Diplomatie in Europa Oel in die bewegten Wogen zu gießen. Der Gesandte in Berlin, Li-Fong-Pao, ist sogleich nach Paris abgereist und nach einem in Bezug auf diese Angelegenheit abgehaltenen Ministerrath von Ferry empfangen worden; er soll beruhigende Versicherungen geben: schwerlich weiß er indeß, nach welcher Seite sich das diplomatische Fähnlein in Peking dreht. Eine Kriegsentschädigung von 250 Mill. zu zahlen werden die Chinesen sich gewiß weigern; und so bleibt die drohende Wetterwolke am Himmel Ostasiens stehen.

Neuesten Nachrichten zufolge scheint die chinesische Kriegspartei, an deren Spitze der Tsung-Li-Yamen steht, gegenüber der Kaiserin-Mutter und dem Li-Hung-Tschang den kürzern zu ziehen. China will eine, allerdings von ihm selbst bestimmte, Kriegsentschädigung zahlen und die Festungen Langson, Laokai und Kaobang, aber erst nach einem Monat, räumen.

Für Ferry ist diese neue Verwickelung in jeder Hinsicht unangenehm: ihm mußte natürlich alles darauf ankommen, bei der Conferenz freie Hand zu haben

Digitized by Google

und dort zugleich im Siegerkranz von Sontay und Bacninh zu erscheinen: sein allzu raufluſtiger Hauptmann Crétin hat ihm jedenfalls einen Strich durch diese Rechnung gemacht.

Auch in Bezug auf die innere Politik, auf die Revisionsfrage, braucht Ferry freie Hand, und eine überlegene Stellung der Regierung würde ihm bei den Schwierigkeiten, welche dieser Frage drohen, bis sie glücklich in den Hafen hineingesteuert ist, sehr zu statten kommen. Einen Sieg hat das Ministerium freilich erfochten: die Kammer hat die Vorlage mit großer Majorität angenommen. Dagegen sind die Aussichten derselben beim Senat nichts weniger als sicher; das linke Centrum, das unter der Leitung Léon Say's steht, ist schwankend, ebenso die gemäßigte Linke. Ferry suchte Léon Say zu gewinnen, indem er ihm das Portefeuille der Finanzen anbot. In die Commission des Senats, welche die Revisionsvorlage vorberathen soll, sind neun Mitglieder gewählt worden, welche gegen dieselbe, und neun Mitglieder, welche principiell derselben günstig sind; doch auch von diesen verlangt die Hälfte eine beschränkte Revision. Man will indeß, der ägyptischen Conferenz wegen, dem Ministerium Ferry, das sich lebensfähiger erweist als andere Ministerien der Republik, nicht allzu viele Schwierigkeiten machen: ist doch zu der Schlappe in Ostasien noch die ostasiatische Krankheit getreten, welche in Toulon und Marseille wüthet. Die Interpellanten der Kammer haben der Regierung den Vorwurf gemacht, daß sie nicht rasch genug die nöthigen Schutzmaßregeln ergriffen habe, obwol dieser Vorwurf nur die untergeordneten Behörden trifft. Auch soll kein französisches Kriegsschiff die Cholera aus Ostasien eingeschleppt haben, sondern irgendein britisches Kauffahrteischiff, auf welchem Krankheitsfälle vorgekommen und der Bequemlichkeit wegen verschwiegen worden sind.

Die ägyptische Conferenz ist zusammengetreten; am 28. Juni wurde sie unter dem Vorsitze Gladstone's eröffnet. Die europäischen Cabinete, welche sie beschicken, haben im voraus nicht Stellung genommen zu den britischen Vorschlägen. Nur scheint die Beschränkung des Programms auf die Regelung des ägyptischen Finanzwesens und die Modification des Liquidationsgesetzes vom 17. Juli 1880 allgemein acceptirt worden zu sein. Eine Beschränkung der Debatte selbst aber, der Ausschluß aller politischen Gesichtspunkte und Verhandlungen ist um so weniger denkbar, als die Voraussetzung der Zustimmung zu den britischen Vorschlägen doch die Anerkennung ist, daß sich England um Aegypten wohlverdient gemacht habe; denn nur infolge der englischen Intervention sind die Finanzen Aegyptens in solche Zerrüttung gerathen. Die Etappen dieser Intervention waren das Bombardement von Alexandria, der Sieg über die Truppen Arabi's bei Tel-el-Kebir, die Reorganisation der ägyptischen Armee, die zu den Niederlagen im Sudan geführt hat, das Aufgeben des Sudan und aller seiner Hülfsquellen. Durch diese Vorgänge, deren Kosten Aegypten tragen muß, ist die bereits „verschwundene" schwebende Schuld auf 8 Mill. Pfd. St. gestiegen. Die Conferenzvorschläge gehen auf Schädigung der ägyptischen Staatsgläubiger hinaus, deren Zahl namentlich in Frankreich eine sehr bedeutende ist. England verlangt eine abermalige Zinsreduction der ägyptischen unificirten und privilegirten Schuld um 1/2 Proc., Suspension der Amortisation derselben und die Priorität einer von England zu garantirenden Anleihe von 8 Mill. Pfd. Europa soll durch sein Ansehen diese finanziellen Gewaltmaßregeln decken. Zunächst beräth die Finanzcommission der Conferenz.

Ob indeß die Controle der ägyptischen Finanzen nicht zuletzt vom Mahdi übernommen werden wird: das ist eine Frage, welche durch die jüngsten Nachrichten aus dem Sudan nahe genug gelegt wird. Die Politik der Engländer, welche den Sudan preisgab, in der thörichten Zuversicht, der Mahdi werde vor den Einfallpforten nach Aegypten Halt machen, steht jetzt der bedrohlich anwachsenden und näher rückenden Macht der Aufständischen gegenüber, schwankend, ob sie mit

Digitized by Google

halben Maßregeln der Abwehr fortfahren soll oder ob Aegypten sich für England noch eines ernstern Kampfes verlohnt. Zu jenen halben Maßregeln gehörte die Sendung Gordon's nach Khartum, deren Erfolglosigkeit von Haus aus doch jedem unbefangenen Blick einleuchten mußte; es gehörte dazu die Expedition Graham's nach Suakim und die dort nach den Schlachtenbulletins der Engländer erfochtenen Siege. Von Osman-Digma sind keine solchen Bulletins veröffentlicht worden: doch die Erfolglosigkeit jener Vorstöße in die Wüste hinein ist hinlänglich constatirt; Osman-Digma ist wohlauf mit den Seinigen, in kampflustiger Stimmung und bedroht nach wie vor die Hafenfeste Suakim. Was aber Gordon betrifft, so veröffentlichen französische Blätter bereits Hiobsposten aus Khartum, die freilich noch nicht bestätigt, aber auch nicht widerlegt sind. Die Vernichtung der Garnison von Berber ist leider eine Thatsache, durch welche den Aegyptern von Khartum der Rückweg abgesperrt ist. In das Schuldbuch der englischen Politik kommen die furchtbaren Metzeleien im Sudan. Man kann dieselbe nur als vollkommen rathlos bezeichnen: der Versuch, den Negus von Abyssinien zu Hülfe zu rufen, blieb vergeblich; die Absicht, den Suzerän Aegyptens und also auch der Sudanländer, den Sultan, mit seiner Armee in Action treten zu lassen und durch sie den Mahdi zu bekämpfen, scheiterte an dem Bedenken, den Großwürdenträger in Konstantinopel aus seiner schattenhaften Existenz noch einmal zu einer eingreifenden politischen Rolle zu berufen. Diese unselige Halbheit hatte den Siegeslauf des Mahdi zur Folge.

So steht jetzt die englische Politik in Afrika Gewehr bei Fuß; Gladstone erwartet alles von der Conferenz. Gleichzeitig beschäftigt ihn seine Wahlreformbill, und gerade durch diese bleibt er in England Herr der Situation. Ihn trägt eine mächtige Volksbewegung; die Agitation gegen veraltete Wahlbestimmungen und die allzu großen Privilegien der Lords ist eine allgemeine; zahlreiche Arbeiter- und Volksversammlungen sprechen sich gegen dieselben aus. Eine extreme Forderung der Wahlreform, das Wahlrecht der Frauen, ist indeß im Unterhause abgelehnt worden. Gladstone ergriff selbst das Wort gegen dieselbe, obschon einige Mitglieder des Cabinets ihre Anhänger sind. Die Bill selbst hat inzwischen nicht die Billigung des Oberhauses gefunden; am 8. Juli wurde sie in zweiter Lesung zurückgewiesen, allerdings nur mit einer Mehrheit von 51 Stmmen bei 351 Abstimmenden. Eine sehr große Zahl der Lords verschließt sich daher der Einsicht nicht, daß eine Wahlreform geboten, und eine hartnäckige Abwehr unmöglich sei. Auch diejenigen, welche gegen dieselbe stimmten, motivirten ihre Gegnerschaft mit allerlei Einschränkungen, um nicht der öffentlichen Meinung allzu herausfordernd Trotz zu bieten. In dem ablehnenden Antrag des Lord Cairns heißt es: „Das Oberhaus würde einem wohldurchdachten und vollständigen Plane zur Ausdehnung des Wahlrechtes seine Mitwirkung nicht versagen; aber der vorliegenden Reformbill kann es seine Zustimmung nicht ertheilen, weil sie keine Bestimmung enthält, welche eine wahre und weise Ausübung des Wahlrechtes gewährleistet, und ferner, weil die Bill nicht Theil einer Gesammtreform, sondern selbständiges Gesetz sein soll."

Auch von Parlamentsbeschlüssen gilt indeß, was Goethe sagt:

> Du sprichst vergebens nur um zu versagen:
> Der andre hört aus allem nur das Nein.

So wird das englische Volk das Haus der Lords doch für das blanke „Nein" gegenüber der Wahlreform verantwortlich machen.

Der politischen Situation in England und Frankreich ist gegenwärtig ein merkwürdiger Parallelismus eigen. Gladstone's Wahlreformbill und Ferry's Verfassungsrevision streben nach dem gleichen Ziel; beide Minister sind für ihr Land eine Nothwendigkeit in Bezug auf die innere Politik: die auswärtigen Beziehungen

Digitized by Google

können darin nichts ändern. Ferry konnte anfangs die Siege in Tonking mit in die Wagschale werfen: doch jetzt sind die chinesischen Verwickelungen für ihn so unangenehm wie die ägyptischen für Gladstone. Was aber die westmächtliche Freundschaft, den vorgängigen Vertrag zwischen England und Frankreich betrifft, welcher zunächst der Conferenz unterbreitet werden soll, so scheinen weder das londoner Parlament, noch die pariser Deputirtenkammer damit einverstanden, daß ihm die Entscheidung darüber noch vorenthalten wird, wie überhaupt der Vertrag selbst, dessen Hauptbestimmungen ja durch die Zeitungen veröffentlicht worden sind, den heftigsten Angriffen ausgesetzt sein wird, sobald die Regierungen für denselben die Zustimmung der vertretenden Körperschaften in London und Paris einholen werden.

Der Wahlsieg der Ultramontanen in Belgien am 10. Juni hat eine über die Grenzen des Landes hinausgehende Bedeutung; er wird überall die Selbstgewißheit der Klerikalen und ihre Forderungen steigern. Darauf hat Fürst Bismarck bereits hingewiesen. Der constitutionelle Mechanismus functionirt indeß in Belgien mit größter Regelmäßigkeit. Volksaufläufe und Reibungen zwischen den Parteien ändern nichts an seinem Gang. Die Liberalen hatten bisher in der Kammer eine Majorität von 20 Stimmen; infolge der letzten Wahlen haben die Klerikalen eine Mehrheit von 32 Stimmen gewonnen. Das liberale Ministerium Frère-Orban gab sogleich seine Dimission; der frühere klerikale Ministerpräsident Malou übernahm die Neubildung des Ministeriums. Die Liberalen haben, solange sie am Regiment waren, sich manche Sünde zu Schulden kommen lassen, die, abgesehen von den innern Spaltungen der Partei, dem Kampfe der Gemäßigten und Radicalen, die jetzige Niederlage erklären mag: die Staatsschuld ist seit 1848 fast um eine Milliarde, die jährlichen Abgaben sind um 26 Millionen gestiegen; das Budget weist ein Deficit von 60 Millionen auf. Durch königliches Decret vom 16. Juni ist der Senat, welcher zuletzt eine Mehrheit von 4 liberalen Stimmen besaß, aufgelöst worden; der Sieg der Klerikalen bei den Senatswahlen ist ebenfalls unzweifelhaft. Daß das liberale Régime durch sein intolerantes Vorgehen gegen Andersgesinnte, namentlich auf dem Gebiete des Schulwesens, große Erbitterung erregt hat, geben jetzt auch liberale Preßorgane zu. Das im Jahre 1878 eingerichtete Unterrichtsministerium ist von Malou wieder aufgehoben wnrden. Doch wenn auch die Liberalen allzu terroristisch vorgegangen sind in der Behauptung ihrer Herrschaft: die Schule in der Gewalt der Klerikalen ist ein Hohn auf die Fortschritte des Jahrhunderts. Und Malou wird in Belgien dafür sorgen, daß die Geistlichen von den Kosten befreit werden, welche ihnen bisher der Unterhalt der sogenannten „freien Schulen" verursacht hat. In jeder Gemeinde soll nach seinem Plane die Schulaufsicht einem auf Grund des allgemeinen Stimmrechts gewählten Ausschusse von Familienvätern und Familienmüttern zukommen, sodaß hier die Frauen, auf deren empfängliches Herz der Klerus stets große Wirkung ausgeübt, nicht blos mitsprechen, sondern auch mitstimmen sollen. Der confessionelle Charakter der belgischen Schulen wäre dadurch gesichert. Man rühmt dem belgischen Klerus nach, daß seine Hochwürdenträger, auch die vom Papst Leo XIII. neuernannten Bischöfe, eine gemäßigte Richtung verfolgen; doch wird es an einigen Heißsporns nicht fehlen, welche die erlangte Macht nach Kräften auszubeuten suchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Lenz im Herbst.

Novelle

von

August Schneegans.

I.

Es war an einem der ersten schönen Aprilabende des Jahres 1846, als ein Ereigniß eintrat, das Herrn Merklin's bis dahin so stilles Leben beinahe in ganz neue, ungeahnte Bahnen geleitet hätte. In seinem Landhause, bei Zabern im Elsaß, saßen hinter ihren Musikpulten, in andächtigem Spiele vertieft, die Freunde, die regelmäßig einmal in der Woche sich bei Herrn Merklin versammelten; bei Herrn Merklin, so sprachen alle von ihm, denn kurz und gut Merklin zu sagen, das konnte niemand in den Sinn fallen: so gemessen, so alle Familiarität zurückweisend war, trotz all seiner angeborenen Liebenswürdigkeit, des vornehmen ältlichen Patriciersohnes ganze Erscheinung. Die kleine Gesellschaft bestand aus dem alten Rechtsanwalt Heußer, dem runden, mit Gott und der Welt zufriedenen Pfarrer des benachbarten Dorfes Dossenheim und einem retirirten Major aus der französischen Infanterie, Baron von Esparnac, der sich kein schöneres Land denken konnte als das Elsaß, um dort unter wohlwollenden, gutmüthigen Leutchen, in traulichem Plaudern und Musiciren seinen Lebensabend zu genießen. Die hohen Fensterthüren der Terrasse waren geöffnet, das helle Mondlicht ergoß sich leuchtend und ruhig über die weichen Tannengründe der Vogesen; eine Nachtigall flötete taktverwirrend zwischen den Accorden eines Haydn'schen Quartetts, als die Thür aufgerissen wurde und die alte Gretel, die resolute Haushälterin dieser Junggesellenwirthschaft, mit einem kräftigen „Nichts für ungut!" in das Zimmer stürzte und, verstörten Gesichts ihrem Herrn eine zerknitterte Visitenkarte hinreichend, ausrief: „Mit der Musik ist's aus für heute! Droben, auf der Landstraße, liegt der pariser Postwagen! Mehrere Passagiere verwundet! Einer, der schon halb todt sein soll, kennt den Herrn; er reist mit einem Mädchen; hier schickt er seine Karte; der Herr soll hinauf zu ihm!" Herr Merklin war ein besonnener Mann, den nicht leicht etwas aus seiner etwas steifen Ruhe herauszubringen vermochte; als aber sein Auge auf diese Karte fiel, da flog ein Zucken durch seine Glieder. „Eugen Weiler!" rief er aus, und ein ganz sonderbarer Ausdruck zitterte in seiner Stimme. Die Erinnerungen, die dieser

Digitized by Google

Name in ihm erweckte, schienen keine ungetrübt freundschaftlichen zu sein. Dem alten Heußer erging es nicht anders. „Kommt dieser Geselle wieder zum Vorschein?" sagte er halblaut vor sich hin, während die ganze Gesellschaft sich rasch erhob und, Herrn Merklin folgend, auf bekannten Waldwegen zur Stelle des Unglücks eilte.

In welche weite, weite Vergangenheit flogen während dieser nächtlichen Wanderung Herrn Merklin's Gedanken zurück! Mit Eugen Weiler war er in seiner ersten Jugendzeit in Rom zusammengetroffen; die beiden Elsässer hatten einige Jahre dort nebeneinander verlebt; als Landsleute hatten sie sich zusammengefunden, trotz ihrer so ganz verschiedenartigen Natur; während Herr Merklin, in seiner angeborenen gründlichen, deutschen Art, die Kunst und das classische Alterthum studirte, vertrieb sich der leichtfertige junge Maler in ganz anderer Weise die Zeit: er verließ sich auf seinen glücklichen Stern und auf sein nicht unbedeutendes Talent, und lebte lustig in den Tag hinein. Merklin's Freunde hatten niemals den Grund des plötzlichen Bruches erfahren, der die beiden trennte und Herrn Merklin's unerwartete Rückkehr veranlaßte; aus weitern Briefen konnte man herauslesen, daß ein Mädchen im Spiele war und daß Merklin's Werbung vor derjenigen des dreistern Künstlers die Segel streichen mußte. Ob Weiler das Mädchen geheirathet hatte, konnte man nicht mit Bestimmtheit erfahren. Nur so viel wußte man, daß Herrn Merklin die Sache tief zu Herzen gegangen sein mußte; denn kurz nach seiner Rückkehr verließ dieser, ein kaum angehender Dreißiger, seine Vaterstadt Straßburg und zog sich auf ein Familiengut am Eingang des Zaberner Thales zurück, wo er, einsam und wie von einer Atmosphäre von sanfter Traurigkeit umgeben, nur noch seinen Liebhabereien, der Musik und den Waldesfreuden lebte. Sechzehn Jahre waren es jetzt, und wer ihn dort in seinem auf schwarzgrüne Tannengründe sich öffnenden Studirzimmer hätte belauschen können, der hätte Herrn Merklin oft stundenlang vor einem kleinen Bilde sitzen sehen, das er aus einem wohlverschlossenen Fache seines Schreibpultes zog und in dessen Betrachtung er sich, alles andere vergessend, vertiefte: das Bild stellte ein römisches Mädchen vor; ein Datum und ein Name standen darunter; der Name lautete: „Concetta." Wenn sein Blick sich in diese feinen, von so seltener Anmuth umflossenen Züge senkte, so schien wie eine Art Verklärung über ihn zu kommen; aus seinem ganzen Wesen athmete eine tiefe, unzerstörbare Liebe, und zugleich ein tiefes, unzerstörbares Weh über das auf ewig verlorene Liebesglück. Auf ewig verloren war es ja; denn Concetta war todt. In dem letzten Briefe, den Eugen Weiler ihm aus Rom geschrieben, etwa sechs Jahre nach ihrer Trennung, hatte er ihm diese Nachricht mitgetheilt. Der Brief klang sonderbar, unverständlich. Eine eigenthümliche Verlegenheit zog sich durch das Schreiben, das, auf besondern Wunsch der Sterbenden, dem verschwundenen Freunde deren letzte Grüße übermitteln sollte; in räthselhafter Weise äußerte sich Weiler am Ende: „Nur Deiner gedachte sie in ihren letzten Stunden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt erfahre, es wäre anders gekommen; Dein schüchternes, zurückhaltendes Wesen hat es so gewollt!" Und noch seltsamer klangen Weiler's Schlußworte: „Der Mutter mußte ich versprechen, daß Du die kleine Concettina niemals verlassen würdest!" Von Eugen Weiler hatte Merklin von jenem Tage an nichts mehr gehört; durch andere erfuhr er, daß der leicht-

Digitized by Google

lebige Künstler nach Paris gezogen war und daß er dort sein römisches Leben fortsetzte: ein liebenswürdiger, wol auch von Herzen guter, aber ein verirrter und von Grund aus verkommener Mann.

Der Name Eugen Weiler hatte in Merklin's Seele all diese, in stillen Träumen begrabenen Erinnerungen jählings wieder aufgeschüttelt. Eine freundliche Empfindung war es nicht, die ihn erfüllte, als er in dieser Nacht zu der Zaberner Straße hinaufkletterte. Diese Empfindung zerstob aber vor dem Anblick, der sich ihm dort oben darbot. Quer über der Straße lag der schwere Postwagen. Weinende und schreiende Kinder, Frauen und Männer umstanden das Wrack. Unter einer Pappel, am Rande des Weges, lag ein aus einer tiefen Stirnwunde blutender Mann. Ein Mädchen war helfend und tröstend um ihn beschäftigt; es wendete den heraneilenden Freunden den Rücken zu; hell schien aber der Mond auf das Gesicht des Verwundeten; und als Herr Merklin in diese bleichen Züge schaute, da war alles Leid vergessen, das ihm dieser Mann angethan. „Hilf Himmel, mein armer Weiler!" rief Merklin und kniete neben ihm nieder und nahm ihn in seine Arme. Der Verwundete hob den Kopf langsam und schwer in die Höhe und öffnete die Augen. „Merklin", sagte er mit leiser Stimme und mit Anstrengung aller seiner Kräfte, „wie gut von dir, daß du kommst! Ich sterbe; nimm dich des Kindes an!" Mit heftigem Schluchzen warf sich jetzt das Mädchen vor ihm auf die Knie. „Vater! Vater!" rief die Arme, „du darfst nicht sterben! Was soll aus mir werden, wenn du stirbst?" Als Merklin diese Stimme hörte, schaute er mit einer Art von Bestürzung auf; der Mond beleuchtete das Gesicht, und wie er in diese Züge blickte, da war es ihm, als erbebe sein Herz in seinen innersten Fugen und als ergösse sich eine Welle brennenden Blutes durch seine Adern: diese Stimme, diese Züge, er hatte sie erkannt! Der Verwundete sah ihm starr ins Auge. „Merklin!" sagte er leise und immer leiser, „ja! sie gleicht ihrer Mutter! Du bist der einzige, dem ich sie anvertrauen kann! Du liebtest ihre Mutter; versprich ...." Er wollte weiter sprechen; er konnte es nicht; fester und wie nach einer Antwort ringend drückte er Merklin's Hand. Merklin verstand seinen flehenden Händedruck. Er neigte langsam den Kopf, Thränen füllten seine Augen. „Sei ruhig!" flüsterte er, „ich werde sie nicht verlassen!" Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Sterbenden. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht, und im Lächeln trat der Tod an ihn heran. Eugen Weiler sank zusammen. Eine Leiche lag in den Armen des wehklagenden Mädchens.

Als Herr Merklin in dieser Nacht bei später Stunde allein an seinem Schreibpult saß, da schloß er die Augen und ließ den Kopf in seine Hände sinken. All sein Leiden, all sein Lieben aus seiner ersten Jugendzeit war plötzlich vor seinem Geiste wieder erstanden; die alte Wunde blutete, als wäre sie erst gestern geschlagen! Dort, in dem Fremdenzimmer, dessen hellerleuchtete Fenster ihm über dem Hofe entgegenschauten, dort weinte in bitterm Weh die Tochter des einzigen Weibes, das er je geliebt, des Weibes, dem er nach langem Zögern, in seiner mädchenhaft schüchternen Natur, gewagt hatte, seine Liebe zu gestehen! Warum kam ihm gerade jetzt die Scene wieder ins Gedächtniß, die sich damals in dem Hause abspielte, wo Concetta, die reizende Tochter einer ehrbaren, aber in kleinlichen Verhältnissen

Digitized by Google

lebenden Witwe, wohnte und wo er sich mit seinem Freunde Weiler eingemiethet hatte? Er hatte sie geliebt, vom ersten Tage an; und lange, ach! viel zu lange hatte er, der unerfahrene, den Frauen gegenüber so schüchterne junge Mann, vergeblich nach dem Muthe gerungen, ihr seine Liebe zu gestehen; endlich hatte er es gewagt! Sie war allein; er sprach mit ihr; sie hatte ihre Hände in den Schos fallen lassen, hatte ihn angestarrt mit ihren großen, schwarzen Augen, bleich wie eine Todte. „Concetta", hatte er zu ihr gesagt, „verstehe mich recht! als mein eheliches Weib will ich dich heimführen!" Da war sie aufgesprungen, mit einem Schrei, den er noch an seinen Ohren gellen hörte, hatte ihn mit wilder Gewalt von sich gestoßen. „Dein Weib?" hatte sie gerufen; „ich? dein Weib? ... Zu spät kommst du jetzt, du armer Thor!" Ihr Auge leuchtete unheimlich; und er, der arme, zusammengeschreckte Thor, er stand auf, er entfernte sich, er hörte, wie sie den Riegel vorschob und wie sie weinte; und wenige Tage nachher war es, wo Eugen Weiler in seinem leichtfertigen Tone, mit dem häßlich ironischen Zuge um den Mund, ihm erklärte ... Aber was sollten jetzt all diese Erinnerungen? Eugen Weiler lag, eine Leiche, in dem untern Zimmer aufgebahrt, zwei Kerzen brannten neben dem Bett, bei dem Herrn Merklin's alte Dienerin wachte; und dort oben, in dem erleuchteten Zimmer, dort weinte seine Tochter, das lebendige Ebenbild ihrer so heißgeliebten Mutter! Sie mochte kaum achtzehn Jahre zählen; älter aber sah sie aus mit ihrem rabenschwarzen Haar und ihren dunkeln, leuchtenden Augen. Wie in einem Traume, wie in einem Märchen war Herr Merklin gewandelt, als er, die Unglückliche halb führend, halb tragend, mit den Freunden in sein Haus zurückgekehrt war, als er sie in ihr rasch eingerichtetes Zimmer geführt hatte, als er sie schluchzend auf einem Stuhle zusammensinken sah, als er tröstend zu ihr hintrat, als sie die Augen zu ihm emporschlug, so ängstlich, so fragend und doch so vertrauensvoll, als wollte sie sagen: „Was soll aus mir werden? Dir, du fremder Mann, hat mich mein sterbender Vater anempfohlen. Was erwartet mich in deinem Hause?" Und da beugte er sich herunter zu ihr, legte die Hand auf ihr Haupt, die zitternde Hand, und leise, als spräche er zu dem Schatten einer Längstverschwundenen, Nievergessenen, sagte er zu ihr: „Sei ohne Bangen, Mädchen! Dem sterbenden Freunde hab' ich gelobt, dich nimmer zu verlassen! Dein Vaterhaus wirst du hier wiederfinden!" Es war ein so seltsamer Ausdruck durch ihren Blick geflogen, als er von dem Vaterhause sprach; ein Vaterhaus? Das arme Mädchen! Wo hatte es denn jemals ein Vaterhaus gekannt, inmitten des unsteten, nach allen Winden hin verwehten Lebens des verkommenen Künstlers? In Herrn Merklin's Herzen aber blitzte dieser Blick in anderer Färbung auf: ein Vaterhaus? Das Wort entwand sich so mühsam seinen Lippen; ein Vaterhaus? Bei ihm? Und für wen? Wer war sie denn, die hier vor ihm saß? ... Der Tochter eröffnete er das Vaterhaus; an die Mutter aber dachte er, und die Mutter war es, die er vor sich zu sehen glaubte, und zu der Mutter flogen seine Gedanken an diesem Abend, während dieser Nacht, und am andern Morgen! Und wieder war es ihm, als wandle er in einem Traum oder in einem Märchen, als er, an diesem Tage, dem Sarge seines Freundes zum Friedhofe hin folgte! Das Mädchen hatte sich nicht davon abhalten lassen, ihren todten Vater bis zur

Digitized by Google

Schwelle seiner letzten Heimat zu begleiten; auf Herrn Merklin's Arm gestützt, ging sie hinter der Bahre; ein langer Flor umhüllte die zarte Gestalt vom Scheitel bis zu den Füßen: so wankte sie langsamen, schweren Schrittes neben Herrn Merklin her, durch die gerührte, grüßende Menge, die Augen zur Erde gesenkt, verloren in unendlich traurigem Sinnen. Wo, in welchen Fernen mochten ihre Gedanken wol schweifen? Plötzlich, ohne Anlaß, blickte sie zu ihrem Begleiter auf und fragte ihn:

„Sind Sie der Freund meiner Mutter, der auch in Rom war?"

„Ja, der bin ich", antwortete er, und es war ihm, als schnüre sich seine Brust zusammen; „warum aber fragen Sie mich?"

Sie zögerte, dann erwiderte sie:

„Als ich ganz klein war, sprach mir meine Mutter von dem Freunde . . ."

Es schien, als habe sie noch mehr zu sagen; sie hielt aber ihre Worte zurück und senkte den Blick wieder zur Erde, und schweigend zogen die beiden weiter.

Der Zug langte auf dem Kirchhof an. Die Bewohner der umliegenden Dorfschaften hatten sich der städtischen Bevölkerung angeschlossen, um dem verunglückten Landsmann die letzten Ehren zu erweisen. Entblößten Hauptes hörte die Menge dem Gebet zu, das der Pfarrer mit bewegter Stimme vor dem offenen Grabe hielt. Ein herzzerreißender, jammernder Schrei durchgellte die Luft, als der Sarg sich in die Gruft hinuntersenkte, als die ersten Erdschollen dumpfdröhnend auf den Deckel fielen. In wildem Weh warf sich das Mädchen an Herrn Merklin's Brust; er aber, als er das arme Mädchen in seinen Armen hielt, erbebte im Tiefsten seines Wesens; in unheimlicher und doch so wunderbarer Verschlingung schwebten vor seinen fieberschauernden Sinnen das Bild der Mutter und das Bild der Tochter, und wie er mit ängstlichem Blicke zu dem leblosen Mädchen hinunterschaute und die leichte, süße Bürde an seine Brust drückte, da wußte er nicht mehr, war es die Tochter oder war es die Mutter, für die sein Herz in so heftigen Schlägen hämmerte!

II.

In Herrn Merklin's Hause blieb alles, während der ersten Monate wenigstens, wie es vor der Ankunft Concettina's gewesen war. Auch der aufmerksamste Beobachter hätte, weder in der nach wie vor geräuschlos vor sich gehenden Wirthschaft, noch in dem nach wie vor stillen und freundlich kühlen Wesen der Hausinsassen und deren Freunde und Besucher, die geringste Veränderung wahrzunehmen vermocht; blos daß Herr Merklin nach den ersten Wochen der tiefen, trauernden Zurückgezogenheit Concettina's sich's angelegen sein ließ, die arme Verlassene zu unterhalten, mit ihr kleine Spaziergänge in dem nahen Walde zu unternehmen, sie seinem Hause und sich selber näher zu führen und sie, soweit es eben seine eigene, nicht gerade heitere Natur erlaubte, zu erheitern und aus ihrer düstern, gedrückten Stimmung herauszubringen. Die Freunde sprachen viel von ihr, jeder in seiner eigenen Art. Bei dem guten Pastor spielte natürlich die angeborene Würde des Seelsorgers und die Sehnsucht des Junggesellen nach einer, in seine

Digitized by Google

einsame Häuslichkeit passenden Lebensgefährtin ein liebliches, zuweilen auch mit einem gewissen, an Komik grenzenden Humor vermischtes Duett. Unter dem gewiß recht ernst gemeinten Vorwande, ihr die Tröstungen der Religion beizubringen, suchte er das Mädchen öfter in seinem Zimmer auf, unterhielt sich angelegentlich mit ihm und kehrte immer von diesen Besuchen in der angenehmsten Verfassung zu den Freunden zurück; Concettina, sagte er zu ihnen, sei eine herzensgute Seele, nur ein bischen vernachlässigt, ein bischen sehr Naturkind, rasch von einem Gefühl zum andern, ganz entgegengesetzten umspringend, mit Anklängen, die freilich an den etwas verwilderten Vater erinnerten; aber von ihrer Mutter, meinte er, müsse sie all ihre vortrefflichen Eigenschaften geerbt haben, welche die andern ja überwögen und sie vor allen Mädchen auszeichneten, die er bis dahin in seiner Seelsorgerpraxis gesehen hätte. „Gebt nur Acht!" bemerkte scherzend der alte Heußer, „aus dem Beichtvater wird noch ein Freier!" Seinem Freunde Merklin ließ letzterer aber als gewissenhafter Rechtspraktikus keine Ruhe, er müsse sich sobald als möglich Klarheit verschaffen über die das Mädchen betreffenden Verhältnisse, ob dasselbe Eugen Weiler's rechtmäßige Tochter sei, was er ihr hinterlasse u. s. w., und er brachte es auch dahin, daß er, mit Merklin's Einverständniß, seinen Sohn Hugo Heußer, der als Hauptmann in einem im Elsaß liegenden Dragonerregiment diente und der gerade zu jener Zeit auf Urlaub in Paris war, beauftragte, dort mit einem befreundeten Anwalt das Nöthige zu besorgen. Was den Major betraf, so nahm er die ganze Sache viel leichter, wie es in seiner Art lag; recht traurig freilich, meinte er, sei die Veranlassung, die das Mädchen in Herrn Merklin's Haus geführt hatte; im Leben blieben aber glücklicherweise die traurigen Eindrücke nicht lange haften, und dieses schönen und gewiß auch liebenswürdigen Mädchens Anwesenheit würde sicherlich nicht verfehlen, binnen kurzer Zeit ein neues Leben in Herrn Merklin's viel zu ernstes und zu ruhiges Hauswesen einzuführen. Darin sollte der welterfahrene Haudegen sich auch nicht geirrt haben, und noch gründlicher, als er selbst es wol anfangs vermuthete, gestaltete sich schon nach wenigen Monaten die Veränderung, die Concettina's Anwesenheit herbeiführte; und sie alle, der Pastor und auch Heußer, und er selbst, und vor allem aber Herr Merklin, sie mußten's an sich selber erfahren, daß er recht gehabt hatte, als er einmal lachend ausrief, ein junges, schönes Mädchen in einem Kreise von Junggesellen und Witwern, das sei wie ein Tropfen Hefe in einem Brotteige, der alles in Gärung bringe.

Gleich beim ersten mal, als Concettina, dem aufmunternden Zureden Merklin's Folge leistend, sich entschloß, einem Musikabend beizuwohnen, mußten sie dieser Worte eingedenk werden. In der ersten Zeit hatte sie ihre Tage und Abende in trauernder Zurückgezogenheit auf ihrem Zimmer verlebt; ihr einziger Gang war zum Grabe des Vaters, das sie mit eigener liebender Hand pflegte und ausschmückte. Als dann aber einmal die Sonne hell und warm auf den Blumenbeeten des Gartens unter ihrem Fenster spielte: da wagte sie sich hinunter, schüchternen Schrittes zuerst, wie eine Fremde, die nicht weiß, ob ihr das Recht zusteht, sich in diesem fremden Eigenthum zu bewegen; langsam ging sie von Beet zu Beet, an den weichen, saftiggrünen Grasgeländen dahin, die, von den mannichfaltigsten

Digitized by Google

Bäumen und Gebüschen umrahmt, zu dem schattigen Thälchen hinabzogen, wo ein sprudelnder Waldbach über moosbedeckte Steine plätscherte. Sie vergaß allmählich ihre Befangenheit; sie freute sich der Blumen und der Schmetterlinge und der singenden Vögel und der heimlichen Waldeinsamkeit; es war dies alles so neu für sie, die sie seit ihrer Kindheit ihr Leben mit dem Vater in der großen Stadt an der Seine verbracht hatte, und die sich nur noch dunkel der Tage erinnerte, wo sie, neben ihrer Mutter, in einem kleinen, rebenumkränzten Häuschen in einer Vorstadt Roms wohnte. Sie war kaum sechs Jahre alt gewesen, als sie ihre Mutter verlor, und nur zwei Bilder waren es, die ihr aus jener Zeit unverwischt im Gedächtniß geblieben waren: das erste, ein Bild von seltenem Duft, so traulich und so liebevoll, und zugleich vermischt mit einer, für das Kind so völlig unverständlichen, aber doch so tief in ihr kleines Kinderherz sich eingrabenden Wehmuth: Concettina sah sich zu Füßen ihrer Mutter im warmen Sande spielend; die Mutter saß vor dem Hause auf einer Holzbank; wie die Kleine lachend zu ihr hinaufschaute, da sah sie die Augen der Mutter sich mit Thränen füllen, und sie schlang ihre braunen Aermchen um die Knie der geliebten Mutter und fragte sie, warum sie weine? Und langsam hob die Mutter das Kind herauf auf ihren Schos, herzte und küßte es lange, lange, und weinte dazu heiße, heiße Thränen, die der Kleinen Wangen netzten, und dann sagte sie die Worte, die das Kind wol nicht verstehen konnte, die sich aber, wie es bei Kindern zu geschehen pflegt, in unauslöschlichen Zeichen in sein Gedächtniß eingruben: „Ach! du armes, armes Würmchen! Möge es dir niemals ergehen, wie es deiner Mutter erging! Einen Vater hast du nicht, und der, den ich den Vater meines Kindes nennen möchte, der ist fern von mir Unglücklichen!“ Und die Kleine noch fester an ihr Herz drückend, hatte sie, wie im Ueberfließen eines lange zurückgepreßten Wehes, ausgerufen: „Einen Namen sollst du niemals vergessen, Concettina! Und wenn du hundert Jahre lebst, den Namen bewahre im Herzen mit dem Namen deines besten Schutzheiligen: Merklin, hörst du? Merklin!“ Und die Kleine hatte, zwischen Thränen und Lachen, den Namen nachgesprochen, und so räthselhaft, so geheimnißvoll war ihr diese Scene, damals, vor dem rebenumkränzten Häuschen, umwebt von der warmen, südlichen Sonne gewesen, daß es ihr heute noch, nach zwölf Jahren, war, als wäre dies gestern erst geschehen! „Einen Vater hast du nicht, du armes Würmchen!“ hatte die Mutter gesagt; und doch hatte sie ja einen Vater; denn er war gekommen, an jenem düstern Abend, als sie die todte Mutter in den Sarg legten; da war er gekommen, um sein Kind zu holen. Sie sah ihn noch auf seinem Pferde, wie er vor dem Hause hielt und wie er mit dröhnender Stimme rief: „Mein Kind will ich mir abholen!“ Und wie er sie dann aufs Roß zog und mit seinem Mantel umhüllte und fortsprengte, der trotzige Mann, mit dem sie dann durch viele, viele Städte und Dörfer und Länder gezogen, und der sie so sehr liebte, und mit ihr spielte und lachte und sang, und den sie auch liebgewann, und für den sie sorgte, als sie größer geworden, wie eine Schwester für den ältern Bruder, wie eine Mutter für ein großes Kind. All diese Bilder zogen vor Concettina's Geiste vorüber, wie sie, so vor sich hinsinnend, durch den duftenden Waldgarten wandelte. Sie setzte sich auf eine Bank unter einer Reben-

Digitized by Google

laube am Fuße der Terrasse, auf welche die Zimmer des Erdgeschosses mündeten. Die Sonne glänzte auf dem Silberflimmer der den Weg bedeckenden runden Kiesel; ihr Fuß spielte in dem warmen Sande, es war ihr, als säße sie wieder unter dem Rebengelände bei ihrer Mutter, als höre sie ihre liebe, klagende Stimme: „Einen Namen sollst du niemals vergessen! . . .“ Da raschelte es über ihrem Kopfe in den Blättern; sie schaute auf; über die Brüstung der Terrasse lehnte sich der Mann, dessen Namen sie nicht vergessen sollte. Er schaute sich forschend um, er hatte wol Schritte gehört und mochte sich fragen, wer zu dieser ungewohnten Stunde im Garten umherwandle; sie erschrak, wie man erschrickt, wenn die Person, an die man dachte, plötzlich vor einem steht, als würde dann, wie durch einen Zauberschlag, ein Traum zur lebendigen Wirklichkeit. Und er auch, als er sie dort unten, von Reben umrankt, erblickte, er erschrak; denn wie ihr, so erging es auch ihm: bei ihrer Mutter waren seine Gedanken gewesen, in dem rebenumkränzten Häuschen, und plötzlich, wie ein lebendig gewordener Traum, stand das Bild vergangener Tage, das Bild vergangener Liebe jetzt wieder vor ihm! Wie ein lebendig gewordener Traum? Ja, ein Traum war es, denn die Mutter glaubte er wieder zu erblicken in diesem rosigen, unbeweglich zu ihm aufschauenden Mädchenantlitz. Dies war ihr Auge, dies ihr Blick, dies die Bewegung ihres Kopfes, dies ihre ganze Haltung! Und leise zog in seinem Herzen der Liebestraum verflossener Jugend wieder herauf. O goldene, goldene Jugendliebe! . . .

Concettina erhob sich mit verlegen fragendem Ausdruck. „Entschuldigen Sie mich, Herr Merklin“, sagte sie; „es war mir so eng geworden auf meinem Zimmer.“

Sie wußte nicht, was sie sagen, er wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Sein Traum war plötzlich gestört, aus weiter, ferner Jugendzeit war er aufgeschreckt, zurückgerufen worden in die Wirklichkeit.

„Concettina“, sagte er endlich, „warum suchen Sie nach einer Entschuldigung? Garten und Haus stehen Ihnen offen, wie dem . . . wie einem . . . wie einem Kind des Hauses! . . . Es freut mich, zu sehen, daß Sie aus Ihrer Trauer und Abgeschlossenheit heraustreten!“

Es kam ihm jetzt ein, daß er heute Abend die Freunde erwartete. „Wollen Sie nicht heute Abend zu uns herunterkommen?“ fragte er.

Seine Stimme klang so freundlich und liebevoll.

„Wenn Sie's erlauben“, antwortete sie, „und wenn Sie's freut, werde ich kommen.“

Und Concettina kam an diesem Abend. Sie setzte sich in eine Ecke und hörte den weichen Klängen einer Mozart'schen Symphonie zu. Die Töne sangen sich so einschmeichelnd in ihr Herz; ein so sanftes, heimliches Fühlen ergoß sich wie mit lindem, lauem Rieseln durch ihr ganzes Wesen.

Als die letzten Accorde verklungen waren, wandte sich der Major in seiner familiär verbindlichen Weise zu dem still in seiner Ecke lauschenden Mädchen und leitete ein Gespräch ein, an dem sich die andern bald betheiligten, über den wohlthätigen Einfluß der Musik, über Concettina's trauriges Schicksal, über die Noth-

Digitized by Google

wendigkeit, sich wieder emporzurichten und dem Leben wieder heitere Seiten abzugewinnen. Heußer und der Pastor stimmten ihm bei. Concettina's Blick suchte Herrn Merklin, und dieser nickte den Worten seines Freundes stummen Beifall zu.

Als der Major von ihr erfuhr, daß sie bei ihrem Vater zuweilen gesungen habe, kam ihm ein vor langen Monaten beiseitegelegtes italienisches Lied in den Sinn. Herr Merklin hatte aus Rom einen seltsamen Widerwillen gegen italienische, wie er sich auszudrücken pflegte, Leierkastenmusik mitgebracht; er bat damals den Major, dieses Lied in seinem Hause lieber nicht zu spielen. Mit neckendem Seitenblick suchte jetzt der galante Offizier das Lied aus dem Stoß vergilbter Musikhefte hervor; Concettina kannte dasselbe und bezeugte eine kindliche Freude, als ihr der Major die Melodie vorspielte. Nun schien auch das Eis gebrochen zu sein; eine völlige Veränderung ging in ihrem Wesen vor; es geschah wie ein Aufleuchten, als flamme das junge, so lange schon zusammengedrückte Leben plötzlich auf, und wunderbar empfanden die Freunde den Wechsel, der sich in rascher Wendung bei dem schönen, und in seiner neuen Lebendigkeit so reizend und bezaubernd dreinschauenden Mädchen vollzog. Fast kam diese Veränderung Herrn Merklin zu unvermittelt, zu überraschend. Während sie sich ganz dem Vergnügen, mit dem lustigen Major in der ihr geläufigern französischen Sprache zu plaudern, hingab, und die beiden andern sich so gut es ging an dem Gespräch betheiligten, blieb er schweigend hinter seinem Pult sitzen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich der kleinen, um den Flügel gruppirten Gesellschaft zu nähern. Sein Auge haftete auf Concettina; er mußte wieder und immer wieder an ihre Mutter zurückdenken. So plauderte diese damals; so ließ sie sich gehen; so theilte sie allen, die ihr nähertraten, die wunderbare Frische und lächelnde Lebendigkeit ihres Wesens mit. Hätte aber einer von den Anwesenden Herrn Merklin damals in Rom bei Concettina's Mutter gekannt, heute würde er kopfschüttelnd zu sich selber gesagt haben: „Und so saß dieser damals schon beiseite, still bewundernd, ganz in sich selber zurückgezogen, seine Gedanken und seine Gefühle in die Tiefe seines Herzens begrabend, wie gelähmt, ein der Welt entrückter Mann!"

Ohne Widerstreben folgte Concettina dem Ersuchen des Majors, einige italienische Lieder, die er am Klavier begleitete, zu singen, und wenn sie auch solche wählte, die in klagendem Moll den Schmerz von einer verlorenen Liebe oder die Sehnsucht nach einem verschwundenen Glück besangen, so war doch das Leid, das sich in ihrem Singen aussprach, von besonderer Natur; es lag nichts darin von dem tiefmelancholischen Weh, das durch die nordische Klage tönt; auch durch die Mollaccorde dieser italienischen Weisen glänzte noch die frohe Sonne des lächelnden Südens, nur gedämpft und gemildert wie von einem leicht davorgehängten, schon halb gelichteten Flor.

„Nun, Freund Merklin", sagte scherzend beim Weggehen der Major, „mit der Leierkastenmusik wirst du dich wol jetzt befreunden."

Herr Merklin erwiderte nichts. Als Concettina sich entfernt hatte, blieb er noch eine Weile allein in dem Musikzimmer und schaute nachdenklich in die Nacht hinaus. Dann zog er sich seinerseits in sein Schlafgemach zurück. Der Schlaf aber wollte den sinnenden Mann noch gar lange nicht umfangen, und als er

Digitized by Google

endlich über ihn kam, da schwebte durch seine Träume Concettina's Gestalt, wie eine lächelnde, liebevoll in dem ihr untergebenen Hauswesen waltende Erscheinung, in wunderbarem Verwechseln von Mutter und Tochter, und in einer noch wunderbarern Mischung von Pflegekind und von zärtlich geliebter Gattin.

III.

Wenige Tage nach diesem Abend erhielt Herr Merklin Heußer's Besuch. Dieser kam mit seinem, aus dem kurzen pariser Urlaub nach seiner Garnisonstadt, dem naheliegenden Städten Hagenau, zurückgekehrten Sohne, einem eleganten, in seiner kleidsamen Dragoneruniform sicher sich bewegenden jungen Offizier. Hugo Heußer, oder wie er sich, in französischem Gewande, zu nennen pflegte: Hugues Oessére, zählte nahe an dreißig Jahre; er hatte sich in Afrika die Hauptmannsepauletten und das Kreuz der Ehrenlegion verdient und galt für einen der tapfersten und auch der bestangeschriebensten Offiziere seines Regiments. Zu Herrn Merklin kam er nur selten; die beiden paßten nicht zusammen; der junge Heußer war französisch erzogen; Herrn Merklin's ruhiges, altfränkisches Wesen war ihm zuwider; bei seinen Kameraden machte er sich über den steifen straßburger Senator lustig, der sicher, wie er zu spotten pflegte, den Zopf und Haarbeutel seiner Ahnen unter seinem Rockkragen verberge. Herr Merklin seinerseits fand keinen Gefallen an den leichten Manieren des französisch übertünchten Offiziers; im Grunde seines Herzens schalt er ihn wol einen Renegaten, denn Merklin war von seinen Aeltern deutsch erzogen und von der Französirung seines Mutterlandes wollte er nichts wissen. „Dem Hugo thust du unrecht", sagte ihm zuweilen der alte Heußer; „der pariser Mantel, den er sich seinen Kameraden und seiner Zukunft wegen umhängen mußte, ist weiter nichts als ein Mantel; was drunter steckt, ist echte, gute, elsässer Natur!" Herrn Merklin leuchtete dies aber nicht ein, und es blieb zwischen den beiden bei der formellen Höflichkeit, ohne innere Annäherung.

Wenn Hugo an diesem Tage Herrn Merklin besuchte, so geschah es, um die Eugen Weiler's Verhältnisse betreffenden Papiere und Hinterlassenschaften, die er aus Paris mitgebracht hatte, dem Pflegevater oder väterlichen Freunde Concettina's zu überreichen. Aus den Mittheilungen des pariser Notars ergab sich, daß Weiler so gut wie nichts hinterlassen hatte, daß sogar seine Stellung Concettina gegenüber nicht geregelt war, daß deren Taufschein auf den Namen ihrer Mutter lautete, und daß andererseits von einer gesetzlichen Anerkennung oder Adoptirung nirgends auch nur die geringste Spur zu entdecken war. Der Verkauf der geringen Habseligkeiten des Verstorbenen hatte kaum genügt, um die rückständige Miethe zu bezahlen; wäre etwas übriggeblieben, so hätte Concettina kein Recht gehabt, einen Anspruch darauf zu erheben; und so stand die Arme ohne einen rothen Heller, ohne Vater, ohne Familie, hab- und rechtlos in dem fremden Hause.

Während Herr Merklin die Papiere langsam einmal nach dem andern durch die Finger gleiten ließ, sah sich der junge Offizier mit einer Art von vornehmer Gleichgültigkeit die Ahnenbilder an, die in ihren altmodischen Trachten, mit ihren eckigen Gesichtern an den Wänden herum hingen. Durch die offene Thür der

Digitized by Google

Terrasse fiel gerade ein Sonnenstrahl auf das Porträt einer jungen Dame aus der vorrevolutionären Zeit; in weitausgeschnittenem, unter der enggeschnürten Wespentaille weit sich aufbauschenden, mit gestickten Blumen und Vögeln besäeten Atlaskleide saß sie da, gespreizt und geziert, das schmale Gesicht durch das nach oben frisirte, weißgepuderte Haar zu einem fast chinesischen Ausdruck verzogen, mit dicken, alterthümlichen, in Silber gefaßten Brillanten am Halse, an den Ohren, an den Fingern behängt, den Mund zu einem Lächeln zugespitzt, das sich Mühe zu geben schien, liebenswürdig zu sein, die rechte Hand mit einem kleinen Bouquet dem Herzen zugekehrt, und den kleinen Finger mit wohlstudirter Grazie gekrümmt. Der Offizier konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken, als er sein Auge über das gezierte Dämchen, das so selbstbewußt und in so lächerlicher Eleganz in dem goldenen Rahmen hing, gleiten ließ. Grell und rücksichtslos beleuchtete die Sonne die magern Aermchen, das dünne, naseweise Gesichtchen, die Spitzen, die Perlen, die Goldstickereien, die jetzt wie lauter Flitter und unechter Tand an dem blutarmen Körperchen herumhingen. „In welchem engen Gäßchen des alten Straßburg", dachte der Offizier bei sich selber, „in welcher Krämerbude dieses langweiligen kleinstädtischen Nestes magst du wol aufgewachsen sein, du dürres, armseliges, auf deine Vorfahren, auf deinen Reichthum und ach! auf deine Reize so stolzes, so ohne Anlaß stolzes Würmchen? Du hast wol niemals in deinem ganzen kleinen Leben dich herzlich des Lebens und der Lebenslust gefreut? Ja wohl! du bietest mir das richtige Conterfei der bei diesem altfränkischen Junggesellen verkehrenden Jungfern und Basen, der langweiligen, in Puder und Reifröcken verstaubten Kaufmannstöchter der alten, sogenannten Freien Reichsstadt, du ärmliches Zierpüppchen in diesem Großmutterstaat!" Ein Schatten bedeckte plötzlich das Porträt; der Offizier wendete sich um; unter der Thür erblickte er eine Mädchengestalt, und betroffen blieb sein Auge auf dem Bilde haften, das so plötzlich, und in so seltsam packendem Gegensatze vor ihm strahlte; denn wie von einem Strahl umflossen erschien Concettina: über ihre Schultern, an der durch das Wechselspiel von Schatten und Licht scharf gezeichneten Profilirung ihrer feinen Gestalt, um ihr den schönen Kopf umwallendes schwarzes Haar warf die Sonne einen Schimmer wie von lebendig flutenden Lichtwellen, die, jeder Bewegung des Mädchens folgend, bald über ihre Wangen bis zu dem kleinen, halbgeöffneten Munde herüberspielten, bald zu den Schultern und den röthlich durchglänzten Ohren zurückwichen und kosend durch den leichten Flaum ihres blendendweißen Nackens strichen. So stand sie unter der Thür, die Gruppe der schweigenden, ihr den Rücken zukehrenden ältern Herren überrascht betrachtend; und von der wunderbaren Erscheinung konnte der Offizier kein Auge abwenden: so lieblich und so bezaubernd war sie vor seinem Blick entstanden, wie eine lebendige Erwiderung, die der neckende Zufall seinen ironischen Bemerkungen über Herrn Merklin's Frauenbekanntschaften entgegenhielt.

„Ach! ich bitte um Entschuldigung", flüsterte sie verlegen und wollte sich zurückziehen. So leise diese Worte aber gesprochen waren, sie zogen die beiden Herren aus ihrem stummen Nachdenken.

„Nein, Concettina!" erwiderte Merklin, indem er sich erhob und sie ins Zimmer nöthigte, „Sie stören uns nicht.... Um Sie handelt sich's ja.... Der Sohn

Digitized by Google

meines Freundes, Hauptmann Hugo Heußer, kehrt aus Paris zurück und überbringt Ihnen ... was Ihnen gehört."

Er deutete auf einige, auf einem Tische zusammengelegte Gegenstände, ein Kästchen, ein paar Nippsachen, einige Kleidungsstücke. Dann stellte er ihr mit seiner formliebenden Höflichkeit den Offizier vor, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte und sich vor ihr verbeugte.

„Ich sollte bedauern", sagte er in französischer Sprache und mit jener leichtverbindlichen Redeweise, die auch den unscheinbarsten Worten eine wenigstens äußerliche Liebenswürdigkeit umzuhängen versteht, „ich sollte bedauern, daß es ein so trauriger Umstand ist, der mir die Ehre verleiht, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Fräulein! Aber ein Bedauern kann ich nicht empfinden, seitdem ich Sie gesehen!"

Und diesmal waren die schmeichelnden Worte keine leere Redensart, denn wie er es sagte, so fühlte er's auch.

Concettina erröthete leicht.

„Ich danke Ihnen", antwortete sie, „daß Sie mir meine kleinen Habseligkeiten herbrachten. Gar kleine Habseligkeiten sind es freilich", fügte sie trübe lächelnd hinzu, indem sie die Kästchen öffnete, wo einige werthlose Schmucksachen, ein Halsband von rothen Korallen, einige bunte Schleifen herumlagen. Sie reichte dem Offizier dankend ihre zierliche, kleine Hand, die jener mit jugendlicher Freude ergriff; ebenso schnell zog sie dieselbe wieder zurück, und mit einer auffallenden Veränderung in ihrer Stimme und in ihrer Bewegung wendete sie sich zu Herrn Merklin und sagte:

„Ich weiß wahrlich nicht, mein verehrter ... Herr Merklin, was ich Ihnen jetzt noch sagen soll! ... Hier stehe ich, ein armes, verwaistes Kind; ich besitze nichts, als was ich auf mir trage und was Ihre Güte seit meiner Ankunft mir gegeben hat. Ich habe keinen Menschen auf der ganzen Welt, nur Sie! ... Sie allein! Wie kann ich Ihnen danken? Wie soll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit ausdrücken? ... Wie dieselbe beweisen? ... Noch nichts haben Sie von mir verlangt; ... und doch, ich kann und ich darf nicht wie ein unnützes ..."

Ein Schluchzen unterbrach ihre Rede. Herr Merklin trat auf sie zu. Er wollte die Arme beruhigen; er wollte ihr sagen, sie möchte sich nicht grämen, sie würde hier bleiben wie das Kind des Hauses — aber war dies auch wirklich, was er ihr sagen wollte? Er brachte nur kurze, unzusammenhängende Worte über die Zunge; sie nahm seine Hand und drückte ihre Lippen darauf; dann, in Thränen ausbrechend und die Augen mit ihrem Tuche bedeckend, riß sie sich los und floh auf ihr Zimmer.

„Welch herzlich gutes Kind", sagte der alte Heußer, als sie verschwunden war.

„Und welch herrliches Geschöpf!" rief mit jugendlicher Begeisterung sein Sohn; „es ist ja, bei Gott! das schönste Mädchen, das mir jemals zu Gesicht gekommen! ... Und Sie behalten das Mädchen hier, wie ein Kind Ihres Hauses?" fügte er, zu Merklin gewendet, hinzu.

Dieser zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Des Offiziers Begeisterung schien ihn unangenehm zu berühren.

Digitized by Google

„Ich habe ihrem Vater versprochen, für das Kind zu sorgen", sagte er endlich, indem er aufstand, „und es wird bei mir bleiben."

„Du sprichst von ihrem Vater?" versetzte der alte Heußer beim Weggehen; „vor Recht und Gesetz hat die Arme aber keinen Vater; ... wie steht es denn mit ihrer Mutter? Weißt du etwas von ihr? Lebt sie noch?"

„Sie ist todt", antwortete Merklin in kurzem, gedämpftem Tone.

Es lag etwas so tief Trauriges in diesen einfachen Worten, daß Heußer seinen Freund verwundert anblickte.

„Ist die Mutter auch todt", sagte er endlich, „so wird die Sache ja leichter. Nun mußt du mit dir selber einig werden müssen, was du mit dem Mädchen anfängst. So kann es ja auf die Länge nicht in deinem Hause bleiben. Dazu bist du selber noch zu jung", fügte er lächelnd hinzu; „es gäbe ein Gerede, und auch das einfältigste Gerede muß man nicht unnützerweise provociren. Ich würde dir rathen, sie irgendwo in einer Erziehungsanstalt unterzubringen, denn ihre Erziehung mag doch wol ziemlich viel zu wünschen übriglassen."

„In eine Erziehungsanstalt?" sagte Herr Merklin, „unter fremde Leute?"

„Nun ja!" versetzte der andere; „was ist denn dabei? Unter fremden Leuten ist sie ja so wie so, und aus deinem Hause muß sie ja doch, früh oder spät ... es sei denn", meinte er scherzend, „du wolltest sie an Kindesstatt annehmen und adoptiren, was dir ja das Gesetz erlaubt!"

Sie waren im Gespräch bis zur Gartenthür gekommen. Merklin blieb stehen.

„An Kindesstatt?" wiederholte er langsam.

„Ich scherze ja nur", antwortete lachend Heußer; „als dein rechtskundiger Rathgeber muß ich dich doch auf alle Wege aufmerksam machen, die sich vor dir öffnen, auch auf die seltsamsten! Ueberlege dir die Sache; solche Eile hat es ja auch nicht; meine Fürsorge hat nur die spätere Zukunft im Auge!"

Sie drückten sich die Hand, und die beiden Heußer entfernten sich. Nach einer Weile blieb Hugo plötzlich stehen, und seinen Vater mit fragendem Lächeln anblickend, sagte er:

„Diesem altfränkischen freien Reichsstädter scheint das Adoptiren nicht zu gefallen. Gib Acht, Vater, dein Freund Merklin denkt lieber ans Heirathen!"

Ein so verrückter Gedanke war dem alten Heußer freilich nicht in den Sinn gekommen. Verwundert blieb er stehen und antwortete:

„Heirathen? Das wäre ja der baarste Unsinn! Ein Mann wie Herr Merklin ein hergelaufenes Mädchen heirathen? Ein uneheliches Kind, von dem man nicht einmal weiß, wer seine Mutter war; denn wer könnte das wissen, seit Weiler todt ist? Und das als Mitgift weiter nichts mitbringt als ein freundliches Gesicht und, wie ich wol glaube, einen herzensguten Charakter?"

Dem Dragoneroffizier flog aber bei diesen Worten ein ganz besonderes Lächeln über die Lippen.

„Nun", sagte er, „ich spreche von Heirath, weil bei einem Manne wie Herrn Merklin diese Dinge eben nur zur Heirath führen können."

Er war in der besten Verfassung, um sich auf Pfade zu verlaufen, die dem Herrn Dragoneroffizier freilich gar wohl bekannt sein mochten, die aber auf des

Digitized by Google

biedern alten Heußer's Landkarte nicht verzeichnet waren und von denen der mit den pariser Welt- und Lebensanschauungen weder vertraute noch weniger befreundete alte Elsässer nichts wissen wollte. Kurz brach der Vater das Gespräch ab.

„Das sprichst du wieder einmal deinen welschen Offizieren nach, Hugo", sagte er trocken; „rede doch lieber, wie dir der Schnabel gewachsen ist und wie du es in deinem Herzen fühlst. Vor deinen Offizieren magst du dich für einen ... lustigen welschen Vogel ausgeben, soviel du willst! Das ist deine Sache! Aber deinem Vater gegenüber bleibe doch lieber der alte, der du bist!"

Sprach's, und schweigend gingen beide weiter.

IV.

Wochen und Monate vergingen. Concettina hatte es mit liebenswürdigem Drängen durchgesetzt, daß ihr die Sorge für einen Theil des Hauswesens anvertraut wurde, was zwar im Anfang von der alten Gretel, der Haushälterin Herrn Merklin's, wie eine entehrende Herabsetzung aufgefaßt worden war und beinahe zu harten, innern Fehden geführt hätte; dank der unwiderstehlichen Freundlichkeit des jungen Mädchens kam aber dennoch alles wieder in das richtige Gleis, und nach kurzer Frist verstanden sich die beiden Frauen, gerade als ob sie immer zusammen gelebt hätten. So unwirsch und kopfscheu sich die Gretel anfangs dem ihr unwillkommenen Eindringen dieser Unberufenen gegenüber geberdet hatte: so zuvorkommend war sie jetzt, so völlig hatte sie sich mit dem hübschen Eindringling versöhnt. Ja, so siegreich hatte sich der herzengewinnende Zauber Concettina's bewährt, daß jetzt die Haushälterin selbst es war, die bei ihren redseligen und nichts weniger als wohlwollenden Gevatterinnen die Partei ihrer niedlichen Gebieterin ergriff und die „Hergelaufene", wie man sie in diesen Kreisen kurzweg zu nennen beliebte, mit äußerster Lebhaftigkeit gegen alle Angriffe und Verunglimpfungen in Schutz nahm. Um sich selber die Veränderung ihrer Gefühle zu erklären, hatte sich die Gretel in ihrem Kopfe alles recht hübsch zusammengelegt; während sie vor dem Herde stand und den dampfenden Braten oder die schmorenden Kartoffeln überwachte, redete sie sich ganz laut die Geschichten vor, die sie dann am Abend mit geheimnißvoll wissender Miene den Gevatterinnen wiedererzählte, und an die sie selber wie an ein Evangelium glaubte, obwohl sie sich ganz wohl bewußt sein mußte, daß dies alles einzig und allein ihrer Phantasie entstammte. Concettina, so raunte beim Stricken neben der Kunkel die gute Alte mit vorgestrecktem Kopfe ihren lauschenden Colleginnen zu, sei gar nicht das, für was man sie anfangs gehalten hätte; man brauche ja nur ihr feines Wesen, nur die Art zu beobachten, wie sie ihren Schleier mit kunstgerechter Hand hinten an ihrem Kamme befestige — wie eine Krone stecke ja der Kamm in ihrem Haar! — um gewahr zu werden, daß dies aristokratische Geschöpfchen nicht von gemeiner Herkunft sein könne. „Guckt nur mal ihre kleinen Hände und ihre Füßchen an!" rief die Alte, indem sie den andern ihre schwieligen Küchenhände vors Gesicht hielt, „wie eines Kindes sind sie, und sie ist doch schon achtzehn Jahre alt.

Digitized by Google

Und Haare hat sie, so fein, sag' ich euch, wie die feinste Seide", und dabei fuhr sie sich mit ihren langen Stricknadeln in die ihrigen und stocherte sich unter der Haube herum, „und daß jener verwelschte Vagabund, der im Frühjahr dort oben auf der Zaberner Steige verunglückte, ihr Vater sei, das wird mir keiner weismachen", meinte sie weiter, „ebenso wenig, wie daß ihre Mutter nicht von adeligem Geschlecht war." Und dann sprach sie in leiserm Tone, und die andern steckten die Köpfe zusammen zu ihr hin. „Ich will euch sagen, wer ihr Vater ist", sagte sie dann; „der saubere Eugen Weiler war ja nicht allein damals in Italien. Mein Herr war auch dort. Und jung war er damals und schön. Er ist ja heute noch der schönste und «sauberste» Mann von weit und breit. Und eine Frau, die zwischen Herrn Merklin und dem andern die Wahl hatte, die wird sich doch wol nicht lange bedacht haben. Und ich kann's euch sagen, und beim Heiligsten, was ich auf der Welt habe, kann ich's beschwören: mein Herr liebt die Kleine wie seinen Augapfel, wie Blut von seinem Blute. Schaut ihn nur an, wenn sie zusammen spazieren gehen, wie er das Kind nicht aus dem Auge verliert, wie er so herzlich gut gegen sie ist, wie seine Stimme schmeichelt, wie er die Kleine so sorglich beim Arme führt, wenn sie den steilen Pfad vom Berg herunterkommen oder wenn sie über den Bach setzen, wo die spitzen Steine liegen. Ich sag's euch, das werden wir noch eines schönen Morgens erfahren, daß die Kleine einen andern Vater hat, als jenen lumpigen Kerl, den sie auf unserm Kirchhof begraben haben, und der sich dafür ausgeben wollte. Und der wahre Vater, den braucht ihr gar nicht so weit von hier zu suchen. Gesagt will ich weiter nichts haben, und gesagt habe ich nichts; aber was ich weiß, das weiß ich." Und nach kurzem Schweigen pflegte die Alte dann mit halb zugedrückten Augen hinzuzufügen: „Woher käme denn sonst die Liebe, die Herr Merklin dem Kinde entgegenträgt, und die er ihr gleich am ersten Tage schon entgegentrug?" „Ja, ja, was ich weiß, das weiß ich!" sagte sie wieder, und mit diesen vielsagenden Worten schloß sie ihre vielsagende Rede und strickte weiter, nur mit dem Kopfe nickend, wenn die Gevatterinnen dann über die Sache untereinander sprachen.

In der Küche blieben diese Gerüchte natürlich nicht begraben. Von Gretel's Herde hielten sie ihren Umgang in die benachbarten Häuser, und bald sprach das ganze Städtchen von nichts anderm als von Herrn Merklin's italienischer Vaterschaft und von der bald bevorstehenden förmlichen Adoptirung Concettina's an Kindesstatt.

Als dies Gerede zu Heußer's Ohren kam, machte dieser freilich ein gar erstauntes Gesicht dazu und lachte die Geheimnißkrämer tüchtig aus; und als der Pastor eines Abends nach einem Musikkränzchen davon anhub, da machte er sich weidlich über dessen Leichtgläubigkeit lustig. Der Pastor ließ sich Heußer's Scherz guten Muthes gefallen; er freute sich schon, wenn er nur überhaupt von Concettina sprechen konnte, denn im Grunde seiner Seele träumte der brave Mann seit einiger Zeit viel mehr von Concettina als von seinen Predigten, und über sich selber mußte er zuweilen im stillen erröthen, wenn er zu seinen andächtigen Zuhörern von irgendeinem alt- oder neutestamentlichen Weibe sprach, von Ruth oder von Maria Magdalena, von Esther oder gar von Eva, und wenn das Bild dieses

Digitized by Google

Weibes vor seinem Geiste die Gestalt der Concettina annahm und ihm während der ganzen Predigt keine Ruhe mehr ließ. „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ rief er sich dann selber zu; aber so reizend war sein Satanas, daß es ihm mit seiner Verwünschung gar nicht so Ernst war; und was war denn im Grunde auch so Schlechtes dabei, daß er an das Mädchen dachte? Konnte er ja doch auch in die Lage kommen, eine Hausfrau in sein einsames Heim einzuführen? Vom Major d'Esparnac wurde der Pfarrer oft und viel wegen dieser, auch beim Musiciren durch allerlei Zerstreutheiten sich äußernden Träumereien geneckt; niemals gingen aber der Scherz und das Gespräch über eine gewisse Grenze, die Heußer in allen diesen Angelegenheiten mit sorglicher Hand zu ziehen pflegte, indem er sagte: „Mischen wir uns nicht in Dinge, die uns nichts angehen; ich lobe mir Goethe's weisen Spruch: «Ein jeder sehe wie er's treibe.» Und was Merklin anbetrifft, so muß er zuerst mit sich selbst ins Reine kommen; was mit dem Mädchen anzufangen sei, ist seine Sache und nicht die unserige.“

Freilich damit, daß Herr Merklin mit sich selbst ins Reine gekommen wäre, hatte es noch seine guten Wege. Aeußerlich zwar war der sich selber beherrschende Mann der Aufregung, die ihm Concettina's Eintritt in sein Leben verursacht hatte, sehr bald wieder Herr geworden; sein Schifflein, das der jähe Stoß damals ins Schwanken gebracht hatte, hatte sein Gleichgewicht wiedergefunden. Aber wenn auch Herr Merklin den Freunden und Fremden gegenüber die gleichmäßige Ruhe, die das besondere Merkmal seines Charakters war, immer in demselben Maße zur Schau trug, und wenn seine Sprache und sein ganzes Auftreten dieselben waren wie früher, in seinem Herzen tobte doch ein gewaltiger Kampf; denn jeder Tag, der neu anbrach und der ihn jetzt bei immer sich erneuernden Gelegenheiten mit Concettina zusammenführte, wühlte tiefer und immer tiefer die alte Wunde wieder auf. Und konnte überhaupt noch von einer alten Wunde gesprochen werden? War es nicht vielmehr, mit dem plötzlichen Erwachen seiner süßen Jugenderinnerungen, eine neue Jugend, die in ihm erblühte, und mit der neuen Jugend aber auch eine neue Wunde, die sich an Stelle der alten in sein Herz einfraß und ein neues Fieber durch seine Adern jagte? Er mochte sich anfangs gegen dieses Selbstbekenntniß sträuben, wie er wollte: die Gewohnheit, die er an sich hatte, sich selber in kühler Ueberlegung Rechenschaft abzulegen von allem, was in ihm vorging, konnte ihn nicht lange über die Natur der Gefühle, die er dem Mädchen entgegentrug, im Zweifel lassen; und mit einer väterlichen Fürsorge und beschützenden Freundschaft hatte dieses Gefühl nichts gemein. In Concettina fand er ihre Mutter wieder, und mit diesem neuerstandenen Bilde der so heiß Geliebten erstand auch die Liebe wieder neu; im Wiedererwachen einer zweiten Jugend, nach der ersten Jugend unerfülltem Glückstraum, erwachte ein neues Sehnen nach unendlicher Liebesseligkeit, nur mächtiger noch als das erste, mit einer Art von verzweifelter Gewalt, als gälte es jetzt zum letzten mal, dem bald zur Neige gehenden Leben den Preis zu entringen, den der Jüngling nicht zu erreichen vermochte und der jetzt durch des Geschickes seltsame Fügung in neuer und doch so bekannter Form dem Manne wieder winkte. Er versuchte nicht, dieses Gefühl, das ihn zuerst mächtig überrascht hatte, zu bekämpfen; er gab sich

Digitized by Google

ihm willig hin, dem so selig verlockenden, so selig berauschenden neuen Leben. Er glaubte wie in einem himmlischen Frühling zu wandeln, wenn er neben Concettina durch seine heimatlichen Tannenwälder zog, mit ihr die alten Burgen erkletterte, mit ihr in dem kühlen Grunde eines verborgenen Bergthales rastete, oder von hohem Felsgipfel herunter das reiche, schöne Elsaß im letzten Schimmer des Abendrothes entschlummern sah.

An den herrlichen Bildern, die während ihrer Spaziergänge vor ihren Augen auftauchten, konnte sich Concettina nicht müde sehen. Ihr junges, in südlicher Glut aufgewachsenes Gemüth schwelgte im Anblick dieser Wälder, dieser Thäler und Städte. Aufmerksam horchte sie den Worten ihres Begleiters, wenn er ihr die alten Geschichten und Sagen seines lieben Elsasses erzählte und vor ihren Augen mit liebender Hand den silbernen Märchenschleier lüftete, den die Zeiten um die Burgen und Berge gewebt und geschlagen hatten. Da wurde sie ganz Ohr, da lebte sie ganz auf in den phantastischen Gebilden, die so wunderbar lieblich und bedeutsam winkend an ihrer Seele vorüberschwebten, als wollten sie dieselbe mit sich hinüberziehen in das blaue Land der Dichtung; da vergaß sie sich allmählich und trat aus der schüchternen Befangenheit heraus, die sie beherrschte, sowie sie sich allein mit Herrn Merklin befand, und die dann auf ihre Rede, auf ihren Blick, auf ihr ganzes Wesen wie einen Flor gedämpften, ängstlichen Respects ausbreitete. Concettina mußte, seit sie bei Herrn Merklin wohnte, immer wieder zurückdenken an ihrer verstorbenen Mutter leidenschaftliche Worte, dort, vor dem rebenumkränzten Hause, und an die liebende und klagende Glut, die aus ihrem Auge leuchtete, als sie von diesem Manne sprach — und Concettina war schon welterfahren genug, um zu begreifen, was ihre Mutter nicht ausgesprochen hatte, und was doch so hell vor ihrem Geiste leuchtete, jetzt, wo sie in dieses Mannes Haus wohnte, an seinem Tische saß, an seinem Arme die Berge und Thäler durchstreifte — sie, und warum nicht ihre Mutter? So flüsterte es leise, leise, wie mit einem heimlichen Vorwurfe in ihrem Herzen; sie, und warum nicht ihre Mutter? Und es war ihr, wenn Herr Merklin so liebevoll zu ihr sprach, als gälte es nicht ihr, als habe nicht sie zu antworten, sondern eine andere, ach, schon längst Verstorbene, an die der Mann an ihrer Seite dachte, deren Bild ihn heute wie damals wohl erfüllte, und an deren Stelle sie sich nicht drängen durfte, sie, die Tochter, an die Stelle der todten Mutter. Aber was wußte sie denn von Herrn Merklin's Gefühlen? Gedachte er denn ihrer Mutter noch? Hatte er sie jemals geliebt, wie er von ihr geliebt worden war? Und waren nicht vielmehr der armen Mutter Thränen damals auf das traurige Grab einer unerwiderten Liebe gefallen? Diese Fragen bedrückten und beklemmten des Mädchens Gemüth; sie fühlte sich befangen neben ihm, und erst wenn der eine oder der andere von Merklin's Freunden und Bekannten sich zu ihnen gesellte, wich dieses peinlich störende Gefühl, oder auch wenn sie sich beim Zuhören seiner Sagen und Märchen vergaß und wenn sie dann ihrer leichtgeflügelten Phantasie die Zügel schießen ließ und aus der Wirklichkeit in das Reich der Träume entschwebte. Herr Merklin empfand bei diesen Gelegenheiten in gar sonderbarer Weise die Veränderung, die mit ihr vorging; er verstand dieselbe nicht, führte sie

Digitized by Google

zurück auf allerlei recht tief versteckte Gründe. „Warum ist sie nicht mit mir wie mit den andern?“ fragte er sich zuweilen, und dann grübelte er sich in allerhand psychologische Betrachtungen ein.

Hugo Heußer war in letzter Zeit viel öfters zum Besuche bei seinem Vater erschienen, und ein glücklicher Zufall brachte es mit sich, daß diese Besuche jedesmal mit einem Musikabend bei Herrn Merklin zusammenfielen. Von der Musik verstand Hugo freilich so gut wie nichts, und da das Quartett ja vollzählig war, so brauchte man ihn auch nicht dazu. Er schien aber diese Zurücksetzung ganz vergnügt hinzunehmen, blieb in einer Ecke neben Concettina und unterhielt sich gar lebhaft mit ihr; und diese schien an seinem Gespräch, an seinem lustigen Geplauder ein ebenso aufrichtiges Gefallen zu finden als er an ihren schwarzen Augen und an ihrem fröhlichen Lachen. Sie sprachen dann französisch zusammen, und leichter flossen ihre Worte in dieser leichtern Sprache. Gleich in den ersten Tagen hatten sie ein gemeinsames Feld für ihre Unterhaltung gefunden in ihren beiderseitigen pariser Erinnerungen, und sie tauschten nun diese Erinnerungen und Empfindungen gegenseitig aus, während die andern dort in der Mitte des Saales ernsthaft an ihrem Musikpult saßen und gewissenhaft ihre classischen Meisterwerke abspielten. Mehr als einmal erlaubte Hugo einem Scherzworte über die gravitätischen Herren zu Concettina's Ohr hinüberzugleiten, und dem Scherz verwehrte er in der Folge um so weniger über seine lachenden Lippen zu hüpfen, als Concettina ihrerseits demselben nicht den Weg in ihr lauschendes Ohr verschloß. Bald verstanden sich die beiden jungen Leutchen aufs vortrefflichste in ihrer Ecke und spielten ihre harmlose Flirtingskomödie wie ausgemachte Flirtingsspieler; harmlos war jedenfalls das Spiel auf Concettina's Seite, und wie freute sie sich, wenn sie, mitten in ihrer Unterhaltung, plötzlich von einem über die Musikinstrumente hereinbrechenden Pianissimo überrascht wurden, und wenn nun beide in demselben Augenblick in instinctiver Uebereinstimmung das Gespräch auf die arglosesten, gewöhnlichsten Gegenstände hinüberspringen ließen, auf das Wetter, auf die ausgezeichnete Küche der Gretel oder gar auf das vortreffliche Spiel des dicken Pfarrers. Dieser aber, dem das Kosen und Flüstern in der heimlichen Ecke nicht sehr zu gefallen schien, lächelte dann wie verklärt, wenn solche Anerkennungsworte von Concettina's Lippen fielen und, sein Pianissimo übertönend, bis zu seinem von Haydn und Mozart und auch von anderer Musik erfüllten Ohre drangen, und die Dankbarkeit, die er dann dem hübschen Mädchen zollte, ließ ihn wol mehr als einmal die Finger auf die unrechte Saite legen. Concettina aber, das lustige Blut, kicherte in ihrem Eckchen, und sie mußte sich über ihre Handarbeit bücken, um ihrem Nachbar nicht ins Gesicht zu schauen und um nicht laut aufzulachen, wenn dieser ihr dann leise zuraunte: „Hören Sie nur, Concettina, wie falsch jetzt der Herr Pfarrer spielt; der ist wol verliebt in Sie, der ehrwürdige Herr!“ Und näher noch beugte er sich einmal zu ihr und leise noch flüsterte er: „Alle sind sie ja verliebt in Sie, die in diesem Zimmer sitzen; alle, sollte ich sagen, sind wir verliebt, denn ich gehöre ja auch dazu.“ Sie lachte und ließ sich's gefallen, daß er also sprach, denn es freute sie ja. Aber ihr Lachen erstarb in plötzlichem Ruck, als der Offizier den Namen Herrn

Digitized by Google

Merklin's nannte und mit schelmischer Miene ein Spottlied auf den zopftragenden Hagestolz und wohllöblichen Senatorensohn, wie er ihn nannte, und auf seine Liebe zu Concettina anzustimmen versuchte. Kurz und bündig fuhr sie ihm ins Wort. „Lachen wir soviel Sie wollen, Herr Hugo", sagte sie, „über alle Menschen, über den guten Pfarrer, über den alten Major — auch über Sie selbst, wenn Sie wollen! — aber über Herrn Merklin darf in meiner Gegenwart nichts Schlechtes gesagt werden; denn wie einen Vater ehre und liebe ich ihn."

„Wie einen Vater?" erwiderte mit sonderbarem Zweifel der Offizier.

Da schaute sie ihn aber mit einem so scharfen Blick und mit einer so tiefen Ueberraschung ins Auge an, daß es ihm, der ja so leicht vor einem Mädchen die Segel nicht zu streichen pflegte, ganz ungewöhnlich zu Muthe wurde, und daß er auf ihre kurze Frage: „Wie denn anders?" gar nichts mehr zu antworten fand.

Dem Offizier erging es mit Concettina, nur in entgegengesetzter Richtung, wie es Herrn Merklin mit ihr erging: er wußte nicht recht, wie er es mit ihr halten sollte. Während sie Herrn Merklin ein zurückhaltendes Wesen zukehrte und nur zuweilen zwischen den Fugen ihrer Befangenheit ein kurzes, lustiges, ihren Begleiter dann so sehr befremdendes Blitzen durchzucken ließ, so wendete sie dem Offizier ein lachendes, und sogar zuweilen ein recht leichtsinniges Gesichtchen zu, wie es ein junger, verliebter Hauptmann nicht liebenswürdiger wünschen könnte; nur bis zu einer gewissen Grenze ging aber das Lachen, und plötzlich konnte sie, in einer jähen Wandlung, wie zum Beispiel als an diesem Abend von Herrn Merklin die Rede war, allen weitern und weiter zielenden Worten in schärfster Weise Einhalt gebieten.

„Ein sonderbares und reizendes Wesen ist diese kleine Pariserin", rief Hugo Heußer seinen Kameraden zu, als er einmal von Zabern zurückkehrte und sie im Café, in Soldatenart, miteinander von Frauen und Liebe plauderten; „wohnte sie nicht bei diesem pedantischen Kauze von Merklin, der über sie wacht, wie die Drachen in den Märchen über die für sie ja doch so unnützen Schätze wachen, die hätte ich schon längst zu einem Offiziersball abgeholt, und, bei Gott! die Königin des Balles wäre Concettina! Paris und Italien in derselben Person! Ich sage euch, zum Küssen und zum Davonlaufen mit ihr bis ans Ende der Welt."

„Na, wenn's ihr zu weit ist bis dort hinaus", meinte sein Nachbar, „so lauf' mit deinem Engel einmal nur bis Hagenau; der Rest wird sich schon finden."

„Und wenn's ihr bis Hagenau auch noch zu weit scheint", rief ein anderer dazwischen, „so fahren wir alle beim ersten schönen Frühlingssonntag nach Zabern, trompeten alle hübschen Mädchen zusammen und tanzen im alten Schloß des Cardinals von Rohan, das ja doch heute eine Kaserne ist, auf den Terrassen, in den Sälen, wo die Pompadour ehemals tanzte, und da müßte doch der Teufel selbst sein Spiel mit uns treiben, wenn dein steifer Pedant seinem pariser Vögelchen nicht den Käfig öffnete!"

„Bei Gott! dein Einfall ist gut", rief Hugo dem Kameraden zu; „von dem läßt sich weiter sprechen, und öffnet der Alte den Käfig nicht, so bricht man ein Stäbchen heraus, und Hurrah! ist der Vogel frei!"

Digitized by Google

Nicht halb so schlimm sah es freilich im Grunde mit diesen Mousquetaireprahlereien des Herrn Hauptmanns aus, und der alte Heußer kannte seinen Sohn ganz genau, wenn er ihn gegen die strenge Beurtheilung des Herrn Merklin in Schutz nahm, und wenn er mit leichtem Achselzucken bemerkte, man dürfe den pariser Firnis nicht mit dem tüchtigen Elsässerholze verwechseln, auf welchem er nur so obenauf hingestrichen liege, und Hugo sei ein braves, gutes Elsässerherz von altem Schrot und Korn, nur eben infolge der Umstände nach pariser Art lackirt. Und so war es auch in der That. Besonders was Concettina betraf, so war das Gefühl des im Grunde recht ehrlich elsässisch denkenden Offiziers ein ganz anderes als dasjenige, das er vor seinen Kameraden zur Schau tragen zu müssen glaubte: die Kleine hatte auf sein Gemüth einen gar tiefgehenden Eindruck gemacht; im Versteckten schwärmte er für sie, wie man eben an den Ufern des Rheins für ein Mädchen zu schwärmen versteht; in einer verborgenen Falte seiner Brusttasche lag sogar, sorgfältig eingewickelt, eine gepreßte Blume, die sie ihm einmal spielend hingereicht hatte, und in seinen Träumen beschäftigte ihn Concettina's Bild in ganz anderer Färbung und Gestaltung, als man aus den leichtfertigen Worten hätte schließen sollen, in denen er vor den Offizieren von dem Mädchen zu sprechen sich nicht scheute. Der brave Hugo Heußer war eben einer von denjenigen, die dem Druck ihrer Umgebung nicht zu widerstehen vermögen, und die, nur um dem Spott der Kameraden zu entgehen, sich schlimmer stellen, als sie sind. Hätten diese den Unterhaltungen beigewohnt, die Hugo zu wiederholten malen mit seinem Vater pflog, ihren lustigen Vogel hätten sie nicht wiedererkannt; denn von nichts Geringerm sprach Hugo, als von der Art und Weise, wie er es anfangen könnte, um sich als richtiger Freier bei Concettina einzuführen, und nur das ernste Abmahnen seines Vaters hatte ihn von seiner Absicht abgebracht, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, um spornstreichs um ihre Hand anzuhalten. Des Vaters Gründe waren freilich ganz zwingende; als Offizier, sagte er, dürfe er nicht das erste beste hergelaufene Mädchen heirathen, und wenn Concettina auch noch so hübsch, liebenswürdig, ja bezaubernd sei, eine Hergelaufene bliebe doch die Vaterlose; ihre sociale Stellung sei eine solche, daß es gar noch fraglich bliebe, ob Hugo nicht die seinige aufs Spiel setzte; den Spott des ganzen Offiziercorps würde er jedenfalls gegen sich heraufbeschwören, und er überlasse es ihm selbst, sich ein Urtheil über die Lage zu bilden, welche sie beide in der Gesellschaft, und vor allem in der in diesem Punkte so kitzeligen Militärgesellschaft einnehmen würden. Diesen Ausführungen seines Vaters vermochte Hugo freilich nichts zu erwidern. Ohne sich in seiner verborgenen, und nur für Concettina sichtbaren, für diese aber durchaus verständlichen Schwärmerei irremachen zu lassen, sprach er mit seinem Vater nicht weiter von seinen Plänen, und beschränkte sich vorderhand darauf, bei sich selber darüber nachzudenken, ob es denn kein Mittel gebe, ihm und seiner kleinen Freundin aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Freilich, dachte er zuweilen, ein Mittel gäbe es schon, wenn Herr Merklin sich entschließen könnte, das Mädchen zu adoptiren — aber an diesen Ausweg war ja je länger desto weniger zu denken!

Herr Merklin war übrigens viel zu sehr mit seinem eigenen Denken und

Digitized by Google

Sinnen beschäftigt, als daß er den Heimlichkeiten dieser beiden eine andere als nur oberflächliche Aufmerksamkeit hätte schenken können; ein unangenehmes Gefühl konnte er freilich nicht unterdrücken, wenn er durch eine Mozart'sche Symphonie hindurch ihr kosendes Lispeln aus dem finstern Eckchen zu sich herüberflüstern hörte; seine Antipathie gegen Hugo vermehrte sich dadurch noch, und nur seine weltmännische Erziehung verhinderte ihn, diesem Gefühl, auch Concettina gegenüber, Ausdruck zu geben. Er hielt damit an sich; ja zuweilen, wenn er sich in sein Zimmer zurückzog, überkam es ihn sogar wie ein geheimes Bedauern, daß er dem Mädchen nicht die jugendfrohe, lebenslustige Liebe anbieten könne, die ihr jener Offizier wol entgegentragen dürfte, und seine über sich selber grübelnde Natur brachte es dann mit sich, daß er sich im stillen ob seiner Liebe Vorwürfe machte, und daß er, mehr als er es wollte, darüber nachdachte, daß Concettina gar jung sei, er aber schon bald ein alter Mann sein würde, und dann kam es ihm auch wieder in den Sinn, wie zurückhaltend, wie befangen, wie ganz anders Concettina zu ihm sei als zu so vielen andern, als zu Hugo Heußer zumal, und er fragte sich, ob sie ihm denn etwas anderes als eine kindliche Zuneigung entgegenbringen könne, und dann geschah es, daß er, dem düsterm Einfluß der Nacht sich fügend, zu sich selber, tief aufseufzend, sagte: „Laß ab von diesen Jugendträumen, du armer, von unerfüllbaren Phantasien umgaukelter Thor!" Von seinen Phantasien konnte er aber, stand die lachende Morgensonne am Himmel, doch nicht ablassen; und wenn er Concettina's Stimme wieder hörte, wenn das Mädchen ihm holdlächelnd die Hand zum Morgengruße hinreichte, da war er wieder der alte Thor, da ging er wieder mit sich um, wie er es anfinge, um ihr seine geheimen Gedanken zu verrathen, um ihr zu sagen, daß er sie ganz anders als wie seine Pflegetochter in seinem Hause walten sehen wollte, um sie endlich zu fragen, ob sie denn nicht einwilligen würde, seinen Namen zu tragen und als seine rechtmäßige Ehefrau seiner Häuslichkeit vorzustehen.

Den Ausschlag gab ein Gespräch, das er an einem der ersten Sommerabende mit ihr hatte, als sie, von einem Spaziergange zurückkehrend, bei dem Schlosse des Cardinals Rohan vorbeikamen, und als Concettina ihn plötzlich fragte, ob er etwa von dem Ballfeste gehört habe, das nächster Tage in jenen Räumen gegeben werden solle, und ob er sie doch auch dorthin führen würde?

„Wer hat Ihnen von diesem Feste erzählt?" fragte er.

„Hugo Heußer", erwiderte die Ahnungslose; „von den Offizieren seines Regiments sollen ja die Einladungen ergehen!"

Er antwortete ausweichend. Hugo Heußer war es, der sie in jenes fröhliche Leben einzuführen gedachte! Es war ja natürlich; beide waren jung und lebensfroh! Herr Merklin aber fiel wieder in sein Sinnen zurück, und wieder mußte er während dieser Nacht daran denken, daß es eine Thorheit wäre, dieses junge, lebensfrohe Wesen als Hausfrau an sein stilles, ältliches Heim zu ketten, und in trüben Träumen entschlummerte der arme Mann. Seiner Liebe aber konnte er doch nicht Herr werden, dieser Liebe des zur Reife des Lebens anklimmenden Mannes, die um so gewaltiger mit jedem Tage sein Herz umstrickte, als jeder Tag ihn mit mächtigerm Mahnen an die verlorene Jugend und Liebe erinnerte.

Digitized by Google

Als der Morgen graute, da fuhr es durch Herrn Merklin's Seele wie ein alles besiegendes Entschließen und Wollen. „Einmal schon", so rief er in seinem Innern, „hast du deine Jugend begraben und dein Lebensglück verscherzt; zum zweiten und vielleicht zum letzten mal reicht dir das Schicksal den Becher des Glückes hin; so greife denn zu! Denn läßt du diesen Augenblick vorüberfliegen, so wird wieder, wie damals schon, ein anderer kommen, um Leben und Liebe dir zu entreißen; und dir, du armer Mann, bleibt nichts übrig, als dich hinzulegen, ein lebendig Begrabener, wo alle deine Jugendträume schon im tiefen Sarge liegen, und den Deckel nagelt man über dir zu, den schweren, nimmer wieder zu eröffnenden, und auf deinem auf ewig verschlossenen Grabe singt der andern fröhliche Jugend ihr lachendes, spottendes Lebens- und Liebeslied!"

Noch niemals war Herrn Merklin's Schritt so fest, noch niemals hatte sein Auge so hell geleuchtet wie an diesem Tage, als er, aus seinem Zimmer in den Speisesaal hinuntertretend, mit seltsam freundlicher Stimme dem Mädchen seinen Morgengruß bot.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Cholera und Gesundheitspflege.

Von

Eduard Reich.

Wenn alle Menschen streng nach den Normen der Gesundheitspflege des Leibes und der Seele, nach den Grundsätzen der Religion der selbstlosen Liebe ihr ganzes Dasein einrichteten, wenn einer den andern nicht quälte, peinigte, benutzte, ausnutzte, wenn das Band der Liebe alle Lebendigen umfaßte und die Brücke bildete von Familie zu Familie, von Stamm zu Stamm, von Rasse zu Rasse, wenn der Eigennutz nicht mehr die Grundlage bildete des gesellschaftlichen Zusammenlebens, sondern durch Sympathien ersetzt würde — so gäbe es fast keine Krankheit, nichts von Gebrechlichkeit und ererbtem Uebel, insbesondere keine Volkskrankheit, demnach auch keine Cholera.

Ob Parasiten pflanzlicher, thierischer oder protistischer Art bei der Cholera und andern Seuchen irgendeine Rolle spielen oder gar keine Rolle spielen, ist, aus höherm Gesichtspunkte betrachtet, ziemlich nebensächlich; die Hauptsache ist und bleibt, daß der letzte Grund der Cholera und aller epidemischen Krankheiten überhaupt die Mishandlung des Menschen durch den Menschen und die grobe Vernachlässigung und Verletzung der humanen, gesundheitlichen, wahrhaft religiösen Normen und Gebote ist.

Es wird also bei Verhütung der Cholera und anderer Seuchen weniger auf Zerstörung des vermeintlichen oder wirklichen Schmarotzers ankommen, als vielmehr auf strenge gesundheitliche und moralische Lebensführung, Aufschwung der Seele, Tilgung des Elends und Rückkehr zur Natur in einer fortschreitenden wahren Civilisation.

Jede seuchenartige Krankheit befällt zunächst diejenigen Individuen, welchen das kleinste Maß von Widerstandsvermögen eigen ist. Und wer ist am wenigsten widerstandsfähig? Derjenige, dessen leiblicher und seelischer Haushalt in Disharmonie sich befindet, dessen Constitution geschwächt, in ihren Grundfesten erschüttert, dessen Wille schwach ist, dessen sinnliche Begehrungen groß sind, dessen ganze Lebensführung abnorm ist, durch Mangelhaftigkeit oder wieder durch Lasterhaftigkeit sich auszeichnet. In den Wohnstätten des Elends richten alle Seuchen die größten Verheerungen an; die Säufer und Schlemmer, die Prasser und Wüstlinge werden fast in dem gleichen Maße ergriffen wie die, welche am Hungertuch nagen und wegen ihrer Armuth von der Gesellschaft verstoßen und beleidigt werden.

Digitized by Google

Auch unter den wohlhabenden und reichen Klassen der Bevölkerung gibt es manche Einzelwesen von kleinster Widerstandskraft. Entweder verdanken diese Bedauerungswürdigen ihrer eigenen gesundheitswidrigen, sittenlosen Lebensführung die Schwäche von Leib und Seele, oder sie verdanken dieselbe dem gesundheitswidrigen, sittenlosen Leben ihrer Vorfahren, oder dem materiellen Elend und der geistigen Apathie ihrer Erzeuger; oder es fließt der Mangel an Widerstandsvermögen aus beiden Quellen zugleich.

Menschen, die von ihren Aeltern und weitern Vorgängern Schlimmes erbten, können durch strenge gesundheitliche und moralische Lebensweise, durch Kräftigung ihres Willens, Veredlung ihres Charakters, intensivere Thätigkeit ihres Geistes ungemein viel des Bösen überwinden und schädlichen, verderbenbringenden Einflüssen gegenüber so hart, unzugänglich, unempfänglich werden, wie der vom Haus aus gesunde Erdensohn es bei wenig achtsamer Lebensweise niemals werden kann. Je mehr die Seele den Leib beherrscht, desto mehr Vorsicht, Widerstandsvermögen und Zähigkeit sind vorhanden, desto weniger ist die Wahrscheinlichkeit des Erkrankens gegeben und insbesondere des Befallenwerdens von Seuche, von der Cholera.

Wenn bei der asiatischen Cholera mikroskopische Organismen als etwas Wesentliches in Betracht kommen, so sind mehrere Fälle denkbar. Entweder die Parasiten machen die eigentliche Ursache der Krankheit aus, oder sie vermitteln die Uebertragung des Leidens von einem Individuum auf das andere, oder von der Außenwelt her auf den Menschen. Als Vermittler der Uebertragung scheinen die angenommenen oder wirklichen Schmarotzerwesen nicht zu dienen; denn sonst wäre die Cholera ansteckend. Und alle Beobachtungen und Erfahrungen sprechen gegen die ansteckende Natur der Krankheit.

Ob die Parasiten, welche man der Cholera als eigenthümlich zuerkennt, deren Ursache ausmachen? Zunächst haben auch die neuesten Forschungen dies keineswegs wahrscheinlich zu machen vermocht, sondern immer wieder nur es als Möglichkeit erscheinen lassen.

Und, sei es, daß den Schmarotzerorganismen unserer wirklichen oder eingebildeten Wahrnehmung thatsächlich die Bedeutung als wesentliche Ursache der Cholera zukommt, so wird, wenn es um Ausbruch des Leidens sich handelt, es immer zuerst und zuletzt auf den Menschen ankommen, welcher erkranken soll, auf seine ganze Leibes- und Seelenverfassung, auf seine Widerstandskraft, Lebensführung und Umgebung. Wenn alle Individuen zum Erkranken geneigt wären, so müßten alle erkranken, und es wäre heute von einem großen Theil der Menschheit nicht mehr die Rede. Der Parasit kann demnach nur in gewissen menschlichen Organismen die Bedingungen seiner Entwickelung vorfinden.

Möglicherweise nun besteht das Wesen der Cholera gar nicht in den Vorgängen, welche ein von außen eindringender Schmarotzer im Organismus erzeugt, sondern in tiefgreifenden Störungen innerhalb des sympathischen Nervensystems, oder in großen Schwankungen des Gleichgewichts zwischen dem activen Aether (oder der Seele) und den leiblichen Formelementen, die im Bereiche des sympathischen Nervensystems ganz besonders zur Offenbarung gelangen. Ist derartiges

Digitized by Google

der Fall, so hat der Parasit nur nebensächliche Bedeutung; die Bedingungen seiner Entwickelung in größerm Maße sind sodann dieselben, welche den Störungen innerhalb des sympathischen Nervensystems das Dasein geben. Die Gesammtheit aller bekannten und nicht bekannten Verhältnisse, welche man mit dem Namen des epidemischen Genius bezeichnet, bedingt ebenso jene Krankheitsvorgänge, deren Ausdruck die Cholera ist, wie massenhafte Entwickelung des öfters genannten Parasiten.

Doch verlassen wir das Gebiet der Theorie, um den unserer Wahrnehmung zugänglichen entferntern Ursachen nachzuspüren und Täuschungen aus dem Wege zu gehen, die so leicht die abwehrenden Kräfte der Kunst lähmen.

Zu dem Begriff der Heilung von Krankheiten gehört Beseitigung und Vernichtung ihrer Ursachen. Wäre nun ein Parasit die eigentliche Ursache der Cholera, so genügte es, denselben zu zerstören, um die Cholera zu heilen. Nun aber könnte man den Schmarotzer nicht so wie den Hund Phylax hinter dem Ofen hervorlocken und ihm Salz auf den Schwanz streuen; man müßte denselben schon im Organismus aufsuchen und dort bekämpfen. Man müßte ferner den Parasiten überall in alten Kleidern, Aborten, thierischen Abfällen u. s. w. aufjagen, ergattern, umbringen, auf diese Art die Weiterverbreitung der Krankheit hemmen.

Das letztere geschah und geschieht durch Reinigung, Lüftung, Desinfection; aber auch die vortrefflichsten Maßnahmen dieser Art vermochten nicht, die Cholera zum Aufhören zu bringen, sondern beschränkten blos die Häufigkeit und Heftigkeit der Erkrankung in einem gewissen Grade: sie beseitigten nicht den epidemischen Genius, sondern vermehrten, als Maßregeln der Gesundheitspflege, mittelbar die Kraft des Widerstandes beim Menschen.

Man versuchte und versucht es, den Schmarotzer aber auch in dem Organismus des Cholerakranken auszurotten. Man glaubt, scharfe ätherische Oele, Alkohol u. s. w. seien hierzu die besten Mittel. Allein wenn der Parasit nur in eine Retorte gelockt und mit diesen Giften behandelt werden könnte! Leider ist es der Mensch, welchem solche Mittel in sehr hohen Gaben oft einverleibt werden, ohne — den vermeintlichen Parasiten zu tödten, sondern indem nur der arme Mensch selbst vom Leben zum Tode befördert oder in gar mancherlei der schlimmsten Nachkrankheiten gestürzt wird.

Wir wollen also bei der kaum jemals zu ergründenden, weil immateriellen, letzten oder nächsten Ursache der Cholera nicht uns aufhalten, sondern nur die entfernten Ursachen, soweit wir Kenntniß von denselben haben, betrachten. Dieselben mögen wir unterscheiden in leibliche, seelische und gesellschaftliche, und andererseits in kosmische. Diese beiden großen Kategorien müssen zusammenwirken, wenn von dem Leiden überhaupt die Rede sein soll. Welcher Art die kosmischen Factoren sind, die da in Betracht kommen: wer weiß es, wer kann es wissen! Möglicherweise kommt nicht wenig auf das augenblickliche Verhältniß der Sonnenvorgänge zu den Erdvorgängen an, auf den Einfluß der Gegend des Weltraumes, in der soeben die Erde mit dem ganzen Sonnensystem sich befindet, auf die Beziehungen der Planeten und des Mondes zu unserm Erdball u. s. w. Von

Digitized by Google

allen diesen Momenten hängt die Organisation der Wesen auf der Erde ab und die Gesammtheit der Vorgänge im Luftkreise, auf der Oberfläche und in den Tiefen unsers Planeten. Hier haben wir ein unermeßliches Gebiet von Veranlassungen zur Entstehung seuchenartiger Krankheiten. Und dies macht erst den einen Factor aus.

Unter den Beziehungen, welche auf Seite des Menschen und seines gesellschaftlichen Daseins in Betracht kommen als Cholera erzeugende Factoren, sind die Zustände der Depression des Gemüths zunächst erwähnenswerth. Dieselben entspringen aus sehr zahlreichen Quellen, werden aber ganz besonders bedingt durch die Folgen leiblichen und sittlichen Elends, welche im Haushalt des Leibes zur Geltung kommen, und durch Mishandlung des Armen, Unglücklichen, Leidenden auf dem Wege des persönlichen Verkehrs; werden außerdem bedingt durch Angst und Furcht theils vor der Cholera, theils vor erbarmensunfähigen Mitmenschen.

Wir wollen durch ein Beispiel, wie es täglich tausendmal vorkommt, die Entstehung und das Verhängniß deprimirter Seelenzustände darstellen. Eine Familie aus der großen Klasse der Fabrikarbeiter wohnt im Keller; Feuchtigkeit bedeckt die Wände des niedrigen, durch ein kleines nach Norden gehendes Fenster von oben erleuchteten Gemachs; der Fußboden ist mit Steinen gepflastert oder aus gestampftem Lehm hergestellt und von Ratten unterwühlt; durch einen kleinen eisernen Ofen kann der Raum beheizt werden; derselbe dient als Wohn-, Schlaf-, Arbeits- und Kochzimmer für eine Familie von zehn Personen; die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenen Aborte und Miststätten verpesten ununterbrochen die Luft des Familienraumes. Seit Wochen haben diese zehn Personen, bei funfzehnstündiger erschöpfender Arbeit täglich, nur von alten, schlechten Kartoffeln gelebt, und durch etwas Branntwein wie Cichorienbrühe ihre Lebensgeister anzuregen gesucht, wie die gewöhnliche Redensart lautet. Der Arbeitslohn reichte gerade zur Bezahlung der sehr theuern Miethe, des Branntweins und der Cichorie aus, nicht aber für die halb verfaulten Kartoffeln, die der reiche Bauer dem Arbeitsmann mit sehr hoher Berechnung auf zwei Wochen creditirte. Da der unglückselige Arbeiter nach Ablauf der dritten Woche noch nicht das Geld gebracht, beauftragt der Bauer einen Gerichtsdiener, dasselbe so schnell, als nur immerhin möglich, einzutreiben. Der Arbeitsmann ist entblößt von Mitteln, rechtsunkundig und außer Stande, die sehr theuere Hülfe des Rechtsanwalts in Anspruch zu nehmen. Der Gerichtsdiener, über die gesetzlichen Normen sich hinaussetzend, behandelt die vor Hunger und Angst zitternde Familie — erbarmungslos und verkauft aus dem Wohnraum derselben alles, was überhaupt nur zu verkaufen möglich ist. Die Familie ist aufgelöst in Schmerz; die Nachbarn höhnen, die Arbeitsgenossen spotten. Da erbarmt sich der Engel des Todes dieser Unglückseligen, die von Furcht und Angst erfüllt und der Nahrung, des Schutzes ledig sind, und beschert ihnen die Cholera, damit sie eingehen in des Friedens ewiges Reich.

Aber die Cholera, welche den Verstoßenen und Enterbten tödtet, bleibt nicht bei dessen Kellerloch stehen, sondern stürzt, eine Nemesis, auf die ganze Gesellschaft, dieselbe zunächst allen Quälgeistern der Furcht und Angst überantwortend.

Hätten die erbarmungslosen Krämer Englands in Ostindien das treffliche Volk dieses geistigsten, aber unglücklichsten Landes nicht ausgesaugt und zu einem Elend

Digitized by Google

ohne Grenzen verurtheilt, sondern im Gegentheil emporgehoben, wirthschaftlich gekräftigt und leiblich gestärkt, so wäre dort niemals Cholera ausgebrochen. Und hätten Europäer und Amerikaner nicht den Mammon zur Gottheit und Selbstsucht zur Norm alles Lebens gemacht, sondern die Lehren der Religion in Fleisch und Blut der Menschheit übergeführt und so das Elend verhütet, der Ungesundheit vorgebeugt und des Lasters Wurzeln vernichtet, so wäre nicht in Europa und nicht in Amerika die Rede von Cholera gewesen.

Aus dem Elend, der Unwissenheit und Lieblosigkeit entspringt Vernachlässigung der persönlichen und öffentlichen Gesundheitspflege, und diese Thatsache gehört zu den wichtigsten Factoren, welche Cholera erzeugen helfen, indem sie theils die Widerstandsfähigkeit des Organismus herabsetzen, theils, im Falle die Parasitentheorie der Wahrheit entsprechen sollte, den Schmarotzern Gelegenheit darbieten, kräftig sich zu entwickeln.

Gesundheitspflege kostet Geld. Wer da kein Geld hat, kann nicht nach den Normen der Hygieine sein Leben einrichten, wenn er auch ein noch so bedeutendes Maß von Selbstbeherrschung und andere gute Eigenschaften der Seele besitzt, und wenn auch das Gemeinwesen für gute Desinfection der Aborte und Miststätten sorgt. Die Gesundheitspflege fordert: man solle sich satt essen, nur wohl beschaffener Speisen sich bedienen, geruchlose, trockene, reine, wohl beschaffene Kleidungsstücke gebrauchen, angemessen wohnen und ganz seiner Natur gemäß sich beschäftigen. Wer aber weniger Geld erwirbt, als hierzu nothwendig ist, kann nicht gesundheitsgemäß bestehen, sondern nur gesundheitswidrig. Je mehr Elend also, desto mehr armselige, schlechte Lebensweise, desto mehr Anlage zur Cholera.

Aus der Erfahrung ist bekannt, daß Leute, welche regelmäßig geistige Getränke aufnehmen, in weit höherm Maße von der Cholera befallen werden als mäßige, heitere, elastische Menschen, welche von Alkohol sich enthalten. Es nimmt dies, wenngleich wir die nächste Ursache der asiatischen Seuche noch nicht kennen, keineswegs wunder; denn durch Einfluß alkoholischer Getränke wird die chemische Zusammensetzung der Nervenmasse tiefgreifend abgeändert und die Chemie des Blutes herabgesetzt, demnach die Widerstandsfähigkeit des Organismus vermindert. Da nun nicht blos bei Alkoholisten dergleichen der Fall ist, sondern auch bei deren Nachkommen, so hat eine ganze große Klasse von Menschen, vermöge ihrer naturwidrigen Angewohnheit des Gebrauches und Misbrauches gegorener und destillirter Getränke, höhere Anlage zu Krankheit überhaupt, zu Seuchen, zur Cholera insbesondere.

Hierzu kommt naturwidrige Ernährung. Ganze Klassen der Bevölkerung ernähren sich naturwidrig, leiden entweder Hunger bei vollem Magen oder treiben Luxusconsumtion, betrügen ihren Verdauungsapparat oder überladen denselben. Und in jenen Ländern, deren Bewohner nicht erwerbswüthend und dollarjagend sind, sondern von gewissenlosen Fremden ausgesaugt werden, und infolge dessen wieder nicht zur Gesundheitspflege Zeit, Mittel und Verständniß haben, begegnet uns mangelhafte, gesundheitswidrige Ernährung.

Es wird also durch Selbstsucht und Tyrannei der Gesundheitspflege auf fast unbegrenzten Gebieten der Erdoberfläche entgegen- und der Cholera auf das umfassendste in die Hände gearbeitet.

Digitized by Google

Ausgesaugte, falsch und schlecht ernährte, Alkohol gebrauchende Einzelwesen, Klassen und Völker, welche weder Zeit, noch Mittel, noch Verständniß für Pflege der Gesundheit des Leibes und der Seele haben, vernachlässigen die Maßregeln der Vorsicht, Reinlichkeit, Desinfection, Abfuhr, Entwässerung und wieder Bewässerung, des gesundheitsgemäßen Baues der Häuser, der Arbeitsstätten, öffentlichen Anstalten, der Hautpflege, der Leibesübung, der wahrhaft hygieinischen Unterrichts- und Erziehungspflege, und arbeiten damit auch auf das umfassendste und intensivste der Cholera in die Hände.

Als parteilose Beobachter betreten wir eine Stadt. Wir kennen die charakteristischen, social hervorragenden Persönlichkeiten und die Physiognomie aller Volksklassen. Es liegt ein gewisses Etwas gleichsam in der Luft; die Stimmung der Menschen kommt mehr oder weniger gedrückt uns vor; rechte Heiterkeit will nicht zur Geltung gelangen; das Lachen und Lächeln ist erzwungen. Wir gehen um 4 Uhr morgens durch die Straßen und begegnen einigen Medicinalpersonen. Die Mienen derselben sind sehr ernsthaft und bedenklich, die Schritte eiliger als gewöhnlich. Aus den Häusern, welche die Aerzte verließen, rennen Individuen athemlos zu den Apotheken, um ebenso rasch und ziemlich belastet zurückzukehren. Die Physiognomien der an den Fenstern der Häuser auftauchenden Personen haben etwas Verstörtes; Angst, Schrecken, Entsetzen drücken sie aus. Wir nähern uns diesen Wohnsitzen unserer Mitbrüder; wir treten ein. Hier sehen wir sie, die armen Leidenden, die unglückseligen Opfer der frevelhaft von menschlicher Niedertracht künstlich erzeugten und über die ganze Erde getriebenen Krankheit.

Wir betrachten blutenden Herzens die armen Leidenden und fragen sie und ihre Umgebung nach des Leidens Erscheinungen. Da erfahren wir denn das Folgende, welches wir kurz wiedergeben.

Einmal bricht die Krankheit plötzlich aus, ein andermal gehen Erscheinungen voran, welche zuweilen mehrere Tage andauern. Ist letzteres der Fall, so sieht man den Menschen verstimmt, unlustig, geschwächt, empfindlich in den Beinen, von Störungen in der Verdauung, Durchfall und Kollern im Unterleib heimgesucht, von Schwindel, öfterm Schweiß, einzelnen Frostschauern befallen, von Sorge, Furcht und Angst erfüllt. Gemüthsbewegungen, Diätfehler, Erkältung und andere äußere Momente verursachen den Ausbruch der Krankheit.

In den meisten Fällen beginnt das Leiden plötzlich mit hochgradiger Uebelkeit, heftigem Erbrechen und Durchfall, größter Angst und Erschöpfung. In weiterm Verlaufe erscheinen die heftigsten und schmerzhaftesten Krämpfe in fast allen Muskeln, das erschütterndste Erbrechen und Purgiren reiswasserähnlicher Flüssigkeiten. Rasch wird der Puls klein, kaum fühlbar, die Haut immer kälter und zuletzt so kalt „wie Marmor". Hände, Füße und Gesicht färben sich bläulich, die Augen treten tief in ihre Höhlen zurück, das Gesicht drückt Verfall aus, höchsten Schmerz, und das Auge scheint zu brechen. Die Absonderung des Harns hört auf. Immer schwächer wird die Stimme, immer leiser tönend, wie aus einer andern Welt. Immer theilnahmloser wird der Kranke. Hier ist der Wendepunkt: entweder der Leidende geht hinüber in das Reich der Ewigkeit, oder behält Theil am Verbande der Zeitlichkeit.

Digitized by Google

Und ist das letztere der Fall, so umfängt den armen Leidenden ein tiefer Schlaf; das Athemholen wird freier, der Puls immer mehr fühlbar und besser, die Haut wärmer; es tritt Schweiß ein, das Uriniren geht wieder von statten und der Kranke fühlt sich wohler. Allmählich kehrt, wenn die Behandlung den Grundsätzen der Hygieine gemäß war oder der Mensch genügend lebenskräftig ist, die Gesundheit wieder. Schlechte Behandlung, und andererseits wieder Mangel an Lebenskräftigkeit erzeugt Nachkrankheiten, unter denen der Typhus eine der häufigsten ist.

Man bestürmt uns, den Leidenden Hülfe zu gewähren, ihr Leben zu retten. Wie verhalten wir uns nun diesem tiefgehenden Leiden des sympathischen Nervensystems, der Cholera, und wie dem Kranken gegenüber? Wir besinnen uns nicht lange; wir handeln schnell, weil höchste Gefahr auf dem Verzuge ist. Wir haben aus Beobachtung und Erfahrung gelernt: je mehr Arznei und je weniger Gesundheitspflege von Leib und Seele, desto mehr Tod oder doch wenigstens Nachkrankheit. Aus diesem Grunde verfahren wir hygieinisch; denn wir meinen es mit dem Kranken gut.

Tritt das Leiden plötzlich ein, so werde der Kranke in einen, ununterbrochen mit durchströmender frischer Luft erfüllten, mäßig warmen, hellen Raum auf ein Bett gebracht, welches Federn nicht enthält, ganz entkleidet, sodann in einer Badewanne oder sonst einem großen Gefäß mit kaltem Wasser begossen, so zwar, daß letzteres mit großer Gewalt auf Rücken, Brust und vorzugsweise auf den Unterleib herabregne. Nun nehme man den Leidenden aus der Wanne heraus, bringe ihn zu Bett, trockne ihn mit rauhen Tüchern ab und reibe seine Haut, besonders des Unterleibes, Rückens, Brustkorbes und der Gliedmaßen mit Flanellstücken, welche mit ätherischen Oelen, Rum u. s. w., befeuchtet werden; die Fußsohlen bearbeite man mit Bürsten, lasse scharfe ätherische Oele riechen, tauche den Kranken nach einiger Zeit in eiskaltes Wasser, trockne, reibe, wie soeben entwickelt. In manchen Fällen sind warme aromatische Bäder den kalten vorzuziehen; nur müssen dieselben mit eiskalter Brause schließen. Alle die bisher genannten Proceduren werden so lange fortgesetzt, bis die Haut warm geworden und Besserung eingetreten.

Ist das letztere der Fall, so veranstalte man mit Vorsicht feuchtkalte, unter Umständen feuchtwarme aromatische Ueberschläge über den ganzen Unterleib, sorge für absolute Ruhe des Kranken im Bett und pflege denselben auf das umsichtigste.

Bezüglich der innerlichen Behandlung kurz das Folgende.

Frisches, gutes Trinkwasser gehört zu den ersten, unerläßlichen Erfordernissen der Behandlung und Pflege des Leidenden; derselbe mache von Trinkwasser fleißigst Gebrauch. Außerdem leisten concentrirte Aufgüsse von Kaffee, Grünem oder Schwarzem Thee großen Nutzen. Schließlich ist ein Getränk dem Kranken zu gewähren, welches durch Kochen von rohen Kaffeebohnen mit Wasser und Zusatz von Zucker, Citronensaft und, in schweren Fällen, auch von Rum, Cardamome und Citronen- oder Apfelsinenschale bereitet wurde. An Stelle der ungebrannten Kaffeebohnen kann, wenn es an solchen fehlt, echter chinesischer Thee genommen werden. Das eine oder andere dieser Getränke werde den Leidenden löffel- oder tassenweise gegeben.

Digitized by Google

Alle diese Maßnahmen werden so lange fortgesetzt, bis Besserung eingetreten. Sodann verbleibe der Kranke zu Bett, mache Gebrauch von schleimigen, vegetabilischen Suppen, die absolut ohne Fleisch-, Ei- und Schmalzzusatz bereitet werden, insbesondere nehme er Graupen- und Haferschleim, genieße beruhigende, erquickende Getränke, enthalte sich jeder festen Speise, vermeide streng alle Aufregung und niederschlagende Gemüthsbewegung, und verhalte übrigens sich sehr vorsichtig. Nachdem die Genesung soweit als nöthig vorwärts geschritten, suche der Mensch durch vorsichtigen Gebrauch erquickender und allmählich auch abhärtender Bäder, durch Genuß von Waldes- und womöglich auch Gebirgs- oder Seeluft, und einfache erquickende, nährende, die Verdauungsorgane jedoch nicht belästigende Diät, durch angemessene Bekleidung, frische Luft innerhalb der Wohn- und Schlafräume, regelrechte Lebensführung, durch Vermeidung anstrengender Arbeiten, Nachtwachen u. s. w., seine Gesundheit zu pflegen, seine Körperconstitution zu kräftigen, seine Seele zu stärken.

Was bisher in Bezug auf Heilung gesagt wurde, gilt der Bekämpfung der Krankheit in Fällen, wo ärztliche Hülfe nicht zu erlangen ist. Es möge aber auch dem Arzt zur Richtschnur dienen, weil bei Cholera der sicherste Erfolg nur von der hygieinischen Therapie zu erwarten ist. Die Therapie des Medicinirens führt mit Nothwendigkeit auf Abwege, und bringt dem Leidenden entweder Nachkrankheiten oder befördert seinen Untergang. Es handelt sich bei der Cholera ganz vorzugsweise davon, die Widerstandskraft des Menschen zu erhöhen; wenn wir aber darauf es absehen, den wirklichen oder vermeintlichen Parasiten zu tödten, so geschieht es leicht, daß wir dabei auch den armen Menschen tödten. Nur hygieinische Therapie kräftigt und erhält den Widerstand und erhält so den Menschen.

Bereits zum dritten mal wurde das Lebewesen, welchem man die Cholera zuschreibt, entdeckt. Zuerst entdeckte das mikroskopische Ungeheuer ein Professor zu Florenz, sodann einer zu Wien. Da trat denn ein Professor zu Jena auf, welcher dem andern zu beweisen suchte, daß derselbe sich gar nicht auf Forschung verstehe, und daß er, der Jenenser, den Parasiten gefunden habe. Leider kam es gar bald heraus, daß man die beiderseits entdeckten Parasiten auch anderswo finde als im Darmkanal von Cholerakranken und solchen, die dem Leiden erlegen waren.

Neuerdings behauptete ein berliner Forscher, Geh. Regierungsrath Robert Koch, durch ein höchst umständliches Verfahren den Bacillus (das Stäbchen) oder Schmarotzer nachgewiesen zu haben, welcher die eigentliche Ursache der Cholera asiatica sein soll. Nicht allein im Darm der an Cholera Leidenden oder davon Getödteten soll dieses Geschöpf hausen, sondern auch in Teichen Ostindiens soll dasselbe gefunden worden sein; es soll Feuchtigkeit lieben, in größerer, besonders aber trockener Hitze seinen Geist aufgeben, nicht durch das Mittel der Luft, sondern durch Trinkwasser und Nahrungsmittel in den Menschen gelangen, nur selten im Magen, jedoch vorzugsweise im Darmkanal sich aufhalten und von dort aus die Erscheinungen der Krankheit verursachen. Die Verdauungsstörungen im Magen seien dem Bacillus keineswegs vortheilhaft; im Darm dagegen vermehre sich derselbe außerordentlich und sondere ein tödliches Gift ab.

Digitized by Google

Aus dem Bisherigen glaubt der berliner Forscher die Berechtigung zu Empfehlung folgender Maßnahmen ziehen zu dürfen. Man möge zur Zeit herrschender Cholera die Brunnen schließen, und entweder nur vorher gekochtes Wasser trinken oder solches, welches aus seuchefreien Gegenden stammt, oder mineralische Bestandtheile enthält; man möge nur geschälte und gekochte Früchte, überhaupt nur wohl durchgekochte Speisen genießen; man möge vor den Entleerungen der Cholerakranken, vor beschmuzter Wäsche, beschmuzten Kleidern besonders sich hüten. Die Wäsche der Leidenden sei trocken zu erhitzen und sodann mit starker Carbollösung zu behandeln. Verseuchte Oertlichkeiten möge man schließen und mit Hitze austrocknen. Beschmuzte Stoffe, die einmal durchaus trocken geworden, brächten keine Gefahr mehr; denn der Bacillus sei durch Entziehung des Wassers selig entschlafen, somit auch unfähig, sich fortzupflanzen. Mit Desinfection der Reisenden und ihres Gepäcks erziele man gar nichts. Bespritzen der Straßen mit Wasser befördere die Wohlfahrt des Bacillus; Staub sei besser als Dampf. Dies einige Ergebnisse und Ansichten des berliner Forschers.

Es lehrt die Erfahrung, daß, wenn heftige Regengüsse kommen und die Temperatur sich erniedrigt, auch die Cholera nachläßt und verschwindet. Erniedrigung der Temperatur und Regen wirken erhöhend auf Gesundheit und Widerstandskraft des Menschen.

Alle Menschen trinken dasselbe Wasser und genießen dieselben Nahrungsmittel; aber es werden nicht alle, sondern es wird nur ein Bruchtheil der Bevölkerung von Cholera befallen. Vom heftigsten Anfall bis zu den leisesten Andeutungen, von dem widerstandsunfähigsten bis zu dem widerstandsfähigsten Menschen besteht eine Reihe von Gliedern. Jene und diese Reihe decken einander vollständig. Die wenigst zähen, physisch und moralisch energielosesten, darbenden, durch Alkohol und Ausschweifungen gerade in dem Augenblick am meisten Geschädigten, die schlechtest Wohnenden und dadurch in dem Haushalt ihres Körpers schwer Benachtheiligten: diese alle werden von der Seuche ergriffen, um so mehr ergriffen, je weniger Widerstandsvermögen sie im Augenblick und wieder für die Dauer haben.

Ob die Forscher die Naturgeschichte des Schmarotzers wirklich so genau kennen lernten? Ob der Bacillus wirklich eine hauptsächliche Rolle in der Krankheit, d. h. als Ursache derselben, spielt? In Ostindien wie anderswo entsteht Cholera nur dann, wenn gewisse sociale, atmosphärische, kosmische Verhältnisse eintreten, welche Gesundheit, Widerstands- und Seelenkraft des Menschen herabsetzen und bestimmte Schädlichkeiten in das Leben rufen. Ob eine wirklich wesentliche und maßgebende derselben der genannte Bacillus ist?

Wir haben bei Heilung und Verhütung der Cholera mit dem Menschen es zu thun, zuerst und zuletzt. Dies mögen wir niemals aus dem Auge lassen.

Wie verhütet man Cholera? Indem man dafür sorgt, daß alle Menschen leiblich, seelisch und gesellschaftlich gesund werden und gesund bleiben. Diese Sorge gehört jedem einzelnen, jeder Familie und dem ganzen Gemeinwesen an. Beginnen wir mit dem Handgreiflichen.

Man athme bei Tag und Nacht frische Luft; man entferne so rasch wie möglich und so gründlich wie möglich alle Auswurfsstoffe, nicht durch Fortschwemmen

Digitized by Google

mit Wasser, sondern durch desinficirende Abfuhr; man ernähre sich zureichend, aber höchst einfach, vermeide jede Störung der Verdauung, vermeide Gebrauch, besonders aber Misbrauch geistiger und erschlaffender Getränke; man bade täglich, wenn man überhaupt Bäder vertragen kann, bediene sich kalter Waschungen und halte auf gewissenhafteste Reinlichkeit; man lüfte, bürste, desinficire Kleider und gebrauchte Wäsche; man halte alle Theile des Hauses luftig, geruchlos, absolut rein; man vermeide jede Ueberanstrengung und deprimirende Gemüthsbewegung, Aerger, Angst, Sorge, Furcht; man verbiete Volksversammlungen, Aufzüge, prunkvolle Leichenbegängnisse, militärische Uebungslager, Jahrmärkte, Processionen und Wallfahrten; man untersuche alle Personen, welche aus seuchebehafteten oder seucheverdächtigen Gegenden kommen, ärztlich, behalte dieselben in Baracken oder Zelten, die mit durchaus gesundheitsgemäßen Einrichtungen in möglichst hygieinischen, baumreichen Gegenden aufgeschlagen werden, zurück, halte dieselben zu vollkommen hygieinischer Gesammtlebensweise an, desinficire deren Kleider und sonstige Habseligkeiten; man sorge für gutes, reines, kaltes Trinkwasser, wohl beschaffene Nahrungs- und Genußmittel; man desinficire alle Magazine, in welchen alte Kleider, Lumpen und sonstige Abfälle sich befinden, und vertilge alles daselbst vorkommende Verdächtige durch Feuer; man wirke dahin, daß die Bevölkerung des Genusses fauliger, verdorbener, verdächtiger Nahrungs- und Genußmittel sich enthalte, und befördere mit allen Kräften die allgemeine Einführung der gemäßigt vegetarianischen Lebensweise; man empfehle der Bevölkerung, anstatt Cichorienbrühe und geistiger wie gegorener Getränke, echten Kaffees und echten Thees sich zu bedienen. Dies einige der wichtigsten Maßregeln leiblicher und öffentlicher Hygieine, welche auf Erhaltung und Erhöhung der Widerstandskraft hinauslaufen.

Aber dies alles kommt nur in geringem Maße zur Wirksamkeit ohne die moralische und gesellschaftliche Gesundheitspflege. Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Wohlwollen gehören zu den unerläßlichsten und obersten Mitteln, Seuchen zu verhüten; denn sie ermöglichen es jedem Menschen ohne Ausnahme, das Leben nach den Normen der Hygieine und natürlichen Moral einzurichten, verhüten böse Leidenschaften, Laster und Verbrechen, bewahren vor Ueberarbeitung und Aufreibung, und setzen den einzelnen ebenso wie die ganze Gesellschaft in den Stand, Nachtheile, Schädlichkeiten und Hemmnisse des Gedeihens rasch und gründlich zu beseitigen. Und echte Civilisation, deren Grundlage wie Voraussetzung die gesunde, harmonisch entwickelte Persönlichkeit ist, möge als gewisseste Prophylaxis nicht blos der Gebrechen, sondern auch der Seuchen, und in unserm Falle der Cholera betrachtet werden. Elend und Ueppigkeit sind die Antipoden echter Gesittung, die Zerstörer der Widerstands- und Schnellkraft, die Förderer von Gebrechen und Seuchen, somit auch der Cholera.

Digitized by Google

Der Congo und sein Stromgebiet.

I.

Vor wenigen Jahren dachte wol niemand an den Congo, als an einen besondere Aufmerksamkeit erregenden Fluß. Seitdem ist am Congo ein überaus großartiges internationales Unternehmen erstanden, und man muß sich nur wundern, daß dieser Fluß, dessen mächtiges Wasser von dem Europa nahen Atlantischen Ocean eine Straße bis ans centrale Seenbecken Südafrikas eröffnet, so lange unbeachtet bleiben konnte, zumal da der Congo mit den beiden andern Riesenströmen Afrikas, dem Nil und dem Zambesi, ein nahezu vollständiges Durchfahrtssystem bildet. Wie der Congo vom Atlantischen Ocean, so führt der Zambesi vom Indischen Ocean, der Nil vom Mittelländischen Meer in das Centralbecken. Die drei Flüsse entspringen in derselben quellenreichen Centralregion; die Seen jener Region sind die Wasserreservoirs, welche sie speisen. Wenn man nach den Berichten der alten arabischen Geographen annehmen mußte, es gebe nur einen Centralsee, dem die Flüsse nach Norden, Osten und Westen entströmen, sodaß man vom Nil oder vom Zambesi aus unmittelbar nach dem Atlantischen Ocean durchfahren könne, so meinten die Araber in ihrem rein praktischen Sinn vermuthlich, daß die Portagen oder Unterbrechungen der Wasserfahrt im Verhältniß zur Länge derselben nicht in Betracht kommen.

Der Congo durchzieht in seinem Laufe von 2900 (englischen geographischen) Meilen die gesammte Westhälfte Centralafrikas von dessen innerm Becken aus, und mündet an der Küste von Loanda in einem Aestuar von 10 Kilometer Breite und 400 Meter Tiefe, welches bei einer Strömung von 4—6 Knoten eine Wassermasse von 51000 Kubikmeter in der Secunde in den Ocean ergießt. In der Entfernung von 25 Kilometer von der Küste ist dieses Flußwasser noch völlig frisch, in der Entfernung von 100 Kilometer von der Küste noch mit dem Seewasser unvermischt.

Vor elf Jahren fand Livingstone hier in des Continents Mitte, die oberste Nilquelle suchend, die Congoquelle, und starb dann, wie ein Held auf seinem Schilde (1. Mai 1873). In ähnlicher Weise hatte der arktische Forscher Sir John Franklin die Nordwestdurchfahrt, die er suchte, gerade bei seinem Tode entdeckt; es war eben die Stelle seines Todes, die auf die Durchfahrt, wo sie möglich war, hinwies. So fand auch Livingstone die Quelle des Flusses, welche die große Südostdurchfahrt ergibt.

Digitized by Google

Vom 16. bis 24. Jan. 1867 reiste Livingstone am obern Chambezi, dem obern Quellfluß des Congo. Dieser Fluß entspringt in 10° 34′ südl. Br., am wasserreichen Plateau Lobisa (Bisa, Ubisa der Araber), einem Plateau, welches die Nordspitze des großen Zambesiflußgebietes abschließt und von der Höhe von 2000 Fuß nach Osten zu steil in die große Einsenkung des Niassasees abfällt. Es setzt sich im Westen im Muxingagebirge fort, welches einen halbmondförmigen Verlauf hat, und bildet mit diesem Gebirgszug die Wasserscheide der drei Hauptströme: Nil, Zambesi und Congo. Dieses Gebirge ist vermuthlich das Mondgebirge (Selenes Oros) der alten und mittelalterlichen Geographen, welches nach jener Halbmondform so benannt wurde. Am Ostabhang des Plateau entspringt der Loangwa, ein Quellfluß des Zambesi, am Nordwestabhang entspringt der Chambezi. Der Congoquellfluß strömt zuvörderst nach Südwesten bis 11° südl. Br. und 29° östl. L., voll von klarem Wasser, nimmt eine Menge wasserreicher Bäche auf und zieht sodann durch eine Reihe als Reservoirs dienender Seen. Er tritt zuerst in den See Bemba (Livingstone's Bangweolo, an dessen Ufer der Forscher starb) von 8400 englischen Quadratmeilen Oberfläche, läuft 200 englische Meilen unter dem Namen Luapula nordwestwärts zum See Mweru, welcher 800 englische Quadratmeilen Oberfläche umfaßt, und erhält nun den Namen Lualaba. Nachdem die Lualaba bald nach ihrem Austritt aus dem Mweru links den Kamolondo, den Ausfluß eines Sees gleichen Namens, aufgenommen hat, läuft sie etwa 200 englische Meilen zum See Lanji. Bei Nyangwe, einem Marktplatz, 1100 englische Meilen von der Chambeziquelle, in 4° 14′ südl. Br. und 26° 5′ östl. L. von Greenwich, hat die Lualaba 1400—3000 Meter Breite. Der Fluß fließt hier 1450 Fuß über dem Meere. Vom Bemba bis zum Mweru sind gegen 100 englische Meilen, vom Mweru bis zum See Lanji gegen 200, von Lanji bis Nyangwe weiter gegen 600 englische Meilen: bis hierher hat der Fluß eine dem Tanganyikasee im ganzen parallele Richtung nach Nordnordwesten eingehalten; nachdem er hier über das Nordende des Tanganyika hinaus ist, beginnt er seinen großen Bogen bis über den Aequator hinauf nach Nordwesten und bis zur Loandaküste nach Südwesten. Es ist dieser weite Zug an beiden Seiten des Aequators, der dem Fluß seine wunderbar mächtigen, zu allen Jahreszeiten gleiche Wasserfülle zuführt.

Die weite Region, welche der große Strom durchzieht, gehörte bisher mit zu den dunkelsten Theilen Centralafrikas. Die Portugiesen, welche die Souveränetät am untern Congo beanspruchten, wußten doch sehr wenig von dieser Besitzung. Die holländische Maatschappij zu Boma, 80 englische Meilen vom Meere, am untern Congo, und die andern dortigen holländischen und deutschen Handelsfactoreien, beschäftigten die Linguisteiros (Interpreten, Agenten, eingeborene Neger), welche in ihren Geschäften die Handelsstraßen des Binnenlandes bereisten, und fühlten sich nicht veranlaßt, persönlich weiter in das Land einzudringen. Einzelne kühne europäische Kaufleute, die es wagten, stießen bald auf die Schwierigkeiten, die ihnen namentlich die Habgier und die Tücke der Einheimischen entgegenstellte und die ihnen unüberwindlich schienen, und gaben ihr Unternehmen auf. Auch Missionate waren nur noch vereinzelt angelegt.

Digitized by Google

Es ist für Europa nicht länger thunlich, auf Afrika wie auf das Land der plumpen Flußpferde und der barbarischen Neger vornehm herabzusehen. Die Aufgabe Europas ist dringlich, namentlich Südafrika, „das reichste Land der Welt", wie Gerhard Rohlfs erklärt, in seinen Verkehrskreis zu ziehen, dessen unermeßliche Ressourcen zu entwickeln, bei den dichten Millionen der Bevölkerung dieser Länder seinem Gewerbfleiß neue Absatzmärkte zu eröffnen.

Als neuerdings durch Cameron's und Stanley's denkwürdige Reisen quer durch Südafrika besonders die hohe Bedeutung des großen Congobeckens erkundet worden, war es der König der Belgier, welcher die Aufgabe, jene Region der Cultur zu eröffnen, mit begeisterter Thatkraft erfaßte. Er erwog dabei zunächst, daß die Sache bisher so viele Opfer erheischt habe, weil die Unternehmungen immer vereinzelt waren, und forderte deshalb Europa auf, sie mit vereinten Kräften vorzunehmen, sodaß die Unternehmungen einander vorbereiten und unterstützen.

So begann denn der Kreuzzug Europas zur Eroberung Südafrikas für die Cultur. Im August 1877 lud Leopold II. die leitenden Spitzen der Geographie zu einer im Palais zu Brüssel zu haltenden Conferenz ein behufs Berathschlagung über das bezüglich Afrikas hinfort einzuhaltende Verfahren und zur Stiftung einer Internationalen Association für die Eröffnung Afrikas. Dieser Einladung wurde allseitig entsprochen. Als Vertreter Frankreichs erschienen Admiral de la Roncière le Noury, Präsident der pariser Geographischen Gesellschaft, und Maunoir, Secretär derselben, Henri Duveyrier, der Saharareisende, und der Marquis de Compiègne, welcher kürzlich von einer Expedition nach dem Ogowe zurückgekehrt war. Italien vertrat Commendatore Negri; England sandte Sir Rutherford Alcock, Präsidenten der londoner Geographischen Gesellschaft, Sir Bartle Frere und Sir Henry Rawlinson, Expräsidenten derselben, Oberst Grant, Speke's Gefährte in der Nilquellreise, Commandeur Cameron, der Afrika durchreiste, die ausgezeichneten Philanthropen Sir Harry Verney, Sir John Kennaway, Sir Fowell Buxton, W. Mackinnon und Admiral Leopold Heath. Für Deutschland und Oesterreich erschienen Gerhard Rohlfs, Dr. Schweinfurth, Dr. Nachtigal, Freiherr von Richthofen, Präsident der berliner Geographischen Gesellschaft, von Hochstetter, Präsident der wiener Geographischen Gesellschaft, Graf Edmund Zichy, Baron Hoffmann, Lieutenant A. Lux, welcher kürzlich vom Kwango heimgekehrt war. Nach viertägigen Berathungen unter dem Vorsitz des Königs wurde beschlossen, zuvörderst eine Kette von Stationen von der Zanzibarküste nach dem Innern anzulegen. Die Stationen der Internationalen Association sollten, wie ferner bestimmt wurde, weder Missionate, noch militärische Forts, noch auch kaufmännische Factoreien, sondern zunächst feste Rast- und Abreisepunkte für Forschungsreisende sein. Bisher mußte jede Forschungsexpedition sich an der Küste, fast wie ein Schiff für eine Nordpolfahrt, auf Monate, sogar auf Jahre mit allen nöthigen Vorräthen versehen und brauchte deren Beförderung, da es weder Saum- noch Zugthiere gibt, einen sehr zahlreichen Train von eingeborenen Lastträgern, was nicht nur mit sehr schweren Kosten, sondern bei der Unzuverlässigkeit und Tücke der Eingeborenen mit großen Mishelligkeiten und großer Gefahr verknüpft

Digitized by Google

war. An dieser Stationenkette sollte der Reisende in mäßigen Abständen Herberge und das sonst Nöthige vorfinden.

Um die Operationen der Internationalen Association ins Werk zu setzen und die Fonds zu sammeln, wurden in den theilnehmenden Ländern Ausschüsse gebildet, meistens Körperschaften, die vorher schon zu ähnlichen Zwecken bestanden. Das französische Comité bildeten Ferdinand de Lesseps, de Quatrefages, Ed. Laboulaye, Admiral Baron de la Roncière le Noury, Brasseur, vom Institut, Meurand, Director der Consulate, Duval, Seinepräfect, der Geograph Vivien de Saint-Martin, die Reisenden Duveyrier, Abbadie, Grandidier, Maunoir, Generalsecretär der pariser Geographischen Gesellschaft, der Verleger Hachette. Das italienische Comité bildeten Kronprinz Humbert, Commendatore Correnti, Commendatore Jacini, Commendatore Negri, General Menabrea, Admiral Nelon; das niederländische Comité Prinz Heinrich, Minister van der Mäsen, Graf Bylandt, Baron Gericke, Professor Vech, Oberst Versteng, van der Tex, Bürgermeister von Amsterdam, Joost van Wollenhoven, Bürgermeister von Rotterdam, Director der Maritimen und Commerziellen Gesellschaft. Das portugiesische Comité bestand aus dem Grafen San-Januario, früher Gouverneur von Portugiesisch-Indien, Texeiro de Vasconcellos, Grafen Barbosa da Bocaya, Vicomte Soares Branco, Generalcommandant der Flotte. Das russische Comité bildeten Kopenist von Semmow, Baron von Osten-Sacken. Die Mitglieder des schweizer Comité waren Bouthillier de Beaumont, Eng. Delessert, Ed. Desor, A. Humbert, Gustav Moynoir; die Mitglieder des spanischen der König von Spanien, der Herzog von Bailen, der Herzog von Fernan-Nuñez, Graf Morphy, die Professoren Gayongos, Ed. Saavedra, Ch. Ibanez; die Mitglieder des neuyorker waren John Latrobe, Richter Daly u. a. Diese Comités waren der Internationalen Association direct affiliirt; unabhängiger hielt sich das englische Comité, als welches der African Exploration Fund, ein Ausschuß der londoner Geographischen Gesellschaft, thätig war. Die Mitglieder dieses Comité waren der Prinz von Wales, Sir Rutherford Alcock, Commandeur Cameron, der Erzbischof von York, Admiral Ommaneis, Sir Henry Barkly. Das österreichische Comité bildeten Erzherzog Rudolf, Baron von Sonnleithner, Graf Zichy, Hofrath Hochstetter, der Afrikareisende Marno; das deutsche Comité Fürst Heinrich von Reuß, Generalfeldmarschall Graf Moltke, Fürst Hohenlohe, Graf Brandenburg, Graf Eulenburg, General von Stosch, General Voigts-Rhetz, Professor Lepsius, Fabrikant Krupp, Gerhard Rohlfs, Nachtigal, Güßfeldt, Bastian, Dr. Stephan.

Der speciell belgische Ausschuß ist das Comité d'études du Haut Congo, begründet am 25. Nov. 1878 mit einem Kapital von 1 Mill. Frs. Dasselbe hat sich besonders die Anlage einer Kette von Stationen am obern Congo zur Aufgabe gestellt. Stanley war damals von seiner denkwürdigen Congoreise zurückgekehrt und seine glänzenden Entdeckungen hatten die Bedeutung des großen Stromes in ein helles Licht gestellt. König Leopold stellte ihn nun an die Spitze des Congounternehmens, indem er ihn mit thatsächlich unbeschränkten Fonds nach seinem Operationsfelde entsandte.

Digitized by Google

Das Becken des obern Congo, 900000 englische Quadratmeilen in Ausdehnung, das Stanley zunächst in Angriff genommen hat, ist eine der reichsten Regionen „des reichsten Landes der Erde". Seine Ressourcen sind unermeßlich und größter Entwickelung fähig; es stellt mithin der europäischen Production einen sehr ausgedehnten Absatzmarkt in Aussicht. Es ist, wie das ganze Centralafrika, nicht von dem großen Wüstendamm der Sahara und sonst von unzugänglichen Grenzen umschlossen, sondern eine prächtige Wasserstraße führt quer hindurch. Die tropische Sonne, reichlicher Regen in jedem Monat und die sonstige reichliche Bewässerung vereinigen sich zur Befruchtung des Bodens.

Das Congogebiet ist eine große Waldregion, welche sich quer durch den Continent vom Atlantischen Ocean bis zu den Centralseen, dem Tanganyika und dem Victoria-Nyanza erstreckt. Es lassen sich darin aber drei Regionen unterscheiden: die Küstenstufe, die Region der Katarakte, das Centralplateau oberhalb des Stanley-Bassins. Die niedrige Küstenstufe beim untern Congo ist sumpfig oder dürr, der Pflanzenwuchs schwach. Euphorbien und verkrüppelte Baobab sind die vorherrschenden Bäume. Die Ufer des Congo sind dicht von Manglebäumen besetzt. Afrika ist auch an dieser Seite von einem traurig-öden Landstrich umzogen. Diese Region erstreckt sich bis oberhalb Boma, an 80 englische Meilen von der Küste. Der Manglebaummorast endigt bei Punta da Lenha, 50 englische Meilen von der Mündung. Die Region der Katarakte erstreckt sich bis zum Stanley-Bassin. Der Pflanzenwuchs ist hier kräftig, die Anzahl der Species jedoch beschränkt. Auf dem innern Plateau oberhalb des Stanley-Bassins oder Stanley-Pools entfaltet sich der tropische Pflanzenwuchs in seiner ganzen Fülle und Pracht. Eine ähnliche Steigerung von der Küste bis zum obern Plateau zeigt die Fauna.

Der Pflanzenwuchs ist überhaupt kräftiger als im tropischen Amerika oder in Indien. Um jedes Dorf zieht sich eine Waldung von Cocos-, Oel- und Weinpalmen, erstrecken sich weite, fleißig angebaute Aecker von Bananen, Pisang, Maniok, Yamwurzel, von Hirse, Mais, Reis. Zuckerrohr, ursprünglich aus Amerika eingeführt, wird in Ausdehnung angebaut; Kaffee ist einheimisch. Es gibt im Ueberfluß Limonen, Orangen, Papaw. Ananas, ursprünglich auch von Amerika eingeführt, wachsen überall wild und bilden oft dicke Hecken an beiden Seiten des Pfades. So groß ist der Ueberfluß an diesem köstlichen Obst, daß Schweine und sonstiges Vieh damit gefüttert werden.

Unter den Mineralien von commerziellem Werth, die am Congo vorkommen, sind besonders anzuführen weißer und rother Kopal, Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Gold.

Rinder und Pferde werden wegen der Zezefliege oder Zecke nicht gezogen. Das Schaf, welches bekanntlich keine Wolle, sondern Haare hat, wofür der Widder eine prächtige lange, seidenartige Mähne trägt, ist schwarz, hat kleine Hörner und ist dem wilden Schaf Nordafrikas ähnlich; oberhalb des Stanley-Bassins wird es selten. Die Ziege ist gut gebaut, hat kurze Beine, wird leicht gemästet und gibt reichlich eine vortreffliche Milch. Die Ziegenheerden sind überall zahlreich. Schweine werden überall in großen Mengen gehalten. Hühner und sonstiges Federvieh

Digitized by Google

gibt es ebenfalls in großer Menge. Der Hund ist der indische Pariahund, am untern Congo viel mit europäischen Rassen gemischt. Wie die Flora, hat die Fauna eine höchst kräftige Entwickelung. Wild hat man in erstaunlicher Menge, einschließlich Elefanten, welche noch immer reichlich Elfenbein liefern. Die häufigsten Wildvögel sind Gans, Ente (die Moschusente, welche die Portugiesen an der Westküste einführten, hat sich im Binnenlande verbreitet), Rohrdommel, grauer Papagai, Seeamsel. Die Gewässer, namentlich der Congo, sind reich an Fischen.

Das Klima am Congo ist jedenfalls gesünder als das an irgendeinem der andern großen Flüsse Afrikas. Die Ufer des Flusses sind überall hoch, es kommen keine weiten Marschstrecken vor, die südatlantischen Winde bringen Kühle heran. Die ungesundeste Strecke ist die Küste zwischen Boma und dem Meere. Boma selbst, bisher die bedeutendste europäische Niederlassung, ist umzogen von Sümpfen und hat die heißeste, unangenehmste und unzuträglichste Lage im ganzen Lande. Je höher die Lage, desto zuträglicher wird das Klima; hierzu kommt, daß man oberhalb Boma überall vorzügliches Trinkwasser hat, welches der Congo selbst freilich nicht liefert. Wenn man sich der Sonne nicht zu sehr aussetzt, namentlich den Kopf gehörig beschirmt, auch sich vor plötzlicher Erkältung hütet, kann man zu jeder Tageszeit im Freien verkehren. In der Regenzeit (der heißen Zeit) hat man durchschnittlich bis 30° C. im Schatten um Mittag, und bis 15° C. um 2 Uhr morgens. Am untern Congo währt die Regenzeit vier Monate: November, December, Februar und März; im Januar ist trockene Zeit. Am Stanley-Bassin beginnt die Regenzeit im October und endigt Mitte Mai. Weiter nördlich ist Aequatorialklima, Regen in jedem Monat und immergrüne Waldung.

Die Stämme der Eingeborenen, von Westen nach Osten, von der Mündung des Congo bis Bolobo, sind: die Kakongo, die Kabinda (welche Stämme sich in den portugiesischen Colonien als Diener, Tagelöhner, Matrosen u. s. w., vermiethen), die Muschikongo (ein häßlicher, verkommener Stamm), die Basundi, die Bakwende, die Banumu, die Bateke, die Wabuma, die Bayansi. Die Bakongo sind der früher am untern Congo herrschende Stamm, dessen Fürst noch als ein portugisischer Pensionär zu São-Salvador wohnt. Die Stämme am obern Congo, bei denen Stanley's Stationen angelegt sind, die Bateke, Wabumo, Bayansi, sind reine Bantu, die andern mit Bantu gemischte Neger. Im ganzen zeigt sich auch hier eine von Westen nach Osten fortgehende Steigerung des Typus. Die Bantu sind bekanntlich vom eigentlichen Neger wesentlich unterschieden. Der Bantu ist schlank und groß von Wuchs, hat kleine Hände und Füße, kurze Arme, regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe, schmale Nase, Bartwuchs, reiches, zwar krauses, jedoch langes Kopfhaar, chocoladenbraune Hautfarbe. Der Neger hat eine plumpe Gestalt, breite, platte Füße, lange Arme, eine hohe Wade, ein kleines, zurücktretendes Kinn, eine breite, platte Nase, wulstige Lippen, keinen Bart, enganliegendes Wollhaar, schwarze Hautfarbe. Auch ist der Bantu nicht mit der unangenehmen Hautausdünstung des Negers behaftet.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist erstaunlich. An den Ufern des Congo folgen die Dörfer fast unmittelbar aufeinander, viele Dörfer sind eine halbe deutsche

Digitized by Google

Meile lang. Besonders diese Dichtigkeit der Bevölkerung überrascht den Reisenden in dieser centralen Region.

Die Stämme der Bateke, Bayansi und Wabuma sind die Einwohner der Gegenden am obern Congo, in der bisher von Stanley besiedelten Region. Die Bateke sitzen an der Stanley-Bassin (Stanley-Pool) genannten Erweiterung des Congo und an beiden Seiten des Stromes nördlich davon. Sie haben sich dort erst in neuerer Zeit niedergelassen, und ihre Wohnsitze erstrecken sich nirgends weit ins Binnenland. Die ursprüngliche Heimat der Bateke liegt im Nordwesten, im Stromgebiet des Ogowe. Sie sind ein friedliches, gutmüthiges Hirtenvolk, leicht erregbar, leicht zum Lachen und zum Weinen zu bringen. Sie leben unter kleinen Häuptlingen, denen ein Rath, die Aelterleute und die Fetischleute zur Seite stehen, in großen Dörfern, die, wie die großen stattlichen Hütten, sehr sauber gehalten werden und überall Wohlfahrt aufweisen. Mangel ist so unbekannt, wie Pracht und Luxus. Allerwärts sieht man Frohsinn und Fröhlichkeit. Trinkgelage, bei denen dem Malafu fleißig zugesprochen wird, sind durchaus nicht selten. Malafu ist der Palmwein, welcher aus dem Saft der Borassuspalme bereitet wird, ein erfrischendes Getränk. Die Borassuspalme wächst in Menge in dem Haine, welcher jedes Dorf umzieht. Ungeachtet ihres friedlichen Wesens haben die Bateke grausame Bräuche, die bei den Eingeborenen Afrikas fast allgemein sind. Wenn ein großer Häuptling stirbt, wird je nach der Ausdehnung seiner Macht eine entsprechende Anzahl Sklaven getödtet und in sein offenes Grab gelegt, damit der Herr auf ihren Bäuchen ruhe und ihre Geister ihn in die andere Welt begleiten, sodaß er vor seinen Ahnen mit gehörigem Gefolge erscheint. Sklaverei besteht, wie sonst bei den Eingeborenen Afrikas, in großer Ausdehnung, die Behandlung der Sklaven ist jedoch eine gute, milde. Die Sklaven dürfen heirathen, sich eigenen Erwerb machen und erhalten ihre Freilassung. Sklaven, welche Günstlinge von Häuptlingen werden, erlangen gewöhnlich Einfluß und Wohlstand. Peinliche Verbrechen von Sklaven werden mit dem Tode bestraft. Bei Freien wird die Todesstrafe nur selten vollzogen, es genügt gewöhnlich eine Buße (ein Wergeld). Die Todesstrafe wird von dem Fetischmann vollzogen. Die Schädel der Hingerichteten werden auf Hüttengiebeln gesteckt. Die Sklaven kommen meistens aus fernen Gegenden, viele gehören jedoch zum benachbarten Stamme der Wabuma. Die Wabuma, welche den Bateke in Gemüth und geistigen Anlagen keineswegs nachstehen, treiben doch einen regelmäßigen Handel mit ihren Kindern, welche sie im Alter von neun oder zehn Jahren bei ihren Nachbarn verkaufen. Die Bateke kaufen die Sklaven am liebsten in diesem Alter, weil es am wohlfeilsten ist. Die kleinen Wabuma schwärmen überall in den Batekedörfern umher und spielen fröhlich mit den Kindern ihrer Herren. Die Weiber der Bateke werden sehr streng gehalten. Das junge Mädchen wird gewöhnlich so bald verheirathet, als ihr Liebhaber ihren vollen Preis entrichtet, welcher je nach Umständen an 200 bis 1700 Messingstangen beträgt. Die Mädchen werden nach ihren Reizen regelmäßig sortirt. Die Leiche eines Verstorbenen wird über langsamem Feuer gedörrt, wodurch alles Fleisch am Leibe zu einer lederartigen Bedeckung des Gerippes einschrumpft. Das Gesicht wird dann scharlach, gelb oder weiß, der Leib roth gemalt. Mund und Nase werden mit Binden, der

Digitized by Google

Leib mit buntem Kattun umwunden, die Hände bleiben jedoch frei. Die Leiche wird in sitzender Stellung beigesetzt. Sie sitzt auf mehrern Rollen Kattun. Seit einiger Zeit ist üblich, bei der Grablegung eines Dorfinsassen von Ansehen eine Flintensalve abzufeuern, obschon im Dorfe gewöhnlich nur einige alte Flinten vorhanden sind.

Die Bayansi wohnen östlich von den Bateke, oberhalb des Kwango (Wabumaflusses) an beiden Ufern des Congo; namentlich am linken Ufer stoßen ihre großen Dörfer dicht aneinander. Weiter oberhalb sind die Dörfer der Bayansi sehr mit denen der Bateke gemischt, sodaß ein Bayansidorf mit je einem Batekedorf abwechselt. Auch wohnen viele Bayansi bei den Bateke, doch nicht als Ansässige. Die Bayansi sind vornehmlich Kaufleute und bereisen in Handelsgeschäften das Land im ganzen obern Congogebiet. Während die Bateke ursprünglich aus Nordwesten, aus dem Gebiet des Ogowe kamen, liegen die ursprünglichen Wohnsitze der Bayansi im Nordosten an den obern, unter dem Aequator gelegenen Strecken des Congo. Die Bayansi sind ein besonders hoch entwickelter Typus der Banturasse. Der Nasenrücken ist im Vergleich zu andern Negern hoch, die Gesichtsform überhaupt regelmäßiger, oft edel. Eigenthümlich ist der außerordentlich steife Haarwuchs. Obgleich krauses Wollhaar, wird es doch häufig sehr lang und die Männer flechten es in steife Zöpfe, die am Nacken herabhängen, oder wie Hörner auf dem Scheitel emporstehen, oder über die Augen hervorstehen, oder sie tragen es in einem Chignon. Die Weiber binden das Haar über Unterlagen, oder flechten es in eine große Menge dünner Zöpfchen, die rings um den Kopf emporstehen. Beide Geschlechter färben die Nägel und oft den ganzen Leib hell braunroth. Einige malen weiße Striche um die Augenlieder oder einen quer über die Nase, dazu einen gelben Strich vom Halse bis auf den Nabel und schwarze Rosetten auf die Wangen, und außerdem Verzierungen und Stammzeichen auf die Glieder. Trotz solcher barbarischer Ausschmückung machen die stattlichen, hübschen, intelligent aussehenden Leute einen angenehmen Eindruck. Sie sind gewandter als die Bateke, jedoch nicht so gutmüthig. Gegen Europäer sind sie höflich und gastfreundlich, jedoch mit einzelnen Ausnahmen. Das Matafu bereiten sie nicht aus Palmensaft, sondern aus Zuckerrohrsaft. Die Hütten sind geräumig und in mehrere Gemächer, Küche, Empfangszimmer, Schlafzimmer abgetheilt.

Die Wabuma, welche am untern Wabuma- oder Kwangoflusse wohnen, sind ein älterer, einheimischer Stamm, welcher hier zwischen den Bateke im Westen und den Bayansi im Osten von ihnen zurückgedrängt wurde. Es deutet Unterwürfigkeit an, daß sie ihre Kinder den Bateke in die Sklaverei liefern; sie sind jedoch gleichfalls stattliche und intelligente Menschen und gehören, wie die Bateke und Bayansi, zu den Bantuvölkerschaften, sprechen, wie diese Stämme, reine Dialekte der Bantusprache. Die Sprache der Wabuma ist sehr guttural und mit den Ogowedialekten nahe verwandt.

Diese drei Bantustämme zeigen steten Frohsinn, Heiterkeit, Höflichkeit, Gastfreundlichkeit, Kunstsinn in der Verzierung ihrer Geräthe und Waffen, große

Digitized by Google

Liebe zur Musik; sie spielen auf ihren fünfsaitigen Instrumenten harmonische, meistens wehmüthige Melodien. Sie besitzen viel Verstand, eine stattliche, oft schöne Leibesbildung, zuweilen griechisch-classische Gesichtsformen.

Der Ackerbau ist ausgedehnt. Bei jedem Dorfe ziehen sich weite Aecker hin, sorgfältig bestellt mit Bananen, Maniok, Yam, Bataten, Kürbis, Hirse, Mais, Linsen, Zuckerrohr, Indigo und andern Färbestoffen. Es werden Limonen und Orangen gezogen. Die wohl erhaltenen Palmenhaine bei jedem Dorfe enthalten vornehmlich Oelpalmen, Borassuspalmen (für Wein), Fächerpalmen, Dumpalmen. Es wird viel Honig gewonnen. Sie besitzen besonders große Heerden von Ziegen und Schafen, sie sind vornehmlich Schäfer. Schafe und Ziegen werden in sorgfältig gebauten, mit Palmenzweigen gedachten Ställen gehalten. Federvieh ist in großer Menge vorhanden.

Die Hütte ist geräumig und gut gebaut; sie ist von der bei den Einheimischen in Afrika üblichen runden, einem großen Bühnenkorb ähnlichen Form. Die Wände von dichtem Flechtwerk mit Lehmüberwurf ruhen auf hohen starken Ständern; die Flur von festgestampftem Lehm ist einen Fuß über dem Grunde erhöht. Das dichte, in der Sonne getrocknete gelbe Heudach sticht lebhaft ab von dem Pflanzengrün, das es rings umgibt. Indem es einige Fuß über die Hauswand vorsteht und hier von Pfählen getragen wird, bildet es eine kühle, schattige Veranda, wo die Einwohner den größten Theil des Tages zubringen. Der Herd ist in der Mitte der Flur, und der Rauch, der nur durch eine Oeffnung im Dache abzieht, gar unangenehm. Häufig sind die Hütten in mehrere Gemächer, Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer abgetheilt. An den innern Wänden hängen allerlei schmucke Dinge, lange Tabackspfeifen mit kleinen Köpfen, Clarinetten, Hörner, Flöten, irdenes Geschirr, Beutel von Ziegenfell, Waffen.

Wege und öffentliche Plätze werden stets sauber gefegt. Ueberall sieht man Wohlfahrt, Spiel und Belustigung. Unter ihren kleinen unabhängigen Häuptlingen leben diese Hirtenvölker froh und zufrieden, und wissen nichts von der grausamen Vergewaltigung, welche die Unterthanen der großen Negerstaaten erdulden.

Diese Völker spinnen ihre Baumwolle und weben ein sehr dauerhaftes Zeug, das sie vortrefflich, meistens roth färben. Sie gießen aus Eisen und Kupfer Waffen und Geräthe von guter Beschaffenheit; sie haben überhaupt viel Anlage zur Kunstarbeit. Man findet oft Pfähle und Stöcke, an deren Enden mit einigen kräftigen geschickten Schnitten und mit Hülfe von Farbe ein ausdrucksvoller Negerkopf dargestellt ist, vermuthlich Hausgötzen. Bei der Arbeit zeigen sie Geschick und Ausdauer. Man findet Fetischhäuser, die von dünnen Bretern mit einem Strohdach errichtet sind. Im Hause sind mehrere Schüsseln und anderes irdenes Geschirr ausgelegt; um dasselbe ist ein ringförmiger Lehmwall gezogen, auf welchem aus Holz geschnitzte und bemalte Figuren (Idole) aufgestellt sind.

Der Fetischmann ist eine sehr wichtige Person. Er sitzt im Rathe der Aelterleute neben dem Häuptling, er ist der Scharfrichter, der Hexenbeschwörer, der Medicinmann oder Arzt.

Digitized by Google

Der finstere Glaube an Hexerei ist allgemein verbreitet, worüber wir uns eben nicht zu wundern brauchen, da dieser Glaube auch bei uns, wie man ohne viel Untersuchung finden kann, noch nicht erloschen ist. Wenn jemand plötzlich stirbt, muß der Fetischmann untersuchen, wer den Verstorbenen behext hat; er hält eine Todtenschau in Anwesenheit der Verwandten des Verstorbenen, und man kommt zum einmüthigen Beschluß, daß dieser von einem Hexenmeister getödtet worden ist. Der Hexenmeister oder die Hexe wird dann gefunden und muß den Giftbecher leeren. Manche fällt diesem Aberglauben zur Beute, namentlich wenn sie den Fetischmann nicht gehörig zu bestechen versteht. Wer Tuch, Branntwein oder dergleichen besitzt und nicht freigebig damit ist, macht sich als ein Geizhals allgemein verhaßt und kommt in große Gefahr, zum Hexenmeister befördert zu werden; denn Sparsamkeit oder gar Geiz gilt als das ärgste Laster. In den meisten Fällen wird das Gift nur schwach gegeben, sodaß es nur als ein Brechmittel wirkt.

Zwischen den Gliedern der Familie besteht gewöhnlich große Anhänglichkeit; zärtliche Liebe zwischen Eheleuten ist durchaus nicht selten. Wenn die Frau stirbt, so schwärzt der Witwer sich den ganzen Körper mit Holzkohle zum Zeichen der Trauer.

Die obern Congostämme sind im ganzen den Europäern freundlich gesinnt und unterscheiden sich auch in dieser Beziehung vortheilhaft von den Stämmen am untern Flusse. Zwischen Ambriz, dem Stapelplatz für Kaffee, und Branda, obgleich im nominell portugiesischen Gebiet, ist es Europäern wegen der Feindseligkeit der Einwohner unmöglich zu reisen. Ebenso feindselig ist das Volk zu Ambrizete, dem Stapelplatz für Elfenbein. Dort wird keinem Europäer gestattet, einige Meilen weit ins Land einzudringen.

Ein zwar fremdes, aber wichtiges Element in der hiesigen Bevölkerung sind die Wangwana oder befreiten Neger aus Zanzibar. Als die Araber Zanzibar von den Portugiesen eroberten, waren die dortigen Neger entweder Watuna (Sklaven), oder Wangwana (Gefreite), und da gegenwärtig Neger in Zanzibar sämmtlich Freie sind, so ist letzterer Name beibehalten worden. Wangwana ist also soviel wie Zanzibari, Zanzibarneger. Da sie unter ihrem intelligenten arabischen Fürsten Barghasch-ben-Seyid in der Gesittung einigermaßen vorgerückt sind, können sie durch ihre Verbreitung im Binnenlande für dessen Cultivirung gewissermaßen vermittelnd wirken. In Zanzibar erwerben sie ihren Unterhalt als Tagelöhner in den Speichern, Lastträger, Bediente, Messerschmiede, Zimmerleute. Sie besitzen in Zanzibar gewöhnlich ein Haus und einen kleinen Acker, ziehen Conabäume, Cassava, Bananen, Bataten, Erdnüsse. Die Wangwana beschweren sich über ihre arabischen Herren; die Araber, klagen sie, sind hochmüthig, habgierig, ungerecht, erpressen viel Arbeit, zahlen schlecht, der Kadi entscheidet immer gegen den Wangwana. An diesen ist jedoch auch manches zu rügen. Sie sind gar eitel, halten überaus viel auf ein weißes Hemd, eine rothe Mütze, einen zierlichen Spazierstock. Infolge von Ausschweifungen, dem übermäßigen Genuß von Taback, Opium, Betelnuß, leiden sie an manchen Gebrechen. Die Uniamwesi erweisen sich als robuste Lastträger bei den großen Forschungsreisen. Allein

Digitized by Google

die Wangwana sind gelehriger, besser disciplinirt, intelligenter. Durch ihre treuen, zuweilen heroischen Dienste unter Livingstone, Cameron, Stanley und andern Forschungsreisenden haben sie sich um die Erkundung und Eröffnung Centralafrikas höchst verdient gemacht.

Den Reisenden überrascht, wie oben erwähnt, die Dichtigkeit der Bevölkerung im Gebiet des Congo, nicht minder die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes in dieser dichten Bevölkerung. Die großen Dörfer, die wohlbestellten Aecker folgen ununterbrochen aufeinander. Man lebt ohne Verfeinerung, doch ohne Mangel und ohne Sorgen.

Digitized by Google

Porträts aus dem russischen Literaturleben.

Von

Eugen Zabel.

III.*)

F. M. Dostojewski.

Unter den russischen Schriftstellern, deren Werke aus den von Gogol gegebenen realistischen Anregungen hervorgegangen sind und durch die Kühnheit ihrer dichterischen Probleme, die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe Aufsehen erregt haben, nimmt F. M. Dostojewski eine erste Rangstufe ein. Wenn uns die Originalität dessen, was seine Phantasie an markigen Bildern und packenden Charakterzeichnungen zu schaffen wußte, mit Bewunderung erfüllt, muß uns das persönliche Schicksal des Mannes gleichzeitig zu aufrichtigem Mitleid stimmen. Gehört er doch zu den Autoren, welchen die öffentlichen Zustände des Zarenreiches keine ruhige Entwickelung gestatteten, sondern auf deren Geist und Talent sie sich mit gewaltsamem Druck legten. Wenn die letztern dadurch in keiner Weise gelähmt werden konnten, spricht das nur für die ursprüngliche Kraft eines Naturells, das durch den rohen Eingriff von außen sich innerlich noch mehr zu festigen und im Feuer einer erbarmungslosen Prüfung sich noch widerstandsfähiger zu machen schien, als es schon von Haus aus war. Das Talent des Dichters hängt mit seinem Schicksal, das ihm ein volles Jahrzehnt literarischer Thätigkeit genommen hat, auf das innigste zusammen; den humanen Grundzug seiner Romane, sein tiefes Mitgefühl mit den Armen und Unglücklichen versteht man erst dann, wenn man weiß, daß er die Phasen der Unterdrückung und Demüthigung menschlich selbst durchlebt hat.

Freilich, die künstlerische Ruhe und Ausgeglichenheit Turgéniew's darf man in den Schriften Dostojewski's nicht suchen, der ein stärkeres Temperament, aber ein geringeres Maß geistiger Ueberlegenheit und Freiheit als jener besaß. Die vielseitige Bildung, das feine Verständniß fremder Völker, das Turgéniew zu einem Liebling der ganzen gebildeten Leserwelt macht, hat bei Dostojewski einem starren Nationalitätsgefühl, einem kraftvollen, aber beschränkten Pochen auf vaterländisches Wesen Platz gemacht. Sein Talent hat etwas Wildes, Ungezügeltes, Fieberhaftes

*) Vgl. „Porträts aus dem russischen Literaturleben. I. Nicolai Gogol", in „Unsere Zeit", 1883, I, 64 fg., und „II. Iwan Turgéniew", 1883, II, S. 105 fg. und 193 fg.

Digitized by Google

und besitzt neben glänzenden Vorzügen Schwächen, die sich theilweise auch auf die Person des Autors erstrecken. In dieser Beziehung haben die am Schluß des Jahres 1883 veröffentlichten Materialien zu einer Biographie des Dichters kaum beigetragen, die Schätzung des Mannes bei dem Publikum zu erhöhen. Zwei Freunde des Verstorbenen, der Literaturprofessor Orest Miller und der Bibliothekar N. Strachow, haben sich in die Arbeit getheilt, indem der erstere das Leben Dostojewski's bis zu dessen Rückkehr aus der Verbannung, der letztere den übrigen Theil seines Wirkens und Schaffens darstellte. Zu einem klaren Bilde des Schriftstellers ist der Inhalt des russisch geschriebenen Bandes trotz seiner 800 Seiten und einer Fülle von Briefen, Erinnerungen und manchem überflüssigen Ballast in keiner Weise abgerundet; man sieht immer nur Einzelheiten, nie das Ganze, und auch jene nur im Lichte einer kritiklosen naiven Bewunderung, die alles zum Besten auslegt und für die Einseitigkeiten des Dichters ein stets gefügiges Ja! und Amen! in Bereitschaft hält. Ein biographisches Werk sollte ein Garten sein, in dem man bequem lustwandeln kann, kein Dickicht, in dem man sich erst mit der Axt einen Weg bahnen muß. Dostojewski's Leidensgeschichte in Sibirien lernen wir allerdings erst aus diesen Mittheilungen verstehen; ebenso deutlich treten aber auch seine Leichtfertigkeit, seine Selbstüberhebung, sein kleinlicher Neid dem Leser aus dem Buche entgegen. Was er über Belinski, den er talentlos und einen Atheisten nennt, und über Turgéniew sagt, für dessen glänzende Begabung er gar kein Verständniß gehabt zu haben scheint, ist völlig haltlos und dürfte von keinem Kenner dieser Literaturperiode unterschrieben werden. Solche Uebertreibungen sind nur durch die Krankheit, die der Dichter aus Sibirien mitbrachte, und seine slawophilen Neigungen zu erklären und zu entschuldigen. Die letztern arten in seinen Briefen oft ins Unerträgliche aus, so wenn er trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in unserm Vaterlande in einem Briefe aus Dresden vom Februar 1871, also zur Zeit unsers höchsten nationalen Aufschwunges, die kostbare Behauptung aufstellt, daß die Deutschen ein todtes Volk und ohne Zukunft seien. Einen ähnlichen maßlosen Haß gegen die „Sapadniki", d. h. die Anhänger der Cultur des westlichen Europas, athmet auch sein Roman „Die Teufel", bei dessen Abfassung er sich absichtlich die Augen verbunden zu haben scheint, um nur ungestört ins Blinde hineintappen zu können. Allein diese schweren Schatten wollen wenig bedeuten, wenn man die Lichtseiten seines Talents aufsucht und sich an seine gelungenen Schöpfungen hält, die dem Leser zum Theil etwas ganz Neues und Unerwartetes bieten.

Dostojewski's Beliebtheit in Rußland ist in den letzten 20 Jahren seines Lebens, von 1861 bis 1881, in ununterbrochener Steigerung begriffen gewesen und bekundete sich am glänzendsten bei seiner Beerdigung, welche die ganze Nation in Trauer versetzte. Nach Deutschland ist sein Ruf erst nach seinem Tode gekommen. „Die Memoiren aus dem todten Hause" wurden zwar schon frühzeitig übersetzt, aber der leipziger Verleger sah sich nach dem Absatz von 150 Exemplaren genöthigt, den Rest als Maculatur zu verkaufen. Erst das Erscheinen des Romans „Verbrechen und Strafe" in der deutschen Uebersetzung von Wilhelm Henckel, der ihr nach dem Haupthelden den Titel „Raskolnikow" gab (3 Bde., Leipzig,

Digitized by Google

Wilhelm Friedrich, 1882), lenkte die Aufmerksamkeit unsers literarischen Publikums auf den merkwürdigen Dichter, der in diesem Roman ein fesselndes Seelenproblem mit erschütternder Wahrheit behandelt hat.

Feodor Michailowitsch Dostojewski wurde im Jahre 1821 in Moskau als der Sohn eines Arztes geboren und genoß nach einer auf einem Gute des tulaschen Gouvernements verlebten Kindheit seine geistige Ausbildung in der moskauer Pension Tschermak und der kaiserlichen Ingenieurschule in Petersburg. Die Phantasie des Knaben erscheint frühzeitig unruhig und beweglich, namentlich übten die deutschen Schriftsteller einen maßgebenden Einfluß auf ihn aus. Eine Aufführung der Schiller'schen „Räuber", die er mit zehn Jahren sah, erregte einen wahren Sturm in seiner Seele. Ein eifriger Bücherleser, verschlang er alles, was ihm unter die Hände kam, neben den deutschen Classikern Balzac und George Sand, Walter Scott und Dickens, von den einheimischen Schriftstellern vorzugsweise Karamsin, dessen historische und novellistische Arbeiten für die Entwickelung des russischen Nationalgeistes von so großer Bedeutung waren. Im Jahre 1841 hatte er den Cursus der Ingenieurschule beendet und den Rang eines Secondelieutenants erhalten; doch nahm er 1844 bereits seinen Abschied und führte sich zwei Jahre später durch seinen Roman „Arme Leute" in vielversprechender Weise in die Literatur ein. Kein Geringerer als der berühmte Kritiker Belinski, welcher der ganzen damaligen Poesie die Richtung zur modernen realistischen Menschendarstellung gab und sie aus der Zerfahrenheit der Romantik erlöste, stellte diesem Bilde petersburger Elends das Zeugniß aus, daß es von einem echten, zum Höchsten berufenen Talent stamme. Die nachfolgenden Novellen: „Der Doppelgänger", „Herr Prochartschin", „Die Wirthin", „Ein schwaches Herz" und das Fragment „Nettchen Neswanow", schienen dem Dichter einen festen Platz in der Literatur zu verschaffen, als ein Ereigniß eintrat, welches Dostojewski plötzlich zu einem Revolutionär stempelte, zur Festungshaft und Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilte, ihn zehn Jahre lang mundtodt machte und seine Gesundheit für die ganze Zeit seines Lebens untergrub.

Der Dichter wurde nämlich überführt, an der Verschwörung eines Beamten des Auswärtigen Amtes, Petraschewsky, theilgenommen zu haben, in dessen Wohnung bei regelmäßigen Zusammenkünften die politische und sociale Literatur des Westens zum Gegenstand der Debatte gemacht wurde, ohne daß man etwa an die Möglichkeit des praktischen Handelns dachte. Die bloßen Gedankensünden waren aber dem Nicolai'schen Regiment schon zu viel; im April 1849 wurden 33 junge Männer ergriffen und 27 davon erst zum Tode verurtheilt, dann aber zur Zwangsarbeit und Soldatendienst begnadigt. Unter den letztern befand sich auch Dostojewski, der über die Ausführung des Urtheils an seinen Bruder Michael folgenden Brief richtete: „Wir wurden auf den Semenowplatz geführt. Daselbst wurde uns ein Urtheil vorgelesen, welches über uns alle die Todesstrafe verhängte. Man gab uns das Kreuz zu küssen, zerbrach Degen über unsern Köpfen und legte uns die weißen Todtenhemden an: dann wurden wir zu dreien an Pfähle geschlossen, um den Tod zu erleiden. Da ich der sechste in der Reihe war, glaubte ich,

Digitized by Google

daß ich nur noch wenige Minuten zu leben haben würde. Ich gedachte Deiner, mein Bruder, und der Deinigen . . . es gelang mir auch noch Plesstschejew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Plötzlich wurde zum Rückmarsch getrommelt; wir wurden losgebunden, zurückgeführt und man las uns vor, daß Se. Majestät uns das Leben schenke; dann wurden die endgültig bestätigten Urtheile verlesen."

Die über Dostojewski verhängte Strafe wurde von acht Jahren auf vier herabgesetzt; die übrige Zeit, bis 1858, mußte er als Gemeiner in Sibirien dienen. Von 1854 bis 1859 reichen die aus Semipalatinsk an seine Freunde, den Dichter Maikow, den Baron Wrangel u. a. gerichteten Briefe. Eine Nervenzerrüttung, welche epileptische Anfälle zur Folge hatte, war die traurige Zugabe zu der Strafe, welcher der Dichter unter allerhand Gesindel in einer unwirthlichen Gegend zu erdulden hatte.

Das Gefühlsleben des jugendlichen Schriftstellers, seine ersten Novellen, seine Theilnahme an der Petraschewsky'schen Verschwörung und sein Aufenthalt in Sibirien müssen zusammengefaßt werden, wenn man wissen will, wie es in diesem von den idealsten Vorstellungen erhellten Kopfe, in diesem von heißem Lebensdrange erfüllten Herzen aussah. Das Mitleid, das Bedürfniß, fremde Leiden als eigene zu empfinden, dem am Wege kauernden Unglücklichen die hülfreiche Hand entgegenzustrecken und dem Unrecht Verübenden mit geballter Faust entgegenzugehen, erscheinen frühzeitig als der eigentliche Lebensnerv in dem Wesen Dostojewski's. Dies Gefühl hieß ihn Anschluß gewinnen an die großen Schriftsteller Deutschlands und Frankreichs, die den Sinn für Humanität zur Grundlage ihrer dichterischen Schöpfungen gemacht haben, und an diesem Feuer erwärmte und belebte sich auch sein Talent, das er zunächst den zur Erde gebückten, seelisch wie körperlich gekrümmten Existenzen des russischen Lebens zuwendete. Wie Turgéniew sich damit einen Namen in der Literatur machte, daß er für den Leibeigenen, der seine Schmach und sein Leiden nicht selbst auszusprechen vermochte, das Wort ergriff, so sucht sich Dostojewski ähnliche Nullen der menschlichen Gesellschaft heraus, um sie in seinen Büchern zu porträtiren. Namentlich ist es der in seinem Dienst verkommene Beamte mit der bis zum Kindischen ausgebildeten Aengstlichkeit seines Wesens, den der Dichter während der ersten Periode seiner literarischen Thätigkeit zum Gegenstand der Darstellung genommen hat. Diese halb rührenden, halb lächerlichen Gestalten, die wie Espenlaub im Winde zu zittern anfangen, wenn das Auge des Bureauchefs auf sie fällt, die in dem Gefühl der Unterwürfigkeit entweder zu bloßem Stroh ausdörren oder noch einen Rest menschlicher Regungen in sich aufgespart haben und vor der Verzweiflung, dem Irrsinn stehen, sind in den Novellen vor der Gefangenschaft mit größter Lebenswahrheit gezeichnet. Das Gefühl der Empörung über die Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten des Polizeistaates, das den Autor an den Petraschewsky'schen Versammlungen theilnehmen ließ und ihn zum Opfer der russischen Justiz machte, fand während der Festungshaft, in der eine anziehende Novelle „Der kleine Held", und in Sibirien, wo er die Erzählungen „Des Onkels Traum" und „Der Flecken Stepantschikow und seine Einwohner" schrieb, neue Nahrung. Die furchtbare

Digitized by Google

Schule dieser Lebenserfahrung hat nicht wenigen Talenten das Instrument ihrer Schöpfungen, die Freiheit und Frische des Geistes ein für allemal aus der Hand geschlagen. Dostojewski widerstand dem erbarmungslosen Angriff des Schicksals nur körperlich nicht völlig, während sein Geist das ihm eigene Feuer, den hinreißenden Schwung der Gedanken ohne Frage erst unter dem Druck dieser Leiden empfing. Wenn in seinen Jugendnovellen dieser ideelle Hintergrund nur schwach angedeutet ist und die Beobachtung des täglichen Lebens als Selbstzweck erscheint, sehen wir den Dichter seine Pläne auf ein geistig immer höher wachsendes Postament verpflanzen, bis zuletzt die Subjectivität seiner ethischen und religiösen Ueberzeugung die poetische Gestaltung zerbröckelt, indem die Ideen wie Keile in die Romane hineingetrieben werden und sie dadurch nach allen Richtungen zum Spalten bringen. Wenn Dostojewski zwischen diesen beiden Klippen der Detailmalerei und des Ideenpathos glücklich hindurchfährt, wie in „Verbrechen und Strafe", ist er ein Darsteller ersten Ranges, der uns mit seinem Talent die reinste Bewunderung einflößt.

Der erste größere Roman, den der Dichter verfaßte, nachdem er die Freiheit wiedererlangt hatte, führte den Titel „Die Erniedrigung eines Beleidigten", und ist mehr eine Wiederholung und Zusammenstellung von bereits früher geschaffenen Typen, als eine Arbeit, die von unmittelbarer Lebensanschauung zeugt.*) Die Kraft hatte sich noch nicht gesammelt, der Weg zur Meisterschaft war noch nicht gefunden, weder was die Richtigkeit der einzelnen Beobachtungen, noch was die Natürlichkeit des Dialogs und die Originalität der Figuren betrifft. Die Gestaltung des Motivs, daß ein brutaler, von sinnlicher Leidenschaft erfüllter Egoist, der Fürst Walkowski, die Vermählung seines Sohnes mit der Tochter seines ehemaligen Verwalters, mit dem er im Proceß liegt, unmöglich machen will, wird durch die uninteressante Schwächlichkeit des Bräutigams beständig aufgehalten. Dieser weiß nie, was er will, und wenn er zum Schluß dem Willen seines Vaters folgt, so befinden wir uns am Ende des Romans ungefähr da, wo wir am Anfang standen. Einzelne Nebenfiguren, wie die kleine kranke Nelly, verrathen den echten Poeten, als Ganzes steht jedoch der Roman schon deshalb nicht hoch, weil der unendlich ausgesponnene Dialog eine Menge todter Stellen enthält und die feinere Seelenmalerei aufhebt.

In alledem ist ein glänzender Fortschritt in dem nächstfolgenden Werke, den „Memoiren aus dem todten Hause", gemacht worden, die uns den ganzen Dostojewski zeigen und sowol in der Wahl des Stoffes wie in seiner Behandlung die vollständig ausgebildete Künstlerhand verrathen. Das todte Haus ist das Zuchthaus; das Buch beschäftigt sich mit dem Leben der in Sibirien gefangen gehaltenen Verbrecher und rückt die Beobachtungsgabe des Dichters in das hellste Licht, indem es zugleich Zeugniß für sein edles, menschlich fühlendes Herz ablegt. Von diesem Buche sagte einmal Graf Leo Tolstoi, der Verfasser der beiden ausgezeichneten

*) Vgl. „Humiliés et offensés. Traduit du russe par Ed. Humbert" (Paris, Plon, 1884).

Digitized by Google

Romane „Krieg im Frieden" und „Anna Karenin", wie Alexander von Reinholdt in einer trefflichen Studie über Dostojewski im 29. Bande der „Baltischen Monatsschrift" (1882) mittheilt: „Ich kenne kein besseres Buch in der gesammten modernen Literatur, Puschkin nicht ausgenommen. . . . Nicht der Ton, sondern der Standpunkt ist wunderbar aufrichtig, natürlich und christlich. Ich habe mich gestern den ganzen Tag an dem Buche erquickt, d. h. es von neuem durchlesend, wie ich mich lange nicht erquickt habe. Wenn Sie Dostojewski sehen, sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe."

Dostojewski tritt vor die bleichen, von Krankheit, niedern Begierden und der Roheit ihrer Peiniger entstellten Gesichter der Verbrecher nicht mit dem Auge des Criminalisten, dem es nur darum zu thun ist, daß der Schuld die entsprechende Sühne folge, sondern er nimmt eine Analyse des Seelenzustandes dieser aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen vor und will das Mitleid des Lesers erregen, indem er auf dem Grunde des Herzens seiner einstigen Genossen die Stellen aufsucht, wohin das Verderben und das Laster noch nicht gedrungen sind. Damit hat der Dichter ein Thema gewählt, das für die russischen Anschauungen die Popularität bereits in sich trägt. Uralt sind die Klagen über die Härte der russischen Justiz, über das Misverhältniß zwischen dem Vergehen und der Strafe, über die unmenschliche Behandlung der Verurtheilten, die von dem Volke ausnahmslos immer nur „Unglückliche" genannt werden. In diesen von dem Zusammenhang mit der Gesellschaft losgelösten Regionen späht nun Dostojewski in seinem merkwürdigen Buche umher, froh, wenn ihm unter Moder und Pest ein Goldstäubchen Menschenliebe, eine Perle Wahrhaftigkeit entgegenblinkt und er bemerkt, daß auch innerhalb der äußersten Verworfenheit der göttliche Funke immer noch schwach glimmt. Reinholdt führt ein paar bemerkenswerthe Sätze an, aus denen man erkennen kann, was der Dichter suchte und was er fand. „Ueberall gibt es schlimme Menschen", heißt es einmal, „unter den schlimmen aber auch gute; wer weiß, vielleicht sind diese Menschen gar nicht so viel ärger als jene übrigen, welche dort außerhalb des Zuchthauses geblieben sind. Gott im Himmel, hätte ich damals nur ahnen können, wie sehr sich dieser mein Gedanke als wahr erweisen sollte.... Im Zuchthause kam es mitunter vor, daß man einen Menschen jahrelang kennt, ihn für ein Thier hält, nicht für einen Menschen, und ihn verachtet. Und plötzlich kommt zufällig ein Moment, wo die verborgenen Kräfte seiner Seele unwillkürlich durchbrechen und ihr eine solche Fülle von Gefühl und Gemüth, ein so tiefes Verständniß des eigenen und fremden Leidens gewahrt, daß es euch gleichsam wie Schuppen von den Augen fällt. . . . Und wie viel Jugend ist innerhalb dieser Mauern umsonst begraben, wie viel Riesenkraft ist hier um nichts zu Grunde gegangen! Um aufrichtig zu sein: dieses Volk war ja ein ungewöhnliches Volk. Es ist ja dies vielleicht der begabteste, der kräftigste Bruchtheil unsers gesammten Volkes. Doch umsonst sind diese gewaltigen Kräfte untergegangen, untergegangen gesetzlos, rechtlos, unrettbar. Und wer ist schuld?"

Die „Memoiren aus dem todten Hause", das sentimentale Klagelied um die Parias der Gesellschaft, führen eine ganze Reihe derselben, wie den Räuber Gasin, den Bösewicht Orlow, den Altgläubigen, den Juden u. s. w., dem Leser vor und

Digitized by Google

müssen, wenn nicht als das beste, so doch als das charakteristischste Buch Dostojewski's angesehen werden. In diesem Boden zweigen sich alle Wurzeln des Talents unsers Dichters aus, von hier aus hat es sich weiter entwickelt bis zu seiner bedeutendsten Kundgebung, dem in der deutschen Uebersetzung „Raskolnikow" genannten Roman „Verbrechen und Strafe". Er ist ohne Frage eins der merkwürdigsten Bücher der neuern erzählenden Literatur, ein Werk voll der feinsten psychologischen Analyse, das an Bedeutung für die moderne russische Gesellschaft mit den Culturromanen Turgéniew's wetteifert.

Das Seelenproblem, das in dem Roman gestellt und gelöst wird, ergibt sich zum Theil aus individueller Anlage, zum Theil aus den äußern Umständen, welche die Phantasie des Helden unnatürlich erhitzt und sein moralisches Empfinden in einen grauenerregenden Ausnahmezustand versetzt haben. Von größter Bedeutung ist der locale Hintergrund, von dem sich die Handlung abhebt, das sommerliche, sonnenversengte Petersburg, das sich ein paar Monate lang in einen Backofen verwandelt, während es die übrige Zeit in Schnee und Kälte erstarrt. „Nur selten findet man", sagt der Untersuchungsrichter Porphyrius, „so viele düstere, unvermittelte und eigenthümliche Einflüsse, die auf die menschliche Seele einwirken, vereinigt wie in Petersburg. Man braucht nur an die klimatischen zu denken. Und das soll nun das Centrum der Administration von ganz Rußland sein, dessen Charakter sich allem aufprägt." Die Julihitze der Newaresidenz scheint all das Schreckliche ausgebrütet zu haben, wovon der Roman erzählt. Man muß sie kennen gelernt haben mit ihrer trockenen Glut, vor der alles ängstlich auf die Villen und Landhäuser flüchtet, mit dem brenzlichen Geruch der Straßen, der Moderluft der Keller und Magazine, dem bleichen, nervösen Glanz der Nächte, der sich durch Vorhänge und Jalousien hindurchstiehlt und den müden Augen den Schlummer raubt, um zu wissen, wie sie das Gemüthsleben des Menschen zu bestimmen vermögen.

Es handelt sich um einen jungen russischen Studenten Raskolnikow, der so zerfahren, unglücklich und arm ist, wie es eben nur petersburger Studenten zu sein pflegen, die im allgemeinen aus viel tiefern Schichten der Gesellschaft als in Deutschland stammen, die elend wohnen, schlecht essen, zerlumpt gekleidet gehen und oft auf das Nothwendigste Verzicht leisten müssen. So geht es auch Raskolnikow, der aus Mangel an Mitteln seine Studien aufgeben mußte und nun nicht weiß was er beginnen soll. Auf der Universität schloß er sich an niemand an, nahm an keiner Unterhaltung, Zusammenkunft und Vergnügung theil, war verschlossen und stolz, melancholisch und auffahrend, dabei gutherzig, und überall, wo er es zu thun vermochte, zu helfen bereit. Mit der ganzen russischen Jugend theilt er den Fehler, daß er mit allem schnell fertig werden will, daß er keinen ruhigen Fleiß, keine Geduld im Erreichen eines Zieles besitzt. Es ist schnell abwärts mit ihm gegangen, sein jämmerliches Zimmer, die Sorge um Essen und Trinken, sein lächerlicher Hut, seine mit Staub bedeckten Collegienhefte, das Fehlen eines Lichtes, das ihn zwingt, zweck- und ziellos zu sinnen und zu träumen: alles widert ihn an, treibt ihn durch die Gassen, über die Märkte, Kais und Brücken Petersburgs, ohne daß er weiß, welchen Weg er eigentlich geht. Er leidet aber

Digitized by Google

nicht allein, sondern um seinetwillen dulden noch andere, seine alte Mutter, die in der Provinz kümmerlich von ihrer Pension lebt und sich durch Stricken und Sticken die Augen verdirbt, um ihrem Sohn ein Sümmchen senden zu können, und seine schöne Schwester, die im Begriff steht ihr Lebensglück zu opfern und einem ungeliebten widerwärtigen Manne die Hand zu reichen, nur um den Bruder und die Mutter zu unterhalten. Das ist zu viel für das Ehrgefühl des armen Raskolnikow, er will aus dem Unerträglichen dieser Situation um jeden Preis herauskommen. Aber was soll er in seiner Hülflosigkeit beginnen, um diesem Zustande ein Ende zu machen? Da schleicht, indem er sich das Hirn zermartert, eine furchtbare Vorstellung an ihn heran, die ihm zuerst Grausen erweckt, sich ihm aber doch immer mehr nähert und ihn trotz seines Widerwillens wie mit kalten Todtenarmen umklammert und auf eine Bahn des Verbrechens zerrt, auf der auszuharren er weder moralisch schlecht, noch physisch ausdauernd genug von der Natur geschaffen ist. Er muß an dem einen im Wahnsinn äußerster Nervenzerrüttung begangenen Verbrechen zu Grunde gehen.

Raskolnikow hatte einmal die Adresse einer alten abscheulichen Pfandleiherin erhalten, die er nun aufsuchte, um ein paar geringe Werthsachen zu versetzen. Die Person macht auf ihn einen widerwärtigen Eindruck und beschäftigt seine Phantasie. Da kommt er zufällig in ein Wirthshaus und belauscht das Gespräch eines Offiziers mit einem Studenten, die sich gerade über die Wucherin und die von ihr übel behandelte Stiefschwester unterhalten. Er hört den Studenten im Scherz sagen: „Diese verfluchte Alte möchte ich todtschlagen und berauben, und ich versichere dir, daß ich es ganz ohne Gewissensbisse thun könnte", dann aber ganz ernsthaft fortfahren: „Einerseits eine dumme, unverständige, nichtswürdige, boshafte, kränkliche Alte, die niemand nützt, im Gegentheil, jedermann schadet; die selbst nicht weiß weshalb sie lebt, und die ohnehin heute oder morgen sterben muß; andererseits junge frische Kräfte, die ohne Unterstützung überall nutzlos verkommen und zwar zu Tausenden. Hunderte, Tausende von guten Werken und Unternehmungen, die man mit dem Gelde der Alten ausführen könnte; Hunderte, vielleicht Tausende von Existenzen auf den rechten Weg gebracht; Dutzende von Familien vorm Zugrundegehen, vorm Elend, vor der Unzucht, vor ekelhaften Krankheiten gerettet — und alles das für das Geld dieser Alten. Tödte sie und nimm ihr Geld, um mit dessen Hülfe dich der ganzen Menschheit, dem Gemeinwohl zu widmen. Was meinst du nun, würde nicht dies eine winzige kleine Verbrechen durch tausend gute Werke aufgewogen werden können? Eine Existenz — gegen tausend vor Fäulniß und Verwesung geretteter Leben! . . . Ein Tod — und dagegen Hunderte von Leben; das ist doch ein einfaches Rechenexempel! Was hat überhaupt auf der allgemeinen Wagschale des Lebens die Existenz dieser schwindsüchtigen, dummen und boshaften Alten für eine Bedeutung? Nicht mehr wie das Leben einer Laus, einer Schabe, und nicht einmal soviel, denn die Alte ist weit schädlicher; sie untergräbt das Leben anderer."

Diese Worte geben seiner Phantasie die Richtung auf das Ungeheuerliche, aber noch schüttelt er es von sich ab, indem er sich an den bessern Theil seines Ichs anklammert. Es vergeht eine gewisse Frist, dann kreisen die Gedanken wieder

Digitized by Google

in derselben Richtung, je mehr sich die Möglichkeit, aus dem Elend seiner Situation herauszukommen, verringert. Er sinnt über das Wesen des Verbrechens nach und findet, daß fast alle Verbrecher im Moment der That, während dessen doch Urtheilskraft und Vorsicht am nothwendigsten sind, von einem Verfall der Willens- und Ueberlegungskraft erfaßt werden, der für die Verfolgung deutliche Spuren hinterläßt. Raskolnikow wird sich darüber klar, daß eine solche Anwandlung von Schwäche ihn nicht befallen könne, weil dasjenige, was er vorhat, kein Verbrechen sei. Seine Theorie desselben bringt ihn zu der Ueberzeugung, daß Ausnahmenaturen berechtigt seien, zu Gunsten eines guten Zweckes über die vom Gesetz gezogenen Schranken hinwegzuschreiten; er erinnert sich an die großen Gesetzgeber und Reformatoren der Menschheit, die keinen Anstand genommen haben, durch Verbrechen zu ihrem Ziele zu gelangen; er kommt in seinem geistigen Hochmuth dazu, an eine ähnliche Mission zu glauben, und plötzlich, er weiß selbst nicht wie, steht er mitten in den Vorbereitungen zu der schändlichen That. Durch einen Zufall hat er erfahren, wann die alte Wucherin allein zu Hause ist; er verschafft sich unbemerkt ein Beil, schlüpft in das Haus hinein, steigt blaß und mit zitternden Händen zu der Alten hinauf, kann sich auch, während sie an dem als Pfandobject gereichten Päckchen herumwickelt, eines Schwindelanfalls nicht erwehren, zieht das Beil unter dem Rocke hervor, erhebt es mit beiden Händen und läßt es, ohne recht zu wissen was er thut, auf den Schädel der Alten niedersinken. Nachdem er mit einem zweiten Schlag sein Opfer vollends kalt gemacht hat, wird er beim Durchwühlen der Schubfächer der Gemordeten von deren zufällig heimkehrender Stiefschwester überrascht, er tödtet auch diese und kommt nur unter den größten Gefahren, während Leute zu der Wucherin hinaufsteigen, wie von einer teuflischen Macht beschützt, unbemerkt aus dem Hause wieder heraus.

Diese Darstellung umfaßt das erste Buch des Romans und ist ein Meisterstück knapper, unwiderstehlich fesselnder Charakteristik. Man kann die betreffenden Seiten nicht lesen, ohne zu fühlen, wie einem der Athem wiederholt stockt. Die grausenerregende Wahrheit dieser Schilderung ist dem Dichter aber nur Mittel zum Zweck; seine Aufgabe erblickt er in dem Nachweis, wie Raskolnikow sich äußerlich durch unüberlegte und verkehrte Handlungen von Tag zu Tag mehr als Mörder verräth und wie ihm innerlich der Glaube an seine Größe, an seine zu Ausnahmehandlungen berechtigte Persönlichkeit zusammenstürzt und eine öde Trümmerstätte von Verzweiflung und Jammer in seiner Seele zurückläßt. Er ist eben kein organisch schlechter, sondern nur momentan irregeleiteter Mensch, der, wie es an einer Stelle des Romans heißt, in das Verbrechen hineingerissen worden ist, wie ein Arbeiter von der Maschine, der er zu nahe kommt, erfaßt und zermalmt wird. Nicht einmal die zunächstliegenden praktischen Vortheile vermag er so recht aus seiner That zu ziehen; er ist ganz ungeschickt im Stehlen und voll gutmüthiger Bereitwilligkeit, den Gewinn mit seinen unglücklichen Bekannten zu theilen. Eine innere Stimme scheint ihm dabei zu sagen, daß er etwas vollständig Nutzloses und Ueberflüssiges gethan habe; er wollte sich mit Napoleon vergleichen und eine große That vollbringen — wie wahnwitzig muß ihm nun alles vorkommen, was er verübt hat.

Digitized by Google

Raskolnikow ist von nun an ein jämmerlicher Mensch, der von zwei Gedanken, der Furcht vor der Strafe und der Scheu, mit ehrlichen Menschen zusammenzukommen, wie von zwei Furien verfolgt wird. Zunächst hat er eine Menge Kleinigkeiten zu erledigen, ohne welche sein Verbrechen bald offenbar werden müßte; aber er verfährt auch hierbei wie bei der Unthat träumerisch, nachtwandlerisch, ohne eigentliches Bewußtsein über sich selbst. Wenn ihn der Fieberfrost, der ihn fortwährend schüttelt, einen Augenblick losläßt, tobt ihm eine gräßliche Musik in den Ohren; er vernimmt Dinge, die nur in ihm, nicht in Wirklichkeit vorhanden sind und die er doch für letztere hält. Als er auf das Polizeibureau wegen der rückständigen Miethe citirt wird, fällt er in Ohnmacht, da von dem Morde die Rede ist; er liest die Nachricht in der Zeitung und benimmt sich einem Bekannten gegenüber so auffällig, daß dieser auf die schlimmsten Gedanken kommen muß. Ja Raskolnikow geht sogar, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, in das Haus der erschlagenen Wucherin zurück, während nach Beseitigung der Blutspuren das Zimmer neu tapezirt wird; er benimmt sich hier wie überall so, daß man ihn für betrunken oder verrückt halten muß.

Während die Erinnerung an das Verbrechen ihn peitscht und ihm den Wunsch nahe legt, diesen ungeheuern Druck, sei es wie es sei, von seiner Seele zu wälzen, wird sein Gefühlsleben durch zwei Umstände noch tiefer aufgewühlt: durch das Eintreffen seiner Mutter und seiner Schwester in Petersburg und seine Theilnahme an dem Schicksal einer unglücklichen Beamtenfamilie.

Raskolnikow's Mutter Pulcheria Alexandrowna hat sich mit ihrer Tochter Dunja nach der Residenz begeben, um hier die Hochzeit des jungen Mädchens mit einem widerwärtigen Menschen Namens Luschin zu feiern, der seiner Eitelkeit fröhnen und sich sein ganzes Leben lang daran erinnern lassen möchte, daß er ohne Rücksicht auf Vermögen geheirathet habe, und der sich außerdem von dem Auftreten einer jungen, klugen, schönen Frau den besten Vortheil für seine Unternehmungen verspricht. Aber Raskolnikow hat den niedern Charakter Luschin's sofort erkannt, bereits bei der ersten Begegnung wirft er ihm seine Hohlheit und Eitelkeit vor, er verschmäht das Opfer, das Dunja ihm mit dieser Ehe bringen will, und veranlaßt seine Schwester, ihrem verächtlichen Bräutigam die Thür zu weisen. So treten hier neue Sorgen an den Unglücklichen heran, wenn er auch mit Freude wahrnimmt, wie einer seiner Studiengenossen, Rasumichin, ein tüchtiger, fleißiger Mensch, in Wahrheit dazu berufen zu sein scheint, seine Schwester glücklich zu machen. Aber schlimmer als alle Sorgen äußerer Natur foltert ihn das Gefühl, aus der Gemeinschaft unbescholtener Menschen ausgestoßen zu sein. Das bringt ihn in eine förmliche Wuth allen ehrlichen Leuten gegenüber, auf deren Stirn er seine Verurtheilung zu lesen glaubt. Dieses sein innerstes Denken und Wollen vergiftende Gefühl errichtet auch eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihm und seinen Angehörigen: „Mutter, Schwester, wie hatte ich diese lieb! Weswegen hasse ich sie jetzt? Ja, ich hasse sie, hasse sie wirklich, kann es nicht ausstehen, sie neben mir zu sehen.“

Das andere Motiv, welches der Dichter einsetzen läßt, ist Raskolnikow's Beziehung zu dem jämmerlichen Lose der Beamtenfamilie Marmeladow. Der Vater

Digitized by Google

ist ein Trunkenbold, der von Kneipe zu Kneipe sein Elend schleppt und mit philosophischen Flittern kokett behängt; er wird eines Tages als Opfer seines Lasters unter die Räder einer Equipage geworfen und halb zermalmt nach Hause gebracht. Seine Frau Katharina ist eine hektische, keifende Person, die ihren Mann, wenn er betrunken nach Hause kommt, durchprügelt und in der Verzweiflung, während ihre kleinen Kinder hungernd und frierend am Boden kauern, ihre erwachsene Tochter zur Prostitution antreibt. Dieses Mädchen Ssonja hat ihren Leib preisgegeben, um Brot für die Ihrigen zu verschaffen; aber ihre Seele ist noch rein und keusch geblieben, sie hat die Hölle gesehen, aber doch den Himmel im Herzen behalten. Victor Hugo's sentimentale Buhlerinnen sind wol die Modelle für diese Figur gewesen, aber Dostojewski's Ssonja hat nebenbei auch noch ein selbständiges Dasein, sie ist scharf und glücklich charakterisirt und von dem Autor in eine der rührendsten Situationen jenes Romans hineingezogen worden. Wenn Raskolnikow in der ihn verzehrenden Fieberangst zu Ssonja geht, um seine Seele zu beruhigen, fühlt er, daß das Mädchen gerade so wie er um Gutes zu stiften die Schranken der Gesellschaft umgestoßen habe und nun dafür büßen müsse. „Nicht vor dir habe ich mich gebeugt", sagte er, nachdem er ihr den Fuß geküßt hatte, „ich habe mich gebeugt vor dem ganzen Leid des Menschengeschlechts." Die Scene in der Bettlerwohnung, wo Ssonja, das gefallene Weib, Raskolnikow, dem Mörder, die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus aus dem Neuen Testament vorliest und das flackernde Lichtstümpfchen seinen matten Schein auf das ewige Buch wirft, vor dessen Wort die beiden Sünder sich demüthigen, muß eine der genialsten Eingebungen Dostojewski's genannt werden. Wenn Raskolnikow dem Mädchen später sein Verbrechen eingesteht und diese entsetzt aufschreit bei dem Gedanken, daß er getödtet habe, rafft sich die Casuistik des Mörders noch einmal zu folgender Selbstverurtheilung auf: „Tödtet man denn etwa so? Geht man denn so auf den Todtschlag aus, wie ich es damals that? Ich werde dir das einmal erzählen, wie ich es anstellte.... Habe ich denn die Alte getödtet? Mich selbst habe ich getödtet, nicht aber die Alte. Mausetodt geschlagen habe ich mich damals, todt für ewig!" Das Mädchen bittet ihn, sein Verbrechen einzugestehen, „sein Martyrium auf sich zu nehmen", sie will ihn im Gefängniß aufsuchen, ihm nach Sibirien folgen.

Eine Person hat von vornherein Raskolnikow's Schuld klar und deutlich erkannt und ist der Ueberzeugung, daß er der Justiz nicht entgehen könne. Das ist der Untersuchungsrichter Porphyrius mit den verbindlichen Formen der scheinbar zwecklosen, und doch sein Ziel haarscharf verfolgenden Redseligkeit, mit den unheimlich zwinkernden Augen, denen nichts verborgen zu bleiben scheint. Er verhaftet Raskolnikow nicht, er beginnt mit ihm auch kein amtliches Verhör, sondern stellt sich mit ihm auf den Boden eines liebenswürdigen Privatverkehrs, der ihm den Charakter des Schuldigen bis in jede Fiber enthüllt. Dann treibt er ihn, von allgemeinen zu speciellen Betrachtungen übergehend, das Mögliche mit dem Thatsächlichen klug durcheinanderwirrend, bald den Nichtsahnenden, bald den Allwissenden spielend, aus der Sicherheit seiner Situation heraus und macht ihn abwechselnd als unfehlbarer Jurist und als mitfühlender, zum Bessern rathender

Digitized by Google

Mensch schließlich seelisch so mürbe und matt, daß Raskolnikow es als eine unendliche Erleichterung empfindet, auf dem Polizeibureau das Bekenntniß von der Ermordung der Wucherin und ihrer Schwester ablegen zu dürfen.

Wol um die Figur seines Helden trotz dessen Verbrechens ethisch zu erhöhen, hat ihm Dostojewski in dem Gutsbesitzer Swidrigailow einen gemeinen Wollüstling und Mörder aus Eigennutz an die Seite gestellt, ein Subject, das sich im Unflat wälzt, der Schwester Raskolnikow's in gemeiner Weise nachstellt und sich schließlich selbst das Leben nimmt. Die psychologischen Voraussetzungen der That Raskolnikow's sind aber auch ohne diesen Gegensatz fein und klar genug entwickelt; der Dichter stellt seinen Helden in die Reihe jener idealistischen Naturen, die für sich nichts, sondern alles nur für andere erreichen wollen, dabei aber auch vor keinem äußersten Mittel zurückschrecken. In Rußland ist für das Verständniß dieser Gattung von Menschen durch die neueste terroristische Bewegung viel gewonnen worden. Der Roman „Verbrechen und Strafe". spielt zwar im Jahre 1867, also zu einer Zeit, in der die nihilistisch erfüllte Jugend im allgemeinen noch keine revolutionären Gedanken hatte, aber die das Verbrechen erzeugende Theorie Raskolnikow's, der sich einredet, für einen ihm gut erscheinenden Zweck tödten zu können, ist die Quelle der neuern russischen Attentate, bis zu dem Kaisermord vom 13. März 1881. Das hat auch Dostojewski mit wundersam prophetischem Instinct herausgefühlt, wenn er den Untersuchungsrichter Prophyrius einmal zu Raskolnikow sagen läßt: „Es ist nur gut, daß es blos eine elende Alte war, die Sie getödtet haben; wenn Ihre Theorie aber eine andere Richtung genommen hätte, so wäre Ihre That vielleicht eine hundertmillionenfach greulichere gewesen." Und damit wir den Seelenzustand des unglücklichen Studenten recht verstehen, erzählt uns der Dichter gleich zu Anfang einen Traum desselben, in welchem das russische Volk unter dem Sinnbilde eines magern Karrengauls dargestellt wird, der vor einen riesigen Lastwagen gespannt ist. Das arme Thier vermag die Last nicht zu ziehen und wird unter dem Gelächter der Umstehenden, während hier ein gemeines Lied erschallt, dort ein Weibsbild vergnügt Nüsse knackt, zuerst mit den rohesten Peitschenhieben mishandelt, dann mit der Deichsel geprügelt und schließlich mit einer Eisenstange zu Boden geschlagen, bis es jämmerlich verendet. „Das Thier ist mein Eigenthum", schreit der Kutscher, die Brechstange in der Hand, mit blutunterlaufenen Augen, gleichsam bedauernd, daß nichts mehr zum Schlagen da ist. Das Bild des Dichters ist deutlich genug; denn es weist auf sociale Zustände hin, die Theorien wie diejenige Raskolnikow's und daraus entstehende Thaten wie die seinige verständlich machen. In der Anklageliteratur, die seit dem Ende der funfziger Jahre in Rußland erwachte, verdient der Roman „Verbrechen und Strafe" einen der vornehmsten Plätze.

Von der Popularität des Buches mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß zu Beginn des Jahres 1881 einer der angesehensten Criminalisten Rußlands, Bezirksgerichtspräsident A. Koni, in der Generalversammlung der Juristengesellschaft der petersburger Universität einen Vortrag über „Dostojewski als Criminalisten" hielt. Der Redner betonte, wie Henckel mittheilt, vorzugsweise die außerordentlich genaue Kenntniß der menschlichen Natur, das tiefe

Digitized by Google

Eindringen in die geheimsten Falten des Herzens, das Verfolgen des allmählichen Entstehens und der successiven Entwickelung des verbrecherischen Gedankens, welche Dostojewski in seinen Werken auszeichnet, und zeigte an der Hand der Typen, die jener geschaffen, wie viel der Criminalist von dem Schriftsteller lernen könne. Koni gedenkt des warmen Herzens, das Dostojewski für Kinder gehabt und das bei jeder Ungerechtigkeit und Härte geblutet habe. Die Vertheidigung des verletzten niedergetretenen Rechts war sein schönster Beruf; ihm stand die Persönlichkeit und die Würde des Menschen, auch des allerniedrigsten und verachtetsten, am höchsten. Er hat sein ganzes Leben hindurch die Gerechtigkeit gesucht und ihr auf das eifrigste gedient. Durch all sein Thun zieht sich, wie ein mit Thränen befeuchteter Faden, die Forderung von Barmherzigkeit und Nachsicht, von Verständniß für die Gefallenen und Unglücklichen. Aus den schweren Jahren seiner Verbannung in Sibirien hat er ein liebendes und verzeihendes Herz mit heimgebracht, und das von ihm ausstrahlende Licht erleuchtete manche dunkle Abgründe.

Ebenso bezeichnend ist es auch, daß einer der ersten russischen Charakterspieler, W. N. Andrejew-Burlak, die Erzählung Marmeladow's, des durch Trunksucht und Erbärmlichkeit an den Bettelstab gebrachten Subalternbeamten, der das Kaufgeld der Ehre seiner Tochter vertrinkt, scenisch darzustellen und damit eine tief erschütternde Wirkung auf sein Auditorium hervorzubringen pflegt. Auch hierin liegt ein Beweis für die große Beliebtheit des Romans. Nachdem wir denselben ausführlicher charakterisirt haben, können wir an den andern Dichtungen Dostojewski's, die sich mit diesem seinem Hauptwerke nicht vergleichen lassen, schnell vorübergehen. Sie sind entweder übertrieben und verzerrt, wie der „Idiot" und „Die Teufel", oder mystisch-religiös getrübt, wie die „Gebrüder Karamassow", oder einfach schwach, wie der „Halbwüchsige".

Den ersten dieser Romane schrieb Dostojewski im Auslande, wo er von 1867 bis 1871 lebte, abwechselnd Deutschland, Frankreich und England besuchend. Wie wenig er sich mit unserer nationalen Empfindungsweise zu befreunden vermochte, haben wir bereits erwähnt; seine Reiseaufzeichnungen sind zwar durchweg einseitig, aber niemals so unzureichend, als wenn er sich mit Deutschland beschäftigt. Immer mehr trat der panslawistische Zug im Wesen des Autors an die Oberfläche, die Sucht, sein Vaterland von den Fesseln der westlichen Cultur zu befreien und auf eigene Füße zu stellen. Er konnte sich hierbei in eine solche Wuth hineinreden, daß er oft über jedes vernünftige Maß hinwegschoß und statt Menschen nur Caricaturen sah. So geiselt er in dem „Idiot" (1868) die Cultur in ihren entarteten Erscheinungen, in Trunkenbolden, Besessenen und Schurken aller Art, und stellt diesen Auswüchsen die evangelischen Tugenden der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in der Person des Fürsten Myschkin gegenüber, der trotz seiner vornehmen Lebensstellung seine Seele rein erhalten hat von dieser Befleckung, aber infolge seiner mangelnden Erfahrung von der berechnenden Weltklugheit fortwährend ausgebeutet und betrogen wird. Noch toller geberdet sich die Phantasie des Dichters in dem Roman „Die Teufel" (1873), in dem er ein grelles Hohn-

Digitized by Google

gelächter anstimmt sowol über die liberalen Anschauungen der vierziger Jahre, wie über das neuerwachende Freiheitspathos in den Köpfen der ihn umgebenden Jugend. Es drückt sich eine ungeheuere Leere in der Weltanschaung aus, die diesem Buche zu Grunde liegt, und in diese Leere fällt auch die nächstfolgende Erzählung „Der Halbwüchsige" (1874) mit seinem sich in nutzloser Grübelei verzehrenden Helden hinein. Erst in seinem letzten und größten Roman: „Gebrüder Karamassow" (1879—80), leuchtet die alte Kraft noch einmal auf, wenn auch mehr in der Richtung des Religiösen und Sittlichen als im Sinne absichtsloser poetischer Schönheit. Im Rahmen einer Familiengeschichte, welche uns die Bekanntschaft von vier verschieden gearteten Söhnen eines alten Wüstlings vermittelt, sucht Dostojewski seine ganze ethische Weltanschauung niederzulegen. Er predigt das Evangelium der Arbeit, die uns allein zu würdigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft macht, und welcher der Dichter seit seiner Rückkehr aus Sibirien in selbstloser Hingabe als Vorbild für alle Gleichstrebenden gehuldigt hat. Der mächtige Idealismus, der in diesem Roman dahinströmt und von allen Verehrern des Dichters als dessen literarisches Testament hoch gehalten werden muß, gibt dem Inhalt des Buches einen stark subjectiven Charakter. Es ist, als ob der Verfasser die einzelnen Figuren nur als Masken benutzte, durch welche er zu seinen Lesern spricht.*)

Dostojewski, der schon früher Mitarbeiter an der von seinem Bruder Michael herausgegebenen Zeitschrift „Die Zeit", und dann nach deren Unterdrückung an der daraus hervorgegangenen „Epoche" gewesen war, hat sich auch später journalistisch ausgezeichnet, vor allem seit 1873 durch das „Tagebuch eines Schriftstellers", das zuerst in der vom Fürsten Meschtscherski herausgegebenen Zeitung „Der Bürger", dann von 1876 bis 1877 in einzelnen Nummern, später noch 1880 und in seinem Todesjahre 1881 erschien. Von diesen Heften, die alle eine begeisterte Liebe zum Volke athmen, ist besonders das vorletzte wegen der darin enthaltenen Rede auf Puschkin bemerkenswerth, die Dostojewski im Sommer 1880 in Moskau vor einem begeisterten Auditorium hielt, als dem Schöpfer des „Eugen Onägin" nach Opokunschin's Modell hier ein Denkmal gesetzt wurde. Neben Turgéniew, dessen Rede gleichfalls einen tiefen Eindruck hinterließ, war unser Dichter bei dieser Gelegenheit der Gegenstand verschwenderischer Ovationen. Seine Popularität konnte kaum noch wachsen, als er mit hinreißender Wärme die Verdienste Puschkin's pries und in dem Feuer der Begeisterung Worte gebrauchte, wie sie nur ein genialer und guter Mensch zu finden vermag.

Wenige Monate darauf, am 9. Febr. 1881, ein paar Wochen vor dem furchtbaren Attentat, das Kaiser Alexander II. das Leben kostete, starb Dostojewski an den Folgen eines Lungenübels, das er sich durch Erkältung zugezogen hatte. Auf seinem letzten Wege begleitete ihn eine wol an 40000 Köpfen zählende Menschenmenge; seiner Witwe setzte der Kaiser eine jährliche Pension von 2000 Rubel aus,

*) Die Veröffentlichung einer lesbaren deutschen Uebersetzung wird von der Verlagshandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig vorbereitet.

Digitized by Google

seine Kinder werden auf Staatskosten erzogen. Die studirende Jugend Rußlands drückte ihr Beileid in einem an die Witwe gerichteten Briefe aus, in welchem der Satz bemerkenswerth ist: „Dostojewski wird uns immer voranleuchten in unsern Lebenskämpfen; wir werden immer eingedenk sein, daß er es war, der uns die Möglichkeit lehrte, die Reinheit der Seele in jeder Lebenslage und unter allen Umständen unberührt zu erhalten. Nie werden wir seine Ideale vergessen, von Generation zu Generation werden wir dieselben wie ein theueres Vermächtniß unsers großen geliebten Lehrers vererben."

Dostojewski gehört jedenfalls zu den hervorragendsten literarischen Charakterköpfen im modernen Rußland. Wenn Turgéniew die Klarheit, Vornehmheit und Ruhe eines zur Classicität berufenen Dichters darstellt, befindet sich bei dem Verfasser von „Verbrechen und Strafe" alles in gärender Unruhe; sein Geist wurde durch die in Sibirien verlebten Jahre und die daraus hervorgegangene Krankheit eigenthümlich aufgestachelt und erhitzt. Das erzeugte eine Kraft der Phantasie, eine Gabe plastischer Darstellung, die wir bewundern müssen, versagte aber auch andererseits seinen Schriften die letzte Rundung und Glätte. Dostojewski ist unermüdlich beflissen, die zuckenden Nervenfasern der gequälten und unglücklichen Menschheit aufzudecken; er wühlt sich in das Häßliche mit einer genialen Kraft der Phantasie hinein, aber er beruhigt und beglückt den Leser niemals, sondern peinigt ihn auch dann, wenn ihm dieser die höchste Bewunderung entgegenbringen muß. Wie Dostojewski's Talent sich von genrebildlichen Beobachtungen zur Beantwortung der höchsten sittlichen Fragen aufgeschwungen hat, wie seine Person vom einstmaligen Revolutionär und Sträfling zum gefeierten Liebling der Nation, dessen literarische Verdienste selbst der Kaiser öffentlich anerkannte, einen wunderbaren Schicksalswechsel durchgemacht hat, flößt er uns als charakteristischer literarischer Ausdruck des russischen Lebens das nachhaltigste Interesse ein, und einzelne seiner Bücher müssen als Quellenwerke ersten Ranges für die Beurtheilung seiner Nation angesehen werden.

Digitized by Google

Der atmosphärische Staub.*)

Von

Moritz Alsberg.

Daß die Luft, die wir athmen, selbst da, wo am wenigsten Veranlassung zu ihrer Verunreinigung gegeben ist, zahllose feste Partikel enthält: diese Thatsache ist schon seit langer Zeit bekannt; aber erst während der letzten Jahrzehnte, theilweise sogar erst in allerneuester Zeit, hat die Naturwissenschaft die Kräfte, welche das Emporsteigen dieser festen Partikel vom Erdboden und ihr Schweben in der Atmosphäre bedingen, ferner auch die Zusammensetzung und den Ursprung des atmosphärischen Staubes zu erforschen sich bemüht und es wahrscheinlich gemacht, daß zwischen den in der Luft flottirenden Körperchen und gewissen meteorologischen Vorgängen ein Zusammenhang besteht, und als unzweifelhaft festgestellt, daß gewisse Bestandtheile des Staubes als die Erreger der gefährlichsten Volks- und Thierkrankheiten zu betrachten sind. Das Wichtigste, was über die soeben erwähnten Punkte bisjetzt mit Sicherheit constatirt wurde, hier in Kürze darzustellen, ist der Zweck der vorliegenden Betrachtungen.

Wenn ein Sonnenstrahl in ein dunkles Zimmer fällt, so zeigt er uns jene tanzenden, in buntem Durcheinander auf- und niederschwebenden winzigen Staubtheilchen, welche eben dadurch sichtbar werden, daß sie das auf sie fallende Sonnenlicht zerstreuen und gegen den dunkeln Hintergrund des Gemaches sich abheben. Schon eine oberflächliche Betrachtung dieser Sonnenstäubchen lehrt uns, daß dieselben nach Größe und Form sehr erhebliche Unterschiede aufweisen, und wir können gewöhnlich schon mit unbewaffnetem Auge eckige, rundliche, längliche und fadenförmige Partikel unterscheiden. Noch größere Unterschiede zeigen sich aber, wenn wir die Luft durch eine mit einem Baumwollpfropf verschlossene Röhre leiten oder Pouchet's Aeroskop benutzen, d. h. erstere über eine mit Glycerin befeuchtete Glasplatte streichen lassen, und die durch die Baumwolle oder das Glycerin zurückgehaltenen staubförmigen Substanzen einer mikroskopischen Untersuchung unterwerfen. Bei Anwendung starker Vergrößerungen kommen alsdann

*) Vgl. C. von Nägeli, „Ueber die Bewegung kleinster Körperchen" („Untersuchungen über niedere Pilze aus dem pflanzenphysiologischen Institut in München", München 1882); Dr. Aßmann, „Der Staub in der Atmosphäre und seine Wirkungen" („Tageblatt der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte", Eisenach 1882).

Digitized by Google

Staubtheilchen von so winziger Kleinheit zu Gesicht, daß die dem unbewaffneten Auge noch eben sichtbaren im Vergleich zu letztern als riesige Massen gelten müssen. Dementsprechend theilt C. von Nägeli die in der Luft befindlichen Staubkörperchen in drei Gruppen, nämlich: 1) in gröbere Stäubchen, die man mit bloßem Auge einzeln bei jeder Beleuchtung sieht; 2) die soeben erwähnten Sonnenstäubchen; 3) unsichtbare Stäubchen, die auch der durch eine Ritze in ein dunkles Zimmer einfallende Sonnenstrahl wegen ihrer winzigen Kleinheit nicht sichtbar macht.

Was die zitternde und tanzende Bewegung der Sonnenstäubchen anlangt, so hat man wol hier und da geglaubt, dieselbe dem durch die Molecule der atmosphärischen Luft empfangenen Anstoße zuschreiben zu müssen: die Vorstellung, daß die Molecule der Gase mit großer Geschwindigkeit in allen Richtungen durcheinanderfliegen, hat neuerdings in der Physik Eingang und wegen ihrer unwiderleglichen Begründung allgemeine Zustimmung gefunden. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß dieser Anstoß von allen Seiten zugleich stattfindet und daß somit die in verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte sich gegenseitig aufheben, so wird man Nägeli in der Ansicht beipflichten, daß von einer durch Molecularstöße hervorgerufenen Bewegung der Sonnenstäubchen nicht wohl die Rede sein kann, und daß jenes Hüpfen und Tanzen der Staubpartikel im Sonnenstrahl nur ein scheinbares ist, dadurch hervorgerufen wird, daß infolge des Fortschwimmens der Staubkörperchen im Luftstrom bald das eine, bald das andere Partikelchen vom Lichtstrahl getroffen wird, aufblitzt und sich wieder unsichtbar macht. Bezüglich der soeben erwähnten atmosphärischen Strömungen wollen wir hier sogleich bemerken, daß von einer absoluten Ruhe der Luftschichten nirgends die Rede sein kann, daß selbst in dem Zustande, den unser Gefühl als völlige Windstille empfindet, die Luftströmungen immer noch etwa $^1/_2$ Meter in der Secunde zurücklegen und sich, wenn auch abgeschwächt, in das Innere der Häuser fortpflanzen, und daß in letztern sowie in allen abgeschlossenen Räumen zwar die gröbern und schwerern Stäubchen niedersinken und auf Fußboden, Möbel u. dgl. sich ablagern, daß dagegen die leichtern Sonnen- und die wegen ihrer Kleinheit unsichtbaren Stäubchen sich in der immer noch schwach bewegten Luft schwebend erhalten.

In dem Vorhergehenden ist zum Theil schon das enthalten, was wir über die motorischen Kräfte, denen der Staub seine Vertheilung in der Atmosphäre verdankt, zu sagen haben. Daß die Partikelchen anorganischer und organischer Materie, aus denen der Staub sich zusammensetzt, selbst in der minutiösen Zertheilung, in der sie gewöhnlich angetroffen werden, immer noch erheblich schwerer sind als die atmosphärische Luft, und daß es einer mechanischen Kraft bedarf, welche die fein zertheilte Materie vom Erdboden emporhebt und weiter befördert, liegt auf der Hand. Diese Kraft ist eben die bewegte Luft. Ein Luftzug, der in horizontaler Richtung über eine mit Staub bedeckte Fläche dahinstreicht, wird vermöge seiner Reibung die Staubtheilchen mit sich vorwärts bewegen, sobald der Effect seiner motorischen Kraft, der seinerseits wiederum durch die Schnelligkeit des Luftstromes, sowie durch die Oberfläche und Höhe des zu bewegenden Körpers bedingt wird, größer ist als die Schwere der einzelnen Partikel. Unebenheiten des Bodens, ein Bergrücken oder sonstige entgegenstehende Hindernisse werden den

Digitized by Google

horizontalen Luftstrom stellenweise nach oben ablenken und in einen aufsteigenden verwandeln, und so wird es sich ereignen, daß auch schwerere Staubtheilchen mit emporgerissen und eine Strecke weit schwebend erhalten werden. Letzteres, nämlich das Schweben der Staubkörper in der Atmosphäre, kann nur dann stattfinden, wenn die aufsteigende Luftbewegung der Fallbewegung gerade das Gleichgewicht hält, worauf die Größe des horizontalen Querdurchschnittes der Staubpartikel einen wesentlichen Einfluß ausübt.

Was die kleinen Stäubchen anlangt, die, wie oben bemerkt, auch in der wenig bewegten Luft abgeschlossener Räume sich schwebend erhalten, so kommt nach Nägeli für letztere noch ein besonderes Moment mit in Betracht. Nach der jetzt herrschenden physikalischen Anschauung wird nämlich die Oberfläche fester Körper von einer Schicht verdichteter Luft überzogen, welche durch Molecularanziehung — in dem vorliegenden Falle Anziehung der Gasmolecule durch den festen Körper — entsteht. Diese verdichtete Lufthülle vergrößert wegen ihrer geringen Verschiebbarkeit das Volumen der Staubpartikel, ohne deren absolutes Gewicht merklich zu erhöhen, und wenn auch bei größern Dimensionen der letztern die durch den Luftmantel bedingte Vermehrung des Querschnittes und somit seine Wirksamkeit für die Bewegungen in der Atmosphäre unmerklich gering ist, so muß es doch kleinste Körperchen geben, gegen deren Radius er nicht mehr vernachlässigt werden darf. Von diesem Luftmantel, der also gewissermaßen die Stelle eines Fallschirmes oder Segels vertritt und somit wesentlich dazu beiträgt, daß die kleinsten Körperchen sich in der Atmosphäre schwebend erhalten, glaubt Nägeli annehmen zu sollen, daß er vorzüglich von verdichtetem Wasserdampf gebildet werde, daß er hauptsächlich die aus organischer Substanz bestehenden Staubtheilchen überziehe, und zum Theil auch der großen Verwandtschaft, welche organische Verbindungen, insbesondere Kohlenhydrate und Albuminate, zum Wassermolecul haben, seine Entstehung verdanke.*) Für die Thatsache, daß es gerade die organischen Staubbestandtheile sind, welche sich in der Luft am längsten schwebend erhalten — eine Erscheinung, deren Zustandekommen vor allem durch das geringere Gewicht der organischen Materie bedingt wird — hat der englische Physiker Tyndall den Beweis direct erbracht. Wenn er nämlich im dunkeln Raum das Licht einer elektrischen Lampe eine mit wenig bewegter Zimmerluft gefüllte hermetisch verschlossene Glasröhre passiren ließ, so war der Lichtkegel, dessen Strahlen auf ihrem Wege Staubpartikelchen vorfanden, innerhalb der Röhre deutlich wahrzunehmen. Dagegen

*) Daß die verdichtete Lufthülle, welche die kleinsten Stäubchen, insbesondere diejenigen organischer Natur schwebend erhält, nicht etwa eine bloße Hypothese ist, wird durch das Experiment bewiesen. So sollte z. B. ein Stärkekörnchen, welches das nämliche Gewicht hat wie ein aus einem Goldblättchen herausgeschnittenes Stückchen, wegen seines kleinern Querschnittes etwas schneller fallen als letzteres. In Wirklichkeit fällt es aber vielmal langsamer. Die größern Weizenstärkekörner haben nach Nägeli nur den fünften Theil derjenigen Fallgeschwindigkeit, welche sich aus der Berechnung unter der Voraussetzung ergibt, daß sie beim Fallen alle möglichen Lagen annehmen. Das würde auf einen Luftmantel hindeuten, welcher den Radius des wirksamen Querschnittes um etwa 0,04 Millimeter vergrößert.

Digitized by Google

verschwand das Strahlenbündel, sobald die Experimentirröhre und die in ihr enthaltene Luft vermittels einer darunter angebrachten Spirituslampe erhitzt oder sobald diese Luft vor ihrem Eintreten in das Glasrohr über ein weißglühendes Platinadrahtgewebe geleitet wurde. Es war also auf diese Weise der Beweis erbracht, daß die den an und für sich unsichtbaren Lichtstrahl sichtbar machenden Staubpartikel verbrannt sein mußten, mithin aus organischer Materie bestanden hatten. Um nochmals auf das Emporheben des Staubes durch Luftströmungen zurückzukommen, so wird dieses Aufsteigen der Staubmassen in größerm Maßstabe insbesondere dann stattfinden, wenn dieselben an Localitäten mit niedrigem Luftdruck, an der Stelle oder in der Nähe des barometrischen Minimums, sich befinden. Die Meteorologie lehrt uns bekanntlich, daß überall da, wo der erwähnte Luftdruck, wie er im Barometerstand sich abspiegelt, gering ist, die Luftmassen eine aufsteigende Bewegung annehmen, und zwar dergestalt, daß die in horizontaler Richtung heranströmende, durch den Einfluß der Erdrotation abgelenkte Luft sich dem Ort niedrigsten Druckes auf dem Wege einer Spirale nähert und dort in derselben Curve in die Höhe steigt. In den obern Schichten der Atmosphäre fließt dann die gehobene Luft in allen Richtungen nach außen ab, um erst in einem Gebiet schwerer Luft wieder niederzusinken, und es ist klar, daß durch diese bewegende Kraft die mitgerissenen Staubtheilchen oft weit fortgeführt und über große Entfernungen verbreitet werden. Auch wird es gar nicht selten vorkommen, daß die niedersinkenden Staubpartikel von dem Aspirationsgebiet des Druckminimums aufs neue angezogen und abermals denselben Kreislauf durchzumachen genöthigt werden.

Wir haben die Kräfte kennen gelernt, denen das Emporsteigen des Staubes und seine Verbreitung in der Atmosphäre zuzuschreiben ist. Bemerkt sei hier sogleich, wovon im Nachfolgenden ausführlicher die Rede sein wird, daß der bei weitem größere Theil der in der Luft suspendirten Staubkörperchen, sobald es zu feuchten Niederschlägen kommt, aus der Atmosphäre herausgetrieben und von dem Regen oder Schnee mit zu Boden gerissen wird. Was die Zusammensetzung des atmosphärischen Staubes anlangt, so haben sich in dem auf die obenerwähnte Weise aufgefangenen oder in dem nach Abdampfen des Schmelzwassers von frischgefallenem Schnee als Rückstand erhaltenen Staube Substanzen aus allen drei Naturreichen vorgefunden. Neben Sandkörnchen, Quarz-, Kalk- und Kohlenpartikelchen trifft man Reste von thierischen und pflanzlichen Geweben, wie: Fragmente von Schmetterlings- und Insektenflügeln, Insektenlarvenhäute, Spinnwebenfäden, Haare von Säugethieren, Theile von Federn, Stücke von Gräsern, Pflanzensamen, Cellulose, Stärkemehlzellen u. dgl.; ferner auch vollständige mikroskopische Organismen, als da sind: Diatomeen, Algen, Infusorien, Milben; ferner Fäden und Sporen von Mycelpilzen, sowie vor allem die Zellen und Sporen der in letzterer Zeit vielgenannten Bacterien oder Spaltpilze (Micrococcen, Bacillen u. s. w.). Daß im allgemeinen die Zusammensetzung des atmosphärischen Staubes je nach Ort, Bodenbeschaffenheit, Jahreszeit, Windrichtung u. s. w. außerordentlich wechselt, bedarf keiner Auseinandersetzung. So bilden z. B. im Frühjahr und Sommer die Pollen-

Digitized by Google

körner, im Herbst die Samen gewisser Pflanzen einen selten fehlenden Bestandtheil des Staubes ländlicher Gegenden, während in den Städten in der Regel die dort betriebenen Industrien, sowie das daselbst Verwendung findende Heizmaterial die Zusammensetzung des Staubes beeinflussen. In Betreff des Niedersinkens der in der Luft suspendirten festen Partikel mit den feuchten Niederschlägen sei hier noch erwähnt, daß bei dem Vorherrschen gewisser Staubbestandtheile in der Atmosphäre der Regen, resp. Schnee mitunter eigenthümliche Färbungen annimmt. So beruht z. B. die bekannte Erscheinung des „Schwefelregens" auf dem Vorhandensein des Blütenstaubes von Fichten, Erlen u. s. w. in der Luft, während das in den Polargegenden wiederholt beobachtete Auftreten des „rothen Schnees" (vgl. hierüber F. Arago's „Werke", XVI, 400 fg.) allem Anschein nach auf gewisse Pilze aus der Gattung Uredo, oder genauer gesagt auf die dem Staube beigemengten Sporen dieses Pilzes, welche, nachdem sie zur Erde gelangt sind, im Schnee sich entwickeln, zurückzuführen ist.

Fragen wir nun nach den Quellen und dem Ursprung des atmosphärischen Staubes, nach jenen Staublagern, welchen die soeben erwähnten Luftströmungen die mitgeführten festen Partikel entnehmen, so liegt es auf der Hand, daß die Sandwüsten und die regenarmen, mit trockenem Boden ausgestatteten Gegenden unsers Planeten den größten Theil jenes Materials liefern, welches durch die Lüfte nach entfernten Gebieten getragen wird. In diese Kategorien gehören vor allem jene unter dem Namen „Passatstaub" wohlbekannten Massen, welche durch ihre Dichtigkeit mitunter den Himmel verfinstern und dem Umstande ihren Namen verdanken, daß sie vorwiegend in der Region des Nordostpassats angetroffen werden. Solche durch röthlichen Staub hervorgerufene Trübungen der Atmosphäre sind dem Reisenden im westlichen Afrika wohl bekannt. Die dort stattfindenden Staubfälle erstrecken sich oft über Tausende von Quadratmeilen, sind bisweilen so dicht, daß der Seefahrer in kurzer Entfernung die Küste nicht zu sehen vermag, und liefern häufig ein so massenhaftes Material, daß da, wo sie auf den Meeresspiegel sich niedersenken, das Wasser des Oceans eine deutliche gelbe Färbung annimmt. Was speciell die Zusammensetzung des Passatstaubes anlangt, so besteht derselbe im wesentlichen aus einem feinen quarz- und kalkhaltigen Sand (darunter finden sich zahlreiche Bruchstücke von winzigen Quarzkrystallen) und einem noch feinern gelblichen Detritus, welcher als das Verwitterungsproduct von Fels- und Gesteinsmassen zu betrachten ist. Ehrenberg, der schon in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts in diesem Staube mehr als 300 verschiedene organische Formen — neben Infusorien sind vor allem die Kieselpanzer der Diatomeen sehr zahlreich vertreten — unterschied, stellte die wunderliche Hypothese auf, daß unsere Erde in den höhern Luftschichten von einem Staubgürtel umgeben sei, dessen Theile sich zuweilen in Gestalt schwerer Wolken niedersenken sollten. Im Gegensatz hierzu hat Hellmann in unzweifelhafter Weise dargethan, daß die westliche Sahara als die eigentliche Quelle des Passatstaubes zu betrachten ist, und zugleich festgestellt, daß das Gebiet der in Rede stehenden Staubfälle, die übrigens nicht regelmäßig in jedem Jahre und am häufigsten in den Monaten December bis

Digitized by Google

Februar auftreten, nach Süden hin nicht über 3° nördl. Br., nach Norden hin nicht über 17° und in westlicher Richtung nicht über den 39. Meridian (von Greenwich gerechnet) hinausreicht. Darwin, welcher ebenfalls den westlichen Theil der Sahara als den Ursprungsort des Passatstaubes betrachtet, macht darauf aufmerksam, daß je näher der afrikanischen Küste, desto grobkörniger der Staub zu sein pflege. Auch unterliegt es wol keinem Zweifel, daß derselbe durch die gewaltigen Wirbelstürme, wie sie in jenen Gegenden so häufig vorkommen, emporgehoben, dem herrschenden Nordostpassat in höhern Regionen zugeführt und von diesem innerhalb der soeben bezeichneten Grenzen verbreitet wird.

Eine ähnliche Entstehung und Zusammensetzung wie der Passatstaub haben diejenigen Massen, welche in den verschiedensten Theilen der Erde durch den während des Winters vorherrschenden Landwind aufgewirbelt werden. Die ungleiche Erwärmnng des Landes und Meeres, und die stärkere Abkühlung der Continente während des Winters hat nämlich zur Folge, daß in dieser Jahreszeit schwere kalte Luft sich über dem Lande befindet und zur Ausgleichung der Temperatur- und Druckdifferenzen nach dem Meere zu abströmt, wie wir z. B. in dem Nordostmonsun des asiatischen Continents einen solchen im Winter mit der größten Regelmäßigkeit auftretenden Landwind vor uns sehen. Auch liegt es auf der Hand, daß eine solche Luftströmung, wenn sie auf ihrem Wege Sandwüsten, vegetationsarme Flächen oder ausgetrocknete Steppenländer vorfindet, bedeutende Mengen Staub mit sich nehmen und den Küstengegenden zuführen wird. Zu diesen vom Lande nach der See hin wehenden Staubwinden gehören unter andern der Terral und der Leveche der Iberischen Halbinsel, der Leste auf Madeira, die Nordweststürme des östlichen Südafrika, welche den Staub und Sand der südafrikanischen Tafelländer und der Kalahariwüste bis in die Küstengegenden Port-Natals und Kaffrariens tragen; ferner der in Nordafrika unter dem Namen Harmattan bekannte, über das Mittelmeer hinwehende, in Italien als Scirocco, in Spanien als Solano bezeichnete nordafrikanische Land- und Wüstenwind u. s. w. Auch ist es wahrscheinlich, daß der von Zeit zu Zeit in Deutschland auftretende „Höhenrauch", nicht zu verwechseln mit dem sogleich zu erwähnenden Moorrauch, nicht, wie man häufig annimmt, „zersetzten Gewittern", sondern vielmehr Wirbelstürmen, die irgendwo Staubmengen vom Erdboden emporheben und unsern Gegenden zuführen, seine Entstehung verdankt.

Als eine zweite nicht bedeutungslose, wenn auch nicht permanente Quelle des Staubes sind die Vulkane unserer Erde und die von denselben ausgeworfenen Massen zu betrachten. Was für ungeheuere Mengen von Staub und Asche durch diese Eruptionen in die Atmosphäre gerathen, wird uns sofort klar, wenn wir uns an die oft Wochen oder gar Monate anhaltenden Ausbrüche des Vesuv, des Aetna, der Vulkane Islands, Centralamerikas u. s. w. erinnern. Die bei solchen Naturereignissen emporgeschleuderten Auswurfsstoffe gerathen ebensowol durch die Gewalt der Eruption wie infolge der bedeutenden Erhebung der Krater in sehr hohe Luftschichten und werden, da in letztern die Wirkung der Erdanziehung eine geringere ist, sich länger schwebend erhalten als unter andern Verhältnissen;

Digitized by Google

auch werden sie durch die Winde oft außerordentlich weit fortgetragen. Als Beleg hierfür können jene trockenen Nebel des Jahres 1783 gelten, welche zweifellos durch die von Erdbeben eingeleiteten Ausbrüche des Vesuv und die fast gleichzeitigen Eruptionen isländischer Vulkane hervorgerufen waren. Diese Nebel, bestehend aus den soeben bezeichneten Producten vulkanischer Thätigkeit, traten im Februar des genannten Jahres zuerst in Italien, im April im nördlichen Europa auf und verbreiteten sich fast über den ganzen Continent, ja bis nach Syrien und dem Altaigebirge. Auch besaßen die in der Luft schwebenden Massen eine solche Mächtigkeit, daß man in der Nähe von Neapel bei Tage in den Häusern Licht brennen mußte, daß monatelang die Sonne als eine glanzlose rothe Scheibe erschien und daß selbst Alpengipfel bis zu 3000 Meter Höhe von dem Staubnebel eingehüllt waren.

Um bei dieser Gelegenheit noch einer Frage zu gedenken, die während der letzten Monate die wissenschaftliche Welt in hohem Grade beschäftigt und auch die Aufmerksamkeit der Laien erregt hat, so haben die staubförmigen Auswurfsmassen der Vulkane neuerdings dadurch ein besonderes Interesse erregt, daß man dieselben mit den im November und December 1883, sowie theilweise noch während der ersten Wochen des Jahres 1884 in den verschiedensten Gegenden Europas beobachteten ungewöhnlichen Dämmerungserscheinungen in Zusammenhang gebracht hat. Dieses Phänomen, welches sich ebensowol durch die Intensität und Pracht seiner Erscheinung, wie durch die längere Dauer und dadurch, daß es in der Regel erst einige Zeit nach Sonnenuntergang, resp. einige Zeit vor Sonnenaufgang seinen vollen Glanz entfaltete, von den gewöhnlichen Abend- und Morgenröthen unterscheidet, wird, hierüber herrscht kein Zweifel, dadurch hervorgerufen, daß gewisse, in den obern Luftschichten suspendirte Substanzen die Sonnenstrahlen dann noch reflectiren und uns übermitteln, wenn die untergegangene Sonne bereits einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres nächtlichen Weges zurückgelegt, resp. wenn das Tagesgestirn vor seinem Aufgang noch ein Stück seiner Bahn zu durchlaufen hat. Während nun aber einzelne Meteorologen und Physiker sich vorstellen, daß das erwähnte lichtreflectirende Medium aus in den höhern Luftschichten schwebenden Wolken von Eiskrystallen bestehe, und zur Begründung dieser Annahme darauf hinweisen, daß vermuthlich gewisse, den Kometen entstammende und von letztern in Dampfform abgestoßene Wassermassen zu Eisnadeln erstarrt in den Anziehungsbereich der Erde gelangen, hat im Gegensatz zu dieser Anschauung die von dem englischen Astronomen Lockyer zuerst aufgestellte Behauptung, daß die besagte Himmelserscheinung durch jene bei der bekannten Eruption des Krakatoa ausgeworfenen, staubförmig zertheilten Aschenmassen hervorgerufen worden sei, in neuester Zeit zahlreiche Anhänger gefunden. Was diese Substanzen anlangt, deren Menge bei der fast beispiellosen Mächtigkeit der Eruption wol nach Millionen von Tonnen zu bemessen ist, so dürfen wir, da größere Steine und schwerere Massen durch die Gewalt des Ausbruchs so hoch emporgeschleudert wurden, daß sie 2—300 Meilen von dem Centrum der vulkanischen Thätigkeit entfernt niederfielen, wol kaum daran zweifeln, daß die staubförmigen Aschenmassen in sehr hohe Luftschichten emporgeführt wurden. Auch dürfen wir wol annehmen, daß gerade in diesen höhern Regionen der Atmosphäre, wo die

Digitized by Google

Wirkung der Erdanziehung eine beträchtlich geringere ist als in den niedern Luftschichten, und wo nach der von hervorragenden Physikern vertretenen Anschauung die kinetische Energie der Gasmolecule, ebenso wie sie dem Eindringen der Meteorkörper in den Dunstkreis der Erde einen bedeutenden Widerstand entgegenstellt, auch dem Niedersinken der Staubmassen ein Hinderniß bereitet, die staubförmig zertheilten Auswurfsmassen sich längere Zeit schwebend erhalten konnten, und daß dieselben durch die außerordentlich mächtigen und rapiden Luftströmungen, wie sie nach den Berichten der Aeronauten in bedeutenden Höhen angetroffen werden, in sehr kurzer Zeit über einen großen Theil der Erdoberfläche verbreitet wurden. Die rapide Verbreitung der Eruptionsmassen in den obern Luftschichten scheint daraus hervorzugehen, daß, während die Katastrophe in der Sundastraße sich bekanntlich am 26., 27. und 28. Aug. 1883 zutrug, die besagten Dämmerungserscheinungen bereits an dem zuletzt erwähnten Tage auf Mauritius (Sechelleninseln), am 1. Sept. in Cape-Coast-Castle (Westküste Afrikas), am 2. und 3. Sept. in Trinidad und Panama und am 5. Sept. auf Honolulu (Sandwichinseln) beobachtet wurden. Von verschiedenen Punkten dieser ostwestlichen Bahn mögen dann Staubwolken sich abgezweigt haben, welche das in Rede stehende Phänomen in Europa, Nord- und Südamerika u. s. w. hervorriefen. Eine mächtige Stütze erhält die Annahme von dem causalen Zusammenhang zwischen dem Himmelsglühen und der erwähnten Eruption auch durch die in der holländischen Stadt Wageningen gemachte Beobachtung, daß ein am 13. Dec. 1883 daselbst gefallener Regen nach der Verdunstung auf den Fensterscheiben der Häuser einen Niederschlag von grauer Färbung zurückließ, welcher bei der mikroskopischen Untersuchung sich mit den von Java nach Holland gesandten Proben von vulkanischer Asche fast genau übereinstimmend erwies. In analoger Weise sollen auch die von Macpherson vorgenommenen Untersuchungen von Schnee, der ungefähr um dieselbe Zeit in Madrid gefallen war, die Anwesenheit von Tyroxen und Hypersthen, zwei Mineralien, die auf den vulkanischen Ursprung des Staubes hinweisen, ergeben haben. Ziehen wir endlich noch in Erwägung, daß die Dämmerungserscheinungen an keinem Punkte der Erde vor dem Tage des besagten vulkanischen Ereignisses beobachtet wurden, ferner den Umstand, daß das Phänomen je nach der verschiedenen Entfernung der Localität vom Schauplatze der Katastrophe in verschiedenen Gegenden bald früher, bald später eintrat, sowie vor allem die Thatsache, daß schon bei frühern vulkanischen Ereignissen (so z. B. im Jahre 1831, wo nahe der Westküste Siciliens eine kleine Insel durch vulkanische Kräfte über den Meeresspiegel gehoben wurde, um nach einigen Monaten wieder unterzusinken) die in Rede stehenden Himmelserscheinungen beobachtet wurden, wenn wir alles dieses erwägen, so gewinnt die Annahme, daß zwischen der Eruption in der Sundastraße und dem bald darauf beobachteten Himmelsglühen ein ursächlicher Zusammenhang bestehe, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.*)

*) Einer abschließenden Beantwortung der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Dämmerungserscheinungen und vulkanischer Eruption dürfen wir schon in der Kürze entgegensehen, da die Royal Society von London eine aus den hervorragendsten Physikern

Digitized by Google

Wenden wir uns von dieser Abschweifung zurück zu den Quellen des atmosphärischen Staubes, so verdient neben demjenigen Staub, der ausschließlich Naturkräften seine Entstehung verdankt, auch derjenige eine Erwähnung, bei dessen Entstehung die menschliche Thätigkeit mit betheiligt ist. Hier sind es, wie oben angedeutet, die von Menschenhand eingeleiteten Verbrennungsprocesse, welche zur Staubbildung erheblich beitragen. Daß in Städten, wo Kohle gebrannt wird, und in der Nähe von industriellen Etablissements, welche Kohlen consumiren, die mit dem Rauche der Schornsteine emporsteigenden Rußkörper einen wesentlichen Bestandtheil des Staubes bilden, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Die Stadt London, welche allein jährlich über 150 Mill. Ctr. Steinkohlen consumirt, läßt diese Beimischung von Ruß zum Staube in der eigenthümlichen braungelben Farbe ihres Nebels, in der dunkeln Färbung ihrer Häuser u. s. w. erkennen. Außer den Rußkörpern der Steinkohle, die wegen ihrer verhältnißmäßig bedeutenden Schwere bald wieder niedersinken, alle Räume durchdringen und schwärzen, und im Innern der Häuser mit rauchenden Oefen, rußenden Lampen u. dgl. in der Vermehrung des Staubes concurriren, steigen von den Feuerstellen auch Aschentheile und sonstige Verbrennungsproducte in die Atmosphäre empor und dienen dazu, die Luft der betreffenden Städte oder Bezirke zu verunreinigen. Während es sich bei den Rußkörpern um dem Staube beigemischte halbverbrannte Kohlentheilchen handelt, nimmt in der Umgebung von Kohlenbergwerken der Staub durch Beimischung unverbrannter kleiner Kohlenpartikeln ebenfalls eine dunkle Färbung an und überzieht alle Gegenstände, auf denen er sich ablagert, mit einer schwärzlichen Kruste: eine Thatsache, die schon in dem Namen gewisser Gegenden, so z. B. in der Bezeichnung „Black country" (schwarzes Land), wie der Engländer die Kohlendistricte von Staffordshire benennt, ihren Ausdruck findet. Neben der unverbrannten und halbverbrannten Kohle finden sich im atmosphärischen Staube gar nicht selten halbverkohlte Pflanzenreste, und zwar besonders in solchen Gegenden, wo wie im nordwestlichen Deutschland und in einem Theile Hollands die Unsitte des Moorbrennens noch immer verbreitet ist. Da nach Prestel in den bezeichneten Gegenden durchschnittlich jährlich 90000 Morgen Landes auf diese Weise vorübergehend cultivirt werden, so erklärt es sich, daß unter den Einflüssen der Glut die von den verkohlenden Torfmassen sich erhebenden Rauchwolken sammt den mitgerissenen halbverbrannten Partikeln sich in hohe Luftschichten erheben und bei günstiger Windrichtung über einen großen Theil Norddeutschlands, bis nach Baden, Baiern, Würtemberg, bisweilen sogar noch weiter nach Süden und Osten getragen werden. Dem Moorrauch Norddeutschlands entspricht der Tuman-gar Rußlands, Livlands und Finlands, eine zu Anfang des Sommers auftretende nebelartige Trübung, hervorgerufen durch das in diesen Ländern übliche Küttisbrennen (Nieder-

Englands bestehende Commission mit der Prüfung aller hierbei in Betracht kommenden Umstände und demnächstiger Berichterstattung beauftragt hat, und da auch die Deutsche Seewarte zu Hamburg die in den meteorologischen Beobachtungsjournalen zahlreicher deutscher Handels- und Kriegsschiffe enthaltenen Notizen über das Auftreten des Himmelsglühens in verschiedenen Ländern und Meeren zusammengestellt hat und dem Vernehmen nach demnächst veröffentlichen wird.

Digitized by Google

brennen der Sträucher und Stoppeln auf weiten Strecken). Auch Waldbrände rufen durch die in der Atmosphäre sich weithin verbreitenden halbverkohlten, staubförmigen Pflanzenreste ähnliche Trübungen hervor. Diesem Umstande verdankte z. B. jener berühmte Nebel seine Entstehung, welcher im Herbst 1829 fast ganz Nordamerika bedeckte. Der in jener Zeit dort gefallene Regen soll infolge der soeben erwähnten Beimischungen schwarz wie Tinte gewesen sein.

Wir dürfen, nachdem wir uns mit den wichtigsten Quellen des atmosphärischen Staubes vertraut gemacht haben, denjenigen, von dem man gewöhnlich annimmt, daß er ursprünglich nicht unserm Planeten entstamme und den man deshalb als kosmischen oder Weltenstaub bezeichnet, hier nicht unerwähnt lassen. Man stellt sich denselben entweder als eine den Weltenraum erfüllende, ungemein fein vertheilte Materie vor, oder man betrachtet ihn, und das ist die gewöhnliche Auffassung, als die Verbrennungsrückstände von Meteorkörpern, die in unsere Atmosphäre eintreten, durch den Reibungswiderstand der Luft sich erhitzen und oxydiren (verbrennen). Für letztern Ursprung scheint auch die Zusammensetzung gewisser Staubfälle zu sprechen. So fand z. B. Nordenskiöld im December 1879 bei Stockholm in frischgefallenem Schnee Bruchtheilchen von Nickel und metallischem Eisen, und ähnlich zusammengesetzten Staub will derselbe Forscher in Verbindung mit kleinen weißen Körnchen auf seinen Polarreisen im arktischen Eise und im grönländischen Schnee vorgefunden haben. Analoge Beobachtungen wurden auch schon früher in andern Gegenden der Erde gemacht; so sollen z. B. Hagelkörner, die 1821 in Irland niederfielen, einen aus Eisenpartikeln bestehenden Kern enthalten haben, und die Beobachtung, daß bei vielen Staubfällen zahlreiche schwarze metallglänzende Körperchen, welche man durch einen Magnet leicht von dem übrigen Staube trennen kann, angetroffen werden, zusammengehalten mit der Thatsache, daß gediegenes Eisen auf unserer Erde sehr selten vorkommt, veranlaßten bereits 1832 den berühmten Arago zu dem Ausspruch, „daß zwischen diesen Staubfällen und dem Fallen der gewöhnlichen Aerolithen (Meteorsteine) kein wesentlicher Unterschied bestehe". Gegen diese Annahme sind allerdings neuerdings der Italiener Pacchini und der bekannte deutsche Mineralog von Lasaulx aufgetreten. Ersterer untersuchte den 1879 in verschiedenen Theilen Italiens und Siciliens niedergefallenen Staub, bestätigte auch die Thatsache, daß derselbe Körnchen von metallischem Eisen, etwas Nickel, Kobalt u. s. w. enthält, glaubt aber annehmen zu sollen, daß diese Staubmassen der Sahara entstammen, durch Wirbelstürme über das Mittelmeer getragen worden seien, und daß die soeben erwähnten Metallbestandtheile gewissen, in dieser Wüste zu vermuthenden, zur Zeit noch nicht aufgefundenen Erzlagern ihren Ursprung verdankten. Andererseits kommt Lasaulx durch die Untersuchung der von Nordenskiöld im Staube der arktischen Region aufgefundenen kleinen weißen Körnchen, die letzterer als „Cryoconit" bezeichnet, zu dem Schlusse, daß dieselben aus Quarz und Glimmer bestehen und ein Product grönländischen Gneises, also nicht kosmischen Ursprungs, sondern als Trümmer irdischen Gesteins zu betrachten seien. Die von Silvestri als „Weltenstaub" bezeichneten, in der Nähe von Catanea

Digitized by Google

(Sicilien) niedergefallenen Staubmengen sind nach Lasaulx als gewöhnlicher sicilischer Landstaub mit einer Beimischung von Krystallen, wie sie der Aetna in Massen auswirft, zu betrachten. „Wenn wir", so schließt der zuletzt erwähnte Forscher seinen Bericht, „die verschiedenen Untersuchungen, welche dem atmosphärischen Staube gewidmet wurden, zusammenstellen, so wird uns zunächst die Erscheinung entgegentreten, daß er fast durchgängig aus mineralischen Atomen besteht, die sich zum größten Theil als steinige Abschieferungen erkennen lassen. Als kosmisch könnte dabei lediglich das metallische Eisen gelten, welches immer, aber in sehr kleiner Quantität, der Staubmasse beigemengt ist." Aus dem Gesagten dürfte jedenfalls zur Genüge hervorgehen, daß die Frage über die Existenz kosmischen Staubes in unserer Atmosphäre zur Zeit noch nicht spruchreif ist.*)

Was das Quantum der in der atmosphärischen Luft suspendirten Staubtheile betrifft, so hat Tissandier, indem er abgemessene Luftmengen durch destillirtes Wasser streichen ließ, letzteres hinterdrein abdampfte und den Rückstand wog, ein Verfahren eingeführt, welches uns in den Stand setzt, die in einem gegebenen Luftquantum enthaltene Staubmenge genau zu bestimmen. Bei seinen Untersuchungen stellte sich heraus, was ja auch von vornherein als wahrscheinlich gelten mußte, daß die Quantität der in der Luft suspendirten Staubpartikel in hohem Grade von der Witterung abhängig ist. So fand der besagte französische Forscher, daß in Paris nach vorausgegangenem trockenen Wetter die Staubmenge viermal größer war als nach einem starken Regen. (Nach achttägiger Trockenheit enthielt der Kubikmeter Luft 23, nach dem Regen nur 6 Milligramm Staub.) Eine Erwähnung verdient ferner auch der Unterschied, welchen die in Rede stehenden Untersuchungen bezüglich des Staubgehalts zwischen der Luft von Paris und der seiner ländlichen Umgebungen ergaben, wobei sich die Luft der Großstadt zur Landluft bei trockenem Wetter wie 6 : 1, nach Regen aber sogar wie 24 : 1 verhielt. Daß die Feststellung eines so ungünstigen Verhältnisses, wie es der Staubgehalt in der Luft der Metropole im Vergleich zu dem der Landluft aufweist, für die Gesundheitspflege von außerordentlicher Wichtigkeit ist, liegt auf der Hand, und wir gehen wol kaum fehl, wenn wir die durch die Statistik fast aller europäischer Staaten nachgewiesene größere Sterblichkeit in den Städten und viele in letztern herrschende Krankheiten vorwiegend auf Rechnung des soeben erwähnten ursächlichen Moments setzen. Doch davon später. Um von den Mengen Staub, die schon unter gewöhn-

*) Gegen die Theorie des kosmischen Staubes wird von einzelnen Forschern geltend gemacht, daß die in Grönland gefundenen Eisentheilchen stets mit Kohlenstoff verbunden seien, während beim meteorischen Eisen eine solche Verbindung noch nicht nachgewiesen worden sei. Flögel hält es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß die im Staube gefundenen Eisenpartikel, wenn nicht sämmtlich, so doch zum größten Theil aus unsern Heizanlagen stammen, und erinnert daran, daß die meisten Brennmaterialien, so vor allem der Torf, eisenhaltig sind. Um die interessante Frage des kosmischen Staubes ihrer Beantwortung näher zu bringen, dürfte es sich vor allem empfehlen, die zum Auffangen des Luftstaubes bestimmten Aeroskope an Orten, die von dem gewöhnlichen Schmutzstaub möglichst frei sind, also entweder an isolirten Punkten mitten im Ocean, oder auf hohen Bergspitzen aufzustellen.

Digitized by Google

lichen Verhältnissen in der Atmosphäre enthalten sind, einen Begriff zu geben, sei hier noch erwähnt, daß Tissandier bei trockenem Wetter in einer über dem Marsfelde bei Paris lagernden Luftschicht von 5 Meter Dicke und 1/2 Quadratkilometer Grundfläche nicht weniger als 15 Kilogramm Staub fand. Die aus eingedampftem Regenwasser gewonnenen Staubtheile schwankten zwischen 25 und 172 Milligramm per Liter; beim Eindampfen von den Thürmen von Nôtre-Dame entnommenem Schnee kamen beim ersten Schnee 118, bei später gefallenem nur 56 Milligramm auf das Liter. Was das Verhältniß der verbrennbaren (organischen) zu den unverbrennlichen (unorganischen) Bestandtheilen des Staubes anlangt, so machen nach den Untersuchungen unsers Gewährsmannes erstere 25—34, letztere 66—75 Proc. der Gesammtstaubmenge aus. Neben den verschiedenartigsten organischen Substanzen und den bereits erwähnten Sand-, Quarz-, Kalk- und Kohlenbestandtheilen wurden Chlor- und Schwefelverbindungen, alkalische Erden, kohlensaure Magnesia, Ammoniaknitrat, Kieselerde, Phosphate und das, wenn auch in der Regel nur in geringen Mengen vorhandene, so doch selten fehlende Eisen angetroffen. Erwähnt sei hier noch, daß nach Aßmann (a. a. O.) die auf der Wetterwarte zu Magdeburg angestellten Untersuchungen den soeben erwähnten ganz analoge Resultate, in der Quantität zwar geringere Werthe, aber doch nahezu dieselben relativen Verhältnisse in dem Staubgehalt der Luft und der Zusammensetzung des Staubes, ergaben.

Nachdem wir die Kräfte, welche das Emporsteigen des Staubes vom Erdboden, sein Schweben und seine Vertheilung in der Atmosphäre bedingen, ferner auch seine Zusammensetzung und seinen Ursprung, soweit die bisjetzt angestellten, wenig zahlreichen Untersuchungen über diese Fragen Aufschlüsse liefern, kennen gelernt haben, gehen wir nunmehr dazu über, die Rolle, welche der Staub in der anorganischen und organischen Welt spielt, ins Auge zu fassen. Daß dieses unscheinbare Agens auf die Gestaltung der Erdoberfläche einen nicht unwesentlichen Einfluß ausübt, dafür liefern uns die Dünenwanderungen, d. h. jene durch Seewinde landeinwärts getragenen, aus Meeressand bestehenden culturfeindlichen Staubmassen, durch welche ausgedehnte Küstengegenden, Wälder und Ortschaften allmählich begraben werden, einen unzweideutigen Beweis. Daß die Configuration ganzer Länder und Continente durch Staubwehen, die in ein und derselben Richtung sich fortbewegen, im Laufe der Jahrtausende nach und nach verändert werden muß, daß Thäler ausgefüllt, Küsten weiter ins Meer vorgeschoben werden u. dgl., wird uns sofort klar, wenn wir uns daran erinnern, was F. von Richthofen betreffs der Lößbildung Chinas festgestellt hat. Diese Lößschichten erreichen im östlichen Asien eine Mächtigkeit von 600 Meter und bestehen aus einer von Quarzpartikelchen durchsetzten feinkörnigen lehmartigen Erde, welche von einem Netzwerk feiner Röhrchen, dem Residuum jener Pflanzen, welche in diesem Boden nicht Wurzel geschlagen haben, durchzogen wird. Die zuletzt erwähnte Thatsache beweist also eine langsame Entstehung dieser Massen und spricht ebenso wie der Umstand, daß von fossilen Einschlüssen ausschließlich Landschnecken und Knochen von Landsäugethieren in denselben enthalten sind und daß jede Spur

Digitized by Google

einer Schichtung fehlt, dafür, daß der ostasiatische Löß durch Ablagerung der von den Gebirgen und Plateaus Centralasiens abbröckelnden, durch westliche Winde in Staubform fortgewehten Massen (derartige mächtige Staubstürme sind jetzt noch in diesen Gegenden häufige Vorkommnisse) im Verlaufe von Hunderttausenden von Jahren ganz allmählich entstanden ist. Daß solche durch den Wind fortgetragene, durch die Einwirkung des Regens verkittete Sand- und Staubmassen, ebenso wie sie in vergangenen Epochen unserer Erdgeschichte Ablagerungen gebildet haben, noch heutzutage zur Bildung neuer Erd- und Gesteinsschichten Veranlassung geben, unterliegt keinem Zweifel. So verdankt z. B. der „Sandgletscher" der Bermudas, welcher am Südgestade dieser Inseln bedeutende Veränderungen hervorgerufen hat, seine Entstehung jenem zu Haufen von 30 Fuß Höhe zusammengewehten Korallendebris, welcher in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer kalksteinähnlichen Masse erhärtet. Auch hat die Annahme vieles für sich, daß die obenerwähnten Passatstaubwehen, welche enorme Mengen von Sand und Debris der Westküste Afrikas und dem Atlantischen Ocean zuführen, im Verlaufe von unendlich langen Zeiträumen eine Verschiebung des afrikanischen Continents nach Westen hin bewirken werden.

Als ein zweiter Punkt von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit muß hier dasjenige erwähnt werden, was neuere Forschungen, insbesondere die Untersuchungen des Engländers John Aitken in Betreff des Zusammenhangs zwischen atmosphärischem Staube einerseits, der Bildung von Nebel und Wolken und dem Zustandekommen der feuchten Niederschläge andererseits festgestellt oder doch wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich gemacht haben. Der zuletzt genannte Forscher stützt seine Behauptungen im wesentlichen auf die folgenden, zuerst von ihm gemachten Versuche. Wird in zwei große Glasballons, von denen der eine mit gewöhnlicher, der andere aber mit einer durch Baumwolle filtrirten und von allen Staubbestandtheilen aufs sorgfältigste befreiten Luft gefüllt ist, Wasserdampf eingelassen, so erfolgt in dem erstern die Bildung eines intensiven dichten Nebels, während in der filtrirten Luft des zweiten Ballons, die sich im übrigen durch nichts von derjenigen des ersten Ballons unterscheidet, eine solche Trübung nicht stattfindet. Wird ferner unter den Recipienten der Luftpumpe etwas Wasser gebracht, um die darin befindliche Luft mit Wasserdampf zu sättigen, hinterdrein aber dieselbe durch einige Züge mit dem Kolben verdünnt und auf diese Weise abgekühlt, so zeigt staubhaltige Luft sofort eine intensive Nebelbildung (hervorgerufen durch Condensation des Wasserdampfes vermittels der Abkühlung); dagegen tritt in dem mit filtrirter, staubfreier Luft gefüllten Recipienten keine Spur von Trübung durch Nebelentstehung ein. Aus diesen Experimenten folgert Aitken, daß, ähnlich wie der in eine concentrirte Salzlösung eingetauchte feste Körper zum Krystallisationscentrum wird, die Staubbestandtheile der Atmosphäre die festen Punkte abgeben, an denen sich der in letzterer enthaltene Wasserdampf condensirt, daß ohne diese in der Luft suspendirten festen Partikel eine Verdichtung des Wasserdampfes nicht innerhalb des Dunstkreises, sondern in der Regel erst an der Erdoberfläche, überall da, wo ihre Temperatur niedriger ist als die der umgebenden Atmosphäre, stattfinden und daß demnach die feuchten Niederschläge nicht als

Digitized by Google

Regen oder Schnee, sondern in der Form von Thau auftreten würden. Da wo bedeutende Mengen Staub in der Luft enthalten sind, soll, da sich das betreffende Feuchtigkeitsquantum alsdann auf eine größere Anzahl von Verdichtungscentren vertheilen wird, die um das einzelne Staubkörperchen stattfindende Condensation eine geringere sein und es also nicht so leicht zu feuchten Niederschlägen kommen wie da, wo nur eine beschränkte Menge von Staub in der Atmosphäre vorhanden ist, eine größere Wasserverdichtung um das einzelne Staubpartikelchen stattfindet und letzteres von den sich bildenden Regentropfen nun mit zu Boden gerissen wird. Der Meeresschaum wird ebenso wie die Meteorsubstanz von Aitken als eine wichtige Staubquelle betrachtet; auch nimmt derselbe an, daß das Erhitzen von festen Körpern, so z. B. die Erwärmung von Glas oder einem Stück Metall, die Abstoßung einer großen Menge unendlich kleiner staubförmiger Partikel zur Folge habe. Der bekannte londoner Nebel ist nach unserm Gewährsmann vorwiegend auf Rechnung des in der englischen Kohle enthaltenen Schwefels zu setzen. Letzterer wird bei der Heizung zum Theil zu schwefliger Säure verbrannt, geht zum Theil unverbrannt in Form fein vertheilter Partikel in die Atmosphäre über und soll in letzterm Zustand wesentlich dazu beitragen, Nebel zu erzeugen. Im Gegensatz zu dem, was gewöhnlich in Betreff der gesundheitsschädlichen Wirkungen der Verbrennungsproducte angenommen wird, glaubt der englische Forscher, daß die in den Großstädten und in der Nähe industrieller Etablissements massenhaft in der Luft flottirenden Ruß- und Kohlenpartikel sowie die durch die Schwefelverbrennung entstehende schweflige Säure — die erstern dadurch, daß sie schädliche Gase absorbiren, und letztere vermöge der ihr eigenthümlichen desinficirenden (Ansteckungskeime vernichtenden) Wirkung für die Gesundheit der Bewohner der Städte eher von Vortheil als von Nachtheil seien. Im Anschluß an das soeben Gesagte wollen wir hier noch bemerken, daß, wenn auch die schon oben erwähnte Verwandtschaft der organischen Staubmaterie zum Wassermolecul auf bestimmte Beziehungen zwischen dem Staube der Atmosphäre und dem Zustandekommen der feuchten Niederschläge und der Nebelbildung hinweist, doch erst weitere Untersuchungen und Beobachtungen uns in den Stand setzen werden, über die Richtigkeit der Aitken'schen Schlüsse, von denen hier nur einige der wichtigsten hervorgehoben werden konnten, ein endgültiges Urtheil zu fällen.

Wenden wir uns nun zu dem letzten, aber nicht unwesentlichsten Theile unserer Erörterungen: dem Einflusse des Staubes auf die organische Welt, so sind es ebensowol segensreiche wie höchst nachtheilige und verderbliche Wirkungen, welche hier unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Was erstere anlangt, so bedarf es wol kaum einer besondern Erwähnung, daß ohne die vom Winde fortgetragenen Pollenkörner, welche im Frühling und Sommer einen niemals fehlenden Bestandtheil des atmosphärischen Staubes ausmachen, die Fortpflanzung der meisten Gewächse und somit die Existenz des Pflanzenreiches unmöglich sein würde. Auch wird der Staub vermöge seiner Eigenschaft als schlechter Wärmeleiter, d. h. indem eine über dem Erdboden schwebende Staubschicht die allzu rasche Wärmeausstrahlung und Abkühlung desselben verhindert und somit der schäd-

Digitized by Google

lichen Einwirkung der Kälte entgegenwirkt, für die organische Welt unter Umständen von Nutzen sein. Bekannt ist ja, daß es häufig gelingt, durch Anzünden stark rußender Feuer — also durch Erzeugung eines künstlichen Staubes — zarte Gewächse vor dem schädlichen Einflusse der Nachtfröste zu schützen. Was ferner die nachtheiligen Einwirkungen des atmosphärischen Staubes auf die Organismenwelt anlangt, so sind es die in demselben enthaltenen Sporen von Pilzen, welche mit den Luftströmungen über weite Entfernungen fortgetragen werden und als Keime verheerender Krankheiten Pflanze und Thier sowie auch den Menschen selbst mit Gefahren bedrohen. Von diesen Krankheiten werden diejenigen, welche das Pflanzenreich heimsuchen, vorwiegend durch Mycelpilze — d. h. solche, welche durch Theilung und Verästelung ihrer Pilzfäden (Hyphen) ein Pilzgeflecht (Mycelium) bilden und im Gegensatz zu den sogleich zu erwähnenden Spaltpilzen und den Hefepilzen besondere Fortpflanzungsorgane entwickeln — hervorgerufen. Diese Parasiten, von denen einzelne eine Heteröcie, d. h. eine Art Generationswechsel mit durchmachen — von dem Rostpilz des Roggens (Puccinia graminis) ist es bekannt, daß seine Sporen auf der Erde oder auf todten Grashalmen überwintern, dann auf Berberitzenblättern ihre vollständige Ausbildung erlangen und von den Berberisbüschen fortgeweht die Roggensaaten inficiren — erzeugen jene Krankheiten, die man als Mehlthau, Rußthau, Brand, Krebs, Pocken u. s. w. bezeichnet und von denen unsere wichtigsten Culturgewächse befallen werden. Wie rapid sich diese Krankheitskeime mit dem atmosphärischen Staube verbreiten, dafür liefert das Auftreten des Kartoffelpilzes (Phytophtora infestans), der vor 1845 in unserm Welttheil nahezu unbekannt war und in diesem Jahre plötzlich in West- und Mitteleuropa die Kartoffelernten zerstörte, ferner auch der Traubenpilz (Oidium Tuckeri), der in dem nämlichen Jahre mit amerikanischen Rüben nach England verschleppt wurde, auf dem Continent zuerst in den Spalieren des Barons von Rothschild zu Versailles auftrat und 1851 binnen kurzer Zeit in vielen Gegenden Südeuropas die Weingärten verheerte und übers Meer getragen die Weincultur Madeiras nahezu vernichtete, einen interessanten Beleg. Aber nicht nur das Getreidefeld, der Kartoffelacker und der Weinberg werden von den im atmosphärischen Staube enthaltenen Pilzsporen heimgesucht; auch unsere Forstculturen werden von denselben aufs schwerste geschädigt. Wo nur immer eine wunde Stelle sich findet, wo der Wind oder die Hand des Menschen einen Ast abgebrochen hat, da nisten durch die Luftströmungen hinzugeführt die Keime des Hutpilzes sich ein, von dort aus ihr Mycelgeflecht bis ins Innere des Stammes vorschiebend und den Zerstörungsproceß fortsetzend, bis schließlich die ganze Textur des mächtigsten Baumes in braunen Moder verwandelt ist.

Was ferner die Einwirkung des Staubes auf den Menschen und die Thierwelt anlangt, so haben die Forschungen der letzten Jahre es über allen Zweifel erhoben, daß die verbreitetsten und gefährlichsten Volks- und Thierkrankheiten durch die im atmosphärischen Staube niemals fehlenden Bacterien (Spaltpilze) oder deren Sporen hervorgerufen und übertragen worden und daß das, was die medicinische Wissenschaft als „Miasma" (vom Erdboden ausgehende Ansteckung) und „Contagium" (Ansteckung von Person zu Person) bezeichnet, auf die Wirkung

Digitized by Google

dieser Organismen, die wegen ihrer winzigen Kleinheit nur mit Hülfe der stärksten Vergrößerungen unserer Mikroskope wahrgenommen werden können — nach Ferdinand Cohn würden erst 633 Mill. der gewöhnlichen Fäulnißbacterien (Bacterium termo) dicht nebeneinander gelegt den Raum eines Kubikmillimeters ausfüllen und ungefähr ebenso viele Billionen das Gewicht eines Grammes voll machen — zurückzuführen ist. Diese Spaltpilze entstehen überall da, wo die für ihre Existenz günstigen Bedingungen, nämlich sich zersetzende organische Substanz sowie gewisse Wärme- und Feuchtigkeitsgrade vorhanden sind. Während man aber vor kurzem noch annahm, daß die Bacterien und ihre Sporen vorwiegend durch den Verdauungskanal — insbesondere mit dem Trinkwasser — dem menschlichen und thierischen Organismus zugeführt wurden, so lassen die neuern Untersuchungen darüber keinen Zweifel bestehen, daß dieselben in bei weitem der Mehrzahl der Fälle mit dem atmosphärischen Staube eingeathmet werden und entweder schon in den Luftwegen sich ansiedeln oder, ins Blut aufgenommen, andern Organen resp. Geweben sich mittheilen.*) Welche Bedeutung diesen mikroskopischen Organismen zuzuschreiben ist, geht daraus hervor, daß von Thierkrankheiten für den Milzbrand der Schafe und Rinder, die Perlsucht des Rindviehs, die Tollwuth des Hundes, den Rotz des Pferdes und die Hühnercholera, von Krankheiten, die den Menschen befallen, für Rückfalltyphus (Febris recurrens), Wechselfieber (Malaria), Diphtherie, Keuchhusten, Wundrose, Lepra und Tuberkulose (Lungenschwindsucht) und neuerdings auch für Cholera — für die zuletzt genannten Krankheiten bekanntlich durch die epochemachenden Untersuchungen von Dr. R. Koch — der Beweis von der durch Bacterien hervorgerufenen Entstehung und Verbreitung dieser Seuchen bereits beigebracht wurde. Auch ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß für eine Reihe von andern Krankheiten des Menschen, wie für Masern, Scharlach, Puerperalfieber, Gelenkrheumatismus u. s. w. der pathogene (Krankheit erregende) Spaltpilz früher oder später ebenfalls nachgewiesen werden wird. Die Frage, ob und wie die Bacterien aus faulenden und sich zersetzenden Flüssigkeiten, die eine Hauptbildungsstätte dieser Organismen darstellen oder von benetzten Oberflächen fester Körper in die atmosphärische Luft gelangen und dem Staube sich beimischen, hat in neuester Zeit zu Controversen Veranlassung gegeben, die wir hier nicht ganz unerwähnt lassen dürfen. Gewisse von Dr. Soyka in München angestellte Versuche**) hatten diesen Forscher zu dem Schlusse veranlaßt, daß eine Luftgeschwindigkeit von weniger als 3 Centimeter in der Secunde genüge, um Spaltpilze von einem

*) Daß die Spaltpilze, wenn sie mit der Nahrung oder dem Trinkwasser dem Körper zugeführt werden, unter Umständen ebenfalls Seuchen erregen, unterliegt keinem Zweifel; indessen kommt dabei doch in Betracht, daß der Säuregehalt des Magensaftes, die übrigen Verdauungssecrete und das Epithel der Darmschleimheit wirksame Schutzmittel gegen Spaltpilzinfection darstellen. Was die Einathmung von Pilzstäubchen und andern Bestandtheilen des Luftstaubes anlangt, so hat Pouchet dieselben in den Knochenhöhlen der Vögel nachgewiesen, wohin sie mit der Inspirationsluft durch die Athmungsorgane gelangt waren.

**) Vgl. „Ueber die Natur und Verbreitungsweise der Infectionserreger" (in: „Zur Aetiologie der Infectionskrankheiten", Bd. 1, München 1880).

Digitized by Google

solchen flüssigen Substrat loszureißen und dem atmosphärischen Staube beizumengen. Im Gegensatz hierzu hat aber der mehrfach erwähnte C. von Nägeli (a. a. O.) auf Fehlerquellen in den Versuchen Soyka's hingewiesen und durch eigene Experimente dargethan, daß selbst dann, wenn Luftströmungen mit großer Schnelligkeit über eine wenig kleberige faulende Flüssigkeit oder über von derselben befeuchtete Glasgefäßwände und Drahtnetze dahinstreichen, keine Pilzstäubchen mit fortgeführt werden. Dieses kann man daraus schließen, daß die erwähnte Luftströmung, welche, nachdem sie das in Zersetzung begriffene Medium passirt hat, in eine zuvor sterilisirte (von Pilzkeimen befreite) Bacteriennährlösung geleitet wird, in letzterer keinerlei Spaltpilzbildung hervorruft. Nur da, wo bacterienhaltige Flüssigkeiten oder feuchte Substanzen, welche Spaltpilze enthalten, eintrocknen — was allerdings häufig genug der Fall ist — ist nach der Nägeli'schen Anschauung die Gefahr vorhanden, daß die Pilzstäubchen in die Atmosphäre gerathen und eingeathmet werden. Mit dem, was wir soeben über die Gefahr der Austrocknung sagten, stimmt dann auch das überein, was durch Pettenkofer, Virchow und englische Beobachter über das Auftreten von Typhus- und Choleraepidemien bei niedrigem Grundwasserstande festgestellt worden ist. Die neuern Forschungen lassen nämlich keinen Zweifel darüber bestehen, daß eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Bildungsstätte für Spaltpilze in gewissen vom Grundwasser benetzten Schichten des Erdbodens, in denen die sich zersetzenden organischen Substanzen und die dort vorhandene Feuchtigkeit für die Bacterienbildung außerordentlich günstige Vorbedingungen schaffen, zu suchen ist. Sobald nun mit dem Sinken des Grundwasserspiegels gewisse Erdschichten austrocknen, werden die im Erdboden enthaltenen staubförmigen Pilzkeime, welche nun den Bodenpartikelchen nicht länger anhaften, durch die Strömungen der Grundluft zur Erdoberfläche emporgerissen, wo sie, wie schon bemerkt, die Rolle des Seuchenerregers und Verbreiters übernehmen. Für unsere Häuser kommt hierbei speciell noch in Betracht, daß dieselben mit ihrer Luft, die im Winter und während der Nacht regelmäßig wärmer ist als die der freien Atmosphäre, gewissermaßen wie Zugkamine wirken, die Bodenluft sammt den in ihr enthaltenen Pilzstäubchen in sich hineinsaugen und dadurch häufig zu Seuchenherden werden.

So viel über die im atmosphärischen Staube enthaltenen Spaltpilze und die Gefahren, womit sie Gesundheit und Leben des Menschen bedrohen. Daß neben den Bacterien gewisse mit dem Staube sich verbreitende Sporen von Schimmelpilzen, wie Actinomyces, Penicillium, Eurotium u. s. w. sich gleichfalls im menschlichen oder thierischen Organismus ansiedeln, dort Mycel (Pilzgeflecht) erzeugen und krankhafte oder tödliche Wirkungen äußern können, haben Beobachtungen am Krankenbett sowie Versuche von Grohe, Block, Gravitz u. a. über allen Zweifel erhoben. Endlich sei hier noch erwähnt, daß ganz abgesehen von den im Vorhergehenden geschilderten Pilzschädlichkeiten gewisse in großen Mengen eingeathmete Staubtheile durch ihre mechanisch-reizende Wirkung in den Lungen krankhafte Veränderungen hervorrufen. Solche Staubinhalationskrankheiten im engern Sinne finden sich vorzugsweise bei bestimmten Gewerben, und werden die Gefahren, denen die betreffenden Gewerbtreibenden oder Arbeiter bei ihrer Berufsthätigkeit aus-

Digitized by Google

gesetzt sind, beim Abschluß von Lebensversicherungen als die Lebensdauer beeinflussende ungünstige Momente mit in Erwägung gezogen. Um hier nur einige der wichtigsten, in diese Kategorie fallenden Gesundheitsstörungen namhaft zu machen, so charakterisirt sich die bei Arbeitern in Kohlenbergwerken, Kohlenbrennern und solchen, die ähnlichen Beschäftigungen obliegen, auftretende „Kohlenlunge" (Anthracosis pulmonum) durch ihr schwärzlich gefleckteß Aussehen, durch die das Lungengewebe durchsetzenden, unter dem Mikroskop deutlich nachweisbaren Kohlenstaubpartikel und andere Eigenthümlichkeiten. Noch gefährlicher als die „Kohlenlunge" und die mit ihr Hand in Hand gehende „Kohlenbronchitis" sind übrigens jene pathologischen Veränderungen des Lungengewebes, welche durch Einathmen von feinen Metallstaubpartikeln und von Steinstaub hervorgerufen werden und im erstern Falle bei Metalldrehern, Eisenarbeitern u. dgl., in letzterm bei Steinhauern, Verfertigern von Mühlsteinen und ähnlichen Gewerben sich finden. Wie groß die Schädlichkeiten sind, denen die zuletzt erwähnten Arbeiter und Gewerbtreibenden ausgesetzt sind, erhellt schon daraus, daß, während in der Lungenasche des neugeborenen Kindes keine Spur von Sand oder Staub nachzuweisen ist und während beim Erwachsenen dieser Staubgehalt unter normalen Verhältnissen auf höchstens 7 Proc. steigt, bei Steinhauern wiederholt 22—24 Proc. Sand und Staub in der Lunge nachgewiesen wurden, und daß nach Schmidt in Karlsruhe Steinarbeiter selten ein Alter von mehr als 40 Jahren erreichen. Ebenso wie die eingeathmeten Kohlen-, Metall- und Steinpartikel durch den auf die Schleimhaut der Luftwege ausgeübten Reiz Katarrhe, chronische Entzündung und im weitern Verlaufe Lungenphthise hervorrufen, pflegt übrigens auch der Aufenthalt in einer mit Baumwoll-, Woll- und Haarstäubchen erfüllten Luft, wie solche in gewissen industriellen Etablissements zu finden ist, der Dampf der bleihaltigen Glasur der Kacheln in den Ofenfabriken, die in Hüttenwerken und Glasfabriken entstehenden Gase (wir dürfen solche Dämpfe bei Betrachtung der Staubwirkungen wol mit anführen, da bei den in diesen Etablissements stattfindenden chemischen und physikalischen Processen mit den Gasen eine nicht unbedeutende Menge fester Partikel in die Atmosphäre übergeht) und dergleichen gesundheitsschädliche Wirkungen herbeizuführen.

Von den verschiedenen Gefahren, womit entsprechend seiner verschiedenen Zusammensetzung der atmosphärische Staub die menschliche Gesundheit bedroht, haben wir im Vorhergehenden nur einige der wichtigsten namhaft gemacht. Wenn auch der Mangel einer allgemeinen Krankheitsstatistik es bisjetzt nicht gestattet, über den Zusammenhang zwischen meteorologischen Vorgängen und vielen Erkrankungen ein endgültiges Urtheil zu fällen, so dürfte doch der von vielen Aerzten aufgestellte Erfahrungssatz, daß feuchtes, regenreiches Wetter in der Regel einen bessern allgemeinen Gesundheitszustand mit sich bringt als trockene Witterung, kaum anzufechten sein. Feuchte Niederschläge nach anhaltender Trockenheit wirken in doppelter Beziehung günstig; nämlich einerseits, indem sie den Grundwasserspiegel erhöhen und durch Benetzen ausgetrockneter spaltpilzhaltiger Erdschichten den seuchenerzeugenden winzigen Organismen das Emporsteigen zur Erdoberfläche unmöglich machen, und andererseits, indem sie, wie aus den obenerwähnten Beobachtungen von Tissandier hervorgeht, den größern Theil des in der Luft enthaltenen Staubes

Digitized by Google

niederschlagen, durch Durchfeuchten aller an der Erdoberfläche und im Freien befindlichen Gegenstände ein Losreißen von Staubpartikeln durch den Wind erschweren und dadurch gesundheitliche Schädlichkeiten beseitigen. Auf dem verschiedenen Staubgehalt der Luft in großen Städten und in ländlichen Districten dürfte im wesentlichen wol auch der Unterschied beruhen, den, wie bereits erwähnt, die Sterblichkeitsstatistik von Stadt und Land zu Gunsten des letztern festgestellt hat.

Fassen wir zum Schluß die Ergebnisse unserer Betrachtungen noch einmal kurz zusammen, so erscheint die Behauptung wohl begründet, daß jenes Jahrhunderte hindurch kaum beachtete Agens: der Staub unserer Atmosphäre, neben seinem Einfluß auf die Gestaltung der Erdoberfläche und seiner Bedeutung für das Zustandekommen gewisser meteorologischer Vorgänge (der zuletzt erwähnte Einfluß ist zwar nicht sicher erwiesen, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich) für die organische Welt und insbesondere für das Wohl und Wehe des Menschengeschlechts von größter Wichtigkeit ist. Auch dürfen wir uns wol der Hoffnung hingeben, daß die Fortsetzung der jetzt noch im ersten Stadium befindlichen Untersuchungen über den Staub und seine Wirkungen vieles Wissenswerthe zu Tage fördern und daß dieselbe neben andern Resultaten uns Mittel an die Hand geben wird, um jenen winzigen Feinden entgegenzutreten, welche gleich den Pest und Tod bringenden unsichtbaren Pfeilen des Ferntreffers Apollo, von denen Homer uns berichtet, das menschliche Leben mit Gefahren bedrohen.

Digitized by Google

Meine neuen Ausgrabungen in Tiryns.

Von

Dr. Heinrich Schliemann.*)

In der südöstlichen Ecke der Ebene von Argos, auf der niedrigsten und flachsten jener Felshöhen, welche dort beisammenliegen und sich wie Inseln aus der sumpfigen Niederung erheben, nur 8 Stadien oder gegen 1500 Meter vom Golf entfernt, liegt die jetzt Paläokastron genannte uralte Akropolis von Tiryns, der mythische Geburtsort des Hercules, die Residenz vieler mächtiger legendärer Könige. Die Blütezeit und Geschichte von Tiryns gehört einer fernen prähistorischen Zeit an; schon zu Homer's Zeit war die Stadt uralt, längst ihrer Selbständigkeit beraubt und eine Vasallin von Argos. Wie meine Forschungen bewiesen haben, war der die ganze obere Citadelle einnehmende Palast der alten tirynthischen Könige schon in prähistorischer Zeit zerstört; seine Ruinen lagen im Schutt begraben, seine Baustelle war unbewohnt geblieben und die alte Burg lag öde und verlassen in der Mitte der sie umgebenden winzigen Unterstadt. Dennoch drückt Homer seine Bewunderung über die Mauern der Citadelle durch das Epitheton „τειχιόεσσα" aus, welches er Tiryns gibt. Ja im ganzen Alterthum hat man diese Mauern als ein außerordentliches Wunderwerk angesehen. Pausanias (IX, 36) stellt sie als ein solches sogar gleich mit den Pyramiden Aegyptens, indem er sagt: „Nun sind aber die Hellenen sehr stark in der Sucht, das Ausländische mehr zu bewundern, als was sie in ihrem eigenen Lande haben, wie denn hervorragende Schriftsteller darauf verfallen sind, die ägyptischen Pyramiden aufs genaueste zu beschreiben, während sie das Schatzhaus des Minyas (in Orchomenos) und die Mauern von Tiryns, die doch gleiche Bewunderung verdienen, keiner Silbe würdigen." Derselbe Schriftsteller sagt weiter (IX, 36) über die Mauern von Tiryns: „Die Ringmauer, welche das einzige Ueberbleibsel (von Tiryns) ist, wurde von den Cyklopen gebaut; sie besteht aus unbehauenen Steinen, deren jeder so groß ist, daß ein Gespann von zwei Maulthieren nicht einmal den kleinsten von der Stelle bewegen könnte; die Zwischenräume sind mit kleinen Steinen ausgefüllt, um die großen Steine noch mehr in ihrer Lage zu befestigen."

---

*) Rede gehalten beim Anthropologischen Congreß zu Breslau am 4. Aug. 1884.

Digitized by Google

Die Steine der Ringmauer sind durchschnittlich etwa 2 Meter lang und 0,90 Meter dick, und muß letztere, nach den erhaltenen Resten zu urtheilen, eine Gesammthöhe von etwa 15 Meter gehabt haben.

Nach Apollodoros (II, 2, 1), Pausanias (II, 16, 4) und Strabo (VIII, 372) ließ Proitos, König von Tiryns, die Cyklopen, sieben an Zahl, aus Lykien kommen, damit sie ihm die Mauern von Tiryns erbauten. Von diesen oder andern Cyklopen müssen, der Sage nach, auch viele andere ähnliche Bauten in der Argolis und namentlich die Mauern von Mykenä erbaut worden sein, infolge dessen von Euripides die ganze Argolis das cyklopische Land genannt wird (Orestes, 965), die Häuser von Mykenä („Iphigenia in Tauris", 845) und Mykenä selbst („Iphigenia in Aulis", 152, 265, 1500, 1501) als Cyklopenbau bezeichnet werden.

Tiryns wird auch von Pindar („Fragmenta", 642, ed. Böckh) κυκλώπια πρόθυρα (cyklopischer Hofraum) genannt. Ganz besonders bemerkenswerth ist es aber, daß wir bei Hesychios τιρύνθιον πλίνθευμα, d. h. der tirynthische Ziegelbau, finden, denn dies steht, wie wir sogleich sehen werden, in merkwürdiger Uebereinstimmung mit der Construction des von mir in Tiryns ans Licht gebrachten großartigen prähistorischen Palastes.

Da Tiryns so nahe am Meer und in einer so niedrigen Ebene liegt, daß der Fahrweg an der Westseite der Burg nur 3 Meter Meereshöhe hat, so macht sie auf jeden Reisenden den Eindruck, daß sie noch in classischen Zeiten vom Meere bespült, und daß der sie jetzt von demselben trennende sumpfige Landstrich ein späterer Zuwachs sein muß. Dies ist jedoch ein Irrthum, welcher durch die cyklopischen Baureste einer uralten Stadt und ihres Hafendammes, etwa 2 Kilometer von Tiryns und unmittelbar am jetzigen Meeresufer, bewiesen wird. Allerdings ist der Hafen jetzt versteichtet und kaum 30 Centimeter tief; jedoch kann sich der alte Hafendamm vor 3000 Jahren kaum mehr als 100 Meter weiter ins Meer erstreckt haben als jetzt. Bestimmt ist der Fels von Tiryns einst vom Meer bespült worden, aber in einer fernen prähistorischen Zeit, in einer Zeit, als unser Planet wahrscheinlich noch nicht von Menschen bewohnt war.

Der Mythus von Hercules' Geburt in Tiryns und den ihm von Eurystheus, dem Könige von Mykenä, auferlegten zwölf Arbeiten erklärt sich durch seine doppelte Natur als Sonnengott und Heros. Natürlich ist es, daß ihn, den stärksten aller Helden, die Fabel zwischen den mächtigsten Mauern der Welt, welche als das Werk überirdischer Riesen angesehen wurden, geboren werden ließ; und als Sonnengott muß er wenigstens ebenso viele Tempel in der Ebene von Argos gehabt haben, als sein Nachfolger, der Prophet Elias, der in einem Flammenwagen gen Himmel fuhr und daher auch nichts anderes sein kann als ein Sonnengott, jetzt dort hat; denn die sumpfige Niederung erzeugte im Alterthum sowie jetzt pestilenzialische Fieber, und konnte nur durch fortwährende Menschenarbeit unter dem wohlthätigen Einfluß der Sonne bebaut werden.

Nach der uns durch die Classiker erhaltenen Legende war Proitos, der erste König von Tiryns, ein Bruder des Königs Akrisios von Argos. Von diesem aus Argos vertrieben, geht Proitos zum König Jobates von Lykien, dessen Tochter Anteia er heirathete und der ihn mit Heeresmacht als König von Tiryns einsetzte.

Digitized by Google

Die Sage von diesem mythischen Könige, der etwa ums Jahr 1400 v. Chr. anzusetzen wäre, wird auch von Homer (Ilias, VI, 157—170) bestätigt, nach welchem Bellorophontes von Korinth an den Hof des Proitos in Tiryns kam. Hier aber widerfährt ihm ein ähnliches Schicksal wie Joseph in Aegypten; die Königin Anteia nämlich verliebt sich in den Fremdling, dem, wie Homer sagt, die Unsterblichen schöne Gestalt und reizende Manneskraft geschenkt hatten. Da aber Bellerophontes die Liebe der Anteia verschmäht und ihre Vorschläge verwirft, klagt sie ihn, von Leidenschaft entbrannt, beim Könige an, als habe er ihr Zwang anthun wollen:

Tod dir, oder, o Proitos, erschlage du Bellerophontes,
Der mit der Liebe Gelust mir nahete, wider mein Wollen.
Jene sprach's, und der König ereiferte, solches vernehmend.
Zwar ihn zu morden vermied er, denn graunvoll war der Gedank' ihm.
Aber gen Lykia sandt' er ihn hin, und traurige Zeichen
Gab er ihm, viel Mordwinke, geritzt auf gefaltetem Täflein:
Daß, wenn er solches dem Schwäher gezeigt, er das Leben verlöre.
Er nun wandelte hin, im Geleit obwaltender Götter.
Als er Lykia jetzo erreicht, und den strömenden Xanthos,
Ehrt ihn, gewogenes Sinns, der weiten Lykia König,
Gab neuntägigen Schmaus, und erschlug neun Stiere zum Opfer,
Aber nachdem zum zehnten die rosige Eos emporstieg,
Jetzo fragt' er den Gast, und hieß ihn zeigen das Täflein,
Welches er ihm als Zeichen vom Eidam brächte, dem Proitos.
Als er es nunmehr empfangen, das mordliche Zeichen des Eidams,
Hieß er jenen zuerst die ungeheure Chimära
Tödten, die göttlicher Art, nicht menschlicher, dort emporwuchs:
Vorn ein Löw' und hinten ein Drach', und Geiß in der Mitte,
Schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers.
Doch er tödtete sie, dem Geheiß der Unsterblichen trauend.
Weiter darauf bekämpft' er der Solymer ruchtbare Völker;
Wahrlich den härtesten Kampf nannt' er's, den er kämpfte mit Männern.
Drauf zum dritten erschlug er die männliche Hord' Amazonen.
Jetzo dem Kehrenden auch entwarf er betrügliche Täuschung:
Als er im Lykierlande gewählt die tapfersten Männer,
Legt er den Halt; doch jene, zurück nicht kehrten sie heimwärts,
Alle vertilgte sie dort der untadlige Bellerophontes.
Als er nunmehr erkannte den Helden aus göttlichem Samen,
Hielt er dort ihn zurück, und gab ihm die blühende Tochter,
Gab ihm auch die Hälfte der Königsehre zum Antheil.

Auf Proitos folgte in der Herrschaft von Tiryns sein Sohn Megapenthes, welcher das Reich mit Perseus, dem Sohne der Danae und Jupiter's und mythischem Gründer von Mykenä, gegen das Reich von Argos vertauscht. (Pausanias, II, 16.) Dem Perseus folgt sein Sohn Elektryon (Apollodoros, II, 4; Pausanias, II, 22, 8; 25, 9), Vater der Alkmene, Mutter des Hercules, welcher, gleichwie sein Vater Perseus, Mykenä zur Residenz gemacht haben soll. Elektryon, so geht die Sage weiter, trat das Reich von Tiryns und Mykenä an Amphitryo, Sohn des Alkaios und Enkel des Perseus und der Andromeda, ab.

Digitized by Google

(Apollodoros, II, 4; Hesiod, „Scut. Her.", 86.) Amphitryo heirathete Alkmene, Mutter des Hercules, wurde aber von seinem Onkel Sthenelos vertrieben, der nun König von Argos, Tiryns, Mykenä, Mideia und Heraion und Vater des Eurystheus wurde. (Apollodoros, II, 4; Ovid, IX, 273.) Hercules eroberte Tiryns und soll hier lange seinen Wohnsitz gehabt haben, infolge dessen er häufig der Tirynthier genannt wird. (Pindar, „Olympien", XI, 40; Ovid, „Metamorphosen", VII, 410; Virgil, „Aeneide", VII, 662.)

Bei der dorischen Einwanderung, welche die Tradition des ganzen Alterthums einstimmig auf 80 Jahre nach dem Trojanischen Kriege ansetzt, wurde Tiryns sowol als Mykenä, Hesyä, Mideia und andere Städte gezwungen, die Macht von Argos zu vergrößern, und verlor seine Unabhängigkeit.

Tiryns blieb trotzdem in den Händen seiner achaischen Bevölkerung, die, zusammen mit der von Mykenä (Herodot, IX, 28), 400 Mann zur Schlacht von Platää schickte. Daher wurde auch der Name der Stadt Tiryns, zusammen mit den Namen der übrigen griechischen Städte, die sich an jener Schlacht betheiligt hatten, auf die bronzene Säule mit goldenem Dreifuß eingravirt, welche die Spartaner, als zehnten Theil der Beute, dem pythischen Apollo in Delphi widmeten und die gegenwärtig das alte Hippodrom, den jetzigen Maidan in Konstantinopel, ziert.

Der Ruhm, den Tiryns hierdurch erlangte, erregte die Eifersucht der Argiver, welche während des ganzen persischen Krieges neutral geblieben waren und außerdem anfingen, die Stadt als einen gefährlichen Nachbar zu betrachten, besonders als sie in die Hände ihrer aufständischen Sklaven (Γυμνήσιοι) gefallen war, welche sich eine Zeit lang hinter den cyklopischen Mauern der Citadelle behaupteten und das Land beherrschten. Die Insurgenten wurden bezwungen (Herodot, VI, 83), aber bald darauf (Olympiade 78, 1 oder 468 v. Chr.) zerstörten die Argivier die Stadt, zertrümmerten einen Theil ihrer cyklopischen Ringmauer und zwangen die Tirynthier, sich in Argos niederzulassen. (Pausanias, II, 17, 5; VIII, 27, 1.) Nach andern flohen sie indeß nach Epidauros. (Strabo, VIII, 373.)

Wie jedoch mein Freund, Professor J. P. Mahaffy (vgl. die Zeitschrift „Hermathena", V), über allen Zweifel bewiesen hat, ist die Zerstörung von Mykenä und Tiryns durch die Argiver in eine gar viel frühere Zeit hinaufzurücken.

Die von Pausanias wiederholte Angabe des Diodoros Sikulos, daß Mykenä von den Argivern nach den persischen Kriegen zerstört worden ist, scheint wol von niemand bezweifelt worden zu sein, und doch muß man bei näherer Betrachtung erstaunen, daß Mykenä sich so lange in unmittelbarer Nähe von Argos erhalten und eine so geringfügige Rolle in der griechischen Geschichte gespielt haben sollte. Jeder Zweifel dieser Art muß aber verschwinden, wenn man sich an Herodot's Zeugniß erinnert, daß 80 Mykener zu den Griechen bei den Thermopylen stießen, und daß derselbe sowol die Tirynthier als die Mykener unter den griechischen Städten oder Stämmen aufzählt, welche auf dem Postament des Dreifußes zu Delphi als Theilnehmer an der Vertreibung der Perser eingeschrieben wurden. Das in Konstantinopel befindliche Postament selbst bestätigt seine Aussage, denn

Digitized by Google

wir lesen in der Liste Μυκᾶνες, und ist daher die Existenz der Mykener bis zum Jahre 470 v. Chr. über allem Zweifel.

Trotzdem scheint uns keiner von beiden Schriftstellern einen zuverlässigen Bericht über die Sache gegeben zu haben, denn Pausanias sagt an der ersten Stelle (II, 15, 4): „Ich will aber die Ursache der Gründung (von Mykenä) anführen, und unter welchem Vorwand die Argiver in der Folge Mykenä zerstört haben.“ An der zweiten Stelle (II, 16, 5) sagt Pausanias: „Mykenä haben die Argiver aus Eifersucht zerstört; denn während sich die Argiver, als der Meder den Feldzug gegen Griechenland unternahm, ruhig verhielten, sandten die Mykener 80 Mann nach den Thermopylen, die mit den Lakedämoniern am Kampfe theilnahmen. Diese That brachte ihnen den Untergang, da sie den Ehrgeiz der Argiver aufregte.“ Darauf folgt im Pausanias die famose Stelle über die Ruinen von Mykenä und über die Gräber Agamemnon's und seiner Gefährten, die von den Gelehrten misverstanden worden ist, die aber mein Leitfaden zur Auffindung der mykenischen Königsgräber war, deren riesiger Reichthum an uraltem Goldschmuck jetzt die große Zierde von Athen ist.

In der auf dem Denkmal des Sieges über die Perser, welches Pausanias in Olympia sah, eingeschriebenen Liste von Städten, die kein genaues Duplikat der Liste zu Delphi gewesen zu sein scheint, liest man (V, 23, 2): „Aus der Argolis die Tirynther, aus Böotien die Platäer allein und von den eigentlichen Argivern die Mykener.“

An der folgenden Stelle (V, 23, 3): „Von diesen Städten liegen die nachfolgenden zu unserer Zeit in Trümmern: Mykenä und Tiryns wurden nach den medischen Kriegen von den Argivern zerstört.“

Dann folgt (VII, 25, 4): „Es gelang zwar den Argivern nicht, die starke Citadelle von Mykenä zu erobern (sie war nämlich, gleichwie die von Tiryns, von den sogenannten Cyklopen erbaut), jedoch wurden die Mykener aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen, ihre Stadt zu verlassen; einige von ihnen wanderten nach Kleonä aus; mehr als die Hälfte der Bevölkerung flüchtete sich nach Makedonien zu Alexander, demselben, durch welchen Mardonios, des Gobryas Sohn, seine Botschaft an die Athener ausrichten ließ; der Rest der Bevölkerung begab sich nach Kerynеia, welches durch diesen Zuwachs an Bevölkerung an Macht zunahm und durch seine Vereinigung mit Mykenern an Ruhm bei der Nachwelt gewann.“

Pausanias war sicherlich von der Wahrheit seiner Thatsachen überzeugt, obwol eine derselben — die Theilnahme der Mykener an der Schlacht bei den Thermopylen — gewiß falsch ist. Zwar gingen sie dorthin, zogen sich aber vor der Schlacht mit den übrigen Griechen zurück, die nur die Spartaner und Thespier unter Leonidas ließen. Dennoch waren die Argiver so eifersüchtig auf den Ruhm, den Mykenä in dieser glorreichen Schlacht, an welcher es gar nicht theilgenommen hatte, erlangte, daß sie zur Belagerung der großen cyklopischen Citadelle schritten, und nachdem sie die Bewohner der Festung, die sie nicht stürmen konnten, ausgehungert hatten, vertrieben sie dieselben und versetzten sie nach Kleonä, Kerynеia und Macedonien. Aus demselben Grunde widerfuhr den Tirynthern ein gleiches

Digitized by Google

Schicksal, obwol uns Pausanias nicht die nähern Umstände der Belagerung ihrer ebenso erstaunenswerthen Citadelle erzählt.

Herodot bekräftigt die Theilnahme von Mykenä und Tiryns an den persischen Kriegen und sagt, daß sie zusammen 400 Mann zur griechischen Armee, die bei Platää focht, beitrugen.

Er schweigt über die Folgen dieser Theilnahme.

Wir wollen jetzt eine ganz andere Stelle im Pausanias untersuchen (VIII, 27, 1): „Die Arkader vereinigten sich in Megalopolis; in der Absicht, ihre Macht zu erhöhen, mit Rückblick darauf, wie in früherer Zeit die Argiver kaum einen Tag davor sicher waren, den Lakedämoniern im Kriege zu unterliegen, wie sie sodann dadurch, daß sie mittels der Zerstörung von Tiryns, Hysiä, Orneä, Mykenä, Mideia und andern unbedeutenden Städten in Argolis die Bevölkerung von Argos vermehrten, nicht nur von den Lakedämoniern unabhängiger wurden, sondern auch über ihre Nachbarn größere Macht erlangten."

Diese Stelle wird durch die andern Stellen II, 25, 6 und 8 bestätigt, worin die Zerstörung von Orneä und Tiryns auf gleiche Weise erwähnt wird. So in §. 8: „Die Tirynther wurden von den Argivern gezwungen, ihre Stadt zu verlassen, da diese sie zu Miteinwohnern haben und Argos vergrößern wollten."

Diese Angabe steht aber mit der frühern in Widerspruch; denn dort werden die Bewohner von Mykenä vertrieben und der Macht anderer Städte beigefügt, während hier der besondere Grund des Streites darauf beschränkt ist, mehr Bürger für Argos zu gewinnen und dessen Macht zu vermehren und zu verstärken. Bei näherer Betrachtung der Frage muß jeder diesem letztern Bericht, der eine gesunde politische Absicht beurkundet, vor der sentimentalen Erzählung von der Eifersucht der Argiver den Vorzug geben. Der συνοικισμός des argivischen Gebiets war dem von Theben, Athen und Megalopolis ähnlich; und es unterliegt keinem Zweifel, daß Argos seine große Bedeutung in der griechischen Geschichte ganz und gar dem Umstande verdankt, daß es in uralter Zeit diese höchst schwierige unpopuläre Umwälzung glücklich vollbrachte.

Ist es aber möglich, daß dies nach den persischen Kriegen geschah? Ich glaube es nicht. Im Angesicht des Patriotismus, den Tiryns und Mykenä an den Tag legten, und zur Zeit, als die nationale Unpopularität von Argos den höchsten Grad erreicht hatte, würde irgendein solcher Versuch, freie griechische Städte zu zerstören, die Rache von ganz Griechenland zur Folge gehabt haben. Außerdem wissen die ältesten Schriftsteller kein Wort davon. Herodot und Thukydides machen nie eine Anspielung darauf.

Alles spricht folglich dafür, daß der συνοικισμός des argivischen Gebiets gar viel früher stattgefunden hat, und daß Pausanias, durch die Denkmäler des persischen Krieges irregeleitet, denselben in eine unmögliche Zeitperiode versetzt hat.

Wenn wir die früheste Geschichte überblicken und erwägen, zu welcher Zeit Argos täglich einen Angriff von Sparta erwartete, und es nöthig fand, seine Macht zu verstärken, so sind wir natürlicherweise veranlaßt, diese Zeit nicht unmittelbar nach den persischen, sondern unmittelbar nach den messenischen Kriegen anzusetzen, nämlich dem zweiten messenischen Kriege, welcher in der 29. Olympiade

Digitized by Google

beendet wurde. Nach unserer revidirten Chronologie muß die Entwickelung von Pheidon's Macht in Argos auf ungefähr diese Zeit angesetzt werden, nämlich wahrscheinlich auf die 28. Olympiade, welche er nebst den Pisatern in Olympia feierte; mit Ausschluß der Eleer. Natürlicherweise mußten die Spartaner interveniren, jedoch muß ihnen der messenische Krieg sehr hinderlich gewesen sein. Als nach Beendigung dieses Krieges Sparta sein Gebiet vergrößert und sein Ansehen vermehrt hatte, müssen die Argiver darauf gefaßt gewesen sein, zuerst angegriffen zu werden. Wir müssen daher Pheidon und seiner Politik die von Argos vorgenommene Absorption aller kleinen Städte zuschreiben, und war die Ausführung dieser Absicht vielleicht das Geheimniß seiner Größe.

Wie sollen wir uns dann aber die Existenz von Tiryns und Mykenä während der persischen Kriege erklären? Es ist anzunehmen, daß, obgleich beide Städte längst erobert und ihre Penaten nach Argos übertragen waren, sie dennoch als κῶμαι oder Dörfer fortbestanden, daß sie aber von argivischen Bürgern bewohnt waren, und daß folglich diese Nachkommen der alten Einwohner, welche die patriotische Seite nahmen und ihre Geschichte nicht vergessen hatten, sich mit der griechischen Armee vereinigten unter den veralteten Benennungen (Tirynther und Mykener), welche die Nation freudig guthieß, um ihre Verachtung für die neutral gebliebenen Argiver zu zeigen. Uebrigens ist es durchaus nicht nöthig, daß diese Hülfstruppen direct von Tiryns und Mykenä kamen; sie mögen sehr wohl aus Verbannten bestanden haben, welche sich unter dem Namen ihrer alten Städte vereinigten.

Die sehr geringe Zahl von Soldaten, die sie auszurüsten im Stande waren (80 Mann von Mykenä bei den Thermopylen, 400 Mann von Tiryns und Mykenä zusammen bei Platää), bekräftigte diese Meinung nachdrücklich; denn zu jener Zeit hatten die kleinsten griechischen Städte eine beträchtliche bewaffnete Bevölkerung: Platää z. B. hatte 600 Mann ausgerüstet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Argiver über die Handlungsweise der Tirynther und Mykener erbittert wurden und beschlossen, ihre Städtchen ganz zu zerstören; diese Veränderung war sehr unbedeutend, da der wirkliche συνοικισμός längst stattgefunden hatte, und blieb daher zur Zeit unbeachtet; späterhin aber veranlaßte sie falsche Deutungen und leitete die Historiker irre.

Wir finden einen ähnlichen Fall bei Pausanias, der uns (IV, 27, 10) erzählt, daß die Minyer von Orchomenos nach der Schlacht bei Leuktra durch die Thebaner aus Orchomenos vertrieben wurden. Wir wissen sehr wohl, daß die Macht von Orchomenos längst verschwunden war; indeß hatte sich Theben, dessen Macht stark angewachsen, über das Betragen der ihr unterworfenen Stadt während des Kriegs mit Sparta zu beklagen und beschloß daher, sie völlig zu vernichten. Dies war jedoch keine große Belagerung oder Unterjochung einer freien Stadt; denn Orchomenos war schon vor langer Zeit von Theben gedemüthigt und unterworfen worden.

Die ausführliche Stelle bei Diodoros (XI, 65), die auf den ersten Blick die allgemeine Ansicht durchaus zu bestätigen scheint, beweist vielmehr, daß diese falsch ist. Dieser Schriftsteller gibt genau das Datum an und sagt, daß in der

Digitized by Google

78. Olympiade (468, 4), als die Spartaner gegen große Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, erstens wegen eines Erdbebens, welches viel Unglück angerichtet hatte, und zweitens wegen des Aufstandes der Heloten und Messenier, die Argiver die Gelegenheit benutzten, Mykenä anzugreifen. Sie thaten dies aber, weil Mykenä, allein unter den Städten auf ihrem Gebiet, sich ihnen nicht unterwerfen wollte. Diese Thatsache beweist deutlich, daß alle andern Städte, wie z. B. Tiryns und Mideia, längst unterjocht waren, und widerspricht somit Pausanias. Diodoros zählt darauf die verschiedenen Ansprüche auf, die Mykenä auf alte Privilegien beim Heräon und in den Nemeischen Spielen hatte, und, in Uebereinstimmung mit Pausanias, fügt er hinzu, daß sie — allein unter den griechischen Städten — mit den Griechen in den Thermopylen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Der Antheil, den Tiryns, zusammen mit Mykenä, am Kampf in Platää genommen hatte, scheint beiden Schriftstellern unbekannt zu sein, Nachdem sie aber lange auf eine Gelegenheit gewartet hatten, brachten die Argiver jetzt eine große Streitmacht von Argos und den verbündeten Städten zusammen und bekriegten Mykenä — Mykenä, welches nur im Stande gewesen war, zusammen mit Tiryns 400 Mann bei Platää zu stellen, und welches, auf seine eigenen Kräfte beschränkt, 80 Mann nach den Thermopylen schickte! Die Argiver besiegten sie zuerst in einer Schlacht und belagerten darauf ihre Citadelle, welche sie nach einiger Zeit — aus Mangel an Vertheidigern — (was allerdings sehr glaubwürdig ist) erstürmten. Hier wird abermals Pausanias widersprochen. Diodoros schließt mit der Angabe, daß die Argiver die Mykener zu Sklaven machten, den zehnten Theil der Beute den Göttern weihten und die Stadt dem Boden gleichmachten.

Die Angabe des Diodoros, daß Mykenä die letzte der von Argos unterworfenen Städte war, welche erobert wurde, finden wir anscheinend im Homerischen Schiffskatalog bestätigt, wo Tiryns bereits als von Argos unterworfen, Mykenä dagegen als Haupt- und Residenzstadt des Agamemnon erwähnt wird.

Aber zur Zeit, als jener Katalog verfaßt wurde, hatte Argos bereits die ganze Seekante der Argolischen Halbinsel erobert, und liegt Mykenä im äußersten Süden des (hauptsächlich korinthischen und sikyonischen) Gebiets, welches dem Agamemnon zugetheilt wird. Vielleicht waren die Traditionen noch zu kräftig für den Dichter, als daß er es hätte wagen können, Mykenä als von Argos unterworfen darzustellen; er leugnet aber geradezu, daß Mykenä irgendeine Hegemonie über die Argivische Ebene hatte.

Es ist auch eine Stelle im Homer (Ilias, IV, 50—56), welche ebenfalls die Hypothese von der uralten Zerstörung von Mykenä zu unterstützen und kategorisch den Erzählungen, die Diodoros und Pausanias aus Ephoros entlehnt haben, zu widersprechen scheint. Dieser letztere scheint sich hinsichtlich des Pheidon von Argos geirrt zu haben, denn nach Theopompos und Diodoros bei Syncellus („Chronik", S. 262) kommt er in den Anfang des 9. Jahrhunderts v. Chr., womit auch die Parische Chronik stimmt. Die Homerische Stelle lautet wie folgt:

Ihm antwortete drauf die hoheitblickende Here:
„Wohl denn, mir sind drei der geliebtesten Städte vor allen,

Digitized by Google

Argos und mit Sparta die weitdurchwohnte Mykene:
Diese verderb' im Zorn, wann innig sie einst dir verhaßt sind;
Niemals werd' ich solche vertheidigen, oder dir eifern.
Wenn ich gleich misgönnt', und wehrete, daß du verderbtest;
Nichts doch schaffte mein Thun; denn weit gewaltiger bist du."

Es ist augenscheinlich, daß Homer an dieser Stelle auf die Zerstörung wenigstens einer der drei von ihm genannten Städte hinweisen wollte, und da Argos und Sparta nicht zerstört waren, so konnte die Stadt, die zerstört war, keine andere sein als Mykenä. Auch dürfte aus dem Worte διαπέρσαι zu schließen sein, daß die Zerstörung vollständig war. Wenn dem so ist, so liefert uns dies Homerische Citat den sichersten Beweis dafür, daß sowol Mykenä als auch Tiryns bereits im hohen Alterthum zerstört sein müssen; denn, wie bereits erwähnt, hatte Tiryns zu Homer's Zeit längst seine Selbständigkeit verloren und war Vasallin von Argos. Diese Hypothese nun, daß die große Zerstörung von Tiryns und Mykenä bereits im hohen Alterthum stattgefunden hat, findet in den Monumenten beider Städte ihre merkwürdige Bestätigung. An der Westseite ist die cyklopische Mauer der Akropolis von Mykenä auf eine Strecke von 14 Meter fast ganz zerstört, und an ihrer innern Seite hat man eine kleine Stützmauer von kleinen, mit Erde verbundenen Steinen erbaut, die tief im vorhistorischen Schutt begraben war. Ferner mache ich aufmerksam auf die in meinem Werk „Mykenä" (S. 129) publicirte Inschrift, von der wir mit Bestimmtheit wissen, daß sie aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammt; dieselbe ist aber auf einer Scherbe jener glänzend schwarzlackirten hellenischen Topfwaare eingeritzt, die um wenigstens drei Jahrhunderte jünger sein muß als die archaischen Terracotten, welche man in Tiryns und Mykenä überall an der Oberfläche des Bodens findet, und die nothwendigerweise noch zur Zeit der Zerstörung beider Städte im allgemeinen Gebrauch gewesen sein müssen.

Für die Zerstörung von Tiryns und Mykenä in einer fernen prähistorischen Zeit sprechen ferner die bis an die Oberfläche des Bodens vorkommenden kolossalen Massen von Messern und Pfeilspitzen sehr primitiver Form aus Obsidian, und die bemalten Hera-Idole aus Thon in Form einer Kuh oder einer Frau mit Hörnern; ferner die unzähligen Terracottagefäße primitivster Formen mit urältesten Darstellungen in Farben. Alle diese Gegenstände findet man überall im Schutt der Räume des großen, die ganze obere Akropolis von Tiryns einnehmenden Palastes; man kann daher mit vollster Bestimmtheit annehmen, daß dieselben noch zur Zeit der Zerstörung des Gebäudes im allgemeinen Gebrauch waren. Endlich zeugt auch für das hohe Alterthum der Zerstörung des Palastes von Tiryns die gänzliche Abwesenheit schwarz, roth oder gelb lakirter hellenischer Terracotten, von denen ich in Tiryns bei den Ausgrabungen auf der obern Burg sowie auf der mittlern Terrasse trotz eifrigen Suchens nicht im Stande gewesen bin, auch nur eine einzige Scherbe zu finden.

Um die volle Gewißheit zu haben, daß keine Belehrung, die etwa aus antiken Architekturresten gewonnen werden möchte, für die Wissenschaft verloren ginge, sicherte ich mir auch für diese Ausgrabungen wieder die Dienste des hervorragen-

Digitized by Google

den Architekten des Kaiserlich Deutschen Instituts in Athen, des Dr. Wilhelm Dörpfeld aus Berlin, der vier Jahre lang dem technischen Theil der Ausgrabungen des Deutschen Reichs in Olympia vorgestanden hatte und auch im Jahre 1882 fünf Monate lang mein Mitarbeiter in Troja war.

Wir haben die ganze obere, sowie die mittlere Akropolis sorgfältig ausgegraben, aber in der untersten nur einen Längsgraben und einen andern in der Breite abgeteuft. Die Mauern sind durchschnittlich 7,50 Meter stark, in der obern Akropolis an einigen Stellen sogar bis 15 Meter; sie bestehen aus großen fast ganz unbearbeiteten Steinblöcken, die ohne jede Bindemittel aufeinandergethürmt sind. An mehrern Stellen sieht man Reste von Thürmen; ein Thurm, neben dem Haupteingang, in der Mitte der Ostseite, ist noch ziemlich gut erhalten und 7 Meter hoch oberhalb der Untermauer.

Die Mauer der Oberakropolis ist in zwei Absätzen erbaut, einer Untermauer, welche direct auf dem Felsen steht, und einer um 8 Meter weiter zurücktretenden Obermauer. In der letztern sind an mehrern Stellen Längsgalerien angelegt, 1,60 Meter breit, und doppelt so hoch, welche durch horizontal überkragende Steine spitzbogenförmig zugedeckt sind, und von diesen Galerien führen spitzenbogenförmige Thüren auf das Plateau der vorspringenden Untermauer. Die Galerien haben daher den Zweck, den Vertheidigern der Untermauer einen Zufluchtsort zu gewähren, von dem aus sie schnell an die Brüstung der Untermauer gelangen konnten.

An einer Stelle der Akropolis sind oben auf der Mauer vier Säulenbasen in situ, welche beweisen, daß wahrscheinlich ringsherum auf der Mauer ein überdachter Gang entlang führte, wie er z. B. für die Stadtmauer Athens durch die bekannte Mauerbauinschrift überliefert ist. Dieser Gang bestand an der Außenseite wahrscheinlich aus einer von Luken durchbrochenen Mauer aus rohen Ziegeln, und an der Innenseite, also nach der Burg hin, aus hölzernen Säulen. Diese Luken waren bei der Mauer von Athen mit hölzernen Klappen geschlossen. Daß die Außenwand dieser Halle aus rohen Lehmziegeln bestand, wird bewiesen durch die Masse halbgebrannten rothen Ziegelschuttes, welcher sich auf dem Absatz oder Plateau der Untermauer findet.

Der Haupteingang zur Burg lag an der Ostseite neben dem schon erwähnten großen Thurm. Eine mächtige, 4,50 Meter breite Rampe führte, an der Festungsmauer entlang, zur Burg hinauf. Zur Rechten des Hinaufsteigenden stand der große Thurm, sodaß die Angreifer den Vertheidigern ihre rechte durch den Schild nicht geschützte Seite bieten mußten. Wo die Rampe die Höhe der mittlern Mauer erreicht, muß ein besonderer Thorabschluß gewesen sein, doch haben wir dort eigentliche Thorpfosten nicht mehr in situ gefunden. An dieser Stelle theilt sich der Weg; rechts gelangte man zur mittlern und Unterburg; links führte ein noch jetzt von hohen Mauern eingeschlossener Weg zur Oberburg hinauf. Nach Wegräumung der auf dem letztern Weg aufgehäuften kolossalen Steine und Schuttmassen fanden wir, 15 Schritte vom großen Thurm, das Hauptthor der Oberburg. Mächtige Steinpfosten, 3,20 Meter hoch, 0,95 Meter breit und 1,40 Meter tief, umrahmen ein 2,86 Meter breites Thor, welches mit zwei hölzer-

Digitized by Google

nen Thorflügeln geschlossen war. Die Zapfenlöcher, in welchen sich diese Thüren drehten, sind in der Schwelle noch erhalten, ebenso das 0,17 Meter im Durchmesser haltende Loch im Steinpfosten für den großen hölzernen Querriegel, mit welchem das Thor geschlossen wurde. Der obere Thorsturz, der ebenfalls aus einer großen Steinplatte bestanden haben muß, ist nicht mehr erhalten. Das Thor gleicht in seiner Einrichtung ganz dem Löwenthor in Mykenä. Von dem Thor führt ein stark ansteigender Weg an der Innenseite der östlichen Außenmauer entlang zur obern Akropolis. Oben angelangt erweitert er sich, und man steht vor einem Propyläonbau, welcher nochmals die Akropolis abschließt. Derselbe besteht nach Osten aus einer Vorhalle, die von zwei Säulen zwischen zwei Parastaten gebildet wird. Nach Westen ist eine vollkommen gleiche Hinterhalle. Die Mittelwand zwischen den beiden Hallen enthält die große Thüröffnung, die ebenfalls mit zwei Thorflügeln verschlossen war. Die Zapfenlöcher für diese Thüren sind in der großen in situ befindlichen Steinschwelle noch erhalten. Westlich vom Propyläon war ein Hof, gegen den sich an der Nordseite zwei Zimmer öffnen. Wie die Baulichkeiten an der Südseite dieses Hofes waren, läßt sich leider nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, weil man in byzantinischer Zeit an dieser Stelle eine kleine Kirche erbaut und zu diesem Zwecke die Reste des alten Palastes zerstört hat. Rings um die Kirche herum, und auch innerhalb derselben, fanden wir zahlreiche nach Osten gerichtete byzantinische Gräber. Die von der Kirche noch erhaltenen Fundamentmauern waren von einer modernen runden Tenne (ἅλων), von 10 Meter Durchmesser, überdeckt.

Von dem erwähnten Propyläon stieg ein 1,40 Meter breiter Corridor direct zu den innern Räumen des Palastes hinauf; der Hauptweg dagegen führte zu einem zweiten Propyläon, durch welches man zum Haupthof des Palastes gelangte. Auch dieses Propyläon hat denselben Grundriß wie das erste, nur ist es in Maßen kleiner. Der große Hof ist rings von bedeckten Säulenhallen umgeben, und in der Mitte der Südseite, neben dem kleinern Propyläon, enthält er einen Altar. Einen ähnlichen Altar kennen wir aus der Odyssee im Hofe des Palastes des Odysseus (Odyssee, XXII, 335, 336), der dem Zeus geheiligt war.

Der ganze Hof, welcher ungefähr 13 Meter breit und 17 Meter lang ist, ist mit einem durchschnittlich 3 Centimeter dicken Estrich aus Kalk und kleinen Steinen hergestellt, der uns, wie mir Herr Dr. Dörpfeld richtig bemerkt, das τυκτὸν δάπεδον im Palast des Odysseus (Odyssee, IV, 627; XVII, 169) erklärt. Einen ähnlichen Fußboden findet man noch jetzt in allen Gemächern des tirynthischen Palastes.

An der Nordseite des Hofes, gerade dem Altar gegenüber, liegt der Hauptsaal des Palastes. Dieser Hauptsaal besteht aus einer Vorhalle, welche sich mit zwei Säulen mit zwei Parastaten gegen den Hof öffnet, einem zweiten Vorzimmer, welches mit der Vorhalle durch drei zweiflügelige Thüren verbunden ist, und dem eigentlichen Saale. Dieser, 9,50 Meter breit, 12 Meter lang, enthält in der Mitte vier Säulen, welche die Decke trugen. Zwischen den Säulen ist im Fußboden ein großer Kreis von etwa 3 Meter Durchmesser sichtbar, dessen Bestimmung unbekannt ist. Jedenfalls erinnert er lebhaft an den Kreis im Hauptsaal des Tempels A in Troja. Der aus Kalkestrich hergestellte Fußboden des Hauptsaals

Digitized by Google

und des großen Hofes ist durch eingeritzte Linien in Quadrate getheilt und zeigt an einigen Stellen noch jetzt Spuren einstiger Bemalung mit rother Farbe.

Von dem Vorzimmer führt eine Nebenthür nach Westen in mehrere Corridore und kleine Räume, unter denen am bemerkenswerthesten die Badestube ist. Der Fußboden dieser etwa 3 Meter langen und breiten Stube besteht aus einem einzigen blauen Kalksteinblock, der circa 0,67 Meter dick ist. Rings, an der Wand entlang, sieht man am Rande des großen Steines eingebohrte Löcher, welche wahrscheinlich zur Befestigung einer Holzbekleidung der Wände dienten. An der Ostseite ist eine Rinne am Steine ausgearbeitet, welche zum Wasserabfluß diente, und deren Fortsetzung als unterirdischer Kanal unter mehrern Zimmern fortgeht. In diesem Raume wird auch die mit Spiralen verzierte Badewanne aus Thon gestanden haben, wovon ein großes Bruchstück gefunden ist. Oestlich vom Hauptsaale gruppiren sich, um einen zweiten kleinern Hof, eine größere Anzahl von Zimmern, in denen man wol den γυναικωνῖτις oder die Frauenwohnung erkennen darf, während der große Saal mit dem großen Hof die Männerwohnung gewesen sein dürfte. Der kleinere Hof ist auf zwei Seiten von Säulenhallen umgeben. Die einzelnen Zimmer sind theils direct, theils durch Corridore miteinander verbunden. Zum kleinern Hofe führt auch der vorerwähnte schmale Gang vom Propyläon hinauf. Die östlich von diesem Gang liegenden Zimmer sind in ihrer Form nicht mehr deutlich zu erkennen, weil hier mehrfache Umbauten stattgefunden haben. Ueberhaupt lassen sich an mehrern Stellen des Palastes spätere Umbauten erkennen. Jedenfalls gehört aber der ganze Palast in seinen Haupträumen derselben Zeit an wie die äußern Festungsmauern, denn die in den Räumen des Palastes gefundenen Topfwaaren sind den in- und außerhalb der mykenischen Gräber gefundenen Terracottavasen auffallend ähnlich. Genau dieselben Ornamente zeigen aber auch die in den Gemächern gefundenen Wandmalereien, die demnach auch sicherlich derselben Heroenzeit angehören. Die Fundamente der Hausmauern ruhen auf dem circa 3 Meter unterhalb des Fußbodens liegenden Felsen und bestehen aus unbearbeiteten, größern und kleinern Bruchsteinen ohne Bindemittel; die Wände der Gemächer sind in ihren noch erhaltenen 0,50 Meter bis 1 Meter hohen Untertheilen aus Bruchsteinen mit Lehmmörtel hergestellt. Die fehlenden Obertheile der Mauern bestanden theils aus demselben Material, theils aus von der Sonne getrockneten Lehmziegeln — vollkommen so wie die Mauern und Thürme und alle großen Gebäude der Pergamos von Troja. Daß dies wirklich so war, beweisen die Massen von Bruchsteinen und von halb oder ganz gebrannten Ziegelsteinen, mit denen alle Gemächer angefüllt waren. Die Wände waren an ihrer Außenseite zuerst mit einem Lehmputz und darüber mit einem Kalkputz überzogen. Der letztere zeigt an mehrern noch in situ befindlichen Stellen Spuren seiner frühern Bemalung. Gut erhaltene Farben zeigen dagegen eine Menge einzelner Stücke Putz, die schon früher von den Wänden heruntergefallen waren und die wir innerhalb des Palastes fanden. Die Malereien sind in fünf Farben — roth, gelb, schwarz, blau und weiß — hergestellt und stellen meist Ornamente dar, die für die mykenische Periode schon nachgewiesen sind. So kommen z. B. Ornamente von mykenischen Vasen, von Gegenständen aus dem Kuppelgrabe von Menidi, sowie

Digitized by Google

von der Thalamosdecke in der Schatzkammer in Orchomenos in den Wandmalereien von Tiryns fast unverändert vor. Eigentlich griechische Ornamente der classischen Zeit finden wir unter denselben gar nicht. Außer den Ornamenten kommen unter den Stücken von Wandmalerei auch figürliche Darstellungen vor; so z. B. ein etwa 40 Centimenter großer Stier, auf welchem ein Mensch wie ein Kunstreiter tanzt, und große Stücke von Flügeln sowie auch Fragmente von Seethieren.

Wie reich der Palast ausgestattet war, beweisen auch die vielen Stücke sculptirter Ornamente, welche wir auf der Akropolis gefunden haben. Neben einfachen Spiralen aus einem grünen Stein ist namentlich ein Fries aus Alabaster erwähnenswerth, welcher einem dorischen Triglyphenfriese ähnlich sieht. Die Triglyphen sind mit kleinen Rosetten, die Metopen mit Palmetten und Spiralen geschmückt. Besonders merkwürdig ist, daß dieser sculptirte Fries mit Hunderten von Steinchen aus blauem Glase verziert ist. Diese Steinchen sind 1—2 Centimeter groß, theils viereckig, theils rund. Auch ein dorisches Säulencapitäl aus Porosstein sehr alten Stils, mit 16 Cannelüren, haben wir innerhalb des großen Hofes gefunden.

Der ganze Palast ist durch Feuer zerstört worden, wie die Massen von Holzkohle, verbrannten Ziegeln und Steinen deutlich beweisen. Besonders stark sind die Mauern in der Nähe sämmtlicher Thüren mitgenommen, weil die starken Holzpfosten der Thürumrahmungen und die hölzernen Thürflügel dem Feuer reichliche Nahrung gaben. Die Bruchsteine der Mauern sind zu Kalk, der sie verbindende Lehmmörtel zu fester Terracotta geworden, sodaß diese Mauerstücke nur mühsam mit der Spitzhaue zerschlagen werden konnten. Die Feuersbrunst ist namentlich auch deshalb so heftig gewesen, weil auch fast alle Säulen des Palastes aus Holz bestanden, nur die Basen der Säulen bestanden aus Stein, und auch sie zeigen die Spuren des großen Brandes. Bei der Zerstörung fielen die obern Theile des Gebäudes ein, und so wurde der ganze Palast ein großer Schutthaufen. In dieser Weise hat der Hügel fast 3000 Jahre unverändert gelegen; nur an der Südspitze der Burg wurde, wie gesagt, in byzantinischer Zeit eine Kapelle erbaut und der ganze südliche Theil der Akropolis zu einem Kirchhof eingerichtet.

Schon vor Erbauung des Palastes und der großen Festungsmauer haben auf dem Hügel von Tiryns Ansiedler gewohnt. In einem der auf der mittlern Akropolis gegrabenen Löcher stießen wir, etwa 5 Meter unterhalb des Fußbodens der Oberburg, auf ein Zimmer, dessen Wände aus Bruchsteinen und Lehm, dessen Fußboden aus Lehmestrich besteht. Das Innere des Zimmers war mit rothem Ziegelschutt und Holzkohlen angefüllt, in welchen zahlreiche Stücke einfarbiger aus der Hand gemachter Topfwaare vorkommen, die in ihrer Technik und ihrem Aussehen vollkommen den in den beiden ältesten Ansiedelungen von Troja gefundenen monochromen Vasen entsprechen, denn wir finden hier denselben glänzend schwarzen, gelben, rothen, oder braunen Thon, dieselben senkrecht durchbohrten Auswüchse an den Seiten. Es kommen jedoch hin und wieder auch in diesen Ueberbleibseln der ersten Ansiedelung Vasen mit einfachen farbigen Streifen, meistentheils mit verwaschenen Rändern vor. Besonders auffallend unter denselben sind die mattschwarzen Vasen mit weißen und die grünen Gefäße mit schwarzen Streifen.

Digitized by Google

Bei Abgrabung der mittlern Terrasse sind in verschiedenen Höhen übereinander schmale Mauern aus Bruchsteinen und Lehm aufgedeckt worden, deren Grundrißdisposition leider nicht mehr zu erkennen ist. Es müssen hier Wirthschaftsgebäude gelegen haben, die schlechter construirt waren und daher öfter erneuert werden mußten. Daraus erklärt sich denn theilweise auch die hier vorhandene größere Schuttaufhäufung, deren Stärke stellenweise bis zu 6 Meter beträgt. Diese mittlere Terrasse ist von der nach Norden zu gelegenen Unterburg durch eine starke Futtermauer getrennt.

In der Unterburg selbst habe ich einen großen Längs- und einen kleinern Quergraben bis auf den Fels abgeteuft, wodurch constatirt wurde, daß auch in der Unterburg Gebäude, wenigstens in ihren Fundamenten, erhalten sind. Die Schuttaufhäufung beträgt dort bis zu 3 Meter. An einigen Stellen tritt der Fels bis an die Oberfläche heran.

Bei Betrachtung des von mir vorgelegten Plans von Tiryns drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wo denn eigentlich die Wohnsitze des Volks waren, deren König die Citadelle bewohnte. Die von mir nach allen Richtungen unterhalb der Burg gegrabenen Schachte, in welchen ich in den obern Schichten nur lakirte hellenische Topfwaare, in den niedrigsten Schichten aber dieselben archaischen Terracotten wie in der Akropolis und große Massen von verbranntem Ziegelschutt fand, lassen keinen Zweifel, daß sich die Unterstadt rings um die Burg ausdehnte und noch viele Jahrhunderte nach der Zerstörung des königlichen Palastes existirte. Die tirynther Bronzemünzen, die auf der einen Seite einen Apollokopf mit einer Krone, auf der andern eine Palme mit der Legende TIPYNΣ haben, sind größtentheils aus dem 5. Jahrhundert v. Chr.; einige derselben stammen jedoch aus makedonischer Zeit, und diese letztern machen es wahrscheinlich, daß die Unterstadt bis zum Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. existirt hat.

Was die Gräber der tirynthischen Könige betrifft, so deutet nichts darauf hin, daß sie in der Nähe von Tiryns sind, und glaube ich vielmehr, daß sie in den von Strabo erwähnten Höhlen zu suchen sind, von denen er (VIII, 368) sagt: unmittelbar neben Nauplia sind Höhlen, und die in ihnen angelegten Irrgänge, welche man die Cyclopischen nennt." Von diesen Höhlen weiß man aber nichts in Nauplia, und sind sie wahrscheinlich von den Häusern der Stadt überbaut.

Schließlich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß meine, unter Mitarbeitung unsers hochwürdigen Präsidenten, Herrn Geheimrath Virchow, und der hervorragenden Architekten Herren Dr. Dörpfeld und Höfler, in Troja gemachten Ausgrabungen bewiesen haben, daß nicht nur die Akropolismauern, sondern auch die auf der Pergamos gelegenen beiden großen Tempel, sowie die vier übrigen großartigen Gebäude aus an der Sonne getrockneten Ziegeln bestehen. Diese Bauart hat mehrern meiner scharfen Kritiker neuen Stoff gegeben, mich anzufeinden und meine Arbeiten herabzusetzen; ja, der eine derselben geht sogar so weit, in diesem Ziegelbau einen Hauptgrund zu finden, die Pergamos mit ihren großen Gebäuden (in denen er von seiner Studirstube aus eine Menge verdeckter Corri-

Digitized by Google

dore entdeckt, die meinen Mitarbeitern und mir unbekannt geblieben und daher gar nicht auf meinem Plan von Troja vermerkt sind) für eine große Verbrennungsstätte der Todten zu erklären, und er sucht dies zu beweisen mit einem Eifer, der eines erhabenen wissenschaftlichen Zwecks würdig ist. Ich glaube aber, daß ich meinen Kritikern, und besonders dem sinnreichen Erfinder der Verbrennungsstätte Troja eine vernichtende Antwort gebe, indem ich auf einen Plan des gleichfalls aus Rohziegeln erbauten großartigen Palastes der mythischen Könige von Tiryns und auf seine schlagende Aehnlichkeit mit den auf der Pergamos von Troja befindlichen Baulichkeiten hinweise. Der einzige Unterschied sind die verdeckten Corridore, die hier wirklich in Menge vorhanden, für Troja dagegen von meinem Kritiker rein erfunden sind.

Der berühmte englische Architekt, Herr James Fergusson in London, dem ich einen Plan der Baulichkeiten in Tiryns sandte, erkennt auch zwei Tempel darin und schreibt mir wie folgt: „Seitdem Sie mir Herrn Dr. W. Dörpfeld's Plan von Tiryns gesandt haben, habe ich ihn lange studirt und bin über Ihr Glück erstaunt. Der Plan ist dem von Troja so ähnlich, daß — sogar wenn Sie gar keine andere Beweismittel für Ihre Sache hätten — der Plan von Tiryns allein vollkommen ausreichen würde, um alles, was Sie über Troja gesagt haben, zu bestätigen. Die beiden Tempel sind in beiden Städten so vollkommen identisch, daß sie derselben Zeitperiode und derselben Civilisation angehören müssen. Zwar haben die trojanischen Gebäude nicht dieselben geräumigen Höfe, wie die in Tiryns, das beruht aber auf Localverhältnissen. Aber die ganze in Ihrem Werk «Troja», auf Plan VII, mit rother Farbe bezeichnete Stadt ist so durchaus identisch mit den Baulichkeiten in Tiryns, daß der Gegenstand über allen Zweifel erhaben ist, und kann ich Ihnen nicht genug Glück dazu wünschen."

Aber Herr Dr. Dörpfeld macht mich darauf aufmerksam, daß man nicht nur im heroischen Zeitalter Paläste, Tempel und Stadtmauern aus Rohziegeln baute, sondern daß diese Bauart auch noch in classischer Zeit gäng und gebe war; zum Beweise führt er Vitruvius (II, 8, 9, 10) an, welcher eine ganze Reihe von großartigen Bauten aufzählt, die aus Rohziegeln errichtet waren, wie z. B. einen Theil der Stadtmauer von Athen, den Tempel des Jupiter und Hercules zu Paträ, den Palast der attalischen Könige zu Tralles, ferner den Palast des Krösus zu Sardis, der noch zu Vitruvius' Zeit unversehrt war und den, wie er sagt, die Sarder ihren Mitbürgern zur Ruhe in der Muße des Alters und für die Rathsversammlung der Alten als Gerusia geweiht hatten. Vitruvius fährt fort: „Ferner zu Halikarnassos hat der Palast des überaus mächtigen Königs Mausolos, obwol alles daran mit prokonnesischem Marmor ausgeschmückt ist, aus Rohziegeln gebaute Wände, welche bis auf diese Zeit eine vorzügliche Festigkeit zeigen und durch Verputzwerk so geglättet sind, daß sie die Durchsichtigkeit des Glases zu haben scheinen. Und jener König that dies nicht aus Mittellosigkeit, denn er war reich an unendlichen Einkünften, weil er ganz Karien beherrschte."

Diejenigen, welche unter „later" etwas anderes verstehen möchten als Rohziegel, verweise ich auf Vitruvius, II, 3, wo die Ziegelbereitung beschrieben wird und nur von an der Sonne getrockneten Ziegeln die Rede ist.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß meine Ausgrabungen in Tiryns von einigem Nutzen für die Wissenschaft gewesen sind, denn wir konnten uns ja bisjetzt nicht rühmen, den Grundplan auch nur des kleinsten griechischen Hauses zu kennen, während jetzt der Grundplan des Palastes der großmächtigen mythischen Könige von Tiryns vor uns liegt, der jedenfalls aus der Zeit der Erbauung der riesigen cyklopischen Mauern von Tiryns stammt, welche von jeher als das urälteste uns erhaltene Bauwerk aus dem heroischen Zeitalter Griechenlands angesehen worden sind.

Außer den Wandmalereien in den etruskischen Gräbern und kleinen in und bei Rom entdeckten Ueberresten, wovon einige bis zur Zeit der ältern Livia hinaufreichen mögen, waren die pompejanischen und herculanischen Wandmalereien bisjetzt die ältesten, die wir hatten, während wir jetzt eine Menge herrlicher, hochinteressanter Wandmalereien aus dem zweiten Millennium v. Chr., ja, aus dem in Nebel gehüllten, legendären heroischen Zeitalter besitzen. Ich wage ferner zu hoffen, daß die von mir im Palast zu Tiryns gefundenen großen Massen von wunderbarer Topfwaare, die uns viel mehr noch als die Architektur den Grad der Civilisation seiner Bewohner beurkundet, ebenfalls von Werth für die Wissenschaft sein wird.

Mein mit mehrern hundert chromolithographischen Abbildungen und Holzschnitten und vielen Plänen verziertes Werk „Tiryns" wird demnächst bei den Herren F. A. Brockhaus in Leipzig, John Murray in London, Hachette u. Comp. in Paris und Charles Scribner's Sons in Neuyork erscheinen.

Wenn nun die hohe Versammlung finden sollte, daß das Resultat meiner mühevollen Arbeiten in Tiryns unserm geliebten deutschen Vaterlande, dem ich leider fern leben muß, Ehre macht, so wird es mir eine große Genugthuung und ein mächtiger Sporn zu weitern Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaft sein.

Digitized by Google

dore entdeckt, die meinen Mitarbeitern und mir unbekannt geblieben und daher gar nicht auf meinem Plan von Troja vermerkt sind) für eine große Verbrennungsstätte der Todten zu erklären, und er sucht dies zu beweisen mit einem Eifer, der eines erhabenen wissenschaftlichen Zwecks würdig ist. Ich glaube aber, daß ich meinen Kritikern, und besonders dem sinnreichen Erfinder der Verbrennungsstätte Troja eine vernichtende Antwort gebe, indem ich auf einen Plan des gleichfalls aus Rohziegeln erbauten großartigen Palastes der mythischen Könige von Tiryns und auf seine schlagende Aehnlichkeit mit den auf der Pergamos von Troja befindlichen Baulichkeiten hinweise. Der einzige Unterschied sind die verdeckten Corridore, die hier wirklich in Menge vorhanden, für Troja dagegen von meinem Kritiker rein erfunden sind.

Der berühmte englische Architekt, Herr James Fergusson in London, dem ich einen Plan der Baulichkeiten in Tiryns sandte, erkennt auch zwei Tempel darin und schreibt mir wie folgt: „Seitdem Sie mir Herrn Dr. W. Dörpfeld's Plan von Tiryns gesandt haben, habe ich ihn lange studirt und bin über Ihr Glück erstaunt. Der Plan ist dem von Troja so ähnlich, daß — sogar wenn Sie gar keine andere Beweismittel für Ihre Sache hätten — der Plan von Tiryns allein vollkommen ausreichen würde, um alles, was Sie über Troja gesagt haben, zu bestätigen. Die beiden Tempel sind in beiden Städten so vollkommen identisch, daß sie derselben Zeitperiode und derselben Civilisation angehören müssen. Zwar haben die trojanischen Gebäude nicht dieselben geräumigen Höfe, wie die in Tiryns, das beruht aber auf Localverhältnissen. Aber die ganze in Ihrem Werk «Troja», auf Plan VII, mit rother Farbe bezeichnete Stadt ist so durchaus identisch mit den Baulichkeiten in Tiryns, daß der Gegenstand über allen Zweifel erhaben ist, und kann ich Ihnen nicht genug Glück dazu wünschen."

Aber Herr Dr. Dörpfeld macht mich darauf aufmerksam, daß man nicht nur im heroischen Zeitalter Paläste, Tempel und Stadtmauern aus Rohziegeln baute, sondern daß diese Bauart auch noch in classischer Zeit gäng und gebe war; zum Beweise führt er Vitruvius (II, 8, 9, 10) an, welcher eine ganze Reihe von großartigen Bauten aufzählt, die aus Rohziegeln errichtet waren, wie z. B. einen Theil der Stadtmauer von Athen, den Tempel des Jupiter und Hercules zu Paträ, den Palast der attalischen Könige zu Tralles, ferner den Palast des Krösus zu Sardis, der noch zu Vitruvius' Zeit unversehrt war und den, wie er sagt, die Sarder ihren Mitbürgern zur Ruhe in der Muße des Alters und für die Rathsversammlung der Alten als Gerusia geweiht hatten. Vitruvius fährt fort: „Ferner zu Halikarnassos hat der Palast des überaus mächtigen Königs Mausolos, obwol alles daran mit prokonnesischem Marmor ausgeschmückt ist, aus Rohziegeln gebaute Wände, welche bis auf diese Zeit eine vorzügliche Festigkeit zeigen und durch Verputzwerk so geglättet sind, daß sie die Durchsichtigkeit des Glases zu haben scheinen. Und jener König that dies nicht aus Mittellosigkeit, denn er war reich an unendlichen Einkünften, weil er ganz Karien beherrschte."

Diejenigen, welche unter „later" etwas anderes verstehen möchten als Rohziegel, verweise ich auf Vitruvius, II, 3, wo die Ziegelbereitung beschrieben wird und nur von an der Sonne getrockneten Ziegeln die Rede ist.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß meine Ausgrabungen in Tiryns von einigem Nutzen für die Wissenschaft gewesen sind, denn wir konnten uns ja bisjetzt nicht rühmen, den Grundplan auch nur des kleinsten griechischen Hauses zu kennen, während jetzt der Grundplan des Palastes der großmächtigen mythischen Könige von Tiryns vor uns liegt, der jedenfalls aus der Zeit der Erbauung der riesigen cyklopischen Mauern von Tiryns stammt, welche von jeher als das urälteste uns erhaltene Bauwerk aus dem heroischen Zeitalter Griechenlands angesehen worden sind.

Außer den Wandmalereien in den etruskischen Gräbern und kleinen in und bei Rom entdeckten Ueberresten, wovon einige bis zur Zeit der ältern Livia hinaufreichen mögen, waren die pompejanischen und herculanischen Wandmalereien bisjetzt die ältesten, die wir hatten, während wir jetzt eine Menge herrlicher, hochinteressanter Wandmalereien aus dem zweiten Millennium v. Chr., ja, aus dem in Nebel gehüllten, legendären heroischen Zeitalter besitzen. Ich wage ferner zu hoffen, daß die von mir im Palast zu Tiryns gefundenen großen Massen von wunderbarer Topfwaare, die uns viel mehr noch als die Architektur den Grad der Civilisation seiner Bewohner beurkundet, ebenfalls von Werth für die Wissenschaft sein wird.

Mein mit mehrern hundert chromolithographischen Abbildungen und Holzschnitten und vielen Plänen verziertes Werk „Tiryns" wird demnächst bei den Herren F. A. Brockhaus in Leipzig, John Murray in London, Hachette u. Comp. in Paris und Charles Scribner's Sons in Neuyork erscheinen.

Wenn nun die hohe Versammlung finden sollte, daß das Resultat meiner mühevollen Arbeiten in Tiryns unserm geliebten deutschen Vaterlande, dem ich leider fern leben muß, Ehre macht, so wird es mir eine große Genugthuung und ein mächtiger Sporn zu weitern Forschungen auf dem Gebiet der Wissenschaft sein.

Digitized by Google

Die deutsche Bevölkerung Londons.

Von

Leopold Katscher.*)

Aus England wandern jetzt jährlich ungefähr 300000 Personen aus; allein die Einwanderung macht diesen Abgang reichlich wett. Die Söhne Albions, die nach allen Weltgegenden ziehen, werden durch einen Zufluß aus aller Herren Ländern ersetzt. England gewährt jedermann Aufnahme, ohne danach zu fragen, wer er ist, oder woher er kommt. Die Mehrzahl der Einwanderer wendet sich nach London, welches demzufolge täglich an Aehnlichkeit mit dem Thurmbau von Babel gewinnt. Man hört hier jede erdenkliche Sprache sprechen, denn jede erdenkliche Völkerschaft ist hier vertreten. Die Viermillionenstadt ist zu einem erstaunlich polyglotten Nationalitätenconglomerat geworden, und es lag ein Körnchen Wahrheit in dem scherzhaften Ausspruch eines dort lebenden Deutschen: „In London gibt es doch noch verdammt viele Engländer."

Man wird in Deutschland gewiß mit Interesse vernehmen, was wol nur wenigen bekannt ist: daß nämlich der weitaus größte Theil des in der Hauptstadt Englands vorhandenen ausländischen Elements sich aus Deutschen rekrutirt. Das Zahlenverhältniß ist ein so hohes, daß es gewöhnlich auf nicht weniger als sechs Siebentel geschätzt wird. Während die übrigen fremden Colonien Londons mehr oder minder auf einzelne Stadttheile beschränkt sind, vertheilen sich die Deutschen auf sämmtliche Viertel der Riesenstadt. Hier leben nach einigen 35000, nach andern 70000, nach manchen sogar doppelt so viele Deutsche, in ganz England wol kaum weniger als eine Viertelmillion, wenn man die deutschsprachigen Oesterreicher und Schweizer mit einbegreift. Es läßt sich also mit Fug und Recht behaupten, daß die deutsche Colonie Englands nach derjenigen Nordamerikas die größte deutsche Gruppe in irgendeinem außerdeutschen Staate ist.

Eine so umfangreiche Ansammlung landsmännischer Elemente kann nicht verfehlen, manche Thätigkeits- und andere Aeußerungspunkte zu bieten, deren Schilderung in der Stammheimat Interesse gewinnen muß. Einen willkommenen Anlaß, dem letztern entgegenzukommen, gibt das Erscheinen der in der Anmerkung verzeichneten Bücher. An ihrer Hand wollen wir, unsere eigenen Be-

*) Vgl. Dr. Heinrich Geehl (pseudonym Dorgeel), „Die deutsche Colonie in London" (London 1881), „Jahrbuch der Deutschen in England" (London 1882) und „Deutschlands Pioniere in London" (Berlin 1884).

Digitized by Google

obachtungen zu Hülfe nehmend, das Wissenswertheste aus dem Leben und Treiben der deutschen Bevölkerung Londons mittheilen.

Schon vor mehr als 700 Jahren nahmen unter allen Ausländern, die den gastfreien Boden Englands betraten, um Erwerb zu suchen oder dem Arme der Gerechtigkeit zu entrinnen, die Deutschen die erste Stelle ein. Schon im 12. Jahrhundert gab es hier eine eigene deutsche Ansiedelung, die sich nicht nur der officiellen Anerkennung seitens des Gesetzes erfreute, sondern geradezu Vorrechte besaß, wie sie weder vorher noch nachmals irgendeinem Volke in fremden Landen gewährt worden sind. Und sie haben die ihnen erwiesenen Freundschaftsdienste dadurch gelohnt, daß sie zur großartigen Entwickelung des englischen Handels, dem das britische Weltreich seine Macht verdankt, erheblich beitrugen und beitragen.

Die Geschichte des Welthandels weiß gar viel zu erzählen von der Zweigniederlassung des Hansabundes im londoner Stapelhof oder Stahlhof und von der Bedeutung derselben namentlich im 14. und 15. Jahrhundert. Der mittelalterliche Glanz erblich angesichts des grellen Scheines des großen Citybrandes im Jahre 1666, und an der Stelle des vom dankbaren Richard Löwenherz seinen kölnischen Rettern um zwei Schilling überlassenen Steel-yard erhebt sich seit 29 Jahren ein Riesenbahnhof. Allein die Vernichtung der hanseatischen Vorrechte kann nicht bedauert werden; denn wenn sie die materiellen Interessen der Deutschen auch zeitweilig schädigte, so zog sie größern moralischen Nutzen nach sich. Die gewiß nicht unbegründete Unzufriedenheit der Eingeborenen mit den ausgedehnten Privilegien der Fremdlinge wurde gegenstandslos; die Beziehungen zwischen diesen und ihren Gastherren besserten sich; dadurch, daß die beiden einander gleichgestellt wurden und daß die Deutschen nicht mehr auf ihre Begünstigungen pochen konnten, mußte der im Sinken begriffene Theil zu größern Anstrengungen angespornt werden, und das konnte für die Erhöhung seiner Tüchtigkeit nur förderlich sein. Dadurch ist es ihm gelungen, sich über Wasser zu halten und sich für immer eine hervorragende Rolle im Gebiete des britischen Welthandels zu sichern. Das berühmte Geschäftsviertel „City" hat nicht mehr sein eigenes „deutsches Quartier"; dafür ist es vollständig von Deutschen durchsetzt. „Keine Straße", schreibt Dr. Geehl, „ja, kein Haus in der City, wo nicht Deutsche thätig wären und die Handelsfäden, welche die Welt mit London verbinden, mit lenken." Man kann in der City kaum eine Minute irgendwo sitzen, gehen oder stehen, ohne den Klang unserer lieben Muttersprache zu vernehmen.

Aber nicht nur in den Handelskreisen ist das deutsche Element reichlich vertreten. In der That, es gibt wol keinen einzigen Berufszweig, der in London nicht von Deutschen ausgeübt wird. Diese sind im Parlament, in der Armee, an den Volks-, Mittel- und Hochschulen, auf der Bühne, im Concertsaal, auf der Predigerkanzel oder in der Kunstakademie ebenso zu finden wie in der Schreibstube, der Fabrik, der Werkstätte, dem Kaufladen oder in der Verbrecherwelt, in der City und dem fashionablen Westen ebenso wie in dem behaglichen Nordwesten und Südwesten, oder dem anständigen Norden und Nordosten, oder dem ärmlichen

Digitized by Google

und schmuzigen Osten und Südosten. Die Zunahme der deutschen Bevölkerung ist eine äußerst rapide; bedenkt man, daß diese sich unter Elisabeth auf kaum 4000 belief, so muß man zugeben, daß ihr Wachsthum mit dem der Gesammteinwohnerzahl Londons mehr als gleichen Schritt gehalten hat.

Die moderne deutsche Colonie Londons verdankt ihren Aufschwung und ihre starke Vermehrung zum großen Theil dem Umstande, daß die selber einem deutschen Herrscherhause entstammende Königin Victoria, gleich ihrer Vorgängerin Anna, einen deutschen Prinzen zum Gatten nahm. Albert brachte direct und mittelbar viele Landsleute herüber. Er verschaffte der deutschen Sprache unter seinen neuen Landsleuten größere Verbreitung und dem deutschen Namen einen bessern Ruf. Ihm und den Ereignissen von 1870 und 1871, sowie dem patriotischen Wirken eines Kinkel, Blind, Freiligrath u. s. w. ist es zuzuschreiben, daß die hiesigen Deutschen sich zumeist als Deutsche fühlen. Wer einmal auswandert, dessen Nationalität ist in der Regel gefährdet; namentlich der deutsche Emigrant streift gewöhnlich sehr rasch den alten Adam ab und geht in seiner neuen Umgebung auf. Gerade dieses Anpassungsvermögen führt ein gut Stück des Erfolgs herbei, den er in der Fremde zu erringen pflegt. Den londoner Deutschen jedoch gebührt das Lob, daß sie im großen Ganzen ihre Abstammung nicht verleugnen und sogar manchen energischen Schritt gethan haben, um ihr Deutschthum zu bekunden. Es ist ihnen im allgemeinen gelungen, sich ihre nationale Eigenart zu erhalten. Sie nehmen an den geistigen Bestrebungen und dem politischen Leben des Vaterlandes lebhaften Antheil. In augenfälliger Weise zeigte sich dies z. B. anläßlich der Schillerfeier vor 25 Jahren, während des letzten Deutsch-Französischen Kriegs, in Sachen Schleswig-Holsteins u. s. w.

Da nichts so sehr geeignet sein kann, die Nationalität zu erhalten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu fördern, wie das häufige Beisammensein von Landsleuten, darf es nicht wundernehmen, daß hier das deutsche Vereinswesen eine große Rolle spielt. Die Ereignisse des Jahres 1848 führten bekanntlich einige der besten Männer Deutschlands und Oesterreichs hierher; einige dieser Patrioten begründeten den „Nationalverein", in welchem die Vaterlandsliebe eifrige Pflege fand und der unter anderm auch eine Schillerfeier (1859) veranstaltete, an der sich über 10000 hiesige Deutsche betheiligten. Außerdem entstanden ein „Deutscher Rechtsschutzverein" und mehrere andere. Doch lösten sich in den sechziger Jahren infolge einer eingetretenen Erschlaffung die meisten wieder auf, und von diesen ältern Gesellschaften bestehen jetzt nur noch zwei. Dagegen wurden einige andere ins Leben gerufen und nach 1870 mehr als je zuvor. Unter den gegenwärtig bestehenden deutschen Vereinen Londons ragen besonders hervor: das „Deutsche Athenäum" und der „Turnverein".

Der in englischen Kreisen als „German Athenaeum" bekannte „Deutsche Verein für Kunst und Wissenschaft" ist die vornehmste und exclusivste aller landsmännischen Gesellschaften in der Viermillionenstadt. Im Jahre 1860 begründet, ohne es weit bringen zu können, fusionirte er sich drei Jahre später mit der „Londoner Deutschen Gesellschaft für Wissenschaft", und bald zählte er in seinen Reihen die Elite der hiesigen deutschen Bevölkerung. Seither hat er viele bedeutende Landsleute, die sich

Digitized by Google

in London vorübergehend oder dauernd aufhalten, in seinen gastlichen und gemüthlichen Hallen bewirthet oder zu Ehrenmitgliedern gemacht. „Wissenschaftliche Vorträge", heißt es in einem der Dorgeel'schen Bücher, „Concerte, Kunstausstellungen und seit dem Jahre 1880 auch gewählte dramatische Vorstellungen wechseln miteinander ab. Die für die einzelnen Fächer bestehenden Sectionen haben in neun Jahren 243 derartige Abende nebst 12 größern Ausstellungen veranstaltet." Die Anzahl der Mitglieder beträgt ungefähr 400, der Jahresbeitrag für Gelehrte, Künstler und Schriftsteller 4, für andere Mitglieder 6 Guineen (84, beziehungsweise 136 Mark), die Eintrittsgebühr sogar 15 Guineen (315 Mark)! Das Athenäum hat vieles gethan, was dem deutschen Namen Ehre macht und zur Höherhaltung desselben seitens John Bull's beiträgt; allein jene Gebühren sind denn doch etwas zu hoch. Sie sichern dem Verein die erwünschte und recht löbliche Gewähltheit, aber sie sichern ihm dieselbe gar zu sehr, indem sie viele — vielleicht die meisten — hier lebenden deutschen Künstler und Autoren am Beitritt verhindern. Wenn die Vereinsleitung ihr Ideal, sämmtliche Geisteszierden des hiesigen Deutschthums zu Mitgliedern zu haben, verwirklichen will, so wird sie mit ihrem Finanzminister ein ernstes Wort reden müssen.

Ebenso wichtig, wenn auch in anderer Richtung, ist der deutsche Turnverein, der in englischen Kreisen bekannter und beliebter ist als irgendein anderer deutscher Verein. Zu seiner Begründung führte die bei der erwähnten Schillerfeier herrschende Begeisterung. Das mit einem Kostenaufwande von 210000 Mark erbaute Vereinsgebäude, das 1861 bezogen wurde, enthält unter anderm eine große Turnhalle und einen sehr geräumigen Concertsaal. Unter den ungefähr 1000 Mitgliedern befinden sich nur etwas über 300 Deutsche; die übrigen rekrutiren sich vornehmlich aus Engländern, wie denn das fremde Element schon anfänglich das numerische Uebergewicht hatte, ein Verhältniß, das den Hauptzwecken des Vereins, „der deutschen Gymnastik in England Anerkennung und Eingang zu verschaffen und durch nähern Verkehr ein besseres Verständniß der beiden stammverwandten Nationen füreinander zu erzielen", am besten entsprechen muß. Der Verein ist übrigens nur der Mitgliederzahl nach vorwiegend englisch, in jeder andern Beziehung aber ausschließlich deutsch: in der Amtssprache, in der Zusammensetzung des leitenden Ausschusses, in der Gesinnung und in seiner ganzen Thätigkeit. Neben der Leibesübung wird auch das geistige Deutschthum eifrig gepflegt. Die „Literarische Abtheilung" veranstaltet alljährlich 45—50 dramatische Leseabende — Lektüre größerer Dramen mit vertheilten Rollen —, die durchschnittlich von drei Vierteln sämmtlicher Mitglieder besucht werden. Jedem Stück wird von einem Mitgliede eine Erläuterung vorangeschickt. Diese Abtheilung bringt auch eigene Dichtungen von Mitgliedern zum Vortrag und sorgt für die Abhaltung wissenschaftlicher Vorlesungen. Ferner arrangirt sie hier und da deutsche Theatervorstellungen, während eine andere Abtheilung, der „Dramatische Club", englische Theaterstücke zur Darstellung bringt. Die 2600 Bände umfassende Vereinsbibliothek steht den Mitgliedern für einen Penny wöchentlich zur Verfügung. Der Verein feiert jedes Jahr im Krystallpalast sein Stiftungsfest und zu Weihnachten ein „Christbaumfest", bei welchem in der Turnhalle Hunderte

Digitized by Google

armer deutscher Kinder Geschenke erhalten. Jeden Sonnabend versammelt sich eine große Anzahl von Mitgliedern zu einer gemüthlichen Kneipe, bei der es recht lustig hergeht. Einmal im Jahre ist damit ein „Narrenabend" verbunden, an dem ein humoristisches „Carnevalsschornal" ausgegeben wird. Der Verein hat noch zwei Unterabtheilungen außer den bereits erwähnten: den Gesangverein, der zuweilen Concerte veranstaltet, und den „Singsangclub", der es, um mit Dorgeel zu reden, „mit der Kunst jedoch ernster nimmt, als man nach seinem Namen vermuthen sollte". Herren erhalten täglich Unterricht im Turnen, Fechten und Boxen, Damen zweimal wöchentlich im Turnen. Der Jahresbeitrag ist auf 30, die Aufnahmegebühr auf 5 Schilling festgesetzt.

Ein dritter feiner Verein, der „Liederkranz", entstanden im Jahre 1860, zählt fast 400 Mitglieder und genießt den Ruf, die besten deutschen Concerte in London zu geben. Rechnet man noch den „Camberweller Gesangverein", den „Nachtwächter-Gesangverein", die „Liedertafel" und den „Zitherclub" hinzu, so muß man bekennen, daß der deutsche Gesang und die deutsche Musik von den londoner Deutschen nicht gerade vernachlässigt werden.

Im Jahre 1859 wurde in der City ein „Deutscher Jünglingsverein" und bald darauf ein ebensolcher im Zusammenhange mit der Deutschen Evangelischen Gemeinde in der nördlichen Vorstadt Islington begründet. Sonst aber mangelte es lange an einer Klasse von Gesellschaften, die Dorgeel als „kleinere Vereine für kleinere Leute" bezeichnet. Die bessern Kreise hatten verschiedene Sammelpunkte; die Handwerker, Handlungsgehülfen, Fabrikarbeiter u. s. w. jedoch, also die große Mehrheit, waren ohne solche. Seit 1871 ist in dieser Richtung ein ebenso erheblicher wie erfreulicher Umschwung eingetreten, sodaß die Zahl kleinerer Clubs gegenwärtig etwa 20 beträgt und die ihrer Mitglieder beiläufig 4000, was freilich noch lange nicht so viel ist, als es sein könnte; man muß aber eben mit dem Vorhandenen zufrieden sein und hoffen, daß die Zukunft eine weitere gedeihliche Entwickelung des londoner deutschen Vereinswesens bringen wird.

Die kleinern Vereine sind, gleich den größern, vorwiegend geselliger Natur. Die meisten betrachten die Aufführung von Bühnenstücken als den wichtigsten Behelf der Zerstreuung und Erholung; mehrere sind ausschließlich der Pflege des Liebhabertheaters gewidmet, wie schon die Namen „Deutsche Dramatische Gesellschaft", „Vereinigter Dramatischer Club" u. s. w. andeuten. Andere veranstalten auch Concerte, Tanzkränzchen u. s. w. Die Beitrittsgebühr bewegt sich zwischen 3 und 10½ Mark, der Jahresbeitrag zwischen 12 und 18 Mark. Leider gehört zu den „gemüthlichen Abendunterhaltungen" einiger jüngerer deutscher Clubs auch das in etwas allzu großem Maßstabe betriebene Kartenspiel, das manches Mitglied in schlimme Geldnoth bringt. Sonst aber läßt sich diesen Vereinigungen nur Gutes nachsagen. Sie fördern nicht nur die Geselligkeit und die patriotische Gesinnung, sie gewähren auch solide materielle und moralische Vortheile, die namentlich für Neuankömmlinge in London recht werthvoll sind: Lesecirkel, gutes und wohlfeiles Essen, unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache, Arbeitsnachweis, Stellenvermittelung, Vermeidung des Besuches der ebenso theuern wie

Digitized by Google

unangenehmen englischen Schenken, Schutz vor der Langeweile des berüchtigten londoner Sonntags, Anknüpfung von Bekanntschaften u. a. m.

Wir müssen mit dem Verfasser der in Rede stehenden Werke bedauern, daß diesen Vereinen von seiten der höhern Klassen der hiesigen deutschen Gesellschaft so wenig Interesse geschenkt wird. Eine lebhafte Förderung derselben durch thatkräftige materielle und moralische Theilnahme reicher Landsleute würde manchen Uebelstand verringern. So z. B. den Einfluß des „Communistischen Arbeiterbildungsvereins", in Bezug auf welchen Dr. Geehl im „Jahrbuch" höchst lesenswerthe Aufschlüsse gibt. Er sagt, die deutsche Arbeiterfrage gehöre zu den wenig erfreulichen Seiten im Buche der hiesigen landsmännischen Colonie. Die größere Hälfte der in London zu findenden deutschen Arbeiter steht im socialdemokratischen Lager, und zwar sind die meisten überdies Anhänger der extremsten Umsturzpartei. Doch wollen wir unserm Gewährsmann das Wort lassen:

„London ist namentlich während der letzten Jahre zum Hauptlager der deutschen Nihilisten geworden. Es ist der Centralpunkt dieser gesellschaftsfeindlichen Elemente, die Hochschule, an der die Jünger herangebildet werden, die nach überstandener Lehrzeit als Apostel des neuen Evangeliums nach Deutschland zurückkehren, um dort neue Anhänger zu werben und die Verbindung mit der Centralstelle aufrecht zu erhalten. . . . Wie die Verhältnisse jetzt liegen, sind alle Chancen dafür, daß sich der in London ankommende Arbeiter binnen kürzester Zeit im Schoße der communistischen Partei befindet. Was auch immer man gegen diese einzuwenden haben mag, so kann man ihr doch nicht die Anerkennung versagen, daß sie dem Geschick des hierher einwandernden Arbeiters gegenüber nicht theilnahmlos bleibt. Der Communistische Arbeiterbildungsverein pflegt den Arbeitsnachweis und bietet jedem Mitgliede gute, billige Kost sowie wohlfeile Wohnung. Durch Unterricht im Englischen und Französischen, ferner durch geschichtliche, naturwissenschaftliche und sociale Vorträge wird für die Ausbildung gesorgt, und in keinem andern Verein geschieht so wenig für die gesellige Unterhaltung und so viel für die geistige Anregung wie in diesem. Kann man sich also darüber verwundern, daß der zuwandernde Arbeiter sich dorthin wendet, wo ihm mit Rath und That beigestanden wird, wo man sich seiner annimmt, wo er theilnehmende Standesgenossen findet, die es ihre Sorge sein lassen, ihm möglichst rasch zu einem Erwerb zu verhelfen?"

In den meisten Fällen bleibt ihm in der That kein anderer Ausweg, denn anderweitige Vorsorge ist für ihn kaum getroffen. Ohne Kenntniß des Englischen und ohne Geld, ohne Bekanntschaften und ohne einen Begriff von den hiesigen Verhältnissen, geräth der Neuankömmling bald in Noth. Die Theilnahmlosigkeit der angesehenen, maßgebenden deutschen Kreise Londons gegenüber dem Geschick des hiesigen deutschen Arbeiters führt diesen dem Socialismus in die Arme. Seine communistisch gesinnten Brüder helfen ihm, und da ihre Lehren überdies für ihn, den Ungebildeten, viel Verlockendes haben, auch von keiner Seite etwas geschieht, um ihn eines Bessern zu belehren, so verfällt er dem rothen Gespenst mit Haut und Haaren. Niemand bemüht sich, Aufklärung zu verbreiten; obgleich

Digitized by Google

London das Hauptquartier der gesellschaftsfeindlichen, die Ruhe der Stammheimat bedrohenden Bewegung beherbergt, wird nichts gethan, um derselben entgegenzutreten. Die Abhülfe, die Dorgeel vorschlägt, besteht in der durch die wohlhabenden Kreise zu bewerkstelligenden Einführung von Centralbureaus für unentgeltlichen Arbeitsnachweis an deutsche Arbeiter, Handwerker u. dgl., von Arbeiterlogishäusern, in denen auch wohlfeile Verpflegung, Lesezimmer, Bibliotheken und nützliche Rathschläge zu finden wären, von Asylen für Obdachlose u. s. w.

Was nun die Obdachlosen betrifft, so hat in diesem Straßenmeer London jede hereinbrechende Nacht eine erschrecklich große Anzahl von Personen, namentlich Ausländern, die nicht wissen, wohin sie das Haupt legen sollen, nachdem sie tagsüber nicht gewußt, woher sie Nahrungsmittel nehmen können. Dem Eingeborenen steht im Nothfall das Armenversorgungshaus offen: was aber soll z. B. der elend gewordene Deutsche anfangen, wenn es mit ihm einmal so weit gekommen? Nicht nur arme Arbeiter oder Handwerker sind obdachlos; unter den stets leider sehr zahlreichen obdachlosen Deutschen Londons befinden sich immer auch Personen von Bildung, die früher ein behagliches Leben führten. Da wäre es nun freilich eine Wohlthat, eines Bettes, eines Stück Brotes oder einer Tasse Thees sicher zu sein und sich dem Hausvater des Asyls anvertrauen zu können. Mancher Leser wird fragen, wie es komme, daß arbeitswillige Menschen in dem reichen London in solche Noth gerathen können, und ob sie denn nicht Arbeit finden. Darauf antworten wir energisch: Nein, in unendlich vielen Fällen gelingt ihnen dies nicht. Die Concurrenz ist auf allen Arbeitsgebieten, in allen Berufszweigen eine so ungeheuere, daß es fortwährend viele Tausende von In- und Ausländern gibt, geben muß, die außer Stande sind, ihre starken Arme oder ihre Kenntnisse zu verwerthen.

Was wir oben vom physischen und mechanischen Arbeiter gesagt, gilt in noch höherm Maße von dem geistigen. Die deutsche Wanderlust, der Wunsch nach Erweiterung des Gesichtskreises, die Hoffnung auf eine Verbesserung der persönlichen Lage oder gar einen Glücksfall, bei vielen die Sucht nach Abenteuern, oder die Absicht, Schwindel zu treiben, oder sonstige leichtsinnige oder unlautere Beweggründe, verleiten jährlich viele Tausende von Deutschen, sich ohne Empfehlungen und mit wenig Geld nach London zu wenden. Den Schwindlern gelingt es zumeist, ihren Zweck zu erreichen. Allein die ehrlichen Leute, die aufs gerathewohl herüberkommen, erfahren oft gar bald, daß selbst in der so reichen Stadt, wo angeblich „das Gold auf der Gasse liegt und man sich nur danach zu bücken braucht", Fortuna nicht jedermann hold ist. Solchen unbedachten Pechvögeln bleibt eine harte Entbehrungs- und Enttäuschungsschule nicht erspart, ehe sich ihre Erwartungen, wenn überhaupt, erfüllen. Wie vielen aber schlagen sämmtliche Versuche zur Erlangung eines noch so bescheidenen Erwerbes fehl! Den Fabrikarbeitern, Handwerkern, Dienstboten u. dgl. gelingt es verhältnißmäßig weit öfter, sich ihr Brot zu verdienen — obschon auch sie anfänglich gewöhnlich in einen Zustand „weißer Sklaverei" verfallen, von dem sie daheim sicherlich keine Ahnung hatten —, als den viel zahlreichern Einwanderern, die kein Handwerk erlernt haben, sondern nur mit geistigen Kenntnissen ausgerüstet sind. Ehe ein Privat-

Digitized by Google

zimmer bezogen und die Suche nach Beschäftigung begonnen werden kann — vorher muß man sich ja erst einigermaßen mit den Localverhältnissen bekannt machen —, wird ein beträchtlicher Theil der in der Regel recht geringfügigen Baarschaft für Hotels, Fahrten u. s. w. verausgabt. Das übrige wird von Zeitungsinseraten, Vermittelungsbureaus, Antwortfrancaturen, Quartier- und Kostrechnungen verschlungen. Der Markt ist, wie gesagt, so überladen, daß in überaus vielen Fällen die Geldmittel erschöpft sind, ohne daß etwas gefunden worden wäre. Was dann? Nun denn, dann kommen die Leiden und Kämpfe an die Reihe. Wer es nicht vorzieht, an Erfahrung reicher ins Vaterland zurückzukehren, oder wer nicht gänzlich verzweifelt und zu Grunde geht, wendet sich an die Wohlthätigkeitsvereine, später an einzelne wohlhabende Landsleute. Personen, denen zu Hause nie der Gedanke an die Möglichkeit aufstieg, daß sie um etwas betteln könnten, werden zu berufsmäßigen Bettlern. Die bitterste Noth zwingt sie, Unterstützung zu verlangen, und die lange Beschäftigungslosigkeit wirkt mit der Gewohnheit, sich von andern erhalten zu lassen, zusammen, viele zu ewigen Müßiggängern, schamlosen Bettelbrüdern und verkommenen Subjecten zu machen. Sie schreiben zahllose, in flehentlichem Ton gehaltene, lügnerische Pumpbriefe an reiche Deutsche. „Je nach Bedarf", sagt unser Gewährsmanu von ihnen, „sind sie überall zu Hause; würde man ihnen nachrechnen, so müßte es sich zeigen, daß sie mindestens hundertmal geboren worden sind. Bruder Straubinger ist auch ein Allerweltsgenie: bald ist er Lehrer, bald Commis oder Schneider, Schuster, Buchdrucker. Immer ist er unverschuldet ins Unglück gekommen, immer hat er seit drei Tagen nichts gegessen und nie weiß er, wo er sein Haupt hinlegen soll. Des Morgens ist er Junggeselle, mittags Gatte eines kranken Weibes und Vater zweier Kinder, abends Witwer mit drei Waisen. Sein armseliger Anzug dient seinen Angaben zur Bestätigung."

Uebrigens gibt es auch elegant gekleidete Berufsbettler, die als angebliche „verarmte Gentlemen aus guten Familien" leichtgläubigen Landsleuten viel Geld entlocken. An einer der im östlichen Whitechapel bestehenden deutschen „Bettelei-Hochschulen" wird ihnen begutachtet, für welche Rolle sie sich am besten eignen; dort wird ihnen auch gelehrt, wie und wo sie betteln sollen. Gegen Erlag von 1—3 Pence pro Namen erhalten sie hektographirte Adressenlisten aller hiesigen als freigebig bekannten Deutschen. In vielen Fällen müssen der „Universität" 25 Proc. der empfangenen Gelder überlassen werden, namentlich wenn sie auch das Schreiben von Bettelbriefen besorgt.

Ueberhaupt gibt es unter den londoner Deutschen ganz erstaunlich viele Schwindler und Betrüger. Je mehr die Einwanderung quantitativ zunimmt, desto ärger wird sie qualitativ. Die große Themsestadt übt auf alle Arten dunkler Existenzen eine starke Anziehungskraft aus. Den zweifelhaften Menschen, denen der heimatliche Boden unbehaglich wird, fällt die „Zurückziehung" nach England leicht. Das Ueberschreiten der deutschen Grenze bietet keine Schwierigkeiten, die Reisekosten sind geringfügig, die hierzulande Fremden gegenüber beobachteten Polizeivorschriften sind gleich Null, das Meldezettelwesen ist unbekannt. Kein Wunder daher, wenn die meisten der Heimat aus guten Gründen entfliehenden Catilinarier sich nach Londen wenden.

Digitized by Google

Der Fang, den die dortige Polizei thäte, wenn sie die ganze deutsche Colonie auf einen Platz zusammentreiben könnte, wäre ein überraschend reicher. Wer zu Hause schwindelte, schwindelt hier weiter. Selbstverständlich leidet der deutsche Name sehr unter dem Eindruck des Treibens der zweifelhaften Elemente. Besonders zahlreich und verhaßt sind die „long firm swindlers", d. h. deutsche Commis u. s. w., die unter verschiedenen falschen Namen den Fabrikanten Muster und möglichst auch Waaren herauslocken und sie nie bezahlen, sondern ohne weiteres versetzen.

Doch ist es Zeit, daß wir unser unterbrochenes Thema, den im Gefolge der übermäßigen und leichtsinnigen Zuwanderung einherschreitenden Jammer, wieder aufnehmen. Das Uebel der Bettelei ist so sehr angewachsen, daß an den Thüren vieler Citybureaus die deutsche Inschrift angebracht ist: „Das Betteln ist verboten und wird polizeilich bestraft." Wer einigemal darauf kommt, daß er von Betrügern gefoppt worden, wird geneigt sein, auch wirklich Bedürftige und Unterstützungswürdige abzuweisen, und erzeugt dadurch bei den Betreffenden eine gegen die „so wenig landsmännische Theilnahmlosigkeit" gerichtete Erbitterung, die sie in ihrer Verzweiflung leicht auf Abwege führen kann. Viele Jünglinge, und noch mehr Mädchen, die mit den besten und löblichsten Absichten und Erwartungen herüberkommen, versinken im Abgrunde der Schmach oder des Verbrechens. Welchen Gefahren ist namentlich ein alleinstehendes, mittelloses Mädchen in diesem Menschenocean ausgesetzt! Nicht wenige Deutsche gehen an Entbehrungen zu Grunde; andere zwingt die Macht der Verhältnisse zu einem Wechsel in ihrer Berufsthätigkeit, von dem sie sich daheim nie etwas hätten träumen lassen. Dorgeel meint sogar, daß diejenigen, die ihrem ursprünglichen Berufe nicht treu zu bleiben vermögen, in der Majorität sind. Lehrer werden zu Bäckern, Buchhalter zu Friseuren, Kaufleute und Studenten arbeiten als Tagelöhner in den Docks, Künstler müssen sich zur Bänkelsängerei bequemen. Unser Autor erzählt haarsträubende Dinge von einem mit den besten Zeugnissen versehenen jungen Lehrer, der nach langen entsetzlichen Leiden froh war, in einem Haarschneidesalon als Barbier angestellt zu werden, und von einem Comptoirbeamten, dem in Berlin ein Salair von 2500 Mark zu wenig war, den aber in London nach einjähriger Erwerbslosigkeit und Noth eine Anstellung als Bäckergeselle mit einem Gehalt von 1000 Mark überglücklich machte. Wir selbst wissen von einem Buchhändler, der Abschreiber, von einem Mathematiker, der Straßenzeitungsverkäufer, von einem Juristen, der Färber geworden u. s. w. Es gibt wol in keiner deutschen Stadt, selbst der größten nicht, eine solche Menge hungernder, verkommener, zerlumpter Deutscher wie in der Metropole Englands. Die verhältnißmäßig wenigen Deutschen, die es hier zu Reichthum und Ansehen oder zu Wohlstand bringen, bilden Irrlichter, welche viele Motten anziehen, die sich an ihnen verbrennen oder durch sie mittelbar in den Sumpf des Miserfolges geführt werden. Würden die Auswanderungslustigen, statt an die wenigen Glücklichen, doch lieber an die weitaus zahlreichern Opfer der Geldjagd denken!

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, zu thun, was wir für unsere ernste Pflicht halten: wir wollen, was auch der Verfasser der „Deutschen

Digitized by Google

Colonie" mit anerkennenswerther Energie thut, alle Deutschen, sei es im „Reich", in der Schweiz oder in Oesterreich-Ungarn, dringend vor der unbedachten Auswanderung nach England warnen. Nur wer besonders heroischer Natur ist oder wer über eine anständige Summe Geldes verfügt, mache den Versuch aufs gerathewohl. Jeder andere „bleibe im Lande und nähre sich redlich"; selbst mit Empfehlungen und Sprachkenntnissen ist es nicht gethan. Hoffentlich wird diese unsere menschenfreundliche, wohlgemeinte, eindringliche Warnung von der gesammten deutschsprachigen Presse beachtet und verbreitet — einen bessern Dienst könnten die Zeitungen ihren Lesern unmöglich erweisen. Will man durchaus seiner Heimat den Rücken kehren, ohne genügend vorbereitet zu sein, so gehe man nach Amerika oder Australien. Die Neue Welt hat angesichts ihres Reichthums an unerschlossenen Hülfsquellen noch viel Raum für Ansiedler, während England dicht bevölkert ist und sein Grund und Boden sich in festen Händen befindet, sodaß für die Zuwanderung nur in den Städten Platz bleibt. Hierdurch wird das Proletariat vermehrt; jenseit des Oceans jedoch lassen sich die Emigranten vornehmlich auf dem Lande nieder oder sie begründen neue Städte, sodaß die Gesellschaft eine immer größere Stabilität erlangt. Wer sich in der Neuen Welt nicht auf die Stadt steift, wird sich ziemlich sicher anständig forthelfen können, während im britischen Mutterlande der Arbeitsmarkt bereits so überfüllt ist, daß die Einwanderung jedes einzelnen die Existenz eines andern Erwerbsbedürftigen gefährdet.

Manche verlassen sich, wenn sie sich zur Hierherreise entschließen, geradezu auf die eventuelle Hülfe der Wohlthätigkeitsvereine und der reichen Landsleute, die hier leben. Aber sie täuschen sich nicht selten, denn so großartig viel auch in dieser Richtung gethan wird — es hat Grenzen. Der Wunsch, unglücklichen Landsleuten beizustehen, beseelte die besser situirten Deutschen Londons schon vor langer Zeit. Bereits 1817 trat der „Deutsche Wohlthätigkeitsverein" ins Leben. Derselbe wird bei der Gewährung seiner Unterstützungen von den liberalsten Grundsätzen geleitet und hat seit seinem Bestande eine halbe Million Mark vertheilt. Er gewährt jetzt jährlich ungefähr 2000 Personen Geldhülfe und in mehr als hundert Fällen freie Rückreise in die Heimat. Jedes Mitglied, das ein für allemal 210 oder jährlich 21 Mark einzahlt, hat das Recht, jedes Jahr dem Verein vier Personen zur Unterstützung zu empfehlen. Die letztern Bestimmungen gelten auch von der noch ältern „Gesellschaft der Freunde nothleidender Ausländer", die trotz ihres allgemein gehaltenen Titels ein vorwiegend deutsches Gepräge trägt. Schon 1806 von Deutschen begründet, hat sie größtentheils deutsche Mitglieder und unterstützt zumeist Deutsche. In der Direction sitzen außer den Pastoren sämmtlicher deutschen Kirchengemeinden Londons noch zehn andere Deutsche, während der Executivausschuß zu zwei Dritteln aus Deutschen besteht. Diese Gesellschaft nimmt jährlich etwa 4000 Pfd. St. ein und hat bisher insgesammt in 160000 Fällen Beistand geleistet; davon entfielen 90000 auf Angehörige des Deutschen Reichs. Außerdem gewährt sie jetzt 214 alten, arbeitsunfähigen Personen Jahrespensionen von 100—400 Mark. Leider hat die Freigebigkeit der beiden Wohlthätigkeitsvereine Misbräuche im Gefolge, indem die Mitglieder oft Leute dahin empfehlen, ohne die Berechtigung ihrer Ansprüche zu kennen oder zu

Digitized by Google

prüfen; dies geschieht theils aus Bequemlichkeit, theils um Bittsteller los zu werden. So kommt es, daß viele Unwürdige, die sich ein Geschäft daraus machen, unterstützt werden; aber ohne Misbräuche kann es ja kaum bei irgendeiner Wohlthätigkeitsanstalt ablaufen. Seit kurzer Zeit besteht ein nützliches deutsches Unternehmen, dessen Förderer die Bettler, statt sie durch Abfertigen mit einer Geldgabe zu fortgesetzter Bettelei zu ermuthigen, anweisen, aus deutschen Geschäftshäusern Papierabfälle abzuholen, zu sortiren und wegzuführen, wofür Kost und Nachtlager gewährt wird. Diese praktische Idee hat bisher bereits etwa 70 Personen das Leben gefristet, bis sich ihre Lage besserte.

Von noch größerer Bedeutung ist das 1845 von dem vor vier Jahren verstorbenen Dr. F. Freund aus Prag begründete, in der nordöstlichen Vorstadt Dalston gelegene „Deutsche Hospital". Der genannte Prediger bemühte sich erfolgreich, die Elite der deutschen Colonie für seine Idee zu stimmen, deren Verwirklichung man die wichtigste der deutschen Wohlthätigkeitsanstalten Londons zu danken hat. Die dem neuen Krankenhause entgegengebrachte Theilnahme verhalf demselben bald zu gedeihlicher Entwickelung. Statt des bescheidenen Häuschens, aus dem es vor kaum vier Decennien bestand, sehen wir jetzt ein imposantes Gebäude mit schönen Gartenanlagen und 125 Betten, großen, hellen Sälen, einem geräumigen Vorhof und einem neuen Sanatorium. Das Hospital, das zu den besteingerichteten dieser an vorzüglichen Krankenhäusern so reichen Weltstadt gehört, hat ferner drei Filialen für die Behandlung von auswärtigen Leidenden; in denselben erhielten im verflossenen Jahre weit über 28000 Patienten unentgeltlich ärztlichen Rath und Medicamente. Im Hospital selbst fanden in derselben Zeit 1700 Personen Aufnahme. Das angelegte Stammkapital beläuft sich auf 40000 Pfd. St. mit einem Zinsengenusse von 26000 Mark, das Ausgabebudget seit einiger Zeit auf durchschnittlich ungefähr 200000 Mark per Jahr; gedeckt wird dasselbe größtentheils durch ständige Subscriptionen und reiche Spenden sowie durch die bei dem nach englischer Sitte alljährlich stattfindenden Stiftungsbanket eingeleitete Sammlung, welche 80—100000 Mark zu ergeben pflegt. Der Deutsche Kaiser spendet jährlich 4000, der Kaiser von Oesterreich 1000 Mark; außer diesen beiden Monarchen hat das Hospital noch zwei „Protectoren": die Königin von England und den Prinzen von Wales. Ueberhaupt muß man sagen, daß die Engländer zur Erhaltung der Anstalt mindestens ebenso viel beitragen wie die Deutschen. Dieser Umstand hat zur Folge, daß in dem Krankenhause halb so viele Engländer behandelt werden wie Deutsche; doch stehen dessen Pforten auch Angehörigen aller übrigen Nationalitäten offen. Immer aber genießen deutschsprechende Patienten den Vorzug. Seit dem Bestande haben neben 22000 Deutschen 15000 Nichtdeutsche interne Aufnahme gefunden, während extern mindestens dreiviertel Millionen Leidende behandelt wurden.

Die neueste Wohlthätigkeitsanstalt ist die „Kaiser-Wilhelm-Stiftung", ein Ergebniß der Berathungen einflußreicher londoner Deutscher über die beste Art, die Goldene Hochzeit des greisen Kaiserpaares zu feiern. Man entschied sich für ein deutsches Waisenhaus, und binnen wenigen Tagen nach Veröffentlichung des Aufrufes liefen 80000 Mark ein. Man konnte das erworbene Gebäude schon im

Digitized by Google

August 1879 einweihen und mit 6 Kindern beginnen. Seither floß das Geld so reichlich, daß jetzt bereits 15 Waisen in der Anstalt, der mit Genehmigung des erfreuten Herrschers jener Name gegeben wurde, untergebracht sind. Vielleicht fühlt sich — und wir wünschen es aufrichtigst — mancher reiche Leser im Vaterlande durch die Lektüre dieser Zeilen bewogen, diesem segensreichen Waisenhause eine erkleckliche Spende zuzuwenden.

Die genannten vier Wohlthätigkeitsvereine und -Anstalten verausgaben für ihre schönen Zwecke gegenwärtig jährlich 250—280000 Mark. Auch an kleinern Vereinen, die dieselben Ziele verfolgen, fehlt es nicht. Nun gelangen wir zu drei Institutionen, die nur halb und halb als Wohlthätigkeitsanstalten bezeichnet werden können, denn wenn sie auch höchst segensreich wirken, so gewähren sie doch nicht unentgeltlichen Beistand.

Zunächst sei des von der „Association of German Governesses in England" ins Leben gerufenen „Heim für deutsche Gouvernanten" gedacht. Deutsche Gouvernanten und Lehrerinnen, die entweder im Vertrauen auf betrügerische Vorspiegelungen herüberkommen oder eine hier innegehabte Stellung verlieren, gerathen oft in eine bedauernswerthe Lage; wenn sie nicht moralisch ruinirt werden, so geht es ihnen doch materiell schlecht. Die größte Gefahr droht ihnen seitens der Stellenvermittelungbureaus, von denen sie grausam ausgebeutet werden, ob ihnen nun wirklich zu einer Stellung verholfen werde oder nicht. Der hier bestehende Schutzverein deutscher Gouvernanten hat sich bemüht, dem Uebel durch Begründung (1880) der erwähnten Anstalt einigermaßen abzuhelfen. In derselben können stellensuchende Damen zeitweilig gegen niedriges Entgelt Wohnung und Verpflegung erhalten. Stellen besorgt der Verein nur für seine Mitglieder, und er berechnet dafür blos zwei Procent, die er der „Krankenkasse deutscher Gouvernanten" überweist. Die Aufnahme in den Verein ist an den Nachweis der Lehrbefähigung gebunden; der Jahresbeitrag beläuft sich auf 7½ Mark. Das „Heim" befindet sich in einem sehr guten, central gelegenen Stadtviertel, ist vortrefflich eingerichtet und enthält außer einer Reihe von Schlafzimmern Bibliothek- und Speisesäle, die den Vereinsmitgliedern wie den zeitweiligen Insassen zur Verfügung stehen. Mehrere weibliche Mitglieder der königlichen Familie sowie viele andere hochstehende Damen interessiren sich aufs lebhafteste für das Gedeihen des Heim, wie nicht minder für das ebenfalls vor vier Jahren entstandene „Gordon House" oder „Heim für deutsche Dienstboten", das für die letztere Klasse ähnliche Zwecke verfolgt wie das vorerwähnte für die Gouvernanten und Lehrerinnen. Die Vortheile sind so ziemlich dieselben, nur daß es sich hier um keinen Verein handelt und Insassinnen unentgeltlich mit Stellen versorgt werden, sofern solche vacant sind; hat ein Mädchen eine Stellung gefunden, die sie nur tagsüber beschäftigt, so kann sie dauernd im Gordon House schlafen und zu Abend essen, wofür sehr wenig berechnet wird. Für Wohnung und volle Verpflegung — d. h. täglich vier Mahlzeiten — sind wöchentlich nur etwa 7 Mark zu bezahlen. Schon allein der Umstand, daß zahlreiche vornehme Damen das Institut protegiren, erhöht die Aussicht der Insassinnen auf gutes Unterkommen beträchtlich.

Digitized by Google

Was das Gordon House für deutsche Mädchen, ist die seit zwölf Jahren bestehende „Deutsche Herberge", in der City äußerst günstig gelegen, für deutsche Männer, die nicht über große Mittel verfügen, aber bei aller Einfachheit anständig essen und behaglich wohnen wollen. Außer den Speisezimmern und den mit 37 Betten versehenen 13 geräumigen, nett ausgestatteten Schlafgemächern ist ein für gemeinsame Zusammenkünfte bestimmter, sehr großer und schöner Saal vorhanden. In den Schulferien halten sich hier viele herüberkommende Lehrer auf, denen eine zur Herberge gehörige Agentur die Erlangung von Stellen an englischen Schulen zu erleichtern sucht. Auch sonst wird diese Agentur von londoner deutschen Arbeitgebern vielfach zur Besetzung von erledigten Posten benutzt. Der Hausvater ertheilt den Gästen allerlei nützliche Aufschlüsse über die englischen Verhältnisse u. s. w. Anfänglich arbeitete die Anstalt mit Verlust, doch ist seit drei Jahren das Gleichgewicht im Budget so ziemlich hergestellt.

Auch für das „Seelenheil" der deutschen Colonie ist Vorsorge getroffen. Die Deutschen sind als schlechte Kirchenbesucher verschrien, und sie scheinen auch hier ihren Ruf zu rechtfertigen, denn sonst würden die vorhandenen 14 Gotteshäuser für fromme Landsleute bei dem großen Umfang der deutschen Bevölkerung nicht genügen, während es Thatsache ist, daß selbst diese wenigen Gebetplätze nicht ganz voll zu sein pflegen. Der Natur der Dinge nach würden sie noch leerer sein, wäre es nicht ebenfalls Thatsache, daß viele Deutsche, die als religiös Indifferente nach dem Lande der heuchlerischen Bigoterie kommen, dort „fromm" werden, d. h. es in ihrem Interesse finden, sich in der Kirche zu zeigen. Man hat uns sogar versichert, daß es in London große Firmen deutschen Ursprungs gebe, die keinen Deutschen anstellen, der nicht allsonntäglich in die Kirche gehe; doch können wir die Richtigkeit dieser Mittheilung nicht verbürgen.

In den deutschen Kirchengemeinden äußerte sich das deutsche Leben in London zu allererst im Sinne einer Zusammengehörigkeit. Durch Cranmer's Einfluß gelang es dem Prediger Johann Alasko 1550, die erste deutsche Kirchengemeinde zu gründen, die jedoch schon nach drei Jahren auf Befehl der „blutigen" Maria aufgelöst wurde; 1560 unter Elisabeth wieder gestattet, ging sie später, gleich der 1730 ins Leben gerufenen Johannisgemeinde, von selbst ein. Gegenwärtig gibt es da eine katholische Kirche, eine israelitische Synagoge mit deutscher Gebetsprache, zwölf protestantische Kirchen und Kapellen. Die deutsche lutherische („Hamburger") Kirchengemeinde wurde 1669 von norddeutschen Kaufleuten und schwedischen Offizieren begründet. Die alte Kirche mußte vor kaum 20 Jahren der unterirdischen Eisenbahn weichen; die neue grenzt unmittelbar ans Deutsche Hospital. Von der Pfarrei sagt Dorgeel: „Sie ist wol die schönste aller deutschen, vielleicht auch sämmtlicher Pfarreien Londons überhaupt; ihre prachtvolle Construction sowie die das imposante Gebäude umgebenden Gartenanlagen lassen erkennen, daß die älteste der jetzigen deutschen Kirchengemeinden sich in guten Umständen befindet." Lutherisch sind ferner die „St.-Martinskirche in der Savoy" (seit 1694), die im Eastend stehende St.-Georgskirche (1763) und die königliche Hofkirche im St.-Jamespalast, dem ehemaligen Wohnsitze der englischen Monarchen (1700); diese Hofkirche ver-

Digitized by Google

dankt ihre Entstehung dem Gatten der Königin Anna, Prinzen Albert, der zahlreiche Landsleute nach London brachte. Noch jetzt gehören mehrere Mitglieder der Regentenfamilie zu der mit diesem Gotteshause verbundenen Gemeinde. Evangelisch sind: die im Osten befindliche, seit 1697 bestehende Kirche auf dem Hooperplatze; die Camberweller Kirche im Südwesten, deren Einweihung vor 28 Jahren erfolgte; die ein Jahr darauf begründete Gemeinde im nördlichen Islington; endlich die jüngste, die ihren Sitz in Sydenham und Foresthill hat. Diese neueste Gemeinde hielt ihren ersten Gottesdienst vor neun Jahren in einem Privatsaale ab, traf aber sofort Anstalten zu einer Sammlung für eine eigene Kirche, und diese wurde im April 1883 eingeweiht. Innerhalb dieser Gemeinde besteht seit 1878 ein „Frauenverein", der für arme Deutsche im Bezirke sorgt, ferner eine Kinderklasse für deutschen Gesang und eine Volksbibliothek.

Die deutsche wesleyanische Methodistengemeinde im Eastend ging 1862 aus sehr kleinen Anfängen hervor und hat seither einen großen Aufschwung erfahren. Die vor vier Jahren vollendete schöne und geräumige Kirche hat volle 110000 Mark gekostet, die gänzlich durch freiwillige Spenden gedeckt wurden. Zu dieser Gemeinde gehören noch drei in verschiedenen Gegenden der Hauptstadt gelegene Kapellen mit wöchentlich zweimaligem Gottesdienst.

Nur ein Sechstel der londoner Deutschen ist römisch-katholisch, und den religiösen Bedürfnissen der Betreffenden scheint die eine vorhandene Kirche, der wir ebenfalls in dem östlichen Armenviertel Whitechapel begegnen, zu genügen. Wenn man in Betracht zieht, daß die Gemeindemitglieder mit irdischen Gütern nicht sehr gesegnet sind, so muß deren Opferwilligkeit eine höchst achtungswerthe sein; sonst hätte es wol kaum geschehen können, daß innerhalb der letzten fünf Jahre eine neue schöne Kirche, eine große Schule, ein Pfarrhof sammt Nebengebäuden und ein Waisenhaus errichtet wurden. In dem letztern sind bereits 15 Kinder untergebracht, also ebenso viele wie in der Kaiser-Wilhelm-Stiftung. Auch eine Volksbibliothek, ein Gesellenverein und einige andere ähnliche Dinge sind mit der katholischen Gemeinde verbunden. Vor kurzem erhielt ich vom Pastor Wysard, der der camberweller Gemeinde vorsteht, die folgende Mittheilung: „In Blackheath (einem Vororte Londons) hat sich eine neue kleine liberale Gemeinde gebildet; ich habe letzten Sonntag daselbst vor Katholiken, Juden und Protestanten gepredigt." Also Nr. 15!

Für das geistige Wohl der heranwachsenden deutschen Jugend ist durch mehrere deutsche Schulen Sorge getragen, deren Erhaltungskosten nur zum geringern Theile aus den Schulgeldern, der Hauptsache nach aus menschenfreundlichen Spenden gedeckt werden. Die mit der St.-Georgskirche zusammenhängende Volksschule in Whitechapel war ursprünglich in einem im Jahre 1805 aus einem für diesen Zweck hinterlassenen Legat bestrittenen Hause untergebracht; das neue Gebäude ist ein hübscher, großer, zweistöckiger Ziegelrohbau und legt ein ehrendes Zeugniß ab von dem deutschen Sinn der deutschen Colonie. Die Schule hat drei Abtheilungen — für Knaben, Mädchen und kleine Kinder — mit je zwei Klassen. Die Anzahl der Schüler beläuft sich auf 500, darunter 70 Freischüler, die über-

Digitized by Google

dies mit Schulbüchern und Schreibmaterialien, von dem Gemeinde-Frauenverein auch mit Kleidung unentgeltlich versehen werden. Hierbei ist dafür gesorgt, daß sie äußerlich durch nichts sich von den bezahlenden Zöglingen unterscheiden. Die letztern entrichten in der Kleinkinderschule 17, in der Hauptanstalt 51 Pfennige wöchentlich.

Auf ähnlicher Grundlage beruht die zwar viel kleinere, aber von ebenso guten Ergebnissen begleitete Volksschule auf dem Hooperplatze, deren neues, ebenfalls recht hübsches Gebäude vor 3½ Jahren eingeweiht wurde. Die Volksschule in Islington ging aus einer Strickschule hervor und wurde im Mai 1872 mit 20 Schülern eröffnet; im Vorjahre war der Besuch auf 70, darunter 20 Freischüler, gestiegen. Die von der katholischen Gemeinde erhaltene Volksschule zählt bei 250 Zöglingen 70 Freischüler. Seit 1879 besteht auch innerhalb der Sydenham-Foresthiller evangelischen Gemeinde eine deutsche Volksschule.

Natürlich schicken die meisten deutschen Aeltern ihre Kinder in englische Schulen, theils weil es nicht genug deutsche Unterrichtsanstalten gibt, theils weil sie wollen, daß ihre Sprößlinge sich von Anfang an die englischen Verhältnisse gewöhnen. Vom deutschpatriotischen Standpunkte aus beklagt Dorgeel diese Thatsache. Mit Recht meint er, daß nur der Besuch deutscher Schulen im Stande sei, den Kindern das Deutschthum zu wahren, abgesehen davon, daß deutsche Schulen in der Regel einen bessern und gründlichern Unterricht gewähren als englische. Ohne das Gute zu verkennen, das bisher geschehen, verhehlt er sich nicht, daß dem Gegenstande trotz seiner Wichtigkeit noch lange nicht die ganze Theilnahme entgegengebracht werde, die derselbe verdienen würde. Die höhern deutschen Kreise trifft kein Vorwurf; was gethan wurde, ging zumeist von ihnen aus. Wohl aber haben sich bisher die gebildeten Mittelklassen der hiesigen deutschen Bevölkerung dieser Sache gegenüber ziemlich gleichgültig verhalten.

Das in nationaler Beziehung minder wichtige höhere Schulwesen ist denn auch nicht sonderlich entwickelt, wozu unter anderm der Umstand beitragen mag, daß fast jeder besser situirte Deutsche, namentlich wenn er im Vaterlande Verwandte hat, seine Söhne in der Heimat weiter ausbilden läßt. Wie Dr. Geehl glaubt, thun sie das, weil hier der höhere deutsche Unterricht nicht genügend viele Stätten hat; wir aber glauben umgekehrt, daß der letztere Umstand nicht die Ursache, sondern die Wirkung des erstern sei; sonst würden die Deutschen gewiß für eine größere Anzahl höherer Unterrichtsanstalten in London sorgen. Eine Schule nach Art der deutschen oder österreichischen Gymnasien oder Realschulen gibt es hier überhaupt nicht; doch nähert sich diesem Vorbild die deutsch-englische Knabenschule in Brixton, einem wohlhabenden, vielfach von Deutschen bewohnten Bezirk Südlondons. Dieselbe zerfällt in fünf Klassen und fordert, außer einer Einschreibegebühr von 105 Mark (!), ein Jahreshonorar von 252—504 Mark (!). Natürlich kann bei so horrenden Ansprüchen und angesichts der nicht centralen Lage der Besuch kein sehr lebhafter sein; immerhin zählt die Anstalt, die in mancher Hinsicht unsern Bürgerschulen entspricht, 70 Zöglinge. Erleichtert wird die Frequenz dadurch, daß entfernt wohnende Schüler gegen mäßiges Entgelt an der Tafel des Oberlehrers zu Mittag speisen können.

Digitized by Google

In derselben Gegend befindet sich eine von unserm Gewährsmann und andern als vorzüglich gerühmte Mädchenlehrenstalt (privat, einer Frau Gilligan gehörig) mit 60 Schülerinnen. Seit 1862 besteht auch eine erste deutsche höhere Töchterschule in Islington, ebenfalls Privateigenthum. Das ist alles. Dorgeel empfiehlt jenen, die da Lust haben, in London ihre deutsche Gesinnung durch eine großartige Schöpfung zu bethätigen, die Gründung eines großen deutschen Gymnasiums in centraler Lage. Vielleicht veranlaßt die Lektüre dieser Zeilen irgendeinen reichen deutschen Patrioten in der Heimat, zur Verwirklichung dieser beachtenswerthen Idee beizutragen!

Doch es ist an der Zeit, ein Wort über das Verhältniß zwischen Deutschen und Engländern in London zu sagen. Zunächst muß bedacht werden, daß, wie der Verfasser des „Jahrbuchs" sich ausdrückt, „der stabile Theil unserer Colonie höchstens aus einem Drittel der sich hier aufhaltenden Deutschen besteht, während die andern zwei Drittel das ab- und zuströmende Element darstellen". Insofern die Deutschen drüben überhaupt geachtet werden, bezieht sich die Achtung nur auf den stabilen Kern. Dieser ist im großen Ganzen recht gesund; die vorübergehende Flut aber weist gar viele Schattenseiten auf, die den Ruf der Gesammtheit empfindlich schädigen. Nur den dauernd oder auf längere Zeit Verweilenden ist im allgemeinen der gute Name zu danken, dessen sich die Deutschen ihres Fleißes, ihrer Mäßigkeit, ihres Ernstes und ihrer Kenntnisse halber daselbst erfreuen, seien es nun Kaufleute oder Künstler, Gelehrte oder Handwerker, Schulmeister oder Comptoirbeamte. Die Achtung vor den Deutschen unterliegt noch einem andern Kriterium, einer Eintheilung in Klassen. In den höhern Kreisen der englischen Gesellschaft ist sie nämlich im allgemeinen größer als im philiströsen Mittelstand und bei der urtheilslosen Menge, die alles Ausländische mit Mistrauen zu betrachten pflegt, mit Ausnahme der pariser Moden und der französischen Theaterstücke. Die großen Erfolge, die von Tausenden deutscher Kaufherren, Künstler u. s. w. hier errungen werden, bringen die vorurtheilsfreien Elemente zur Einsicht, daß diese Erfolge nur die Ergebnisse tüchtiger Leistungen sein können. Die minder intelligenten Elemente haben keinen sonderlichen Respect für die aus armen Schluckern bestehende große Mehrheit der deutschen Bevölkerung, für die Scharen von schwach entlohnten Commis und Schreibern, Stunden suchenden Sprach- und Musiklehrern und andern mittellosen Neuankömmlingen, sowie Schwindlern und Bettelbrüdern. Die höhern Klassen kommen eben mehr mit den stabilen, die andern fast ausschließlich mit den fluctuirenden Bestandtheilen der deutschen Colonie in Berührung.

So weit die Achtung. Nun zur Beliebtheit. Zwischen beiden besteht ein Unterschied. Viele Engländer, die die Deutschen achten wegen ihrer Tüchtigkeit, lieben dieselben nicht, und zwar ebenfalls wegen ihrer Tüchtigkeit. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich sehr einfach. Es greift hier dasselbe Verhältniß Platz, wie zwischen den Chinesen und den Californiern. Der leidige Brotneid spielt in beiden Fällen die gleiche Rolle. Die Tugenden der Fremdlinge werden zu Fehlern, weil sie den Eingeborenen Concurrenz machen. Die deutsche Zuwanderung macht sich in allen Abtheilungen des englischen Arbeitsmarktes fortwährend empfindlich

Digitized by Google

fühlbar. Die deutschen Bäcker, Schneider, Kellner, Friseure, Uhrmacher, Commis, Citybeamten, Musiklehrer, Schulmeister u. s. w. bilden den Schrecken der diesen Erwerbszweigen obliegenden Einheimischen; denn die Deutschen sind arbeitsamer, nüchterner, sparsamer, geschickter und gebildeter, und begnügen sich mit geringerer Bezahlung, werden daher begreiflicherweise nicht nur von landsmännischen, sondern ungemein häufig auch von englischen Brotherren vorgezogen. Jeder ist sich eben selbst der Nächste, in England wie in Californien und sonstwo. Ebenso begreiflich aber ist es, daß diese Umstände die Eindringlinge in vielen Kreisen recht misliebig machen.

In höherm Grade als in allen andern Gebieten kommt Darwin's Naturgesetz vom „Sieg des Geeignetern", auf die Deutschen in England angewandt, mit Bezug auf die Bäcker, Kellner, Friseure, Comptoiristen und Musiker zur Geltung. So z. B. gibt es dort mehr deutsche Bäcker als in Berlin, und vielleicht mehr deutsche Kellner als englische, und die Zahl der in London zu findenden deutschen Friseure, Schneider u. s. w. würde für die Bedürfnisse der größten deutschen Provinzstädte genügen. Und vollends die Künstlerwelt des Themsebabels ist gänzlich von deutschen Elementen durchsetzt; hier leben viele deutsche Maler, und in der Musik — sei es die ausübende oder die lehrende — sind die Deutschen durchaus tonangebend. Die hervorragendsten der dauernd im Lande weilenden Musiker sind Deutsche, und fast alle bedeutenden deutschen und österreichischen Musiker und Sängerinnen treten alljährlich in Concerten oder auf der Bühne hier auf. Die einzige Truppe, welche Opern in englischer Sprache, zumeist deutsche Opern, oder solche von englischen Componisten darstellt, steht unter der Leitung eines Deutschen (Karl Rosa). Der Musikunterricht ist zum allergrößten Theile in den Händen von Deutschen. Der beliebteste britische Musiker unserer Tage, Sullivan, hat seine Studien in Deutschland gemacht. Wagner's Opern wurden im Jahre 1882 in London fast gleichzeitig von einer englischen, einer italienischen und zwei deutschen Gesellschaften aufgeführt, 1884 ebenfalls englisch, italienisch und deutsch. Selbst die Straßenmusik ist größtentheils in den Händen Deutscher, nämlich der truppweise umherziehenden uniformirten „German Bands", die wegen der scheußlichen Mistöne, die sie ihren verstimmten Blasinstrumenten entlocken, der Schrecken aller empfindlichen Ohren sind und die noch tief unter den italienischen Leierkästen stehen. Wir müssen Dorgeel's Gutmüthigkeit bewundern; er ist nämlich rücksichtsvoll genug, diese Banden „harmlos" zu nennen!

Nach demselben Autor ist „mindestens ein Fünftel aller großen Cityfirmen in den Händen Deutscher, oder ihrer Abkömmlinge". Es gibt kein größeres englisches Blatt in London, das nicht auch deutsche Mitarbeiter, zuweilen sogar Mitredacteure hätte. Alle höhern Lehranstalten im ganzen Lande stellen gern deutsche Kräfte an. Das British Museum und andere wissenschaftliche Institute zählen unter ihren hervorragendsten Beamten viele Deutsche. Der bedeutendste Sprachforscher Englands ist der Deutsche Max Müller.

Der erste britische Elektriker war der kürzlich verstorbene Deutsche C. W. Siemens. Die meininger Hofschauspieler konnten sich vor drei Jahren rühmen, in der Metropole eines fremdsprachigen Landes, in London, glänzende Geschäfte zu

Digitized by Google

machen. Die Zahl der deutschen Buchhandlungen ist eine ganz ansehnliche. Das deutsche Lager- und Bockbier erfreut sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit und wird seit einiger Zeit sogar schon an der Themse erzeugt. Auch die deutsche Literatur wird immer besser gewürdigt. Man bearbeitet deutsche Stücke für die englische Bühne und übersetzt nicht nur die deutschen Hauptclassiker, sondern auch zeitgenössische deutsche Bücher fleißig, von Belletristen jetzt namentlich E. Werner, sodann besonders Reisewerke und Biographien (Düntzer's „Goethe" und „Schiller" sind kürzlich erschienen, desgleichen Heine's „Memoiren").

Der Leser wird gewiß meinen, daß es in einer Stadt, in der das deutsche Element eine so große Rolle spielt, auch eine angemessene deutsche Zeitungspresse geben müsse; aber in Wirklichkeit ist dem keineswegs so. Es gibt nur wenige deutsche Blätter, und diese sind weder besonders gut, noch auch sehr verbreitet. Dies mag theils daher rühren, daß fortwährend neue Blätter kommen und gehen und die Erwartungen des bessern Publikums täuschen, wenn sie nicht direct auf Prellereien abzielen; theils von der Vorzüglichkeit der englischen Blätter, die für das halbe Geld weit mehr bieten; theils von der raschen Verbindung mit der Heimat, welche die vaterländischen Zeitungen in 24—36 Stunden hierher bringt. Uebrigens ist Paris hinter London noch sehr weit zurück, denn dort erscheint nur ein einziges, recht ärmliches deutsches Wochenblättchen, während hier doch noch drei weit bessere Wochenblätter herauskommen; der Versuch, ein Tageblatt zu begründen, ist zum ersten mal vor wenigen Wochen gemacht worden; wir haben dasselbe noch nicht zu Gesicht bekommen.

Das erste deutsche Blatt Londons wurde 1845 vom Buchdrucker Cahn ins Leben gerufen und nach zwei Jahren an den exilirten Herzog Karl von Braunschweig verkauft, der in eigenhändigen Artikeln gegen seine frühern Fürstencollegen und seine Landsleute überhaupt, namentlich aber gegen seine Exunterthanen wüthete. Nie hat irgendein Blatt einen so vornehmen Redacteur gehabt, so hochfliegenden Plänen gedient und in einer solchen Geldfülle gelebt wie die „Deutsche Zeitung", welche übrigens ungelesen blieb und kurz nach dem Napoleon'schen Staatsstreich einging. Dann kamen der Reihe nach der „Kosmos" (von Ruge und Kinkel begründet), der „Telegraph", die „Londoner Correspondenz", eine zweite „Londoner Deutsche Zeitung", der „Hermann" (dem Kinkel, Beta, Blind, Faucher u. a. Pathen standen), die „Thusnelda", eine dritte „Deutsche Zeitung", der Karl Blind'sche „Eidgenosse", die „Post", der „Bote aus Whitechapel", das „Vaterland", das „Londoner Journal", die Most'sche „Freiheit" und das Joachim Gehlsen'sche Jammerblättchen „Glocke". Aber sie gingen sämmtlich nach ganz kurzem Bestande den Weg aller abonnementlosen Blätter, mit zwei Ausnahmen: der seit einem Vierteljahrhundert bestehende „Hermann" erscheint unter dem modernern Titel „Londoner Zeitung" noch immer, und auch das 1878 entstandene „Londoner Journal" weilt noch unter den Lebenden. Ob das Ende März 1883 begründete „Londoner Sonntagsblatt", das für einen Penny zu leisten versprach, was die übrigen für zwei Pence — nicht leisten, in diesem Augenblick noch existirt, ist uns unbekannt.

Digitized by Google

Wir glauben unsere Mittheilungen über deutsches Leben und Treiben an der Themse nicht besser schließen zu können als mit einem Auszug aus dem „Typen" betitelten 11. Kapitel der „Deutschen Colonie in London":

„Wenn auch die deutsche Colonie als Gesammtheit ihre Nationalität zu wahren wußte, so gibt es leider unter unsern Landsleuten noch immer viele, die sich etwas Besseres zu sein dünken, wenn sie ihre Abstammung verleugnen und in die erborgte englische Haut fahren, in der sie freilich dennoch bleiben, was sie sind. Durch den äußern Anstrich, der gewöhnlich sehr mangelhaft ist, guckt der alte Adam hervor, und den Engländern kann nichts erbärmlicher und lächerlicher erscheinen als diese Nachäffung. Der anglisirte Deutsche «schbieks de Inglisch langwisch only»; er liest grundsätzlich nur englische Zeitungen; er vermeidet es, mit Landsleuten zusammenzukommen, oder gar in ihrer Gesellschaft gesehen zu werden. Er behauptet, das Deutsche verlernt zu haben. Andere machen sich lächerlich, indem sie den Teutonen hervorkehren. Namentlich unter Neuangekommenen herrscht die Unsitte, sich über vieles, was ihnen ungewohnt, lustig zu machen, alles mit deutschem Maße zu messen und dabei ... in sehr ungerechtfertigter Weise über England und die Engländer zu urtheilen. Wir können von den Engländern noch manches lernen, und wir haben wahrlich keine Ursache, über sie zu spotten. Auch ist es undankbar, sich gegen ein Volk zu wenden, das jeden freundlich aufnimmt und das bisher alle deutschen Institutionen in London thatkräftig unterstützt hat. Das Deutsche Hospital, die Wohlthätigkeitsvereine, die Schulen u. s. w. wären heute nicht, was sie sind, wenn die englische Hülfe ausgeblieben wäre."

Digitized by Google

Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga.

Von

J. von Dorneth.

II.

Bei den wenigen Eisenbahnen der Ostseeprovinzen mußte ich von dem kurländischen Pastorat im spitzen Winkel nach der livländischen Hauptstadt, um von da nach Tuckum ins kurländische Gebiet zurückzugelangen und von hier aus ins Innere dieser Provinz die directeste Poststraße zu wählen. In Friedrichshof bestieg ich in der Frühe eines herrlichen Morgens wieder die Bahn und befand mich eine Stunde später auf der Station Mitau.

Ich hatte in der alten Hauptstadt meines Heimatländchens keine Freunde zu besuchen, so lockte mich hier nichts zu längerm Verweilen; denn an und für sich ist Mitau reizlos und während ihres sechshundertjährigen Bestehens eine bescheidene Provinzialhauptstadt geblieben, die Hauptstadt einer Provinz, deren Wohlstand allein auf der Landwirthschaft beruht, und welche als bedeutende Ausfuhrartikel, außer Getreide, nur noch Holz liefert. Die Landwirthschaft wird rationell mit Anlehnung an die Musterwirthschaften in Deutschland betrieben und man sucht die gleichen Resultate zu erzielen. Die Forstwirthschaft liegt dagegen noch meist im argen; nur auf einzelnen Gütern hat auch ihre ernste Pflege begonnen; im allgemeinen gilt bis heute das Wort: „Einstweilen ist noch genug Holz da zum Verkauf." Mitau bietet übrigens nicht einmal für den Getreide- und Holzhandel den rechten Stapelplatz. Nur wenige Meilen von Riga entfernt, und nur sieben Jahrzehnte später als dieses von Meister Werner von Breithausen als Stützpunkt bei seinen Kriegszügen gegen den lettischen Stamm der Semgallen gegründet (1271), und von 1560 bis 1795 Residenz der kurländischen Herzoge, hat es doch nie in Gewerbe und Handel mit der Mutterstadt zu rivalisiren vermocht. In einer theils sandigen, theils morastigen Niederung gelegen, am Ufer der bescheidenen A erbaut, welche das Prädicat „schiffbar" erst von Mitau an und dies allein bezüglich kleiner Flußschiffe beanspruchen darf, mußte die kurländische Hauptstadt hinter der livländischen, der Beherrscherin des mächtigen Dünastromes, zurückbleiben. Mitau hat jetzt etwas über 29000 Einwohner und außer dem akademischen und dem Realgymnasium, dem Museum, der Ritterschaftsbank und dem Casino, auch Ritterschaftshaus genannt, kaum noch ein bemerkenswerthes Gebäude. Das Interessan-

Digitized by Google

teste in Mitau sind die Casinosäle mit den Wappen des kurländischen Indigenatsadels, dessen älteste Geschlechter gleich denen in Liv- und Estland von den Rittern des Schwertbrüder- und Deutschen Ordens nach den Baltischen Provinzen verpflanzt wurden. Viele derselben rühmen sich, bei der Umwandlung des Ordensstaates Kurland in ein Herzogthum, 1560, bereits über die heilige Sechzehn der Ahnen gezählt zu haben. Eine höhere Ehre kennt der Kurländer kaum; denn in Kurland, seine Hauptstadt mit eingeschlossen, ist noch kein anderer Stand dazu gekommen, dem Adel seine höchste Bedeutung in der Provinz streitig zu machen. Unter den Wappenschildern der Casinosäle haben übrigens auffallenderweise diejenigen Familien, deren Ahnen am weitesten zurückreichen, die allerschlichteste Ausstattung, während der jüngere Adel die Freude über das erlangte Indigenat nicht mannichfaltig genug nach Abzeichen und Farbenglanz auszumalen gewußt hat.

Die Privatwohnungen sind durchschnittlich im Innern bequem eingerichtet, tragen aber im Aeußern noch kein Zeichen eines ehrgeizigen Bemühens nach künstlerischer Verschönerung zur Schau. Um so mehr fällt das unmittelbar vor der Stadt gelegene imposante und in edelm Stil erbaute Schloß ins Auge. Der Bau ward vom Herzog Biron 1739 begonnen, und erhebt sich auf der Stelle der im Jahre 1705 von den Schweden zerstörten alten Ordensburg und nachherigen Residenz der Herzoge von Kurland, deren silberne Särge in den alten Gewölben dem seltenen Besucher von der vergangenen Herrlichkeit predigen.

Ein paarmal im Jahre entfaltet aber auch Mitau ein anziehendes reges Leben. Zur Wintersaison, welche in den Januar und Februar fällt, strömt alles vom Adel, was tanz- und heirathsfähige Töchter hat, nach Mitau zur Theilnahme an den dortigen Gesellschaften, welche alle übrigen der Provinz an Glanz weit überstrahlen. Mit dem Flor der jungen Damen ziehen die Bewerber herbei, im schwarzen Frack und im Waffenrock. Diners und Soupers, Routs und Bälle jagen einander. Schrieb mir doch eine Verwandte aus dem Trouble der Saison, sie habe mit ihrer Tochter in 21 Tagen 17 Bälle besucht, dazwischen 2 Routs, 12 Diners und so und so viele andere Festlichkeiten mitgemacht. Am Ende der Saison heißt es dann: „Dieses Jahr sind viele", oder: „es sind wenige Partien zu Stande gekommen". Jedenfalls kehrt man bereichert um neue Bekanntschaften heim und hat nebenbei Gelegenheit gehabt, alte kurländische Familiengeschichten zu recapituliren und alle Witze und guten Einfälle einzusammeln, welche, während der Saison ausgestreut, fürs ganze Jahr Stoff zur Heiterkeit bieten.

Zur Johanniszeit sieht man dann noch einmal die Straßen nach Mitau von vielen herrschaftlichen Reisewagen befahren. Jetzt gilt es aber den Interessen des Grundbesitzes und des Kapitals. Die Stelldichein mit Geschäftsbüchern sind an der Tagesordnung. Hier gilt es die Prüfung von Rechnungsablagen, dort gilt es, seitherige Verpflichtungen zu lösen oder neue einzugehen. Der eine sucht eine Anleihe zu machen, der andere seine Kapitalien sicher anzulegen; gut, wenn beider Wünsche sich begegnen. Ueberall wird Soll und Haben verglichen. Vor allem sind die Geschäfte mit der Ritterschaftlichen Bank zu befriedigendem Abschluß zu bringen. Bei den vortheilhaften Bedingungen, welche sie dem Debitor gewährt, wünscht jeder Gutsbesitzer sie zum Creditor zu haben; andererseits leiht sie nur

Digitized by Google

auf die erste Hypothek und verlangt ohne Nachsicht pünktliche Zinszahlung. Zu Johannis wird es klar, ob einer und der andere sich nicht mehr zu helfen vermag, und die Creditoren finden sich zur Berathung zusammen, wie sie sich am besten aus der Concursmasse bezahlt machen können. Die Tage vom 10. bis 12. Juni sind für manchen gar harte Tage, und dieser und jener verläßt die Stadt mit noch schwererm Herzen, als er mitgebracht. Der kurländische Adel, welcher bis vor kurzem allein den größern Grundbesitz der Provinz vertrat, steht aber gern den Standesgenossen bei, soweit dies gerechtfertigt scheint, weshalb auch mancher, der sich bereits als verlorener Mann ansah, nach Abschluß seiner Johannisgeschäfte gehobenen Muthes heimkehrt.

Neben dem rein geschäftlichen Treiben geht übrigens auch zu Johanni ein vergnügliches seinen Weg. Zur Johanniszeit entsendet das rigaische Theater einen Theil seines Personals nach der kurländischen Hauptstadt, deren eigenes erst in den letzten Jahren mit Versuchen begonnen hat, eine selbständige Existenz zu erringen. In den wenigen öffentlichen Gärten gibt es täglich Concerte; bei den Conditoren, namentlich dem hochbeliebten Torciani, ist die ausgezeichnetste Chocolade, das vortrefflichste Eis außer den weitgepriesenen candirten Früchten, Marzipan u. s. w. zu haben; und die größtentheils jüdischen Läden bieten eine Auswahl neuer Waaren, „daß man wirklich in Mitau manches ebenso gut haben kann wie in Riga". Zum Genuß aller dieser Herrlichkeiten wie zum Wiedersehen so vieler gleichzeitig eintreffender Freunde und Bekannten sieht sich der Geschäftsmann auf seiner Johannisreise nach Mitau meist von einzelnen Gliedern seiner Familie, wenn nicht von der gesammten begleitet.

Gleich nach Johannis wird es aber still und öde in der Stadt und täglich stiller und öder. Die Schulferien beginnen, die Schüler und Lehrer eilen, der Stadt den Rücken zu wenden; für die Beamten ist gleichfalls die passendste Zeit gekommen, um sich auf Urlaub zu entfernen, und wer dann Mitau passirt, dem macht es einen ebenso kleinstädtischen wie schläfrigen Eindruck.

Ja, an und für sich ist Mitau reizlos. Gerade darin hat es jedoch seither einen Vorzug vor Riga gehabt. Abgelegen und ebenso sehr der künstlerischen wie der natürlichen Schönheiten ermangelnd, lockte es weder den Fremden zur Ansiedelung, noch gewährte es inmitten seines noch exclusiv deutsch erhaltenen Adel- und Beamtenstandes dem etwaigen russischen Eindringling eine behagliche Existenz. Wo Recht und Billigkeit keine Schutzwehr gegen die Uebergriffe der „herrschenden Rasse" zu bilden vermochten, konnte dies als ein relativer Vorzug gelten.

Die Fahrt von der kurländischen nach der livländischen Hauptstadt dauerte nur 1¼ Stunden; sie wurde nur durch die belebte Unterhaltung mit einem dorpater Studenten gekürzt, welcher mir manches Erfreuliche über die gegenwärtige Stellung der adeligen zu den nichtadeligen deutschen Musensöhnen mittheilte, die sich sonst durch Standesvorurtheile geschieden fühlten.

Bekanntlich ist es der große Bischof Albrecht von Buxhövden, aus dem Ort Apeldern (dem heutigen Dorfe Apelern im Schaumburgischen), dem Riga seine Gründung zu danken hat, und welcher von hier aus, bald als Kriegsheld, bald

Digitized by Google

als Administrator die Befehle ertheilend, siegreich die Unterwerfung der benachbarten heidnischen Völkerschaften der Ostseeländer betrieb, nachdem die ersten Bemühungen um deren Christianisirung misglückt waren. Für die gute Wahl des Platzes bürgte schon, daß die Gothländer bereits an derselben Stelle, am Einfluß der Rige in die Düna, einen Speicher errichtet hatten, gleichfalls „Rige" genannt, die noch heute landläufige Benennung eines Speichers oder eines aufgestapelten Getreidehaufens. Nach diesem Doppelnamen „Rige" ward wol auch die Stadt Riga getauft. Der erste Bau, zu welchem der geistliche Herr und christliche Kreuzfahrer den Grundstein legte, war der Dom (1201), den er sammt ganz Livland „der heiligen Mutter Gottes Maria zur Ehre" widmete; dann ward die schützende Burg errichtet. Danach entstanden die zunächst nothwendigen Häuserreihen und die Ringmauern (1202). Zu gleicher Zeit wurde um der Mühsal willen, welche die jährlichen Anwerbungen neuer Kreuzheere auferlegte, mit des Papstes Innocenz III. Bewilligung in „dem Orden der Brüder der Ritterschaft Christi" eine stehende Kriegsmacht geschaffen. Und wie der Dom, im Centrum der Stadt gelegen, dieselbe als der ehrwürdigste Repräsentant der bischöflichen Macht überragte, so lagerte bald der starke, schwerfällige Bau des Ordensschlosses dicht am Ufer des Dünastromes als Wehr und Wache. Hier hausten sie, die „Ritter der Brüderschaft Christi", bald noch mehr in Anerkennung ihrer außerordentlichen Tapferkeit als infolge ihres Abzeichens der zwei über der Brust gekreuzten rothen Schwerter auf dem weißen Mantel ausschließlich „die Schwertbrüder" genannt. Hier hausten sie und hernach mit ihnen die Ritter des Deutschen Ordens.*) Doch selten nur gab es Tage der Ruhe für diese Recken, wo sie beim Becher voll feurigen Trankes sich mit Berichten der überstandenen Gefahren und der erlebten Abenteuer unterhalten durften, wo sie mit Würfelspiel und anderer Kurzweil die Tage verbrachten. Am längsten weilten sie innerhalb der Schloßmauern, galt es, ihre Wunden zu pflegen. Es stand aber auch reicher Lohn für sie in Aussicht, insofern der Orden bald ein Anrecht auf den dritten Theil der Eroberungen mit selbstherrlichen Gerechtsamen erlangte. Die Anlegung von Burgen mit zugehörigem Hackelwerk**), deren einzelne sich bald zu Städten vergrößerten, in welche unter Gewährung vieler Gerechtsame ausländische Gewerb- und Handeltreibende berufen wurden, und die Vertheilung des Landgebietes zu Rittergütern unter die Mitglieder des Ordens dienten ihm später als bestes Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft.

Die Wahl des Bauplatzes zur Gründung des Bischofs- wie des Ordenssitzes war aber auch insofern gut getroffen, als die Stadt hier ebensowol vor den Meeresstürmen als den feindlichen Schiffen geschützt war, während die Breite des Flusses noch in unmittelbarer Nähe das Anlegen großer Segler gestattete. Albrecht schuf indessen in dem ein paar Jahre später erbauten Dünamünde der Stadt noch einen großen vortrefflichen Hafen, welcher, obschon ein paar Meilen abwärts gelegen, den Charakter einer Vorstadt erhielt. Durch den bedeutenden Zuzug von

*) Seit 1237 unter demselben Ordensmeister vereint.
**) Dorf.

Digitized by Google

Liven und Ausländern wuchs nun Riga rasch empor, sodaß es zur Leitung der städtischen Angelegenheiten binnen kurzem ein Collegium aus zwölf Rathsherren erhalten mußte. Auch erschlossen sich ihm als Pflanzstätte einer deutschen Hansestadt gleich viele Handelsquellen, und damit die Möglichkeit, bald eigenes Landgebiet zu erwerben. Heute sind es über 300 Jahre her, daß die erzbischöfliche Gewalt gestürzt ward, daß die Macht des Ordens hinsank; das Regiment des Handels und Gewerbes wußte sich aber zu erhalten, trotz aller schweren und furchtbaren Heimsuchungen, welche noch über Riga hereinbrechen sollten. Heute ist es der livländische Adel, welcher das Land regiert; der rigaische Kaufmann regiert aber den Adel und der Charakter des herrschenden Kaufmannsstandes ist Livlands Hauptstadt aufgeprägt. Wohl hat hier mancher angesehene Edelmann seinen Wohnsitz, wohl besitzt einer und der andere eins der eleganten Palais in der Neustadt, wohl gibt es Adelsclubs und ein stattliches Ritterschaftshaus, in welchem der Adel seine Landtage abhält, und das in einem großen Saale mit den Wappen aller Adeligen des Landes prahlt. Dennoch gilt diese adelige Welt nur als ein Einschiebsel in das große Gebiet des Handels.

Bei der Lage meines Hotels mußte ich, um in den Kern der Stadt zu gelangen, erst die Boulevards überschreiten, welche jetzt einen Kranz um sie ziehen. Vor 20 Jahren waren es nächst den hohen Festungswällen schlammige Festungsgräben, welche Riga umschlossen, und der hauptsächlichste Verkehr mit den Vorstädten ward vermittels der unterirdischen, unter den Wällen hinführenden Thorwege ermöglicht. Nachdem sich dann die Befestigungswerke einer frühern Zeit dem Geschützwesen der modernen gegenüber als unzureichend erwiesen hatten, während das Wachsthum der Bevölkerung und des Handels mit Macht über die enggezogenen Grenzen hinausdrang, wurden endlich die Wälle nivellirt, die Festungsgräben verschüttet, und statt ihrer die breiten Boulevards angelegt. Diese werden von einem saubern Stadtkanal durchschnitten, längs dessen Ufern sich reizende Gartenanlagen hinziehen, an der andern Seite von höchst eleganten, zum Theil palastartigen Wohnhäusern eingerahmt. Wie in Privatgebäuden, hat die Neuzeit auch viel in öffentlichen Bauten geleistet. Der Theater-Boulevard erhielt seinen Namen nach dem 1860—63 in griechischem Stil errichteten stolzen Theatergebäude, das jetzt, ein Opfer deutschhetzerischer Brandstiftung, nur noch in seinen Ruinenresten dasteht. Ich fand diesen Promenadenweg besonders hübsch. Der Wiederaufbau dieser genannten deutschen Bildungsstätte ist übrigens in nahe Aussicht genommen worden, und zum einstweiligen Ersatz erhebt sich, 150 Fuß davon entfernt, das hölzerne interimistische Theater, durch Imprägnirung mit Wasserglas möglichst vor neuen Brandattentaten geschützt. Auf dem Thronfolger-Boulevard nahm ich noch das Polytechnikum mit Observatorium, die Realschule u. s. w. in Augenschein. Von den Wällen fand ich nur noch einen Theil der ehemaligen „Sandstation" übriggeblieben, welcher jetzt als der mit Bosquets verzierte „Basteiberg" einen hübschen Blick über die Umgebung gewährt.

Aus der rasch emporgeblühten Garten- und Häuserpracht der Boulevards zog es mich in die historisch so erinnerungsreiche Altstadt. An dem alten Pulver-

Digitized by Google

thurm vorbei, welcher mit seinem massiven, von Bomben durchspickten Mauerwerk aus der kriegerischen Vorzeit Rigas in die heutige hineinragt, schritt ich die Sandstraße hinauf in den Kern der Stadt. Ich gelangte bald in ein ganzes Gewirr enger Gassen; doch gewahrte ich überall gut aussehende, wohlerhaltene Häuser. Damit contrastirte das Aeußere der niedern Bevölkerung. Bedauernd bemerkte ich, daß hier der Germane bereits durch Slawen und Semiten aus Raum und Gewerbe verdrängt wird. Es bot sich mir wieder genügend Gelegenheit, den echten Juden zu studiren. Die ebenso reich vertretenen Russen trugen sich sauberer, immerhin zeigten sie mit ihrem dunkeln, ungepflegten Haar, den schmuzigen Stiefeln und der nachlässigen Haltung keinen bedeutenden Abstand. Der in den Straßen empfangene Eindruck wurde mir denselben Abend in dem schönen, für die Stadt so werthvollen Wöhrmann'schen Garten bestärkt, dessen Name von seinem liberalen Stifter herrührt.

Von den geschichtlich ehrwürdigen Bauwerken der Stadt fand ich das auf dem Rathhausplatze gelegene „Schwarzhäupterhaus", auch „Artushof" genannt, das seine Entstehung Ende des 14. Jahrhunderts einem reichen Bürger Rigas zu danken hat, eines besondern Interesses werth. Es gehört noch heute der Gesellschaft der Schwarzhäupter an, deren Gründung bis 1232 zurückdatirt, und welche zu Anfang eine kriegerische Bestimmung hatte, indem auch die Schwarzhäupter sich eine Art Kreuzfahrerthum, d. i. die Verbreitung des Christenthums in den Ostseeländern mit Gewalt der Waffen zur Aufgabe gemacht hatten, diese Waffen aber im besondern Dienst des Bischofs von Riga führten, der zur Zeit ihrer Gründung noch der mächtige Albert von Buxhövden war. Zum Wappen wählten sie nebst einem Kreuz das afrikanische Haupt ihres Schutzpatrons, des heiligen Mauritius, welcher unter Diocletian's Reichsgehülfen Maximianus gegen die aufständischen Bogauden ausgeschickt wurde, und, wie die Legende berichtet, bei Saint-Maurice im Rhônethal den Märtyrertod starb. Daher der Name der Schwarzhäupter. Und daher die vielfache Verherrlichung der Mohrenfigur, resp. des Mohrenhauptes. So schaut uns schon gleich an der Eingangsthür der Giebelfront, wo wir links von derselben die Jungfrau Maria erblicken, rechts eine Mohrengestalt entgegen.

Seit Einbuße ihrer politischen Bedeutung hat die Gesellschaft ihre reichen Kapitalien zumeist der Mildthätigkeit dienstbar gemacht, wobei natürlicherweise die nothleidenden Verwandten ihrer Mitglieder zuerst Berücksichtigung finden. Diese Mitglieder bestehen meistens aus selbständigen Handlungsherren; doch stehen im „Bruderbuche" der Schwarzhäupter auch Ehrenmitglieder aus andern Ständen, und zwar den höchsten verzeichnet, wie z. B. Alexander I. als Großfürst sich unter denselben befand. Noch herrscht die Bestimmung, daß nur unverheirathete Männer der Gesellschaft angehören dürfen; ihre Verheirathung bedingt den Austritt.

Wie die Gesellschaft der Schwarzhäupter, dient jetzt auch das Ordenshaus selbst nur noch friedlichen Zwecken, und seine schönen Säle werden nur noch zu geselligen Berathungen, Tanzvergnügungen und großen Familienfesten benutzt. Die Decoration der innern Räume weist jedoch mahnend auf die Vergangenheit zurück, indem die lebensgroßen Bildnisse der frühern Beherrscher Rigas von der wechselvollen Geschichte der Stadt Zeugniß ablegen. Aus riesigen, schwer verzierten

Digitized by Google

Goldrahmen schauen sie auf den Besucher herab: erst die schwedischen Könige Gustav Adolf, Karl XI., Karl XII., dann der Zar Peter der Große mit seinen Nachfolgern. Unter diesen finden wir Katharina II. gleichwie Peter den Großen je zweimal dargestellt; erstere das eine mal als kolossales weibliches Brustbild, das andere mal als schöner junger Mann zu Pferde, nur an den lang herabhängenden Haaren als Weib kenntlich. Aus Peter's des Großen Bildern blickten mich wieder fesselnd die gewaltigen dunkeln Augen an, die mich schon als Kind auf einem andern großen Oelgemälde im Herrenhause eines Verwandten berückend, bezwingend angezogen. Der Genius, welcher die rücksichtslose, grausame Willkür des Despoten durchbricht, flammt aus diesem Auge. Jetzt begegnete ich ihm mit der Vorstellung, daß es sich einst in barbarischer Lust auch an der Verwüstung meiner Heimat gesättigt, daß der „große Zar" zur Unterwerfung des Landes seine rohe Soldateska auf die blühenden Fluren Liv- und Estlands losgelassen, und überall Mord und Brand hinsendend, in den entzündeten Feuerstätten und im rauchenden Blut der Erschlagenen seine Macht verherrlicht glaubte. Ich fragte mich, welche Segnungen dieser Zar den Baltischen Provinzen wie seinem ganzen großen Rußland gebracht, und aus den Blättern der Geschichte rauschte es mir zu: „Lies; da, wo die deutsche Cultur Wohlstand, Gesetz und Recht geschaffen, ließ Peter der Große, von erbarmungsloser Herrschsucht berauscht, die Verwüstung hintoben; seinen Russen dagegen, welche noch unfähig waren, die Segnungen dieser Cultur zu erfassen, hat er deren äußere Hülle durch fremdländische Lehrer mit blutiger Gewalt octroyirt, womit er die freie urwüchsige Entwickelung dieses von Natur so hoch begabten Volkes zurückgehalten und zugleich in seinem Herzen den grimmen Haß gesäet hat gegen den nachbarlichen, den zum landsmännischen Mitbruder gewordenen Germanen, den Haß, der noch fortdauernd seine bittern Früchte trägt."

Interessant war es mir noch, in einem der Nebenzimmer der Hauptsäle ein großes Bild Lübecks zu finden. Von Bremen aus ward Riga gegründet und nahm in dankbarer Erinnerung dessen die bremer Schlüssel in seinem Wappen auf. Lübeck war es aber, welches mit Hereinziehung Rigas in den Hansabund zumeist zu dessen Emporblühen beigetragen, wiederum durch eifersüchtig-despotische Ausübung seiner Macht als Haupt der Hansa vielfach hemmend auf dasselbe gewirkt, und ist endlich nach mehr denn 600 Jahren seit der ersten Anknüpfung ihrer Handelsverbindungen noch heute derjenige ausländische Hafenort, mit welchem Riga im lebhaftesten Verkehr steht.

Vom Schwarzhäupterhause wandte ich unwillkürlich meine Schritte zum Rathhause, welches mit seiner 196 Fuß langen Front fast die ganze gegenüberliegende Seite des Rathhausplatzes einnimmt. Es ist ein schönes, reichverziertes Gebäude im Rococostil, von einem Thurme gekrönt, der die Höhe von 126 Fuß erreicht, auf großem Zifferblatte die Zeit weist und den höchsten Observationspunkt der Feuerwehr bildet, welche im Rathhause die Centralstation der über die Stadt wie die Vorstädte ausgedehnten Feuertelegraphenverbindung hat. Aus früherer Zeit ist nur der große Versammlungssaal erhalten, alles Uebrige stammt aus den Jahren 1847—50. Ich bedauerte lebhaft, um einer gerade stattfindenden Be-

Digitized by Google

rathung willen, diesen Saal nicht in Augenschein nehmen zu können. Er soll gleichfalls im Rococostil gehalten sein und vier interessante Oelgemälde aus dem 17. Jahrhundert besitzen.

Glücklicher war ich beim Besuch der „Großen Gilde", die zwischen 1853—58 erbaut wurde, theilweise auf den Grundmauern des alten Gildehauses, das nach mehr denn fünfhundertjährigem Bestehen in seinen Räumlichkeiten den Anforderungen der heutigen Bürgerschaft nicht mehr zu genügen vermochte. Der neue Versammlungssaal ist von außerordentlich großen Dimensionen und hübsch decorirt, ohne in Einzelheiten besonders Merkwürdiges zu bieten. Viel interessanter erschien mir der im Erdgeschoß befindliche und mit den Grundmauern bis 1330 zurückdatirende alte Bürgersaal nebst daranstoßender Brautkammer. Hier ist der gothische Stil vertreten, und die Säulen, welche die verhältnißmäßig niedrige Decke tragen, sind mit dunkeln Farben bemalt. Eine wohlerhaltene, bemalte Holzfigur der Jungfrau Maria, der einstigen Schutzpatronin Rigas und Livlands, hinter dem Rednerpulte hat dem Saal ein katholisches Gepräge bewahrt. In früherer Zeit galt das Gebot: „Auf der Gildenstube hat der nächste Nachfolger im Aeltestenamte blos das Recht zu reden, wenn er unter dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria oder dem Docke steht, daher er auch der Dockmann heißt."

Von weit geringerer Bedeutung ist das gleichfalls neu erbaute Haus der „Kleinen" oder „Johannesgilde" mit dem unter seinem Spitzthurm angebrachten Standbilde des heiligen Johannes, des Schutzpatrons dieser Gilde.

Ein Weg von nur wenigen Minuten trennt einen von dem andern der erwähnten Bauten. Auch befindet sich innerhalb ihres engen Bezirkes die Börse, 1856 bei Anwesenheit des Kaisers Alexander II. eröffnet, ein wahres Prachtgebäude der Frührenaissance nach innerer wie äußerer Ausstattung. Unwillkürlich betrachten wir es mit dem Bedauern, daß es nicht seine Architektur auf freier, sonniger Höhe entfaltet, statt in der schmalen licht- und luftleeren Straße, wenn ihr auch hier der bestmöglichste Platz zutheil ward, nämlich gegenüber der Einmündung der belebten Scheunenstraße. Da es jedoch nicht meine Absicht ist, hier eine Detailbeschreibung der einzelnen sehenswerthen und beachtenswerthen Gebäude Rigas zu bieten, sondern nur anzudeuten, inwieweit sich die Neuzeit um und in die alte Handelsstadt an und hineingebaut hat, so schreite ich auch an der Börse, diesem Centrum des regen kaufmännischen Verkehrs, rasch vorüber und gelange durch eine schmale Seitengasse zur Kathedrale, dem Herzen des alten Riga, mit welcher über 300 Jahre alle Lebenspulse der Stadt in Wechselwirkung standen. Nach der reichhaltigen Geschichte, welche sich an dieselbe knüpft, wäre die Annahme nicht ungerechtfertigt, daß der Dom einen Reichthum an pietätvoll aufbewahrten Merkwürdigkeiten, wenn nicht an herrlichen Kunstwerken entfalten müsse. Der Eintretende fühlt sich jedoch durch nichts überrascht, als durch die kahle Nüchternheit, welche ringsum die schlicht weißgetünchten Wände beherrscht. Die paar Wappenschilder, welche auf deren ausgedehnten Flächen angebracht sind, machen nur den Eindruck zersprengter Flüchtlinge. Mit der katholischen Religion ist eben auch aller heilige Schmuck weggeräumt worden, ohne daß der darauf einkehrende strenge protestantische

Digitized by Google

Ritus jemals das Verlangen nach neuer Ausschmückung hätte aufkommen lassen. Zweifellos hat aber noch anderes mitgewirkt, namentlich die Kriegsereignisse. Genug, daß das weite Schiff der Kirche jetzt nur eine einzige Merkwürdigkeit enthält; dies ist aber eine heilige. Links vom Thor, in der Wand eingemauert, befindet sich der einfache Grabstein des Augustinermönchs Meinhard aus dem Kloster Sigeberg in Holstein, welcher sich mit auf dem Schiffe der bremer Kaufleute befand, die, vom Sturm in die Düna verschlagen, hier die ersten deutschen Handelsverbindungen mit den Eingeborenen anknüpften. Meinhard erkannte in dem wunderbaren Entkommen der Schiffsmannschaft aus drohender Todesgefahr an die heidnische Küste einen deutlichen Hinweis der Gottheit, hier das Kreuz aufzurichten, wurde der erste Verkünder des Evangeliums in diesen baltischen Landen, gründete die erste christliche Kirche (zu Ykeskola) und wurde vom Papst zum ersten Bischof von Livland ernannt, erlebte aber den Jammer, seine Schöpfung wieder zerfallen zu sehen. Unwillkürlich beugte ich mein Haupt vor dem Gedenkstein dieses selbstlosen Apostels.

Im Gegensatz zu dem Innern des Domes bot sich mir in dessen Kreuzgängen und dem von ihnen umschlossenen großen Hofe ein farbenreiches bewegtes Bild dar, und zwar dem frischen vollen Leben entnommen, indem sich hier der gerade stattfindende Johannismarkt etablirt hatte. In langen Budenreihen wurden hier die mannichfaltigsten Waaren ausgeboten; ganz besonders reich war aber das russische Confect vertreten, namentlich die auch bei uns wohlbekannte Fruchtmarmelade.

Ich wandte mich jetzt der Petrikirche zu. Nach vielfach erlittenen Schäden besteht sie erst seit 1746 in ihrer jetzigen Gestalt, doch stellt sie sich mit ihrem 440 Fuß hohen Thurm, welcher den weitesten Blick über die Stadt bis auf das blaugraue Meer hinaus gewährt, imposanter dar als der Dom. Auch weist ihr Inneres manches interessante Grabdenkmal auf, und unter den Wappenschildern befindet sich auch das umfangreiche der Schwarzhäupter gegenüber den von lauter thürstehenden Mohren genugsam bezeichneten Kirchenstühlen der Gesellschaft. Auch sind mehrere von verschiedenen Personen des 15. und 16. Jahrhunderts gestiftete massive messingene Armleuchter bemerkenswerth. Ihren schönsten Schmuck besitzt aber meines Erachtens die Petrikirche noch weit mehr als in ihrer Marmorkanzel in dem Altarbilde, welches, eingerahmt von der schöngeschnitzten Altarwand, einer Nachbildung des Sebaldus-Denkmals zu Nürnberg, den Apostel Petrus darstellt, wie er seine Pfingstpredigt hält. Wahrlich, ein herrliches Bild, namentlich in dem von hellem Licht umflossenen, über seine Hörern hinwegragenden, so überzeugungsvoll blickenden Apostel. Seine Lippen scheinen sich zu bewegen, daß der Beschauer unwillkürlich aufhorcht, ob er nicht die Heilsbotschaft vernehmen könne, welche dieser Gottbegeisterte verkündet. Ich bedauere es lebhaft, den Namen des Meisters, der dies Bild schuf, nicht erfahren zu haben.

Am andern Morgen machte ich eine Spazierfahrt den Kai entlang, fuhr an dem 1483 von den Bürgern Rigas zerstörten, zwischen 1490—1545 neu erbauten Ordensschlosse, jetzt Residenz des Civilgouverneurs, vorüber; dann ging es weiter zwischen aufgestapelten Waarenballen und Tonnen, deren Sonderung

Digitized by Google

und Weiterschaffung zahlreiche Arbeiter beschäftigte. Trotz der für den Handel flauen Sommerszeit zeigte sich der breite Wasserspiegel, den eine 250 Meter lange Schiffbrücke und eine Eisenbahnbrücke überspannen, von zahlreichen Dampfern und Segelschiffen bedeckt, die theilweise gelöscht waren, theilweise der Verladung harrten, was ein frisches, lebensvolles Bild bot. Eine Doppelreihe zahlreicher Küsten- und Vergnügungsdampfer hielt längs einem, allein diesem Zwecke dienenden schmalen Brückensteg, von welchem aus man mit größter Bequemlichkeit auf jedes beliebig erwählte Boot gelangen konnte.

Nach der letzten Zählung hat Riga über 180000 Einwohner. Bedenkt man, daß es infolge des Nordischen Krieges seine Blüte völlig eingebüßt hatte, daß durch Scheremetjew's Horden Estland und Livland völlig wüst gelegt und damit zugleich so viele Handelsquellen der Stadt verschüttet worden waren, so staunt man über die neu erzielten Erfolge rastlosen deutschen Fleißes. Doch muß zugleich constatirt werden, daß Rigas Handel sich seit den letzten Jahren in einer bedauernswerthen Umgestaltung befindet. In dieser neuesten Zeit hat sich, den Bedürfnissen der Consumenten entsprechend, die Zahl der Importartikel sehr vergrößert, die Quantität einzelner, sonst zumeist importirter Waaren dagegen sehr verringert, was die Handelsherren zwingt, vom Engroshandel zum Detailhandel überzugehen. Dabei will der Export, welcher zumeist in Getreide besteht, den Import nicht mehr decken. Rigas seitherige Productionsgebiete im südlichen und südöstlichen Rußland liegen den Häfen Libau, Königsberg wie den südrussischen näher; hierzu kommt, daß bei der Vernachlässigung der so viel billigern Wasserwege der Export größtentheils per Eisenbahn befördert wird. Außerdem macht sich heutigentags eine besondere Calamität darin geltend, daß die herrschenden ungeregelten Arbeiterverhältnisse im Innern des russischen Reiches bei Erhöhung der Schutzzölle die Landbesitzer im mittlern Rußland, welches noch so weite Strecken der Cultur harrenden Landes aufweist, nöthigen, den Anbau vieler Felder wieder zu Weiden eingehen zu lassen und ihr Kapital fast ausschließlich der Schafzucht zu widmen und der Industrie. Es tritt hiernach an Riga die Nothwendigkeit heran, sich vermittels Anlegung neuer Eisenbahnen neue Productionsgebiete zu erschließen, will es sich vor größern Verlusten wahren.

Riga, und mit ihm die andern deutschen Städte der Ostseeprovinzen, bedroht aber der Verlust noch höherer Güter. Der russische Nationalitätsschwindel hat Wege gefunden, noch unter dem Deckmantel der Wohlthat dem Deutschthum einen Pfahl ins Fleisch zu stoßen. Ein solcher Pfahl ist die neu eingeführte Städteordnung. Dieser neuen Ordnung zufolge sind die Städte in bestimmte Wahlkreise, und die städtischen Hausbesitzer, je nach dem Werthe ihres Grundeigenthums, in drei Wählerklassen getheilt worden. Die niedrigste der Klassen trifft aus allen dreien die erste Wahl, die zweite die engere und die erste die endgültige letzte. Diese Wahlen finden alle drei Jahre statt. Die berufenen „Stadtverordneten" wählen wieder unter sich ihr „Stadthaupt" und bilden mit diesem die städtische Regierung, das „Stadtamt". Dies Stadtamt hat die Gemeindeverwaltung unter sich, entscheidet über das „Ob" und „Wie" jeder gemeinnützigen städtischen Unternehmung und schreibt die dazu erforderlichen Steuern aus. Der

Digitized by Google

Magistrat hat nur die Entscheidung in juristischen Fällen, in Streitigkeiten und Processen, und bei Criminalfällen in erster Instanz. Zur zweiten Instanz wird höhern Ortes appellirt. Es ist einleuchtend, daß nichts wesentlicher zum Emporblühen einer Stadt beizutragen vermag als das Heranziehen aller ihrer Bürger zur Betheiligung an ihren Interessen, und so weit hätte die russische Regierung durch Einführung der „Stadtämter" in den Ostseeprovinzen sich zweifellos ein großes Verdienst erworben. Auch schmälert in dem Urtheil der Deutschen nur eins die frohe Anerkennung desselben, daß nämlich mit dieser neuen Ordnung ebenso zweifellos dem vordringenden Russenthum ein neues weites Feld erschlossen worden ist. Der neuen Städteordnung zufolge ist das Wahlrecht an den Hausbesitz geknüpft. In auffallender Weise hat seitdem die Zahl der russischen Hausbesitzer in den deutschen Städten zugenommen, und diese bearbeiten den estnischen und lettischen Wähler, mit ihnen eine den Deutschen feindliche Clique zu bilden. Den panslawistischen Führern derselben gilt es, die Russificirung der baltischen Städte vermittels Verdrängung der deutschen Stadtverordneten durch russische kräftig zu fördern. Esten und Letten lassen sich einreden, damit kämen auch sie bald ans Ruder der innern Politik; und die Regierung erfreut sich dessen, weil die Russificirung der deutschen Behörden im allgemeinen ihr Hauptaugenmerk geblieben ist.

Seitdem aber unter der Aegide des revidirenden und dictatorisch eingreifenden Geheimraths Manasseïn zu den russischen „friedlichen" Bestrebungen, die Deutschen baldmöglichst aus dem städtischen Regiment hinauszudrängen, sich die russische „friedliche" Aufhetzung des Landvolkes gegen die auf ländlichem Grund und Boden angesessenen Deutschen gesellt hat, und Mord und Brandstiftung, wenn gegen die Deutschen geübt, von dem Herrn Revisor als eine naive Unterhaltung der seither „schmachvoll unterdrückten Urbevölkerung" belächelt werden, während den Deutschen der nachgesuchte Schutz für Leben und Eigenthum vielfach versagt wird: seitdem ist die Frage noch berechtigter geworden: „Wie lange wird Riga deutsch sein? Und mit Riga die andern baltischen Städte? Und mit den baltischen Städten das baltische Land?"

Riga ist die Hauptresidenz Manasseïn's und als solche auch das Centrum seiner Thätigkeit geworden, deren Radien sich immer mehr erweitern, je mehr sie sich von ihrem Ausgang entfernen. In den Riga umgrenzenden Gebieten, in welchen die Bevölkerung auch vielfach eine gemischte ist, haben die deutschfeindlichen Wühlereien den meisten Erfolg gehabt. Besonders traurig mußte aber die Aufhebung eines Nihilistenvereins im Gebiet Seßwegen auf die Redlichgesinnten wirken, da hierbei fünf lettische Volksschullehrer und drei lettische Bauern der verbrecherischen Theilnahme überführt wurden. Außerdem hat man allen Grund, auf den geheimen Anbau noch anderer Nihilistennester in den Ostseeprovinzen zu schließen. Bald hier, bald dort taucht unter dem Volk der Esten und Letten ein Apostel der Höllenbotschaften auf, um ebensowol durch Verheißungen als durch Drohungen dem Nihilismus neue Jünger zu werben. Er verschwindet, und nach einiger Zeit taucht ein anderer Apostel empor.

Digitized by Google

Der Nihilismus ist eine Ausgeburt unnatürlicher Verhältnisse, welche durchaus dem russischen Boden angehört. Von einem Jahrhundert zum andern hat sich das russische Volk im Rahmen der beiden Vorstellungen bewegt; der Bauer ist von Gott zur Leibeigenschaft bestimmt, und auf Erden hat nur der Zar die Macht, sein Los zu ändern. Aus solchem Zustande plötzlich zur Freiheit und zum Besitz berufen, hat der gemeine Russe in dem Act der Aufhebung der Leibeigenschaft weit weniger die Bedeutung der endlichen sittlichen Anerkennung seiner ihm gleich den Vornehmen zustehenden Rechte der Menschenwürde erkannt, als die willkürliche Gnadenbezeigung des Zaren. „Der Zar hat", so urtheilt er, „von Gott die Macht erhalten, über alles Leben und allen Besitz innerhalb seines Russenreiches nach Belieben zu verfügen; er hat Mitleid mit den armen Bauern gehabt und ihnen mit der Freiheit auch Land vom Besitz des Edelmannes gegeben." Ob es so recht ist, das fragt der Russe nicht. Wie sollte es nicht recht sein, da es der Zar befohlen hat?!

Die weitere Folgerung liegt nahe: ist alles recht, was der Zar befiehlt, so ist auch das recht, was er zuläßt. Hat „das Väterchen" nun gezeigt, daß er dem Bauer vor dem Edelmann wohl will, wird er's auch nicht übel nehmen, wenn der Bauer auf eigene Hand den Edelmann noch bestiehlt und prellt. Danach richtet sich des Bauern Verfahren. Von den höhern Klassen ist das Princip auf ihn übergegangen: Gewalt und List schaffen das Recht. Die höhern Klassen aber, in welchen fast jeder einzelne über viele, oder wenigstens über ein paar eigene oder in Dienst gegebene „Seelen" unumschränkt zu verfügen hatte, haben in dem Act der Aufhebung der Leibeigenschaft auch nichts so sehr respectirt als den absoluten Willen des Zaren. Hierbei müssen die Ausnahmen natürlich geltend bleiben; ich spreche von der Durchschnittszahl. Diese Klassen sahen sich nun plötzlich den Boden unter den Füßen weggezogen, und vermochten nur mit Anstrengung sich auf einen andern hinüberzuretten. Mit sich retteten sie das ererbte Princip, Gewalt und List geben das Recht. Und danach handeln auch sie. Was natürlicher, als daß die Mischung dieser seither getrennten Elemente eine Gärung erzeugt, welcher die uns jetzt entsetzenden Ausgeburten der Habsucht, der Herrschsucht, des rücksichtslosesten Egoismus emportreibt, und wiederum die Ausgeburten des schrankenlosesten Mitleids mit dem leidenden Mitbruder, der leidenschaftlichsten, selbstvergessensten Opferwilligkeit und der blasirtesten Verachtung aller Güter, die dem Leben Schönheit und Reiz verleihen können, Verachtung dieses Lebens selbst. Das ist der Nihilismus mit seinen Consequenzen, dem Umsturz alles Bestehenden, dem cynischen Zarenmord und dem lächelnden Sterben auf dem Schaffot, am Galgen. Die Elemente in diesem russischen Gärungsproceß, in dieser russischen Wühl- und Zerstörungsperiode sind dieselben, welche die Triebkraft segensreichster Schöpfungen werden können. Noch fehlt die nöthige Herrscherleitung, noch fehlt die Erkenntniß, durch welches System hier Ordnung zu schaffen sei. Dasjenige, was überall noch allein dauernden Halt zu geben vermochte, das auf der Rechtschaffenheit und treuen Pflichterfüllung aus Selbstachtung ruht, es ist noch nicht in Betracht gekommen, weil es sein Fundament im Herzen des Volkes finden, aus dem

Digitized by Google

Herzen des Volkes herauswachsen muß, wozu hier selbst die ersten Vorarbeiten noch fehlen.

Wenn nun der größte Theil des Russischen Reiches revolutionär unterwühlt ist, der Zarenthron auf unterminirtem Boden zittert und schwankt, der Zar überall vor dem ihn umschwebenden Mord zurückschreckt, so wäre es doch gewiß gerechtfertigt, wenn die wenigen Provinzen, welche noch Fleiß und Ordnung, Rechtschaffenheit und Loyalität gewahrt, zum Augapfel der Regierung würden, ausersehen als Ankergrund zur Rettung der hin- und hergeschleuderten Staatsmaschine. Doch weit entfernt davon, hat die Regierung vielmehr selbst die Revolution auch in diese Provinzen tragen lassen, damit dem Stolz der Russen die Genugthuung werde, in dem Zertrümmern deutscher Cultur ihre eigene Schaffenstüchtigkeit zu offenbaren. Wir müssen annehmen, daß aus demselben Grunde gleichzeitig nichts zur nöthigen Verstärkung der Polizei geschieht. Bis vor kurzem bedurfte es einer starken Polizeimacht in den Ostseeprovinzen nicht, so groß war die Achtung vor dem Gesetz. Die Polizeisoldaten waren meist vom Heere ausgeschiedene Invaliden, oft so große Invaliden, daß die Bezeichnung „Polizeikrüppel" in Gang gekommen war. Mehr als ein Dutzend derselben gab es kaum in den kleinen Bezirksstädten, obschon in jeder derselben ein Bezirksgefängniß besondere Wachtmannschaft erforderte. Wenn aber jetzt, nachdem die „großen russischen Herren" so eifrig dahin gewirkt, die Autorität der deutschen Behörden zu erschüttern, und dem Volk die Verbrechen des Raubes und der Zerstörung fremden Eigenthums mit einem Nimbus zu umkleiden, wenn jetzt die verschiedenen Polizeistationen seitens der Regierung ungenügend besetzt gelassen werden, so drängt sich uns die Erklärung auf, daß es geschehe, damit sich die revolutionären Wühler in der ohnehin schweren Bearbeitung des von Natur ungünstigen Bodens der Ostseeprovinzen nicht noch überflüssigerweise gehindert sehen. Wir vermöchten hierbei unser eigenes Urtheil über solches Vorgehen der russischen Regierung nicht besser auszusprechen als mit den Worten des „Golos" (1882, Nr. 116), welcher beim einstmaligen reuigen Einsammeln der bittern Früchte, zu deren rascher Zeitigung seine eigenen, gegen die Deutschen gerichteten Hetzartikel so Wesentliches beigetragen haben, nach Schilderung der vortrefflichen wirthschaftlichen Einrichtungen auf verschiedenen livländischen Gütern, in die Klage ausbricht: „Indem wir alle diese Facta zusammenfassen, können wir den baltischen Baronen die tröstliche Versicherung geben, daß die gegen die Deutschen hervorgerufene Hetze nur ein Theil der von unsern Chauvinisten eingeleiteten Gesammthetze ist. Seit dem Moment, wo sie ihre Macht fühlen, wird der Feind gesucht, welcher ihnen im Wege steht: bald ist es die Intelligenz, bald ist es der Jude, bald die Universitäten, bald der Deutsche. Denn es ist einleuchtend, würden sie alle insgesammt nicht existiren, so könnten wir herrlich «nach russischer Art» leben."

Welch ein Zeugniß für die Vertreter der heutigen russischen Cultur, welche die Civilisation der Deutschen als eine Beleidigung empfinden, als das gehässigste Hinderniß zur völligen Geltendmachung ihrer Oberherrlichkeit in den Baltischen Provinzen!

Digitized by Google

Was eine „Revision" im sonstigen Rußland noch heute zu bedeuten hat, schildert uns der ebenso edle als unglückliche Patriot und Dichter Gogol in seinem „Revisor" drastisch genug. Ich erinnere mich einer andern, ebenso charakteristischen Schilderung, welche mir ein Onkel von einer Reise entwarf, die er einst zu Nikolaus' I. Zeiten hatte machen müssen. Mein Onkel war im Cadettenhause zu Petersburg der Lieblingsgespiele des gleichalterigen Großfürsten Nikolaus Pawlowitsch geworden und hatte diesen später als sein Adjutant im Kriege gegen Napoleon I. beim Einzug in Paris begleitet. Seine Milde bei guter Beobachtungsgabe und unbestechlicher Wahrheitstreue hatten ihm das Vertrauen und die Freundschaft des russischen Prinzen fürs Leben erworben. Er zog sich noch in jugendlichem Alter als Gardeoberst z. D. aus der militärischen Carrière nach seiner heimatlichen Provinz Kurland zurück, wurde aber, nachdem Nikolaus I. seinem kinderlosen Bruder auf dem Kaiserthron gefolgt war, mehrfach zu besondern Aufträgen nach Petersburg berufen, so auch einstmals zu einer Revisionsreise durch einige der südlichen Gouvernements. Auf dieser Reise traf mein Onkel auch in der Gouvernementsstadt X. ein, gegen deren Verwaltungs- und Justizbeamte besonders gravirende Klagen eingelaufen waren; doch fand er hier alles in scheinbar vortrefflicher Ordnung und konnte nicht anders, als seine Zufriedenheit darüber äußern. Er traute indessen der Sache nicht, und nachdem er sich förmlich verabschiedet, fuhr er nur eine Tagereise weit und kehrte dann zurück. In X. wieder angelangt, begab er sich vor allen Dingen ungesäumt ins Hospital. Und welch ein anderes Bild zeigte sich jetzt seinen Blicken als tags zuvor. Die weiße Wäsche war überall entfernt, schmuzige Lumpen deckten die Betten, und statt der Hemden und Jacken umhüllten nur schmierige Reste dieser wichtigen Artikel die Blößen der Kranken. Reste der tags zuvor gereichten, fast ungenießbaren Speisen standen noch in unsaubern Scherben auf den Stühlen oder auf der Diele neben den Betten. Die Krankenwärter waren überall sonst zu finden, nur nicht in den Krankensälen, und der Verwalter des Hospitals lag völlig betrunken in seinem Zimmer. Wie im Hospital, sah es auch in den andern öffentlichen Anstalten trostlos aus. Und bei den Behörden gab es sogar andere Rechnungsbücher als die vorher vorgelegten.

Wer hätte aber auch die Bestürzung malen können, welche diese unerwartete Rückkehr des Revisors erweckte!

Ein paar Stunden später ließen sich die Spitzen der Behörden bei dem Herrn Revisor im Hotel melden, und der Sprecher legte dem gefürchteten Vertreter der kaiserlichen Majestät 50000 Rubel Silber auf den Tisch mit dem Bedeuten, diese Summe werde dem Herrn offerirt gegen die von ihm erwartete Freundlichkeit, daß er über die in X. gefundenen kleinen Nachlässigkeiten schweigen wolle. Der Revisor fuhr auf in moralischer Empörung. Der Gouverneur winkte einen andern Beamten herbei, nahm von ihm nochmalige 50000 Rubel Silber in Empfang und legte sie zu dem ersten Haufen Goldes.

„Meine Herren, was muthen Sie mir zu", donnerte der Gardeoberst z. D., „nehmen Sie Ihr verfluchtes Geld und verlassen Sie mich augenblicklich."

Digitized by Google

Da änderte sich die Scene. Die Bittsteller verwandelten sich in drohende Gegner. „Seien Sie kein Narr", zischelte der Gouverneur. „Wenn Sie schweigen, so sind Sie für die Zukunft ein reicher Mann — es soll uns auch auf eine Verdoppelung der 100000 Rubel Silber nicht ankommen, weil wir gern unnützes Gerede vermieden sähen; wollen Sie aber schwatzen, so haben Sie uns zu Feinden, und Sie ziehen dabei den kürzern."

„Rechnen Sie nur darauf, daß unsere Freunde in Petersburg uns nicht fallen lassen werden", warf ein anderer hoher Beamter ein.

„Ihre Ehrlichkeit wird hier zur Dummheit", höhnte ein dritter.

„Lassen Sie es sich gesagt sein, wir sind stärker als der Kaiser", zischelte wieder der Gouverneur.

Als sich jedoch jede Art der Ueberredung als erfolglos erwies, steckten die Herren das Gold wieder zu sich und entfernten sich mit spöttischen Mienen, zwischen der Thür noch die Worte fallen lassend: „Solch ein eigensinniger Deutscher, solch ein einfältiger Deutscher."

Wenige Wochen später traf mein Onkel in Petersburg ein und stattete dem Kaiser Rapport ab. Als die Rede auf X. kam, bemerkte der Kaiser mit eigenthümlichem Lächeln: „Sie sind dir zuvorgekommen. Der Fürst L., der Generallieutenant W., der Minister N. u. s. w., sie sind alle hier gewesen, haben dein Benehmen in X. als maßlos grob und beleidigend geschildert — und ich habe ihnen versprochen, daß du deine Anklage zurücknehmen werdest."

„Majestät!"

„Es geht nicht anders, Dimitri Carlowitsch; ich habe Rücksichten zu nehmen. Sie hatten recht dort in X.; wärest du klug gewesen, du hättest die 100000 Rubel Silber angenommen und geschwiegen."

„Majestät!"

„Dimitri Carlowitsch, ich glaube, wir beide sind wol die einzigen ehrlichen Kerle in meinem Reiche, und dabei ist meine Ehrlichkeit kein Verdienst."

„Majestät, die Deutschen sind alle ehrlich."

„Ehe sie von den Russen verdorben werden", lachte der Kaiser. „Ich möchte dir aber gern meine Zufriedenheit beweisen. Hast du keine Bitte?"

„Nein, Majestät; besitze ich doch Ihr Vertrauen."

„Ich weiß, du lebst in bescheidenen Verhältnissen."

„Ich habe auch bescheidene Ansprüche."

„Du hast Kinder?"

„Sie sind noch klein, Majestät. Später sollen meine Söhne Ew. Majestät dienen."

„Dimitri Carlowitsch, bleibe mein Freund." Und der Kaiser umarmte bewegt den frühern Spielgenossen.

Bei der den Provinzen Livland und Kurland zugedachten Revision sind nun andere Verhältnisse maßgebend gewesen. Hier kam es weniger darauf an, im Dienst der Ordnung und Gerechtigkeit, als im Dienst der Deutschenhetze zu revidiren, und der Geheimrath und Senator Manassein ward mit der Aufgabe betraut, weil sich in ihm als dem Schüler Samarin's und als dem Werkzeug

Digitized by Google

Ignatjew's einer der würdigsten Vertreter des Panslawismus darbot. Einer solchen Art Revision mußte aber auch in besonderer Weise vorgearbeitet werden, was hier nichts anderes bedeutete, als daß unter das Volk der Esten und Letten bei zeiten die Saat der Unzufriedenheit ausgesäet und es bearbeitet werden mußte, mit Klagen gegen die Deutschen vorzugehen. Ausgediente russische Soldaten spielten dabei eine Hauptrolle. Im poneweschen Kreise in Litauen wurden im März 1882 zwei geheime Schulen entdeckt, welche auf Kosten der Bauern unterhalten wurden und in denen russische Soldaten als Lehrer fungirten, mit der russischen Sprache auch panslawistische und nihilistische Ansichten lehrend. Im illuxtschen Kreise in Kurland, dessen Bevölkerung, im steten Verkehr mit den umgrenzenden Litauern, die roheste der Provinz geblieben ist, fanden sich zuerst Müßiggänger ein, welche den Leuten einredeten, sie müßten die Obrigkeit bitten, daß den „Wirthen" (Besitzern, resp. Pächtern von Bauerhöfen) der Betrag des Kaufschillings ermäßigt und ihnen die Wegebesserung erlassen werde; ferner daß alle ausgedienten Soldaten Land erhielten. In Ermangelung tüchtiger Schreiber wurden Delegirte nach Litauen entsandt, um dort von empfohlenen Persönlichkeiten die gewünschten Bittschriften anfertigen zu lassen. Im mesothenschen Kruge kamen am 4. April 1882 die zur Gemeinde gehörenden beurlaubten Soldaten zusammen und beschlossen, dem Senator eine Bittschrift einzureichen, wonach er ihnen Land ertheilen sollte; obschon die „Lettische Zeitung" („Latweescho Awises") bemerkt, daß es in jener Gemeinde wahrlich nicht an Stellen mangele, wo die Leute ihren Lebensunterhalt gewinnen können und jeder Arbeitsunfähige mit Wohnung und Brot versorgt werde. Bald wurden auch in allen andern, längs der litauischen Grenze liegenden lettischen Gebieten massenhaft gedruckte Bittschriften ausgestreut, in welchen alle möglichen Wünsche der Bittsteller berücksichtigt werden und nur ein Platz zur Ausfüllung mit der Namensunterschrift leer gelassen war. Die lindenbergsche Gemeindeverwaltung reichte sogar beim ersten rigaischen Kirchspielsgericht das Gesuch ein, fortan mit ihr in lettischer Sprache zu correspondiren, d. h. seine der Gemeindeverwaltung zuzustellenden Schreiben in lettischer Sprache abzufassen und nicht, wie seither, in deutscher, welche deutsche Schriftstücke der jedesmalige Gemeindeschreiber ins Lettische zu übersetzen hat. Die Hauptorgane der estnischen und lettischen Presse ermunterten aber das Volk zu immer entschiedenerm Vorgehen und gesteigerten Forderungen. Vor allen zeichnete sich die „Sakala" durch ihre Schmäh- und Hetzartikel gegen die Deutschen aus, welche zugleich als beredte Dankepisteln gelten durften für die ansehnliche Subvention, die sie, wie der rigaer „Westnik", aus den Fonds des Ministeriums des Innern bezieht. Aber auch die in Dorpat erscheinende „Eesti Postimees" suchte ihre Leser für die bevorstehende Senatorenrevision gehörig vorzubereiten. „Soviel wir in Erfahrung zu bringen vermocht haben", schrieb sie April 1882, „rüstet sich das Volk allerwärts auf die bevorstehende bedeutsame Zeit. Und ist nicht diese Zeit auch ein Merkzeichen der Liebe, welche die Huld Sr. kaiserlichen Majestät für unser Volk hegt? Se. Maj. der Kaiser will durch diese Revision die Wünsche des Volkes erfahren, darum braucht man sich nicht im geringsten zu scheuen, dieselben den Senatoren kundzugeben. Jeder

Digitized by Google

Abgesandte, mag er in seinem oder mehrerer anderer Namen, im Namen von Vereinen oder Gemeinden vor die Senatoren treten, erledige sich seiner Aufgabe kühn und furchtlos, denn er begeht damit nichts Ungesetzliches. Es ist auch nicht verboten, bei Zusammenkünften etwaige den Herren Senatoren vorzulegende Angelegenheiten gemeinsam zu besprechen. Thun wir also solches mit Fleiß und in verständiger Weise! Laßt uns, Esten, diese kaiserliche Huld reichlich ausnutzen. Jetzt können wir solches ungehindert thun. Auch die russischen Blätter meinen, daß wir, wenn diese Revision ohne Früchte bleibt, nicht so bald einer Besserung unserer Verhältnisse entgegensehen dürfen."

Nachdem man in solcher Weise dem Herrn Revisor die Pfade seiner Wirksamkeit in Livland und Kurland möglichst zu ebnen gesucht, traf der revidirende Senator Geheimrath Manasseïn mit seinen Beamten am 13./25. Mai 1882 in Riga ein. Er hatte in Petersburg von seinen ihn zum Bahnhof begleitenden Anhängern den Gruß zum Geleit bekommen: „Glückliche Reise und Erfolge." Welcher Erfolg gemeint war, konnte kein Räthsel sein. Indeß empfingen ihn die Livländer ruhigen Gewissens und stolzen Hauptes. Nur einer begrüßte ihn auch mit strahlendem Lächeln; dieser eine war der livländische Gouverneur von Uexküll, welcher den mächtigen kaiserlichen Vertrauensmann am Bahnhof in Riga erwartete.

Es muß als ein besonderes Misgeschick für die Baltischen Provinzen angesehen werden, daß zur Zeit zwei Gouverneure den Provinzen Livland und Kurland vorstanden, von denen der livländische sich nicht scheute, offen den deutschen Interessen entgegenzuhandeln, in der Hoffnung, damit seinen persönlichen höhern Ortes am besten zu dienen, wonach die Führer der Jungletten und Jungesten sicher waren, bei ihm stets ein williges Ohr zu finden, während sich der kurländische, wenn keiner Begehungs-, so doch zweifellos gar mancher Unterlassungssünden schuldig machte. „Er läßt sich um das Wohl und Wehe der Provinz kein graues Haar wachsen", drückte sich ein Kurländer kurz und bündig aus. Auch hat er sich keine Mühe gegeben, diese Provinz kennen zu lernen, und nur das ihm bestimmt Vorgeschriebene gethan. Viele wollen auch behaupten, daß er eine entschiedene Tendenz gezeigt, sich gleich dem Gouverneur von Livland wie mit den Jungletten, so mit andern Deutschfressern zu befreunden, und selbst in seine nächste Umgebung Leute sehr zweifelhaften Rufes gezogen hat. Nachdem Ignatjew als Minister des Innern von Tolstoy ersetzt worden, Herr von Uexküll seinen Posten verloren, Manasseïn für seinen deutschhetzerischen Uebereifer einen Rüffel erhalten, ein paar estnische und lettische Gesuche in Petersburg abgewiesen worden seien, habe die kurländische Excellenz kehrt gemacht. Neuerdings läßt dieselbe in der „Rigaer Zeitung" Artikel veröffentlichen, welche gegen die Verleumdungen ihrer Person Verwahrung und Verwarnung einlegen. Immerhin bleibt es bedenklich, solche nöthig zu finden, in Provinzen, wo jeder so leicht den andern kennen zu lernen vermag.

Trotz aller vorhergehenden Bearbeitung des Volkes liefen aber die Bittschriften nur sehr vereinzelt ein, und Klagen über die Deutschen blieben ganz aus. Danach galt es für Manasseïn und seine Beamten, die eigene Thätigkeit zu entfalten,

Digitized by Google

sollten die erwünschten Erfolge erzielt werden. Gerechterweise müssen wir den Herren das Zeugniß ausstellen, daß sie sich seither keiner Unterlassungssünde schuldig gemacht haben.

So hat des Revisors Anwesenheit auch dem Eifer in der Convertirung der Esten und Letten zur orthodoxen Kirche immer neue Impulse verliehen, und welche große Resultate hierin erzielt worden, lehrt der Uebertritt der 500 Bauern der estischen Gemeinde zu Leal, die das schriftliche Zeugniß ihrer Convertirung dem Zaren als Festgeschenk zu seiner Krönung nach Moskau übersandten. Welch eine Bekehrung! Man hat sie sich aber auch viele Versprechungen kosten lassen. In den schrecklichen vierziger Jahren der großen Hungersnoth waren Tausende von Esten mit der Verheißung in die griechische Kirche gelockt worden: „Nehmt ihr den orthodoxen Glauben an, so wird der Kaiser euch Getreide zu Brot geben und außerdem noch jedem von euch 25 Rubel Silber, damit ihr euch anderes zu kaufen vermögt.“ Jetzt hat es geheißen: „Ihr habt euere Religion von den Deutschen, von den Räubern euers Landes, die sie euch mit dem Schwert aufgezwungen haben. Wir bieten euch unsere Religion in Liebe, damit wir euch fortan ganz zu unsern Brüdern zählen dürfen. Der Kaiser mag die Deutschen nicht leiden; euch Esten und Letten hat er aber lieb, und deshalb den großen Revisor Manasseïn mit seinen Beamten in euer Land geschickt, damit er euere Wünsche erforsche und sie dem Kaiser übermittele, der euch nach seiner Macht und Gnade Gewährung verleihen will. Unser Väterchen, der Zar, will euch wieder zu Herren der Baltischen Provinzen machen; doch kann dies nur geschehen, wenn ihr ihm euererseits den Beweis gegeben, daß ihr ihm gute Unterthanen sein und auch seiner Kirche angehören wollt. Macht nun dem Väterchen die Freude und schickt ihm als Festgeschenk zu seiner Krönung die Nachricht, daß ihr aus Liebe zu ihm seinen Glauben angenommen habt.“

Zu Anfang des Jahres 1883 begannen bekannte und unbekannte Colporteure in der lealischen Gemeinde einzelne Blätter und eingehendere Tractätchen in die Häuser zu bringen, welche dem Uebertritt vom Lutherthum zur orthodoxen Kirche das Wort redeten; an Bäumen, Werstpfählen und Telegraphenstangen fanden sich Aufrufe zum Uebertritt geklebt und dann wurden vermittels weiterer mündlicher Ueberredung die Unterschriften zur Erklärung des Uebertritts gesammelt. Der Bischof Donat sandte ein paar Popen, und am 17./29. Mai fand die Aufnahme der ersten 300 Convertirten in den Schos der „rechtgläubigen“ Kirche statt. Ende desselben Monats folgten noch 200 Bauern. Und jeder Convertirte sucht weiter zu convertiren. Wie wenig aber bei dieser Angelegenheit die Religion mitspricht, beweist, daß gar viele der Convertirten harmlos noch weiterhin die geistlichen Amtshandlungen von den lutherischen Predigern an sich vollziehen lassen, ja oft genug schon bei Todesfällen infolge der widerstreitenden Aussagen der Angehörigen nicht constatirt werden konnte, welcher Kirche der Verstorbene angehörte. Dagegen glauben sich die Proselyten vermittels des Kreuzes, welches der Pope bei ihrer Aufnahme in die orthodoxe Kirche mit dem „heiligen Oel“ auf ihre Stirn gezeichnet, von jedem Gehorsam entbunden, den sie sonst ihrer Obrigkeit

Digitized by Google

schuldig gewesen sind. Dieses hat schließlich den Gouverneur von Estland, Staatsrath Paliwanoff, veranlaßt, bei dem Bischof Donat mit der Bitte einzukommen, er wolle dahin wirken, daß die Esten nicht durch die Täuschung zum Uebertritt verleitet werden, als brächte ihre Convertirung weltliche Vortheile ein. Ich habe indessen nicht vernommen, daß für diese Aufklärung Sorge getragen wird. Wohl aber, daß die Proselytenmacherei noch in verschiedenen Gegenden in Gang gebracht worden ist, und mit besonderm Erfolg im Gebiete Dondangen in Kurland, in welchem der tuckumsche Pope seine Belehrungsreden darin gipfelt, daß die griechisch-orthodoxe Kirche die beste sein müsse, weil der Kaiser ihr angehört.

Der orthodoxe Russe ist von Natur durchaus nicht fanatisch. Die kaiserlichen Befehle geboten, daß die Kinder gemischter Ehen durchaus „griechisch" werden mußten, und gestattete durchaus keinen Uebertritt aus der griechisch-orthodoxen Kirche in die katholische oder lutherische; aber jeder gebildete Russe ebensowol wie der Mann aus dem Volke, sie wußten nichts von Intoleranz. Erst in der letzten Zeit ist die Unduldsamkeit gegen die Andersgläubigen zu Tage gefördert worden, namentlich aber gegen die Lutherischen, weil Lutherthum und Deutschthum mit Recht in Bezug auf die Baltischen Provinzen als Eins hingestellt werden. Darum lassen mit kaiserlicher Bewilligung einzelne russische Brüderschaften und lassen reiche russische Privatleute bald in diesem, bald in jenem Neste eine russische Kirche erbauen und Popen anstellen, findet sich auch in der ganzen Umgegend kein einziger Rechtgläubiger. Manassein besucht aber bald diese und bald jene russische Kirche und zeigt sich vor dem Volk sehr kaiserlich rechtgläubig.*)

Zur Ehre der Revidirenden sei ferner constatirt, daß die Feuermanie, welche schon seit Jahren im östlichen Rußland eine so entsetzliche Herrschaft geübt, sich jetzt als eine ansteckende moralische Epidemie auch über die deutschen Provinzen ausbreitet. Kein Blatt, das nicht täglich eine Brandstiftung meldet; hier ist es ein Wohnhaus, dort eine Scheuer, eine Branntweinbrennerei, ein Viehstall u. s. w., die, von böser Hand angezündet, in Feuer aufgehen. Loht aber die Flamme empor, kommt wol einem und dem andern der Gedanke, daß er aus dem brennenden Gebäude ebenso gut etwas für sich retten dürfe, als daß alles, wol dem deutschen Besitzern zum Schaden, aber keinem andern zum Nutzen zu Asche werde. So gesellt sich zum Brandstifter der Dieb. Je weiter aber die Kunde dringt, daß der Kaiser beschlossen habe, in den Ostseeprovinzen ein neues Regiment einzuführen und daß die Deutschen hinausgebrannt werden sollen, desto mehr Gesindel findet sich ein, um dabei zu helfen. Zu den Brandstiftern und Dieben gesellen sich die Raubmörder. Verkommene Litauer und Russen sind überall im Spiel, und die Unsicherheit steigert sich in einem Grade, wie man es nie vorher gekannt. Noch erschreckender als das gemeine Verbrechen tritt aber der Agrarmord auf. Infolge dieser Vorgänge haben es denn auch einige Herren der livländischen Ritter-

*) Und darum hat das russische Ministerium des Cultus den Balten die Bitte abgeschlagen, zur Erinnerung an das Luther-Fest in Riga ein Luther-Denkmal errichten zu dürfen.

Digitized by Google

schaft für geboten erachtet, sich bei Herrn Manasseïn melden zu lassen, um ihm Vorhalte zu machen wegen seiner zustimmenden Entgegennahme von aufrührerischen Bittschriften seitens des Landvolkes und sonstiger Beförderung der deutschhetzerischen Bewegung. Manasseïn wies die Beschuldigung zurück. Da holten die livländischen Herren schriftliche Beweise für dieselbe vor, und der Revisor erröthete ein wenig. Natürlich ist aber mit dieser Unterredung die Kluft zwischen Herrn Manasseïn und den deutschen Balten nur erweitert worden. Somit ist die trostlose Aussicht eröffnet, daß, wenn auch Ignatjew's Nachfolger, Graf Tolstoy, das von Manasseïn betriebene Unwesen billigen sollte, der Deutsche selbst bald im Lande für vogelfrei gelten, gleichwie sein ererbter Besitz als ein herrenloses Gut zur Beschlagnahme ausgeboten wird.

Manasseïn fühlt sich als Vicezar in den deutschen Provinzen, weist jede Vorstellung seitens der Deutschen zurück und hat sich zum estnischen Dolmetscher den berüchtigten deutschhetzerischen Advocaten Steerst erwählt, der seinerseits diese Protection seinen Landsleuten gegenüber prahlerisch auszubeuten weiß. Manasseïn verfolgt zweifellos das große Ziel, gleichwie einst der Feldherr Scheremetjew unter Peter dem Großen auf kriegerischem Wege, jetzt unter Alexander III. auf „friedlichem" Wege die blühenden Ostseeprovinzen wüst zu legen.

Daß mit der Revision der Baltischen Provinzen noch andern Zwecken gedient werden sollte als der Beschaffung eines getreuen Berichtes der dortigen Zustände für den Kaiser, hat das Vorgehen des Herrn Manasseïn und seiner Beamten genügend bewiesen. Bedenklicherweise sollen aber gerade jetzt, trotzdem Tolstoy Herrn Ignatjew ersetzt, Verordnungen der Regierung in Kraft treten, welche gleichfalls die Fahne aufhissen: „Russenthum überall, soweit des Zaren Scepter reicht." So die Entscheidung bezüglich der Geschäftssprache, die am livländischen Hofgericht herrschen soll. Der Wortlaut des Gesetzes bestimmt (Art. 121, Thl. I des Provinzialrechtes) als solche die deutsche Sprache. Demzufolge wurde im Januar 1879 eine in russischer Sprache eingereichte Klageschrift des Bauers Jakob Some aus dem dörptschen Kreise zurückgewiesen. Der Kläger wandte sich danach an den Senat; dieser erfaßte die Sache mit Eifer, und sie wurde zweimal in der zweiten Abtheilung des fünften Departements des dirigirenden Senats, dann in der vom Justizminister eingerichteten Consultationsabtheilung, und endlich in der allgemeinen Versammlung des dirigirenden Senats geprüft, und in letzterer am 27. Mai 1881 von 21 gegen 4 Senatoren dahin entschieden, daß das Hofgericht gesetzmäßig verfahren sei. Das Gesetz, welches den alleinigen Gebrauch der deutschen Sprache für das livländische Hofgericht sanctionire, sei freilich durch ein Gesetz vom Jahre 1850 aufgehoben worden, wonach die Ostseeprovinzen gehalten wären, nicht allein mit allen höhern Reichsbehörden, sondern mit allen Behörden außerhalb der Ostseeprovinzen in russischer Sprache zu correspondiren, doch sei diese Verordnung nie in Kraft getreten. Die Minderzahl der 4 Senatoren drang jedoch schließlich gegen die 21 mit der Forderung durch, auf gesetzgeberischem Wege nachzusuchen, daß im Art. 122, Thl. I des Provinzialrechtes die Worte „in russischer oder einer andern Sprache" ersetzt würden durch „in russischer Sprache",

Digitized by Google

wozu der „Golos" bemerkt, „daß dies dem Streben nach Einführung der russischen Sprache in die baltische Geschäftsordnung entspreche".

Anfang März 1883 gab dann der Reichstag seine Entscheidung dahin: „Bei der, im allgemeinen gesagt, ungenügenden Kenntniß der russischen Sprache seitens der eingeborenen Bevölkerung der Gouvernements Liv-, Est- und Kurland könnte die erwähnte Beschränkung das zur Folge haben, daß von Esten und Letten bei den Justizautoritäten verabreichte Bitten und Anliegen nicht selten, vielleicht wider den Wunsch der Bittenden selbst, in der ihnen unverständlichen deutschen Sprache ausgedrückt würden. Ein solches Resultat indessen, das der deutschen Sprache einen Vorzug nicht nur vor den in diesem Gebiete gebräuchlichen örtlichen Mundarten, sondern auch vor der allgemeinen Reichssprache geben würde, würde aber augenscheinlich den Anschauungen der Regierung nicht entsprechen, um so mehr, als durch die in letzter Zeit emanirten Gesetzesbestimmungen die Gleichberechtigung dieser Mundarten mit der deutschen Sprache anerkannt worden ist. Infolge dessen entsteht die Frage: ob es nicht erforderlich ist, dem zu erlassenden Gesetze eine mehr allgemeine Bedeutung zu geben, indem dasselbe überhaupt auf sämmtliche Behörden der Ostseegouvernements ausgedehnt wird? Hinsichtlich dieser Frage erklärte der Oberverwaltende der Codificationsabtheilung beim Reichsrath, daß der Art. 121 in der gegenwärtig angefertigten Fortsetzung zum Provinzialrechte der Ostseegouvernements bereits bedeutende Abänderungen erfahren habe, in Grundlage der seit dem Jahre 1845 hinsichtlich des Gebrauchs der russischen und deutschen Sprache in der Geschäftsführung der Behörden der Ostseegouvernements, wie auch in ihrer Correspondenz sowol untereinander als auch mit den übrigen Regierungsinstitutionen des Reiches erlassenen Verordnungen. Aus dieser Erklärung ersehend, daß es in gegenwärtiger Zeit äußerst schwierig wäre, genau die Redaction der Art. 121 und 122 der Behördenverfassung der Ostseeprovinzen zu erläutern, hat der Reichsrath es für möglich befunden, in dem zu beurtheilenden Falle sich auf Erlaß einer Regel zu beschränken, die im obenerwähnten Sinne diejenigen Artikel des Provinzialrechtes der Ostseegouvernements ergänzt und erläutert, welche sich auf den angegebenen Gegenstand beziehen. In Uebereinstimmung mit allen oben dargelegten Erwägungen hat der Reichsrath dahin sentirt: In Ergänzung und Erläuterung der betreffenden Artikel des ersten Theils des Provinzialrechtes der Ostseegouvernements zu erklären: «Die Gerichts- und andern Behörden der Ostseegouvernements, nicht ausgeschlossen auch diejenigen, welche die Geschäfte in deutscher Sprache führen, sind verpflichtet, Gesuche und andere Papiere, die in russischer Sprache oder in einer der örtlichen Mundarten (der estnischen oder lettischen) geschrieben sind, entgegenzunehmen. Zu den Gesuchen oder andern Papieren, die in der genannten Sprache oder den erwähnten Mundarten verfaßt sind, wird, wenn nöthig, auf Anordnung der Behörde ein genaues Translat in deutscher Sprache behufs weiterer Verhandlung angefertigt.»"

Noch ist Riga eine deutsche Stadt. Esten, Letten und Russen bilden zusammen nur einen kleinen Theil ihrer Einwohner und gehören zumeist dem Arbeiterstande an. Die russischen Arbeiter, welche den traurigen Ruf noch großer Roheit genießen,

Digitized by Google

haben mit wenigen Familien der bessern Klassen die ganze Moskauische Vorstadt inne; die meisten einer höhern Klasse zugehörigen Glieder der „großen Nation" sind mit Letten, Esten und Juden über die ganze Stadt zerstreut. Jede Nationalität hat ihre eigenen Kirchen, Bethäuser, ihre eigenen Versammlungslocale, ihre Zeitungen, selbst ihre Theaterlocale. Die Russen haben aber in anderthalb Dutzend Kirchen und Kapellen für sich mehr Gotteshäuser, als Deutsche, Esten und Letten zusammen, und überdies in der hohen, einflußreichen Person des griechisch-orthodoxen Erzbischofs einen stets anwesenden, eifrigen Vertreter ihrer Glaubensinteressen, welche mit den politischen eng verbunden sind. Ja, noch ist Riga eine deutsche Stadt. Wie lange wird es aber eine deutsche sein?

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Wenn man jahrzehntelang seinen Blick auf die scheinbar sporadisch und ohne merkbaren Zusammenhang nacheinander auftretenden Erscheinungen im Gebiet einerseits der künstlerischen Production, andererseits der Kunstwissenschaft gerichtet hält, so fühlt man bald gewisse Strömungen und Geschmacksrichtungen heraus, die, in dem allgemeinen culturellen Charakter der Zeit wurzelnd, oder doch durch denselben bedingt, jene anscheinend zufälligen Erscheinungen als nothwendige Consequenzen einer ganz bestimmten, nur dieser Zeit angehörigen Form der Anschauung erkennen lassen. Als Resultat solcher Beobachtung dürfte sich nun, und zwar nach beiden obenerwähnten Seiten hin, dies herausstellen, daß der Grundzug der gesammten Kunstbewegung der Gegenwart, einzelne Ausnahmen abgerechnet, wesentlich in einer vorherrschenden Tendenz auf Positivität — um diesen Ausdruck zu brauchen — besteht.

Was das Gebiet der künstlerischen Production betrifft, so spricht sich diese Tendenz nicht nur in dem schon mehrfach in dieser „Revue" hervorgehobenen Streben nach geschäftlicher, ja kaufmännischer Organisation derselben, sondern auch inhaltlich in dem stetig an Umfang zunehmendem Streben nach naturalistischer Behandlung der Motive aus. Im Grunde hängen beide Tendenzen gewissermaßen zusammen, weil unser heutiges Publikum — und zwar nicht nur den bildenden Künsten gegenüber, sondern namentlich auch in Bezug auf das Theater — weniger auf ideellen Gehalt und rein ästhetischen Genuß, als auf Befriedigung sinnlicher Schaulust und auf angenehmen und bequemen Zeitvertreib Werth legt. Mehr als je früher in Anspruch genommen von den politischen und industriellen Tagesinteressen, besitzt die große Masse der Gebildeten nicht die edle Muße und die heitere Ruhe des Geistes, welche zu einer Vertiefung in die Welt der idealen Interessen unbedingt erforderlich ist. Dies wirkt nun aber nothwendig auch wieder auf diejenigen zurück, welche, nach dem mehr schönen als wahren Schiller'schen Spruch: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", sich so gern als die bevorzugten Träger jener idealen Interessen betrachten möchten. Die ganze heutige Zeitbewegung ist aufs Positive gerichtet, und die Kunst ist genöthigt, dieser Bewegung zu folgen, wenn sie sich nicht völlig isoliren will. Wir werden im Verlauf der folgenden Uebersicht über die seit unserm letzten Bericht zu registrirenden Thatsachen des Kunstlebens mehrfache Belege für die obigen Bemerkungen finden, und wollen diesen, in Bezug auf die Kunstwissenschaft, nur noch die hinzufügen, daß sich in ihr die Tendenz auf Positivität hauptsächlich darin kundgibt, daß die Untersuchungen über die äußere Geschichte der Kunst und der Künstler bis in die zufälligsten und unbedeutendsten Details hinein einen überwiegend größern Umfang zeigen als die Untersuchungen über den gedanklichen Theil der kunstgeschichtlichen Entwickelung, d. h. über die innere Geschichte der Kunst und der

Digitized by Google

Künstler, namentlich aber über das Wesen der Kunst und der Künste an sich. Die Folge davon ist, daß, statt die thatsächlichen Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt der ästhetischen Nothwendigkeit zu beurtheilen, umgekehrt die letztere von der erstern abhängig gemacht wird. Hier ist nun der Punkt, wo sich künstlerische Production und die Kunstwissenschaft berühren, indem die moderne Kunstanschauung, die auf einer wesentlich differenten und zwar höhern Anschauungsbasis beruht als die der frühern Kunstepochen, auf einen Standpunkt zurückgeschraubt werden soll, der ihr, abgesehen von dem Mangel an Originalität, welchen solche Forderung involvirt, in keiner Weise adäquat ist. Hat man doch auf Grund der Thatsache, daß die alten Griechen theils aus Cultus-, theils aus praktischen Rücksichten gewisse architektonisch-decorative, beziehungsweise plastische Theile ihrer Tempel bemalt haben, an die modernen Bildhauer das Ansinnen stellen wollen, ihre Statuen in Naturfarben zu bemalen; und sind doch bereits Versuche in dieser Richtung gemacht worden, die glücklicherweise als verunglückt zu bezeichnen sind. Glücklicherweise; denn derartige Versuche können immer nur darauf hinauslaufen, der Plastik, dieser im eigentlichsten Wortsinne idealen Kunstgattung, durch solchen Naturalismus gerade das zu entziehen, was ihr eigenstes Wesen, namentlich im Vergleich mit der realistischern Malerei, ausmacht, nämlich eben den Charakter reiner Idealität, um sie schließlich auf das Niveau jener mehr gespenstig als künstlerisch wirkenden Schaustücke der sogenannten panoptischen Institute herabzuziehen. Dieser naturalistischen Tendenz gegenüber, welche der ohnehin schon materialistischen Geschmacksrichtung im Publikum so bereitwillig entgegenkommt, scheint es doppelte Pflicht der Kritik, immer und immer wieder auf den idealen Beruf der Kunst, sowie auf die Gefahr hinzuweisen, welche aus solchem Streben ihrer Zukunft erwachsen muß, die Gefahr nämlich, daß sie sich nach Seite des Inhalts überhaupt aller echten Kunstwahrheit entschlägt, nach der Seite der Form aber auf fingerfertiges Virtuosenthum beschränkt. Daß damit der Kunst überhaupt im ideellen Sinne des Wortes der Todesstoß versetzt würde, liegt für jeden, der in der Kunst etwas mehr als eine gefällige Dienerin für den Zeitvertreib des Publikums sucht, so sehr auf der flachen Hand, daß eine nähere Erläuterung dazu unnöthig erscheint. Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu einer Rückschau über die wichtigern Ereignisse in der Kunstbewegung der Gegenwart seit unserer letzten „Revue" über.

An Ausstellungen ist im vorigen Semester Berlin besonders reich gewesen, und zwar sowol an Zahl wie an Mannichfaltigkeit, obschon die bedeutendste, nämlich die große akademische Kunstausstellung, noch bevorsteht. Man hatte anfangs dafür das feuersichere Gebäude der Hygieineausstellung in Aussicht genommen, das, wie verlautet, vom Staat für 300000 Mark angekauft worden ist. Indessen ist, der schlechten Beleuchtungsverhältnisse wegen, die einen umfangreichen Umbau erfordern, vorläufig davon Abstand genommen und beschlossen worden, die Ausstellung wieder in dem frühern Gebäude am Cantianplatz stattfinden zu lassen. Sie wird im August eröffnet werden und bis Ende September dauern.

Die Nationalgalerie veranstaltete zwei interessante Specialausstellungen, deren eine den Werken eines noch lebenden Künstlers: Adolf Menzel, die andere denen eines kürzlich verstorbenen: Gustav Richter, galt. Die erstere beschränkte sich theils auf die Arbeiten des Meisters im Gebiet der Kleinkunst, welche sich im Besitz der Nationalgalerie befinden, theils auf eine Reihe von Skizzen zu seinen größern Bildern aus dem frühern Besitz des Herrn Puhlmann in Potsdam. Die Menge der aus Feder- und Kreidezeichnungen, Holzschnitten und Lithographien, Radirungen und Gouachemalereien, Aquarellen und Oelskizzen bestehenden Blätter war eine außerordentlich reiche und offenbarte das eminente, wesentlich realistische Auf-

Digitized by Google

fassungs- und Darstellungstalent Menzel's in der vielseitigsten Weise. Von seinen Skizzen zu größern Bildern waren vorhanden: die zur Tafelrunde Friedrich's II. in Sanssouci, zum Flötenconcert, zum Besuch Joseph's II. bei Friedrich II. in Neisse und zu Friedrich II. auf Reisen. Die Gustav Richter-Ausstellung, welche zu Ehren des verstorbenen Meisters veranstaltet und Mitte Mai eröffnet wurde, war eine fast vollständige, wenigstens was seine größern Arbeiten betrifft, da nicht nur sämmtliche, in öffentlichen und privaten Galerien Deutschlands (mit einziger Ausnahme des berühmten Bildnisses der Königin Luise im städtischen Museum zu Köln, dessen Einsendung verweigert wurde), sondern auch in denen des Auslandes befindliche Gemälde dem Ausstellungscomité bereitwillig zur Disposition gestellt waren. So gewährte die Ausstellung, wie kaum eine andere, ein außerordentlich treues und interessantes Bild der künstlerischen Entwickelung des hingeschiedenen Meisters. Richter's Talent gravitirte durchaus nach der Seite des Colorits, dessen allgemeiner Charakter bei ihm als liebenswürdige Frische und harmonische Weichheit bezeichnet werden kann, und demgemäß wählte er mit Vorliebe solche Motive, die es ihm gestatteten, seiner Zeichnung dasselbe Gepräge zu verleihen. Daß es ihm bei dieser Richtung nicht immer möglich war, die Klippe einer gewissen Süßlichkeit zu vermeiden, ist allerdings erklärlich; dafür aber besitzen seine Bilder den eigenthümlichen Reiz lieblichster Naturschönheit, die geradezu etwas Romantisches an sich trägt. Durch das berühmte Porträt seiner Schwester, das auf der Ausstellung von 1852 so gewaltiges Aufsehen erregte, stellte er sich mit einem Sprung in die Reihe der ersten Coloristen der Zeit; dann folgte Die Auferweckung von Jairi's Töchterlein (1856), worin er bei aller Zartheit und Innigkeit der beiden Hauptfiguren (Christus und die erwachende Todte) doch im allgemeinen einem gesunden Realismus, nicht blos hinsichtlich des historischen Extérieur, sondern auch in physiognomischer Beziehung, huldigte, und das große, für das Maximilianeum in München bestimmte culturhistorische Gemälde: Der Bau der ägyptischen Pyramiden, das er auf Grund an Ort und Stelle gemachter Studien nach zehnjähriger Arbeit (1872) vollendete. Unter seinen kleinern Gemälden sind in weitern Kreisen bekannt geworden: Der neapolitanische Fischerknabe, Die Odaliske u. a. m. Später hat er sich, zahlreichen ehrenvollen Aufträgen folgend, meist nur noch der Porträtmalerei gewidmet, in welcher er Außerordentliches leistete; zu den schönsten Werken dieser Art gehören das Bildniß der Fürstin Carolath, das Bildniß der Königin Luise, und das seines Freundes, des Malers Eduard Hildebrandt.

Aus Veranlassung der Ende 1883 unternommenen Reise des Kronprinzen des Deutschen Reiches nach Spanien hatte man im berliner Akademiegebäude eine Ausstellung derjenigen Kunstwerke veranstaltet, welche demselben theils vom König von Spanien zum Geschenk gemacht, theils von spanischen Künstlern gewidmet worden, theils von ihm an Ort und Stelle erworben waren. Da das Album mit Aquarellen der spanischen Maler, auf welches man es bei dieser spanischen Ausstellung vorzugsweise abgesehen hatte, auf sich warten ließ, mußte die Ausstellung ohne dasselbe eröffnet werden; man suchte deshalb dieselbe durch andere an Spanien erinnernde Kunstgegenstände möglichst zu vervollständigen, namentlich durch eine Reihe von Studien in Oel und Aquarell, welche einige deutsche Künstler, namentlich Seel und Körner, aus Spanien mitgebracht hatten; außerdem hatte das Kunstgewerbemuseum einige Kunstmöbel, Teppiche, Pokale u. dgl. hergegeben, um der Ausstellung ein einigermaßen anziehendes Extérieur zu verleihen. Den interessantesten Theil bildeten jedenfalls die Architektur- und Landschaftsstudien von Seel und Körner, und außerdem eine kleine Sammlung von Waffen aus den Fabriken von Toledo, die der König von Spanien dem Kronprinzen verehrt hatte.

Die diesjährige erste Specialausstellung des berliner Kunstgewerbemuseums war hauptsächlich der Technik und Geschichte der Glasmalerei gewidmet.

Digitized by Google

Die Ausstellung umfaßte drei zum Theil sehr umfangreiche Sammlungen, unter denen die des berliner Kupferstichcabinets, mehrere hundert Blätter mit Entwürfen und Compositionen zu Glasgemälden aus dem 16. und 17. Jahrhundert umfassend, vorzugsweise Interesse erregten, und an welche sich eine Reihe von Entwürfen älterer und neuerer Zeit anschloß, die die Kunsthandlung von Amsler u. Ruthardt zur Disposition gestellt hatte. Endlich war auch eine aus dem Nachlaß des zu Wien verstorbenen Professors Joh. Klein herrührende Anzahl von Entwürfen und Zeichnungen zu Kirchenfenstern in Glasmalerei sowie zu verschiedenen Kirchengeräthen, Monstranzen, Ciborien u. s. f. ausgestellt, welche durchaus im Charakter der ältern Kunst gehalten waren. Erwähnt mag noch werden, daß Anfang 1884 im Kunstgewerbemuseum auch die königliche Porzellanmanufactur, wie alljährlich, eine Ausstellung von solchen Producten ihrer Thätigkeit veranstaltet hatte, die als Belege für die künstlerisch-technische Entwickelung der Porzellankeramik sowol in malerischer wie in plastischer Hinsicht ein besonderes Interesse beanspruchen konnten. Unter anderm war auch das schöne Tafelservice, welches in der Anstalt für die Silberne Hochzeitsfeier des kronprinzlichen Paares ausgeführt worden war, ausgestellt.

Aus Oesterreich sind ebenfalls mehrere interessante Ausstellungen zu notiren: zu Wien die Jahresausstellung der Wiener Kunstgenossenschaft, welche Mitte März eröffnet wurde und etwa ein halbes Tausend Werke umfaßte, unter denen diesmal besonders die Plastik sowol an Zahl wie an Bedeutung sehr reich vertreten war; ferner eine durch das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie veranstaltete Ausstellung historischer Bronzen, von denen einzelne Gegenstände bis in die prähistorische Zeit zurückreichten. Aber auch an etruskischen, römischen, romanischen und spätern mittelalterlichen, sowie modernen Bronzen war kein Mangel, sodaß die Ausstellung in der That eine ziemlich treue Geschichte der Klein-Bronzetechnik, namentlich nach der Seite der ornamentalen Plastik, zur Anschauung brachte. Im Anschluß daran erwähnen wir die in diesem Frühjahr zu Budapest veranstaltete Ausstellung von historischen Goldschmiedearbeiten, die im ungarischen Nationalmuseum eröffnet wurde und ein außerordentlich reiches Bild der Goldschmiedetechnik aller Zeiten darbot. Von den fünf Sälen, in denen die Ausstellung geordnet war, umfaßte der erste, außer einzelnen Funden aus prähistorischer Zeit, einige besonders schöne Werke der römischen Kaiserzeit, namentlich mehrere höchst geschmackvolle Silberschalen, einen Dreifuß von Silber und mehreres andere, sowie auch eine Arbeit hellenischer Kunsttechnik, eine Bronzekanne mit goldenen und silbernen Incrustationen, nebst einigen altorientalischen Stücken. Im zweiten Saal waren Arbeiten der kirchlichen Kunst ausgestellt, Monstranzen, Kelche mit außerordentlich feiner Filigranarbeit geziert, Bischofsstäbe u. s. f.; der dritte, den profanen Schmucksachen der Renaissance gewidmete Saal barg einen geradezu fabelhaften Reichthum an Werken der verschiedensten Art aus den Werkstätten von Nürnberg, Prag, Augsburg, München und andern Städten, außerdem einige altbyzantinische und orientalische Arbeiten; der vierte und der fünfte Saal enthielten eine große Menge von Gefäßen, namentlich große Humpen, Kelche, Kannen, Dosen u. s. f. aus dem Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Es ist nur zu bedauern, daß derartige, die gesammte Entwickelungsgeschichte einer Kunsttechnik veranschaulichende, systematisch geordnete Sammlungen, die durch keine andere, weder Staats- noch Privatsammlung an Vollständigkeit und Mannichfaltigkeit erreicht, geschweige übertroffen werden, so ephemerer Natur und einem verhältnißmäßig so geringen Bruchtheil von Kunstfreunden zugänglich sind, da sie für das Studium der Stilformen einen durch nichts zu ersetzenden Werth besitzen.

Digitized by Google

Nachtragsweise ist zur Vervollständigung unserer letzten „Revue" noch die dem Sommer des Vorjahrs angehörige Culturhistorische Ausstellung in Graz zu erwähnen, über welche das „Repertorium für Kunstwissenschaft"*) einen eingehenden und lehrreichen Bericht brachte. Die Ausstellung bildete einen Theil des Programms des zur Feier der sechshundertjährigen Zugehörigkeit Steiermarks zu Oesterreich abgehaltenen Festes, und umfaßte deshalb nur Werke, welche entweder in Steiermark selbst entstanden waren, oder doch „im Culturleben des Volkes seit Jahrhunderten eine Rolle spielten". Originalsteiermärkisch waren vorzugsweise die Werke, welche dem Gebiet der bildenden Kunst mit Einschluß der Architektur angehörten, obgleich von den Namen der Künstler nur wenige bekannt geworden sind. Die meisten zur Plastik gehörigen Werke waren religiöser Natur, für die Kapellen der Calvarienberge und an den Landstraßen ausgeführt, polychromirte, in Holz geschnitzte Marienstatuen, Crucifixe u. s. w., auch Flügelaltäre, Portalreliefs u. s. f.; aber auch Stein- und Bronzefiguren fanden sich zahlreich vertreten. In der Malerei interessirten besonders die umfangreichen Arbeiten aus der steierischen Schule des 15. und 16. Jahrhunderts, an deren Ausstellung sich sämmtliche bedeutende Kirchen des Landes betheiligt hatten. Schließlich erwähnen wir noch, daß in diesem Sommer das bairische Gewerbemuseum in Nürnberg eine internationale Ausstellung für Metallindustrie veranstaltet, welche, nach den bereits eingelaufenen Anmeldungen zu urtheilen, ebenso vielseitig wie umfangreich zu werden verspricht.

Auch über Vergrößerung öffentlicher Sammlungen und neuere Stiftungen ist nur Erfreuliches zu berichten. In der letzten „Revue der bildenden Künste" erwähnten wir der großartigen Schenkung, welche ein nach London übergesiedelter Kaufmann seiner Vaterstadt Hamburg gewidmet hatte und welche aus einer zahlreichen Sammlung von deutschen, französischen und englischen Gemälden besteht. Dieselbe ist so umfassend, daß ihre Aufstellung im städtischen Museum einen Um-, beziehungsweise Anbau des letztern erfordert. Und auch hierfür hat Herr Schwabe, dies ist der Name des Stifters, einen bedeutenden Betrag, nämlich 120000 Mark, beigesteuert. Der hamburger Senat hat ihm, als Anerkennung seiner Verdienste, das Ehrenbürgerrecht ertheilt. Ein würdiges Seitenstück dazu bildet die Stiftung des inzwischen verstorbenen Professors F. Obernier in Bonn, welcher seine mit zahlreichen Kunstschätzen ausgestattete Villa nebst einer Summe von 130000 Mark unter der Bedingung der Stadt als Eigenthum vermacht hat, daß das Besitzthum zu einem öffentlichen Museum mit dem Namen „Villa Obernier" eingerichtet wird. Was die Sammlung an Gemälden besitzt, ist meist neuern Ursprungs, Sculpturen sind nur wenige vorhanden; aber jedenfalls ist damit der Grund zu einem Kunstinstitut gelegt, das die Stadt bisher entbehrte. Auch die Stadt Hannover hat das Glück gehabt, eine reiche Schenkung zu erhalten, nämlich vom Legationsrath Kestner in Rom die diesem zugehörige reiche Sammlung an Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, Terracotten, antiken Münzen u. s. w., welche im ganzen über 100000 Nummern umfassen, sowie seine aus 10000 Bänden bestehende Bibliothek. Auch dieser Schenkung war noch die Summe von 100000 Mark behufs Erbauung eines Gebäudes zur Aufnahme der Sammlungen hinzugefügt.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat 2 Mill. Mark behufs Vervollständigung der Sammlungen der berliner Museen bewilligt. Diese Thatsache, welche, wie man denken sollte, für alle Künstler und Kunstfreunde nur erfreulich sein kann, hat seltsamer-(aber nicht unerklärlicher-)weise gerade bei Künstlern vielen Widerspruch gefunden, weil man darin eine Bevorzugung der ältern, zum Nachtheil der

*) Repertorium für Kunstwissenschaft, redigirt von Dr. Hubert Janitschek, Professor an der Universität zu Straßburg (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1883), Bd. 7, Heft 1.

Digitized by Google

lebenden Kunst (oder vielmehr der lebenden Künstler) erblickte. Nur von Düsseldorf aus ist seitens der Künstlerschaft eine Art Dankadresse an das Abgeordnetenhaus gerichtet und daran zugleich die gewiß gerechtfertigte Bitte geknüpft worden, von dieser Summe auch einen Theil zur Beschaffung einer Sammlung älterer Meisterwerke in Düsseldorf zu verwenden. Gerechtfertigt scheint diese Bitte aber schon aus Rücksicht auf den Verlust der großen, namentlich an Rubens'schen Meisterwerken reichen Sammlung, die bekanntlich in bairischen Besitz übergegangen und der münchener Pinakothek einverleibt ist. Wie verlautet, soll jedoch, wenn nicht die ganze, so doch der große Theil der Summe zur Erwerbung einer Anzahl Gemälde aus der berühmten Sammlung des Herzogs von Marlborough in Blenheim verwandt werden, deren Ankauf seitens des englischen Cabinets abgelehnt wurde. Nach andern Mittheilungen reflectirt man dagegen auf die bedeutende Antikensammlung des Herrn von Saburoff, frühern russischen Botschafters am berliner Hofe; und sollen wenigstens die antiken Statuen und Reliefs, die der Besitzer bei seinem Aufenthalt in Athen erworben hatte, bereits für das berliner Museum angekauft sein.

Im Unterschied von andern Kunstvereinen, deren Thätigkeit sich im allgemeinen auf Veranstaltung von periodischen Kunstausstellungen, die allmählich den geschäftlichen Charakter von Kunstmärkten untergeordneten Ranges angenommen haben, beschränkt, hat sich in Stuttgart ein „Verein zur Förderung der Kunst" gebildet, welcher, nach seiner bisherigen Thätigkeit zu urtheilen, diesen Namen zu einer Wahrheit zu machen verspricht, und der deshalb auch in dieser „Revue" ausdrücklich erwähnt zu werden verdient. Derselbe wird durch ein Damencomité geleitet, dessen Präsidium die Prinzessin Auguste und die Herzogin Vera von Würtemberg bilden, und hat die Bestimmung, durch Sammlung von freiwilligen Beiträgen Mittel aufzubringen, nicht um, wie üblich, mittelmäßige Bilder zur Verlosung an die Mitglieder anzukaufen, sondern Kunstzwecke zu fördern. Die Betheiligung an dem Verein ist, nachdem die Königin in erster Linie 25000 Mark gezeichnet hat, eine recht erfreuliche zu nennen, da die Gesammtsumme der Beiträge bereits auf fast 70000 Mark gestiegen ist. Als die nächsten Ziele seiner Thätigkeit hat der Verein die künstlerische Ausstattung der Marienkirche und der Garnisonkirche sowie des im Bau begriffenen Bibliothekgebäudes in Aussicht genommen. Außerdem hat man die Errichtung eines Dannecker- und eines Goethe-Denkmals beschlossen. Das erstere soll in einer Kolossalbüste bestehen, welche in der Danneckerstraße aufgestellt werden wird, während über den Platz des Goethe-Denkmals, wofür gegen 12000 Mark reservirt sind, noch kein Beschluß gefaßt ist. Für die Ausführung dieser Projecte sind ausschließlich die Beiträge der Privatmitglieder des Vereins bestimmt, während die von der Königin gestiftete Summe von 25000 Mark eine andere Verwendung finden soll, nämlich zur Ausführung eines auf der Eugensplatte zu errichtenden monumentalen Brunnens, wofür eine Concurrenz unter den Architekten, beziehungsweise Bildhauern Würtembergs ausgeschrieben wird. Nach diesem Vorgehen ist dem Verein nur ein fröhliches Gedeihen zu wünschen.

Im Bereich der monumentalen Architektur herrscht eine recht rege Thätigkeit. Abgesehen von dem deutschen Reichstagsgebäude in Berlin und dem Kaiserpalast in Straßburg, zu denen vor kurzem die Grundsteine gelegt wurden, sind in drei deutschen Residenzen die Projecte von akademischen Neubauten zu verzeichnen, nämlich der Kunstakademien in Berlin, Dresden und München. Für die erstere waren verschiedene Plätze in Vorschlag gebracht, ohne daß bisjetzt ein bestimmter Beschluß gefaßt wurde; schließlich wird man sich wol mit dem bisherigen Platze begnügen und, unter Verlegung der daranstoßenden Stallungen, den Bau bis zur Dorotheenstraße ausdehnen. Für das dresdener Akademiegebäude liegt ein interessantes Project des Baurathes Lipsius vor, dessen künstlerische Bedeutung

Digitized by Google

zwar durchaus anerkannt, zugleich aber wegen der Großartigkeit der ganzen Anlage für unausführbar erklärt wird. Infolge dessen wird es wol zur Ausschreibung einer Concurrenz kommen, für welche die Grenzen, innerhalb dessen sich der Plan zu halten hat, genau vorgeschrieben sind. Auffallend ist, daß die Künstler sich diesem ganzen Unternehmen gegenüber völlig indifferent verhalten. In München endlich handelt es sich nicht mehr um einen Plan, der erst ausgeführt werden soll, sondern um Vollendung des schon seit mehrern Jahren in Ausführung begriffenen Baues der Akademie, welcher aus Mangel an Mitteln längere Zeit liegen bleiben mußte, nachdem die ursprünglich bewilligten 2 Mill. Fl., auf welche Summe der Bau veranschlagt war, verbaut worden. Nachdem nun der Landtag die vom Cultusminister beantragte Nachtragsumme von 380000 Mark bewilligt hat, glaubt man die Fertigstellung in nicht zu langer Zeit erwarten zu dürfen.

Auch im Gebiet der Restauration historischer Baudenkmäler wird mit großem Eifer gearbeitet. In der alten Ordensburg Marienburg ist nicht nur die innere Restauration der Ordenskirche nahezu vollendet, sondern auch die berühmte Goldene Pforte sowie der an der Nordseite des Burghofes gelegene historisch höchst interessante Kreuzgang wiederhergestellt. Außer den 100000 Mark, welche diese ebenso schwierigen wie umfangreichen Arbeiten gekostet haben, hat kürzlich der westpreußische Provinziallandtag noch 25000 Mark bewilligt, um das Innere der Marienburg in entsprechender Weise zu decoriren. Die seit der Säcularisation fast in Trümmer gefallene, in der Mitte der Stadt gelegene gothische Elisabethkapelle zu Bamberg ist im vorigen Jahre renovirt, sodaß sie jetzt einen recht erfreulichen stilvollen Eindruck macht. Die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses geht nun wirklich ihrer Ausführung entgegen, nachdem man über die Ausdehnung, welche nach den vorhandenen Mitteln derselben gegeben werden konnte, zu einem bestimmten Resultat gelangt ist. Nach den Mittheilungen, welche der Oberbaurath Durm als Mitglied der von der badischen Regierung hierzu eingesetzten Commission in dem „Centralblatt der Bauverwaltung" über diese Frage gemacht, hat man von einer vollständigen Wiederherstellung des Schlosses, die viele Millionen kosten würde, Abstand nehmen zu müssen geglaubt und vorgeschlagen, zunächst den Otto-Heinrichsbau, sodann den Friedrichsbau und den neuen Hof mit dem Glockenthurm, weil diese einen zusammenhängenden Baucomplex bilden, in Angriff zu nehmen, um nach Vollendung der Arbeiten die Repräsentationsräume des Otto-Heinrichsbaues sowie die Kapelle des Friedrichsbaues ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben, die übrigen dazugehörigen Localitäten dagegen zu Kunst- und historischen Sammlungen einzurichten. Da für diese Arbeiten das erforderliche Material theils schon vorhanden ist, theils durch die Baucommission herbeigeschafft wird, so dürfte, falls das Project an maßgebender Stelle Billigung findet, der Beginn der Ausführung nicht mehr lange auf sich warten lassen. Das alte Rathhaus in Halle, ein gothischer Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wenigstens seinen Haupttheilen nach, ist stilgemäß renovirt worden und bildet jetzt eine Zierde des Marktes; ein Gleiches steht dem sogenannten Schönen Brunnen in Nürnberg bevor, dessen Bassin wie einige Steinfiguren allerdings durch die Zeit sehr gelitten haben. An kirchlichen Restaurationen sind abgesehen von der Fortführung der Arbeiten am straßburger und ulmer Münster — letzteres hat mehrere große Glasgemäldefenster erhalten, davon das eine aus der Zettler'schen Glasmalereianstalt, das andere aus der Burkhardt'schen Anstalt, beide in München, stammten — besonders die kürzlich in umfangreicher Weise begonnenen und durch den Hofbaudirector von Egle geleiteten Restaurationen der Liebfrauenkirche in Eßlingen zu erwähnen, deren Kosten auf 120000 Mark veranschlagt sind. Zunächst soll der aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Thurm, eins der interessantesten Werke der Spätgothik, in Angriff genommen werden, und hofft man

Digitized by Google

die Restauration desselben bis Ende 1884 vollenden zu können. Für Giebel, Schiff und Chor sind dann die nächsten Jahre in Aussicht genommen, sodaß die Vollendung des Ganzen bis zum Jahre 1890 gesichert scheint.

An die Wiederherstellung dieser ehrwürdigen Denkmäler früherer Kunstepochen knüpft sich naturgemäß die Erwähnung der neuerdings entdeckten Antiquitäten an, unter denen sich mehrere bedeutende Funde befinden. Namentlich sind wieder an verschiedenen Orten alte Wandmalereien entdeckt worden. So in der Kapelle zu Bronnen bei Ellwangen, welche bis in die romanische Periode zurückreicht, während die Gemälde selbst, Christuskopf auf dem von Engeln gehaltenen Schweißtuch der heiligen Veronica, sodann Johannes und mehrere Apostelfiguren darstellend, wol einer viel spätern Zeit angehören dürften; ferner in einer Kapelle der herrenberger Stiftskirche in Schwaben Wandmalereien von bedeutender Ausdehnung, die jedoch sehr gelitten haben und zum Theil ganz zerstört sind, sodaß man nur einzelne Figuren, unter andern Christus, Marie und Johannes, erkennen kann; desgleichen in der Höhenkirche zu Soest, welche ebenfalls von bedeutendem Umfang sind und deren Stil auf die altwestfälische Malerschule deutet. Die Motive der wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert herrührenden Darstellungen sind theils der biblischen Geschichte entnommen, theils stellen sie Märtyrerscenen vor, befinden sich aber leider ebenfalls in einem Zustande, daß ihre Deutung nicht überall zweifellos erscheint. Von dem amerikanischen Institut für Archäologie sind seit mehrern Jahren umfangreiche Ausgrabungen in Assos veranstaltet worden, die, wie die zu Boston erscheinende Zeitschrift „Science" mittheilt, nunmehr zum Abschluß gekommen sind und bedeutende Resultate geliefert haben, wenigstens hinsichtlich der griechischen Profanarchitektur; denn außer verschiedenen Tempeln sind auch große Bäder, Hallen, Säulengänge, eine Agora, Brunnen, ein Gymnasium sowie eine Menge Grabmäler, deren Inhalt eine Zeit von nahe an 1700 Jahren umfaßt, d. h. bis ins 11. Jahrhundert n. Chr. herabreicht. In Goslar, und zwar auf dem Georgenberge, haben Ausgrabungen stattgefunden, über welche im „Centralblatt der Bauverwaltung" berichtet wird. Hiernach hat sich an das früher schon aufgedeckte Octogon ein dreischiffiger Anbau mit runden Absiden angeschlossen. Zu der ganzen Bauanlage gehören auch Klostergebäude, welche theils aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts stammen, theils in der gothischen Bauperiode einen Umbau erfahren zu haben scheinen. In Albanien ist eine lebensgroße bronzene Zeusstatue aufgefunden und dem Museum in Konstantinopel einverleibt worden.

Unter den theils eröffneten, theils schwebenden Concurrenzen ist zunächst die Concurrenz um den Bebauungsplan der berliner Museumsinsel zu registriren. Infolge derselben sind nicht weniger als 52 Projecte eingereicht worden, welche nach dem Votum der officiellen Jury im Kunstgewerbemuseum ausgestellt worden sind. Die vier ersten Preise zu je 5000 Mark fielen den Architekten O. Raschdorf in Berlin, Hauschild in Dresden, Fritz Wolff in Berlin und E. Giesenberg zu; außerdem wurden noch mehrere Entwürfe zu je 1500 Mark angekauft. Es ist aufgefallen, daß die meisten unter den bedeutendern berliner Architekten sich an der Concurrenz, wie es heißt aus principieller Opposition gegen das Programm der Concurrenz, nicht betheiligt haben, sodaß der Ausfall der Concurrenz kein maßgebendes Bild für die Leistungsfähigkeit der deutschen Baumeister gewährt. Infolge der Concurrenz um das dem Oberbürgermeister Hasselbach in Magdeburg zu errichtende Denkmal ist dem Bildhauer Bergmeier in Rom der erste, dem Baumeister Hartung in Berlin der zweite und den Baumeistern Jöhn und Saran in Magdeburg der dritte Preis zugefallen. Der Architekt Seeling in Berlin hat bei der engern Concurrenz um den Bau des neuen Stadttheaters in Halle nicht nur den ersten Preis, sondern auch den Auftrag zur Ausführung seines Entwurfs erhalten.

Digitized by Google

Auch im Gebiet der Monumentalplastik sind, abgesehen von den schon länger in Ausführung begriffenen größern Werken, wie das Tegetthoff- und das Maria-Theresia-Denkmal in Wien u. a. m., wieder mehrere neue Projecte in Aussicht. Unter anderm wird zur Erinnerung an den Componisten Küken in der Nähe seines Hauses in Schwerin eine Kolossalbüste desselben aufgestellt werden, wozu der Bildhauer Brunow das Modell angefertigt hat; desgleichen sollen die Büsten der Gebrüder Grimm zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Jakob Grimm's (4. Jan. 1885) im großen Saal der öffentlichen Bibliothek in Kassel aufgestellt werden. Außerdem beabsichtigt man an ihrem Geburtsort Hanau ihnen ein Denkmal zu errichten, wofür bereits Sammlungen im Gange sind. Um dem im vorigen Jahre zu Rom verstorbenen Maler Riedel, einem der Hauptvertreter der deutschen Kunst in Rom aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ein Denkmal zu errichten, hat sich kürzlich zu Rom ein Comité gebildet, an dem sich unter andern auch der Präsident der Akademie von San-Lucas, der Präsident des internationalen Künstlervereins, der Vicebürgermeister von Rom sowie mehrere Kunstfreunde und Künstler betheiligt haben. In Genf hat man kürzlich ein bronzenes Reiterstandbild des Generals Dufour aufgestellt, dessen Modell der Bildhauer Lang in Bern gefertigt hat, während der Guß in der Gießerei von Thiebaut in Paris ausgeführt wurde. In Erfurt endlich plant man ein Luther-Denkmal, dessen Ausführung dem Bildhauer Schaper, dem Meister des Goethe-Denkmals in Berlin, übertragen wurde. Von in letzterer Zeit zur Aufstellung gekommenen deutschen Denkmälern ist, außer den schon im vorigen Bericht erwähnten, noch das vielbesprochene Burschenschaftsdenkmal in Jena zu nennen, eine Mischung von bleichsüchtiger Sentimentalität und falschem Pathos mit trivialer Realistik, welche einen sehr unerfreulichen Eindruck macht. Es ist geradezu unbegreiflich, wie der sonst so feinfühlige Donndorf sich zu solcher Auffassung verirren konnte.

Wir schließen unsern Bericht auch diesmal mit einer kurzen Uebersicht über die Verluste, welche die verschiedenen Künste durch das Ableben ihrer vornehmsten Vertreter in letzter Zeit erlitten haben; dieselben sind diesmal leider ebenso zahlreich wie bedeutend. Am Ende des Jahres 1883 verstarb zu München der Bildhauer Lorenz Gedon, geboren den 24. Nov. 1844. Als Bildhauer ist er übrigens nur insofern zu bezeichnen, als er auf der Akademie als solcher inscribirt wurde, und neben der Bildhauerei beschäftigte er sich auch mit der Malerei und Architektur, ohne daß er in diesen Künsten Hervorragendes leistete. Worin er aber ein besonderes Talent offenbarte, das war das decorative Gebiet. Als Decorateur von Festräumen, Ausstellungslocalitäten — unter anderm rührte von ihm die Ausschmückung des deutschen Ausstellungssaals in der pariser Weltausstellung vom Jahre 1878 sowie die in der wiener Internationalen Kunstausstellung her — verdient er die höchste Anerkennung. Daß er auch auf die Hebung des Kunsthandwerks fördernd einwirkte, bedarf hiernach keiner weitern Erklärung. Er hatte eine interessante Sammlung von Kunstwerken aller Art, namentlich aus dem Gebiet des Kunsthandwerks, zusammengebracht, die kürzlich versteigert worden ist. Wenige Tage früher, am 20. Dec. 1883, verschied der zu Wien am 24. April 1808 geborene Bildschnitzer und Bildhauer F. Schönlaub, von welchem die münchener Kirchen eine Reihe von gediegenen Arbeiten, namentlich Reliefs, besitzen. Ebenfalls in München starb am 22. Jan. 1884 der Schlachtenmaler R. Braun, geboren am 25. April 1821 zu Altensteig im Schwarzwalde. Außer seinen Bildern aus dem Feldzuge gegen den badischen Aufstand im Jahre 1849 hat er auch, in Verbindung mit dem Thiermaler Voltz, mehrere landschaftliche Idyllen gemalt, sowie eine Reihe von Aquarellen mit Scenen aus dem würtembergischen Volksleben, die sich im Besitz der Königin von Würtemberg befinden. Außerdem erwähnen wir noch das am 20. Jan. 1884 erfolgte Ableben des Galerieinspectors

Digitized by Google

und Malers Karl Wallenweber im Alter von 74 Jahren, des Architekten Ohaus (am 24. Jan., geboren 1829) zu Mainz und des sehr talentvollen, in seinem 28. Jahre in Wien verstorbenen Architekten und Malers Karl Bender. Ueberhaupt hat Wien mehrere Verluste zu beklagen, unter anderm den des am Ende des Jahres 1883 verstorbenen talentvollen Thiermalers Bühlmeier, eines Schülers des berühmten züricher Thiermalers Koller, ebenso München, welche Stadt außer den oben bereits genannten Künstlern noch den Genremaler L. Vollmar, geboren 1842, welcher am 1. März 1884 starb, sowie den am 1. April 1884 verstorbenen Architektur- und Glasmaler L. Faustner, den Nachfolger von Ainmüller an der königlichen Glasmalereianstalt, verloren hat. Auch Berlin hat sehr empfindliche Verluste erlitten, zunächst den des seinerzeit berühmten Kupferstechers G. Lüderitz (geboren am 15. Dec. 1803, gestorben am 13. Febr. 1884), sodann den des bedeutenden Historien- und Porträtmalers Gustav Richter (gestorben am 3. April 1884), dessen Bedeutung oben bei Erwähnung der Ausstellung seiner Werke kurz gekennzeichnet ist; ferner den des ebenfalls bedeutenden Architekturmalers Karl Gräb (gestorben am 8. April), endlich den des sehr verdienstvollen und kenntnißreichen Directors der Münzsammlung des berliner Museums, Professor J. Friedländer (gestorben am 4. April). In Düsseldorf starb am 17. März der bekannte Landschafts-, Architektur- und Thiermaler R. Burnier, ein Schüler J. W. Schirmer's, Andreas Achenbach's und des berühmten großen Thiermalers Troyon; in Weimar am 20. April der talentvolle Genremaler Otto Günther, geboren zu Halle am 30. Sept. 1838, in Genua am Ende des Jahres 1883 der Sohn Ed. Bendemann's, der noch jugendliche Historien- und Genremaler Rudolf Bendemann, geboren zu Dresden am 11. Nov. 1851; in Rom am 26. Mai ein Veteran der deutschen Bildhauerkunst, der noch Ende des vorigen Jahrhunderts zu Münster geborene Bildhauer J. W. Achtermann, welcher in seinem 30. Jahre, bis zu welchem er als Tischler gearbeitet hatte, sein Handwerk aufgab, um unter Rauch in Berlin sich zum Künstler auszubilden. Aber die berliner Richtung erschien seinem wesentlich religiös gestimmten Sinn zu profan: so begab er sich nach Absolvirung seiner Vorstudien nach Rom, welches er seitdem nicht wieder verlassen hat. Zu seinen bekanntesten Werken, die übrigens alle einen etwas schwächlich-sentimentalen Charakter zeigen, gehört die Kreuzesabnahme im Dom zu Münster sowie der gothische Altar im prager Dom. Endlich erwähnen wir noch des Ablebens eines andern Veteranen, des polnischen Malers Alexander Lesser, welcher am 17. Mai 1812 in Warschau geboren, daselbst am 7. März 1884 verstorben ist. Er war ein Schüler von Schnorr und Cornelius und behielt bis an sein Ende die strenge Richtung sowol in seinen Historien- wie in seinen religiösen Bildern bei.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Bismarck's Daheim in Friedrichsruh.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht." Dieses oft angeführte und leider so vielfach gemisbrauchte Wort ist seit mehrern Menschenaltern zum Aushängeschild geworden, wenn es galt, die eigene Sentimentalität oder Selbstgefälligkeit zu befriedigen und in deren Dienst irgendwelche Stelle zu kennzeichnen, wo ein hervorragender Mensch vorübergehend geweilt. Nachdem man in frühern Jahrhunderten diensteifrig die Fußstapfen von Fürstlichkeiten für die Ewigkeit conservirt, ging man in dem unserigen dazu über, die Spuren aller irgendwie bemerkenswerthen „Größen" mit einem Denkmälchen festzunageln; es wiederholte sich eben die bekannte Erscheinung, daß ein pflichtmäßiges Thun zur Caricatur einer Tugend entartete, sobald die Mode sich seiner bemächtigte. In den nachfolgenden Zeilen nun wenden wir ein anscheinend kleinliches Interesse einem Manne zu, welcher die unerhörte Ehre erfahren hat, schon bei seinen Lebzeiten öffentliche Standbilder, in Köln und Kissingen, zu erhalten. Seine Gegner werfen uns vielleicht Byzantinismus vor, wenn wir hier nicht etwa ein Bild von seinem Wesen und Wirken, sondern nur von einer der Hüllen entwerfen, welche er zeitweilig um sich nimmt. Indeß es kommt nicht blos darauf an, was man thut, sondern auch wie man es thut; es wird uns kein Angriff in der Ueberzeugung wankend machen können, daß unsere Skizze dem Daheim eines der größten Deutschen aller Zeiten gilt, und daß selbst über dem edelsten Kern doch die beachtenswerthe Schale nicht vergessen zu werden braucht. Wir werden uns hüten, den Gevattern und Basen des literarischen Klatsches eine photographisch getreue Aufnahme von Friedrichsruh für ihre Autographenmappe mitzugeben: wie Er sich räuspert und wie Er spuckt, könnte ihm der Heldenspieler eines Vorstadttheaters viel besser abgucken als wir. Unsere Absicht ist es vielmehr, soviel als möglich dem Vorwurf zu entgehen: die Theile hast du in deiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band; wir möchten nur Einzelheiten herausheben, welche wirklich charakteristisch und darum einer weitern Kenntnißnahme würdig sind. Wenn alljährlich Hunderte nicht blos aus Neugier, sondern auch aus Pietät und Dankbarkeit ihre Schritte lenken nach dieser stillen, weltfernen Klause: warum soll den Tausenden, welche diese Freude entbehren, nicht ein kleiner Ersatz geboten werden dürfen? Wenn sie nur aus der Klaue den Löwen erkennen; wenn sie nur empfinden, daß hier die einfach menschliche Bedeutung zu der sonstigen Größe des Mannes auf der Weltbühne stimmt: so fühlen wir uns reich belohnt.

Digitized by Google

Wir kennen die Schwierigkeiten unserer Aufgabe recht wohl. Man hat bekanntlich den Satz aufgestellt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Man hat aus der Gesichtsbildung, aus Sprechweise und Lachen, aus Gang und Handschrift auf den Charakter ihrer Träger geschlossen; man ist so weit gegangen, auch aus der Ausstattung der Wohnung die Eigenart ihres Besitzers herauslesen zu wollen. Derartige Deutungen dürfen aber nur mit äußerster Vorsicht versucht werden; nur der Kundige vermag solche Hieroglyphenschrift zu entziffern und der Wahrheit nahe zu kommen. Wie die Zahlen der Statistik, sobald sie mechanisch gehandhabt werden, zuweilen das Gegentheil dessen beweisen, was sie eigentlich erhärten können und sollen: so müssen auch auf unserm Gebiete feinfühlig alle Factoren erwogen werden, welche die unwillkürliche Selbstaussprache eines Menschen bedingen. Es gehört Takt und Scharfsinn dazu, überall das Wesentliche vom Nebensächlichen zu sondern; es ist ein Wagniß, aus Kleinigkeiten Schlüsse auf Wichtigeres zu ziehen, ohne in geistreichelnde Cicerone-Manier zu verfallen.

Wir sind uns auch von vornherein dessen bewußt, daß sich die eigenthümliche Atmosphäre nicht mehr in Worte fassen läßt, welche man wol im lebendigen Verkehr mit einem großen Mann athmet, aber in seiner leeren Wohnung schmerzlich vermißt. Ob aber deshalb auch jedes unbewohnte Gemach zum bloßen Rahmen wird, für welchen erst die leibhaftige Gegenwart des Besitzers das greifbare Bild wirken muß? Nicht immer! Es gibt Fälle, wo die im tiefsten Schweigen begrabene Wohnung deutlicher spricht als der rauschendste Verkehr in ihr. So auch mag es in Friedrichsruh einzelne Züge geben, welche uns vielleicht einen tiefern Blick in das Innere der Familie Bismarck thun lassen als die einfache Pracht des Reichskanzlerpalastes in Berlin.

Wir brauchen wol nicht erst hervorzuheben, wie den beiden Landsitzen des Fürsten Bismarck, Varzin und Friedrichsruh, schon an sich unser Interesse entgegenkommt, noch ganz abgesehen von ihrer innern Einrichtung. Flüchtet sich doch dort der vielgeplagte Mann aus dem aufregenden Treiben der Hauptstadt in den Frieden einer kraftstrotzenden Natur. Hier sucht er Ruhe, hier wirft er alle Abzeichen seiner irdischen Größe thunlichst von sich, um sich als Mensch unter einfachen Landleuten zu fühlen. Hier hofft er vielleicht Heilung für so manche verborgene Wunde, die ihm geschlagen worden, sinnt über neue Pläne, sammelt Kraft zu neuen Feldzügen des Geistes.

Bekanntlich ist das unmittelbar an der Berlin-Hamburger Eisenbahn gelegene Waldgut Friedrichsruh dem Fürsten Bismarck vom Kaiser Wilhelm geschenkt, und zwar aus dem Domanialbesitz im Amte Schwarzenbek. Letzteres, zu welchem ganz besonders der Sachsenwald gehört, war in der Auseinandersetzung mit den lauenburgischen Ständen dem Kaiser als persönliches Eigenthum überwiesen worden; als solches hat es der hochsinnige Monarch im Jahre 1871 alsbald nach der Besitzergreifung dem Fürsten Bismarck verliehen, um durch diese Dotation dessen hohe Verdienste um das deutsche Vaterland zu belohnen. Als der Fürst

Digitized by Google

dieses großartige Geschenk übernahm, fand er zwei kleine Erbzinsgüter im Privatbesitze vor: Friedrichsruh und die frühere Tuchfabrik Aumühle; diese kaufte er an, um seinen neuen Besitz abzurunden.

Der materielle Werth des mächtigen Sachsenwaldes geht uns hier nichts an; für uns kommt nur in Betracht, daß der Landsitz des Fürsten hart an einer Hauptverkehrsader liegt und doch zugleich den Eindruck absoluter Weltferne macht. Der eigenthümliche Reiz dieses Bildes besteht darin, daß der aus mächtigen Baumriesen gebildete, wohlgepflegte Wald die Anschwellungen des Terrains widerspiegelt und sich wallartig um das in einer Ausbuchtung hochgelegene Wohnhaus der Familie Bismarck schlingt. Wie ein schützender Panzer legt sich dieser Riesenwald um das bescheidene Gebäude; wenn er mehr hünenhafte Großartigkeit als die zarte Poesie eines Lusthains entwickelt, so begreifen wir recht wohl, wie gerade unser Reichskanzler dort lieber als Recke unter den Riesen umherwandelt als anderwärts. Den urkräftigen Menschen zog es eben auch hin zu einer der gewaltigsten Schöpfungen der Pflanzenwelt. Was nun den Wohnsitz des Fürsten selbst anlangt, so liegt derselbe hart an der Eisenbahn und ganz nahe an der Haltestelle Friedrichsruh; das Landhaus ist eingeschlossen nach zwei Seiten von einer auf Polygonmauerwerk ruhenden, den Senkungen des Terrains folgenden Mauer aus rothen Ziegelsteinen. Ein kurzer Weg führt vom Bahnhof nach einer Einfahrt, welche man kaum ein (hölzernes) Thor nennen kann; zu beiden Seiten dieses staketartigen Thores sind schmälere Pforten für Fußgänger. Hat man nun das von jener Umfriedigung eingehegte Innere betreten, so wandelt man auf Wegen, welche dick bestreut sind mit einem Gemisch von gelbem Sand und Sägespänen; man versinkt zwar bei jedem Fußtritt in die weiche Aufschüttung, merkt aber, daß die hohe Diplomatie selbst auf dem Lande, selbst in der Gestalt des eisernen Kanzlers unhörbar einherfährt. Der Landsitz des Fürsten hat wol an seiner Eingangsseite einen mit kolossalen Bäumen bestandenen Rasenplatz, nicht aber einen eigentlichen Vorhof; an der Hinterseite der beiden rechtwinkelig aufeinanderstoßenden Flügel befindet sich ein Raum, welcher als Veranda dienen kann. Jedenfalls kann dort keine Auffahrt und kein Aufzug stattfinden: nur für wenig Auserwählte ist hier Platz. Der Blick, welchen man aus den hintern Fenstern des Hauses hat, fällt auf eine tiefgelegene und bewässerte Wiese, an welche sich sehr bald der Wald anlehnt. Auf verhältnißmäßig wenigen Gängen kann man eines stetigen Schattens sich erfreuen; aber das Ganze macht doch auch in der unmittelbarsten Nähe des Wohnhauses den Eindruck eines englischen Parkes. Nur der Förster herrscht in diesem Bereich, dem Gärtner ist noch eine große Zukunft vorbehalten.

Wie aber sollen wir den Eindruck wiedergeben, welchen der Landsitz selbst auf den Fremdling macht? Man ist geradezu verdutzt von dieser Einfachheit und gesteht sich ohne weiteres: nur ein Mann von Bismarck's Bedeutung durfte sich das erlauben, als deutscher Reichskanzler so bescheiden zu wohnen. Wir haben deshalb auch bisher den Ausdruck „Villa" ängstlich vermieden, um nicht durch eine solche Parallele den Besitzern einer wirklichen Villa im Sinne eines Edelsitzes zu nahe zu treten. Wir glaubten anfangs allen Ernstes, zunächst nur vor der im

Digitized by Google

größern Stil angelegten Försterwohnung zu stehen, und suchten hinter derselben das eigentliche Schloß des deutschen Reichskanzlers. Der Fürst hat zwar durch einen Anbau das vorgefundene Gebäude vergrößert, ist aber weder auf Symmetrie noch auf die wirklich malerische Entwickelung der Fronte bedacht gewesen. Ein großes Verdienst würden sich immergrüne Schlingpflanzen erwerben, wenn sie die Monotonie des neuen Anstriches der Außenseiten etwas überwuchern wollten. Es wäre wol nicht unpassend, wenn der gerade Sinn des Fürsten wenigstens diese Art von Schmarotzern in seiner Nähe dulden wollte.

Durchwandern wir nun die innern Räume, so muß man sich an den eigenartigen Eindruck, welchen dieselben machen, geradezu erst gewöhnen. Sie erfreuen sich einer Specialität, welche man heutzutage in leidlich anständigen Bürgerwohnungen vergeblich sucht: die entsetzlich fahlen, mit grauweißlicher Wachsfarbe gestrichenen Wände und Decken entbehren jedes farbigen Schmuckes! Die Möbel fühlen sich in diesen Gemächern förmlich verletzt, daß eine so plebejische Wand auf sie herabschaut; sie hocken verdrießlich zusammen, als wollten sie sagen: was haben wir verbrochen, daß man uns in diesen Gefängnißmauern kaltgestellt hat? Daß die Holzmöbel vielfach in ihrer Naturfarbe dastehen, paßt ganz zu dem Sinne eines Mannes, welcher keine Schminke liebt; aber auch die Wände und Decken ohne alle Verzierung zu lassen, drückt denn doch allzu drastisch aus, daß der Mann, welcher dort wohnt, eigentlich nur zum Arbeiten da ist, daß seine sogenannte Ruhe dort nur eine andere Art des Arbeitens für ihn wird. Die spartanische Einfachheit seines kaiserlichen Herrn behagt ihm offenbar mehr als der Glanz einer nothgedrungenen Repräsentation. Wir wollen nicht verschweigen, daß einige mehr als einfache Bilderrahmen vorkommen, und daß Nachttischchen sowie Stuhl am Bett der Frau Fürstin an den Grenzen der äußersten Bescheidenheit angelangt sind. Der Gesammteindruck ist der, daß die Glieder der Familie Bismarck nur da nothgedrungen einigen Comfort und Glanz entfalten, wo sie mit und unter Andern verkehren müssen; wo sie aber unter sich sind, da machen sie es sich möglichst bequem. Nur das Zimmer der Frau Fürstin ruft einen etwas traulichern Eindruck hervor. Doch halt! Ein Zeichen der Vornehmheit bleibt durchgängig gewahrt: man wandelt nie auf ebener Erde, nie auf schlüpfrigem Parket, sondern schwebt lautlos dahin auf weichen einfachen Teppichen.

Entwerfen wir nun die Physiognomie einzelner Zimmer. Durch den sogenannten Haupteingang gelangt man in einen kleinen Vorflur, woran rechts das Garderobezimmer, links die Wohnung des Castellans stößt. Durch eine zweite Thür betritt man dann in gerader Richtung den eigentlichen Vorsaal, in welchem wir zunächst auf das Audienzzimmer des Fürsten treffen. Als solches dient einer der kleinsten Räume des ganzen Gebäudes. Es ist einigermaßen decorativ gehalten; wenigstens sind zwei gegenüberliegende Kamine und eine Anzahl Kunstwerke darin bemerkenswerth. Zunächst fesselt uns rechts vom Eingange ein riesiger Ständer für Stöcke, dessen unterer Theil aus einem Eichenstamme, dessen oberer aus einem riesigen Hirschgeweih besteht. Etwaige Stöckomanen und

Digitized by Google

reisige Jäger vor dem Herrn würden ihre helle Freude haben an der in jenem Ständer aufbewahrten Sammlung von Capitalstöcken. Irren wir nicht, so ist der Ziegenhainer ebenso unzertrennlich vom Fürsten wie der Reichshund Tiras; bereits ist einer dieser Knotenstöcke ausgezeichnet durch eine auf Silberplättchen eingravirte Inschrift: derjenige, dessen sich Bismarck in der Schlacht von Königgrätz bedient hat. Wenn der Fürst auf Friedrichsruh wohnt und durch das Audienzzimmer schreitet, so pflegt er seine Hüte — bekanntlich keine Cylinder — an die Hirschgeweihenden dieses Ständers zu hängen. Zum Ablegen mag auch noch ein kleines, auf Hirschgeweihen ruhendes Tischchen dienen, welches daneben steht und auf seiner Platte künstlich eingelegte Arbeit zeigt. Darüber hängt an der Wand ein Kniestück von Beaconsfield (nach einer Kreidezeichnung aus dem Jahre 1878), unter welches Bismarck selbst mit Rothstift den Namen des frühern englischen Premier geschrieben. Dem Engländer gegenüber hängt der Franzose „Monsieur Thiers, d'après le tableau de M. Bonnat"; das Original dieses Holzschnittes erschien im „Salon" von 1877. Soweit wir urtheilen können, sind die Züge der beiden großen ausländischen Staatsmänner sehr treu wiedergegeben; ob sich in dem Umstande ihrer Aufhängung gerade in diesem Zimmer eine persönliche Anerkennung von seiten Bismarck's oder nur die Rücksicht auf das Ausland ausspricht, vermögen wir nicht mitzutheilen. Zweifellos aber huldigt unser größter Staatsmann unserm größten Feldherrn: links vom Eingang hat er Moltke's lebensgroße Büste in Bronze auf ein niedriges Schränkchen gestellt und sie fast vergraben in einen riesigen Kranz. Die eine Hälfte dieses Kranzes besteht aus Eichenblättern, die andere aus Lorberblättern; daran befestigt ist eine große schwarz-weiß-rothe Schleife. Weshalb über dieser Moltke-Büste das Oelbild des feingeistigen Cardinals Fürsten Hohenlohe hängt, wissen wir nicht; die Zusammenstellung mit Moltke berührt etwas fremdartig, die bunten Farben passen nicht recht zu diesen sonst so kahlen Wänden. Der Hauptkamin trägt eine vortreffliche Nachbildung des Schlüter'schen Reiterdenkmals des Großen Kurfürsten sowie einen kleinen Gipsabguß jener Reiterstatuette Karl's des Großen, in welcher man den wirklich historischen Kaiser gefunden zu haben glaubt. Zur Ausstattung des Zimmers gehören noch ein kleiner Gewehrschrank, eine Generalstabskarte von Friedrichsruh und Umgegend, ein Bücherschrank mit Kartenwerken, endlich an der Fensterseite zwei Sessel, vor welchen ein runder Tisch steht. Der Gesammteindruck dieses Zimmers ist derselbe, welchen die andern speciellen Räume des Hausherrn machen: eine harmonisch geschmackvolle, eine wohlberechnete Zusammenstellung aller Einzelheiten fehlt, während die Zimmer der Fürstin und die Gesellschaftsräume offenbar eine sorgfältiger glättende Hand verrathen. Wir überlassen es dem Leser, ob er darin einen Zusammenhang finden will mit der Größe des Mannes, welcher sich um die hier in Frage kommenden Kleinigkeiten nicht kümmert, oder mit dem praktischen, wenig künstlerischen Sinn des genialen Staatenlenkers.

Aus dem Audienzzimmer tritt man nach links hin in das Arbeitszimmer des Grafen Rantzau. Letzteres hat ganz das Aussehen, als diene es den Studien eines Gutsherrn, welcher sich früher einmal Studirens halber auf der Universität

Digitized by Google

aufgehalten. Es ist einfach möblirt, enthält ein Bild (Kreidezeichnung) des Fürsten Bismarck, ein kleines Oelgemälde Moltke's von A. von Werner aus dem Jahre 1879, besonders aber eine große vortreffliche englische Photographie des bekannten Erinnerungsbildes: Der Berliner Congreß, von demselben Künstler gemalt. Viel wichtiger sind die Zimmer, in welche man nach rechts hin vom Audienzzimmer aus gelangt. Zunächst betritt man das Gemach, in welchem die sogenannte Bibliothek des Fürsten in schönen Einbänden hinter Glas und Rahmen paradirt. Man sieht sofort, daß man es hier nicht mit der Bibliothek eines Gelehrten zu thun hat, sondern mit derjenigen eines Mannes, welcher zum Lesen kaum Zeit hat und Bücher aller ihn interessirenden Zweige nur zum Nachschlagen braucht. Darum hüten wir uns auch, aus der Auswahl der hier mit ihrer Kehrseite erscheinenden Schriften voreilige Schlüsse auf den Geschmack oder die Bücherkunde ihres Besitzers zu ziehen. Da stehen griechische, lateinische, englische Lexika, Schiller's, Goethe's, Shakspeare's Werke, Luther-Biographien, Pank's Predigten, Ranke's und Weber's Weltgeschichten, Koryphäen des Verwaltungsrechts u. s. w. Im tiefsten Vertrauen theilen wir dem Leser noch mit, daß auch Lassalle's „System der erworbenen Rechte" und Busch's „Unser Reichskanzler" zum eisernen Bestand der Handbibliothek des Fürsten gehören. Zu erwähnen ist noch eine ausgezeichnete Photographie: Friedrich der Große an der Spitze seiner Generale. Das Original ist von Camphausen im Jahre 1870 gemalt und befindet sich im Besitze des Kaisers. Als Seitenstück hierzu findet sich eine nach dem Leben aufgenommene Photographie Friedrich Wilhelm's IV., dessen stehende Figur im Interimsrock abgenommen ist.

An das Bibliothekzimmer schließt sich das Arbeitszimmer des Fürsten, ohne Zweifel der wichtigste Platz im ganzen Hause. Die eigentlich der Arbeit dienenden Möbel dieses Raumes lassen sofort erkennen, daß der Besitzer nicht wenig zu thun haben muß; er braucht große Tischflächen zum Abladen und Aufstapeln von Schriftstücken. Offenbar arbeitet er aber auch, wenn er nicht schreibend vor dem Tische sitzt, sondern denkend auf dem dahinter stehenden Sofa ruht. Er fühlt sich nur wohl in einem großen Zimmer und blickt von seiner Arbeit auf nach Süden, von woher ihm das Licht in das sonst etwas dunkle Gemach zuströmt. Auf einem nicht gerade bequemen, weil der Rückenlehne entbehrenden Sessel sitzt er vor dem rechteckigen, riesigen Mahagonischreibtisch, dessen Oberfläche natürlich das bekannte grüne Tuch erkennen läßt. Unmittelbar vor sich hat der Fürst eine Lage Papier, hinter welchem ihm von einem riesigen Bronzeschreibzeug sein eigenes Bild, ein Löwe, entgegenblickt. Ein starker Gänsekiel, Tinte und blauer Streusand bildet die ganze Ausrüstung dieses Schreibzeuges. Stahlfedern liebt der eiserne Kanzler nicht.

Zur Linken des Schreibtisches befindet sich ein kleineres Regal für Briefe, rechts eine längere Tafel zum Aufbewahren von schwerern Aktenstücken. Nach vorn zu rechts in der Fensterecke steht ein kleines Bureau, über welchem ein Bild des Kaisers hängt. Es stellt diesen in Civil dar und ist aufgenommen im Herbst 1863 von Numa Blanc in Paris, zur Zeit da der König Wilhelm die dortige Welt-

Digitized by Google

ausstellung besuchte. Etwas weiter nach dem Innern des Zimmers hängt an derselben Wand eine entzückend schöne Photographie des Kronprinzen; er ist dargestellt in Kürassier- und Feldmarschallsuniform und zu Berlin abgenommen, ehe er nach Spanien ging. Endlich schließt sich hieran ein Aquarellbild des Prinzen Wilhelm, als Husarenoffizier zu Pferde, mit der eigenen Namensunterschrift des Prinzen. Die Bilder vom Großvater, Vater und Enkel sind wol Geschenke an den Fürsten: speciell das Bild des Kaisers soll 1871 aus Frankreich mitgenommen worden sein. Zwei Papierkörbe, welche rechts vom Schreibtisch des Reichskanzlers stehen, sind viel bescheidenern Umfanges als diejenigen der meisten Redacteure, wahrscheinlich darum, weil Fürst Bismarck eher von stickfertigen als von schreibfertigen Damen Proben ihres Handfleißes annimmt.

Im Hintergrunde des Zimmers, unmittelbar hinter den Arbeitstischen stehen mehrere Schlafsofas und Sessel, auf welchen liegend der Fürst gern eine Pfeife raucht und seinen eigenen Gedanken Audienz gibt. Links vom Arbeitstisch des Kanzlers hängen an der Wand drei ausgezeichnete Familienporträts: in der Mitte ein herrliches Aquarellbild der einzigen Tochter (Gräfin Marie Rantzau) und ganz neue Photographien der beiden Söhne Herbert und Wilhelm. Bekanntlich hat der folgsame Patient des Professors Dr. Schweninger etwas Gemüthliches, der Graf Herbert aber die zähe Strenge seines Vaters. Endlich an der Nordwand des Zimmers hängt ein großes Brustbild der Fürstin. Diese Anordnung läßt tief blicken! Bei der Arbeit kehrt der Fürst seiner weiblichen Hälfte den Rücken zu und blickt auf seinen Kaiser, dessen Sohn und Enkel. Er gibt damit zahlreichen Beamten des Deutschen Reiches ein unbezahlbares Beispiel. Wenn man weiß, wie Eva's Töchter hinter den Gardinen hervor unsichtbar die Fäden lenken, welche anscheinend nur von den Männern gewoben werden; wenn man sich erinnert, daß selbst „die Wissenschaft" nicht immer vorurtheilslos urtheilt, sondern sogar dem „Professorenring" aus schönem Munde die Abstimmungen telephonirt werden: so muß man die Weisheit und den Muth des Fürsten bewundern, welcher offenbar dem Grundsatz huldigt, daß die Frauen schweigen sollen, nicht blos in der Kirche, sondern auch in der hohen Politik! Uebrigens ist es allen Ernstes doch wol mehr als bloßer Zufall, daß der Fürst Bismarck in seinem Allerheiligsten niemand weiter um sich sehen will als seinen Kaiser und seine eigene Familie. Ueber dem großen Patrioten darf der Mensch nicht zu kurz kommen: Vaterlandsliebe und Familienliebe sind immer unzertrennlich bei ihm. Mit diesem Arbeitszimmer des größten deutschen Staatsmannes vergleiche man die Geisteswerkstatt eines Richard Wagner, Hans Makart u. a. Wir denken, die Parallele ist sehr belehrend!

Endlich aber enthält das Zimmer eine historische Curiosität von hohem Werth: einen kleinen zusammengeklappten Spieltisch von Mahagoniholz. Liegen seine beiden Hälften übereinander, so zeigt sich an der Oberfläche eine kleine angeheftete Messingplatte, auf welche die Worte eingravirt sind: „Auf diesem Tisch ist der Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Febr. 1871 zu Versailles rue de Provence Nr. 14 unterzeichnet worden." Schlägt man die beiden Hälften auseinander, so erblickt man das mittlere Rund von grünem Tuch,

Digitized by Google

auf welchem noch heute die Stearinflecken von damals zu sehen sind. Geradezu köstlich ist die Art, wie der Fürst sich in den Besitz dieses Tisches zu setzen wußte. Der Kanzler wollte das werthvolle, aber äußerlich unscheinbare Möbel der Besitzerin abkaufen; diese aber mochte es durchaus nicht hergeben. Da ließ ihr der Fürst ein ganz gleiches vom Tischler herstellen, und siehe da! mit Freuden gab die Dame den alten Tisch für den neuen her! Wie weit liegt doch manchmal Frankreich von Albion!

Aus dem Arbeitszimmer des Fürsten gelangt man in das Schlafzimmer desselben, einen großen gleichfalls mit Teppichen belegten Raum. Diese Kammer ist womöglich noch einfacher ausgestattet als die Zimmer, enthält aber unter den nothwendigen Möbeln auch das dem Fürsten, wie es scheint, unentbehrliche Schlafsofa. Auch hier liebt der Fürst die Bilder. Vom Bett aus fällt sein Blick auf seiner Frau und seines Sohnes Wilhelm Bild; weiterhin erblickt er die herrlich von Blumen umgebene Devise: „Behüt dich Gott", und endlich den Erlaß vom 14. März 1871, worin der Kaiser aus Nancy der Kaiserin dankt für den von ihr organisirten, den Verwundeten helfenden Samariterdienst. Im übrigen dürfen wir wol den Damen verrathen, daß das Bettgestell ein mäßiges Quantum Federbetten und davor sogar einen Bettschirm enthält, letztern wol als das kostbarste Möbel im ganzen Zimmer.

Das Schlafzimmer des Fürsten liegt nach Südwesten, dasjenige der Fürstin nach Nordosten. Auch dieses ist von einer fast verblüffenden Einfachheit, aber, wenn wir nicht irren, ein wenig mehr Symmetrie der Anordnung bekundend. Nebenan befindet sich ein Badezimmer mit einer Wanne. Aus dem Innern des Schlafzimmers heben wir nur eine höchst charakteristische Eigenthümlichkeit hervor. Blos ein kleiner und überaus einfacher Bilderschmuck ziert die Wände: am Fußende des Bettes hängt das Bild des Fürsten, in der Mitte der Seitenwand ein Holzschnitt des Gekreuzigten (nach Michel Angelo, Verlag von Geber u. Richter in Dresden, 1856). Da also, wo die Fürstin in stiller Nacht ganz allein mit sich selbst ist: da ist noch ihre ganze Welt ihr Mann und ihr Heiland, doch so, daß ihr der letztere näher steht als der erstere. Da diese hohe Frau bisjetzt hinter der Größe ihres Gatten fast immer verschwunden und vergessen worden ist, so soll die Feder noch gefunden werden, welche die stillen Verdienste der Fürstin um ihren Gemahl und dadurch um das Vaterland schildert. Jedenfalls hat sie viele Schmerzen getragen, die sie einst nur ihrem Gott geklagt; vor der Welt prunkt sie nicht mit ihrer Frömmigkeit, aber im Kämmerlein muß ihr Heiland immer ihr vor Augen sein, unter seinem Schutze will sie ruhen. Wohl dem, welchem auf seinem Lager nicht blos Ruhe für den Leib, sondern auch Seelenfrieden durch seinen Glauben zutheil wird!

Wir sehen nun davon ab, die übrigen Zimmer eingehender zu beschreiben, und erwähnen zunächst nur noch, daß sich im ersten und einzigen Stockwerk die Fremdenzimmer mit entsprechenden Schlafcabineten befinden. Hier ist jener Comfort entfaltet, welchen man in den Gemächern und Kammern der fürstlichen Familie vergeblich sucht; dort hat der russische Reichskanzler Giers gewohnt, dort befinden

Digitized by Google

sich die Zimmer, in denen Fürst Orlow, Graf Schuwalow u. a. geweilt haben. Außerdem liegen im ersten Stockwerk auch die Stuben der Grafen Bismarck, der Familie Rantzau u. s. w.

Uebergehend zu den relativ am kostbarsten eingerichteten Zimmern, bemerken wir zunächst, daß der Speisesaal wol eine Tafel für 30 Personen fassen kann, mithin seinen Namen nicht in Unehren trägt. Er ist in einem Stil ausgestattet, welchen man im geeigneten Anschluß an mittelalterliche Vorbilder einen modern deutschen nennen könnte; bemerkenswerth sind sieben Ansichten von friedrichsruher Partien, welche der berühmte hamburger Landschafter Valentin Ruths gemalt hat. Das interessanteste Stück aber in der ganzen Ausrüstung des Zimmers ist eine Bronzestatue des Großen Kurfürsten. Daran hängt ein Zettel, worauf Kaiser Wilhelm eigenhändig geschrieben:

„Dem Fürst Bismarck zu Weihnachten 1880. W."

Unter den Empfangsräumen ist interessant ein Saal, welcher eine Anzahl Ahnenbilder aus der Familie des Fürsten enthält; verhältnißmäßig sehr gut erhalten sind die Aeltern desselben. Soweit ein Bild aus damaliger Zeit Schlüsse zuläßt, scheint uns die Mutter energischere und geistvollere Züge zu haben als der Vater. Auch ein wahrscheinlich historisch treues Bildchen der Königin Luise ist dort aufgehängt, an welchem die Kleidertracht culturhistorisch merkwürdig ist; keine Dame würde es heutzutage wagen, ein so tief ausgeschnittenes und hochgegürtetes Kleid zu tragen, wie es damals die (französische!) Mode erforderte.

Lauschig und frauenhaft anmuthend ist das kleine Cabinet der Fürstin arrangirt. Hervorzuheben daraus wären nicht blos eine ausgezeichnete Photographie des Fürsten in Kürassieruniform, sowie ein Oelbild der Gräfin Rantzau, sondern auch der Bibliothekschrank der Fürstin. Wir plaudern natürlich die Geheimnisse desselben nicht aus; wir konnten uns aber eines Lächelns nicht erwehren, als wir sahen, wie die hohe Frau in einem Winkel des Schrankes die über ihren Gemahl erschienenen Schriften versteckt hatte. Dieses Gemisch von Liebe und zarter Bescheidenheit berührt ungemein wohlthuend.

In einem der Empfangsräume dürfte noch ein Oelbild des Fürsten als Bundestagsgesandter zu bemerken sein; wir getrauen uns nicht, den spätern eisernen Kanzler daraus zu prognosticiren. Ein Oelbild aber des Fürsten aus seiner kissinger Zeit (1877) rührt entweder von einem nicht congenialen Maler her, oder trägt allzu deutlich die Spuren der damaligen Stimmung Bismarcks. Ueberhaupt scheint uns von allen hervorragenden Porträtmalern der Gegenwart nur Franz Lenbach berufen, den geistigen Ausdruck in Bismarck's Persönlichkeit genügend wiederzugeben.

Wir schließen mit einer Merkwürdigkeit, welche verdient, weitern Kreisen nicht blos, sondern auch der Nachwelt zugänglich gemacht zu werden. Wir setzen voraus, daß unsere Leser die Bedeutung des Niederwalddenkmals und die Scenerie seiner Einweihung gegenwärtig haben; deshalb enthalten wir uns jeder Randbemerkung zu folgendem Zuge, welcher wol hinreichend für sich selbst spricht. Im Rauchzimmer befindet sich auf einem sehr schönen eichenen Schranke eine große

Digitized by Google

bronzene Nachbildung des genannten Nationalmonuments. Daran hängt ein halber Octavbriefbogen, auf welchem der Kaiser eigenhändig geschrieben hat:

Zu Weihnachten
1883.

Der Schlußstein
Ihrer Politik, einer
Feier, die hauptsächlich
Ihnen galt, und der
Sie leider nicht
beiwohnen konnten.

W.

Digitized by Google

Lenz im Herbst.

Novelle

von

August Schneegans.

(Schluß.)

V.

Der Pastor hatte Herrn Merklin für diesen Morgen seinen Besuch angesagt. Er sollte sich zu der kranken Frau des Försters in Oberhof, im Zinselthale, begeben und hatte, um den langen Weg nicht allein zurücklegen zu müssen, seinen Freund und natürlich auch Concettina eingeladen, ihn zu begleiten. Von Monat zu Monat und von Woche zu Woche suchte und fand der gute Pastor zahlreichere Gelegenheiten, um mit Herrn Merklin zusammen zu sein. Der alte Heußer und Major d'Esparnac neckten ihn weidlich deshalb und meinten, so wichtig seien des Pfarrers Geschäfte doch nicht, daß sie so zahlreiche Zusammenkünfte mit Herrn Merklin nöthig machten, und diesem letztern gälten ja überhaupt diese Pfarrfahrten nicht, sondern den schönen Augen einer gewissen kleinen Pariserin, die alle Herzen erobere und sogar in dem Herzen des guten Pastors schon ganz verderbliche Brandlegungen angestiftet hätte. Der Pfarrer leugnete zwar mit salbungsvoller Entrüstung; aber was half's? Seinen Betheuerungen schenkte man keinen Glauben und stellte ihm scherzend die Gefahren vor, welchen er sich aussetze, wenn er mit einem tapfern Dragoneroffizier in Nebenbuhlerschaft trete, von dem es ja kein Geheimniß sei, daß er viel zu tief in die Augen dieser elsässischen Helena geschaut habe, und der ihm die Lust, den Rivalen zu spielen, bald, und in Soldatenart, austreiben würde. An eine andere Nebenbuhlerschaft dachte freilich weder Heußer noch der Major, und fiel von irgendeiner fremden Seite irgendeine Anspielung auf eine solche Möglichkeit, so wiesen die beiden dieselbe achselzuckend zurück, und meinte besonders der Rechtspraktikant, dies sei ja baarer Unsinn, Herr Merklin sei über die Jahre hinaus, wo man an Liebe denke, und der Pastor möge sich ein Exempel bei ihm holen und seinerseits auch seiner Anbetung für Concettina den väterlich beschützenden Charakter geben, welcher Herrn Merklin's Verhältniß zu dem Mädchen kennzeichne, und der ja, fügte er schelmisch genug hinzu, auch allein auf Erwiderung rechnen könne.

Digitized by Google

Als der Pastor an diesem Morgen angefahren kam, fand er Herrn Merklin und Concettina schon zur Abreise bereit.

„Ich habe schon einen Boten nach dem Wirthshause in Oberhof geschickt, um unser Mittagessen zu bestellen", sagte Herr Merklin, indem er mit ungewohnter Behendigkeit auf dem vordern Sitze, neben dem rosselenkenden Knechte, Platz nahm; „ein Paar Flaschen alten Elsässerwein nehmen wir aber mit — vom besten!" fügte er vergnügt hinzu, zu den beiden sich umschauend, die sich auf dem hintern Sitze einrichteten. Mit Herrn Merklin's Vorsorge war der Pastor schon zufrieden, wie auch mit dem Platze, den er ihm in seiner höflichen Art im Wagen eingeräumt hatte; er schmunzelte im Vorgenuß des leckern Mahles, das ihrer dort in der kleinen Gartenlaube beim Rauschen des Waldbaches wartete, und schon dufteten ihm die fette Krebssuppe und die blaugesottenen Forellen verführerisch in die Nase, und freute er sich der braungerösteten Würste, welche die Frau Wirthin so schmackhaft herzustellen verstand. Noch mehr freute er sich aber zunächst der hübschen Nachbarschaft, die ihm Freund Merklin in so zuvorkommender, und wer weiß ob nicht wohlüberlegter Weise zugedacht hatte. Ganz wohlig wurde es ihm zu Muthe, als er sich breit und behäbig neben Concettina setzte, und er sich sagen durfte, während zwei Stunden würde es ihm jetzt vergönnt sein, sich in aller Gemüthlichkeit mit der lieben Kleinen zu unterhalten, die sich so niedlich und reizend in die andere Ecke drückte. Die Sonne funkelte freundlich in ihrem verjüngten Frühlingsglanz durch die Tannenwälder und schien sich wonniglich satt küssen zu wollen auf den weichen, hellgrünen Sammtpfötchen, die sich von allen Aesten und Spitzen so neugierig und naseweis ihren belebenden Strahlen entgegenstreckten; den ganzen Wald erfüllte ein reines, frisch keimendes Leben; die jungen Farrnkräuter zwischen den Steinen reckten ihre halbaufgerollten Köpfchen in die Höhe; an den Buchen sproßten, in grünem Schimmern, die aufspringenden Knospen, und schon schlug und trillerte es hier und da aus dem Gehölz hervor von allerlei Singvögeln, die in ihrer leichtbeschwingten Sprache mit lustigem Staunen den kommenden Lenz anjubelten. Und von kräftigen, harzduftenden Waldgerüchen geschwängert zog von den Höhen und aus den tiefen Thälern der Athem der Berge um die in der Wollust der neuerstehenden Natur schwelgenden Reisenden.

Dem Pastor war es, als gehe ihm das Herz auf vor lauter Frühlingsjubel; der ganzen Menschheit hätte er es erschließen wollen; von der ganzen Menschheit aber ganz speciell dem niedlichen Menschenkind, dessen Augen so fröhlich blitzten, als wären sie aus lauter Edelsteinen geschnitten und von feiner Feenhand mitten in dies rosige Gesichtchen gesetzt, wie Perlen in ihre Gold- und Silbereinfassung. Er plauderte und plauderte, und lachte breit und gutmüthig dazwischen ob seiner eigenen Witze und Wortspiele; die Rede floß über seine Lippen so leicht und so gar nicht pfarrherrlich, und es freute ihn, daß es so war und nicht anders, und immer weiter, und mit immer steigendem Feuer redete er sich hinein in diese kosende, tändelnde Art, schon um sich selber zu beweisen, daß er es könne, schon um dem Freunde da vorn auf dem Bocke zu zeigen, daß es auch noch andere

Digitized by Google

als luftige Dragoneroffiziere gebe, die es verständen, seiner kleinen Pflegetochter den Hof zu machen. Und was wollte denn eigentlich dieser Dragoner? Was hatte denn all sein Getändel und abgeschmacktes Liebesgeflüster in den dunkeln Ecken hinter den Musikpulten für einen Zweck? An das Heirathen würde doch so ein unstet von Garnison zu Garnison fackelnder Offizier nicht denken, während er, der gesetzte Pfarrer von Dossenheim, doch in der Lage sei, ein Weib an seinen Herd heimzuführen und redlich zu ernähren, wie es einem ehrlichen Christen gebühre, und auch seinen Kindern die Erziehung angedeihen zu lassen, die braven Pfarrerskindern gehöre! ... Ja, gar weit und in gar rosige Fernen verirrten sich des guten Pastors Gedanken, während er, vom Frühlingsduft berauscht, so in die grüne Waldespracht hinaus plauderte, und allerlei bunte Blumen entfalteten vor seiner lenzestrunkenen Phantasie ihre märchenhaft blinkenden Kelche, während er Concettina's Händchen und Füßchen von der Seite her betrachtete. Herr Merklin dort vorn, neben dem Knecht, konnte von seinem Geplauder nur abgerissene Worte und Sätze verstehen; die Räder rollten so laut über den frisch aufgeschütteten Kies; die Rosse, der langen Winterruhe müde, schlugen ihre Hufe so stark und kräftig auf das schallende, funkensprühende Gestein, und in seinem eigenen Herzen zumal, da sang der Frühling auch in so hellem Schlagen das Lied des neuerstandenen Lebens, daß alles andere nur wie ein dumpfes, trübes Geräusch zu seinem Ohr drang. Er schien über Nacht ein neuer Mensch geworden zu sein, und still lächelte er vor sich hin, wenn er dies oder jenes kosende Wort durch das Rasseln des Wagens erhaschte, und bei sich dachte er: „Du weisest mir ja den Weg, du braver Freund, und Belehrung finde ich auch heute in deinen Worten, wie du mir sie so oft, nur in anderer Weise, von der Kanzel herunter zutheil werden lässest; einen gelehrigen Zuhörer findest du in mir, und kehren wir heute Abend nach Hause zurück, so dürfte das kleine Beichtkind, von dem du so gern die Responsorien singen hörtest, ein ganz anderes Lied in ihrem Herzchen singen hören, und einem ganz andern als dir ihre Responsorien dazu erwidern!"

Concettina aber lachte derweilen über des Pastors Einfälle und lustige Reden; sie freute sich der schönen Wälder und Blumen und Berge, und ohne nur von fern zu ahnen, was in Herrn Merklin's Herzen vorging, unterbrach sie zuweilen ihres Nachbars Redefluß, um den in seinen Gedanken so selig vertieften Freund auf das Schlagen eines Vogels oder auf die wonnige Stille dieser Waldeinsamkeit aufmerksam zu machen.

Die Sonne stand schon hoch über den Bergen, als der Wagen, aus dem Gehölz hervorbiegend, in das Wiesenthal einlenkte, wo, von niedrigern Hügeln umschlossen, die Häuser des Oberhofes lagen: ein stilles, anmuthiges Eckchen, in welchem mehrere kleine, tief in den fetten Boden eingegrabene Waldbäche zusammenflossen und zwischen grünendem Buschwerk inmitten von langgedehnten Wiesenflächen ihren Weg, leise plätschernd, weiter suchten zu der, dem Auge durch die Thalwindungen entzogenen elsässischen Ebene. Ein paar einzelne Häuser standen, von hohen Nußbäumen überschattet, in der Mitte des Thales, wo eine steinerne Brücke über den Bach führte; eins davon war das Wirthshaus, wo

Digitized by Google

die kleine Gesellschaft ihre Mittagsrast zu halten gedachte; wenige Schritte weiter, über der Brücke, am Saume des Tannenwaldes, lag das Försterhaus, wo man mit bangen Sorgen den Pfarrer erwartete.

Ein lustiges Getreibe bewegte sich um das Wirthshaus umher, als der Wagen vor den abgeschliffenen Steinstufen hielt und als, in lautem Rufen von der leutseligen, drallen Frau Wirthin begrüßt, die drei Reisegefährten abstiegen. Der Pastor machte sich schon daran, seine Nachbarin mit ausgebreiteten Armen beim Springen aufzufangen; aber leicht wie ein Reh entschlüpfte Concettina seiner zuvorkommenden Hülfe und schwang sich im Fluge neben die munter lachende Wirthin. Vor dem Hause, auf der Straße, an den Scheunen hin, auf der Brücke hielten die mit schweren Steinen beladenen Rollwagen, auf denen das in den obern Steinbrüchen gewonnene Baumaterial nach Zabern und bis nach Straßburg geführt wurde; die Peitsche in der einen, das Glas in der andern Hand, umstanden die Fuhrleute laut plaudernd und rufend das Haus, aus dessen offenen Fenstern ein Summen drang, wie von einem arbeitenden Bienenschwarm. An den Fenstern lagen die breiten Gestalten der Bauern mit ihren scharfgefurchten rothen Gesichtern, ihrer weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe und ihrer blauen Bluse über den Schultern. Alles grüßte Herrn Merklin wie einen alten Bekannten, den man gern sieht, vor dem man aber den Hut nicht blos lüftet, sondern tief herunterzieht; denn so freundlich die Begrüßung war, so respectvoll war sie auch, und selbst die Frau Wirthin bewillkommnete ihn ehrerbietiger als die andern, ja ehrerbietiger sogar als den Pastor, der mit seinem runden, wol schon ein bischen verbauerten Wesen ihr schon näher zu stehen schien.

„Laufen Sie nur schnell ins Försterhaus", rief sie diesem letztern zu; „Appetit zum Mittagessen werden Sie sich wol dort nicht holen, denn die arme Frau liegt in den letzten Zügen, und ein Jammer ist es, die Kinder weinen zu hören! Ein Jammer und ein Elend! Sechs unmündige Kinder!" „Herr Merklin", fügte sie in demselben Athemzuge bei, „treten Sie unterdessen ein mit dem Fräulein; im Gartenhäuschen ist der Tisch gedeckt, und in einer halben Stunde wird der Herr Pfarrer auch schon zurück sein."

Das kleine Breterhäuschen lag in einer stillen Ecke des Gartens, der sich hinter dem Wirthschaftsgebäude eröffnete. Der Weg, um bis dahin zu gelangen, führte durch die tabacksqualmende, von einem schreienden und johlenden Volke von Fuhrleuten, Bauern und allerlei Händlern gefüllte Wirthsstube. Concettina beschleunigte ihren Schritt. Wie sie aber schon an der entgegengesetzten Thür stand, fühlte sie sich plötzlich beim Rocke festgehalten; sie schaute sich verwundert um; ein Mädchen mit sonderbar geschnittenen Zügen und schwarzem, ihr braunes Zigeunergesichtchen unordentlich umwallendem Haar stand vor ihr; lächelnd und herausfordernd ließ es sein Auge von Concettina auf Herrn Merklin gleiten und rief: „Ach! das schöne, schöne Hochzeitspaar! Soll ich euch die Karten legen, meine schönen Herrschaften? Gute Karten, Glückskarten, wie ihr welche verdient!"

Und schon lagen die von Fett glänzenden, verbogenen Karten auf dem in sonderbarem Bierfirnis leuchtenden Tisch ausgebreitet. Lachend drängte sich alles

Digitized by Google

an Concettina und Herrn Merklin, die nun, ob sie's wollten oder nicht, wie eingekeilt in dem dichten Knäuel stecken blieben und gute Miene zum bösen Spiel machen mußten. Der kleinen Zigeunerin Rede floß in unaufhaltbarem Strom, begleitet von allerlei seltsamen Geberden, von seltsamem Augenspiel und seltsamem Wiegen und Nicken des Kopfes. Sie schob die Karten über- und durcheinander, löste und verband wieder die Päckchen mit bedeutsamen Geberden und rief: „Ein schönes Paar, ein vornehmes Paar! Glück und Pein aber gehen Hand in Hand und zwischen die Liebe wirft sich der Kreuzbauer! Was hilft's aber, was hilft's? Liebe ist Liebe! . . . Herzkönig bleibt Herr im Lande! . . . Ist der Herr ein schmucker Offizier, der sein Liebchen heimlich entführt? . . . Ein schönes Paar, ein vornehmes Paar! . . . Herr Offizier, Herr Offizier! Glück wünsche ich Euch, das schönste Glück! . . . und vor dem Schwarzen laßt Euch nicht bangen! . . . Pikbube war niemals gefährlich! . . . Nicht wahr, mein schönes, niedliches Bräutchen? . . . Herzkönig laß ich gelten überall! . . . Und Carreaudame zu werden, dazu habt Ihr keine Lust . . . ist zu alt schon der Carreaukönig! . . . Herz zu Herz! Jung zu Jung! so laß ich's gelten, und so muß es sein! . . . Und was bekommt die arme Kartenschlägerin von dem schönen Paar, von dem vornehmen Paar?"

Ein schallendes Gelächter der Umstehenden begleitete ihre letzten Worte.

„Fehlgeschlagen diesmal!" rief einer der Fuhrleute, indem er Herrn Merklin über die Köpfe der andern weg grüßte; „das ist ja der Herr Merklin mit seiner Pflegetochter!"

„Was, zum Teufel!" rief die volle Stimme der Frau Wirthin dazwischen, die sich jetzt mit starkem Arm durch die Menge durcharbeitete und alles beiseiteschob; „scher' dich zum Henker mit deinem albernen Kartenzauber und behellige den Herrn nicht, sonst bring' ich dich zum Tempel hinaus, du Kuckucksbrut!"

„Was, Kartenzauber?" schrie aber die kleine Zigeunerin zurück, indem sie ihre Karten rasch zusammenschob und mit flinker Hand das von Herrn Merklin ihr zugereichte Silberstück in ihre Tasche gleiten ließ; „Karten lügen nicht! . . . Dank Euch, schöner Herr! Dank Euch, schönes Bräutchen! . . . Schönes Paar, vornehmes Paar!"

Herr Merklin und Concettina konnten sich endlich aus dem Menschenknäuel loswinden. Das Lachen und Schreien summte und brauste noch dort drinnen, als die Thür des Gartenhäuschens sich hinter ihnen schloß. War es die lange Fahrt in der Frühlingssonne, war es die erstickende Luft in der Wirthsstube? Als Concettina Herrn Merklin ihr Gesicht zuwandte, lag eine tiefe Röthe darauf. Ihr Mund lächelte, aber in ihrem Blick sah man wie eine Art von Verlegenheit, die das Lächeln Lügen strafte. Sie hatte sich in die hintere Ecke gesetzt, neben das offene Fenster, durch welches man, zwischen jung grünendem Laubwerk, hinaus sah auf das Thal und auf die gegenüberliegenden Berge und Wälder. Herr Merklin setzte sich neben sie auf die hölzerne Bank und nahm ihre Hand in die seinige. Er sprach nichts; er schaute ihr aber so fest und mit einem so ungewohnten Ausdruck ins Auge. Sie wußte nicht, was der Blick ihr sagen wollte. In Herrn Merklin's Ohren klang noch der kleinen Zigeunerin Stimme: „Schönes

Digitized by Google

Paar, vornehmes Paar!" Diese Worte sangen in seiner Seele eine so sanftkosende, berauschende Melodie, daß es ihm wurde, als habe er niemals in andere Augen geblickt als in diese; daß all seine Erinnerungen und all seine Sehnsucht jetzt zusammenflossen in ein einziges, überwältigendes Gefühl — und seinen Arm legte er um Concettina's Hüfte, und die Erröthende, die vor bestürztem Staunen ihrer Sinne kaum mehr Mächtige zog er an sich heran, und einen langen, sehnenden Kuß küßte er auf ihre Lippen, und leise, kaum hörbar, so stark pochte sein Herz, flüsterte er zu ihr: „Willst du die Worte der kleinen Zigeunerin zur Wahrheit machen, Concettina? Willst du?"

Aber langsam zog sie ihre Hand aus der seinigen, langsam zog sie ihren Kopf zurück; unbeweglich, wie gebannt unter einem tiefen Schreck, heftete sie ihre weitaufgerissenen Augen auf ihn; sie wollte sprechen; aber die Worte erstarben auf ihren Lippen.

„Concettina!" wiederholte Herr Merklin, indem er ihre Hand wieder zu fassen suchte, „willst du Herrin sein in meinem ... in unserm Hause?"

Da war es, als riß es sie gewaltig empor; mit Thränen füllten sich ihre Augen; mühsam und bebend rangen sich die Worte aus ihrem Munde.

„Herr Merklin", sagte sie, „aber Herr Merklin! ... Was wollen Sie von mir? ... Ich? ... Ich? ... Nein! ... Meine Mutter! ..."

Ihre Stimme stockte. Ihr Auge blickte mit einem Ausdruck von unaussprechlicher Bestürzung auf Herrn Merklin, der unbeweglich, sprachlos saß. „Meine Mutter!" Welch bitterer Vorwurf lag für ihn in diesen Worten! Es fuhr in seine Seele wie ein brennender, zuckender Blitzstrahl. Und langsam senkte sich sein Blick vor ihrem Auge zur Erde; sein Haupt sank auf seine Brust; ja, er hatte verstanden, was alles in diesen Worten lag.

Er stand auf. „Concettina", sagte er dann halblaut, „ja, an deine Mutter dachte ich — denn wie deine Mutter, so stehst du vor mir ..."

Er konnte nicht weiter.

„Herr Merklin", sagte endlich Concettina, „von meiner Mutter habe ich noch niemals mit Ihnen gesprochen; ich hätte es thun sollen, schon längst — und wagte es nicht. Aber jetzt — ich weiß — als ich noch ein kleines Kind war, sagte sie mir ..."

„Was sagte sie? Sprich, Concettina — was sagte sie von mir?"

Die Thür des Gartenhäuschens öffnete sich, und eine mächtig dampfende Schüssel in den Händen tragend, trat die Frau Wirthin herein. Sie war viel zu sehr mit sich und mit ihren Wirthschaftssorgen beschäftigt, als daß sie die Erregung der beiden bemerkt hätte. Während sie den Tisch deckte und in ihrer redseligen Art allerlei Geschichten erzählte, von dem vorlauten Wesen dieses Zigeunermädchens, von den Fuhrleuten, von der Förstersfrau, hatten die beiden Zeit, ihre Ruhe wiederzugewinnen, und als kurze Zeit darauf der Pastor zu ihnen trat, hätte niemand mehr auch nur im entferntesten ahnen können, daß zwischen Herrn Merklin und Concettina etwas Besonderes vorgefallen sei. Die frühere Stimmung aber kehrte um so weniger in den kleinen Kreis zurück, als der Pfarrer

Digitized by Google

gerade ins Försterhaus gekommen war, um dem Jammer der jetzt verwaisten Kinder um ihre vor wenigen Augenblicken verschiedene Mutter beizuwohnen und alle seine frühere Lustigkeit nun wie weggewischt war. Das Gespräch nahm, ohne daß sie's auch nur zu wehren suchten, eine ernste, ja eine traurige Wendung, die eben dem Gemüthszustande Concettina's und Herrn Merklin's gerade ebenso sehr entsprach als demjenigen des Pastors. In seiner Gutmüthigkeit glaubte dieser, die beiden andern legten sich, aus Rücksicht für ihn selber, diese Zurückhaltung und diesen Ernst auf, und er dankte ihnen deswegen in bewegten Worten. Sie waren noch selber zu sehr ergriffen, als daß sie die seltsame Komik empfunden hätten, die in diesem unverdienten Dank lag.

Stiller als sie gekommen, traten sie den Rückweg an. Als Herr Merklin und Concettina sich vor ihrem Thore von dem Pastor verabschieden wollten, trat die alte Gretel auf sie zu mit dem lauten, fröhlichen Bescheide, der Hauptmann Hugo Heußer sei hier gewesen, auf morgen sei ein Fest in dem Rohan'schen Schloß angesagt, die ganze Stadt sei deswegen in Aufregung, alle Mädchen seien geladen, desgleichen auch Concettina, und Herr Hugo würde selbst kommen, um dieselbe mit Herrn Merklin morgen abzuholen. Wie es bei solcherlei Umständen zu geschehen pflegt, gaben die unerwarteten Eröffnungen der alten Haushälterin den bis dahin so tief verstimmten Freunden einen Ruck, der sie gewaltsam aus ihren melancholischen Betrachtungen herausriß und sie in plötzlicher Umwandlung in eine entgegengesetzte Stimmung versetzte. Der Pastor versicherte von seinem Wagen herunter, er werde morgen gewiß nicht fehlen, und Herr Merklin wendete sich mit einem, wenn auch noch etwas verlegenen Lächeln zu Concettina, um ihr die Frage zu stellen, ob es sie freuen würde, an dem Feste theilzunehmen.

„Ei ja! Natürlich!" lachte die Gretel dazwischen; „was braucht denn da lange gefragt zu werden? Das ist dem Mädchen gesund, und gehen Sie nur auch mit, Herr Merklin, Sie werden schon Ihre Freude haben an Ihrem Töchterchen."

Das letzte Wort fuhr ihm durchs Herz. Sein Töchterchen? ... Sollte sie denn nicht etwas anderes für ihn werden können?

„Concettina", sagte er, „wollen Sie dorthin gehen? — gehen Sie gern mit ... mit Hugo Heußer?"

Seine Stimme zitterte. Concettina schaute rasch auf zu ihm, und was in seiner Frage lag, das verstand sie. Sie senkte den Blick, und leise, leise, mit einer Furcht, und doch wieder mit einem Zusammenpressen all ihres Muthes flüsterte es über ihre Lippen: „Ja!"

Herr Merklin antwortete nicht. Er war wieder in die frühere Stimmung zurückgefallen. Der Pastor bemerkte es nicht und nahm fröhlich Abschied von den beiden.

„Concettina", sagte Herr Merklin, als sie allein waren und als die Kleine sich nicht ohne ein gewisses Zögern anschickte, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen; „ich will ... ich muß mit Ihnen sprechen ... von Ihrer Mutter", fügte er hinzu.

Er duzte sie nicht mehr wie heute Vormittag. Er konnte es nicht.

Er nahm sie bei der Hand. Sie folgte ihm hinauf in sein Arbeitszimmer.

Digitized by Google

Kein Wort brachte sie über die Lippen. Es schien ihr, als fließe jetzt ihr ganzes Leben in dieser Minute zusammen: ihre Mutter! was würde er ihr von ihr sagen?

Herr Merklin aber öffnete schweigend ein Schubfach in seinem Tische und zog mit einer Art von Feierlichkeit ein sorgfältig in einer Mappe verschlossenes Bild hervor; ach! und sie kannte das Bild! Wehmuth überfiel sie, als sie dasselbe in ihre Hand nahm und als sie in diese lieben Züge schaute. Sie sank auf einen Stuhl. Thränen entströmten ihren Augen.

Herr Merklin sagte kein Wort. Er blickte sie nur an. Wie sie endlich zu ihm aufschaute, sah sie seine Augen thränengefüllt. Sie ließ sich vor ihm auf die Knie nieder.

„Herr Merklin!" sagte sie, „Sie haben meine Mutter geliebt!"

Feierlich klang seine Stimme, als er antwortete: „Wie eine Heilige des Himmels habe ich sie geliebt, in meiner ersten Jugend, und heute, da ich bald ein alter Mann sein werde, heute liebe ich sie noch wie damals."

Er zögerte einen Augenblick; aber er mußte es ihr ja sagen:

„Ihre Mutter, Concettina ... zog mir einen andern vor. Ich hätte sie eingeführt in mein Haus, als mein rechtmäßiges, angetrautes Weib, vor Gott und den Menschen. Einen Vater hätten Sie gehabt, Sie armes, verwaistes Kind! ... Er that es nicht. ... Friede seiner Asche! ... Sie wollte es nicht und anders mußte es kommen; ... aber Ihrer Mutter, dem Andenken an Ihre Mutter bin ich es schuldig, das wieder gut zu machen, was er an ihr ..."

Concettina war bei seinen ersten Worten von der Erde aufgesprungen. Einen andern, hatte er gesagt, einen andern habe ihm ihre Mutter vorgezogen? ... Mit plötzlichem Leuchten erstand jetzt vor ihrem Auge ein Bild ihrer Kindheit, wie ihre Mutter weinte, wie sie die Kleine schluchzend an ihr Herz drückte; ... sie fühlte noch die heißen Tropfen, die langsam über ihr Gesicht flossen, und die Worte, die ihre Mutter damals zu ihr sagte, wie Glockentöne klangen sie jetzt an ihr Ohr.

„Nein!" rief sie, Herrn Merklin unterbrechend, „nein! An Sie allein dachte meine Mutter bis zu ihrem letzten Athemzuge; ... Sie waren's, den sie liebte bis in den Tod."

Herr Merklin wurde ganz blaß. Er faßte ihre Hände.

„Kind!" rief er jetzt, „was weißt du? Sprich!"

Und sie erzählte ihm, was sie wußte.

Schweigend hörte er ihr zu. Schweigend blieb er sitzen eine lange, lange Zeit. Ein trauriges Lächeln spielte um seinen Mund, als er endlich zu ihr sagte: „Ja ... meine Schuld war es wol! ... Ich begreife es jetzt; ... es ist mir nicht gegeben wie den andern, die Gefühle, die mich erfüllen, auszudrücken. Ich hatte den Muth nicht zu sprechen; ... ein anderer that es; und in ihrer Liebe glaubte sich deine Mutter getäuscht, und ein anderer ..."

Er hielt inne, er schien ganz verändert. Er schüttelte den Kopf, als spräche er in sich hinein. Mit der Hand machte er eine Bewegung, als verjage er einen Gedanken, der ihn wol lange Zeit beschäftigt hatte, von dem er jetzt endgültig Abschied nehmen mußte.

Digitized by Google

„Concettina!" sagte er endlich, „es ist gut, daß ich heute mit Ihnen sprach. Es mußte ja sein. Besser heute als morgen . . . wo es zu spät gewesen wäre. Ihrem Vater habe ich versprochen, für sein Kind zu sorgen. Aus Ihrem Munde, Concettina, spricht Ihre Mutter zu mir. Wie gern hätte ich Sie von ihr als unser rechtmäßiges Kind empfangen! . . . Aber sagen Sie — sage mir, . . . was das Geschick mir damals versagte, willst du mir es heute geben? . . . Kind, willst du mein Kind sein? Willst du mich Vater nennen?"

Eine selige Freude strahlte in ihr auf. Mit einem leisen Schrei sank sie an seine Brust.

„Ach, wie lange, wie lange", flüsterte sie, „hab' ich auf dieses Wort gewartet!"

Und wie sie damals, im rebenumkränzten Häuschen, die Thränen ihrer Mutter auf ihren Wangen fallen fühlte, so flossen jetzt zu ihr herunter die heißen Zähren dieses armen Mannes, dem das harte Schicksal damals sein Liebesglück nicht gönnte, und der zum zweiten und letzten mal über verlorenes Liebesglück weinte, und der vielleicht im Tiefinnersten seiner Seele heute denken mochte: „Ein anderer kam dir damals zuvor; ein anderer wäre dir heute wieder zuvorgekommen, du armer alter Thor, der du deine Jugend zurückträumst, und nicht bedenkst, daß nur die Jugend zur Jugend paßt!"

Es war spät, als sie sich trennten. Den Schlaf aber fand weder der eine noch die andere. Noch lange, bis tief in die Nacht, blieb Concettina in ihrem Bett aufrecht sitzen. „Einen Namen sollst du niemals vergessen! und wenn du hundert Jahre alt wirst, den Namen bewahre in deinem Herzen mit dem Namen deines besten Schutzheiligen!" so hatte ihre Mutter damals zu ihr gesprochen, und die Worte tönten heute mit so süßem, starkem Klang in ihrer Seele wieder. Ja, ein gutes, treues Herz hatte dieser stille Mann, der sie jetzt ihr Kind nannte; und vieles verstand sie jetzt, was bis dahin ein Räthsel für sie gewesen. Und doch! welche sonderbaren Worte hatte er dort, in dem Gartenhäuschen, zu ihr gesprochen, und wie unverständlich war für sie sein Benehmen geworden und wie plötzlich verändert, so wie sie von ihrer Mutter gesprochen! Arme, arme Mutter! . . . denn wie tief hatte er sie geliebt, und wie hätte sie glücklich sein können mit ihm! . . . Concettina dachte plötzlich an einen andern, mit dem eine andere glücklich werden könnte. Des kleinen Zigeunermädchens Worte kamen ihr wieder in den Sinn, als es von dem Offizier sprach, der sein Liebchen entführt. Sie mußte wol ganz roth geworden sein; sie hatte es gefühlt; . . . und sie wurde wiederum ganz roth, denn es fiel ihr ein, daß er sie morgen abholen würde. Herrn Merklin's Fenster gegenüber war noch hell erleuchtet; zwischen den halbgeschlossenen Läden sah sie, wie sein Schatten sich auf die weißen Gardinen legte; er schien an seinem Tisch zu sitzen und zu schreiben. Wie stark hatte er sie doch angefaßt, und wie war sie erschrocken, als er sie küßte! . . . . Die stillen Träume der Nacht kamen allmählich über sie . . . er hatte wol an ihre Mutter gedacht. . . . Leise berührte sie jetzt der rosige Finger des Schlafs; sie sank zurück in die weichen Kissen; und siehe! von einem andern, in weiter, nebeliger Ferne leuchtenden Fenster löste sich ein anderer Schatten los und schlich sich ein in ihre Seele, und sie schlummerte hinüber in das selige Land der Träume mit dem kosenden

Digitized by Google

Gefühl, als säße sie in der heimlichen Ecke des untern Zimmers und als lispelten leise durch die Nacht die letzten Accorde einer sanft verklingenden Symphonie.

VI.

Als Concettina am andern Morgen erwachte, war der Tag schon weit vorgerückt. Schnell machte sie sich fertig, denn Herr Merklin liebte es nicht, allein zu frühstücken. Nur die Gretel aber fand sie unten. Herr Merklin, sagte ihr die gute Alte, sei schon früh morgens aufgestanden; er habe sich zu dem Rechtsanwalt Heußer begeben, und Wichtiges habe er mit ihm zu besprechen, denn er habe mehrere Schriftstücke zu sich gesteckt und ihr aufgetragen, seinem „Töchterchen" zu sagen, daß er sie später abholen würde, und daß sie sich hübsch aufputzen möge zum Offizierfeste. Es schien der Kleinen, als betone die Alte so bedeutsam das „Töchterchen". Aber sie konnte sich ja irren; sie selbst legte wol diese Betonung auf das harmlose Wort. Herr Merklin ging oft in früher Morgenstunde zu seinem Freunde; er pflegte sich Rath bei ihm zu holen in allen Rechtsangelegenheiten, die ihm die Verwaltung seines Vermögens zuweilen aufdrängte. Sie dachte sich daher nichts Besonderes bei Gretel's Mittheilung. Sie folgte Herrn Merklin's Weisung, legte ihren schönsten Sonntagsstaat an und dachte dabei, daß ein anderer ihr auch versprochen habe sie zum Feste abzuholen. Dann ging sie in den Garten von Blumenbeet zu Blumenbeet; es war ihr als stehe ihr etwas Unerwartetes bevor. Das Unerwartete war aber zunächst etwas sehnlichst Erwartetes; es kam in der Sonntagsuniform eines Dragoneroffiziers, der plötzlich unter den schattigen Bäumen vor ihr stand, sie gar schmeichelnd und froh lächelnd anredete und die willig Folgende alsdann in die kleine Rebenlaube, am Fuß der Terrasse führte, wo sie beide die Rückkehr ihres väterlichen Freundes erwarten wollten.

Gar wichtige Geschäfte mochten es wol gewesen sein, die Herrn Merklin so früh am Morgen schon zu Heußer geführt hatten; denn lange Stunden blieben die beiden in des Rechtsanwalts Studirzimmer sitzen; und auch von Hugo hatten sie sich wol unterhalten, denn, als sie zusammen auf die Straße heraustraten und den Weg nach dem Schlößchen einschlugen, sagte Heußer zu seinem Freunde:

„Du hast ihn von jeher falsch beurtheilt; sein pariser Wesen gefällt dir nicht; aber ich sagte es dir ja immer: nur ein Firnis ist es; so ist nun einmal seine Art; aber er meint es ganz anders; und wie er mit mir sprach, seitdem er Concettina zum ersten mal gesehen, so denkt er's, und das ist die Sprache eines braven Elsässers, der es ehrlich meint!"

Herr Merklin nickte mit dem Kopfe und antwortete: „Ich bin's ja zufrieden; ich will's ja glauben."

Durch die wohlwollenden Worte klang es wie ein leiser Miston, vorübergehend aber und schnell verklingend.

„Ich hatte es ja immer gesagt", unterbrach ihn Heußer, „daß es so kommen müsse; so oder in anderer Weise. Ein Mädchen wie Concettina, schön, jung, lebenslustig, in dem Hause eines Junggesellen, auf die Länge geht es nicht. Du hast es ja mit eigenen Augen gesehen: nacheinander verliebt sich alles in sie; von Hugo

Digitized by Google

gar nicht zu sprechen; ... der ist jung und Offizier, ... aber sogar der Pastor, der in letzter Zeit gar nicht mehr zu erkennen war und, sobald die Kleine im Zimmer saß, unser ganzes Quartett durch seine falschen Noten über den Haufen zu werfen drohte; ... und du selbst, Merklin, ich möchte wetten, daß du selbst ..."

Herr Merklin unterbrach ihn.

„Lassen wir dies", sagte er ablenkend; „jetzt ist ja die Sache in Richtigkeit; ... was nun mit Concettina weiter anzufangen sein wird, das müssen wir uns überlegen."

Einer sehr langen Ueberlegung brauchte es freilich nicht; denn als die beiden auf Merklin's Terrasse traten, da hörten sie unten, in der Rebenlaube, ein heimliches Flüstern und Kosen, wie es nur von zwei jungen, in fröhlichem, gegenseitigem Liebesrausche befangenen Leutchen kommen konnte. Vorsichtig den Finger auf den Mund legend, näherte sich Heußer dem Geländer, und lächelnd horchte er hinunter; über Herrn Merklin's Gesicht flog wol eine Wolke und seine Hand zitterte ein wenig, als er sich, dem Winke des Freundes folgend, über die Brüstung bog, und an das Gartenhäuschen in Oberhof mußte er denken, als er die beiden dort sitzen sah; aber was sie ihm gestern geantwortet hatte, das antwortete sie heute dem Offizier nicht, und unerwidert blieb der Kuß nicht, den der glückliche Hauptmann auf ihre Lippen drückte.

„In flagranti!" antwortete es von oben, aus Heußer's Munde, dem Liebesgetändel des erschrocken aufspringenden Pärchens. Herr Merklin aber gedachte jener ersten Tage, wo er von hier oben zu dem schönen Mädchen hinuntergeschaut hatte. Jetzt war es anders geworden; und ob auch in seinem Herzen die Nachklänge der frühern Stürme nicht völlig verstummt waren, und ob auch sein Auge sich feuchtete, lächelnd bog er sich doch zu den beiden hin und ein freundliches Wohlwollen zog durch seine Stimme, als er zu ihnen sagte:

„Wenn die Kinder es wollen, die Väter sind's schon zufrieden."

Einer, der weniger zufrieden war, das war der gute Pfarrer von Dossenheim. Alle möglichen Vorwürfe hatte er sich gestern und während der Nacht gemacht ob des so unerwarteten Verlaufes seiner Freierfahrt, und mit dem festen Vorsatze, heute den entscheidenden Schritt zu thun, erschien er auf dem Festplatze, unter den alten Bäumen des ehemaligen Rohan'schen Palastes, wo sich die Offiziere und die ganze schöne und junge Welt von Zabern und aus der Umgegend schon versammelt hatten. Rauschende Tanzmusik tönte ihm von weitem entgegen; Fahnen flatterten; ein lustiges Summen erfüllte die Luft; und wie der Pastor eintrat und nach allen Seiten hin grüßte und schmunzelnd die tanzenden Paare musterte, da erstaunte wol mancher ob seines eroberungssichern, selbstzufriedenen Auftretens und ob des besondern Glänzens seiner Augen. Lang aber dehnte sich sein Gesicht, und gelb und grün schwirrte es ihm vor den Augen, und ganz absonderlich falsch klang plötzlich die Tanzmusik in seinen Ohren, als Herr Merklin auf ihn zutrat und ihm ein gewisses Paar mit den Worten vorführte:

„Nächstens klopfen wir bei Ihnen an, mein lieber Pastor; heute Morgen habe ich Concettina an Kindesstatt und heute Vormittag hat sie Herrn Hugo Heußer als ihren Bräutigam angenommen. ..."

Digitized by Google

Als Concettina, wenige Monate später, Herrn Merklin's Haus verließ, um mit ihrem Manne ihre Hochzeitsreise anzutreten, da warf sie sich weinend an ihres Pflegevaters Brust; Dankesworte entströmten ihren Lippen; den Namen ihrer Mutter sprach sie schluchzend aus, und die Umstehenden konnten nicht begreifen, wie dieser Name Herrn Merklin so tief rühren konnte. In ihrer Ecke aber, an den Thürpfosten gelehnt, und mit der Schürze ihre Augen abwischend, dachte die alte Gretel bei sich: „Ich hab' es immer gesagt; eines welschen Komödianten Tochter ist diese nicht; und aus niedriger Familie stammt die nicht! Eine Prinzeß war ihre Mutter, und ihr leiblicher Vater, der ist mein Herr und kein anderer!"

Herr Merklin sah dem Wagen nach, bis er hinter den Bäumen verschwand. Eine Wehmuth erfüllte sein Herz. „Zum zweiten und zum letzten mal", flüsterte er vor sich hin, als er allein in sein verödetes Haus zurückkehrte.

Es schien von diesem Tage an, als ob er gealtert wäre; sein Haar bleichte auffallend schnell, und schwerer wurde sein Gang. Er zog sich noch mehr als bisher von der Welt zurück. Man sah ihn vorzugsweise die Pfade wählen, auf denen er mit Concettina so oft gewandert war; und wenn man, in später Stunde, bei dem Schlößchen vorüberging, so konnte man aus dem offenen Fenster die alten italienischen Volkslieder ertönen hören, von denen er früher nichts wissen wollte und die er jetzt aller andern Musik vorzog. Die helle, lächelnde Sonne aber, die bei Concettina's Singen durch diese so leise klagenden Mollaccorde glänzte, war erloschen, und mancher, der in der dunkeln Nacht auf dem Wege stehen geblieben war und den trauernden Weisen gelauscht hatte, sagte wol beim Weitergehen zu sich selber:

„Dort singt ein Lebender sein Sterbelied."

Digitized by Google

Heinrich Laube.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Das Jahr 1884 hat unserer deutschen Literatur empfindliche Verluste zugefügt: kaum waren die Trauerreden verhallt, welche am Grabe unsers hervorragendsten Lyrikers in der Hansestadt an der Trave ertönten, traf von der Donau aus die Trauerkunde ein, daß Heinrich Laube dahingeschieden, der, wenn auch nicht der erste Dramatiker, doch einer unter den ersten, und ganz fraglos der einflußreichste deutsche Dramaturg der Neuzeit gewesen ist.

Heinrich Laube ist ein Kind des phantasievollen Schlesien, das ihm wie Karl von Holtei eine gewisse Leichtblütigkeit des Naturells vererbt hat, eine frisch zugreifende Rührigkeit, und jenen Zug lebenslustiger Sinnlichkeit, der besonders in seinen ersten Werken sich so scharf ausprägte. Schlesien hat keine großen Denker hervorgebracht wie Ostpreußen und Schwaben; die Neigung zu speculativen Grübeleien, zu metaphysischem Tiefsinn oder auch nur zu vorwiegender Verstandesthätigkeit liegt nicht im schlesischen Naturell: wohl aber der Sinn fürs Fabuliren, für phantasievolle Combinationen, frische Anschaulichkeit und muntere Beweglichkeit. Von dem allen hat auch Laube sein gutes Theil erhalten, während ihm eine Vertiefung, die auf den Grund der Dinge geht, eine Beschäftigung mit Problemen auch auf dem Gebiete der Aesthetik, und alles, was an mehr oder weniger trockenen Erörterungen erinnert, zeitlebens fern geblieben ist. Auch seine Kritik beruhte mehr auf Machtsprüchen eines sicher treffenden Instincts, als auf beweiskräftigen Darlegungen. Er mußte eine Autorität sein, um zu wirken, man mußte an ihn glauben — und er wurde eine Autorität.

In Sprottau in Niederschlesien wurde Laube am 18. Sept. 1806 geboren; er sollte Handwerker werden, doch seine lebhafte Phantasie, die schon früh in eifriger Romanlektüre Nahrung suchte, wies ihn auf eine andere Laufbahn. Diese Neigung war von urtheilsfähigen Erziehern erkannt worden; die Aeltern schickten ihn auf die Gymnasien in Schweidnitz und Glogau; dann besuchte er 1826 die Universität von Halle. Hier herrschte damals der von Heine besungene „hallesche Löwentrotz"; die burschenschaftlichen Tendenzen standen in voller Blüte. Laube wurde ein herausfordernder Burschenschafter, der immer auf der Mensur stand,

Digitized by Google

aber auch die Beamten der Universität insultirte, was ihm längere Carcerstrafen zuzog. Seine Studien setzte er dann in Breslau fort, und zwar als Theolog, obschon ein so streitbarer Geist wie der seinige sich mit dem Evangelium des Friedens nicht sonderlich befreunden konnte. Breslau war damals eine Theaterstadt mit belletristischem Anflug: Karl von Holtei und Karl Schall waren die Männer des Tages. Der ruhmbegierige junge Student trat in ihre Fußstapfen. Er dichtete einen Schwank: „Zaganini", in welchem er den berühmten Violinspieler Paganini persiflirte, und ein Drama: „Gustav Adolf", welches sogar in Breslau gegeben wurde, aber ein vollständiges Fiasco machte. Der junge Student wohnte dieser Aufführung bei, und als er sah, daß die Sache schief ging, schloß er sich resolut der zischenden Majorität an und war besonders lebhaft in seinen Misfallsäußerungen. Ein im Parterre neben ihm stehender Fleischermeister, dem das Drama gefiel, stellte den jungen Opponenten zur Rede, und als dieser trotzig antwortete, wurde er von dem energischen Vertreter des wohlwollenden Publikums zum Theater hinausgemaßregelt. Da ihm keine Lorbern und Bühnenhonorare zu blühen schienen, mußte er suchen, sich in anderer Weise sein Brot zu verdienen. Er nahm eine Hauslehrerstelle in Schlesien an, doch hielt er auf diesem Posten nicht lange aus; er zog 1831 nach Leipzig, wo er sich ausschließlich der schriftstellerischen Carrière widmete. Die Julirevolution und die durch sie hervorgerufene Bewegung der Geister hatte einer Menge jüngerer Kräfte die Feder in die Hand gedrückt. Gutzkow hatte in Berlin die akademische Carrière aufgegeben; die Journalistik schlug neue freie Bahnen ein, alle Talente waren wie von einem elektrischen Strom berührt; der ganze literarische Himmel wetterleuchtete.

Von diesen Autoren, welche Wienbarg, Kühne und später der Deutsche Bund unter der Kategorie des Jungen Deutschland zusammenfaßte, war Laube einer der heftigsten Stürmer und Dränger. Sein erster großer Roman: „Das junge Europa" (4 Bde., München 1833—37), in drei Abtheilungen zerfallend, „Die Poeten", „Die Krieger", „Die Bürger", von dem der erste Theil anfangs selbständig unter dem Titel „Das neue Jahrhundert" (2 Bde., 1832—33) erschienen war, wies ihm diese Stelle an der Spitze der Bewegung, unter ihrer trommelschlagenden Avantgarde an. Verherrlichung glühender Sinnlichkeit, die Emancipation des Fleisches wurde laut proclamirt. „Das Incarnat", sage ich in meiner „Nationalliteratur", „war seine Lieblingsfärbung. Bisher kannte man blos das nüchterne theologische Fleisch, das gekreuzigt werden muß, im abstracten Gegensatz zum Geiste. Es war der Luther'sche «Madensack», die lästige Hülle der Seele; seine prickelnden Anforderungen mußten standhaft überwunden oder durch besondere Heiligung ihrer niedern Sphäre entnommen werden. Mit dieser Anschauung standen Plastik und Malerei längst im Widerspruch. Was bei Heinse noch Doctrin und Cultus war, das wurde bei Laube kecke Lebenspraxis. Das Fleisch wurde von einer unbestimmten Allgemeinheit erlöst und in den feinsten Unterschieden gemalt. Die köstliche Farbenglorie Tizian's, welche die feinsten Arome der Wollust duftete, und der gesunde vollsaftige Materialismus eines Rubens befruchteten die neue Lyrik des Fleisches. Nie schildert Laube ein Weib, ohne anzugeben, ob ihr Fleisch zur niederländischen oder italienischen Schule gehört,

Digitized by Google

ohne mit den schmackhaftesten Ausdrücken Körperbildung und Colorit zu bezeichnen. Die Seele war ihm nichts als das Zittern der Blutkügelchen im Geäder, als das feine Nervennetz und seine elektrische Spannung." „Der Stil des «Jungen Europa» ist eine Mischung von Heine und Heinse, von frischester Sinnlichkeit, ohne allen doctrinären Beigeschmack, kurz bis zur Barschheit, keck bis zur Unart, aber in seiner Kürze und Keckheit der Lebensathem eines gesunden Naturells."

Die drei Abtheilungen dieses Romans sind indeß keineswegs ganz von demselben Geiste durchdrungen: zwischen der Veröffentlichung der ersten und letzten liegen mehrere Jahre, und in diesen hatte Laube einen nachdenklichen Aufenthalt in mehrern preußischen Gefängnissen überstanden. In den „Poeten" herrscht der wildeste Sturm und Drang; der Held, Hippolyt, ist ein Don Juan, der alle Frauen durch sein heißes Naturell und seine Siegesgewißheit berückt und erobert; hier geht der Dichter tambour battant gegen alle Bollwerke der landesüblichen Sittlichkeit vor; die Liebe wird im Ardinghellostil geschildert. In der zweiten Abtheilung: „Die Krieger", führt uns Laube in die polnische Revolution; er schildert ihre Helden und malt glänzende Schlachtenbilder. In den „Bürgern" bleibt Hippolyt der Held eines Cyklus von Don Juan-Novellen, aber neben ihn tritt geistig bedeutender Valerius, und in dem „Tagebuche aus dem Gefängnisse" findet sich eine Fülle treffender und geistreicher Bemerkungen, welche die weitausgreifenden Extravaganzen der „Poeten" zur Ordnung rufen: nicht dem sinnlichen Genuß wird mehr das Wort geredet, sondern Genußsucht gilt mit Selbstsucht, Arbeitsscheu und Heuchelei für die Quelle der unseligen modernen Zustände. Die Erfindung ist im „Jungen Europa" nicht gerade reich und spannend, die Charakteristik nicht mannichfach, alle Helden sind gleichmäßig von der Tendenz wie mit feurigen Fingern betüpfelt; es ist eben ein jungdeutscher Roman voll Reflexionen und Schilderungen. Zwischen die erste und letzte Abtheilung fallen auch die stilistischen Studien des Autors. Varnhagen rieth ihm größere Feile und eine mehr classische Haltung an. Laube begann zu goethisiren in seinen sonst nichtssagenden Novellen „Liebesbriefe" (1835), „Die Schauspielerin" (1835) und „Das Glück" (1837). Daneben trat er freilich als Jünger Heine's auf, des unnachahmlichen Heinrich I., dem er mit Goethe allein von allen deutschen Dichtern die Unsterblichkeit verspricht, und zwar in den „Reisenovellen" (6 Bde., 1834—37); doch Heinrich II. erreicht seinen Vorgänger weder in Bezug auf poetischen Zauber, noch auf kecken Wurf der Pointen; wohl aber hat er zur Manier Heine's noch diejenigen der Thümmel'schen und Sterne'schen Reisen hinzugenommen. Eigentliche Novellen finden sich wenig in diesem Cyklus, dafür aber ganz tüchtige Schilderungen von Land und Leuten und der Eigenart der Städte. Eine kecke Frivolität, eine Verherrlichung der flüchtigen Liebe und ihrer Abenteuer, die bis zur Sympathie für die Venus Vulgivaga fortgeht, eine entschiedene Abneigung gegen das Institut der Ehe spricht sich in der ganzen Sammlung aus. Seit 1833 redigirte Laube die „Zeitschrift für die elegante Welt", die durch ihn ein echtes jungdeutsches Organ wurde. In seinen „Modernen Charakteristiken" (2 Bde., 1835) zeigte Laube die auch später in seinen Schriften über das Deutsche Parlament und die von ihm geleiteten Theater unverkennbare Gabe einer raschen Auf-

Digitized by Google

fassung und prägnanten Darstellung persönlicher Eigenart, wobei ihm indeß das Porträt eines Eßkünstlers wie Karl Schall besser gelang als das eines Philosophen wie Hegel — Laube war eben ein Realist de pur sang und ist es immer geblieben.

Diese ganze Production fällt in eine äußerlich sehr bewegte Epoche: die burschenschaftlichen Antecedentien verjährten nicht leicht und Laube hatte schwer für seinen jugendlichen Uebermuth zu büßen. Bei seiner Rückkehr von einer Reise nach Italien, die er mit Gutzkow unternommen, wurde er 1834 aus Sachsen verwiesen und in Berlin verhaftet. Neun Monate saß er in der Hausvogtei — Varnhagen hatte ihn damals dem Fürsten Pückler, der gerade in Paris war, als Reisebegleiter empfohlen. Laube schrieb an den Fürsten: doch kam die Antwort erst, als der Dichter schon in der Hausvogtei saß. Wäre er selbst gleich nach Paris gereist, so entging er dieser Gefängnißstrafe. Im Jahre 1835 wurden vom Deutschen Bunde alle Schriften des Jungen Deutschland, sogar die künftigen, also auch die von Laube, verboten: ein Verbot, das allerdings nur ein Schlag ins Wasser war. Ernster war es, daß Laube abermals wegen seiner burschenschaftlichen Antecedentien, welche für die Demagogenriecherei nie verjährten, ins Gefängniß wandern mußte, ja zu langen Jahren Haft verurtheilt wurde. Doch fand diese Haft durch die Fürsprache einflußreicher Freunde bedeutende Ermäßigung, und er durfte sie im Amtshause zu Muskau absitzen. Dorthin begleitete ihn seine Gattin, die Witwe des Professors Hänel, eine geistreiche Frau, die er im Jahre 1836 geheirathet hatte. Mit ihr machte er, nachdem er wieder seine Freiheit erlangt und dieselbe zunächst zur Abfassung einer flüchtigen und werthlosen „Literaturgeschichte" (4 Bde., 1840), deren auffallende Plagiate ihm die „Halleschen Jahrbücher" nachwiesen, benutzt, dann Heinse's „Sämmtliche Werke" (10 Bde., 1838) herausgegeben hatte, 1839 eine Reise nach Frankreich und Algerien. Eine Frucht derselben waren seine „Französischen Lustschlösser" (3 Bde., 1840), historische Architekturbilder und Liebesnovellen. Außerdem entwickelte er beim Beginn der vierziger Jahre eine sehr reiche, doch im ganzen oberflächliche belletristische Thätigkeit: er schrieb ein „Jagdbrevier" (1841), eine mehr historische Studie über Naundorff: „Der Prätendent" (1842), „Georg Sand's Traumbilder" (1844), „Drei Königsstädte im Norden" (2 Bde., 1845), die kurische Erzählung „Die Bandomire" (2 Bde., 1842), die tragische Episode aus der Zeit der französischen Regentschaft: „Der belgische Graf" (1845).*)

Im Jahre 1840 war Laube von Paris nach Leipzig zurückgekehrt, wo sich damals ein reges literarisches Leben entwickelte und namentlich viele Emigranten aus Oesterreich sich aufhielten: Kuranda, Moritz Hartmann, Kaufmann, Nordmann, Kalisch, Alfred Meißner. Laube's eifrigster Strebens- und Gesinnungsgenosse war Robert Heller, ein sehr anregender und liebenswürdiger Gesellschafter, der es

*) Die frisch und lebhaft geschriebenen „Erinnerungen" aus seiner ersten Epoche (1810—40), reich an anekdotischen Mittheilungen und Charakterschilderungen, die man dort nachlesen mag, bilden den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften" (16 Bde., Wien, Braumüller, 1875—81).

Digitized by Google

aber als Schriftsteller zu keiner durchgreifenden Wirkung bringen konnte. Hier in Leipzig lernte Laube zuerst persönlich seinen Beschützer, den Fürsten Pückler, kennen, von dem er in seinen „Erinnerungen 1841—81" (Wien, Braumüller, 1882) ein sehr wohlgetroffenes Porträt gibt. Die Gabe dieser frischen Charakterzeichnung, die ihm von Jugend auf eigen war, bewährt sich auch in der Charakteristik Varnhagen's, dessen Bekanntschaft Laube schon früher gemacht hatte, in derjenigen von Lamartine, Thiers, Mignet, Eugène Sue und anderer französischer Größen, welche Laube bei einer Reise nach Paris im Jahre 1847 kennen lernte. Auch was er über den damals schon erkrankten, wenn auch nicht bettlägerigen Heine berichtet, gibt willkommene Ergänzungen zu den neuen Aufzeichnungen Meißner's.

In Leipzig selbst hatte Laube wieder die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" übernommen, und da derselben ein Modeblatt beigelegt worden war, so hielt es der Redacteur für seine Pflicht, auch auf dem Gebiet der „Mode" etwas zu leisten. In der That erfand Laube, mit Hülfe einiger Maler in Düsseldorf, eine neue Herrentracht, mit deren Modell er in der „Modezeitung" Propaganda zu machen suchte. Es war der modernisirte deutsche Rock, anschließendes Beinkleid, der Stiefel bis unter das Knie über dem Beinkleid, ein malerischer Mantel, der bis unter das Knie reichte, und ein breitkrämpiger Hut. Laube selbst kleidete sich in solcher Weise; er fand Nachahmung bei jungen Männern, das Junge Deutschland hatte seine Uniform gefunden. Viel wichtiger war es, daß Laube sich in dieser Zeit wieder dem Theater zuwendete, dem er seit seinen ersten verunglückten Versuchen den Rücken zugekehrt hatte. Anregung dazu gaben wol in erster Linie Karl Gutzkow's Beispiel und die Erfolge, welche dieser mit seinen Stücken davongetragen. Hierzu kam, daß in Leipzig eine tüchtige Schauspielgesellschaft unter der Oberregie Heinrich Marr's, eines geistreichen und exacten Realisten, thätig war, und daß das berliner Hoftheater unter der Leitung des Herrn von Küstner mit besonderer Beeiferung den jüngern Dichtern entgegenkam, da dieser Intendant sowohl die schriftstellerische Leistung als auch die journalistische Wirksamkeit sehr wohl zu würdigen wußte. Laube war ein namhafter Autor, dem auch das benachbarte dresdener Hoftheater gern seine Pforten eröffnete. So begann er denn mit seinem „Monaldeschi" (1845) sich als dramatischer Autor auf der deutschen Bühne einzuführen.

Es ist hier der Ort, über Laube als Dramatiker zu sprechen, da er seit der ersten Aufführung des „Monaldeschi" jahrzehntelang auf diesem Gebiet productiv war. Daß in ihm von Haus aus der Dramatiker schlummerte, beweisen schon seine Jugendproducte: das Talent eines Regisseurs, welcher die Bühne mit großer Anschaulichkeit und Genauigkeit sowie mit einem den Situationen entsprechenden decorativen Hintergrunde einzurichten verstand, bewies er merkwürdigerweise an einem Orte, wo man es nicht gesucht und verlangt hätte, in seinem Roman „Die Gräfin Châteaubriant" (3 Bde., 1843), zu welchem er bei seinem Aufenthalt in Frankreich genauere Studien gemacht hatte. Er schildert in diesem Werke das tragische Schicksal jener Geliebten von Franz I., die, ihrem Gemahl untreu, wozu

Digitized by Google

sie allerlei Intriguen verleiteten, sich dem alternden König ergibt, von diesem aber vernachlässigt und gekränkt zu ihrem Gatten zurückkehrt, der sie nach dem alten Eherecht der Bretagne zum Tode verurtheilt. Der Stoff hat seine dramatischen Seiten und seinen tragischen Abschluß, sodaß der Roman oft wie ein in epische Prosa aufgelöstes Drama gemahnt: die Darstellungsweise aber erinnert oft an die peinlichste Scenenangabe in einem Drama und ihre von einem phantasievollen Regisseur durchgeführte Verwirklichung auf der Bühne. Die ganzen Gebäude werden vor uns aufgebaut; alle einzelnen Coulissen zuerst hingestellt, ehe die Personen ihr Spiel auf der Bühne, mit und hinter den scenischen Apparaten beginnen. In der Hülle des Romandichters steckte bereits der Dramatiker und sah überall daraus hervor.

„Monaldeschi" ist das erste von drei Stücken, deren Helden sämmtlich in dieselbe Kategorie gehören: es sind erfolgreiche Liebhaber gekrönter Fürstinnen, die aber an ihrer Liebesleidenschaft für die Trägerinnen der Krone zu Grunde gehen. Struensee und Essex sind die beiden andern Helden. Der frische resolute Zug dieser kühnen Freiwerber zog das verwandte Naturell des Dichters an, und er wußte gerade diesen Zug glücklich zu gestalten, das Galante und Ritterliche zugleich mit dem Geistvollen und Thatkräftigen gab eine gute Mischung für interessante Bühnencharaktere, er steigerte diese Mischung von Stück zu Stück. Monaldeschi ist der oberflächlichste Abenteurer, Struensee ein Staatsmann, an dessen Ruhm man glauben muß, der sich uns aber nur als Liebhaber zeigt, in jener Rolle, die den Staatsmann ruinirt; Essex aber ist der gehaltvollste und bedeutendste von ihnen, am glücklichsten ein- und durchgeführt, jeder Zoll ein englischer Lord, und sein Conflict mit einer Königin wie Elisabeth hat ein hohes tragisches Interesse. Monaldeschi zeigt weder in Führung der Handlung, noch im dramatischen Stil jene Sicherheit, welche Laube sich später aneignete; das Stück ist ein tragisches Capriccio; denn die Capricen einer abenteuernden Königin sind das Agens des Stückes, und auch Monaldeschi, dem etwas jungdeutsches Blut eingeflößt ist, erscheint als ein sehr launenhafter Liebhaber. Die Wiederholung derselben Motive, wie die Gefangennehmung des Helden und die Plötzlichkeit der hereinbrechenden Katastrophe gehören zu den Schwächen der dramatischen Architektur. Der Stil aber wird auf einmal rhythmisch gärend, geht aus der Prosa in Verse über, die sich von den Jean Paul'schen Streckversen wenig unterscheiden. Das Stück war eine dramatische Improvisation; es wurde von der Kritik der „Halleschen Jahrbücher", die damals vorzugsweise den Jungdeutschen am Zeuge zu flicken suchte, grausam mitgenommen.

Weit besser war „Struensee" (1847); hier ist der Liebhaber der Königin zugleich ein bedeutender Staatsmann, und die Auffassung des Dichters geht dahin, daß der Held als Staatsmann an seiner Liebe zur Königin zu Grunde geht. Gewiß eine dramatische Wendung, aber wenn sie wirken soll, muß man den Staatsmann vorher bei der Arbeit sehen. Das ist nicht der Fall, und der Grund davon liegt in der überflüssigen Selbstbeschränkung mit Bezug auf die Einheit des Ortes und der Zeit, wie sie der Dichter sich auferlegt hat. Das ganze Stück spielt ohne eine einzige Verwandlung stets auf derselben, nur durch einen beweglichen

Digitized by Google

Vorhang etwas verwandlungsfähigen Scene: hier ist freilich jede Stufe gezählt; jede Vorhangsquaste spielt mit, jeder Winkel hat seine Rolle. Gewiß ein Kunststück dramatischer Regie ... und es ist erstaunlich, wie Laube eine trotz dieser Beschränkung sich lebhaft fortentwickelnde Handlung zu gestalten vermag; doch was er dabei opfert, wird nicht durch die Regieprämie ersetzt, die ihm zutheil werden mag. Weit glücklicher als im „Monaldeschi" ist Laube hier in der Charakteristik, besonders der zweiten Charaktere: König Christian VII., der edle Graf von Rantzau, der rohe Oberst Köller sind mit markigen Strichen gezeichnet. Auch die Haupthandlung hat einige ergreifende Situationen: das Drama würde vielleicht eins der besten neuerer Stücke geworden sein, wenn Laube in der Geschichte weiter zurückgegriffen und die Handlung reicher ausgestattet, die enge theatralische Schnürbrust etwas gelockert hätte.

„Essex" (1856) gehört einer spätern Epoche an: Laube war, als das Stück erschien, bereits mehrere Jahre lang Director des Burgtheaters; der sichere Instinct der Bühnentechnik war durch diese Praxis, durch die genaueste Vertrautheit mit allen scenischen Hülfsmitteln noch mehr gefestigt worden. „Essex", der sich am besten im Zusammenhang mit „Monaldeschi" und „Struensee" besprechen läßt, trotz des kleinen Anachronismus, der in solcher Besprechung liegt, ist die reifste Frucht vom Baume der Laube'schen Dramatik und Dramaturgie und dasjenige seiner Stücke, welches die längste Dauer verspricht. „Monaldeschi" und „Struensee" waren gleichsam die eigenen Vorstudien zu „Essex": als die Vorstudien anderer Dichter konnten die zahlreichen Essex-Dramen gelten, in welchen der Plan des Ganzen mit seiner dramatischen Gliederung in seinen Hauptzügen, bei verschiedenartiger Wendung im Einzelnen, schon vorgezeichnet war. Das gilt namentlich von dem „Essex" von Bank, welchen Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" so eingehend erläutert und analysirt hat, und welcher wenigstens mit Bezug auf die Vertheilung des Stoffes in die einzelnen Acte dem wiener Dramaturgen vorschwebte. Auf so festem Unterbau errichtete Laube nun sein Essex-Drama, das, betreffs der dramatischen Architektonik, allen Regeln entspricht, welche die Technik des Dramas neuerdings festgestellt hat. Die Exposition des ersten Actes ist von lebhafter Steigerung; die plötzliche Ankunft des Lord-Statthalters aus Irland bildet den Abschluß, der eine aussichtsvolle Perspective in dramatische Verwickelungen eröffnet. Die Führung der Handlung im zweiten Aufzug ist sehr lebendig, der Conflict zwischen Essex und den Rathgebern der Königin scharf betont. Im dritten Act bildet die in einen Schlag mit dem Feldherrnstab umgewandelte Ohrfeige, welche die Königin dem Essex ertheilt, den Höhepunkt der Krisis, im vierten Act der Aufstand des Lord Essex und seine Gefangennahme die Peripetie; das Geständniß seiner heimlichen Geliebten, der Rutland, verschärft dieselbe und macht die Folgen des Glücksumschlages im Leben des Helden unabwendbar. Der fünfte Act bringt die Katastrophe: hier hat Laube noch ein spannendes Motiv mit dem Ringe der Königin eingefügt, doch ist gerade der fünfte Act am wenigsten knapp und geschlossen; alles schwarz ausgeschlagen, wie im letzten Act des „Egmont"; so bildet auch der Wahnsinn der Rutland die Parallele zu Klärchen's letzten Scenen.

Digitized by Google

Die Charaktere des Essex und der Elisabeth, des letzten Lords und der mächtigen, von Liebeslaunen beherrschten Herrscherin sind markig gezeichnet und haben etwas von der strammen Energie, die im Charakter des Dichters lag. Neben den Hauptgestalten treten indeß auch Nebenfiguren mit leichtem humoristischen Anflug auf: Laube liebte das Anekdoten- und Genrehafte, wodurch er manches Stück, oder mindestens manchen Act fast in eine Mosaik verwandelte. Aehnlich läßt Victorien Sardou seine großen Scenen aus einer Anekdotenmosaik herauswachsen. Auch in Bezug auf dramatischen Stil steht Laube's „Essex" unter seinen Dramen in erster Linie, doch ist das Markige oft durch Härte des Ausdrucks erkauft; das Stück enthält anschauliche Erzählungen und an entscheidender Stelle Wendungen von dramatischer Schlagkraft, doch fehlt ihm der schöne Fluß geläuterter Diction und das gedankenvolle Pathos der großen Tragiker.

Wir kehren, nachdem wir die drei dramatischen Varianten des Laube'schen Lieblingsthemas ins Auge gefaßt, zu den Erzeugnissen seiner ersten leipziger Epoche zurück. Er war nicht immer glücklich in den Griffen nach wirksamen Stoffen: so konnte die Dramatisirung der Meinhold'schen Novelle „Die Bernsteinhexe" (1847), ein Hexenproceß auf der Bühne in düsterer greller Beleuchtung, ein Stoff, in welchem die mittelalterliche Brutalität eine Hauptrolle spielt, keine Anziehungskraft ausüben. In dem Lustspiel „Rococo" (1846) war jene Zeit der Marquis, Abbés und Maitressen mit einer Treue gezeichnet, welche das ganze Stück fast ebenso wenig annehmbar machte wie das mittelalterliche Colorit die „Bernsteinhexe". Die Moralbegriffe jener frivolen Epoche, welche die bewegenden Mächte des Stückes sind, befremden in der Gegenwart. Doch das Stück war in der Technik fest gegliedert und steigerte sich wirksam. Die große Scene zwischen dem Marquis und der Pompadour steht auf dramatischer Höhe, und die Scene in demselben Act zwischen dem Marquis und dem Baron, worin sich beide vertragen und keiner aussprechen will, worüber sie sich vertragen wollen, wurde von Tieck als ganz neu in der Lustspielliteratur bezeichnet. Laube hatte damals in Leipzig für den Marquis von Brissac einen vorzugsweise geeigneten Darsteller, dem er auch das Stück, wegen glänzender Durchführung dieser Rolle, in der Buchausgabe gewidmet hat: Heinrich Marr, der für solche feste, stramme Charaktere geschaffen war. Im Jahre 1851 brachte Laube sein Werk auf das Burgtheater: es erregte indeß lebhaften Anstoß dadurch, daß der Abbé de la Sauce, obschon die Censur den Abbé als solchen streichen mußte, von Dawison doch mit lebhaftem Anklang an klerikales Wesen und Costüm gespielt wurde. Sogar auf der Kanzel wurde gegen das Stück gepredigt. Laube setzte es bald wieder vom Repertoire ab; er sagt, es sei keins seiner Lieblingsstücke; er sei zum Widerspruch geneigt, wenn man es lobe; es brauche zu viele Hebel.

Auf dem Gebiet der Literaturkomödie, welche eigentlich Gutzkow mit seinem „Richard Savage" geschaffen hatte, versuchte sich Laube zuerst in „Gottsched und Gellert" (1845). Mit dem leipziger Boden war Laube vertraut, und dieser sicherte der Première des Lustspiels freundliches Entgegenkommen. Gottsched und Gellert, die beiden Hauptgrößen des damaligen leipziger Parnasses, stehen im

Digitized by Google

wirksamen Gegensatz, der dadurch einen leisen komischen Anstrich erhält, daß der imponirende Gottsched sich furchtsam, der sonst schüchterne Gellert muthig beweist. In die dürftige Handlung hinein tönt das Säbelgeklirr des Siebenjährigen Krieges: das Verhältniß zwischen Feder und Schwert gab zu allerlei tendenziösen Bemerkungen Anlaß, die in vormärzlicher Zeit ihre Wirkung nicht verfehlten. Gleichwol war die sehr in die Breite gezogene Handlung nicht danach angethan, dem Publikum ein tiefer gehendes Interesse einzuflößen; das Gewirr von Episoden, denen es nicht an ergötzlichen komischen Arabesken fehlte, füllte mit seinen Genrescenen die viel zu groß gewählte dramatische Leinwand nur mangelhaft aus. Desto erfolgreicher war Laube's Schauspiel „Die Karlsschüler" (1847), dessen populärer Held Friedrich Schiller von Haus aus die Sympathien der ganzen Nation für sich hatte. Wenn „Essex" das kunstgerechteste Stück Laube's ist, so ist dies Schiller-Drama jedenfalls das frischeste und lebendigste: es ist Schwung und Feuer darin, und der hallesche Löwentrotz des alten Burschenschafters scheint manche Scene dictirt zu haben. In den ersten Acten wird der Hof des tyrannischen Herzogs von Würtemberg durch allerlei anekdotische Genrebilder illustrirt, die sich mit einer hastigen Bewegung ablösen. Das ist alles scenisch trefflich arrangirt; aber es herrscht der leichtere Lustspielton vor auch bei erstern Conflicten. Die schwunghafte Liebesscene zwischen Schiller und seiner Laura bildet den Leitton, der hinüberführt zu den großen Auftritten des vierten Aufzuges zwischen dem Herzog und Franziska, zwischen dem Herzog und dem Dichter: Auftritte, in denen das Hochtragische sich zwar nicht ohne Uebertreibung der Situation an Stelle der genrebildlichen Scene drängt, die aber einen Nerv des Ausdruckes, ein Feuer dramatischer Bewegung haben, sodaß offenbar Laube's Muse unter der glücklichsten Inspiration stand, als er sie schrieb. Der letzte Act schließt mit geschickten theatralischen Wendungen und einer Apotheose Schiller's ab. Das Stück verschaffte dem Verfasser viele Lorberkränze: etwas von der Popularität des Dichters, den er zum Helden seines Stückes gemacht, ging auf ihn über. Gleichwol ist es unverkennbar, daß Schiller gegen den Herzog von Würtemberg im Nachtheil steht: seine unreife hin- und herflackernde Jugendlichkeit kommt zu kurz gegen diesen festen, militärisch geschulten Absolutismus. Und ebenso ist es in „Prinz Friedrich" (1854), wo der junge, etwas schwärmerisch gehaltene Kronprinz mit seinen freigeistigen Tendenzen im dramatischen Interesse zurücksteht gegen den König Friedrich Wilhelm I., den festen, soldatischen Regenten von bewußter Kraft: einen Charakter, den Laube noch idealisirt hatte. In diese Naturen von uneingeschränkter Willenskraft hatte er viel von sich selbst hineingeheimnißt, und wenn er auch nur das Theaterscepter geschwungen — er liebte ein straffes Regiment und uneingeschränkte Selbstherrlichkeit. Prinz Friedrich selbst ist übrigens in diesem Schauspiel fast mit denselben Farben gemalt wie Schiller, und diese Farben sind zu leuchtend, zu traumhaft glühend für den jungen „Alten Fritz". Was ein Dörnchen werden will, krümmt sich bei zeiten, und von der kaustischen Schärfe des spätern großen Königs müssen sich bei dem jungen Prinzen doch schon Spuren zeigen; er darf nicht blos in die allgemeine ideale Glut der künftigen „großen Männer" getaucht sein. Das Schauspiel behandelt im Grunde eine Anekdote und sucht sich von

Digitized by Google

schweren tragischen Accenten freizuhalten: gleichwol fällt die Hinrichtung Katte's in seinen Rahmen und läßt sich nicht so beiseiteschieben, wie Laube es zu thun versucht hat, sie lastet auf der Stimmung der Hörer.

Auf „Essex", den wir schon besprochen, folgte „Montrose, der schwarze Markgraf" (1859), ein in großen historischen Dimensionen entworfenes Drama, das aber vielfach in die trockene Haupt- und Staatsaction übergeht. Auch ist Laube's Erfindung, durch welche er der Handlung ein rein menschliches Interesse zu geben sucht, nicht gerade glücklich zu nennen. Er stellt dem Parteigänger der Stuarts geradezu Cromwell selbst gegenüber; dieser hat eine Tochter aus früherer, für ungültig erklärter Ehe, und die Mutter will diese mit Montrose verheirathen. Uns erscheint dieser Conflict etwas auf Schrauben gestellt: man kann sich nicht für den innern Kampf des Vaters erwärmen. Daß Laube hier politische Ueberzeugungen einander gegenüberstellt, entspricht der Aufgabe des modernen Dramatikers: doch besitzt er nicht den Schiller'schen Schwung und verfällt bisweilen in das leitartikelnd Trockene. Einzelne Stellen wurden bei der Aufführung in Wien mit Jubel aufgenommen, weil sie sich gegen das Concordat richteten. Der Wechsel von Vers und Prosa ist sehr willkürlich in dem Stücke; gerade die großen Hauptscenen, wo man den Vers erwartete, sind in Prosa geschrieben.

Anonym ließ Laube im Jahre 1867 sein Lustspiel „Der Statthalter von Bengalen" vom Stapel laufen: ein angloindischer Stoff, zu dem ihm „Pitt und Fox" und der „Nabob" die Anregung gegeben haben mochten. In dem Stücke selbst, dessen Held der Verfasser der Juniusbriefe ist, wird die Frage der Pseudonymität dramatisch erörtert, während sich das Pathos gegen die indische Misregierung richtet. Dieser Januskopf der dramatischen Handlung ließ, trotz guter Charakterzeichnung und einiger geschickt erfundener Situationen, kein rechtes Interesse an derselben aufkommen. Ein anderes Lustspiel: „Cato von Eisen", eine Charakterstudie nach spanischer Vorlage, hatte guten Bühnenerfolg.

Nachdem Laube die Direction des Burgtheaters niedergelegt hatte, ließ er an dem Theater an der Wien ein Actualitätsdrama: „Böse Zungen" (1868), aufführen, welches das Schicksal des Ministers von Bruck, der als Selbstmörder geendet, zum Hintergrund hatte und als eine Vertheidigung dieses Staatsmannes angesehen werden konnte, während sich die Anklage des Stückes gegen das überdiensteifrige Beamtenthum, die Spione und Spitzel richtete, welche tüchtige Männer zu Grunde richteten. Diese sittliche Pointe war in energischen Reden ausgeprägt, die überall, auch außerhalb Wiens, zündeten: Frau von der Straß wurde eine Lieblingsrolle der pathetischen Anstandsdamen und der vor erwachsenen Töchtern nicht zurückschreckenden ersten Heldinnen. Das Stück ist frisch und resolut aus dem Leben gegriffen, doch sein Aufbau etwas roh zusammengezimmert. Der Diebstahl der rothen Mappe ist ein allzu handgreifliches und zu flüchtig ausgeführtes Motiv.

Seine leipziger Theaterdirection begann Laube mit Aufführung seiner Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" (1860). Wo er die Aufführung des Schiller-Fragments am Burgtheater bespricht, erklärt er, daß er sich zu einer der vorhandenen Fortsetzungen nicht entschließen konnte, da sie zu schwach seien. „Damit

Digitized by Google

will ich durchaus nicht sagen, daß ein voller Schiller'scher Maßstab an eine solche Fortsetzung angelegt werden müsse. Eine nur leidliche Fortsetzung wäre mir sehr willkommen gewesen, um das Schiller'sche Fragment als organischen Theil eines großen Stückes dem Theater einzuverleiben. Wenn solche Fortsetzung nur theatralisch bestehen kann neben Schiller's glänzender Exposition, dann erachte ich sie als einen Gewinn für die deutsche Bühne, den Ansprüchen an Schiller brauchte sie nicht Rede zu stehen." In diesem Sinne setzte Laube selbst später den „Demetrius" fort mit geschicktem technischen Aufbau, zum Theil tüchtiger Charakteristik und energischer Führung der Handlung. Doch war der Bruch in dem Stücke allzu bemerkbar; wo Schiller aufhörte und Laube anfing, da fühlte man, daß man eine beträchtliche Zahl von Stufen am Kunsttempel herabgeglitten und der Charakter des Helden nur zu einer sogenannten edeln Gestalt abgeschwächt worden war. Bei Schiller war die Peripetie großartig: Demetrius, nachdem er die Kunde seiner Unechtheit erhalten, harrt aus auf der betretenen Bahn, aber er verwandelt sich, unter dem furchtbaren Schicksalsschlage, in einen Tyrannen; Laube's Demetrius dagegen ist ein Legitimitätsritter à tout prix; er will nur Klarheit über sein Recht und gibt sich selbst auf, als er daran verzweifeln muß.

Heinrich Laube hat der deutschen Bühne wichtige Repertoirestücke geschaffen, überall sichere Technik, große Theaterkenntniß, einen frischen, resoluten Stil und die Neigung für geistige Bedeutung des dramatischen Inhalts gezeigt: er nimmt unter den Dramatikern der letzten Jahrzehnte einen hervorragenden Rang ein.*)

„Die Karlsschüler" hatten Laube nach Wien geführt, die Burgtheaterdirection war damals, wie wir gleich sehen werden, zuerst an seinem Horizont aufgetaucht; doch der Sturm der revolutionären Bewegungen drängte das Theater zunächst in den Hintergrund. Auch Laube empfand Lust, die Bühne mit der Tribüne zu vertauschen, oder vielmehr seine Frau warf, wie er in seinen „Erinnerungen" erzählt, diesen Funken des Ehrgeizes in seine Seele. Als er in Karlsbad zur Cur verweilte, fand in dem benachbarten Elbogen eine Wahl zum frankfurter Parlament statt. Laube begab sich dahin als Wahlcandidat, hielt eine Rede, die mit den Worten begann: „Meine Herren, ich bin für den Kaiser", und in welcher er dann seine Lebensgeschichte, die Verfolgungen, die er in Preußen erlitten, seine liberalen Grundsätze auseinandersetzte: er trug über seine beiden Mitbewerber den Sieg davon. Indeß legte er seiner Frau das Geständniß ab, daß er kein eigentlicher Redner sei, kein sogenannter Parlamentsredner, welcher mit Grundsätzen, Gründen und Gegengründen einen längern oratorischen Vortrag hält. „Das blos Abstrahirte, das vorzugsweise Theoretische langweilt mich, und dabei verläßt mich zum Anordnen der Steigerung das Gedächtniß; ich verpuffe mein Pulver in schnell aufeinanderfolgenden Schüssen. Wenn ich also breiter und länger reden soll, dann brauche ich die Erzählung, um eine künstlerische Unterlage zu haben, welche mich trägt und welche mir immer wieder neuen Anhalt bietet. Kurz, ich muß, wie

*) Vgl. „Heinrich Laube's Dramatische Werke" (13 Bde., Leipzig, J. J. Weber, 1845—76).

Digitized by Google

Goethe sagt, fabuliren können." „Du siehst", schloß er, „wie ungenügend ich fürs Parlament bin."

In der That verharrte Laube in Frankfurt, wo er sich dem linken Centrum anschloß, in consequentem Schweigen; er bewies damit, daß er nicht Parlamentarier sei, ganz wie Gustav Freytag dies später in Berlin bewies. Daß hervorragende Schriftsteller, die einen Namen zu vertreten hatten, in unsern Parlamenten gar keine Rolle spielten, war immerhin für das deutsche Schriftstellerthum gegenüber dem französischen und englischen eine Art von Niederlage. Bei Laube, obschon er ein Norddeutscher war, kamen indeß die Rücksichten hinzu, die ihm seine Wahl in einem österreichischen Wahlkreise auferlegte, und aus dem dunkeln Grunde seiner Seele tauchte wol auch die Aussicht auf die Burgtheaterdirection und die Gunst der Erzherzogin Sophie auf, welche er nicht zu verscherzen willens war. Unterredungen mit dem damaligen Reichsverweser, Erzherzog Johann, Causerien, von denen er in seinen „Erinnerungen" erzählt, waren ihm daher willkommener als Reden im Parlament selbst. Er rechtfertigt sein Schweigen indeß mit der pessimistischen Stimmung, die ihn von Haus aus beherrscht hatte, gegenüber all den hoffnungsfreudigen Regungen in seiner Umgebung. „Außer meiner Gefängnißzeit erinnere ich mich keiner so langen Lebensepoche, in welcher ich so gleichmäßig gedrückt dahingelebt hätte. Es widerstrebte aber meiner Natur, ohne Aussicht auf Erfolg frisch zu sein und ohne Grund hoffen zu können." Einmal wollte Laube indeß eine Rede halten nach dem Malmöer Waffenstillstand; er lief auf die Tribüne und setzte seinen Namen auf die Rednerliste, um gegen den Waffenstillstand zu sprechen; „doch das Schicksal wollte nicht, daß ich mehr als Ja oder Nein sagen sollte in der Paulskirche; die Debatte wurde geschlossen, ehe mein Name an die Reihe kam". Laube's Stiefsohn, der junge Hänel, der damals mit in Frankfurt war, hat später durch glänzende parlamentarische Beredsamkeit wieder gut gemacht, was der Stiefvater in Frankfurt versäumt hatte. Laube hat uns übrigens in den „Erinnerungen" das Concept seiner einzigen nichtgehaltenen Rede in Frankfurt aufbewahrt, es findet sich darin eine Stelle, an welcher er das frankfurter Parlament „den Mittelpunkt der Macht" nennt. Was aber diesem Parlament fehlte, war ja eben „die Macht", und daran vor allem ist es zu Grunde gegangen. Bei der Abstimmung über die Kaiserfrage im März 1849 trennte sich Laube von seiner Partei; er konnte nicht für den König von Preußen stimmen, was hätte der Wahlkreis Elbogen, was hätte die Erzherzogin Sophie dazu gesagt? Er verließ Frankfurt im März, aussichtslos, wie er gekommen, und begab sich nach Leipzig, wo er sein Werk: „Das erste deutsche Parlament" (3 Bde., 1849), verfaßte.

In der That hat Laube im Grunde in Frankfurt nur in einer mit Ja oder Nein austapezierten Journalistenloge gesessen als Beobachter und Referent, als Photograph und Porträtmaler, dazu war er durch sein Talent berufen: wie die Eigenart der Schauspieler auf der Bühne, wußte er diejenige der Redner auf der Tribüne zu erfassen und zu schildern. In den „Erinnerungen" hat er einige Bilder aus jenem ersten Werke noch einmal retouchirt: mit besonderer Vorliebe sind Mitglieder der Rechten, wie Radowitz und Vincke, gezeichnet; antipathisch

Digitized by Google

war ihm die Linke, Robert Blum, Karl Vogt und Genossen; sein eigentlicher parlamentarischer Heros war der Ritter von Schmerling. Seine frische und farbige Darstellungsweise gaben diesen parlamentarischen Porträts einen eigenthümlichen Reiz, wenngleich sein Standpunkt bei der Aufnahme sie meist in eine einseitige Beleuchtung rückte.

Von Leipzig begab sich Laube nach Wien — hatte er in der Politik nur eine Nebenrolle gespielt, so sollte er dort im Theaterleben alsbald die Hauptrolle spielen.

Wichtiger, noch mehr in die Zeit eingreifend als der Dramatiker Laube ist der Dramaturg Laube: er hat auf die Richtung der modernen Bühne einen in vieler Hinsicht maßgebenden Einfluß ausgeübt; die Presse, die Tages- und Theaterkritik stand und steht noch heute unter dem Einfluß seiner Stichwörter, ebenso ein Theil der Bühnenregie. Und diese Stichwörter vererbten sich nicht blos durch die Schauspieler: er hat sie ja in seinen drei großen Werken, in denen er über seine eigenen Bühnenleitungen den Rechenschaftsbericht ertheilt, oft genug angewendet; aus dem Reservoir dieser dramaturgischen Weisheit führten hundert Kanäle in die Niederungen der Bühnenpraxis und Schablonenkritik. Man muß Laube in erster Linie zu seinem Lobe nachsagen, daß kein anderer Bühnenleiter, kein dramatischer Dichter oder Kritiker Deutschlands in neuer Zeit ein so intimes Interesse für das Theater gezeigt hat: nicht Tieck und nicht Immermann, denen er schon durch seine einflußreiche Stellung überlegen war, nicht Dingelstedt, der, hierin ihm gleich, trotz seines ausgezeichneten Talents, doch oft eine vornehme Lässigkeit, ja Theatermüdigkeit und Theaterblasirtheit zeigte, nicht die zahlreichen tüchtigen und gebildeten Bühnenlenker, welche einzelnen deutschen Theatern vorstanden und vorstehen. Laube lebte und webte im deutschen Theater; er hatte ein oft zu hohen Temperaturgraden erhitztes Theaterblut; er war ein Fanatiker der Bühne. Die Aufführungen neuer Stücke versetzten ihn als Director in solche Aufregung, als ob er der Dichter wäre; jede Aufführung, selbst jede Neueinstudirung war ihm ein Ereigniß. Die Elektricität, von der er selbst erfüllt war, theilte sich seinen Kreisen und von dort aus dem großen Publikum und der Presse mit. War dabei oft auch etwas Fanatismus mit im Spiele, das Interesse für das Theater wurde wach gehalten. Solchen Einfluß gewonnen und jahrelang behauptet zu haben, ist ein Verdienst Laube's, denn es gelang ihm nur durch Rüstigkeit und unermüdende Regsamkeit, durch Energie und Begeisterung für die Sache. „Ein Mann ist viel werth in so theuerer Zeit", kann man mit Recht sagen; denn wie viel ist am Theater herumgestümpert worden, besonders von der Unfähigkeit und Indifferenz in maßgebenden Stellungen. Daß der Einfluß Laube's indeß auch nach vielen Richtungen hin ein schädlicher, weil durch ein scharf ausgeprägtes Naturell einseitig bestimmter war, das wird wol nicht in Abrede gestellt werden können. Seine Misgriffe nahmen mit den Jahren zu, und seine Jünger überherodisirten den Herodes.

Ein Princip hat Laube stets in den Vordergrund gestellt: eine Bühne muß vom Theater aus und nicht vom Bureau aus geleitet werden. Dies Princip

Digitized by Google

halten wir für durchaus richtig: das Wesentliche einer Theaterleitung besteht in der Auswahl der Stücke, in der richtigen Beurtheilung der Schauspieler sowol was ihr Engagement als auch die Besetzung der einzelnen Rollen betrifft, und in der verständnißvollen Inscenirung. Von der Bühne aus haben die Ordres an das Bureau zu ergehen. Die Administration nimmt bei großen Theatern ja einen breiten Platz ein; doch auf diesem Gebiet sind tüchtige Kräfte nicht selten, die ein Director sich schulen und erziehen kann; der Mechanismus einer guten Verwaltung bewegt sich ganz von selbst; hier brauchen blos die subalternen Kräfte thätig zu sein. Wird dies, wie oft geschieht, auf den Kopf gestellt, so hat man die verkehrte Welt: eine gut functionirende Verwaltung, aber ein schlechtes Schauspiel. Auch beim Militär sind ja die Intendanturräthe noch lange keine Generale: ein guter Hauptmann beaufsichtigt auch die Kammer, doch nur beim Exerciren und Manövriren zeigt er sich in seiner militärischen Tüchtigkeit. Die eigentlich artistische Thätigkeit den Regisseuren zu überlassen, ist ein arger Misgriff: sie sollen tüchtige verständnißvolle Handlanger des Directors sein, aber die bewegende Seele des Ganzen, der Leiter, der einer Bühne sein Gepräge aufdrückt, kann nur dieser selbst sein. Und Laube hat nicht blos ein unanfechtbares Princip aufgestellt; er hat es auch durchgeführt mit einem Eifer, der alle Regisseure beschämen konnte; unermüdlich leitete er alle Proben, von der Leseprobe bis zur letzten Theaterprobe; immer anregend, eingreifend und durchgreifend mit Bezug auf den dramatischen Kern des Stückes und der Darstellung, und Feuer und Flamme für eine gelingende Aufführung, die sich vor seinen Augen aufbaute. Er war Dramaturg und Regisseur zugleich. „Gute Regisseure", sagt er in seiner Schrift über das Burgtheater, „sind sehr selten, und auch die wenigen guten Regisseure stehen selten auf der literarischen Höhe, welche erforderlich ist, um ein Stück in seinem geistigen Geflecht lebendig zu machen." Gerade hierin aber bestand Laube's wirkungsvolle Thätigkeit.

Wir haben Heinrich Laube auf den Proben am wiener Burgtheater und leipziger Stadttheater oft genug beobachten können: er war unausgesetzt anwesend, unausgesetzt bei der Sache. Allmählich fand er sich wie ein Mitspielender und mehr als ein solcher in die Handlung hinein; er lebte das Stück mit und dann fühlte er heraus, wo es der Darstellung fehlte: dann half er nach, sprach den Schauspielern die einzelnen Stellen vor, gab ihnen Nuancen im Geberdenspiel an, wußte die Stellung der Personen sachgemäß und wirksam anzuordnen. Wenn er vorsprach und vorspielte, so würde dies auf einen dritten gar keinen oder vielleicht einen leisen komischen Eindruck gemacht haben: die Schauspieler aber fanden heraus, was er wollte und worauf es ankam; er erschloß ihnen in scharfer und markanter Weise das Verständniß seiner Auffassung. In der Erfindung kleiner Detailzüge war er oft sehr glücklich und seine Anregungen gingen bei strebsamen Darstellern nie verloren. Doch beschränkt sich dies bedingungslose Lob auf die Darstellung des französischen Conversationsstückes und des deutschen Lustspiels. Für die höhere Tragödie Schiller's und Shakspeare's und der Dichter, die in gleicher Richtung schufen, war der Stil der Darstellung, den er bevorzugte, nicht durchweg angemessen; dichterisches und rednerisches Feuer war ihm nicht

Digitized by Google

sympathisch; er fiel den ihrer Begeisterung folgenden Künstlern in die Zügel, und wenn er dann einen Schiller'schen Vers mit seiner hohlen Grabesstimme vortrug, so lag darin für den Schauspieler eine sehr herabstimmende Belehrung.

Für den Regisseur Laube war das dichterische Wort, die schauspielerische Charakteristik, die eigentliche Handlung die Hauptsache. Alles Beiwerk, welches später durch Dingelstedt und die Meininger Schule zu so glänzender Geltung gekommen, schien ihm nur geringer Beachtung würdig: die Poesie der Scene, das Decorative, das Arrangement der Massentableaus lag ihm fern. Nach diesem glänzenden Ruhm der heutigen Regie strebte er nicht: es lag hierin eine Schranke seiner dramaturgischen Begabung; denn besonders bei Dichtwerken höhern Stils muß auch die Bühne phantasie- und stimmungsvoll mitwirken. Die Hauptsache bleibt freilich immer der dramatische Kern — und Laube's Tüchtigkeit bestand darin, diesen herauszuarbeiten.

Im Frühjahr 1848 wurden Laube's „Karlsschüler" am Burgtheater aufgeführt. Der Dichter war anwesend, wurde mehrfach hervorgerufen. In jener revolutionären Epoche wollte man auch den damals und, wie wir hinzufügen wollen, noch heute verbotenen Hervorruf der Schauspieler an der Burg durchsetzen, und rief Fichtner, der den Schiller spielte. Dieser erschien nicht; die Scene wurde immer stürmischer; da trat Laube in die Schranken und dankte statt des Herrn Fichtner für die Auszeichnung, welche man ihm zugedacht. Indem er damit die alte Sitte vertheidigte, gewann er die Meinung des Hofes für sich und es war schon damals die Rede davon, daß er an Holbein's Stelle zum Director des Burgtheaters ernannt werden solle. Im Herbst 1849, nachdem Laube im frankfurter Parlament großdeutsch gestimmt und seine Aufsehen erregenden dramaturgischen Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte, wurde er vom Oberstkämmerer Lanskoronski als Burgtheaterdirector angestellt, nachdem ihm in seinen Instructionen Wahl der Stücke, Bildung des Repertoire und Besetzung der Rollen auf seinen Wunsch ausdrücklich zugesichert worden war. Anfangs sollte er den Titel „Dramaturg" erhalten, doch er setzte den „Director" durch.

Von 1850 bis zum Jahre 1867 hat Laube die Direction des Burgtheaters geführt; es ist die Glanzepoche seines dramaturgischen Wirkens und er hat sich um die erste österreichische Bühne große Verdienste erworben: seit seiner Direction gilt sie für die erste deutsche Schauspielbühne überhaupt. Auch sein Werk „Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte" (Leipzig, J. J. Weber, 1868) ist bei weitem die beste und gediegenste unter seinen dramaturgischen Schriften; sie enthält treffende Charakteristiken der hervorragenden Schauspieler, die er zum großen Theil selbst entdeckt und für die Burg engagirt hat, und vieler neuern dramatischen Dichter; auch enthält sie viel Tüchtiges und Treffendes, wo es die Abwehr der Shakspearomanie und der spanischen Dramatik gilt, welche an der Burg lange Zeit hindurch eine überwuchernde Bedeutung gehabt. Laube fand ein kleines Repertoire, ein sehr kleines Personal und ein sehr langes Verzeichniß verbotener Stücke. Das Repertoire suchte er allmählich durch Neueinstudirungen zu

Digitized by Google

ergänzen und sein Ziel zu erreichen: ein Repertoire, welches jeder gebildete Mann vollständig nennen konnte. Zu den ersten Einstudirungen gehörten „Julius Cäsar" und die „Räuber" — beides an der wiener Burg noch nicht gesehene Stücke; es folgte „Coriolanus" und schon im Jahre 1851 „Faust", „Hamlet", „König Lear", „Der Kaufmann von Venedig", später „Richard III.", der fast durchgefallen wäre; so ging es fort mit der Ergänzung des classischen Repertoire. In diese Reihe rückte denn auch Grillparzer ein, dessen Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen" einen großen Erfolg davontrug, namentlich auch durch die Darstellung der Hero von Frau Bayer-Bürck. Seitdem ist Grillparzer in Wien zu neuer glänzender Anerkennung durchgedrungen — der Grillparzer redivivus ist Laubes Werk; ja dieser hat den Grillparzer-Cultus später zu einer schwindelnden Höhe gesteigert. „Mir ist es unvergeßlich", schreibt Laube selbst, „daß durch diesen Triumph der Scene der dramatische Dichter Grillparzer für uns neugeboren wurde. . . . Die Anhänger Grillparzer's bildeten damals eine sehr alte Gemeinde, aber nicht eine allzu große. Die besten Männer gehörten zu ihr, vorzugsweise Männer, und zwar ältere Männer, welche mit dem Dichter aufgewachsen waren. Jetzt hatte der Dichter auch die Jugend entzündet, auch die Frauen; jetzt kam ein neues Geschlecht an die Kenntniß des vaterländischen Poeten, und das Geschlecht ist seit 1851 gewachsen und gewachsen und alle folgenden Aufführungen seiner Stücke haben eine wunderbare Propaganda gebildet. Was Grillparzer versäumt dadurch, daß er seine Schriften niemals gesammelt hat herausgeben lassen: das hat das Burgtheater nachzuholen versucht."

Von den neuen Dramatikern war es in erster Linie der kraftgeniale Otto Ludwig, den Laube auf die Bühne des Burgtheaters brachte. Laube hatte eine warme und nachhaltige Begeisterung für diejenigen Dichtwerke, die er für bedeutend hielt, die er in die Welt des praktischen Theaters eingeführt. Er ließ sich hierin nicht irremachen, nicht einmal durch die höchste Instanz der heutigen Directionen, den Kassenrapport. Trotzdem daß das Publikum bei den Wiederholungen des Stückes anfangs ausblieb, gab er den „Erbförster" in jedem Jahre wieder; er rechnete darauf, daß man die Uebelstände als bekannt voraussetzen und in den Kauf nehmen werde für außerordentliche Vorzüge. Endlich, nach längern Jahren, wurde der „Erbförster" doch Repertoirestück. Und ähnlich ging es mit den „Makkabäern". Laube's Glaube an seine Unfehlbarkeit brachte also auch große Vortheile mit sich: er suchte das Publikum zu bekehren, machte sich nie vollständig von ihm abhängig und konnte so allmählich mit der Beschützung verdienstlicher Dichtwerke auch gegen die öffentliche Meinung durchdringen.

Weniger günstig als von Otto Ludwig dachte Laube von Hebbel, der mit sehr vielen Stücken auf der Burg schon heimisch war, als Laube die Direction übernahm: dieser wiederholte die „Judith" alljährlich, wenn auch bei schwachem Besuch, machte sich aber nicht an die „Maria Magdalena", welche bei den Aufführungen in Leipzig abschreckend gewirkt hatte. Bei der ersten Wiederholung war es so leer gewesen, daß man mit Vogelschrot in den Saal hätte schießen können, ohne jemand zu treffen. Doch gab Laube die „Genoveva" Hebbel's als „Magellone". Auch diese Aufführung belehrte ihn, daß Hebbel's Stücke aus einem

Digitized by Google

tiefen Grunde der Bühne fremd sind: weil der Dichter gar keine plastische Phantasie besitzt, weil er die Vorgänge nicht sieht; die Stücke sind zusammengedacht, von einem begabten dichtenden Denker niedergeschrieben. Dies Urtheil erinnert an dasjenige, das ich schon Jahre vorher in meiner „Nationalliteratur" über Hebbel gefällt, obschon ich der genialen Begabung des Dichters größere Anerkennung gespendet hatte. Ueber andere tragische Dichter, Albert Lindner, Emil Brachvogel, dessen „Narciß" nach Laube's Ansicht Züge starken Talents, geistiger Roheit und doch geistigen Bedürfnisses trägt, welches in die Tiefe will, aber von der Phrase aufgehalten wird; über Paul Heyse, Joseph Weilen, Friedrich Halm, Mosenthal, finden wir Mittheilungen und Urtheile von oft glücklicher Fassung. Auch von den Lustspieldichtern Bauernfeld und Benedix ist gelegentlich die Rede: für die besten neuern Lustspiele erklärt indeß Laube „Die Journalisten" von Gustav Freytag und „Der geheime Agent" von Friedrich Hackländer.

Diese Urtheile Laube's sind fest und bestimmt, apodiktisch hingestellt; sie werden gedeckt durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit und den sichern theatralischen Instinct, der ihn selbst erfüllte; aber sie lassen fast immer eine beweiskräftige Entwickelung vermissen; sie gehen niemals auf den innern Organismus der Stücke, auf ihren Grundgedanken ein, wie dies Lessing stets in seiner „Dramaturgie" thut; am wenigsten messen sie mit den Maßstäben des Aristoteles. Die dramatische Mache und theatralische Wirkung ist unserm Dramaturgen die Hauptsache; doch indem er einseitig darauf allen Nachdruck legt, hat er der deutschen dramatischen Dichtung sehr genützt; denn er hat sie aus dem Idealismus expansiver Tendenzen zu knapper Form, zu prägnanter Fassung zurückgerufen, zu jenem Maß, jener Fertigkeit der Technik, welcher es die Franzosen verdanken, daß auch minder große Talente Brauchbares und Verwendbares schaffen. Ueberdies hatte Laube von seiner jungdeutschen Vergangenheit her den Instinct für das Moderne, für den zeitgemäßen Inhalt; er ist daher dem abgeneigt, was Gutzkow als akademische Poesie bezeichnet hat. Für derartige Dramen hat Laube die besondere Bezeichnung von Architekturstücken gewählt. „Solche Architekturstücke bewerkstelligen ihr Gerüst mit historisch bekannten Vorgängen und Leidenschaften und führen den Bau zu Ende im überkommenen Stil. Wenn ihr Baumeister nicht ein Talent ersten Ranges ist, so ist keine Dauer zu erwarten von dieser Form." „Ist für diese Architekturstücke die Kraft nicht classisch groß, dann werden sie Schulexercitien. Ist die Kraft, wenn auch für Classicität nicht ausreichend, doch von formeller Schönheit gehoben, dann haben solche Stücke immerhin einen ästhetischen Werth für ein gutes Theater. Sie bieten edle Studien für das Publikum und für die Schauspieler." Zu diesen Stücken rechnet Laube Halm's „Iphigenie in Delphi", während er die „Sophonisbe" von Hersch, die in Wien mit Mann und Maus zu Grunde ging, zu den schablonenhaften zählt. Hier spricht sich Laube auch über die sogenannte „schöne Sprache" aus, die für solche Architekturstücke unerläßlich ist. „Unter schöner Sprache hatte sich in unsere poetische Dramatik ein hohles Versewesen eingeschlichen, welches abgenützte Gedanken anspruchsvoll vorträgt und durchschnittlich des eigenen Tons und Charakters entbehrt — eine poetische Jahrmarktswaare für die nur äußerlich theilnehmende Partei des Publikums." Gewiß ist

Digitized by Google

der Protest gegen akademische Dilettantenarbeit berechtigt, auch derjenige gegen „die sogenannte schöne Sprache", d. h. gegen die Versmacherei in einer gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt, gegen die glatte Wort- und Bildschnitzerei ohne innere Inspiration. Doch hier gerade liegt das Misverständniß ebenso nahe wie die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die schöne Sprache ist eben überhaupt die Sprache der Dichtung (ἡδυμένος λόγος des Aristoteles); man nehme sie fort aus Goethe's und Schiller's Tragödien und sehe, was dann übrigbleibt. Die Offenbarung des dichterischen Genius liegt in dem schönen unvergänglichen Worte. Bei Schiller und Goethe wird dies auch als selbstverständlich angesehen, aber wie leicht und wohlfeil ist es, neue Dichter, die in ihrem Geiste und mit echtem ursprünglichen Talent schaffen, durch jene Anklage der sogenannten schönen Sprache verächtlich zum alten Eisen zu werfen; denn der Unterschied zwischen der echten schönen Sprache im Geiste der Classiker und der glatten akademischen Versmacherei läßt sich durch bösen Willen leicht verwischen, und das Publikum ist kaum dafür geeignet, jener Anklage der Kritik gegenüber genauere Controle zu üben. Ja Laube selbst hatte im Grunde den Classikern nur einen reservirten Platz gesichert; ihm war alles Begeisterte und Schwunghafte auf der Bühne zuwider; er neigte durchaus der realistischen Prosa zu. Daher auch, wie wir gesehen, sein Eifer, das oft berechtigte Feuer der Darsteller zu dämpfen und auf einen trockenen Ton zurückzuführen, in welchem er die Lebenswahrheit suchte; er sah überall die Schreckgespenster des Pathos und der hohlen Declamation, der Weimarischen Schule, wie er es nannte, wo ein Darsteller sich von dem hochgehenden Wogenschlage der dichterischen Rede tragen ließ und ihr eben dadurch erst gerecht wurde.

Der moderne Instinct und eine auch in seinen frühern Schriften ausgesprochene Vorliebe Laube's für französisches Wesen, französische Geschichte und Literatur führte ihn dem neufranzösischen Drama zu, das er mehr als ein anderer Dramaturg in Deutschland eingebürgert hat; er fand darin jene dramatische Exactheit, die ihm als Ideal vorschwebte, die Meisterschaft der Technik, die sichere Führung der Intrigue, vor allem aber „das Stück der Gegenwart", wie er es nannte. Gewiß soll die Bühne in erster Linie ein Culturbild der Gegenwart geben, und es ist keine Frage, daß die französischen Autoren dieser Aufgabe mehr gewachsen sind als die deutschen. Auch sah Laube in den bessern französischen Stücken eine Schule für die deutsche Schauspielkunst. Die Schauspieler sind hier durch keinen künstlichen Mantel gedeckt; sie müssen das einfache Wort tragen, etwas aus sich selbst entwickeln. Auch könne man hier treffliche Kräfte aus denjenigen Talenten schaffen, welche nicht zu den stark ausgesprochenen Naturen gehören, ein gemischtes Fach finden für die feinere Sentimentalität und die feinere Komik. Laube vertheidigt die Aufnahme der Stücke von Scribe, Augier, Feuillet, Sardou; bei der Auswahl stellt er Principien auf, die nur gebilligt werden können. „Des jüngern Dumas moralisch excentrische Stücke sind grundsätzlich ausgeschlossen geblieben, «Die Camelliendame» wie «Demi-Monde» haben keinen Zutritt gefunden, wie stark die Reize der Composition und des Dialogs darin waren; sie sind ausgeschlossen geblieben, weil darin Sitten walten, die unserm deutschen Wesen widerstreben."

Digitized by Google

Ebenso protestirt er gegen die Aufführung von „Le supplice d'une femme", weil dieses Stück ein Thema des Ehebruchs in derjenigen französischen Form behandle, welche für unsere Empfindung unangenehm einschneidend und verletzend ist. Werden diese Principien bei der Auswahl französischer Dramen an die Spitze gestellt, so wird auch eine franzosenfeindliche Kritik hierin zustimmen, wenngleich sie schon vom rein nationalen Standpunkte die übergroße Begünstigung ausländischer Stücke verurtheilen muß, da die Abhängigkeit der deutschen Bühne von der französischen damit proclamirt wird, die sich zu keiner Art Gegenleistung entschließt und die deutschen Dramen vollständig ignorirt, und da überdies eine Entwickelung unsers Bühnenwesens zu beklagen ist, der zufolge die französischen Autoren in Deutschland weit höhere Honorare erhalten als die deutschen, indem die erstern außer der üblichen Tantième noch immer eine von vornherein bezahlte Prämie für das erworbene Aufführungsrecht erhalten. Laube hat sich indeß selbst später nicht mehr nach diesen Grundsätzen gerichtet: er hat bei seiner zweimaligen Direction des wiener Stadttheaters auch der Hochflut der pariser Nichtigkeiten, und zwar der Nichtigkeiten oft zweideutiger Art die Schleusen geöffnet. Doch wollen wir ihm selbst im ganzen noch ein maßvolles Verfahren in Aneignung der französischen Dramatik zugestehen, so hat jedenfalls sein tonangebendes Beispiel und seine dramaturgische Advocatur zur Folge gehabt, daß die französische Dramatik, und zwar ohne alle Einschränkungen, sich wie ein breiter Strom über die deutsche Bühne ergoß, daß Paris das Mekka der speculationswüthigen Theaterdirectoren geworden ist, welche dort auf Kassenstücke Jagd machen und sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchen, und daß die deutsche Kritik in jedem französischen Stücke ein Ereigniß sieht, das sie von vornherein becomplimentirt und nachher bis in die Wolken aufbauscht, während sie für deutsche Schöpfungen nur ätzende Säure übrig hat.

Einen Glanzpunkt der Laube'schen Schrift über das Burgtheater bildet die Charakteristik der einzelnen Darsteller: der ältern, wie Anschütz, Löwe, La Roche, denen er im ganzen geringere Sympathie entgegenbringt, obschon auch ihre Charakterbilder scharfe Umrisse und warmes Colorit zeigen; der jüngern, die er um die Burg und um sich gruppirt hat und die meistens noch jetzt die Zierde dieses Kunstinstituts bilden. Die Charakteristiken von Sonnenthal, der jetzt wol der erste deutsche Schauspieler ist, von Lewinsky, von Meixner, von Fräulein Wolter, Frau Rettich, Fräulein Baudius sind nicht blos dramaturgisch verdienstvoll; sie haben dramatisches Leben. In der That hatte Laube in Wien eine glückliche Hand, und bei seinem seltenen Fleiße auf den Proben gelang es ihm, eine Schule zu bilden. Das jetzige Burgtheater ist im großen und ganzen noch immer seine Schöpfung.

Im Jahre 1867 mußte er von derselben scheiden. Die oberste Theaterleitung war an den Oberhofmeister Fürsten Konstantin zu Hohenlohe gefallen; doch da dieser nicht gewünscht hatte, unmittelbar mit dem Theater in Berührung zu kommen, war eine Zwischeninstanz eingeschoben worden und Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) zum Intendanten ernannt worden: dieser, selbst dramatischer Dichter, nahm die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoire,

Digitized by Google

die Besetzung der Rollen und die Befugniß zu einjährigen Engagements für sich in Anspruch. Laube wollte sich nicht mit der Stellung eines Oberregisseurs begnügen, nicht den neuen Instructionen sich fügen und trat zurück. Er schrieb Theaterkritiken in der wiener „Neuen Freien Presse" — in welchem Sinne? darüber gibt die folgende Stelle aus seiner Schrift über das Burgtheater genügenden Aufschluß: „Das Jahr vom Herbst 1867 bis zum Herbst 1868 hat das" (daß das Ganze dem Verfall zutaumelt) „mit einer Schnelligkeit dargethan, welche mich überrascht: die alten Vorstellungen verfielen, die neuen Vorstellungen fielen durch, das alte geschlossene, im Urtheil fein geübte Publikum zog sich zurück, und ein neues, ungestaltes zog ein." Diese Schwarzseherei Laube's hat sich nicht bestätigt, und gerade die tragenden Säulen, die er dem Burgtheater zugefügt hat, stehen noch immer fest.

Die Burgtheaterdirection war der Höhenpunkt der Wirksamkeit des Dramaturgen Laube; der Kritik und der Theatergeschichtschreibung geziemt es, diesen Höhenpunkt festzuhalten, um dem Bilde des hervorragenden Mannes nach Verdienst gerecht zu werden. Seitdem bewegen sich seine dramaturgischen Leistungen, obwol es ihnen nie an einzelnen glänzenden Lichtpunkten fehlte, im ganzen doch in absteigender Linie. Im Herbst 1868 übernahm er die Leitung des leipziger Stadttheaters. Zum ersten mal auf eigenes Risico bei einem immerhin ansehnlichen Etat hingewiesen, verlor er die Ruhe, die er in Wien stets, auch dem Tadel der Kritik gegenüber, behauptet hatte; es kam eine gewisse Nervosität über ihn, und er glaubte einen „Kampf ums Dasein" kämpfen zu müssen, weil er fürchtete, auch in seinen finanziellen Einnahmen geschädigt zu werden. Das war nicht der Fall und konnte auch nicht der Fall sein bei einer Kritik, welche so vieler Vorstellungen mit wärmstem Lobe gedachte und erst, in den Stand der Nothwehr versetzt, schärfere Saiten aufzog. Laube hat Leipzig als ein sehr vermögender Mann verlassen. In seiner Schrift „Das norddeutsche Theater" (Leipzig, J. J. Weber, 1872) hat er neben theaterhistorischen Skizzen über andere norddeutsche Bühnen, wobei des berliner Hoftheaters nur in wenigen Zeilen erwähnt wird, einen Rechenschaftsbericht über seine leipziger Directionsführung veröffentlicht, deren hauptsächlichster Werth in der kritischen Besprechung der aufgeführten Novitäten besteht, während die Darstellung der Vorgänge selbst, wie des letzten Theatertumultes und seiner Ursachen, eine so einseitige ist, daß man sie nur mit einer Selbsttäuschung erklären kann, in welcher sich der Autor befand. Einzelne dieser leipziger Aufführungen, wie die des „Demetrius", der „Makkabäer", des „Julius Cäsar" und des „Coriolanus", verdienten das warme Lob, das auch die von Laube so oft angegriffene Kritik des „Leipziger Tageblatt" ihnen spendete; andere freilich, wie diejenige der „Jungfrau von Orléans", des „Faust", des „Fiesco" und „Don Carlos", litten theils an Fehlern der Besetzung, theils an solchen der Einrichtung; die Kritik, die dies hervorhob, trat in Widerspruch mit einer die ganzen deutschen Blätter beherrschenden Reclame für die leipziger Musterbühne. Laube hatte in Leipzig nicht die glückliche Hand wie in Wien: wohl brachte er schöne Kräfte zur Geltung, wie Fräulein Delia, aber er ließ auch die „Jungfrau"

Digitized by Google

von einer Soubrette, Fräulein Feuerstake, spielen, welche sich dieser ungewohnten Aufgabe in einer ganz Leipzig alarmirenden Weise unterzog. Auch andere jüngere Kräfte aus den Kronlanden, die er durch seinen Vortragsmeister Strakosch heranbilden ließ, entsprachen nicht den gehegten Erwartungen. Nach wie vor bewährte Laube sein intimes Interesse für das neue Drama, seine unermüdliche Thätigkeit auf den Proben, seine trotz aller Einseitigkeiten und Misgriffe immerhin unbestreitbare dramaturgische Begabung: aber Zurücksetzung älterer Künstler und Künstlerinnen, die im Publikum große Anhängerschaft hatten, die allzu eifrige Reclamewirthschaft, allerlei andere Vorgänge im Theater und in Laube's Nähe führten jene bedauerlichen Katastrophen herbei, welche den Rücktritt Laube's um so mehr zur Folge hatten, als er bei dem Oberbürgermeister und den städtischen Behörden nicht beliebt und in mancherlei Differenzen mit ihnen gerathen war. Offenbar war es Laube's Verdienst, das Interesse des leipziger Publikums für das Theater auf einen Höhenpunkt gebracht zu haben, der allein den Fanatismus der sich gegenüberstehenden Parteien erklären konnte.

Nach Wien zurückgekehrt, übernahm Laube die Direction eines neuen Theaters, das wesentlich durch seine Initiative mit Hülfe reichlich spendender Finanzkreise ins Leben gerufen worden war. Ueber seine Thätigkeit am Theater an der Seilerstatt bis zu seinem ersten Rücktritt berichtet er in einer dritten dramaturgischen Schrift: „Das Wiener Stadttheater" (Leipzig, J. J. Weber, 1875). Er hält, wie er hier mittheilt, ein zweites Theater höhern Genres in Wien für nöthig, einmal weil das Hofburgtheater aus tausenderlei Staats-, Hof- und persönlichen Rücksichten in der Auswahl der Novitäten sehr beschränkt ist, die andern wiener Theater nur Possen, Operetten und Ausstattungsstücke geben, infolge dessen eine ganze Reihe guter Schauspiele für Wien unaufführbar blieb; dann aber war das Burgtheater zu klein für das erweiterte Wien, das an einem gebildeten Publikum viel reicher geworden war. Diese beiden Gründe sind gewiß annehmbar; es sind ähnliche Motive, die zur Gründung des Deutschen Theaters in Berlin führten. Doch hatte Laube noch einen dritten Grund: es galt nicht blos einer Rivalität der Theater, sondern auch einer Rivalität der Directoren. Gegenüber der Bühne am Michaelerplatze, welche ja nach Laube's Ansicht dem Verfall zutaumelte, sollte das Laube'sche Theater die wiener Musterbühne werden. Infolge dieses Wetteifers wurden auch die ältern classischen Dramen hier zur Aufführung gebracht, und obwol Laube in Friedmann, Robert, Lobe, Fräulein Frank hervorragende darstellende Kräfte besaß, so konnte er auf diesem Gebiete doch die Concurrenz mit der Burg nicht siegreich durchführen, eigentlich eine Concurrenz mit dem von ihm selbst geschaffenen Ensemble. Der neuern deutschen Production öffnete er die Pforten weit genug: Lindner, Lindau, Wilbrandt, Moser, Rosen, Putlitz, Hugo Bürger u. a. sahen ihre neuen Stücke hier zur Aufführung gebracht; auch seinen Liebling Grillparzer und seinen Freund Gutzkow vergaß Laube nicht. Immerhin war das Wiener Stadttheater in dieser ersten Zeit eine hervorragende Bühne, auf deren Vorführungen man in ganz Deutschland Rücksicht nahm. Nach der großen Börsen- und Finanzkrisis in Wien im Jahre 1873 nahm der

Digitized by Google

Theaterbesuch wesentlich ab; infolge der Mishelligkeiten mit einem Theil der Gründer des Theaters, welches Laube auch mit pecuniären Opfern unterstützt hatte, trat er von der Direction zurück, die damals in Lobe's Hände gelegt wurde. Doch Laube konnte sich von seinem Schmerzenskinde nicht trennen: schon im Jahre 1875 sehen wir ihn wieder am Steuerruder des Stadttheaters stehen und später noch einmal den Versuch machen, das dem Untergang entgegentreibende Schiff zu retten und die dramaturgische Ladung zu bergen, mit welcher er in See gestochen war. Vergebens! Er mußte sie über Bord werfen, ein Fachkomiker und Possendarsteller war sein Nachfolger. In diesen spätern Epochen seiner Bühnenleitung hatte Laube die alte Thätigkeit und Rührigkeit unwandelbar bewährt; aber das Streben nach Erfolg um jeden Preis zur Rettung des Unternehmens hatte eine fieberhafte Hast in der Vorführung der Novitäten zur Folge, wobei die strengere Auswahl verabsäumt wurde. Hatte Laube schon in seinem Werke über das Stadttheater die Einschränkungen fallen lassen, welche er noch in seiner Schrift über das Burgtheater gelten ließ, indem er einfach erklärte, ein feines graziöses Stück, woher es auch kommen möge, sei in Wien ein Zugstück, und ein französisches habe das günstige Vorurtheil für sich, so hat er bei der spätern Leitung des Stadttheaters auch das Maß in der Zulassung französischer Stücke, das er dort noch als beachtenswerth hervorhob, gänzlich überschritten, werthlose Nichtigkeiten, echte pariser Sittenbilder von durchaus undeutschem Charakter en masse auf die Bühne gebracht, selbst die zerbrochenen Töpfe des pariser Theaters für Wien zurechtgekittet und so, da seine Bühne schon durch seinen Namen noch immer mit einem gewissen Nimbus bekleidet war, für ganz Deutschland ein schlechtes und leider allzu sehr befolgtes Beispiel gegeben.

Ein eigenthümliches tragisches Zusammentreffen war es, daß Laube seinem Schmerzenskinde so bald nachstarb. Für beide war das Jahr 1884 das Todesjahr. Das Stadttheater ging in Flammen auf; ein Wiederaufbau an der alten Stelle, für die der greise Laube mit unverwüstlichem Eifer plaidirte, stieß auf den Widerspruch der Behörden. Das Unternehmen, auf welches Laube so große Hoffnungen gesetzt, mit dem er sich selbst in jeder Hinsicht identificirt hatte, war absolut gescheitert und vernichtet: es war das gewiß ein schwerer Schlag für den alt gewordenen Dichter, ein Nagel zu seinem Sarge.

Während seiner Burgtheaterdirection hatte Laube noch die Muße gefunden, sein bedeutendstes Werk auf dem Gebiet des Romans zu verfassen: „Der deutsche Krieg" (9 Bde., in drei Abtheilungen, Leipzig, Haessel, 1863—66), ein umfassendes Gemälde des Dreißigjährigen Krieges, nicht im Stil der Memoirenliteratur oder der die Geschichtschronik abschreibenden Historien, sondern durch freie Erfindung in das dichterische Bereich erhoben. Die erste vierbändige Abtheilung: „Junker Hans", hat eine zu große Breite in Bezug auf locale wiener Schilderungen und epische Nebensächlichkeiten, doch geht ein frischer Zug der Handlung durch das Ganze. Der Held gehört, wie es für den historischen Roman unerläßlich ist, der Erfindung des Dichters an. Junker Hans von Starschädel ist in diplomatischer Sendung aus dem Reiche nach Wien gekommen, geräth hier, indem er sich am Aufstande der

Digitized by Google

Protestanten betheiligt, in mancherlei Fährlichkeiten und entgeht nur mit Mühe dem Tode durch den Richterspruch der Jesuiten. Die Charaktere der letztern sind scharf gezeichnet, ebenso die der protestantischen Führer und die frischen und resoluten Genrebilder aus dem Volksleben wie die Salonbilder aus den fürstlichen Gemächern. Eine Art von idealem Chor, der uns über die Streitigkeiten der Parteien erhebt, bildet der Einsiedler der wiener Waldberge, der im Klostergefängniß der Jesuiten untergeht. Wie „Junker Hans" die Introduction des großen Kampfes darstellt, so führt uns die zweite Abtheilung: „Waldstein" (3 Bde.), auf den Höhenpunkt desselben. Schiller's dramatischer Held mag als hervorragendste Persönlichkeit auch einem Roman den Namen geben; aber der eigentliche Romanheld darf er nicht sein, das würde gegen die Grundgesetze des historischen Romans verstoßen. Der Held des Laube'schen Werkes ist hier der natürliche Sohn des Friedländers; sein Geschick ist mit dem des Generalissimus in oft spannenden Situationen verknüpft. Waldstein selbst ist eine Charakterstudie mit vielfach pathologischer Motivirung, durch welche die Sprünge in seinem öffentlichen Auftreten, sein plötzliches glänzendes Aufleuchten und mattes Nachlassen motivirt werden. Seinen Untergang leitet der Dichter aus der Wendung des Soldatenfürsten zur Diplomatie ab, durch welche er zur Unzeit seinen kriegerischen Geist lähmte. Das Charakterbild, sehr abweichend von der Schiller'schen Idealgestalt, hat doch etwas Bedeutsames, düster gewaltige Züge: die ganze Epoche mit ihren fahrenden Frauengestalten, ihren Diplomatinnen und Buhlerinnen, in deren Kreis einzelne edle und zartfühlende Mädchen treten, mit ihrer religiösen Bewegung, ihrem zerrütteten Volksleben ist trefflich geschildert. Als Schlachtenmaler hat Laube schon im „Junker Hans" durch die Darstellung der Schlacht am Weißen Berge sich eine Prämie verdient: auch „Waldstein" enthält einige überaus lebendige Schlachtengemälde. Der Regisseur der Bühne hat Sinn für die Aufstellung und Evolution der Truppen auf dem Schlachtfelde. „Waldstein" ist der glänzende Mittelpunkt des großen Laube'schen Romans. Die letzte Abhandlung: „Herzog Bernhard" (3 Bde.), die den großen Krieg in seinem letzten Stadium schildert, hat nicht die gleiche Frische und Wärme; für den Idealismus solcher Heerführer wie Herzog Bernhard hat Laube nicht die nöthigen Farbentöne und die physiologische Motivirung erscheint hier als einseitig; auch ist die Erfindung nicht glücklich und spannend und das Ganze verzettelt sich zu sehr in Genrebilder im Stil des „Simplicissimus". Der ganze Roman erhebt sich über das Niveau der Leihbibliothekliteratur durch edeln Stil und geistvolle geschichtliche Perspectiven.

Auch in seiner letzten Epoche war Laube als Schriftsteller nicht müßig gewesen; von der süßen Gewohnheit des Dichtens und Schreibens konnte er nicht lassen: nulla dies sine linea blieb sein Grundsatz. Auch ist in seinen letzten Schriften seine Feder nicht zitterig, sein Stil nicht wackelig geworden, er bewahrt die alten festen Grundstriche: nur der Fluß der Erfindung geräth oft ins Stocken oder macht barocke Sprünge. Am wenigsten glücklich war er mit dramatischen Versuchen, die er, wie „Frundsberg", anonym erscheinen ließ und die nirgends zur Aufführung kamen. Das beste dieser letzten Werke ist sein Roman „Die Böhminger" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger, 1880). Im Nachlaß der im Jahre 1880 verstorbenen

Digitized by Google

Gattin des Dichters fand sich ein halbvollendetes Romanmanuscript, das ihm selbst ganz in Vergessenheit gerathen war, sodaß er sich erst allmählich auf seinen damaligen Plan wieder zu besinnen vermochte. Er entschloß sich alsbald den „Torso" zu ergänzen, und so entstand sein neuer Roman. Der Mystiker Böhme und eine Stiftung desselben bilden seinen Ausgangspunkt, ein Nachkomme Böhme's ist der Held des Romans. Im wesentlichen aber wird uns das Zeitalter von 1830, seine politische Bewegung, seine Revolutionäre, seine Demagogenverfolgungen mit jenen lebendigen Farben geschildert, welche Laube um so mehr auf seiner Palette hatte, als er ja jene Zeit tapfer mit durchgemacht und aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen schöpfen konnte. Gegen diese lebensvolle Darstellung tritt die eigentliche Erfindung des Romans, die Liebe Saul's zu Deborah, sehr in den Hintergrund, obschon auch dieser Theil des Werks einzelne originelle Charaktere und drastische, nur bisweilen unglaubwürdige Wendungen enthält und die Darstellung selbst hier und dort einen Aufschwung nimmt, der an Laube's beste Zeiten erinnert: wir brauchen nur auf die Vertheidigungsrede Saul's zu Gunsten seiner des Kindesmordes angeklagten Deborah hinzuweisen. Wie in den „Böhmingern" die Erinnerung an seine frische, kampfbewegte Jugend ihm die Feber führte, so in den beiden Novellen „Louison" (Braunschweig, Westermann, 1881) und „Entweder-Oder" (ebendaselbst 1882) seine dramaturgischen Erinnerungen. Die Heldinnen beider Novellen sind Schauspielerinnen: die erste leichtblütig, nixenhaft, eine Komödin, die zweite, ernst, temperamentvoll, eine Tragödin; beide entgehen den Versuchungen des Theaterlebens und werden glückliche Ehefrauen. Dabei hat Laube eine Menge dramaturgischer Bemerkungen in diesen immerhin elegant, wenn auch etwas flüchtig skizzirten Novellen abgelagert.

Im Sommer dieses Jahres lauteten die Berichte aus Karlsbad über Laube's Gesundheitszustand ungünstig, ja bedenklich; doch schien er sich wieder erholt zu haben, als er nach Wien zurückkehrte; diese Wiedergenesung war indeß fraglicher Art: am 1. Aug. 1884 raffte ihn ein sanfter Tod hinweg.

Als talentvoller, vielseitiger, fleißiger Schriftsteller auf dem Gebiete der Journalistik und Publicistik, des Dramas und Romans, noch mehr aber als Dramaturg von einem die gleichzeitige Bühne beherrschenden Einfluß, wird Laube in der Geschichte des deutschen Theaters und der deutschen Literatur eine dauernde Stätte finden.

Digitized by Google

Ueber die Einheit der Naturkräfte im Universum.

Von

M. Wilhelm Meyer.

Alle neuern Errungenschaften der astronomischen Wissenschaft lassen immer deutlicher die einheitliche Idee erkennen, nach der das ganze Weltgebäude gedacht und aufgebaut worden ist. Diese Idee bringt uns die Sterne im Geiste wieder näher, und wenn auch unser bestes mathematisches Wissen dieselben in fast unendliche Fernen versetzt, so sagt uns dennoch die neuere Forschung, daß uns selbst von jenen letzten Grenzen unsers Forschungsgebietes noch Weltkörper herleuchten, welche mit unserer engern Welt verwandtschaftliche Züge aufweisen, daß dort oben Schwestern unserer mütterlichen Sonne und brüderliche Erdsterne existiren, die dem Wesen nach keine andere Bedeutung für das Ganze haben können als unsere Sonne und unsere Erde, die, durch gleiche gesetzliche Normen mit uns verbunden, auch eine gleiche oder ähnliche Bestimmung erfüllen müssen. Die tausend Sternenaugen, welche nächtlich zu uns herableuchten, schauen uns nicht mehr als Fremdlinge aus einem Wunderlande an, welches die Phantasie mit allem Fremdartigen und Räthselhaften ausstattet, sondern umgekehrt, wenn wir heute der Phantasie einen Ausflug über das Gebiet der strengen Forschung hinaus gestatten wollen, so wird sie uns viel eher von gleichen Einrichtungen und gleichen Schöpfungen reden, welche auch dort oben die fernsten Welten bevölkern wie hier unsern Erdstern.

Blicken wir hinauf zum Sternengewölbe. Das naive Gemüth, welches von der astronomischen Wissenschaft nichts weiß, wird, so wie es die Alten thaten, alles, was es dort oben sieht, mit der Erde in directe Verbindung bringen und den ganzen Himmel als ein ehernes Deckengewölbe betrachten, welches so gut zur Erde gehörig sein müsse wie das Dach zu einem Hause. Erst jenseit dieses festen Gewölbes begann für sie das Außerirdische, jenseit befand sich die in ewiger Klarheit strahlende Wohnung der Unsterblichen, von der man nichts als einen matten Schimmer wahrzunehmen vermochte, an jenen Stellen des großen Gewölbes, wo seine zwei Hälften zusammengeschmolzen wurden, am Gürtel der Milchstraße, die den Himmel rings umzieht. Die Erde stand inmitten des Sternengewölbes fest, und alle Sterne, mit Ausnahme der wenigen Planeten, wurden in gleiche, nicht allzu große Entfernungen von dem Standpunkte des Menschen, dem Centrum der Welt, versetzt. Damals war also in der Einbildung des Menschen der Himmel uns fast greifbar nahe, und alles Wunderbare, was man an demselben sah, wurde nach rein irdischen Analogien auf nicht zu schwierige Weise erklärt.

Digitized by Google

Aber die Lehre des Kopernikus versetzte plötzlich alle diese Sterne von jener geistig greifbaren Nähe bis in die entfernteste Unendlichkeit zurück. Kopernikus hatte gezeigt, daß die Erde nicht im Mittelpunkt des Weltalls steht, sondern in einem gewaltigen Kreise alljährlich einmal um die Sonne zieht. Dadurch mußten aber alle frühern Anschauungen über den Bau des Himmelsgewölbes eine vollständige Umwälzung erfahren; denn die Bewegung der Erde hatte jetzt zur Folge, daß sie zu bestimmten Jahreszeiten einer bestimmten Region des Himmels näher stehen müsse als zu einer andern Zeit, wodurch die Sterne dieser Region heller und größer erscheinen und die Sternbilder scheinbar an Ausdehnung gewinnen müßten. Diese Beobachtung hatte man aber keineswegs gemacht. Die Sternbilder veränderten ihre scheinbare Gestalt durchaus nicht im Laufe der verschiedenen Jahreszeiten, ja es gelang sogar nicht einmal, die leiseste scheinbare Bewegung an irgendeinem Stern wahrzunehmen, welche eine Folge, eine Abspiegelung unserer eigenen Bewegung um die Sonne sein konnte. Wenn wir an verschieden entfernten Gegenständen vorüberfahren, so weichen dieselben nach der entgegengesetzten Richtung unserer Bewegung zurück, und zwar um so schneller, je näher sie sich uns befinden. Die Sterne mußten also sehr weit von uns entfernt sein, weil die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne gar keine wahrnehmbare Ortsveränderung der Sterne unter sich hervorbrachte. Noch bis vor sehr kurzer Zeit waren alle Bemühungen, die Abspiegelung unserer eigenen Bewegung im Weltall an der scheinbaren Bewegung der Sterne wahrzunehmen, gescheitert. Bradley z. B., ein englischer Astronom des vorigen Jahrhunderts, dessen Messungen wegen ihrer Feinheit und Sicherheit noch heute die Bewunderung der Astronomen wach rufen, hatte eigens zu dem Zwecke, diese scheinbare Bewegung, die Parallaxe der Fixsterne, wie der astronomische Kunstausdruck dafür ist, nachzuweisen, ein Fernrohr festgemauert, damit es die Bewegung der Erde in möglichst rigoroser Weise mitmachen mußte, und dann einen bestimmten Stern im Bilde des Drachen das ganze Jahr hindurch beobachtet. Er kam dabei zu dem doppelt überraschenden Resultat, daß der Stern im Laufe eines Jahres wol eine bestimmte Bewegung ausführe, die aber in umgekehrter Richtung stattfand, als es jene Abspiegelung unserer Bewegung um die Sonne voraussetzen ließ. Er machte also als Folgen jener interessanten Wahrnehmung die beiden Schlüsse, daß jener Stern für den damaligen Stand der astronomischen Meßkunst als unendlich weit von uns entfernt bezeichnet werden müsse, weil sich keine Parallaxe an ihm wahrnehmen ließ; zweitens aber, daß jene wirklich beobachtete Bewegung des Sterns einer bisjetzt noch unbekannten Ursache ihre Existenz verdanke, die aber auch, wie die Parallaxe, eine directe Folge des Kreislaufes der Erde um die Sonne sein müsse, da die Wiederkehr jener scheinbaren Bewegung von der Lage der Erde zur Sonne genau abhängig befunden wurde. Bradley wurde hierdurch auf die Entdeckung der sogenannten Aberration des Lichtes geführt, welche dadurch entsteht, daß das Licht sich nicht mit unendlicher Geschwindigkeit im Raum fortpflanzt, sondern eine Zeit gebraucht, um von einem bestimmten Stern bis zu uns zu gelangen. Auf diesen Punkt werde ich später zurückkommen.

Die Sterne, die früher als zugehörige Theile der Erde betrachtet wurden,

Digitized by Google

d. h. des Körpers, welcher als gleichbedeutend mit dem Begriff der Welt oder des Universums galt, waren nun auf einmal in eine Ferne gerückt, die für das menschliche Fassungsvermögen unbegrenzt, unendlich zu nennen war. Kein Wunder, wenn man sie nun auch für verschiedene Weltgeschöpfe hielt, deren Constitution und Gesetzgebung mit der unsers engern Weltgebietes, des Sonnensystems, keine Vergleichspunkte mehr darbiete. Der menschliche Geist liebt es, aus einem Extrem in das andere zu verfallen. Wird eine irrthümliche Anschauung, welche seit Jahren mit dem Anschauungsvermögen des menschlichen Geistes eng verbunden war, durch einen triumphirenden neuen Gedanken siegreich aus dem Felde geschlagen, so können gar leicht die Erfolge des Sieges dadurch zeitweilig wieder paralysirt werden, daß die Umwälzung gar zu radical ausfällt, wobei dann leicht viel Gutes mit dem Schlechten zugleich beseitigt wird.

Die Welt der Sterne, alles was uns nicht unmittelbar greifbar war, wurde durch den gewaltig reformirenden Kopernikanischen Gedanken plötzlich aus dem Bereich unserer Fassungskraft ausgewiesen; alle diese Welten außerhalb des kleinen Erdsterns mußten dann erst langsam wieder für unsern Geist erobert werden, und von diesen Eroberungen möchte ich hier sprechen.

Die einzige Verbindung mit der äußern Welt, welche uns von der Existenz anderer Körper außerhalb der Erde unterrichtet, ist die des Lichtes. Wenn auch andere Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Weltkörpern existiren, wie die der Anziehungskraft oder allgemeinen Schwere, der Wärmestrahlung und der elektrischen Fernwirkung, so würden wir diese wahrgenommenen Einflüsse doch niemals auf außerirdische Ursachen beziehen können, wenn die Sterne uns nicht durch das Licht ihre Existenz und ihre scheinbaren oder wahren Bewegungen verriethen, aus denen wir dann weitere Schlüsse ziehen können. Das Licht also, dessen Ursache und Wirkung wir hier auf der Erde genau studiren können, wird auch in jenen fernsten Regionen des Universums erzeugt. Untersuchen wir, ob seine Eigenschaften andere sind als die des irdisch erzeugten oder von unserer mütterlichen Sonne herrührenden Lichtes.

Eine Eigenschaft des Lichtes, welche man auf der Erde selbst untersuchen kann, ist die seiner nicht unendlich geschwinden Fortpflanzungsfähigkeit. Ich will hier nicht die Methoden auseinandersetzen, welche zur Ermittelung der Geschwindigkeit des Lichtes angewandt worden sind, genug, daß verschiedene Physiker auf rein experimentellem Wege mit irdischen Lichtquellen ziemlich gut übereinstimmend fanden, daß das Licht in einer Secunde einen Weg von etwa 40000 geographischen Meilen zurücklege. (Ich schiebe hier ein, daß ich im Folgenden absichtlich stets nur ganz abgerundete Zahlen angeben werde. Die genauern Werthe kann sich jeder nach Belieben aus irgendeinem Lehrbuche abschreiben; Pedanterie mit Zahlen würde das Verständniß des Folgenden eher stören als fördern.) Von dieser ungeheuern Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Lichtwirkung wollen wir es nicht versuchen, uns eine Vorstellung zu machen. Alle Vergleiche, welche man gewöhnlich mit direct wahrnehmbaren Geschwindigkeiten zu machen beliebt, um durch angehäufte Steigerung der Effecte schließlich zu dieser Höhe des Begriffsvermö-

Digitized by Google

gens zu gelangen, sind schwache Kunstgriffe, die ihr Ziel in weiter Ferne lassen. Uns interessirt es hier, zu erfahren, daß die Geschwindigkeit des Lichtes ungefähr zehntausendmal größer ist als die, mit welcher die Erde sich in ihrem jährlichen Lauf um die Sonne im Weltall weiter bewegt. Letztere beträgt nämlich etwa 4 Meilen in einer Secunde, wie man leicht finden kann, wenn man den Umfang der Erdbahn, wie er aus directen Beobachtungen gemessen ist, durch die Anzahl der Secunden, welche ein Jahr hat, dividirt. Die Entfernung der Erde von der Sonne beträgt, wie die directen Messungen ergeben haben, etwa 20 Mill. Meilen. Nun ist das Verhältniß des Umfanges eines Kreises zu seinem Halbmesser gleich dem von $6{,}3 : 1$. Diese 20 Mill. müssen also mit 6,3 multiplicirt werden, um den Umfang der Erdbahn gleich 126 Mill. Meilen zu ergeben. Da nun das Jahr etwa $31\frac{1}{2}$ Mill. Secunden hat, so sehen wir also, daß die Erde, welche in einem Jahre jene 126 Mill. Meilen zurücklegt, in einer Secunde $126 : 31\frac{1}{2} = 4$ Meilen in ihrer Bahn fortschreitet.

Unsere Frage ist nun, ob das Licht, welches bei uns etwa zehntausendmal schneller sich bewegt als die Erde selber, auch von den Sternen her mit derselben Geschwindigkeit zu uns gelangt? Diese Frage ist in der That ganz leicht zu entscheiden. Wir sehen nämlich, daß, wenn zwei Bewegungsursachen sich verbinden, um einen Gegenstand weiter zu befördern, dieser Gegenstand immer den Mittelweg zwischen beiden wählt. Nehmen wir an, ein Dampfer steuere genau quer über einen Fluß; derselbe legt in einer Minute 100 Meter zurück. Der Fluß reißt ihn außerdem in jeder Minute um 10 Meter stromabwärts. Dann wird der Dampfer, trotzdem er ganz geradeaus quer über den Fluß steuert, schief über den Fluß fahren, und, wenn er zur Ueberfahrt z. B. 15 Minuten gebraucht, am jenseitigen Ufer an einem Punkte landen, der um 150 Meter von demjenigen stromabwärts abweicht, gegen welchen der Dampfer bei seiner Abfahrt steuerte. Der Winkel, um welchen dabei das Schiff von der kürzesten Verbindung zwischen beiden Ufern abgewichen ist, wird dann offenbar leicht aufzuzeichnen sein, indem man einerseits auf ein Papier eine Linie zieht, welche die Geschwindigkeit des Schiffes gleich 100 darstellen soll, dann eine andere senkrecht darauf, welche am Ende der ersten Linie ansetzt und die Geschwindigkeit des Wassers gleich 10 Meter darstellt, also zehnmal kleiner ist als die vorige Linie. Wenn man nun die Enden dieser beiden Linien durch eine dritte verbindet, so erhält man offenbar die Richtung, welche das Schiff in der That eingeschlagen hat. Der Winkel zwischen dieser Linie und der ersten ist jener Abweichungswinkel. Wir wollen nun eine Anwendung dieses Beispiels in Bezug auf die Geschwindigkeit des Lichtes machen, welches von den Sternen zu uns herabkommt und sich mit der Bewegung der Erde combinirt. Die Geschwindigkeit des Lichtes ist hier mit der des Dampfers zu vergleichen, die der Erde mit der des Flusses, welcher die Richtung des Dampfers ablenkt. Aus ganz demselben Grunde, wie im vorhergehenden Beispiel, wird nun das Licht scheinbar von seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt, und die Größe dieser Ablenkung wird offenbar von dem Verhältniß der beiden mitwirkenden Geschwindigkeiten zueinander abhängen. Wenn ich also die Geschwindigkeit der Erde kenne und zugleich jenen Ablenkungswinkel messen kann, den die

Digitized by Google

Combination dieser beiden Bewegungen hervorbringt, so werde ich die andere Geschwindigkeit, nämlich die des in Frage kommenden Lichtes, leicht zu ermitteln im Stande sein. Man hat nun gefunden, daß jener Ablenkungswinkel etwa $20^1/_2$ Bogensecunden beträgt. Schon jener englische Astronom Bradley, von dem ich vorhin bei Gelegenheit der Fixsternentfernungen gesprochen habe, bestimmte diesen Werth bewunderungswürdig genau zu 20,7″, während er eine Parallaxe der Fixsterne suchte, wie ich vorhin schon erwähnte. Diese $20^1/_2$ Secunden sind zwar ein sehr kleines Winkelmaß, von welchem man sich so ohne weiteres keine Vorstellung machen kann. Es zeigt sich aber, daß wir genau diesen Winkel erhalten würden, wenn wir am Ende einer Linie von bestimmter Länge eine andere senkrecht anfügen, welche ziemlich genau zehntausendmal kleiner ist als die erste, und nun die noch offenen Enden beider Linien miteinander verbinden, dann entsteht jener sehr kleine Winkel von $20^1/_2$ Bogensecunden. Wenn der Leser nun meinen Schlußfolgerungen während des erwähnten Beispiels mit dem Dampfer gefolgt ist, wird er gleich erkennen, daß die große Linie hier die Geschwindigkeit des Lichtes repräsentirt, die kleine dagegen die der Erde, und daß jener durch die Beobachtung ermittelte Winkel von $20^1/_2$ Secunden, welcher das Verhältniß beider Linien zueinander genau bestimmt, in der That beweist, daß das Licht, welches von den Sternen zu uns herkommt, zehntausendmal geschwinder geht als die Erde, also 40000 Meilen in einer Secunde zurücklegt, ganz so wie es die Physiker auf der Erde bei irdischem Licht gefunden haben.

Jenes in den fernsten Regionen des Universums erzeugte Licht, das trotz seiner unbegreiflichen Geschwindigkeit doch Jahrzehnte und Jahrhunderte gebrauchte, um von den Sternen zu uns herabzugelangen, bewegt sich dort gleichwol in derselben Weise fort wie das künstlich erzeugte Licht auf der Erde, und wir können in dieser Beziehung jeden beliebigen Stern des Universums untersuchen, um stets genau zu demselben Resultat zu gelangen. Und diese Entfernungen, aus denen uns selbst mit ganz freiem Auge noch deutlich empfundenes Licht zukommt, sind ganz unermeßlich große. Die neuesten und feinsten Untersuchungen über die Parallaxen der Fixsterne haben gezeigt, daß selbst die Entfernungen der allernächsten Fixsterne sich nach Billionen von Meilen beziffern. Es existiren aber am Himmel höchstens 15—20 Sterne, bei welchen eine so kleine Entfernung durch directe Messung constatirt werden konnte; bei allen übrigen, welche in dieser Beziehung untersucht wurden, fand man Entfernungen, die für unsere feinsten Meßwerkzeuge für unendlich befunden sind. Nur durch Wahrscheinlichkeitsschlüsse kann man nun weiter vermuthen, daß das Licht, um von der Milchstraße zu uns herabzugelangen, mehr als 2000 Jahre gebraucht. In Meilen ausgedrückt, erhielten wir für diese Entfernung ungefähr 2—3000 Billionen. Die Milchstraße ist bekanntlich aus einer unzählbaren Menge von kleinen Sternen zusammengesetzt, die sich aber für das freie Auge so dicht aneinanderdrängen, daß ihr Gesammteindruck für uns diesen matten Schimmer hervorruft, der den ganzen Himmel umschließt und seinem Anblick einen so wunderbaren mysteriösen Reiz verleiht. Zwei diametral sich gegenüberstehende Sterne der Milchstraße werden also voneinander mindestens 5000 Billionen Meilen abstehen. Das Licht aber, welches uns diese

Digitized by Google

beiden Gegenfüßler unter den Sternen zusenden, kommt zu uns mit gleicher Geschwindigkeit herab. Ueberall im Universum ist dem Licht dieselbe Eigenschaft vorgeschrieben.

Das Licht besitzt aber noch sehr viele andere merkwürdige Eigenschaften, von welchen die meisten bei irdischen und himmlischen Lichtquellen zugleich controlirt werden können. Ich will hier nur die interessanteste davon hervorheben, die in jüngerer Zeit zu den wunderbarsten Entdeckungen in Bezug auf die Constitution des Weltgebäudes geführt hat: ich meine die Eigenschaft der verschiedenen Brechbarkeit des Lichtstrahles. Ein einfacher Lichtstrahl enthält bekanntlich alle erdenklichen Farbennuancen vermischt, und nur die enge Vereinigung aller existirenden Farben erzeugt in unserm Auge den Eindruck des reinen weißen Lichtes. Nun haben aber die Physiker ein Mittel gefunden, um diese vielen Farbennuancen, welche übereinandergelegt weißes Licht ergeben, nebeneinander hinzustellen, sodaß man jede einzelne Lichtquelle genau darauf hin untersuchen kann, ob sie in der That alle Farbennuancen enthält, oder welche ihnen fehlen. Diese Untersuchung des Lichtes auf seine Farben hin hat sich heute zu einer besondern Wissenschaft ausgedehnt, welche gewiß die wunderbarsten Resultate zu Tage gefördert hat, die auf dem Gebiet der Himmelskunde bisjetzt erlangt wurden: ich meine die Wissenschaft der Spectralanalyse.

Es würde mich hier zu weit vom Wege abführen, wollte ich dem Leser erklären, durch welche Kunstgriffe es gelingt, einen beliebigen Lichtstrahl in seine ursprünglichen Farben zu zerlegen. Es ist Thatsache, daß sich z. B. ein Strahl Sonnenlicht, in bestimmter Weise behandelt, in ein prachtvoll leuchtendes farbiges Band auflöst, welches vom reinsten Violett, durch Indigo, Blau, Grün, Gelb, Orange hindurch bis zum heißesten Roth alle leisesten Uebergänge zwischen diesen sieben Hauptfarben des Regenbogens aufweist. Sehen wir indeß ein solches Farbenband, nach physikalischem Gebrauche Spectrum genannt, genauer an, so bemerken wir, daß einige sehr zarte Farbenübergänge oder Nuancen dennoch darin fehlen. Das Farbenband enthält nicht in ununterbrochener Reihenfolge jede Nuance, sondern an einzelnen Stellen erscheint das glänzende Band plötzlich durch eine schwarze Linie quer durchschnitten, welche eine bestimmte Farbensorte unter den tausend und aber tausend, die aus der Zusammensetzung der elementaren Farben entstanden sind, vollständig ausschließt. Dem Sonnenlicht z. B., das zwar im großen und ganzen weiß erscheint, fehlen dennoch viele tausend solcher Farbennuancen; das Spectrum der Sonne, das im allgemeinen, wie schon gesagt, alle Hauptfarben im allmählichen Uebergange aus einer in die andere aufweist, besitzt dennoch bei genauerer Besichtigung viele tausend feiner schwarzer Linien, welche ebenso viele feine Farbenübergänge aus demselben verlöschen. Das genauere Studium dieser Linien im Spectrum, d. h. dieser fehlenden Lichtsorten in einer bestimmten Lichtquelle hat nun zu jenen wunderbaren Resultaten geführt, die für uns von ganz besonderer Bedeutung werden. Zunächst zeigte es sich, daß eine bestimmte Lichtquelle immer genau dieselbe Art von Licht ausstrahlt. Von den vielen tausend im Sonnenspectrum wahrgenommenen Linien ist seit der Zeit, daß man von ihnen überhaupt

Digitized by Google

Kenntniß hat, keine verschwunden, keine neue hinzugetreten und keine hat ihre Lage zu einer andern um die geringste meßbare Größe verändert. Dagegen sendet jede Substanz eine andere Art von Licht aus, sodaß es auf der ganzen Erde nicht zwei verschieden zusammengesetzte Körper gibt, welche im Spectralapparat betrachtet die gleichen Lichtsorten aussendeten. Die Spectralanalyse, d. h. die Kunst der Zerlegung des Lichtes in seine elementaren Farbennuancen, bietet also ein vorzügliches Erkennungsmittel dar, die Zusammensetzung von Körpern kennen zu lernen, welche uns Licht zusenden. Wenn man z. B. in eine Flamme ein paar Körnchen Kochsalz wirft, so entsteht dadurch glühender Natriumdampf in jener Flamme; im Spectralapparat sieht man aber zugleich eine helle gelbe Linie erscheinen, welche in ganz bestimmter Lage constant stehen bleibt, solange auch nur noch die geringste Spur Natrinm in der Flamme enthalten ist. Diese chemische Substanz besitzt also nur diese eine Farbennuance und wird sich stets durch dieselbe unzweideutig verrathen, auch wenn kein Chemiker mehr im Stande ist, wegen zu geringer Quantität ihre Existenz in einem gegebenen Gemisch von Substanzen nachzuweisen. Eine so einfache Zusammensetzung wie das Licht des Natriums besitzen übrigens nur sehr wenige Stoffe. So z. B. besitzt auch das Thallium nur eine, und zwar grüne Linie. Andere haben nur zwei Linien, so das Lithium, welches eine orangefarbene und eine rothe Linie besitzt, und das Indium, mit einer indigofarbenen und einer blauen Linie. Wenn man aber Wasserstoff, ein in kleinern Quantitäten farblos erscheinendes Gas, in glühenden Zustand versetzt, so erkennt man im Spectroskop, daß sein Licht aus drei verschiedenen Farben zusammengesetzt ist, von denen die eine grünblau, die zweite blau und die dritte roth ist. Gewöhnlich ist aber das Licht der übrigen chemischen Elemente sehr viel complicirter zusammengesetzt, so besitzt z. B. das Eisen ein Spectrum, welches aus mehrern tausend hellen Linien, von denen jede eine andere Farbennuance repräsentirt, zusammengesetzt ist.

Diese wunderbare Zerlegbarkeit des Lichtes gibt uns also mit unbedingter Sicherheit über die chemische Zusammensetzung von Substanzen Aufschluß, indem man sie nur durch den Spectralapparat ansieht, mit ihnen sonst aber in keiner Weise in Berührung zu kommen braucht. Man denke sich z. B., daß auf einem fernen Berge in den Hochalpen, den wir nur im Fernrohr noch am dunkeln Horizont erkennen können, ein Lustfeuer angezündet worden sei. Wir befinden uns viele Meilen von diesem Berge entfernt mit dem Fernrohr und Spectroskop bewaffnet. Wirft jetzt jemand in das Lustfeuer irgendeine verbrennbare Substanz selbst in ziemlich geringfügiger Quantität, so wird der Spectralanalytiker aus dieser meilenweiten Entfernung nach bloßem Anschauen dieses Feuers mit dem Fernrohr, an welches er sein Spectroskop befestigt hat, augenblicklich sagen, was für ein Stoff dort verbrennt; die Farbennuancen des dort herkommenden Lichtes geben ihm hierüber sofort vollständig bestimmten und in den meisten Fällen leicht zu findenden Aufschluß.

Ehe wir indeß eine Anwendung dieser großen Entdeckung auf die Untersuchung der Himmelskörper machen, muß ich noch von einigen speciellern Eigenschaften des Spectrums im allgemeinen reden, damit wir später alle diese höchst interessanten

Digitized by Google

Eigenschaften insgesammt mit den Resultaten der Spectralanalyse am Himmel vergleichen können.

Jene hellen Spectrallinien, jene leuchtenden, ganz bestimmten Farbennuancen, welche in dem Spectralfarbenbande oft durch sehr große schwarze Lücken voneinander getrennt auftreten, werden nur von Gasen ausgesandt, die leuchten, indem man sie glühend macht. Weißglühende feste oder flüssige Substanzen dagegen ergeben im Spectroskop ein ganz ungestört durch alle Farbennuancen fortlaufendes Band, ohne jede unterbrechende Linie. Dieses gilt ohne Ausnahme von allen festen und flüssigen Substanzen, welche man folglich im Spectroskop nicht voneinander unterscheiden kann, solange sie in diesem Zustand verbleiben. Dagegen findet nun eine höchst interessante Erscheinung statt, sobald man dieses aus allen Farben bestehende gewissermaßen complete Licht, ehe es ins Spectroskop fällt, durch Substanzen gehen läßt, die im selbstleuchtenden Zustande jene hellen Linien erzeugen, von denen ich früher redete. In diesem Falle werden nämlich genau dieselben Farbennuancen, welche die betreffende Substanz im glühenden Zustande ausstrahlt, aus dem fremden Lichte, das durch sie geleitet wird, ausgelöscht, und in dem sonst vollständigen Farbenbande entstehen deswegen an jenen Stellen Lücken oder schwarze Linien, wo dieselben gasigen Substanzen in selbstleuchtendem Zustande helle Linien erzeugen würden. Man nennt diese Erscheinung die Umkehrung des Spectrums, und das Farbenband selbst in diesem Falle ein Absorptionsspectrum. Wir sehen also, daß wir durch diese Eigenschaft des Lichtes sogar im Stande sind, die chemische Zusammensetzung in weiter Ferne befindlicher Gasmassen zu erkennen, die an sich ganz dunkel sein können und deshalb bis dahin ganz außerhalb unsers Erkenntnißvermögens lagen, wenn nur hinter diesen Substanzen irgendeine Lichtquelle befindlich ist, deren Strahlen jene Substanz durchdringen. Wenn ich z. B. vor eine Gasflamme ein Gefäß stelle, welches mit Natriumdampf angefüllt ist, und dann die Gasflamme durch das Spectroskop betrachte, so werde ich ein von violett durch alle Regenbogenfarben sonst ganz ungestört fortlaufendes Farbenband wahrnehmen, welches jedoch an einer ganz bestimmten Stelle im Gelb von einer breiten schwarzen Linie durchzogen ist. Dieser einzige Blick ins Spectroskop genügt mir aber, um sogleich mit aller Bestimmtheit auszusprechen, daß sich zwischen dem Lichte und mir Natriumdampf befindet und nichts anderes weiter, und daß ferner dieser Natriumdampf im kalten, nichtleuchtenden Zustande befindlich ist. Wir begreifen, wie wunderbar und wichtig diese Entdeckung der Spectralanalyse ist, wenn wir uns vor Augen stellen, daß sie durch den bloßen Anblick von Stoffen ihre intimste Zusammensetzung verräth, zu deren Ermittelung man früher oft die langwierigsten und schwierigsten chemischen Operationen ausführen mußte.

Wir begreifen auch die ungeheuere Wichtigkeit, welche die Spectralanalyse für die Astronomie gewinnen mußte, da wir mit Hülfe derselben gewissermaßen über Unendlichkeiten hinweggreifen und chemische Analysen von Stoffen anstellen können, die sich für uns in unermeßlich weit entfernten Regionen befinden. Die Spectralanalyse gibt uns also ein außerordentlich erfolgreiches Mittel an die Hand, unsere Gedanken von dem einheitlichen Aufbau des ganzen Universums in einer

Digitized by Google

ganz neuen Richtung zu prüfen, indem wir untersuchen, ob wir außerhalb der Erde auch dieselben chemischen Elemente auffinden wie bei uns, ob der Thon, aus welchem der große Weltbildner die Weltkolosse hier und allerorten im Universum geformt hat, überall derselbe war, oder ob wir fremden Substanzen begegnen, welche Farbennuancen im Spectrum erzeugen oder auslöschen, die von keinem irdischen Stoffe hervorgebracht oder vertilgt werden können. Betrachten wir zu diesem Zweck also zunächst das Spectrum der Sonne, des uns nächsten Fixsterns. Wir werden ein sonst continuirliches Spectrum wahrnehmen, welches von einer großen Menge schwarzer Linien durchzogen ist. Wir schließen also sogleich, daß die Sonne im Innern glühend sein muß, wodurch das continuirliche Spectrum erzeugt wird, daß aber dieses complete Licht, ehe es zu uns gelangt, durch dunkle, oder doch in diesem Falle weniger als die erste Lichtquelle leuchtende Gasmassen geht, deren Zusammensetzung durch das Studium der dunkeln Linien näher zu erörtern ist. Dabei hat sich nun die überraschende Thatsache ergeben, daß diese Linien, soweit man sie bisjetzt untersuchen konnte, mit Linien zu identificiren sind, welche im Spectrum irdischer Stoffe auftreten, sehr weniger zweifelhafter Fälle nicht zu gedenken, die sicher noch aufgeklärt werden. Linien, welche mehr als 25 in unserer Chemie bekannten irdischen Elementen angehören, wurden im Sonnenspectrum nachgewiesen, so z. B. die des Natrium, Eisen, Calcium, Nickel, Zink, Wasserstoff, Kupfer u. s. w.*) Alle diese Stoffe müssen also in Gasform zwischen der Sonne und der Erde existiren. Da viele dieser Stoffe bei uns erst bei einer ungemein großen Hitze in sehr geringer Quantität in Dampfform übergehen, so müssen wir annehmen, daß jene Massen, deren Existenz uns das Sonnenspectrum verräth, unter dem Einfluß einer unermeßlich großen Hitze in dieser Dampfform erhalten werden. Diese glühenden Metalldämpfe umhüllen in dichten Wolken die Oberfläche der Sonne und bilden ihre Atmosphäre. Das Spectroskop beweist uns also, daß wenigstens derjenige Theil der Sonne, welcher unserer Untersuchung zugänglich ist, überall aus Stoffen zusammengesetzt ist, die wir auch auf unserer Erde auffinden und prüfen können. Wenn wir also gewohnt sind zu sagen, es gibt nichts Neues unter der Sonne, so dürfen wir weiter gehend behaupten, es gibt auch nichts Neues auf der Sonne. Das Baumaterial, welches der große Baumeister zur Construction des schönen Sonnenballes benutzt hat, wurde auch dazu verwendet, unsere irdische Wohnstätte zu errichten. Die mächtige Sonne, welche über viele hundert Millionen Meilen im Umkreise herrscht, ist auch aus Erde geboren, wie ihre Unterthanen, die Planeten, und nur ihre gewaltige Größe und innere Glut unterscheiden sie von jenen. Wenn nun aber die Erde und alle übrigen Planeten die leiblichen Kinder der Sonne sind, vor Urzeiten aus ihrem Schoße entsprungen, so wird es nicht mehr so sehr wundernehmen, daß die Kinder der Sonne aus demselben Fleisch und Blut bestehen wie ihre Mutter, die in ewig jugendlicher Glut ihre Welt mit Liebe und Leben durchdringt. Nach einer sehr allgemein angenommenen Schöpfungsidee haben sich

*) Von der chemischen Zusammensetzung der Sonne habe ich bereits ausführlicher in einem Artikel: „Die Familie der Sonne", in „Unsere Zeit", 1880, I, 370 fg., gesprochen.

Digitized by Google

nämlich die Planeten als Ringe von der Sonne losgelöst und erst später die Kugelgestalt angenommen, welche sie gegenwärtig besitzen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es allerdings kaum mehr auffallend, daß die Stoffe, welche die Erde zusammensetzen, auch auf der Sonne wieder aufgefunden werden.

Wie aber verhält es sich mit den andern Sternen, die wir am Himmel erblicken? Wir wissen ja, daß diese Fixsterne in unermeßlichen Entfernungen von uns stehen, sodaß ein Zusammenhang zwischen ihnen und uns in Bezug auf gemeinsamen Ursprung oder verwandtschaftliche Abstammung von vornherein als ganz unwahrscheinlich bezeichnet werden muß. Untersuchen wir also die Sterne spectroskopisch und sehen wir nach, aus welchen chemischen Substanzen jene fernsten Weltkörper zusammengesetzt sind, deren Existenz uns ein feiner Lichtstrahl verräth, welcher nach jahrzehntelangem Wege zu uns gelangend über die Eigenschaften seiner Quelle treu und ausführlich Aufschluß ertheilt. Da muß es uns nun mit wahrer Bewunderung erfüllen, zu sehen, wie es in jenen ungeheuern Fernen eine große Anzahl Sterne gibt, deren Aufbau aus ganz denselben Stoffen stattfand wie der unserer Sonne, wenigstens soweit unsere Forschung sie zu erreichen und zu analysiren vermag. Zwar sind nicht alle Sterne vollkommen gleich, und so wie die menschliche Bevölkerung unsers Erdballes sich in verschiedene Rassen eintheilt, so kann man die Sterne in einige voneinander charakteristisch verschiedene Typen eintheilen. Der eine Typus ist der der Sonne; ein zweiter Typus von Sternen, zu welchem vorzüglich diejenigen gehören, deren Licht auch schon beim directen Anblick eine röthlichere Nuance besitzt, unterscheidet sich von dem erstern in seinem chemischen Charakter namentlich dadurch, daß die Oberflächen dieser Sterne theilweise aus besonders schweren Stoffen bestehen, die auf der Oberfläche der Sonne nicht nachgewiesen werden konnten. Zu diesen Sternen gehört z. B. der hellste im Sternbilde des Stieres, Aldebaran. Unter den auf der Oberfläche dieses Sternes nachgewiesenen Stoffen kommen vier auf der Sonne nicht vor, nämlich Antimon, Tellur, Quecksilber und Wismut, und merkwürdigerweise sind alle diese vier Stoffe schwerer als der schwerste bisjetzt auf der Sonne wahrgenommene Stoff. Man kann also diese rothen Sterne als die specifisch schwerern charakterisiren. Eine dritte Art von Sternen endlich sind die, deren Spectrum zugleich helle und dunkle Linien besitzt. Zu diesen gehören besonders die sogenannten neuen Sterne. Diese neuen Sterne zeugen von geheimnißvollen Vorgängen in den Tiefen des Universums, von deren Gewalt wir uns keine entfernte Vorstellung machen können.

Wir sind gewohnt, am Himmel eine ewig unwandelbare Ruhe wahrzunehmen. Die Sterne erscheinen jahraus jahrein immer an demselben Punkte des Himmelsgewölbes und leuchten unausgesetzt in demselben milden Glanze zu uns herab. Wenn deshalb das Auge, welches nicht gedankenlos in diese Ewigkeit der Sternenwelt hinausschaut, eine plötzliche Veränderung dort oben vorgehen sieht, so wird das nothwendig wie eine grelle Dissonanz durch unser Gemüth dringen. So empfindet der denkende Sternkundige bei der Erscheinung eines neuen Sternes. Diese Ereignisse sind außerordentlich selten; die Annalen der Astronomie ver-

Digitized by Google

zeichnen deren kaum zwanzig. Ein Stern flackert an einer Stelle des Himmelsgewölbes auf, wo früher nichts, oder doch nur ein kaum sichtbares Lichtpünktchen zu sehen war. Er tritt plötzlich hervor in hellem Lichte, manchmal selbst bei Tage sichtbar, um dann langsam nach monatelangem Hinsterben wieder in sein Nichts zurückzukehren. Dabei bleibt er stets genau an demselben Flecke ruhig stehen in unermeßlicher Entfernung von uns. Ein solcher Stern erschien im Jahre 1866 im Sternbilde der nördlichen Krone. In weniger als zwei Stunden war derselbe von einem Sternchen, der vorher 9. bis 10. Größe, also mit freiem Auge ganz unsichtbar war, zu einem hellleuchtenden Stern 2. Größe herangewachsen, um dann in langsamer Stufenfolge wieder in seinen frühern Zustand zurückzuversinken, den er etwa einen Monat nach jener Katastrophe wieder eingenommen hatte. Gegenwärtig ist er wieder jenes unscheinbare Sternchen, welches blos dem bewaffneten Auge des Astronomen noch erreichbar ist und nichts Merkwürdiges mehr darbietet. Der bekannteste unter diesen neuen Sternen ist jedenfalls der sogenannte Tycho'sche Stern, welcher in Jahre 1572 plötzlich aufloderte, dann selbst am hellen Tage sichtbar war und neun Monate lang gesehen werden konnte, um dann wieder zu verschwinden. Mehrere Umstände sprechen dafür, daß dieser Stern in großen Zeitintervallen mit einiger Regelmäßigkeit solchen Revolutionen unterworfen ist; man vermuthet, daß er identisch sei mit dem schönen Sterne, welcher die Weisen des Morgenlandes zum Christuskinde führte. Wenn diese Vermuthungen richtig sind, und sie werden von vielen Astronomen getheilt, so müßte dieser mysteriöse Stern in den nächsten Jahren wieder aufleuchten und uns dann eins der seltensten und eigenthümlichsten Schauspiele darbieten, welche der Himmel aufweist.

Das Spectroskop hat über die Vorgänge Aufschluß gegeben, welche das Aufleuchten dieser neuen Sterne begleiten. Der Stern von 1866 ist in dieser Hinsicht von großer Wichtigkeit gewesen. Sein Spectrum erschien nämlich aus beiden verschiedenen Arten, dem Absorptionsspectrum, mit dunklen, und dem Gasspectrum, mit leuchtenden Linien zusammengesetzt. Während das erstere Spectrum also eine Constitution dieses Sternes angibt, die im wesentlichen mit der der übrigen übereinstimmt, zeigte das darüberliegende Gasspectrum deutlich, daß der Stern zur Zeit jener Katastrophe von einer mächtigen Gashülle umgeben sein mußte, welche sich in hellleuchtendem Zustande befand und namentlich aus glühendem Wasserstoff bestand. In der That sah man den Stern noch im Fernrohre während der ersten Zeit nach seiner plötzlichen Lichtentwickelung von einem ziemlich weit ausgedehnten Nebel umgeben.

Diese gewaltigen Vorgänge in den Tiefen des Universums erfüllen uns unwillkürlich mit einem tiefen Schauer. Eine große Sonne, vielleicht, so wie die unserige, die Erzeugerin vieler Planeten, auf deren Oberfläche das Leben vom Schutze, von der unwandelbaren Liebe der strahlenden Mutter direct abhängig ist, ein Weltkörper von ungeheuerer Ausdehnung, erhitzt sich plötzlich so gewaltig, daß eine glühende Gasatmosphäre sich über das ganze Gebiet seiner sonst so heilvollen Wirkung ausdehnt, allem Leben ein jähes Ziel setzend. Im Laufe einer Stunde ist eine ganze Schöpfung bis auf die letzte Spur ausgetilgt; wir

Digitized by Google

sind damals Zeugen gewesen von einem Weltuntergange, und der Stern in der Krone ist die Todtenfackel gewesen, welche dem übrigen Universum die entsetzliche Kunde übersandte. Was die Ursache dieser Katastrophe war, ist noch in mysteriöses Dunkel gehüllt. Von innen heraus konnte der Stern diese ungeheuere Glut unmöglich so schnell entwickeln, und wir müssen deshalb eine Ursache suchen, die von außen plötzlich an ihn herantrat. Unsers Wissens könnte die Katastrophe deshalb nur dadurch erklärt werden, daß ein anderer dunkler Stern, vielleicht einer der Planeten jenes Systems mit ungeheuerer Gewalt auf jene Sonne gestürzt sei. Der mächtige Zusammenstoß zweier solcher Welten würde dann allerdings im Stande sein, die Hitze plötzlich zu entwickeln, welche das Aufglühen des Sterns in der Krone erklären könnte.

Aber ziehen wir einen Schleier über diese seltenen und mysteriösen Vorgänge, und wenden wir uns wieder zu jenen Welten, die in ruhigem Laufe und ungestörter Entwickelung ihrem Ziele entgegengehen. Wir haben gesehen, daß im allgemeinen die Sterne eine ähnliche chemische Zusammensetzung besitzen wie unsere Sonne, und daß alle Stoffe, welche man dort in gasförmigem Zustande nachweisen konnte, auch auf unserer Erde, wenn auch nicht in anderm Aggregatzustande, vorhanden sind. Dagegen gibt es in den entferntesten Gebieten des Weltalls doch Himmelskörper, welche theilweise wenigstens aus einem uns ganz unbekannten Gase zusammengesetzt sein müssen. Ich meine die sogenannten Nebelflecke. Deren Spectrum besteht gemeiniglich aus drei hellen Linien, einer blauen und zwei grünen. Die blaue Linie beweist das Vorhandensein von Wasserstoff in diesen Nebeln; die beiden grünen Linien sind dagegen mit keiner Linie eines uns bekannten Stoffes genau zu identificiren. Am besten stimmen sie mit zwei hellen Linien im Spectrum des Stickstoffes überein, und man hat deshalb wohl einige Berechtigung, zu vermuthen, daß jenes in den Nebeln mit Wasserstoff gemischt vorkommende Gas eine uns unbekannte Modification des Stickstoffs sei; aber wir haben dafür doch weiter keine bestimmtern Anhaltepunkte; es bleibt also immerhin wahrscheinlich, daß dort an den letzten Grenzen des unsern Blicken noch zugänglichen Weltalls ein ganz unbekannter Stoff an der Bildung von Welten mitarbeitet.

Jene Nebelflecke sind die Werkstätten, wo die Welten aufgebaut werden. Im Fernrohr erscheinen sie als mattleuchtende Stellen auf dem Himmelsgrunde, oft in den bizarrsten Gestalten, oft mit vollkommenster Symmetrie gezeichnet. Der größte dieser Nebel, der im Schwertgriffe des Orion, hat am Himmelsgewölbe eine Ausdehnung, welche die aller andern Himmelskörper weit übertrifft, und ist so hell, daß man ihn in mondlosen Nächten sogar schon mit unbewaffnetem Auge deutlich wahrnehmen kann. Wenn man nun bedenkt, daß diese Nebelmassen sich in Entfernungen von uns befinden, welche mit unsern schärfsten Meßinstrumenten immer noch als unendlich groß befunden werden, so sieht man, welch unermeßlich weite Räume des Universums von diesem Gebilde ausgefüllt werden müssen.

Solcher Nebelgebilde gibt es mehrere tausend am Himmel. Viele von ihnen zeigen, wie erwähnt, jenes Spectrum von drei hellen Linien, welche die ähnliche

Digitized by Google

Zusammensetzung dieser Gebilde unter sich in den verschiedensten Theilen des Weltalls constatiren und sie als Gasmassen charakterisiren, die in glühendem Zustande befindlich sind. Oefters haben diese Nebel eine scheibenförmige Gestalt und werden gegen die Mitte zu allmählich heller, zeigen sogar nicht selten einen wirklichen Stern im Mittelpunkte. Dieser hat dann zuweilen im Spectroskop ganz den Charakter der übrigen Sterne, d. h. ist als nicht mehr gasförmige glühende Masse zu betrachten, die aber von jener glühenden und gasigen Nebelmasse umgeben ist. Offenbar hat sich dieser Stern im Mittelpunkte durch langsame Condensation aus dem Nebel gebildet. Jede größere Gasmasse nämlich, welche nur den internen Einflüssen ihrer eigenen Masse ausgesetzt ist, wird sich langsam gegen ihr Centrum zu condensiren und muß in glühendflüssigen, schließlich in festen Zustand übergehen; das alles nach physikalischen Gesetzen, welche auf der Erde walten. Wir sehen also, daß sich in jenen fernsten Regionen des Weltalls die Nebelmassen ebenso verhalten wie hier bei uns, und langsam aus der Gasform sich zu festern Formen zusammenziehen. Oefters bildet auch ein Nebelfleck mehrere Sterne auf einmal, und einige gibt es, die bei stärkerer Vergrößerung in eine unzählbare Menge von Lichtpünktchen aufzulösen sind, also sich schon zu einem ungeheuern Schwarm von Sonnen ausgebildet haben. Andere Nebel wieder, welche im Fernrohr nicht in einzelne Sterne zerfallen, zeigen im Spectroskop ein continuirliches Farbenband ohne jene hellen Gaslinien. Das Spectroskop beweist dadurch, daß auch diese Nebel bereits aus vollständig ausgebildeten Sonnen bestehen, die nur für unsern Standpunkt so weit entfernt sind, daß ihr Glanz zu einem einheitlichen Lichtschimmer zusammenfließt, der durch keine Vergrößerung mehr in die elementaren Lichtpunkte aufzulösen ist, aus denen er sich zusammensetzt.

Ueberblicken wir noch einmal die Fülle von Erscheinungen, durch welche die überall ähnlichen Züge des Universums sich uns vor Augen führen. Das Spectroskop hat uns bewiesen, daß die Gesetze der Zerlegbarkeit des Lichtes in seine einheitlichen Farbennuancen überall im Weltall genau dieselben sind, und daß die Sterne und die feinsten Nebel, aus denen erst nach unendlichen Zeitabschnitten Sterne werden sollen, daß eben die ganze Welt aus gleichen chemischen Stoffen aufgebaut ist, daß der schöpferische Gedanke überall in allen entferntesten Gegenden der Sternenwelt aus demselben Fleisch und Blut ähnliche Weltkörper bildete. In diesen erhabenen Gedanken kann die Thatsache keine Dissonanz bringen, daß in den fernstgelegenen Punkten des Weltalls, wo die Sonnen erst im Entstehen sind, ein Stoff in sehr großen Mengen vorkommt, den die irdische Chemie nicht kennt. Denn dieses unbekannte Gas, welches in der Weltbildung eine so bedeutende Rolle zu spielen scheint, kommt in allen Gegenden des Universums vor, in Ost und West, in Nord und Süd gibt es am Himmel solche Nebel, die von Räumen untereinander getrennt sind, deren Größe gewißlich niemals von Menschen gemessen werden wird, und überall haben diese Nebel eine gleiche oder doch sehr ähnliche Constitution. Daß wir diesem Gase auf der Erde bisjetzt nicht begegnet sind, darf uns nicht sehr verwundern. Die Erde bedeutet im Universum

Digitized by Google

weniger als ein Sandkorn in der Wüste Sahara, und wir kennen nur die Oberfläche dieses Sandkornes. Daß auf derselben ein Stoff nicht zu entdecken ist, welcher gleichwol in andern Gebieten des Universums häufig vorkommt, darf uns durchaus nicht befremden, ja es muß im Gegentheil wunderbar erscheinen, daß alle übrigen Stoffe, welche das Spectroskop als in den Sternen vorhanden verrathen hat, uns auch auf Erden bekannt wurden; wir staunen, daß die Natur bis ins Kleine und Kleinste hinein minutiös gleichmäßig gearbeitet hat, und diese gleiche chemische Zusammensetzung der Weltkörper ist in einer Parallele ohngefähr zu vergleichen mit der Organisation der Lebewelt auf der Erde, wo auch die Organisation des Walfisches und des Infusionsthierchens nach gleichen Principien gedacht ist und das eine wie das andere Wesen unsere Bewunderung verdient.

Die gleiche chemische Zusammensetzung der Weltkörper bedingt nun aber weiter eine gleiche Action ihrer Molecule untereinander. Die chemische Verwandtschaft der Stoffe, nach deren Maßgabe sie neue Verbindungen eingehen, sich zu neuen Stoffen vereinigen können, sind auf moleculare Kräfte zurückzuführen, durch welche die kleinsten Stofftheilchen je nach ihrer chemischen Beschaffenheit verschieden aufeinander wirken. Mit diesen chemischen Eigenschaften der Materie muß ihre Einwirkung auf das Licht, ich meine hier ihre eben besprochenen spectroskopischen Eigenschaften eng verbunden sein, weil dasselbe chemische Element stets dasselbe Spectrum besitzt. Da diese letzten Eigenschaften der Stofftheilchen, welche die fernsten Welten aufbauen, als dieselben befunden sind, wie die der irdischen Stoffe, so müssen wir schließen, daß die chemischen Kräfte dieser Stofftheilchen auch die gleichen sein werden. Wir müssen glauben, daß auch in den fernsten Welten ähnliche Reactionen unter den freundlich oder feindlich gegeneinander auftretenden Stoffen stattfinden wie die, welche wir auf unserer Erde an ihrem Bau betheiligt finden, und müssen deshalb überzeugt sein, daß jene Weltgeschöpfe, die von uns durch eine Unendlichkeit getrennt sind, dennoch selbst im einzelnen nicht wesentlich von denen verschieden sein können, die in unserer nähern Umgebung den Raum ausfüllen.

Wir haben uns bis dahin mit denjenigen Eigenschaften der Sterne befaßt, welche uns das Licht verrieth. Wir sind mit ihnen indeß noch durch die Wechselwirkung anderer Kräfte verbunden, die für uns als Wärme- und Anziehungskraft in die Erscheinung treten. Das Spectroskop hatte uns gezeigt, daß die Sterne ganz ebenso wie die Sonne aus einem glühenden Kerne bestehen, welcher von einer weniger leuchtenden Gashülle umgeben ist. Wenn also auch die Sterne wie die Sonne glühen, so müssen sie uns auch wie jene Wärme zusenden, und diese Wärmewirkung der Sterne hat man wirklich auch nachzuweisen vermocht. Es gibt nämlich einen Apparat, welcher die allergeringsten Mengen Wärme in Elektricität umzusetzen vermag, und zwar derart, daß man diese Elektricität sehr deutlich an der Ablenkung einer Magnetnadel von ihrer ursprünglichen nord-südlichen Ruhelage erkennen kann. Diese sogenannten thermoelektrischen Säulen sind von solcher Empfindlichkeit, daß sie die Wärme einer Kerze, welche in 30 Meter

Digitized by Google

Entfernung vom Apparat aufgestellt ist, noch deutlich anzeigen. Der englische Physiker und Astronom Huggins hat nun vor einigen Jahren diesen Apparat in Verbindung mit einem kräftigen Fernrohr angewandt, um eine Wärmeeinwirkung der Fixsterne nachzuweisen, was ihm in der That gelang. Unter fünf hellern untersuchten Sternen zeigte Arctus, der hellste Stern im Bilde des Bootes, die stärkste Wärmewirkung. Dieser Stern erscheint schon mit bloßem Auge röthlich, und da die rothen Strahlen nach irdisch physikalischen Gesetzen stets die wärmern sind, so ergibt sich also auch hier wieder eine Uebereinstimmung zwischen den Sternen und unserer Erde. Die untersuchten weißen Sterne ergaben durchschnittlich eine geringere Ablenkung der Magnetnadel, welche mit der Thermosäule in Verbindung stand, während endlich Castor, der erste Stern in den Zwillingen, welcher zu den grünlichen Sternen gehört, gar keinen merklichen Wärmeeinfluß ausübte. Die grünen Sterne scheinen also die kältern, die rothen die wärmern zu sein, während die meisten zwischen diesen beiden Kategorien stehen werden, ganz so wie es nach unsern physikalischen Anschauungen von vornherein wahrscheinlich sein würde.

Die Wirkung dieser Fixsternwärme, wie sie durch die Experimente des genannten englischen Forschers dargethan ist, läßt sich nun zwar nicht ohne weiteres in einen bestimmten Bruchtheil von Graden des Thermometers ausdrücken, sodaß wir den wirklichen Hitzegrad jener Sterne noch nicht angeben können; wir wissen aber bestimmt, daß uns Wärme von ihnen zustrahlt, und dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß die Summe von Wärme, welche von allen Himmelsgegenden und den Millionen Sternen uns entgegenstrahlt, die wir noch übersehen können, ein wesentlicher Factor in der Weltwirthschaft sein muß. Der weite Weltraum zwischen den organisirten Sonnensystemen wird von dieser Fixsternwärme auf einem gewissen Wärmegrade erhalten, damit die Kälte des Weltraumes keine absolute werde. Diese Kälte des Weltraumes, d. h. der außerhalb unserer Atmosphäre befindlichen Regionen, soweit sie nicht von der strahlenden Wärme der Sonne beeinflußt werden, ist keineswegs so groß, als man früher glaubte, und wird 100 Centigrade wahrscheinlich nicht bedeutend überschreiten. Diese Kälte ist also keine absolute, denn wir sind jedenfalls hier auf der Erde im Stande, durch künstliche Mittel eine größere Kälte zu erzeugen, als sie der Weltraum besitzt. Hieraus geht aber hervor, daß jene Räume durch Wärmestrahlen, welche nicht in unserer Sonne ihren Ursprung haben, geheizt worden sind. Denn unser ganzes Sonnensystem besitzt eine geradlinig fortschreitende Bewegung durch den Raum, sodaß wir von Augenblick zu Augenblick in Räume des Universums eintreten, welche vordem nie von der Sonne mit ihren Planeten durchlaufen wurden, also auch nicht von ihrer Wärme geheizt werden konnten. Diese allgemeine Temperatur des Weltraumes, welche wir beobachten, muß also zum großen Theil eine Folge der strahlenden Wärme der Fixsterne sein.

Nachdem wir jetzt zwei große Naturwirkungen, das Licht und die Wärme, in ihren Wechselbeziehungen unter den Sternen studirt haben, wenden wir uns schließlich zu einer mächtigen Naturkraft, welche beim Aufbau und bei der Erhaltung

Digitized by Google

der Welten jedenfalls die wichtigste Rolle spielt, ich meine die Gravitation oder allgemeine Schwere. Der Laie vermag sich zuerst gewöhnlich keine Vorstellung davon zu machen, daß diese Schwere unter den Sternen auch beobachtet werden könne, weil die Sterne ja in der Luft schweben, nicht auf die Erde herabfallen, wie jeder schwere Körper, der hier auf Erden existirt. Warum fällt der Mond nicht zu uns herab, da die Astronomen doch behaupten, daß er ganz ebenso von der Erde angezogen wird wie ein Stein, der auf den Boden herabfällt? Die Antwort ist eigentlich eine sehr einfache, wenngleich sie etwas aus jenem Bereich von Ideen heraustritt, die dem Laien geläufig sind. Der Mond fällt einfach deshalb nicht zur Erde, weil in jedem Augenblick außer der Schwerkraft eine andere auf ihn wirkt, die Fliehkraft, welche ihn um ebenso viel wieder vom Centrum der Erde hinwegführt, als ihn die Schwerkraft herangezogen hat. Ich will die Sache an einem naheliegenden Beispiel zu erläutern suchen. Wenn man einen Stein einfach aus der Hand fallen läßt, so strebt er allerdings auf möglichst directem Wege dem Erdmittelpunkte zu, beschreibt also von der Hand bis zum Boden eine gerade Linie. Werfen wir ihn aber in wagerechter Richtung fort, so fällt er in einem Bogen auf die Erde, der um so langgestreckter, d. h. um so weniger krumm ist, als die Kraft größer war, mit welcher ich den Stein fortschleuderte. Das ist unmittelbar klar. Nun vergegenwärtige man sich weiter, daß diese Experimente auf einem Weltkörper, der Erde, angestellt werden, dessen Oberfläche von kugeliger Gestalt ist, also eine gebogene, keine gerade Fläche darbietet. Nehmen wir nun unser Wurfexperiment wieder auf und denken wir uns die Kraft, mit welcher wir den Stein in wagerechter Linie fortschleudern, immer größer, sodaß also der Bogen, in welchem der Stein zur Erde fällt, ein immer weniger gekrümmter wird. Dann werden wir, vorausgesetzt nur, daß wir in unserer Kraftäußerung nicht beschränkt wären, schließlich zu einem Punkte kommen, wo dieser vom Stein beschriebene Bogen gerade so wenig gekrümmt ist, wie die kugelförmige Erdoberfläche. Dann läuft also der Bogen der Erdoberfläche mit dem Bogen des fortgeschleuderten Steines parallel, beide Bogen treffen nirgends mehr zusammen und bleiben überall im gleichen Abstand voneinander. Der Stein kann also die Erdoberfläche niemals mehr erreichen und wird fortwährend um die Erde herumfliegen, gerade so, wie es gegenwärtig der Mond ausführt. Wir hätten also den Stein in einen Satelliten der Erde verwandelt, indem wir ihm nur die nöthige Wurfgeschwindigkeit zu Anfang durch eine einmal ausgeübte Kraft verleihen. Dieses Experiment könnten wir, so oft es uns beliebt, ausführen und gewissermaßen neue Himmelskörper erzeugen, wenn uns die dazu nöthige Kraftäußerung nicht unmöglich wäre. Es kann nun leicht gezeigt werden, auf welche Weise sich in Urzeiten die Erde von der Sonne und der Mond von der Erde losgelöst haben, und wie ihnen dabei dieser erste Anstoß gegeben wurde, welcher ihr Herabfallen auf den ursprünglichen Mutterkörper verhindert. Hier bleibt uns kein Platz, von diesen Ideen der Planetenschöpfung weiter zu reden.

Genug, daß wir mit allergrößter Sicherheit die gegenseitigen Wirkungen der Schwere zu ermitteln im Stande sind, welche die Körper unsers Planetensystems untereinander ausüben. Wir können sogar streng behaupten, daß uns nichts in

Digitized by Google

dem weiten Umkreise des Naturgeschehens so genau bekannt ist wie die Bewegungen der Planeten am Himmel, welche eine directe Folge der allgemeinen Schwere sind. Die Bewegung der Erde und ihrer Collegen, der übrigen Planeten um die Sonne, dann der Kreislauf der tertiären Himmelskörper, der Monde um ihre Hauptplaneten können von den rechnenden Astronomen heutzutage mit solcher unfehlbaren Genauigkeit vorausgesagt werden, daß wir stolz behaupten können, wir seien hier von der stets unerreichbaren absoluten Gewißheit kaum mehr als ein Haar breit getrennt. Die Stellungen der Himmelskörper werden gegenwärtig nach gewissen schematischen Formeln und Tafeln in ganz mechanischer fabrikmäßiger Weise auf lange Jahre im voraus bestimmt, und der beobachtende Astronom wird sie immer an den vorher angegebenen Punkten so genau sehen, daß bei Anwendung seiner subtilsten Meßmittel zwischen seiner Beobachtung und der Vorausberechnung Differenzen von solcher Kleinheit übrigbleiben, daß man kaum mehr sicher entscheiden kann, ob diese Differenzen von der Unvollkommenheit der Beobachtungskunst oder der theoretischen Vorausberechnung herrühren. Diese Vorausberechnungen stützen sich auf drei Grundgesetze, welche man die Kepler'schen Gesetze nennt und aus denen alle Bewegungen der Planeten als directe Folgen mathematisch abgeleitet werden können. Wir wollen uns hier nicht mit der Erklärung dieser Gesetze befassen, weil uns die Sache zu weit in das Gebiet der abstracten Mathematik führen würde. Genug, daß es ganz bestimmte Normen gibt, nach denen mit großer Genauigkeit alle Planeten unsers Sonnensystems von der Sonne regiert werden.

Nun haben die Astronomen in den Tiefen des Weltalls Sterne entdeckt, welche nicht, wie die meisten unter denen mit freien Augen sichtbaren, einzeln dastehen, sondern immer zu zweien gepaart erscheinen. Die beiden Sterne stehen aber immer so nahe beieinander, daß sie nur bei Anwendung gewisser Vergrößerungen als getrennt erkannt werden können. Auch unter den mit freiem Auge bei uns sichtbaren Sternen gibt es solche sogenannte Doppelsterne*); Castor z. B., jener Stern in den Zwillingen, dessen ich oben schon Erwähnung that, gehört zu denselben. Im Fernrohr betrachtet, trennt sich dieser schöne Stern in zwei Hälften; einer der Sterne ist nur wenig schwächer als der andere und beide leuchten in demselben grünlichen Lichte. Es hat sich nun herausgestellt, daß sehr viele unter diesen Doppelsternen nicht nur scheinbar so dicht nebeneinanderstehen, in der That aber durch sehr weite Distanzen getrennt sind, sodaß sie nur für unsern Standpunkt scheinbar hintereinander befindlich erscheinen, sondern daß sie wirklich im Weltraum nebeneinander aufgestellt sind, zwei Nachbarsonnen, die miteinander an Kraft, Glanz und Schönheit rivalisiren.

Solche Sternenpaare können uns nun offenbar am besten darüber Aufschluß geben, ob jene Schwerkraft, welche unser Sonnensystem verwaltet, auch in jenen

*) Einen besondern Artikel über diese „Doppelsterne" habe ich in „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 241 fg., veröffentlicht. Vgl. auch das vierte Kapitel meines „Kosmographischen Skizzenbuches" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879).

Digitized by Google

fernsten Regionen den Sonnen anderer Weltschöpfungen innewohnt und die Ordnung ihrer Systeme garantirt. Denn von der directen Schwerewirkung der einzelnen Sterne auf uns können wir niemals hoffen, Aufschluß zu erhalten, weil diese wegen ihrer fast unendlichen Entfernung gar zu minimal ausfallen muß, um direct beobachtet werden zu können. Wenn dagegen die Doppelsterne unter sich den Wirkungen ihrer gegenseitigen Schwere unterworfen sind, so werden sie Bewegungen verrathen, die leicht von unserm Standpunkt aus wahrgenommen werden können und mit denen in unserm Sonnensystem principiell identisch sein müssen, wenn die dort herrschenden Gesetze der Schwere den hier unten constatirten gleich sind. Dies hat sich nun in der That in überraschender Weise herausgestellt. Diese Doppelsonnen, durch das unsichtbare und doch so unlösliche Band der Schwere aneinander ewig gefesselt, kreisen umeinander in genau derselben Weise, wie die Planeten, wie die Erde um unsere mütterliche Sonne; sie durchwandern vereint den Weltraum. Die Zeiten, in welchen die uns näher bekannten Doppelsterne umeinander kreisen, sind denen durchaus vergleichbar, die wir auch in unserm Sonnensystem beobachten. Die kürzeste unter den Sternen beobachtete Umlaufszeit beträgt 25 Jahre (42 comae), und die betreffenden zwei Sterne haben also schon mehrere vollständige Kreisläufe umeinander vollendet, seit ihre Natur als Doppelstern bekannt wurde. Mehrere andere Doppelsterne haben Umlaufszeiten von 30—100 Jahren; die den Castor begleitende Sonne allerdings, von der ich vorhin sprach, gebraucht nahezu 1000 Jahre, um ihren Hauptstern einmal zu umkreisen. Die bei weitem größte Anzahl der Doppelsterne wird zwar noch größere Umlaufszeiten besitzen, sodaß wir ihre Bewegungen gegenwärtig noch nicht mit Sicherheit constatiren können, weil sie zu langsam vor sich gehen.

Nachdem man nun mit solcher Allgemeinheit der Thätigkeit der Schwerkraft in allen Himmelsräumen begegnet war, konnte man noch einen Schritt weiter gehen und schließen, daß überall da, wo man an einem Stern Bewegungen wahrnimmt, welche so beschaffen sind, daß sie den Bedingungen der Schweregesetze entsprechen, auch ein schwerer Körper in der Nähe sein müsse, der die Ursache jener Bewegung ist. So schloß seinerzeit der große königsberger Astronom Bessel, als er an dem Sirius, dem hellsten aller in unsern Breiten sichtbaren Fixsterne, eigenthümliche Bewegungen wahrnahm, die keiner sichtbaren Ursache zuzuschreiben waren. Sirius war damals als einfacher Stern bekannt; da aber jene von ihm ausgeführten Bewegungen nur durch die Einwirkung einer schweren Masse erklärbar waren, von welcher der Sirius angezogen wurde, so sagte Bessel mit Bestimmtheit voraus, daß Sirius ein Doppelstern sein müsse, dessen Begleiter etwa in 50 Jahren einmal um den Hauptstern kreise. Hier war nun die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß der bewegende und zugleich bewegte Begleiter ein dunkler Stern sei, wie ja auch unsere Planeten nicht selbstleuchten und deshalb aus Fixsternentfernungen nicht mehr gesehen werden können. Begreiflicherweise untersuchten aber die Astronomen dennoch die Umgebung des Sirius, um diesen Begleiter zu entdecken. Mittlerweile hatte Auwers die Bahn jenes unbekannten Körpers genauer berechnet, und die Astronomen hatten in der That bald die glänzende Genugthuung,

Digitized by Google

jenen Stern wirklich ganz in der Nähe des strahlenden Hauptkörpers nahe in der Richtung zu entdecken, wie sie aus der Rechnung folgt. Der begleitende Stern war nicht einmal so klein, wie es auch seine starke Schwerewirkung auf Sirius im voraus wahrscheinlich machte; aber er befand sich so nahe bei dem hellleuchtenden Hauptstern, daß er sich in dessen Glanz bald ganz verlor und nur wegen dieser Nähe ein schwer zu erkennendes Object ist. Diese durch Bessel gemachte theoretische Entdeckung des Siriusbegleiters, durch die praktische Entdeckung bestätigt, ist der glänzendste Beweis für die Allgemeinheit der Schwerewirkung durch alle Himmelsräume hin.

Wir haben also auch in der mächtig wirkenden Schwerkraft ein unzertrennliches Band erkannt, durch welches alle Welten miteinander verknüpft sind, durch welches unsere kleine Erde eine Verwandte entferntester Weltkörper wird und sie als ein Glied der großen Nation von Sternen erscheint, welches nach Maßgabe seiner Bedeutung für das Ganze gleichen Pflichten genügt und gleiche Rechte genießt wie die übrigen Weltbürger am Himmel. Jeder einzelne Körper hat hier nur eine untergeordnete Bedeutung; aber da alle denselben Zwecken dienen, nach denselben Principien verwaltet werden, dem gleichen Zuge des Ganzen gehorchen, so wirkt die Gesammtheit in ihrer Vereinigung Gewaltiges. Die Anziehungskraft, welche jeder einzelne Stern auf unsere Sonne und ihre Planeten ausübt, ist zwar verschwindend klein, aber die Gesammtwirkung aller Sterne erzeugt eine gemeinsame Bewegung des ganzen Systems, dem wir angehören, welche sehr deutlich wahrnehmbar ist, sodaß der kolossale Sonnenball, aus dem man $1\frac{1}{4}$ Mill. Kugeln von der Ausdehnung des ganzen Erdballs herstellen könnte, mit allen Planeten zusammen in jeder Secunde um mindestens vier geographische Meilen durch diesen allgemeinen Zug der Sterne fortbewegt wird.

Mit der Schwere haben wir nunmehr die letzte uns bekannte Kraft ins Auge gefaßt, deren Fernwirkung an dem Aufbau und der Verwaltung des Weltganzen einen bedeutenden Einfluß ausüben kann. Die übrigen Naturkräfte bleiben bei der Frage nach der Einheit der waltenden Ideen im Universum ohne Belang, und könnten auch nur schwer oder auf Umwegen aus der unermeßlichen Ferne, die uns von den andern Weltkörpern trennt, erkannt und geprüft werden. Genug, daß wir gesehen haben, daß überall, wo uns die Natur einen Einblick in ihr Walten auf andern Welten gestattet, wir unzweideutig die ganz gleichartige Thätigkeit erkennen, die sie in allen entferntesten Gegenden des unermeßlichen Himmelsraumes ausübt. Allüberall sehen wir die reiche Natur gleichmäßig an dem Aufbau und der Vollendung von Millionen Welten arbeiten, mit denselben Hülfsmitteln, nach denselben allgemeinen Principien, aus demselben Urstoff, nach einer gleichen leitenden Idee, überall Ordnung schaffend und streng erhaltend. Ein und derselbe Stoff, von derselben Kraft durchdrungen und in lebendige Thätigkeit gesetzt, erfüllt alle Himmelsräume, und derselbe Gedanke führt überall die Welten einem unzweifelhaft ähnlichen Endzweck entgegen. Die Entwickelung des Ganzen und seiner Theile schreitet rastlos überall in ähnlichen Bahnen fort, und ein unendlich kleines Glied in dieser Reihenfolge der Entwickelungen

Digitized by Google

sehen wir, bis ins einzelne detaillirt, gegenwärtig in dem Entwickelungsstadium unserer Erdenwelt. Aber die Erde gleicht Millionen andern Himmelsgeschöpfen wie ein Sandkorn in der Wüste dem andern, und wenn hier auf Erden die gleichen Stoffe von den gleichen Kräften beseelt zur Organisation einer herrlichen Lebewelt, zum Aufkeimen des selbstbewußten Geistes hinführen konnten, so dürfen wir nicht mehr daran zweifeln, daß es noch Millionen und aber Millionen von solchen Sandkörnchen wie die Erde gibt, von denen aus denkende Wesen ihren Geist bewundernd durch das Weltall schweifen lassen, wie wir es eben thaten, und daß uns von den Sternen herab suchende Blicke begegnen, die das große Geheimniß der Welt in heißem Wissensdrange dort oben zu enträthseln suchen wie wir, das kleine Menschenvolk, dessen Fuß an dieser Erde klebt und dessen geistige Hand doch bis zu jenen Sternen emporreicht.

Dünken wir uns nicht die einzigen Auserkorenen, denen die begrenzte Erkenntniß der Welt vergönnt wurde; erweitern wir die große Idee des Kopernikus auch bis in das Gebiet der geistigen Welt, das den Menschen aus dem Mittelpunkt der Welt vertrieb und ihm eine ganz untergeordnete Stellung, einen untergeordneten Platz im Weltall anwies; glauben wir — und wenn auch dieser Glaube nur auf einer unbeweisbaren, aber deshalb nicht weniger mächtigen Empfindung beruhen mag — glauben wir, daß wir eine kleine Familie in der großen Nation von Geistern sind, die das Weltall bevölkert, und rufen wir denen dort oben, die streben und kämpfen und leiden und lieben wie wir, auf den Flügeln des weltdurchdringenden Gedankens einen brüderlichen Gruß entgegen.

Digitized by Google

Der Shakspeare- und Bacon-Streit.

Von

Dr. Karl Müller-Mylius.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert beschäftigt sich die literarische Welt in England und namentlich in Amerika mit einem Streit darüber, ob diejenigen dichterischen Werke, welche wir als die Shakspeare-Dramen und Shakspeare-Sonette und als die Dichtungen „Venus und Adonis" und „Lucretia" besitzen, auch wirklich von dem historischen William Shakspeare aus Stratford am Avon herrühren oder nicht. Der Streit ward im Jahre 1857 gleichzeitig in England und Amerika angeregt durch zwei kleine Schriften, deren Verfasser außer aller Beziehung zueinander standen und gar nichts voneinander wußten, und ward bald mit einem Eifer geführt, welcher eine eigene Literatur hervorgerufen hat. Unbedingt handelt es sich um eine der wichtigsten und interessantesten literarischen Fragen der Gegenwart, deren Erörterung sich auch Deutschland nicht mehr wird entziehen können. Es dürfte daher auch für die gebildete deutsche Leserwelt nicht uninteressant sein, mit dem Wesen und der Geschichte dieses Streites und einer kurzen Darlegung der sogenannten Anti-Shakspeare'schen Theorie bekannt zu werden. Dies in ruhiger und objectiver Weise zu vermitteln, ist der Zweck der nachstehenden Blätter.

Im Mai 1884 erschien in Cincinnati (bei Peter G. Thomson) ein Werk von W. H. Wyman: „The Bibliography of the Bacon-Shakespeare Controversy, with notes and extracts", welches eine beinahe erschöpfende Uebersicht über die literarische Entwickelung dieses Streites gibt und nicht weniger als 255 verschiedene Bücher, Broschüren, Essays, Zeitungsartikel u. s. w. aufzählt, welche über diese literarische Frage veröffentlicht worden sind. Hiervon sind erschienen in Amerika (resp. in den Vereinigten Staaten) 161, in England 69 und in Deutschland nur 2, nämlich ein Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. März 1883 unter dem Titel: „Shakspeare's Geheimniß und Bacon's «Promus»"; und eine mehr leidenschaftliche als sachlich belehrende Antwort hierauf von Dr. Eduard Engel im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" unter dem Titel: „Hat Francis Bacon die Dramen William Shakspeare's geschrieben? Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Verirrungen." Von diesem Aufsatz erschien ein besonderer Abdruck (Leipzig, Wilh. Friedrich, 1883). Seither sind in Deutschland unsers Wissens nur noch zwei kurze Zeitungsartikel über diesen Gegenstand erschienen, nämlich „Der Shakspeare-Mythus" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung"

Digitized by Google

vom 15. März 1884 und „Die Autorschaft der Shakspeare-Dramen" in der frankfurter „Kleinen Chronik" vom 27. Juli 1884. Jedenfalls verdanken wir es Herrn Otto Braun, dem geistvollen und gelehrten Redacteur der „Allgemeinen Zeitung" in München, daß diese hochinteressante Frage auch bei uns zur öffentlichen Erörterung gelangt ist.

Bevor wir an die Darstellung der Geschichte dieses literarischen Streites gehen, nur noch einige kurze Vorbemerkungen. Der Zweifel, ob William Shakspeare aus Stratford, geb. 1564, die „Shakspeare-Dramen" selbst gedichtet haben könne, ist schon vor mehr als einem Jahrhundert öffentlich geäußert worden. Diese Dramen sind anerkannte unerreichte Meisterwerke, in welchen wir nicht nur die Anfänge des modernen Dramas, sondern auch die ersten mustergültigen Denkmale einer Fortbildung der englischen Sprache verehren, denn sie sind für England und die englische Sprache ungefähr so wichtig und epochemachend wie die Luther'sche Bibelübersetzung für die Entwickelung unserer deutschen Sprache. Sie zeigen uns nicht nur einen üppigen und reichen, beweglichen und beinahe unerschöpflichen Dichtergenius, sondern eine überlegene Intelligenz, einen gewaltigen, beinahe prophetischen Geist, eine für ihre Zeit wahrhaft phänomenale Fülle von Geistesbildung und positivem Wissen — kurzum eine Persönlichkeit, welche in ihrem ganzen Wesen die bedeutendsten Männer ihrer Zeit um Haupteslänge überragt. Vergleichen wir nun mit diesen Leistungen dasjenige, was wir Authentisches über das Leben des geschichtlichen William Shakspeare aus Stratford am Avon wissen, so will sich dies durchaus nicht mit jenen unter seinem Namen vorhandenen Leistungen decken. Verhältnißmäßig wenig wissen wir von William Shakspeare's Jugend; wir sehen ihn als den Sohn eines vordem wohlhabenden, aber in seinen Verhältnissen heruntergekommenen Bürgers eines Provinzialstädtchens, welcher nacheinander verschiedene Berufsarten ergriff, um sich und die Seinigen durchzubringen. Wir wissen, daß John Shakspeare, der Vater, nicht einmal schreiben konnte, was allerdings für jene Zeit nichts Auffallendes ist; wir wissen, daß William Shakspeare vielleicht zwei Semester lang den äußerst dürftigen Unterricht der Lateinschule zu Stratford erhielt, daß er in seinem Vaterstädtchen als Thunichtgut, Witzbold und lustiger Kumpan bekannt, daß er Schlächterjunge war, daß er sich nach einer stürmischen Jugend im 18. Jahre mit einem Frauenzimmer verheirathete, das fünf Jahre älter war als er, daß er eine unglückliche Ehe und ein dissolutes Leben geführt, sich mit dem Gesetz überworfen hat und dann nach London entwichen ist. Später sehen wir ihn nach mancherlei Abenteuern als Schauspieler, endlich als Theaterdirector und Mitbetheiligter am Globus- und am Blackfriars-Theater; wir erfahren, daß er ungefähr um das Jahr 1605 vom Theater zurücktrat, etwa um 1613 als sehr reicher Mann in seine Vaterstadt zurückkehrte, dort ein lustiges Leben führte und am 23. April 1616, unmittelbar nach Vollendung seines 52. Lebensjahres, starb, keine Bibliothek, keine Bücher, keine Verfügung über das Eigenthums- und Ausnützungsrecht und die ganze Zukunft seiner angeblichen dramatischen Werke, denen er doch einen Theil seines Wohlstandes verdankte, hinterließ, und daß seine Kinder, selbst seine Lieblingstochter Judith, nicht einmal schreiben konnten.

Digitized by Google

Dies ist alles urkundlich Verbriefte, was wir von diesem William Shakspeare aus Stratford, dem Schlächterburschen, Wilddieb und Schauspieler, aus zuverlässigen Quellen seiner Zeit wissen. Bei seinem Tode war er notorisch seinen Landsleuten in Stratford nur als Verfasser einiger Gelegenheitsgedichte in Knittelversen und seiner eigenen Grabschrift in der Kirche, nicht aber als der Dichter der 37 Dramen bekannt, welche unter seinem Namen auf die Nachwelt gekommen und die großartigste Leistung der gesammten englischen, das Wunder der ganzen dramatischen Literatur geworden sind. Wir finden ferner, daß seine Zeitgenossen seine literarische Bedeutung gar nicht gekannt und gewürdigt haben. Wir wissen, daß kein Blatt Manuscript von ihm jemals irgendwo entdeckt worden ist, und daß alles Schriftliche, was wir von ihm besitzen, nur wenige Unterschriften unter Privaturkunden und unter seinem Testament sind.

Wenn wir einen Blick auf seine Werke werfen, so finden wir allerdings, daß mehrere seiner Dramen noch bei seinen Lebzeiten unter seinem Namen im Druck erschienen sind, so z. B. „Richard III.“ und „Romeo und Julie“ 1597, „Titus Andronicus“ 1598, „König Heinrich IV.“, erster und zweiter Theil, 1598, „Viel Lärm um Nichts“ 1600, „Heinrich V.“ 1600, „Hamlet“ 1603, „Perikles“ 1609, „Die lustigen Weiber von Windsor“ 1602, „Troilus und Cressida“ 1609, u. s. w.; allein die erste Folioausgabe erschien erst 1623, sieben Jahre nach des Dichters Tode, nach den vorhandenen Texthandschriften und den Rollen der einzelnen Schauspiele herausgegeben von den Schauspielern Heminges und Condell. Diese Ausgabe enthielt verschiedene Stücke, welche seither nicht unter Shakspeare's Namen bekannt gewesen und nicht zuvor gedruckt worden waren, und gilt seitdem für die zuverlässigste Sammlung der Shakspeare-Dramen, und ihr folgten dann die mehr oder weniger unvollständigen und incorrecten Folioausgaben von 1628, 1632, 1664 und 1685.

Ueber Shakspeare's Leben und Autorschaft haben wir nur sehr wenige zuverlässige Zeugnisse von Zeitgenossen. Er selbst und seine Dramen scheinen nach seinem Tode bei seinen Landsleuten beinahe ganz in Vergessenheit gekommen zu sein. Die erste Geschichte seines Lebens von Nikolaus Rowe erschien erst 1709 in dessen erster, einigermaßen kritischer Ausgabe der „Shakspeare-Dramen“ in sieben Bänden, welche sich auf die vorangegangenen fünf Folioausgaben stützte. Die Rowe'sche Ausgabe lenkte erst wieder die Aufmerksamkeit und das Interesse der Gebildeten Englands auf diese herrlichen Dichtungen. Ihr folgten noch sechs andere, mehr oder weniger mangelhafte und kritiklose, bis im Jahre 1765 eine genauere, von Johnson besorgte Ausgabe in acht Octavbänden erschien, auf welche nun bis 1780 noch etwa vier weitere in England folgten. Durch diese waren die „Shakspeare-Dramen“ wieder in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit der britischen Nation gerückt und zur Anerkennung ihres dichterischen Werthes gebracht worden, und nun wurden auch die Deutschen und Franzosen auf dieselben aufmerksam gemacht. Der erste, welcher den Deutschen die Bekanntschaft mit den Shakspeare-Dramen vermittelte, war Wieland mit seiner Bearbeitung von 1762 bis 1766 gewesen. An diese reihte sich dann die mehrfach aufgelegte Uebersetzung von Eschenburg an; und auf diese folgte von 1797 bis 1810 die erste metrische

Digitized by Google

Uebertragung von Aug. Wilh. von Schlegel, welche noch heute für ein Meisterwerk der Uebersetzungskunst gilt. Seither haben die Deutschen sich noch eingehender, liebevoller und kritischer als die Engländer mit Shakspeare's Werken beschäftigt, und diesem hohen Interesse, das mit der Zeit zu einem förmlichen Cultus stieg, verdanken wir Deutsche nunmehr beinahe ein halbes Hundert verschiedener Uebertragungen und Bearbeitungen mit oder ohne Commentare und eine ganze Shakspeare-Literatur, deren Umfang sich über einige hundert Bände erstreckt. Bekanntlich verdanken wir auch die sorgfältigste kritische Ausgabe des englischen Textes der Shakspeare'schen Werke dem Fleiße eines gelehrten deutschen Shakspeare-Kenners, des Professors Nikolaus Delius in Bonn.

Seitdem man sich aber überhaupt mit diesen Dichtungen eingehender beschäftigte, machte sich auch der Drang geltend, über den Lebensgang und die Entwickelung ihres Verfassers Näheres zu erfahren; denn jeder denkende und gebildete Leser wünscht ja auch den innern Zusammenhang zwischen dem Dichter und seinem Werke kennen zu lernen. Instinctmäßig und unwillkürlich „suchen wir ja hinter der Dichtung immer wieder den Dichter, und das volle Verständniß desselben tritt im Grunde erst dann ein, wenn man ihn gefunden hat". Es ist aber relativ kein moderner Dichter schwerer in seinen Werken zu finden als Shakspeare, und zwar um so mehr, als über keinen die Quellen dürftiger fließen. In demselben Maße also, wie Kenntniß und Verständniß des Dichters stiegen, welche namentlich bei uns in Deutschland durch die sogenannten Romantiker so sehr gefördert wurden, blühte auch der Weizen der Commentatoren. Die Kärrner zu diesem Königsbau fanden sich zu Hunderten ein; die kühnsten Hypothesen, Behauptungen und Erklärungen wurden aufgestellt und die seltsamsten Willkürlichkeiten in diese Shakspeare-Dramen hinein- oder aus ihnen herausgedeutet, in sie hineingelegt oder ihnen unterlegt, sodaß man bald den Wald vor Bäumen nicht mehr sah. Wo verbriefte Zeugnisse über Shakspeare's Lebensverhältnisse fehlten, machte sich die Fiction geltend, wurden unverbürgte Sagen zu Thatsachen aufgebauscht und Shakspeare selbst mit einem sagenhaften Nimbus umgeben. Sowol in Deutschland wie in England bildete sich der schon erwähnte Shakspeare-Cultus aus, welcher zwar eine bedingte Berechtigung hat, aber selbst in seinen gediegensten und gründlichsten Leistungen, wie in den Werken von Gervinus und Ulrici über Shakspeare und in andern, weit über sein Ziel hinausschoß. Die Bewunderung für die Werke ward auf deren Dichter übertragen und steigerte sich zum Fanatismus, zu jener Shakspearomanie, welche noch heutzutage in unserer deutschen Literatur üppige Blüten treibt und manchem den Blick für die Wahrheit trübt. Dies führte nothgedrungen zur Reaction; nun begannen sich auch Stimmen besonnener Würdigung vernehmen zu lassen, namentlich unter den nüchternen, praktischen Amerikanern und unter den unbefangener und kühler prüfenden Engländern; bei uns sind hierzu namentlich die „Shakspeare-Studien" von Gustav Rümelin, die gelegentlichen Arbeiten von David Asher u. a. m. anzuführen, welche manchen Enthusiasten etwas ernüchtert und zum richtigen Verständniß jener Dichtungen mehr beigetragen haben als vielleicht alle Shakspearomanen zusammen.

Wer sich besonnen in aller Liebe und Stille in das Studium jener groß-

Digitized by Google

artigen und phänomenalen Dichtwerke vertiefte und an sie den Maßstab anlegte, welchen die authentischen Nachrichten über William Shakspeare's Lebensverhältnissen bieten: bei dem mußte unwillkürlich ein Zweifel auftauchen, ob der geschichtliche Shakspeare auch bei der größten Genialität im Stande gewesen sei, solche Werke zu schaffen. Auf der einen Seite staunenswerthe, gewaltige, hinreißende Dichtungen von der riesenhaftesten Conception, voll der mächtigsten, erhabensten Lebensweisheit, einer Fülle von positivem Wissen in allen Wissenschaften, einer überwältigenden Menschen- und Lebenskenntniß und Befähigung, menschliche Leidenschaften und seelische Vorgänge mit meisterhaftem Griffel zu schildern, mit einem gründlichen Verständniß antiken Lebens und antiker Cultur und mit einer für seine Zeit seltenen Gelehrsamkeit, Literaturkenntniß und geistigen Unabhängigkeit; auf der andern Seite ein Wollhändlerssohn aus einem kleinen englischen Landstädtchen, mit mangelhafter Schulbildung, in beschränkten Verhältnissen und mit einem engen geistigen Horizont aufgewachsen, ein Schlächterbursche, Taugenichts, Trinker und Wilddieb, ein junger Mensch, der kopflos in den Tag hineinlebte und sich schließlich durch Flucht den Folgen seiner dummen Streiche entzog — wie ließ sich das zusammenreimen? Wie konnte das sich gegenseitig decken? Der einfachste logische Schluß legte sich nahe: glückliche Ideen, Witzfunken, Geistesblitze, blendende Gedanken vermag das Genie wol zu verleihen, nicht aber jene positiven gründlichen Kenntnisse in allen Wissenschaften, jene Universalität des Wissens, welche nur durch Fleiß und Studium erworben werden können; nicht jene umfassende Welt- und Lebenskenntniß, jene Lichtblicke in die Zukunft, welche uns im ganzen Bereich jener Dramen begegnen, aber nur Ergebnisse von Reisen, vom Verkehr mit gebildeten Menschen, mit den Schätzen des Wissens, vom Dasein inmitten einer großen Lebensströmung sind! Selbst wenn man sogar zugeben will, daß bei einem wenig geschulten Menschen wie der geschichtliche William Shakspeare das Genie aus Wenigem viel machen kann, so vermag auch diese Annahme nicht das thatsächliche Vorhandensein eines solch universellen Wissens, einer so hohen Bildung und Gelehrsamkeit, wie wir sie in jenen Dramen niedergelegt finden, zu erklären. Es gab damals noch nicht die literarischen Hülfsmittel unserer Zeit, noch keine öffentlichen Bibliotheken, keine Encyklopädien und Conversations-Lexika, aus denen auch der Mindergebildete gelegentlich Belehrung schöpfen konnte. Noch weniger läßt sich annehmen, daß der geschichtliche William Shakspeare während seines Aufenthalts in London Zeit und Gelegenheit gefunden habe, durch emsige und methodische Studien sich jene Summe von Wissen und Kenntnissen zu verschaffen. In der ersten Zeit seines Aufenthalts daselbst machte er einige Sturm- und Drangjahre durch, während deren er mit dem Leben um des Lebens Nothdurft zu ringen und sich eine Existenz zu gründen hatte, und in der spätern Zeit ließen ihm seine Geschäfte als Schauspieler, Regisseur und Theaterdirector, sowie sein Leben und Treiben als lustiger Genosse eines geselligen Kreises von verfemten Komödianten und Theaterdichtern, welche gleich ihm aus der puritanisch angehauchten bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen waren, wol niemals diejenige Muße, welche zu solchen ernsten Studien erforderlich ist. Außerdem war er, wie sein späteres bedeutendes Vermögen beweist, ein sehr guter Geschäftsmann und

Digitized by Google

mehr auf seinen pecuniären Vortheil bedacht, als zu einsamen, tiefern Studien aufgelegt. Wer die Mühen und aufreibenden einseitigen Geschäfte kennt, welche mit der umsichtigen Leitung eines Theaters verbunden sind: der wird diesen geheimen Eifer, die Lücken seiner Bildung durch Privatfleiß auszufüllen, noch weniger von einem Manne erwarten, der zwei Bühnen zu leiten hatte und sich mittels derselben ein Vermögen erwerben wollte.

Je reiflicher man diese Umstände und Verhältnisse in dem Lebensgange des traditionellen Shakspeare erwägt, desto mehr scheint alles gegen die Annahme zu sprechen, daß dieser der Verfasser der Shakspeare-Dramen gewesen sein und die ihm zugeschriebenen 37 Stücke in dem kurzen Zeitraum von 12 bis 14 Jahren geschrieben haben könne. Der Zweifel ist da, wenn ihn der einzelne denkende Leser auch vielleicht nicht offen auszusprechen wagt; aber er läßt sich nicht mehr niederkämpfen, sobald er von anderer Seite, von außen her, öffentlich ausgesprochen und dahin formulirt wird, wie es Mr. Appleton Morgan, auf dessen Werk wir später zurückkommen werden, in dem Satze gethan hat: „Nicht weil wir so wenig, sondern weil wir so viel von William Shakspeare wissen, können wir nicht glauben, daß er der Verfasser der Shakspeare-Dramen sei."

Dieser Zweifel ist schon früh den Männern aufgestiegen, welche sich eingehender mit dem Studium der Shakspeare-Dramen befaßt haben. Der Widerspruch zwischen der Erziehung und den Lebensverhältnissen des geschichtlichen Shakspeare und der phänomenalen Größe seiner Werke ist schon früher vielen aufgefallen; und so sehr auch seine Bewunderer, Biographen und Commentatoren gerade hierin einen Beweis für seinen wunderbaren Genius erblickten, so wenig ist es ihnen gelungen, diesen natürlichen und berechtigten Zweifel zu widerlegen. Daher ward schon bei einigen frühern britischen Kritikern der leise Verdacht rege, daß jener traditionelle Shakspeare nicht alle ihm zugeschriebene Dramen verfaßt haben könne, was schon aus dem verschiedenen poetischen Gehalt und der äußern Verschiedenheit derselben hervorgehe. Daher die Annahme, daß diese Stücke theilweise von andern geschrieben und nur von Shakspeare überarbeitet und bühnengerecht gemacht worden sein dürften — die ersten Anfänge der Anti-Shakspeare'schen Theorie. Der Widerspruch zwischen des historischen Shakspeare mangelhafter Erziehung und dem universellen Wissen, welches sich in seinen Werken offenbart, ist auch deutschen Shakspeare-Erklärern, z. B. auch Rümelin, aufgefallen, aber sie haben dieselbe weder sich noch ihren Lesern genügend zu erläutern vermocht. Der Zweifel bestand, blieb aber unausgesprochen oder ward nur ganz leise angedeutet, und führte gewissermaßen ein latentes Leben, bis einige kühne Stimmen ihn laut verkündeten und damit den Bann brachen.

Die ersten Zweifel, welche an der Autorschaft der Shakspeare-Dramen erhoben wurden, datiren um 150 Jahre hinter uns zurück. Schon 1733 äußerte ein englischer Shakspeare-Erklärer und gründlicher Kenner der Dramen, ein Mr. Theobald, es „seien in denselben Theile, welche über allen Zweifel beweisen, daß mehr als Eine Hand dieselben geschaffen habe". Funfzig Jahre später trat ein anderer Engländer, Dr. Farmer, in der Schrift „The Learning of Shakespeare" (etwa um 1789

Digitized by Google

erschienen) mit dem Versuche eines Beweises auf, daß der historische Shakspeare vermöge seiner geringen Bildung durchaus nicht im Stande gewesen sei, diese unsterblichen Werke zu schaffen, und erwies sich als der erste Ungläubige und Anti-Shakspearianer. Aehnliche, wenn auch schüchternere Zweifel äußerte in dieser Richtung Hallam in seiner „Geschichte der Literatur von Europa", und verwandte Andeutungen finden sich noch in andern englischen Schriftstellern. Im Jahre 1848 erschien bei Gebrüder Harper in Neuyork eine kleine Reiseschilderung aus Spanien unter dem Titel: „The Romance of Yachting; Voyage the first", von Joseph C. Hart, einem Advocaten, Journalisten und Yachtsman, welcher von 1832 bis 1850 in Neuyork lebte, ein vertrauter Freund von Willis, Edgar Poe, Park Benjamin u. a. war und 1855 als Consul der Vereinigten Staaten zu Santa-Cruz auf Teneriffa starb. Hart sprach offen und mit eingehender Begründung aus, daß er den traditionellen William Shakspeare nicht für den Verfasser der Dramen halte, weil sich unter seinen Zeitgenossen gar kein Zeugniß dafür finde; er nannte es „einen Betrug an der Welt, daß man uns Shakspeare's erschlichenen Ruhm aufdrängen wolle". Er stellte zuerst die Frage auf, wer diese Dramen eigentlich geschrieben habe, für deren literarische Bedeutung der Name des Autors allerdings unerheblich sei, da mehrere von ihnen unsterblich und von mustergültigem Werthe bleiben werden, solange es nur eine englische Literatur gebe.

In „Chambers' Edinburgh Journal" vom 7. Aug. 1852, einem sehr beliebten und angesehenen Unterhaltungsblatt, erschien sodann ein Artikel unter dem Titel „Who wrote Shakespeare?" worin in maßvollster Weise Shakspeare's alltägliches Leben und geringe Bildung dem hohen geistigen Werthe seiner Werke gegenübergestellt und wegen der Unvereinbarkeit beider miteinander die Vermuthung ausgesprochen wird, „der Theaterdirector Shakspeare habe sich einen Dichter gehalten". Gleichzeitig deutet der anonyme Verfasser dieses Artikels darauf hin, daß schon James Townley, der Verfasser des bekannten Lustspiels „High Life below stairs", welches 1759 zum ersten mal in Drury Lane aufgeführt wurde, in demselben gefragt habe: „Wer schrieb Shakspeare?"

Der Zweifel an William Shakspeare's Autorschaft war hiermit ausgesprochen, und so ward folgerichtig auch die Frage inaugurirt: „Aber wer schrieb alsdann die Shakspeare-Dramen?" Man sah sich unter allen Zeitgenossen, unter allen Schriftstellern und Dichtern des Elisabeth'schen Zeitalters um und fand nur einen einzigen, welchen man der Lösung einer solchen Aufgabe fähig und gewachsen halten konnte: Francis Bacon, Lord von Verulam, Graf von Saint-Albans, den großen Philosophen, Juristen, Staatsmann und Gelehrten unter Elisabeth und Jakob I., den Verfasser des „Novum Organum", den größten Geist, welchen das England des 16. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Die Ueberzeugung, daß nur in ihm der wirkliche Dichter der Shakspeare-Dramen zu suchen sei, erstand gleichzeitig und unabhängig voneinander in zwei Köpfen, in Amerika und in England, und so gestaltete sich mit einem Schlage die sogenannte Bacon-Theorie, welche seither so viel Staub aufgeworfen, eine ganze Literatur hervorgerufen hat und täglich mehr Anhänger findet, in folgender Weise. Im Januarheft 1856 von „Putnam's Monthly", einer angesehenen und vielgelesenen amerikanischen Revue, erschien

Digitized by Google

ein Artikel, betitelt: „Shakspeare und seine Dramen; eine Untersuchung bezüglich derselben", von Delia Bacon. Dieser Artikel brachte zuerst den Namen Lord Bacon's in Verbindung mit der Autorschaft der Shakspeare-Dramen und erklärte Bacon für den Verfasser derselben, und zwar in diesem ersten Artikel nicht direct, sondern nur durch Schlußfolgerung. Miß Delia Bacon, welche sich selbst als abstammend aus einer andern Linie der Bacon'schen Familie zu erkennen gibt, hatte diesen Artikel während eines Aufenthalts in England (in Saint-Albans) geschrieben, und dieser war der wirkliche Anfang des „Bacon-Shakspeare-Streites". Er ist klar und ruhig abgefaßt und hebt den Contrast zwischen den bekannten Thatsachen in Shakspeare's Leben und der Pracht der Dramen hervor, welche seinen Namen tragen. Die Begründung der Schlüsse, welche sie dahin führen, Lord Bacon für den Verfasser der Dramen zu erklären, ist für eine Frau ganz erstaunlich scharfsinnig und geistvoll; aber sie war auch ganz von ihrer Idee durchdrungen und ging vollständig in derselben auf. Schoß sie vielleicht auch, wie alle Kämpfer in der ersten Reihe thun, über ihr Ziel hinaus, so war doch ihre Absicht eine gute und löbliche, und ihr Schicksal ist ein wirklich interessantes und tragisches. Sie war als Tochter eines Geistlichen und eines der ersten Missionare des Westens, des Rev. David Bacon, am 2. Febr. 1811 zu Tallmadge im Staat Ohio geboren und eine Frau von seltenem Verstand und hoher Begabung. Nachdem sie ihre Erziehung in der Kostschule einer Miß Catherine E. Beecher in Hartford erhalten hatte, widmete sie sich dem Beruf einer Lehrerin und hielt öffentliche Vorträge. Sie war eine emsige Schriftstellerin und schrieb neben den „Tales of the Puritans" und der Erzählung „The Bride of Fort Edward" viele wissenschaftliche und gemeinnützige Artikel für Zeitschriften. Ihre öffentlichen Vorträge über Geschichte in Boston, welche sie durch Vorzeigung von Modellen, Landkarten, Städteplänen, Kupferstichen u. s. w. belebte, sollen sehr lehrreich und ganz eigenartig gewesen sein und einen ungemeinen Zulauf gefunden haben. Ihre gewinnende persönliche Erscheinung, ihr Anstand und ihre glänzende Beredsamkeit fanden allgemeine Anerkennung. Die amerikanische Schriftstellerin Mrs. Farrar sagt (in ihren „Recollections of seventy years", Boston 1866) von ihr: „Sie sah aus wie eine von Dante's Sibyllen und sprach wie ein Engel." Beherrscht von der Idee der Bacon'schen Autorschaft, ging sie, nachdem sie sich eine Summe Geldes erspart hatte, 1853 nach England, um weitere Beweise für ihre Theorie zu sammeln, lebte längere Zeit in Saint-Albans, wo nach ihrer Ansicht Bacon die Dramen geschrieben hatte, dann in London, wo sie ein größeres Werk: „The Philosophy of Shakespeare unfolded" (London, Sampson Low u. Comp., 1857) herausgab, und dann in Stratford am Avon, wo sie es durchzusetzen suchte, daß Shakspeare's Grab in der Kirche geöffnet oder wenigstens die Mauernische hinter seiner Büste erbrochen werde, weil sie hier den Aufschluß über die Autorschaft der Dramen zu finden hoffte. Sie fand aber in England gar keine Theilnahme für ihre Theorie, sondern nur Spott und Hohn, Verleumdung und Verachtung von seiten der Shakspearianer, gerieth in die bitterste Noth und Armuth und verlor endlich vor lauter Kummer, Hohn und Elend den Verstand. Auf Verwendung und mit der Unterstützung von guten Menschen ward sie dann im April

Digitized by Google

1858 zu ihren Verwandten nach Hartford in Connecticut zurückgeschickt und in eine Irrenanstalt gebracht, wo sie am 2. Sept. 1859 starb.

Miß Delia Bacon's Buch ist nun allerdings ein überwundener Standpunkt und nicht ganz klar und frei von Widersprüchen; denn sie betrachtet bald Lord Bacon als den einzigen Verfasser der Dramen, bald nimmt sie eine gemeinsame Arbeit von Bacon und Shakspeare an denselben an; allein viele der von ihr beigebrachten Beweise und Zeugnisse sind doch sehr gewichtig, kaum zu widerlegen, und wurden erst später nach ihrem vollen Werth gewürdigt. In den Vereinigten Staaten dagegen fand ihre Theorie überzeugte Anhänger, z. B. Nathaniel Hawthorne u. a., und ihr Werk ward von eifrigen und geschickten Händen aufgenommen und fortgesetzt.

Glücklicher als sie war ein tüchtiger englischer Bibliograph und Shakspeare-Forscher, William Henry Smith, welcher kurz nach dem Erscheinen von Delia Bacon's erstem Aufsatz, nämlich im September 1856, einen offenen Brief an Lord Ellesmere, den damaligen Präsidenten der Shakspeare-Gesellschaft, drucken ließ unter dem Titel: „War Lord Bacon der Verfasser der Shakspeare-Dramen?" Diese Broschüre bringt gewichtige Gründe zu Gunsten der Bacon-Theorie vor und führte zur Frage über die Priorität der Aufstellung der Bacon-Theorie zwischen Smith und den Freunden der Miß Bacon. Hawthorne rügte in seiner Vorrede zu Miß Bacon's Buch, daß Mr. Smith „sich die Theorie dieser Dame angeeignet habe". Mr. Smith erwiderte hierauf, daß er Miß Bacon's Aufsatz in „Putnam's Monthly" erst nach dem Erscheinen seiner Broschüre kennen gelernt habe und daß er schon 20 Jahre vorher zu dieser Ansicht über die Autorschaft der Dramen gekommen sei. Da aber Miß Bacon's Artikel acht Monate früher veröffentlicht und im „Athenaeum" vom 26. Juli 1856 besprochen worden war, so fand man es unbegreiflich, daß er hiervon nichts gewußt haben sollte, und erkannte verdientermaßen Miß Bacon die Priorität der Idee zu. Mr. Smith, welcher noch in London lebt, war der erste englische Baconianer; er schrieb nicht nur zu Gunsten seiner Theorie, sondern hielt auch Vorträge darüber, und vertritt seine Ueberzeugung noch heute energisch. Da sein Brief großes Aufsehen erregte und in vielen Zeitschriften heftig angegriffen wurde, so ließ Mr. Smith 1857 eine erweiterte Ausgabe seines Briefes an Lord Ellesmere erscheinen unter dem Titel: „Bacon and Shakespeare; an Inquiry touching Players, Play-Houses, and Play-Writers, in the days of Elizabeth" (London, John Russel Smith). Er stützt seine Theorie besonders darauf, daß wir von Shakspeare's Geschichte in der That sehr wenig wissen und daß dies Wenige ihn in keiner Weise mit diesen Dramen in Verbindung bringt; daß der Verfasser derselben eine ungeheuere Menge und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen und Talenten besessen haben müsse, welche ausschließlich nur in Francis Bacon allein gefunden worden seien; daß der Witz und die Poesie in den Dramen von einer Art seien, die nur Bacon eigen gewesen; daß William Shakspeare aus Stratford am Avon sich unter einer Menschenklasse bewegt habe, die erst jüngst ins Dasein getreten und in tiefer Verachtung gestanden habe; daß er bei Lebzeiten weder als Schauspieler noch als Schrift-

Digitized by Google

steller hervorragend gewesen, noch in der Periode unmittelbar nach seinem Tode als solcher gerühmt worden sei; daß es einige ganz merkwürdige Uebereinstimmungen von Ausdrücken, Gedanken und Redensarten in den Shakspeare-Dramen und in den Schriften von Bacon gebe, und daß dieser stets bemüht gewesen sei, sich irgendetwas Derartiges als ein Citat niederzuschreiben; und daß der Grund, warum Bacon sich nicht zur Autorschaft der Dramen bekannt habe, nur der gewesen sei, weil damals literarische Arbeit ums Geld nicht freiwillig betrieben worden, und die wenigen, welche einer derartigen Beschäftigung oblagen, mit Geringschätzung betrachtet worden seien u. s. w. Auch Mr. Smith bringt gewichtige Gründe und Zeugnisse zu Gunsten seiner Theorie vor, und hat erst im Juli 1884 einen interessanten kleinen Nachtrag zu seinem größern Werkchen herausgegeben unter dem Titel: „Bacon and Shakespeare. William Shakespeare: his position as regards the Plays etc." (London, Skeffington and Son), welcher mehrere interessante neuere Entdeckungen und mehrere wichtige und für die Sache wesentliche Briefe enthält.

Die Frage wegen der Autorschaft der Shakspeare-Dramen war nun gestellt und konnte und kann nicht wieder beseitigt werden trotz aller Bemühungen der Shakspearianer. Der Streit ward von beiden Seiten in Zeitungsartikeln und Broschüren mit Eifer und zum Theil mit Leidenschaft fortgesetzt. Nathaniel Hawthorne versuchte in einem glänzend geschriebenen Aufsatz (im „Atlantic Monthly", Januar 1863) unter dem Titel „Recollections of a gifted Woman" eine Ehrenrettung der armen Miß Delia Bacon durch die Schilderung der Drangsale und Enttäuschungen, welche sie in England erfuhr, rief sie und ihre Theorie seinen Landsleuten wieder ins Gedächtniß und mehrte so die Zahl der Baconianer, welche ohnedies einen bedeutenden Zuwachs dadurch erhalten habe, daß Lord Palmerston, der sich in jüngern Jahren viel mit Literatur beschäftigt hatte und noch immer den lebhaftesten Antheil an derselben nahm, durch das Buch von Mr. Smith zur Bacon-Theorie bekehrt worden und nun überzeugt sei, daß Bacon die Shakspeare-Dramen wirklich und allein geschrieben habe. Außerdem sollten auch Thomas Carlyle u. a. m. sich zu Gunsten der Bacon-Theorie ausgesprochen und von Amerikanern sich unter anderm Ralph Waldo Emerson entschieden zur Bacon-Theorie bekannt haben.

Im Jahre 1866 erschien eine der wichtigsten und wuchtigsten Vertheidigungen der Bacon-Theorie in dem dicken Werke: „The Authorship of Shakespeare; by Nathaniel Holmes" (Neuyork, Hurd u. Houghton). Dieses Buch ist die gründlichste und fleißigste Arbeit über die Bacon-Theorie, deren eigentlichster Apostel der Richter Holmes ist; es ist einer der gehaltreichsten Beiträge zur großen Shakspeare-Literatur im allgemeinen und das Textbuch und der autoritative Kanon der Baconianer. Nathaniel Holmes hat an der Harvard-Universität promovirt und dieselbe im Jahre 1837 verlassen; seit 1839 prakticirte er vorwiegend als Advocat in Saint-Louis, war von 1865 bis 1868 Richter am obersten Gerichtshof in Missouri, und von 1868 bis 1872 Professor der Rechte an der Rechtsschule der Harvard-Universität; er hat sich nun ins Privatleben zurückgezogen und lebt

Digitized by Google

zu Cambridge in Massachusetts. Er gilt für einen der gründlichsten Shakspeare-Kenner und der ausgezeichnetsten Juristen in den Vereinigten Staaten und erfreut sich der höchsten Achtung und Verehrung. Die erste Bearbeitung seines Buches, welche im Jahre 1866 erschien, hatte im Februar 1868 schon die 38. Auflage erlebt. Eine zweite Bearbeitung erschien Ende 1868, eine dritte, auf 696 Seiten vermehrte und mit einem Anhang versehene, wurde im Jahre 1876 veröffentlicht und soll nun vergriffen sein. Das Buch rief eine Menge von Kritiken und Angriffen hervor und ward in der Presse lebhaft erörtert; aber gleichwol wagte nur ein einziger Mann, ein Herr Thomas D. King, einen Versuch der Widerlegung.*) Holmes sucht seine Beweise hauptsächlich in der Uebereinstimmung der Ansichten, Lebensanschauungen und Urtheile in den Dramen und in Bacon's Werken, und in den vielen Parallelstellen in beiden. Wir geben seine Theorie und Ansicht am besten mit seinen seither noch nicht veröffentlichten Worten: „Dieses Werk unternimmt den Nachweis, nicht allein daß William Shakspeare die Shakspeare-Dramen und Dichtungen nicht schrieb, sondern daß Francis Bacon sie geschrieben hat. Es bietet eine kritische Uebersicht über die persönliche Geschichte der beiden Männer, ihre Erziehung, Gelehrsamkeit, Talente, Umgebungen und ihren Umgang, über die Gleichzeitigkeit der fraglichen Schriften in Poesie und Prosa, ferner eine Schilderung der frühern Schauspiele und Ausgaben, über die unechten Dramen und die sogenannten «echten Originalabschriften». Es liefert einiges Zeugniß für die Thatsache, daß Bacon wenigstens verschiedenen seiner Zeitgenossen als der Verfasser der Shakspeare-Dramen bekannt war, und weist nach, auf welche Weise William Shakspeare dazu kam, für den Verfasser derselben zu gelten. Es legt eine Mannichfaltigkeit von Thatsachen und Umständen dar, welche die Muthmaßung sehr unterstützen, daß Bacon der wirkliche Verfasser derselben gewesen sei. Eine Vergleichung der Werke der Schriftsteller jener Zeit in Poesie und Prosa beweist, daß kein anderer Schriftsteller als Bacon, sowol was Vielseitigkeit, Genialität und Fülle des Wissens, wie Herrschaft über die Sprache betrifft, in Mitbewerbung um die Autorschaft treten kann. Das Werk ermittelt eine chronologische Ordnung des Entstehens der Dramen, sowie der verschiedenen Schriften Bacon's, bestimmt deren genaue Daten, wo es irgend möglich ist, und zeigt, daß die bedeutendern und charakteristischen Parallelismen in derselben Ordnung verlaufen und sowol durch ihre Daten als durch ihren eigenen Charakter derartig sind, daß sie absolut die Möglichkeit einer andern Entstehung ausschließen als derjenigen, daß Bacon bei sich selbst geborgt oder entlehnt habe. Es wird ferner darin weitläufig nachgewiesen, daß der bloße gewöhnliche Brauch oder die alltägliche Schriftstellerpraxis keine genügende Erklärung für diese Parallelismen zu liefern vermag. Durch das ganze Werk hindurch wird eine fortlaufende Darlegung von parallelen oder identischen Stellen geboten, jede mit einem derartigen Commentar, wie er zur Hervorhebung von deren voller Wucht und Bedeutung für

*) In dem kleinen Werke: „Bacon versus Shakespeare; a Plea for the defendant, by Thomas D. King" (Montreal 1857). King lebt in Montreal in Canada und ist ein thätiges Mitglied der dortigen Shakspeare-Gesellschaft.

Digitized by Google

nothwendig und wünschenswerth erachtet wurde; daneben wurden noch 20 Seiten unbedeutendere Parallelismen auf einmal, ohne Commentar gegeben. Das Buch liefert ferner einige umfassende und eingehende Beweise dafür, daß Bacon ein Dichter war, und bezeichnet einige Gründe für die Verhehlung seiner dichterischen Autorschaft, sowie einigen Nachweis über Zeit und Zweck, welche der Verfasser bei der Schaffung dieser Dramen im Auge hatte. Es wird darin gezeigt, daß der Sinn und Inhalt ihrer Lehre ganz im Einklang steht mit Bacon's Ideen über den darin behandelten Gegenstand. Die zweite Hälfte des Buchs veranschaulicht hauptsächlich den Parallelismus im wissenschaftlichen und philosophischen Denken, in der Absicht, die Identität der Dramen und der Schriften Bacon's hinsichtlich ihrer Philosophie und ihres kritischen Standpunktes und Maßstabes zu zeigen und hierdurch den Nachweis zu versuchen, daß der Charakter und das Ziel von Bacon's Philosophie (ebenso sehr wie derjenige der Dramen) im wesentlichen identisch war mit dem realistischen Idealismus der neuern wie der ältern Schriftsteller über den Gegenstand. Es wird anerkannt, daß das aus historischen Thatsachen und biographischen Umständen gezogene Zeugniß an sich nicht allein endgültig und maßgebend in der Angelegenheit sei, wenn es auch noch so bedeutsam scheine, einen Wink enthalte oder den Weg für entscheidendere Beweise bahne oder einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erreiche, und es wird zugegeben, daß, in Ermangelung directern Zeugnisses, der erreichbare entscheidendste Beweis nur in einer gründlichen kritischen Vergleichung der Schriften selbst gefunden werden kann, und daß eine derartige Vergleichung darlegen wird, daß der Verfasser der Dramen mit Francis Bacon identisch ist." Diese Inhaltsangabe des Richters Holmes über sein Werk ist vollkommen zutreffend, und es muß nur hinzugefügt werden, daß es sich durch ungemeine Findigkeit, logische Schärfe, umfassende Vertrautheit mit dem behandelten Stoffe, nämlich den sogenannten Shakspeare'schen Dichtungen wie mit Bacon's sämmtlichen Schriften, und mit dem zahlreichsten und wichtigsten Material zur Shakspeare-Literatur im allgemeinen auszeichnet und ein in jeder Hinsicht bedeutendes Buch ist, dessen Erfolg und überzeugende Gewalt in der Propaganda der Bacon-Theorie begreiflich ist, denn es hat diese eigentlich erst festgestellt. Die pro-shakspearische Entgegnung darauf von Thomas D. King kam nicht nur zu spät, sondern war auch nicht im Stande, die von Holmes vorgebrachten Gründe und Beweise abzuschwächen und zu widerlegen, und so hat das Holmes'sche Buch seither ohne allen Abbruch von seiten der Shakspearianer am allermeisten dazu beigetragen, der Bacon-Theorie besonders in Amerika begeisterte und überzeugte Anhänger zu gewinnen. Mr. Holmes hat erst jüngst noch in einem Briefe versichert, daß er in allen seither erfolgten Einwürfen, Kritiken und Entgegnungen auf sein Buch und in allen Erörterungen über diesen Gegenstand keine einzige Thatsache oder Einwendung gefunden habe, welche seine Ueberzeugungen im mindesten zu erschüttern vermocht hätte.

Das Holmes'sche Buch rief in den Vereinigten Staaten und in England einen ungeheuern Schwall von Besprechungen, Kritiken und Erörterungen hervor, welche die Ziffer von nahe 200 einzelnen Artikeln erreichen und der Frage mit mehr oder weniger Geschick oder Unbefangenheit näher treten, zunächst aber die

Digitized by Google

allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf Francis Bacon, diesen gewaltigsten Geist Englands im 16. Jahrhundert, richteten, dessen Werke, Leben und Briefe Mr. James Spedding in den jüngsten 20 Jahren in 14 dicken Octavbänden herausgegeben hat — die Frucht einer mehr als dreißigjährigen liebevollen und gewissenhaften Beschäftigung mit diesem Gegenstande. Spedding nimmt von der neuen Bacon-Theorie keine Notiz, geschweige denn Partei dafür oder dagegen. Allein durch seine biographischen Arbeiten über Bacon und durch die Sammlung von dessen Briefen wurde den Baconianern ein überaus reiches Material für ihre Zwecke geboten, und sie haben nun nachzuweisen gesucht, daß die Entstehung vieler Shakspeare-Dramen mehr oder minder innig mit gewissen Ereignissen und Krisen oder Phasen in Francis Bacon's Leben zusammenfalle, daß er in gewissen Lebenslagen und Stimmungen sich von den ihn beherrschenden oder bedrückenden Gefühlen und Stimmungen durch dichterische Verwerthung derselben befreit habe. So trifft die Zeit der Entstehung des „Kaufmanns von Venedig" ziemlich genau mit dem Zeitpunkte zusammen, wo Francis Bacon im Schuldthurm saß und von seinem Bruder Anthony daraus befreit wurde, der ihm den Charakter des Antonio eingegeben haben mag. Aehnliche kaum zufällige Uebereinstimmungen versucht Holmes für die Entstehung von „Hamlet", „Romeo und Julia", „König Lear" u. s. w. mit großer Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Aus den neuern Biographien Bacon's von Hepworth Dixon, Spedding u. a. m. geht aber auch mit ziemlicher Gewißheit hervor, warum Bacon, angenommen, daß er die Shakspeare-Dramen geschrieben, sich nicht als Autor derselben bekannt und bekennen konnte. Seine geist- und gemüthvolle Mutter, an welcher Francis Bacon nach dem frühen Tode seines Vaters mit großer Liebe hing und von der er wegen seiner Mittellosigkeit einigermaßen abhängig war, bekannte sich zu streng puritanischen Ansichten und hätte es ihm nie verziehen, wenn sie erfahren hätte, daß er sich mit solchem gottlosen Teufelsdienst abgab, wie Theater und ähnliches in ihren Augen war. Ferner war Bacon ein Streber und hatte es von Jugend auf und trotz aller Hindernisse darauf abgesehen, eine der höchsten Staatsstellen zu erlangen; er konnte und durfte es daher nicht wissen lassen, daß er in irgendeiner Verbindung mit dem Theater und den Schauspielern stand, auf welchen der Bann der öffentlichen Meinung lastete und die für kaum mehr als Vagabunden angesehen wurden, u. s. w. Diese Gesichtspunkte haben Holmes und andere Baconianer mit Erfolg hervorgehoben, wie überhaupt der Bacon-Theorie mittelbar durch die neueste Spedding'sche Ausgabe der Bacon'schen Werke und Lebensbeschreibung ein mächtiger Vorschub geleistet worden ist. Von Shakspeare's Leben wissen wir blutwenig, von Bacon's Leben sind uns alle Phasen und Einzelheiten nun genau bekannt und verbrieft und liefern genügend Anhaltspunkte und Beweisgründe.

Die Bacon-Theorie machte durch das Holmes'sche Buch während der Jahre 1866—80 in aller Stille mächtige Fortschritte. Unter den nahezu 200 Büchern, Broschüren, Essays und Zeitungsartikeln, in welchen sie erörtert wurde, sind allerdings etwa zwei Drittel gegen sie und pro-shakspearisch; allein die Discussion vermochte die Frage nicht aus der Welt zu schaffen, auch nicht die zu Gunsten

Digitized by Google

der Bacon-Theorie vorgebrachten Gründe zu entkräften oder zu widerlegen. Die von Miß Bacon und Mr. W. H. Smith aufgestellte Hypothese der Bacon'schen Autorschaft ward zum Dogma erhoben, das immer mehr an Anhängern gewann, welche diesen Gegenstand weiter verfolgten. Da geschah ein weiterer Schritt in dieser Richtung durch eine hochgebildete geistvolle Dame, Mrs. Henry Pott, welche zu Ende 1882 ein Buch erscheinen ließ unter dem Titel: „The Promus of Formularies and Elegancies, being Private Notes, circum 1594, hitherto unpublished, by Francis Bacon; illustrated and elucidated by Passages from Shakespeare" (London, Longman u. Comp.). Dieses Buch von 628 Seiten Großoctav, nebst 14 Seiten Vorrede von einem englischen Schulmann, E. A. Abbot, ist eine Art Notiz- oder sogenanntes Schmierbuch, welches unzweifelhaft von der Hand des berühmten Bacon von Verulam und seines Secretärs herrührt. In der sogenannten Harleian Collection von Handschriften im Britischen Museum befinden sich nämlich 50 Folioblätter, numerirt von 83 bis 132, in denen Francis Bacon's Handschrift deutlich erkannt wurde; diese enthalten: Citate, Sentenzen, Aphorismen, Sprichwörter, Impromptus u. s. w., wie sie sich einem Manne aufdrängen, welcher viel denkt, viel liest und gewohnt ist, sich Notizen und Excerpte zu machen. Spedding erkannte sie als von Bacon herrührend, wußte sie aber mit keinem von Bacon's größern Werken in Verbindung zu bringen, und nahm sie daher nicht in die Gesammtausgabe Bacon's auf. Mrs. Pott entdeckte aber, als sie diese Notizen durchlas, daß viele derselben wörtlich oder dem Sinne nach in den Shakspeare-Dramen vorkommen; sie copirte sie daher und gab sich die große Mühe, nicht nur mit einer der mehrfach vorhandenen Shakspeare-Concordanzen alle jene Stellen in den Shakspeare-Dramen aufzusuchen, welche mit dem Wortlaut oder Sinn der Notizen in dem „Promus" übereinstimmen, sondern auch nach allen bedeutendern Autoren vor Shakspeare oder aus dessen Zeit genau zu forschen, um nachzuweisen, ob diese Sentenzen, Gedanken u. s. w. auch anderwärts vorkommen, was erwiesenermaßen nicht der Fall ist. So hat sie zu 1655 der Bacon'schen Notizen die Parallelstellen in den Shakspeare-Dramen aufgefunden, welche weitaus in den meisten Fällen ganz unzweideutig erkennen lassen, ob sie jenen Notizen entnommen sind, und daher ein kaum abzulehnendes Zeugniß für die Autorschaft Bacon's bezüglich der Dramen bilden, wofür Mrs. Pott sie auch mit Ueberzeugung ausgegeben hat. Diese geistvolle und sehr gelehrte Dame ist nun, mit Mr. W. H. Smith, gegenwärtig die eifrigste und überzeugteste Vertreterin der Bacon-Theorie in England und kämpft mit Umsicht und Energie für dieselbe.

Die Kreise, welche der von Miß Bacon und Mr. W. H. Smith ins Wasser geworfene Stein hervorrief, scheinen bis 1883 Deutschland nicht erreicht zu haben; denn unsers Wissens ist bis dahin die Bacon-Theorie in der deutschen Presse nicht erörtert worden. Das Erscheinen des Buches der Mrs. Pott hat nun einem Anonymus, welcher unbestritten ein gründlicher Kenner und eifriger Verehrer der Shakspeare-Dramen ist, Veranlassung gegeben, den schon oben erwähnten Artikel „Shakspeare's Geheimniß und Bacon's «Promus»" in der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. März 1883 erscheinen zu lassen und für die Berechtigung zur Erörterung dieser Frage einzutreten. Dieser Aufsatz hat Herrn Dr. Eduard Engel in Berlin,

Digitized by Google

den Verfasser einer Geschichte der französischen und der englischen Literatur, veranlaßt, über jenen Artikel, über die angeregte Frage und über die beiden Bücher von Miß Bacon und Mrs. Pott eine mehr persönliche als sachliche Kritik in seinem Organ, dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", zu schreiben und dann als Broschüre herauszugeben, um die angeregte Frage mit Keulenschlägen aus der Welt zu schaffen und als eine „wahnsinnige" hinzustellen. Ohne uns in den Streit zwischen dem anonymen Verfasser jenes Artikels in der „Allgemeinen Zeitung" und dem Dr. Engel mischen zu wollen, haben wir von der Entgegnung des letztern nur den Eindruck hingenommen, daß auch er, gleich allen Kämpfern in vorderster Reihe, über sein Ziel weit hinausschoß; besonders aber haben wir in der Engel'schen Broschüre jede Berücksichtigung der Vorgeschichte der Frage des Baconismus und ihrer Literatur, alle Gegenbeweise und überzeugenden Gründe vermißt. Weit entfernt also, durch seine Arbeit jene Frage wegen der Autorschaft der Shakspeare-Dramen aus der Welt geschafft zu haben, hat Dr. Engel sie vielmehr erst recht in Fluß gebracht.

Es ist immerhin mislich, irgendeinem Zweifel oder einer Frage die Berechtigung absprechen zu wollen, und die vorliegende erscheint uns unter allen Umständen berechtigt; denn da einmal die Shakspeare-Dramen vorhanden und jedem Gebildeten bekannt sind, ist es unbedingt erlaubt, nach ihrem Verfasser zu forschen, zumal wenn das Material über William Shakspeare's Leben so dürftig ist und genauere Prüfung selbst Zweifel an der Autorschaft hervorruft. Wer wollte es denn jemand verdenken oder verwehren, wenn er gerade deshalb nach dem eigentlichen Verfasser der Ilias und Odyssee forscht, weil die klassische Literatur des Alterthums uns über die Person Homer's und sein Leben so wenig zu berichten weiß? Dem von aller Welt anerkannten Werthe dieser beiden Epen würde es ja nicht den mindesten Eintrag thun, wenn heute durch unanfechtbare Beweise dargethan werden könnte, daß ein anderer als Homer dieselben gedichtet habe. Ebenso würde es dem erhabenen Verdienste der Shakspeare-Dramen nicht Abbruch thun, wenn es heute authentisch nachgewiesen werden könnte, daß Francis Bacon oder irgendein anderer deren wirklicher Verfasser sei. Ist aber der Zweifel einmal angeregt, dann drängt uns nicht nur der angeborene Trieb der Forschung, sondern auch der unveräußerliche Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, dieser Frage nahezutreten und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

Eine neue kräftige Förderung und Unterstützung hat diese Frage erhalten durch ein Werk, welches Ende 1881 in Cincinnati erschien unter dem Titel: „The Shakespearean Myth; William Shakespeare and circumstantial Evidence; by Appleton Morgan", von welchem demnächst eine neue Auflage erscheint und auch eine deutsche Bearbeitung unter der Presse ist.*) Der Verfasser ist Advocat in Saint-Pauls in Minnesota und ein großer Verehrer der Shakspeare-Dramen, ein hochgebildeter erfahrener Schriftsteller und überzeugter Anti-Shakspearianer. Der Zweck seines Buches ist, auf Grund einer genauen Kenntniß der

*) Dieselbe erscheint demnächst im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

ganzen Shakspeare-Literatur und der sämmtlichen vorhandenen Quellen über Shakspeare's Leben und Werke die Frage von der Autorschaft der Shakspeare'schen Dramen zu prüfen, die Entstehung und Entwickelung der anti-shakspearischen Theorien darzustellen und das denkbar reichste Material zu sammeln, um den Leser, welcher sich für diese Frage interessirt, das eigene Urtheil anheimzugeben und zu erleichtern. Es ist kein polemisches Werk, sondern mehr eine geschichtliche und literarhistorische Erörterung, welche allerdings ihren anti-shakspearischen Standpunkt nicht verleugnet und mit unerbittlicher Logik und juristischer Beweisführung Schlüsse zieht, aber es ist die Arbeit eines homme sérieux, eines tüchtigen philosophisch gebildeten Gelehrten, eines gründlichen Kenners der ganzen Literatur und insbesondere der Shakspeare-Literatur, welcher sich in seinem Vaterlande als Mensch und Schriftsteller großer Achtung erfreut und sich nicht nur in hohem Grade für diese wichtigste literarische Frage unserer Zeit interessirt, sondern auch in derselben eine seltene Parteilosigkeit und Objektivität bewahrt hat. Wenn Dr. Engel's gewandte Feder mit den beiden weiblichen Verfechterinnen der Bacon-Idee und ihren in Deutschland kaum dem Namen nach bekannten Büchern leichtes Spiel hatte, so wird es ihm nicht leicht werden, die von Mr. Appleton Morgan vorgebrachten Thatsachen, Zeugnisse, Gründe und Beweisführungen zu erschüttern und zu entkräften, geschweige denn durch bloße Keulenschläge aus der Welt zu schaffen.

Morgan's „Shakspeare-Mythus" ist ein ernstes Buch und in jeder Hinsicht ein wichtiger Beitrag zur Shakspeare-Literatur, wegen der ganz ungeahnten Fülle von literarischem Material zu Shakspeare's Biographie und zur Geschichte der Shakspeare-Dramen, welches auch dem eifrigsten deutschen Forscher über diesen Gegenstand nicht in solcher Vollständigkeit zugänglich, auch in der ganzen deutschen Shakspeare-Literatur bisher nicht in solcher Fülle geboten worden. Das Buch ist ruhig, objectiv, verhält sich aber vorwiegend darstellend und überläßt es dem Leser, in allen angeregten einzelnen Fragen die Consequenzen aus den mitgetheilten Thatsachen und Materialien selbst zu ziehen. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß William Shakspeare von Stratford nicht alle, vielleicht kaum ein einziges der Shakspeare-Dramen erfunden und gedichtet habe, weil er hierzu wegen seiner mangelhaften Bildung unfähig gewesen, daß er dagegen sicher als Ueberarbeiter und Regisseur daran thätig gewesen sei und die aufgeführten redigirt und für die Bühne zugestutzt habe, untersucht er in den sieben Abschnitten seines Werkes erst das „Geheimniß", welches noch über der wirklichen Autorschaft der angeblichen Werke Shakspeare's liegt; er stellt alles Verbriefte und Authentische zusammen, was wir über Shakspeare's Familie, Herkunft, Jugendleben, Bildung und Lebensgang, über die ganze Geschichte der Dramen bezüglich ihrer Entstehung, Aufführung, Drucklegung, Sammlung zu Gesammtausgaben und des Verhältnisses derselben zu seinen Zeitgenossen wissen. Im zweiten Abschnitt, der „Appellation an die Geschichte", wird uns Shakspeare im Rahmen seiner Zeit vorgeführt und alles beigebracht, was damals oder später in England über ihn und seine Dramen geschrieben worden ist. Im dritten Abschnitt, dem „Ben Jonson'schen Zeugniß", erörtert er an der Hand eines reichen geschichtlichen Materials die Glaubwürdig-

Digitized by Google

keit der Aussagen eines Gefährten und Zeitgenossen, welcher erst in einem überschwenglichen Gedicht seinen Freund Shakspeare begeistert feierte und nachher keine Gelegenheit unbenutzt ließ, am Wissen und Charakter des erfolgreichen Nebenbuhlers nach dessen Tode neidisch und hämisch zu mäkeln und beide herunterzusetzen. Der vierte Abschnitt behandelt die „besondern Shakspeare-Theorien" für und gegen William Shakspeare's Autorschaft der Dramen, immer gestützt auf das vorhandene reiche Material, und im fünften und sechsten Abschnitt erörtert er eingehend und scharfsinnig, aber ohne Voreingenommenheit und ganz objectiv die „Bacon-Theorie" und ihre Berechtigung auf Grund der vorgebrachten Zeugnisse und die sogenannte „neue Theorie", d. h. die Hypothesen bezüglich des Antheils, welchen andere als Shakspeare und Bacon, z. B. Sir Walter Raleigh, an der Autorschaft der Shakspeare-Dramen gehabt haben sollen. Im siebenten Abschnitt, welcher eine Bereicherung der bevorstehenden zweiten Auflage des Originalwerks bilden wird und von Morgan im Manuscript dem deutschen Bearbeiter seines Werks für den Zweck seiner Bearbeitung überlassen wurde, behandelt Morgan die sogenannte „Editorial Theory", d. h. die Theorie von der hohen Wahrscheinlichkeit, daß William Shakspeare nur der Herausgeber, der Ueberarbeiter und Bühnenredacteur dieser von einem andern, mit hoher Wahrscheinlichkeit Francis Bacon, geschriebenen Dramen war. Morgan selbst nimmt zu keiner der erwähnten Theorien Stellung und gibt weder zu Gunsten der einen noch der andern sein Verdict ab; er hält vielmehr diese ganze ebenso interessante wie hochwichtige Frage noch nicht für spruchreif.

Wenn wir auf den Inhalt des Morgan'schen Werkes etwas ausführlicher eingingen, so geschah es nur, um den außerordentlichen Vorschub zu erklären, welchen das inhaltreiche Buch der Bacon-Theorie geleistet hat. Es hat das Holmes'sche Werk einigermaßen verdrängt; es hat ungemein anregend gewirkt und zum Nachdenken über diese Frage aufgefordert. Das Morgan'sche Buch hat eine Menge Kritiken und Angriffe hervorgerufen, wie bei der Lebhaftigkeit des geführten Streits nicht anders zu erwarten war; allein auch die Gegner, die überzeugten Shakspearianer und diejenigen, denen Morgan's juristische, oft spitzfindige Beweisführung nicht zusagt, müssen zugeben, daß er ein unschätzbares Material zusammengetragen hat, welches die ganze Shakspeare-Literatur umfaßt und übersichtlich darstellt, und daß er einen vollständigen Ueberblick über die Entwickelung der ganzen anti-shakspearischen Bewegung gibt.

Seither hat Mrs. Henry Pott, die eifrige Vorkämpferin des Baconismus, eine kleine Broschüre veröffentlicht, worin sie 32 Gründe für die Annahme geltend macht, daß Francis Bacon der eigentliche Verfasser der Shakspeare-Dramen sei: ein Schriftchen, das binnen kurzem ebenfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen soll.

So steht die Frage heutzutage in England und Amerika. Von den eingangs erwähnten 255 verschiedenen Veröffentlichungen sind 117 für Shakspeare und 73 gegen ihn, und weitere 65 enthalten sich eines ausgesprochenen Urtheils, meist nur um nicht gegen herrschende Meinungen zu verstoßen. Die Shakspearianer und

Digitized by Google

Shakspeare-Gesellschaften kämpfen mit allen Kräften gegen diese neuen Theorien an, aber bereits hat die in Philadelphia erscheinende Monatsschrift „Shakespeareana", das Organ der amerikanischen Shakspeare-Vereine, sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung genöthigt gesehen, auch den anti-shakspearischen Artikeln, wenn sie genügend begründet waren, ihre Spalten zu öffnen. Seit durch die Spedding'sche Ausgabe von Francis Bacon's Werken, Briefen und Leben die sämmtlichen Verhältnisse dieses gewaltigen Geistes und seine Schicksale und Schöpfungen vor uns liegen wie ein offenes Buch, hat die Annahme, daß wir in ihm den Verfasser der Shakspeare-Dramen zu suchen haben, sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen, einmal durch das merkwürdige Zusammentreffen gewisser äußerer und innerer Kämpfe, Stimmungen und Leiden mit jenen Dramen, in denen er sich derselben zu entäußern suchte, wie wir schon früher berührt haben, theils durch die Uebereinstimmung von Gedanken, Anschauungen, Ausdrücken u. s. w., theils durch das Erscheinen der ersten Gesammtausgabe der Dramen in der ersten Folioausgabe von 1623, welche Bacon nach seinem Sturz zusammengestellt haben kann, weil er nun keinen Grund mehr hatte, ihre Autorschaft zu verleugnen. Wenn diese Folioausgabe aber nicht seinen, sondern William Shakspeare's Namen trägt, und nichts in derselben auf Bacon hinweist, so suchen die Baconianer dies durch den mittlerweile erfolgten Tod Bacon's zu erklären.

Ein mit den englischen literarischen Verhältnissen genau bekannter hochgestellter und hochgebildeter Mann behauptet: Schon jetzt bezweifelten alle vorurtheilsfreien, unabhängigen und literarisch gebildeten Engländer die Autorschaft William Shakspeare's an den Dramen, und man suche dieselbe nur darum noch öffentlich aufrecht zu erhalten, weil dieselbe mit zu vielen persönlichen Interessen verbunden sei. Und wie steht nun die Frage bei uns in Deutschland? Viele deutsche Gelehrte und Shakspeare-Verehrer kennen dieselbe nur dem Namen nach: verschiedene gestanden uns, daß sie erst durch den Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. März 1883 und durch Dr. Engel's Broschüre etwas von derselben erfahren haben und mit ihrer Entstehung und Entwickelung nicht vertraut seien. Einer unserer ersten deutschen Gelehrten, ein hoher Verehrer von Francis Bacon's Werken, äußerte uns gegenüber: „So wie ich die ungemeine Vielseitigkeit von Bacon's Geist und sein Leben kenne, neige ich im voraus und ohne genauere Prüfung der Zeugnisse zu dem Glauben hin, daß er der wirkliche Verfasser der Shakspeare-Dramen ist; denn er war auch Dichter, und die von ihm noch vorhandenen drei Maskenspiele verrathen ein entschiedenes dramatisches Talent. Ich werde, sobald ich Muße finde, die mir bezeichneten Werke von Judge Holmes und Appleton Morgan lesen und dann meine Ansicht offen aussprechen. Francis Bacon ist der heutigen Generation der gebildeten Deutschen zu wenig bekannt. Wir haben seit 100 Jahren keine gute Biographie von ihm, außer der trefflich geschriebenen, aber zu kurzen von Professor Kuno Fischer in Heidelberg in der zweiten Auflage seiner «Entwickelungsgeschichte der Erfahrungsphilosophie» (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1875); denn Macaulay's Essay über Bacon ist eine einseitige, gehässige, politische Parteischrift, von Feindseligkeit gegen den Verfasser der englischen Biographie Bacon's eingegeben. Ich erfahre aus Ihrem Briefe mit Interesse, daß schon vor mehr

Digitized by Google

als 40 Jahren der geistvolle und gelehrte Professor Gfrörer sich in anti-shakspearischem Sinne ausgesprochen und die Prophezeiung aufgestellt hat: in 50 Jahren werde kein denkender und gebildeter Deutscher mehr an die Autorschaft jenes historischen oder traditionellen William Shakspeare von Strafford am Avon glauben. . . . Der Widerspruch zwischen der angeblich sehr mangelhaften Bildung des traditionellen Shakspeare und der ungemeinen Fülle von gediegener literarischer Bildung, positivem Wissen und umfassender Welterfahrung und Menschenkenntniß ist auch mir früher oft aufgefallen, obwol meine Zweifel keine bestimmte Gestalt annahmen, wie nunmehr, da das Wort ausgesprochen ist. . . . Aber ich bin überzeugt, daß wenn unsere deutschen gebildeten Kreise, und namentlich die jüngere Generation, die ungemeine Universalität von Francis Bacon's Geist und Schaffenskraft kennen gelernt haben, sie ihn unbedingt für den wirklichen Verfasser der Shakspeare'schen Werke halten werden."

Und ein anderer hervorragender Shakspeare-Kenner schreibt uns: „Abgesehen von dem unbestreitbar hohen literarischen und poetischen Werthe der unerreichten unsterblichen Shakspeare-Dramen, ist es keine Frage, daß William Shakspeare's Persönlichkeit uns im Laufe des jüngstvergangenen Jahrhunderts durch den Eifer oder Uebereifer der Commentatoren und Shakspearomanen zu einer fictiven sagenhaften Heroengestalt aufgebauscht worden, welche über die Wahrheit und Wirklichkeit hinausragt, darum eine Reaction hervorgerufen hat und eine kritische Prüfung herausfordert. Ich werde es daher mit Freude begrüßen, wenn diese neue anti-shakspearische Theorie auch bei uns, welche wir unbefangener urtheilen können als die Engländer, einer eingehenden Erörterung und besonnenen Prüfung unterworfen wird."

Wenn Männer wie Lord Palmerston, Charles Dickens, Thomas Carlyle, Ralph Waldo Emerson, Longfellow u. a. m. sich für die Bacon-Theorie aussprachen oder ihr wenigstens zuneigten, so muß dieselbe doch einigermaßen ihre Berechtigung und Begründung haben. Nicht aus bloßem Widerspruchsgeiste oder um des Reizes der Neuheit willen hängen ihr nun Tausende in England und Amerika an. Deutschland, welches in der Shakspeare-Forschung beinahe mehr gethan hat als England oder Amerika, ist befugt, auch in dieser Frage mitzusprechen und in der Entscheidung derselben vielleicht den Ausschlag zu geben. Columbus hat die Neue Welt entdeckt, welche nun den Namen eines andern führt — wie sehr leicht möglich, daß auch bei den Shakspeare-Dramen etwas Aehnliches stattgefunden hat? Die Frage ist gestellt, ihre Erörterung im Fluß; der Anstoß zu weitern Untersuchungen und Forschungen ist durch das von uns angeführte literarische Material und die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der anti-shakspearischen Theorie gegeben. Der Wunsch, daß auch die deutsche Wissenschaft dieser interessantesten literarischen Frage der Gegenwart ein gründliches Interesse zuwenden und an ihrer Erörterung sich betheiligen möge, hat mich zu den vorstehenden Zeilen angeregt.

Digitized by Google

Der Congo und sein Stromgebiet.

II.

Der Sklavenhandel hat bisher die Entwickelung Centralafrikas daniedergehalten, unermeßliche Verheerung, undenkbare Greuel darüber ausgebreitet. Die fruchtbarsten Gegenden wurden zur Wüste, die Einwohner fortgeschleppt, versprengt oder erschlagen. Hunderte von nackten Menschen, Männer, Weiber, Knaben, Mädchen aneinandergekettet, werden auf rauhen Pfaden, unter der glühenden Sonne, fortgetrieben. Den langen, langen Marsch bezeichnen die Leichen der Erschöpften, die nicht weiter konnten und liegen blieben und verschmachteten oder die, den andern zum Schrecken, an den Bäumen gehenkt wurden. In Mursuk in Fessan wurden jährlich an 10000 Sklaven verkauft, welche größtentheils von den arabischen Kaufleuten auf dem großen Sklavenmarkt zu Kuka in Bornu gekauft und hierher geführt wurden. Ein anderer Sklavenzug ging von Kuka nach dem Senegal und ein großer Theil der Sklaven wird in Bornu selbst verwendet. Von Mursuk gingen große Züge durch die Oasen nach Chartum in Aegypten, und von dort jährlich an 10—50000 Sklaven, größtentheils vom obern Nil, Usagara Ougego, nach Siout, Kairo, Berber, Suakim, Massaua, und dann nach dem Orient. In Zanzibar wurden jährlich an 19000 Sklaven eingeführt und auf dem öffentlichen Marktplatz verkauft; der Sultan selbst führte gegen 5000 ein. Von dort gingen sie dann weiter nach Norden, nach der Levante. Der Vertrag von 1873, welchen England mit dem Sultan Bargasch ben Seyid behufs Abschaffung des Sklavenhandels abschloß, wurde nur theilweise erfüllt. Vom October bis December, der Erntezeit der Gewürznelken, wird eine Menge Sklaven auf die Nachbarinsel Peniba eingeführt und nach der Ernte wieder verkauft. Von Mombaze wurden jährlich an 30000 Sklaven ausgeführt. Brava, Tedjura und alle andern Häfen des Rothen Meeres waren große Sklavenmärkte, besonders für die Levante und Persien, wo die Männer als Diener und Knechte, die Mädchen für den Harem verkauft wurden. Quiloa ist der Hauptmarkt für den Njassabezirk, wo die Wirkung des Sklavenhandels besonders verderblich gewesen, die Seegegend fast entvölkert worden ist. Als Livingstone im Jahre 1851 diese Gegend besuchte, fand er die Bevölkerung zufrieden, die Aecker gut angebaut; als er im Jahre 1861—63 sie wieder besuchte, erkannte er sie nicht wieder; der Sklavenhandel war eingedrungen, die angebauten Aecker verschwunden, die Dörfer niedergebrannt. Jährlich gingen über den Njassa an 20000 Sklaven. Ein Haupt-

Digitized by Google

markt des ostafrikanischen Sklavenhandels war Taboro, Hauptort von Uniamuesi. Eingeborene Sklavenjäger lieferten hier die erbeuteten Sklaven den arabischen Kaufleuten ab und die Sklavenzüge gingen von hier nordwärts durch Karague und Uganda, nach der Somaliküste, Arabien, Aegypten oder ostwärts nach Brava, Zanzibar und Peniba.

Einer der wichtigsten Märkte des Sklavenhandels in Centralafrika ist Nyangwe (Njangue) am Lualaba oder obern Congo. Es ist ein großes Dorf, wo die Araber sich fest angesiedelt haben und große Waarenniederlagen besitzen. Sie haben von hier aus große Razzias in das Land der Manjama, eines früher zahlreichen Volkes, das jetzt bedroht ist aufgerieben zu werden, ausgeführt. Dieser Platz, den die Araber mit ihrem gewöhnlichen Scharfsinn zu ihrer permanenten Centralstelle ersehen haben, dürfte Bedeutung erlangen, wie denn auch die londoner Missionsgesellschaft denselben zu ihrer Hauptcentralstelle am obern Congo bestimmt hat. Der Platz liegt 4° 16 südl. Br., 810 englische geographische Meilen vom Indischen, 1800 Meilen vom Atlantischen Ocean. Der Lualaba oder obere Congo strömt bei Nyangwe mit einem Volumen von 124000 Kubikfuß in der Secunde. Es war die letzte Stelle am Congo, welche Livingstone erreichte; der Mangel an Lastträgern und an Geld nöthigten ihn zur Umkehr. Auch war Nyangwe Cameron's letzte Stelle am Congo. Am Njassa ist der Preis eines erwachsenen Sklaven 2 Mark, zu Kuka in Bornu ist der Preis eines Mannes 10—32 Mark, eines Knaben 50—100 Mark, eines Mädchens 100—200 Mark. Zu Chartum ist der Preis eines Negers 200 Mark, zu Konstantinopel und Salonike ist der Preis 400—800 Mark.

Die Sklavenhändler, welche dieses unermeßliche Unheil über das von der Natur so gesegnete Centralafrika ausbreiten, sind die halbblütigen Portugiesen der Westküste und die halbblütigen Araber der Ostküste. Von den Nilseen bis ins Reich des Kassongo wüthet der Sklavenhandel wie ein Rassenkrieg zwischen Arabern und Negern. An vielen Stellen haben die Araber auch verstanden, die Neger selbst zu ihren Gehülfen zu machen. Sie schlossen sich bei den unaufhörlichen Fehden zwischen den Stämmen an den einen oder den andern an, und die Neger kamen dann selbst und verkauften einander. Je nachdem die Nachfrage auf den Sklavenmärkten steigt, erfolgen die Razzias oder menschenraubenden Angriffe der Araber, in der Zwischenzeit lassen sie das Volk sich ausruhen. Zu den Sklavenhändlern gehören ferner auch viele einheimische Fürsten, welche gegen Vergütigung nicht nur Erlaubniß zu Razzias (Menschenjagden) ertheilen, sondern sogar Mannschaften dazu stellen. Namentlich ist dies bei den mohammedanischen Fürsten der Fall, deren Gebiete an heidnische Länder grenzen, deren Einwohner sie als ihre rechtmäßige Beute betrachten. Mehrere dieser Fürsten betreiben solchen Sklavenhandel als eine regelmäßige Einkunftsquelle. Im Sudan an dem obern Nilarme bildeten die Sklavenhändler große Compagnien, von denen jede für sich ein Operationsfeld von mehrern tausend Quadratkilometern in Anspruch nahm. In der Mitte dieses Operationsfeldes bezogen die Kaufleute ein befestigtes Lager, ein Seribah mit einer bewaffneten Besatzung von 2000—2500 Mann, die sie besoldeten. Die ägyptischen Behörden beschützten diese Räuberbanden, deren Hauptmarkt Chartum war. Das

Digitized by Google

gesammte Operationsfeld des Sklavenhandels in Centralafrika war so groß wie Europa und bewohnt von 80 Millionen. Der Sklavenhandel raubte diesem Lande jährlich eine halbe Million Einwohner, von welchen nur etwa 100000 ihre Bestimmung erreichten. So verhielt es sich wenigstens bis in die letzten Jahre, und allen Anstrengungen war die Unterdrückung dieses Unwesens nicht gelungen. Die Abschaffung des Sklavenhandels wurde bereits auf dem Wiener Congreß festgesetzt durch Acte unterzeichnet von Castlereagh, Wellington, Nesselrode, Talleyrand, Metternich.

Die Stapelartikel der Ausfuhr im rechtmäßigen Handel sind bisjetzt Elfenbein und Palmöl. Elfenbein ist noch reichlich vorhanden; die Ausfuhr setzt eine jährliche Zerstörung von etwa 30000 Elefanten voraus. Das Elfenbein wird größtentheils durch die Kaufleute vom obern Congo nach Salvador gebracht, von wo es nach Ambrizete, dem Stapelplatz für Elfenbein, geht. Viele Bayansi und Bateke, die sich an diesem Handel betheiligen, haben dadurch beträchtlichen Reichthum erworben. In gewisser Beziehung ist der Elfenbeinhandel jedoch auch ein Zweig des Sklavenhandels, indem das Elfenbein häufig mit Sklaven bezahlt wird. Sklaven werden überhaupt hierzulande häufig als ein Tauschmittel, eben als pecunia verwandt. Palmöl ist natürlich in großem Ueberfluß vorhanden, die Oelpalmenwaldung ist thatsächlich unermeßlich und unerschöpflich. Die am meisten begehrten Einfuhrartikel sind gegenwärtig Glasperlen zu Halsbändern, mit denen beide Geschlechter sich in großer Menge, oft anstatt sonstiger Kleidung fast den ganzen Leib, bedecken; Messingdraht und Messingspangen zu Hals-, Arm- und Beinbändern, Baumwollwaare. Obgleich das von ihrer eigenen Baumwolle von ihnen selbst gewebte und gefärbte Zeug viel dauerhafter ist, kommt doch englischer bunter Kattun (prints) immer mehr in Nachfrage. Amerikanischer Calicot, Mericano genannt, wird vor allem vorgezogen. Chromolithographien sind ein sehr verkäuflicher Artikel. Glasperlen, von welchen die dunkelblauen vorgezogen werden, und Messingstangen dienen gewöhnlich als Umsatzmittel oder Geld.

Es ist offenbar, daß der Congohandel sowol in Beziehung auf die Einfuhr wie die Ausfuhr einer hohen Entwickelung fähig ist. Baumwolle, Farbestoffe, Kaffee, Zucker, Taback, die meisten sonstigen tropischen Erzeugnisse gedeihen, und mit der gesteigerten Ausfuhr wird sich selbstverständlich auch das Bedürfniß und die Einfuhr steigern. Arbeitskraft ist in Fülle zur Hand und braucht nicht über See eingeführt zu werden.

Zur Entwickelung des Handels ist vor allen Dingen erforderlich, die Verkehrsmittel zu erleichtern, oder, richtiger gesagt, überhaupt Verkehrsmittel herzustellen. Es gibt bisjetzt weder Wege noch Straßen, weder Saumthiere noch Wagen. Bisher mußte alles Gut auf den Rücken von Lastträgern befördert werden und zwar in großen Karavanen von Lastträgern, die beim Antritt ihrer Reise verproviantirt werden mußten. Es war also bisher keine commerzielle Beförderung möglich, außer etwa bei Artikeln von einem im Verhältniß zum Werth geringen Gewicht und Volumen, wie Gold, Elfenbein, oder auch bei Sklaven, die sich selbst befördern.

Landstraßenbau in Centralafrika ist sehr schwierig, auch schon wegen der üppigen

Digitized by Google

Ergiebigkeit des Bodens. Kaum gerodet, ist derselbe auch schon wieder mit Gestrüpp und Kraut überwachsen. Saum- und Zugthiere, wie Pferde, Maulthiere, Esel, Ochsen können, wie es scheint, wegen der furchtbaren Verheerung, welche die Zezefliege unter ihnen anrichtet, nicht angewandt werden. Doch ist es einem Agenten der londoner Missionsgesellschaft gelungen, mit einem Ochsenwagen von der Ostküste nach dem Tanganyika zu fahren. Der afrikanische Elefant scheint leider nicht hinlänglich zähmbar zu sein, doch dürfte der indische wol mit Erfolg eingeführt werden können. Die Elefanten, welche die Engländer während ihres Feldzugs in Abessinien aus Indien einführten, hielten sich gut und leisteten treffliche Dienste. Zuträgliches Futter findet der Elefant sehr reichlich am Congo, und die Zeze dürfte den indischen wol ebenso wenig schädlich werden wie den einheimischen.

Es ist aus jeder Afrikareise ersichtlich, welche unendliche Schwierigkeiten das Reisen mit den einheimischen Lastträgern, auch mit den dienstfertigen und verständigen Zanzibari, macht. Der umsichtige und eifrige Stanley brauchte acht Monate zur Reise von Zanzibar nach Udschidschi am Tanganyika. Er hatte ein Gepäck von 8 Tonnen (160 Ctr.) im Gewicht und brauchte dazu einen Zug von 300 Lastträgern nebst 40 Mann Reserve. Die Traglasten wogen je 60 Pfd. für starke Männer, 50 Pfd. für kleinere Männer, 40 Pfd. für Jünglinge, 40 Pfd. für alte Männer. Jedes Gepäck mußte unter 6 Fuß lang und unter 17 Zoll breit sein, weil es sonst nicht durch das an beiden Seiten des Pfades stehende dichte Gestrüpp hindurchgebracht werden kann. Die Löhnung betrug 8—40 Mark den Monat nebst Ration.

Die interoceanische, ostwestliche Ueberlandroute durch das Congogebiet, wie sie namentlich von den arabischen Karavanen eingeschlagen wird, beginnt auf dem Festlande mit dem der Insel Zanzibar, dem östlichen Hauptmarkt, gegenüberliegenden Bagamoyo, dem katholischen Missionat Notre-Dame de Bagamoyo. Dort stehen 4 Priester, 8 Brüder, 12 Schwestern, 10 Laienbrüder (welche Ackerbau und Handwerk lehren), und 250 Kinder erhalten Unterricht, 80 Erwachsene Beschäftigung. Die Anstalt wurde ursprünglich um das Jahr 1845 von der englischen Church Missionary Society gegründet. Eine Zweiganstalt derselben war Rabbai (Mpia), zu welcher die rühmlichst bekannten deutschen Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt gehörten. Bagamoyo ist an 720 englische Meilen von den großen Centralseen. Die arabische Hauptstation am Tanganyika ist Udschidschi (Ujiji), ein Dorf, wo eine große Anzahl Tembas (von Staketen umzogene Gehöfte) der Araber vereinigt sind. Die hiesigen Araber besitzen beträchtlichen Wohlstand, haben ein geräumiges, bequemes Haus mit flachem Dach, Hunderte von Sklaven, große Heerden, bauen Weizen, Mais, Reis, ziehen Orangen, Citronen, Granatäpfel. Die Araber haben sich größtentheils in Handelsgeschäften von Zanzibar aus über das innere Centralafrika verbreitet.

Die belgische Internationale Association besitzt am Tanganyika die Station Karema, welche zu ihrer Centralstation in der interoceanischen Verkehrslinie bestimmt ist. Die Station wurde im Jahre 1879 gegründet; sie liegt neben dem

Digitized by Google

Dorfe gleiches Namens auf einer Anhöhe 1600 Fuß über dem Seespiegel in 6° 49' südl. Br., 30° 31' östl. L. von Greenwich. Die Station enthält in einer Umzäunung von 600 Fuß im Durchmesser das Wohnhaus, ein Ziegelgebäude, Speicher und Werkstätten und besitzt nach dem mit dem Häuptling des Dorfes abgeschlossenen Kaufvertrag 240 Acres Land, das sehr fruchtbar ist. Die Temperatur beträgt durchschnittlich 25° C. Das hier eingeführte europäische Gemüse gedeiht, so auch das eingeführte Vieh. Mehrere Forschungsreisende haben hier gastliche Herberge gefunden. Die Eingeborenen sind Europäern wohlgewogen und wissen die mannichfachen Vortheile, die ihnen deren Anwesenheit gewähren kann, sehr wohl zu schätzen. Die Bevölkerung hat sich seit Gründung der Station fast verdoppelt. Die internationale Flagge weht auf einem Dampfer im See.

Die nächste Hauptstation an der westöstlichen interoceanischen Linie ist das oben bereits erwähnte Nyangwe (Njangue), ein großes Araberdorf wie Udschidschi und wie dieses ein Hauptwaaren- und Sklavenmarkt, am Lualaba oder obern Congo, an der Spitze der Congoschiffahrt.

Während wir abwarten, was die Kunst zur Beseitigung der Hindernisse, die der Beschiffung der großen Congowasserstraße noch entgegenstehen, oder zur Ersetzung der Wasserstraße durch eine über die weiten anliegenden Ebenen gelegte Schienenbahn ausrichten wird, gewährt unterdessen Leopold's II. und Stanley's großes Werk, die Anlegung einer Reihe Stationen längs des Congo, die Aussicht einer baldigen Eröffnung des dunklen Continents zur weitern Erkundung, zum commerziellen Verkehr, zur Bannung der verheerenden Sklavenjagd, zur Einführung der Cultur. Die bisherigen überwältigenden Schwierigkeiten des Verkehrs werden beseitigt, indem der Reisende in kurzen Entfernungen Einkehr findet. Wir verzeichnen nun die bisher von Stanley angelegten Stationen:

1) Vivi, die unterste Station, liegt gegen 100 englische Meilen von der Mündung des Congo, 10 englische Meilen oberhalb der letzten europäischen Factorei und gegen 10 englische Meilen unterhalb der Jellalafälle, der letzten oder untersten Fälle, bis zu welchen die Schiffahrt von der See nicht unterbrochen ist, auf einem steilen Berge, der leicht auf allen Seiten unersteiglich gemacht werden könnte, am Norduser. Die Anstalt enthält Wohnhäuser für die angestellten Europäer, Speicher, Werkstätten. Am Fuße des Hügels mündet ein Bach, welcher die Anstalt mit Trinkwasser versieht, in eine Bucht, welche einen Hafen für die Kähne und Boote der Anstalt gewährt. Die Eingeborenen der Nachbarschaft sind freundlich und halten Bula Matade in großem Respect, d. i. den Steinbrecher, wie sie Stanley nennen, weil er beim Bau eines Dammwegs Felsen, die im Wege standen, durch Sprengung wegräumte. Doch fanden anfänglich mitunter Friedensstörungen statt. Während Stanley's Abwesenheit von der Station hielten die Eingeborenen die dort zurückgebliebene Mannschaft für zu schwach, begingen Räubereien und zeigten sich trotzig und übergreifend, bis die kleine Besatzung einen Ausfall machte und einige Hütten niederbrannte. Seitdem haben die Eingeborenen sich freundlicher und dienstfertiger erwiesen als vorher.

Bei den Factoreien Nkongolo (Ikongolo) am Norduser und Noki am Südufer,

Digitized by Google

15 englische Meilen unterhalb Vivi, wird die Schiffahrt schwierig und für etwas tief gehende Boote unmöglich. Versuche, hier zu Berg zu fahren, die im März 1883 von einem französischen Kanonenboot angestellt wurden, mislangen gänzlich.

Am Südufer, einige Meilen von Vivi, liegt das Dorf Pallaballa auf einem bewaldeten Hügel 1600 Fuß hoch, wo ein Missionat der englischen Livingstone-Inland-Mission sich befindet. Der Missionar hält den sonntäglichen Gottesdienst in dem Hause Kapumpako's, des Häuptlings von Pallaballa, eines der mächtigsten Fürsten des Landes. Eine mäßige Anzahl Einwohner des Dorfes findet sich zum Gottesdienst ein. Die Leute betragen sich ganz anständig, falten die Hände, sagen Amen mit dem Tone inbrünstiger Andacht. Der Missionar hält eine kurze Predigt in Fiote (der Landessprache), der Häuptling (Kapumpako) wiederholt stets den Schluß jedes Satzes, um zu zeigen, daß er aufmerksam zuhört. Ein kurzes Gebet schließt die Predigt, worauf der Häuptling zum Zeichen des Schlusses sich vom Sitze erhebt. Nach dem Gottesdienst kommt jeder einzeln zum Missionar und zu Miß Spearing, der Schullehrerin, reicht die Hand und wünscht Guten Abend! Die mit dem Missionat verbundene Schule, welcher Miß Spearing vorsteht, wird ziemlich regelmäßig von etwa 20 Knaben und einer Anzahl Erwachsener besucht. Die Umgegend von Pallaballa ist überaus fruchtbar. Die Waldung ist prachtvoll. Ananas wächst wild. Zierliche Farrn erinnern den Europäer an die Heimat. Die Cucubitaceen treten besonders in der Flora hervor. Eine Species trägt eine prächtige Frucht; dieselbe ist eiförmig, mit Stacheln besetzt, von der Größe einer Birne, glänzend grün. Wenn sie reif ist, spaltet sich die äußere Schale und enthüllt die innere prächtige hochrothe Frucht. Die Landschaft hat eine Menge klare, wasserreiche Bäche, welche eine Reihe hübscher Cascaden bilden. Westlich von dem Pallaballahügel ergießt sich der Mposo in den Congo, ein beträchtlicher Fluß, mit reißender Strömung und vielen Fällen, welcher im Südwesten bei São-Salvador entspringt. Im Südwesten vor Pallaballa liegen die holländische Factorei Angu-Angu und das Baptistenmissionat Underhill, in malerisch reizender Gegend. Das Missionshaus ist nach Landesbrauch aus Flechtwerk auf einem Gerüst von starken Ständern erbaut. Das Flechtwerk besteht aus Zweigen einer hier häufigen Palme, der Phoenix spinosa. Die Zwischenräume im Flechtwerk bleiben offen, um frische Luft durchziehen zu lassen.

Von Vivi und Pallaballa aus macht der Congo eine Krümmung nach Südwesten; an beiden Ufern von steilen Hügeln eingefaßt, nimmt der Fluß sich wie ein prächtiger Gebirgssee aus, nur daß die Strömung reißend, wirbelnd und schäumend an eine Felswand anschlägt, die sich dem Flusse entgegenstellt und ihm den Weg zu versperren scheint, weshalb diese Flußschlinge der Höllenkessel benannt wird. Vivi ist mitunter ein sehr lebhafter Platz, wenn mehrere hundert Neger dort versammelt sind, Waaren einzuhandeln oder ihre Dienste anzubieten, Zanzibari, Kruboy, Gabinda, Bayansi, Bateke. Lieutenant Vandeveld ist Chef von Vivi.

2) Die Station Isangila liegt 58 englische Meilen weiter flußaufwärts am Nordufer, oberhalb des Katarakts Isangila, nach welchem sie benannt ist. Es ist eine hübsche kleine Station in anmuthiger Lage, am Abhang des steilen Leopoldberges, in welchem eine von Vivi herziehende Bergreihe ausläuft, mit der Aussicht auf

Digitized by Google

die prächtigen Flußfälle, den Congo und das offene Thal des Lufu, welcher im Westen von Vivi mündet. Sie enthält Wohnhäuser für die Angestellten, Gasthäuser für Reisende und große Speicher. Ein breiter Weg führt vom Fluß nach der Station hinauf. Der Landweg von Vivi dahin geht fortwährend auf und ab, über Felsenhöhen, durch tiefe bewaldete Schluchten, über plätschernde Bäche, durch schlüpfrige Marschen. Der Pfad verliert sich mitunter in Sumpf oder in Hochgras; Stanley hat jedoch einen Dammweg von Vivi nach Isangila gebaut: ein Bau, dessen Kosten überaus hoch kamen. Am Süduser, der Station gegenüber, ragt ein hoher Felshügel vor, der dem am Höllenkessel sehr ähnlich ist, ein rauher, zackiger Fels, dessen Seiten mit glänzendem Gras bekleidet und dessen Gipfel mit einem Palmenhain gekrönt ist. Am Fuße dieses Felsens bricht sich der Fluß, der bis dahin eine glatte Spiegelfläche gezeigt hat, plötzlich in schäumenden Wellen, während das übrige Wasser noch ruhig fortzieht, worauf die gesammte Masse einen Sprung über verborgene Klippen macht und nun in einem furchtbaren Wogenschwall wirbelt, sich in glänzenden Schaum wirft, in Gischtsäulen emporsteigt, die Flußufer überregnet. Dies ist die Isangilastromschnelle. Darauf sammelt der Fluß sich wieder zu ruhiger Strömung und bespült seine im reichsten Grün prangenden Werder, indem er am Süduser den Lufu aufnimmt. Der Reisende findet in der Station Isangila stets Proviant in Ueberfluß.

3) Die Station Manjanga, 80 englische Meilen von Isangila, eine Meile unterhalb der großen Fälle von Ntombo-Mataka, liegt ebenfalls schön auf dem Gipfel eines steilen Hügels, der sich unmittelbar vom Congo erhebt und auf allen Seiten, außer auf einer Landseite, unzugänglich ist. Ein beschwerlicher, langer, gewundener Weg führt hinauf. Die Gebäude sind von Ziegel gebaut, die an Ort und Stelle gemacht wurden. Zwischen Isangila und Manjanga ist der Fluß schiffbar; Stromschnellen kommen zwar vor, doch können sie in einem starken Boot überstiegen werden. In Stanley's kleinem Dampfer macht man die Fahrt in vier oder fünf Tagen. Der Landweg nach Manjanga läuft am Norduser hin, ist beschwerlich und erfordert wenigstens acht Tage. Die Ansicht auf der Fahrt von Isangila ist prachtvoll. Lianen umwinden die mächtigen Aeste der Waldung mit Guirlanden, welche in allen Farbentönen glänzen und glühen. Auf den Zweigen wiegen sich Fischadler und Reiher hin und her und der Fluß durchzieht kleine Archipele von Werdern. Hier und da gucken niedrige Klippen aus dem Wasser hervor. An Stellen senken sich die Ufer zu sanft abfallenden Sandflächen, wo die niedliche Pratincola Glareola in Menge nistet und in schwalbenartigem Flug Insekten auf dem Wasser hascht. Solche Strecken werden von den lästigen Mosquitos rein gehalten. In der Nähe von Manjanga verbreitert der Fluß sich beträchtlich und die Ufer werden flach und uninteressant. Auf dem Markte im benachbarten Dorfe sind immer Lebensmittel in Menge und Auswahl vorräthig: Maniok, Erbsen, Mais, Gemüse, Obst, Malafu sowie allerlei einheimische Manufacte. Wöchentlich zweimal ist Markttag, ein große und ein kleiner. Am großen Markttag wird kein weißer Mann zugelassen. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und dicht bevölkert, erzeugt aber Malaria und ist für Europäer ungesund. Am Fuße des Manjangahügels befindet sich ein kleines Baptistenmissionat.

Digitized by Google

4) Die Station Lutete liegt 20 englische Meilen von Manjanga, an der Südseite des Flusses, an der großen Elfenbeinhandelsstraße bei dem gleichnamigen großen Dorfe, einem Hauptplatz für Elfenbein. Das Dorf Lutete ist eins der größten am Congo, und der Häuptling Lutete, nach dem es benannt ist, einer der mächtigsten. Die Aecker sind sehr ausgedehnt, die Ziegen- und Hühnerheerden zahlreich. Neben Lutete befindet sich der große Katarakt Ntombo-Mataka, ein fast vollständiger Wasserfall, der einzige des Congo, während die übrigen Fälle nur starke Stromschnellen sind. Der Ntombo-Mataka besteht aus zwei fast senkrechten, schäumenden Fällen, die sich in der Entfernung wie zwei glänzendweiße Steinstufen ausnehmen. Zwischen den Fällen Isangila und Ntombo-Mataka ist freie Schiffahrt, von hier bis Stanley-Pool kommen wieder Stromschnellen vor. Die Berge, welche hier die Thäler und Schluchten umziehen, sind mit knorrigen, verzwergten Bäumen und mit grobem, an 15 Fuß hohem Gras bestanden: ein Pflanzenwuchs, der infolge der jährlichen, bei den Einheimischen üblichen Flur- und Waldfeuer entsteht, welche den Baumwuchs stören und den Graswuchs fördern. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und in Ausdehnung gerodet und angebaut. Lebensmittel sind reichlich, die benachbarten Stationen Stanley's leicht verproviantirt.

5) Die Haupt- und Centralstation Leopoldville, 80 englische Meilen von Lutete, in 4° 13′ 20″ südl. Br., 15° 44′ 30″ östl. L. von Greenwich, liegt auf einem 200 Fuß hohen Hügel am Südufer des Congo, der hier, 2½ englische Meilen breit, aus dem Stanley-Bassin austritt. Das Hauptgebäude, ein großes, zweistöckiges Haus aus massiven Balken und Ziegeln mit Strohdach, enthält einen großen Speisesaal, eine Vorrathskammer und drei Schlafzimmer im untern Stock, und im obern Stock das Comptoir und Stanley's Wohnzimmer. Die Küchen sind hinter dem Hause, getrennt davon. Vor dem Hause steht eine große, offene Halle, wo man in der Kühle einen angenehmen Platz findet und sich gesellig versammelt. Neben dem Hause stehen ein großer Speicher und das Gasthaus für europäische Reisende, ein einstöckiges Haus mit einer Folge von sieben Zimmern. Auf einer obern Terrasse hinter dem Hause stehen die Hütten der Zanzibari und der andern zur Station gehörenden Einheimischen je in einem kleinen Garten. Von der offenen Halle vor dem Hause gelangt man nach der Esplanade auf der untern Terrasse. Von dieser schönen Promenade hat man eine herrliche Aussicht auf das Stanley-Bassin. Die Terrassen sind am Abhang künstlich ausgeschnitten und gebahnt worden. Die Esplanade führt zum Hafen hinunter und setzt sich als der ins Binnenland führende Weg fort. Vom Hafen, welcher durch eine kleine, in den Fluß vorragende Landspitze gebildet wird, hat man freie Schiffahrt von 1000 englischen Meilen ins Binnenland.

Auf dem Gipfel der Anhöhe liegt ein Baptistenmissionat unter Comber's Leitung, zu welchem ein großer Garten am Fuße der Anhöhe gehört. Im bewaldeten Thale unterhalb liegt ein englisches Livingstone-Inland-Missionat unter dem dänischen Missionar Dr. Sims. Beide Missionate liegen auf einem der Station gehörenden Grunde und entrichten derselben Miethzins. Rings um die Station erstrecken sich weite Aecker, welche ihr beträchtliche Vorräthe liefern; auch gehören dazu große

Digitized by Google

Heerden von Ziegen, Schafen, Schweinen, Geflügel. Es ist also wol anzunehmen, daß diese Station und so auch die andern sich selbst ernähren können.

Dreißig englische Meilen von Lutete mündet der Inkassi in den Congo, ein Fluß, welcher eine so reißende Strömung hat, daß die Einheimischen nur mit großer Anstrengung in ihren Kähnen übersetzen können. Der Inkassi ist 500 Fuß breit, hat steile Ufer, an welchen das Wasser tief ist, und viele Fälle. Das große Dorf Ngoma liegt 15 englische Meilen unterhalb Leopoldville, benannt nach dem Katarakt Ngoma, an dem es liegt. Dieser Katarakt gewährt einen überaus großartigen Anblick und hat seinen Namen Ngoma, die Trommel, von dem furchtbaren Getöse der stürzenden Wasser. Die Umgegend des Dorfes ist sehr fruchtbar und sorgfältig angebaut.

Stanley Pool, diese seeartige Erweiterung des Congo, ist nach neuern Aufnahmen beträchtlich größer, als Stanley in „Durch den dunkeln Welttheil" angibt. Die Länge beträgt gegen 23, die Breite gegen 25 englische Meilen, der Flächeninhalt an 350 (anstatt Stanley's 55) englischen Quadratmeilen. Die Tiefe beträgt 2—30 Faden. Der Fluß ist an beiden Enden des Bassins an $2^1/_2$ englische Meilen breit. An beiden Ufern ist das Bassin von Hügeln umrandet, 2—500 Fuß hoch, welche am Eintritt und Austritt des Flusses prächtige Portale bilden. Die Doverklippen Stanley's, welche unterhalb des Flußeintritts am Nordostufer des Bassins unmittelbar anstehen, bestehen nicht, wie Stanley anfänglich annahm, aus Kreide, oder aus Pfeifenthon, wie er später meinte, sondern aus feinem glänzenden Weißsand; sie sind durch die Regengüsse in sonderbare Formen, Strebepfeiler, Thurmspitzen, zerrissen. Der Boden am Fuße dieser Hügel besteht aus tiefem, losem Sand, in welchen man bis ans Knie einsinkt, und die Stelle scheint gefährlichen Sandlavinen ausgesetzt zu sein. Diese Hügel sind an 200 Fuß hoch. Sie zeigen hier und da Streifen von Braunsand, auch von einiger Waldung. Das Bassin enthält eine Menge Werder, welche meistens aus Sand bestehen und mit Hochgras, Borassuspalmen, Bambus und Papyrus bestanden sind. Der größte Werder liegt in der Mitte des Bassins und ist 17 englische Meilen lang. In dem dichten Walde, welcher ihn bedeckt, hausen in Menge Elefanten, Büffel und allerlei Wild. Die zahlreichen Wasserarme zwischen den Werdern sind zum Theil breit. Das freieste Fahrwasser hat der Arm im Südosten des großen Werders in der Mitte des Bassins. Die Strömung ist überall sehr reißend, weshalb schon mehrere Europäer, welche die leicht umschlagenden Kähne der Einheimischen benutzten, hier verunglückten: der österreichische Lieutenant Kalina, der französische Missionar Abbé Guyot, der belgische Stationschef Janßen. Am Ostufer des Bassins liegen die Dörfer: Kimpoko, südlich unterhalb der Einmündung des Flusses; Kinschascha, östlich oberhalb des Flußaustritts, ein großes Dorf und wichtiger Elfenbeinmarkt; Lema, südlich von Kinschascha, ein großes Dorf und Elfenbeinmarkt; Kintamo, westlich von Kinschascha, am Austritt des Flusses und am Fuße eines 200 Fuß hohen Hügels, wo die Haupt- und Centralstation Leopoldville angelegt ist, in 15° 44′ 30″ östl. L. und 4° 13′ 20″ südl. Br. von Greenwich.

Am Westufer, Kintamo gegenüber, liegt Mfwa, eine Gruppe von fünf Weilern, wo die französische Station Brazzaville angelegt ist.

Digitized by Google

6) Die Station Msuata, 150 englische Meilen von Leopoldville, südwestlich von der Mündung des großen Kwango-Wabumaflusses, hat eine besonders angenehme und gesunde Lage, und die Einwohner des benachbarten Dorfes zeigen sich Europäern sehr gewogen. Der Congo hat von der Wabumamündung bis zum Stanley-Bassin eine südwestliche Richtung bei einer Breite von 600—1000 Meter. Man macht die Bootfahrt von Leopoldville zu Berg nach Msuata in sechs Tagen. Das Nordufer ist wegen stattgefundener Fehden nur schwach bevölkert. Der Fluß ist voll von schwimmenden Inseln. Massen von Binsen, Papyrus- und andern Wasserpflanzen, welche sich so fest verstricken, daß man darauf stehen kann, sind mitunter von so beträchtlicher Größe, daß man sie für wirkliche Inseln halten sollte, wenn man die schwimmende Bewegung nicht bemerkt. Eine Menge von allerlei Wasservögeln weilt auf diesen Inseln. Scharen von Flußpferden spielen am Flusse umher und auf den Sandbänken sonnen sich die Krokodile. Schwärme von Vögeln flattern furchtlos um die weitgähnenden Rachen umher. Am linken Ufer des Congo mündet der Lefini oder Lawson-Fluß, ein beträchtlicher Fluß, dessen blaues Wasser sich lange getrennt von den gelbbraunen Fluten des Congo hält.

7) Die Station Bolobo, 60 englische Meilen nördlich am Msuata, 250 englische Meilen vom Stanley-Bassin, liegt bei dem großen Bayansidorfe dieses Namens auf dem Gipfel eines steilen Berges am Flußufer und besteht aus einem geräumigen Ziegelgebäude, umgrenzt von Palissaden. Man macht die Bootfahrt von Msuata in vier Tagen. Der Congo, welcher weiter nördlich eine große seeartige Erweiterung gehabt hat, zieht sich bei Bolobo auf einige hundert Meter Breite zusammen. Er nimmt 32 englische Meilen oberhalb Msuata den großen Wabuma-Kwango auf. Der Wabuma ist ein Abfluß des Sees Leopold II., welcher, 70 englische Meilen östlich von der großen Erweiterung des Congo und derselben parallel, 60 englische Meilen lang und 30 Meilen breit ist. Der Wabuma zieht in einem breiten Strome und in einem dem Congo parallelen Bogen und empfängt einige Meilen von der Mündung den großen Kwango, welcher aus Angola herkommt. Die Mündung dieses großen Flusses ist nicht besonders ansehnlich, das Fahrwasser wegen ausgedehnter Schlammbänke schwierig. Die Ufer des Wabuma und Kwango sind überall dicht von Hochwaldung bestanden.

Oberhalb des Stanley-Bassins nimmt die gesammte Flora und auch die Fauna einen entschieden tropischen Charakter an. Die Waldung zeigt die höchste Pracht, die stolzeste Höhe, einen Lianenschmuck von blendendem Farbenreichthum, mit welchem sogar die Schmetterlinge vergeblich zu wetteifern scheinen. Elefanten, Büffel, Affen sind besonders zahlreich, doch kommen noch keine anthropoiden Affen vor.

Die Bevölkerung in der Umgegend von Bolobo ist sehr dicht; es gibt dort an den Ufern des Congo keine von einer Dorfschaft unbesetzte Stelle. Besonders wird viel Zuckerrohr gebaut, aus dem hier das Malafu bereitet wird; die Weinpalme ist hier selten. Das Volk ist Europäern sehr freundlich. Reisenden werden Geflügel, Eier, Bananen, Maniok, Zuckerrohr, Malafu, sonstiger Proviant in Menge feilgeboten. Der gegenwärtige Fürst von Bolobo ist Ibaka. Sein Gebiet erstreckt sich an 70 englische Meilen längs des Congo und enthält gegen 20000 Einwohner.

Digitized by Google

Diese Stationen sind die Hauptanstalten, welche im Sommer 1883 gegründet waren. Seitdem sind noch weitere 21 Nebenstationen entstanden: unter anderm Massaba an der Küste, Rudolfstadt an der Mündung des Kuilu, Banduinville am Katarakt des Niari, Franktown weiter aufwärts am Niari; ferner die Stationen Stanley, Niadi, Stephanieville, Philippeville. Das bisher unbekannte Gebiet des Flusses Kuilu nördlich am Congo ist vollständig erkundet worden und eine Strecke gefunden, die sich zur Anlegung einer Eisenbahn von der Küste nach Leopoldville behufs Vermeidung der Katarakte zwischen Vivi und letzterm Platze, der Ausgangsstelle ununterbrochener Binnenlandschiffahrt, eignet.

Von großer Wichtigkeit für die Erkundung des Congo ist das großartige Unternehmen des Lieutenants Geraud von der französischen Marine, den ganzen Congo vom Quellfluß Chambezi aus hinabzufahren. Er ging am 10. Nov. 1882 von Dar-es-Salam an der Ostküste, Zanzibar gegenüber, mit einer starken einheimischen Mannschaft ab, reiste durch Usaramo, Chuta ohne Schwierigkeiten auf Burton's Route durch Usagara und in südwestlicher Richtung zwischen den Seen Njassa und Tanganyika hindurch, wo er argen Erpressungen ausgesetzt war, und gelangte so zum Chambezi, dem Quellfluß des Congo, dessen Lauf er folgte. Im Juli 1883 kam Geraud am Bangweolo an, den er aber nicht als einen See, sondern als einen großen Morast beschreibt. Es ist jedoch gerade diese morastige Beschaffenheit, die das Gewässer unter der tropischen Sonne zum Wasserreservoir besonders eignet, weil der Morast das Wasser wie ein Schwamm hält und mit dicker Kruste vor Verdunstung schützt. Den Moero, das nächstfolgende Quellreservoir, beschreibt Geraud dagegen als einen prachtvollen See mit klarem Wasser und hohen Ufern. Er setzte sein Boot, das in Sectionen mitgebracht worden war, auf den Bangweolo am Ausfluß des Luapula und schiffte sich mit acht Leuten ein, nachdem er den übrigen Theil der Karavane nach Cazembe's Stadt entsandt hatte. Der Luapula macht eine große Curve von 100 englischen Meilen nach Süden und Westen, bevor er seinen nördlichen Lauf antritt und den Kniepunkt bildet, an dem großen unpassirbaren Mombottuta-Katarakt. Als Geraud nach viertägiger Fahrt diese Stelle erreichte, wurde er von den Einheimischen angefallen und geplündert. Er blieb acht Wochen in Gefangenschaft, entkam dann nach Cazembe's Stadt zu seiner Karavane, doch erging es ihm dort nicht besser wie vorher. Er wurde abermals angefallen, geplündert und mußte abermals fliehen. In äußerster Noth, dem Hunger fast erlegen, gelangte er mit der Unterstützung der Missionare über den Njassa nach der internationalen Anstalt Karema. Nachdem er sich hier erholt und wieder verproviantirt hatte, wollte er sein Reisewerk dann weiter fortsetzen. Gelingt es, die Aufgabe durchzuführen, so dürfte diese Reise eine der wichtigsten werden, die in neuerer Zeit in Afrika unternommen worden sind.

Stanley's Rival, de Brazza, war in den letzten Jahren meistens vom Congo abwesend und widmete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Ogowe. Er hat eine Kette von fünf Stationen vom Ogowe nach dem obern Congo gezogen. Die Mishelligkeiten, die zwischen Stanley und Brazza bestanden, scheinen vor der Hand beseitigt zu sein. De Brazza hat inzwischen von der französischen Kammer

Digitized by Google

eine neue Verwilligung von 748800 Frs. erhalten behufs Fortsetzung seiner Arbeit am Congo. Conte Pietro Savorgnan de Brazza (geboren im November 1852) ist ein sehr eifriger Reisender. Er hat am Ogowe Hunderte von Meilen durchwandert, oft unbegleitet, einsam, oft ohne Schuhe, in zerfetzter Kleidung, und sich zuletzt bis zum obern Congo durchgearbeitet.

Die Stellung Portugals, welches am untern Congo eine Strafcolonie hat und sonst am Congo sehr große Ansprüche macht, droht einige Schwierigkeiten verursachen zu wollen. Doch wird vermuthlich die ganze Congofrage nach dem Vorschlag des Fürsten Bismarck durch einen Congreß von Repräsentanten der am Congo betheiligten Mächte zur Entscheidung kommen.*)

*) Ueber die neuesten Vorgänge im Stromgebiet des Congo berichtet unsere „Revue der Erd- und Völkerkunde", S. 560 fg. D. Red.

Digitized by Google

Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga.

Von

J. von Dorneth.

III.

Die Bahn von Riga nach Tuckum führt an Dubbeln vorüber.

Dubbeln — welchem Liv- und Kurländer wäre dieser Name unbekannt! Bietet doch eine Saison am dubbelnschen Strande so viel des Anziehenden, daß das Plätschern und Niedertauchen in seinem stillen Buchtenwasser von den Ostseeprovinzlern meist dem Genuß des erfrischenden kräftigenden Wellenschlages aller andern Seebäder vorgezogen wird, obschon hier noch mit in Betracht kommt, daß die Einmündung der großen Flüsse in den Rigaischen Meerbusen dessen Salzgehalt außerordentlich beeinträchtigt.

Zwischen der kurländischen A, welche erst an ihrer Mündung eine stattliche Breite gewinnt, und dem Strandufer zieht sich ein paar Meilen weit ein Streifen Föhrenwald hin. In diesen hinein hat sich zuerst das prächtige Actienhaus Dubbeln mit seinen Logir- und Restaurationslocalen und seinem Musiktempel, mit seinen Garten- und Parkanlagen etablirt. Dann ist Haus an Haus ein ganzes Dorf entstanden. An das emporblühende Dubbeln haben sich späterhin die Dörfer Majorenhof, Edinburg, Bilderingsdorf u. s. w. gereiht längs einer Straße von mehrern Stunden Weges. Alle diese Ortschaften dienen allein dem Zwecke, für den Sommer Badegäste aufzunehmen, und bestehen aus mehr oder weniger eleganten, aus Holz construirten Villen, die, mit Verandas, Balkons und Gärten versehen, sich im Schatten des Waldes bergen, eine Villa mit ihrer meiten Umgrenzung an die andere stoßend, frei, unabhängig und doch nachbarlich. Der Föhrenwald steigt über einen Hügelzug hinweg nach dem Meere zu, und über diesen Hügelzug führen zahllose Fußpfade zu den Badehütten. Zur Zeit aber, wenn nicht gebadet wird, bietet der von der Brandung glatt und fest gespülte Ufersand einen köstlichen Spazierweg. Es ist eine wahre Idylle, welche uns in diesen Wald- und Stranddörfern anmuthet. Man kann sich kein erquickenderes Athmen denken als in dieser Seeluft, durchwürzt vom frischen Duft der Nadeln; keinen wohlthuendern Aufenthalt als in der Abgeschiedenheit dieses Waldfriedens. Man darf die Einsamkeit nach Belieben genießen, doch bieten sich zahlreiche Mittel dar, der Melancholie, die sich vielleicht einstellen möchte, zu entfliehen, sei es durch Besuche der Nachbarn oder der allgemeinen Versammlungslocale, sei es durch die

Digitized by Google

Theilnahme an den gemeinsam unternommenen Lustpartien zu Boot, zu Wagen oder zu Bahn. Ist doch schon in der Schienenverbindung mit der nahegelegenen Großstadt, in den alle paar Stunden dahin abgehenden Zügen genugsam Gelegenheit zu Vergnügungstouren geboten. Aber der Staub verdirbt denjenigen Strandgästen, deren Wohnungen nahe der Straße liegen, häufig genug den Aufenthalt. Der Dünensand ist nämlich in diesen Gegenden nur von einer dünnen Schicht Rasen bedeckt, und wo ein Weg häufiger gebraucht wird, nimmt er eine ganz weiße Färbung an. An der erwähnten Hauptstraße, welche die Stranddörfer verbindet, ist der Sand bis zu einer Tiefe aufgewühlt, in welche man bis über die Knöchel einsinkt. Zur Ermöglichung eines Spazierganges auf diesem Wege hat man deshalb meilenweit längs der Fahrstraße einen breternen Weg als Trottoir angelegt. Dies ist vortrefflich für die Füße. Dabei wird aber von den vielen Mieth- und herrschaftlichen Wagen, welche im Sande daneben hintraben, bei trockener Witterung ein solches Staubmeer von 6—7 Fuß Höhe in der Luft erhalten, daß es das Athmen verleidet. Derselbe Staub dringt in ärgerlichster Weise ins Innere aller nahegelegenen Häuser, legt sich auf die Möbel, die Kleidung, die Speisen.

Er schreckte mich auch bald von einem auf jenem Trottoir unternommenen Spaziergang zurück und ließ mich den lockenden Tönen des vor dem Actienhause begonnenen Abendconcerts folgen. Ich löste am Eingange des höchst eleganten Gebäudes das Eintrittsbillet, durchschritt dann quer das Local und nahm auf der Veranda Platz, von wo ich den besten Ueberblick der Gartenanlagen mit dem „Musiktempel" und den hin- und herwandelnden Curgästen genoß. Die Uhr schlug zehn, bevor ich mich nach Genuß eines vortrefflichen Thees zum Weggehen anschickte, müde des vergeblichen Umschauens nach einem bekannten Antlitz.

Von Dubbeln fuhr ich gegen drei Stunden durch eine hübsche Waldgegend, überall noch von Badeorten belebt, unter denen sich etwas abseits auch das rühmlichst bekannte Schwefelbad Kemmern befindet, ehe ich das Städtchen Tuckum erreichte, in einer der reizendsten Landschaften Kurlands gelegen. Ich ließ mich von einem Gefährt des Hotels Sanct-Petersburg bei drückender Gewitterschwüle den steilen Berg zur Stadt hinaufrütteln. Denn hier fährt die Bahn, wie wir es häufig genug auch in dem praktischen Deutschen Reiche treffen, eine Viertel- bis eine halbe Stunde weit vor der Stadt vorbei, welche der Station den Namen gibt. Im Hotel Sanct-Petersburg angelangt, sah ich mich alsbald vom losbrechenden Gewitter festgehalten.

Tuckum hat 1881—82 verhältnißmäßig am meisten von Brandstiftungen zu leiden gehabt, sodaß es von einer Stadt dritten zu einer Stadt fünften Ranges degradirt worden ist. Die strebsamen Bürger suchen aber baldigst wieder emporzukommen; der häufige Besuch von Touristen aus Riga, Mitau und den dubbelnschen Strandorten, welche Tuckums schöne Umgegend herbeilockt, hilft ihnen dabei. Auf diese Touristen speculirend, hat auch der Pachter des Hüningsberges bei Tuckum auf dessen Höhe einen Thurm errichten lassen, welcher eine herrliche Rundschau bis ans Meer gewährt. Neben dem Thurm ist dann auch im Frühling 1883 ein stattliches Restaurationslocal erbaut worden.

Digitized by Google

Das Gewitter mit heftigem Regen gestattete mir übrigens nicht, Tuckum genauer in Augenschein zu nehmen.

Ich fand mich indessen ganz erträglich untergebracht und hatte auch Gelegenheit, einen in demselben Hotel wohnhaften Fuhrmann zu miethen, der mich, nachdem das Unwetter abgezogen war, in einem unbequem aussehenden, aber bequem gehenden Wagen vermittels dreier dürrer, aber kräftiger Pferde glücklich ans Ziel bringen sollte. Von Tuckum fuhr ich nach W., wo ich meine Kindheits- und Jugendjahre verlebt habe.

Je mehr ich ins Land hineinkam, desto mehr fühlte ich mich wieder auf dem Boden der alten trauten Heimat. Auch leuchtete mir wieder aus den Augen des begegnenden Landvolks die klare, offene Heiterkeit eines reinen Gewissens entgegen, vereint mit dem Bewußtsein einer gesicherten Existenz.

Mein Weg führte fortdauernd über ein welliges Terrain, das viele schöne Aussichtspunkte bot, während die Gegenden, durch welche ich kam, die althergebrachte Bezeichnung Kurlands als „das Gotteslândchen" vollständig rechtfertigten. Der üppige Stand der sich weithin erstreckenden Felder und Wiesen, öfter von einem zwischen Erlengebüsch fröhlich hinrauschenden Bache durchschnitten, das wohlgenährte Vieh auf den Weiden, die kräftigen, wennschon nach Größe und Knochenbau mit den deutschen nicht zu messenden Arbeitspferde: alles sprach von gesegneter Thätigkeit und Wohlhabenheit. Und meilenweit derselbe Charakter. „Mein Kurland, mein liebes schönes Heimatländchen" — rief es in mir — „o bliebest du nur immer das «Gotteslândchen» braver strebsamer Deutschen."

Nach einer vierstündigen Fahrt machte der Fuhrmann Halt vor einem bescheiden aussehenden Kruge, dessen Wirthsleute er außerordentlich rühmte. Ich trat ein, und nachdem ich erst aus der dunkeln Gaststube eine große Zahl Fliegen vertrieben, bestellte ich bei der im Nebenraume — der sogenannten „Krugstube" — beschäftigten Wirthin ein bescheidenes Abendessen, welches sie in vorzüglicher Qualität lieferte. Ich hatte lettisch mit ihr verhandelt. Hernach fand ich auf der Kommode der Gaststube neben einer Nähmaschine ein paar höchst sauber geschriebene Hefte, welche eine Sammlung deutscher Gedichte enthielten. Ich fragte nun, wer diese kalligraphischen Schriftzüge aufs Papier gebracht, und vernahm, es sei ihre Tochter. Ein Wort gab das andere, wobei mir die Wirthin immer bekannter erschien, bis ich es aussprach, ich glaubte, sie müsse bei meiner Mutter gedient haben. Sie sah mich zweifelnd an, indem sie langsam ihren Namen nannte. Richtig, sie war die Karoline Behring, seitdem ich sie zuletzt gesehen, verheirathet, Witwe geworden, wieder verheirathet und Mutter zweier bereits erwachsener Kinder. Jetzt ging es an ein Erzählen über die Erlebnisse, über die Wechselfälle auf diesem und jenem Edelhofe, daß ich binnen einer Stunde wieder vertraut geworden war mit einer Menge mir im Laufe der Jahre fremd gewordener Familiengeschichten, und außerdem viele ganz neue erfahren hatte. Karoline Behring und ich trennten uns mit gegenseitiger Versicherung der Freude über das unverhoffte Wiedersehen.

Meine Weiterfahrt brachte mich in die reizende candausche Gegend, so genannt nach dem höchst malerisch auf dem Sattel einer 3—400 Fuß hohen

Digitized by Google

Hügelkette gelegenen Städtchen Candau, welches, die gleichnamige alte Burgruine umschließend, eine entzückende Gegend überschaut. Die drei Pferde wurden über den hohen Berg in das Städtchen hineingejagt, welches nur theilweise gute Baulichkeiten zeigte. Zwischen den wohlerhaltenen und anständig aussehenden Wohnhäusern, welche sich sofort als Besitzthum der wohlhabendern Klassen der Deutschen zu erkennen gaben, erblickte ich ebenso viele kleine, niedrige, ärmlich und schmuzig ausschende Häuser — die gleichfalls keinen Augenblick einen Zweifel über ihre Insassen ließen: ich gewahrte vor jeder Thür eine Gruppe von Juden, den armen schmuzigen Schacherjuden der Landstraße, die sich hauptsächlich von Brot und Hering nähren, mit erhandelten alten Kleidungsstücken ihre Blößen decken, und nur des Sonnabends etwas darein setzen, ihr Haar mit Fettmassen glatt zu streichen. Arm und schmuzig und doch oft von überraschender Schönheit sind diese Juden und Jüdinnen: ich wurde dessen wieder inne, als ich jetzt von Haus zu Haus die vor der Thür Versammelten überblickte. Der schönsten Judenfrau begegnete ich aber außerhalb des Ortes. Sie war mit zwei Freundinnen spazieren gegangen und hatte sich eben auf den Rand des Grabens am Wege niedergelassen, um ihrem Säugling die Brust zu geben. Welch ein Bild hätte sie einem Maler geboten! Mit wahrem Bedauern sah ich es mir schnell entschwinden.

Und weiter und weiter ging es in den Abend hinaus und immer näher der trauten Stätte, an welche sich meine liebsten Kinder- und Jugenderinnerungen knüpfen. Die Sonne hatte bald ihren Tageslauf vollendet, doch war's noch hell, als ich den kleinen Flecken Zabeln passirte. Hier kannte ich jede Straßenbiegung und jedes Haus. Und hier war es noch gerade wie vor zehn und zwanzig Jahren. Kaum zwei oder drei Häuser waren in diesem langen Zeitraum hinzugekommen, eins stand im Bau begriffen. Nur die Juden hatten sich noch vermehrt. Zehn, zwölf, zwanzig Juden auf den Haustreppen versammelt, auf einer sogar zweiundvierzig — ich hatte Zeit, sie dreimal zu überzählen — und alle schmuzig, zerrissen. Die Häuser aber, welche sich unter den andern als die bessern erhoben, und welche sich infolge dieses Vergleiches meiner Erinnerung als ziemlich ansehnliche eingeprägt hatten — auch diese Häuser, wie bescheiden, wenn nicht gar armselig, erschienen sie mir jetzt! Selbst das noch immer, wie damals, gelb übertünchte Gasthaus, dessen Wirthsleute in ihrem Stolz, zugleich Besitzer des besten Kaufladens in Zabeln zu sein, gern so thaten, als ob sie nur aus besonderer Gefälligkeit ihre Gaststuben und Vorrathskammern den „vornehmen Reisenden" erschlossen: niedrig und ananseh nlich blickte mich dieses gelb übertünchte Gasthaus an, welches wir Kinder aus lauter Respect uns nur als „das Haus von Herrn und Frau Colden" zu bezeichnen erlaubt hatten.

Von Zabeln hatte ich noch anderthalb Meilen zu fahren. Ich erinnerte mich des entsetzlichen Sandes, welcher sonst diese Strecke fast unwegsam machte, und fürchtete die dadurch herbeigeführte Erschwerniß des Fortkommens. Siehe, der Sand war nicht mehr: die Straße war in eine feste Chaussee umgewandelt worden. So fuhr ich denn jetzt auf dem ebenen Wege rasch dahin. Auch rasch den Wald entlang, mit welchem für mich die Erinnerung an den zabelnschen Jahrmarkt eng verknüpft

Digitized by Google

ist. Dieser Jahrmarkt hatte für uns Kinder nur eine Anhäufung von Honigkuchen und von Zigeunern repräsentirt, und kehrten wir abends mit unsern süßen Einkäufen heim, so schützte uns vor vollständiger Ermüdung allein noch die Erwartung, auf gewissen Lichtungen des Waldes wie alljährlich so heute verschiedene Zigeunerbanden um ihre Feuer gelagert zu sehen, hier einige Weiber mit dem Kochen des Abendessens, dort Männer mit dem Ausspannen und der Koppelung ihrer Pferde beschäftigt, Kinder, die in Erwartung der Abendsuppe an einem Apfel oder einem Stück Brot kauten, auffallende Gestalten ab- und zugehend, und den Hauptmann, den von uns lebhaft erspähten Hauptmann, meist in der Nähe eines der Feuer an einen Baum gelehnt, an der rothen Schärpe und den im Lichtscheine blitzenden silbernen Knöpfen in seiner Würde kenntlich.

Immer vertrauter wurde mir die Gegend; jede Bauerwohnung — nein, jeden Zaun, jeden Busch, jeden Markstein erkannte ich wieder. Und jetzt fuhren wir über die Brücke, welche die W.sche Grenze bezeichnet. Der Fuhrmann war schon öfter diesen Weg gefahren. Unwillkürlich nannte ich ihm nun die Bauerhöfe, an denen wir vorbeikamen. „Wie Sie alles wissen", bemerkte er. Ja, wie ich das alles wußte, ohne mir jemals Mühe gegeben zu haben, es zu behalten. O Heimat, wer will dein vergessen! Plötzlich überfiel mich eine Angst, ob ich auf dem Herrenhause selbst alles finden würde wie vormals. Und das Wäldchen, das entzückende Birkenwäldchen, welches noch eine halbe Werst vor Erreichung des herrschaftlichen Wohnhauses seine schlanken weißen Stämme mit den von lichtem Grün umflossenen zarten, schwankenden Zweigen als letzte Schutzwehr vor der Stätte des Friedens und der Liebe hinstellte — das Wäldchen, an dessen Rand die Frühlingssonne die ersten blauen Leberblümchen hervorrief, war es noch erhalten?

Ich sah nach der Uhr und konnte noch unterscheiden, daß die Zeiger auf $10^1/_2$ standen. Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor der W.schen Hausthür — meine Geschwister und deren Kinder umringten mich jubelnd — ich war daheim, mit Leib, Geist und Herzen daheim!

Es gibt kein seligeres Erwachen, als am ersten Morgen nach langersehntem frohen Wiedersehen mit theuern Menschen. Und dieser erste Morgen, der mich in W. weckte, strahlte in hellem Glanze in mein Zimmer. Ich verließ mein Bett, ehe sonst jemand von „den Herrschaften" aufgestanden war, begab mich, ohne irgend zu stören, ins Freie und schlug den Fußpfad ein, den ich sonst allmorgendlich in der Sommerfrische hingeeilt war, um mir vor dem Frühstück ein Glas frischen Wassers zu holen, den Weg zum „Sprink". Und ist denn dieser schmale Pfad längs dem Erlengebüsche hin durch das thaufrische Gras, durchwirkt von Butterblumen, Kamillen, Glockenblumen und „Zigeunerdunen" (Wollgras), ist dieser Pfad zum klaren Trinkquell so hoch romantisch, so unvergleichlich anmuthig wie kein anderer? Ist dieser Quell, der aus einer einfachen Holzröhre hervorquillt, und dessen Wasser ich, vom Stege herabgebeugt, im Glase aufgefangen und mit solcher Lust getrunken habe, ist er wirklich so klar, so frisch, so erquickend wie kein anderer Quell? Oder ist es nur die Erinnerung an die

Digitized by Google

Jugendzeit, an die zahllosen Morgenbesuche, die ich diesem „Sprink" abgestattet, welche mir dies Stückchen Heimat so zauberisch schön erscheinen läßt? Und weiter eilte ich auf dem schmalen Fußwege über den Bach und hinauf längs der jenseitigen Hügel, hernach zwischen den Kornfeldern hin mit vollem Ausblick auf das traute Herrenhaus inmitten seiner Gärten, dort auf hübsch bebaute Bauerhöfe, von Wiesen- und Feldland umgeben, bis der den Horizont umgrenzende Wald seine schützende Umfriedung hinzieht um diese meine engere Heimat in der größern des Vaterlandes. O in wie viel tausenderlei Gestalten drang hier meine Kindheit und Jugendzeit wieder auf mich ein!

Gleich auf diesem ersten Morgengange traf ich auch eine Bauerfrau, welche im ganzen Gebiet „Rudingsch (Rudolf's) Gertrud" genannt wurde, weil sie die Amme des spätern Gutsherrn gewesen war. Sie begrüßte mich mit rührender Freude. Und wie mancher andere im Gebiet hatte mir hernach noch gar so vieles zu erzählen, da er es als zweifellos annahm, daß ich als früheres Kind des Herrenhauses auch nach der langen Abwesenheit in gleichem Maße wie sonst mich für alle Angelegenheiten der „alten W.schen Leute" interessiren müßte. Und darin hatten sie recht. Ich fand die Zeit niemals verloren, die ich ihnen widmete. Nicht allein, daß ich die treuen Herzen beglückte, ich brachte für mich selbst reichen Gewinn aus solchen Unterhaltungen heim in der erfreulichen Kenntnißnahme, daß, trotz aller Deutschenhetze russischerseits, im „Gottesländchen" meist noch ein schönes vertrauensvolles Verhältniß zwischen dem deutschen Herrn und dem lettischen Bauer existirt.

In diesem Landstrich haben die Manasseïn'schen wie die nihilistischen Wühlereien noch kein Terrain gewonnen. In dem von W. drei Meilen entfernt gelegenen Talssen, welches in directer Postverbindung und sonstigem regen Verkehr mit Mitau steht, wie in dessen Umgegend sind die Deutschen freilich schon öfter durch Drohworte und Drohbriefe in Schrecken versetzt worden; auch hat es hin und wieder einen Feuerschaden gegeben, welcher böswilliger Anstiftung zugeschrieben werden muß. Schlimmeres ist aber noch nicht eingetreten, obschon die Bitte der Deutschen um den Schutz der Regierung abschlägig beschieden worden ist und sie sich im Nothfall allein auf ihre eigene Vertheidigungswaffe angewiesen sehen.

In Zabeln gibt es, wie jetzt in allen Städtchen der deutschen Provinzen, einen Volksschullehrer der russischen Sprache, welcher nebenbei auch die Anfangsgründe des Rechnens lehrt und zu welchem die Bauerjungen weither kommen, um die „Dienstsprache" zu lernen. Dieser russische Lehrer führt auch gelegentlich Reden über das Recht der Letten, die Deutschen zu vertreiben. Die Bauern dieser Gegend urtheilen aber durchschnittlich: „Er spricht da nur solch dummes Zeug; wer wird darauf hören."

In der Nachbarschaft des alten Daheim fand ich wie in diesem selbst vieles Bekannte wohl erhalten, aber auch manches verändert. Wo noch die Menschen aus alter Zeit lebten, sah ich mich auch in alter Weise herzlich begrüßt. In den baltischen Provinzen, wo sich erst wenige Städte finden, wo der größte Theil der Reichthümer noch im Landbesitze steckt, und der Adel mit wenigen Ausnahmen sich auf seinen Gütern aufhält: da wird auch das Familienleben der höhern Stände

Digitized by Google

verhältnißmäßig nur wenig von den äußern Vorkommnissen berührt. Das Interesse an den politischen Ereignissen läuft nicht Gefahr, in öffentliche Versammlungen und Berathungen hineingezogen zu werden; die Sehnsucht nach den Genüssen der Kunst und Wissenschaft wird durch keine Museen, Glyptotheken, Pinakotheken und populär gehaltene ästhetische Vorträge genährt; um so mehr vermag man des Herzens Neigungen zu pflegen. Ich besorgte deshalb keinen Augenblick, die Freundschaftsbande, die mich mit diesen und jenen lieben Menschen verbunden, gelöst zu finden, auch da nicht, wo es nicht gestattet gewesen war, die Beziehungen durch fortgesetzte Correspondenz möglichst zu erhalten. Nirgends sah ich meine Zuversicht getäuscht. Von ganz besonderm Interesse war mir aber ein Besuch in St., wo mir das erste Jahrzehnt meines Daseins verflossen. Als wir aus dem Walde herauskommend zwischen den hochwogenden Getreidefeldern an den stattlichen Vorwerken vorbeifuhren, jetzt in eine Allee einbiegend, während uns immer von beiden Seiten ein hohes grünes Meer von Korn und Weizen leise umwogte, da erinnerten mich meine Begleiter an das herrschende Wort: „In St... gibt es nie eine Misernte!" Welch ein Vergnügen, ein solches Gut zu bewirthschaften, sein eigen zu nennen! Und inmitten dieses Fideicommisses mit seinen vier oder fünf großen Nebengütern der stolze Herrensitz, gegenüber dessen Fronte sich die Beamten- und Wirthschaftsgebäude schön gruppiren, während es nach der andern Seite von Garten und Park begrenzt ist! Wie freute ich mich wieder dieses Anblicks.

Die Schwelle überschreitend sah ich mich von drei Generationen begrüßt. Die vierundachtzigjährige, aber noch körperlich und geistig rüstige Großmutter breitete mir tiefbewegt ihre Arme entgegen, während die Schwiegertochter mir ihr herzliches „Willkommen, willkommen!" zurief; gleichzeitig stürzte mein Jugendfreund, der jetzige Besitzer, aus seinem Arbeitszimmer mir entgegen und packte meine Hände mit dem an ihm wohlbekannten eisernen Griffe; dessen Kinder aber, von denen die älteste Tochter bereits im letzten Winter auf den mitauischen Bällen als gefeierte Schönheit geglänzt hatte, bildeten alsbald einen engen Kreis um mich — Großmutter, Aeltern und Kinder — bei diesem Anblick der Repräsentanten dreier Generationen, mit denen allen meine Existenz verflochten war, durchzog eine eigenthümliche Bewegung mein Inneres: ich war mir nicht klar bewußt, welcher Zeit ich in diesem Augenblick vermittels der auf mich eindringenden Gefühle und Vorstellungen am meisten angehörte. Wie vieles hatten wir uns zu sagen, so viel, daß wir meist jede Mittheilung gleich beim Beginn durch neue Fragen unterbrochen sahen und die Berichte nur in Stückchen geliefert wurden.

Der inzwischen heraufgezogene Regen bei starker Abkühlung der Temperatur gebot den Aufenthalt in der Stube, und nur für ein halbes Stündchen entschlüpfte ich mit meinem Freunde, der Nässe Trotz bietend, durch die Glasthür in den Garten und Park, um mir die darin stattgehabten Veränderungen zeigen zu lassen. Bald darauf rief die Tischglocke zum Abendessen, welches in Kurland auf den Gütern noch immer zwei bis drei warme Schüsseln bringt. Wir bildeten eine Gesellschaft von 16 Personen, bei deren Niederlassen um die Tafel ich jetzt nach der längern Abwesenheit mit einem Lächeln das Fortherrschen der alten Sitte bemerkte, nach welcher sich das männliche Geschlecht getrennt von dem weiblichen gruppirt, die

Digitized by Google

Herren zu beiden Seiten des Hausherrn, welcher an dem untern Ende der Tafel seinen Sitz hat, die Damen zu beiden Seiten der Hausfrau, die am obern Ende präsidirt, wonach inmitten der Tafel die Scheidelinie zwischen Männlein und Weiblein sich deutlich gezogen zeigt. Gewiß hat dieser Umstand wesentlich dazu beigetragen, den Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, bei aller Pflege der geselligen Bildung und Gewandtheit, unter dem Drucke einer gewissen Befangenheit zu erhalten, die namentlich ein frisches, frohes Bewegen der Jugend beim Zusammensein junger Männer mit jungen Mädchen hindert — sind diese nicht Cousins und Cousinen. Denn nur Cousins und Cousinen gestattet die strenge Kritik unbefangen miteinander zu verkehren, ohne daß man sie gleich vor Courmacherei und Koketterie zu warnen braucht, in welcher Hinsicht es denn ein Glück ist, daß jeglicher Kurländer mit halb Kurland verwandt ist. Wo eine fremde heirathsfähige Persönlichkeit in einen Kreis tritt, eine „noch zu habende" reiche Erbin, ein „noch zu habender" reicher Gutsbesitzer: da wird jedes Wörtchen, jede Miene, jeder Blick auf die Wagschale des Ziemlichen gelegt, wodurch die Unterhaltung gelähmt, steif, ja selbst langweilig wird. Und mischten sich hinter den Coulissen nicht so viele Tanten und Basen darein, um Gott Amor trotz allem noch Gelegenheit zum Abschießen seiner Pfeile zu bieten, so gäbe es gewiß im Lande neun Zehntel Eheleute weniger, statt dessen neun Zehntel Hagestolze und alte Jungfern mehr. Weil nun der Jugend, gottlob, nicht blos ums Heirathen und Verheirathetwerden zu thun ist, sondern um herzliches Frohsein, um Lachen, Tanzen und Necken, und weil die Jugend leider zugleich flüchtig ist, so sollte man keinesfalls den Verkehr der wohlerzogenen kurländischen in solche orientalische Fesseln schlagen.

Der folgende Tag in St. war ein klarer, sonnenheller. Beim Aufziehen des Rouleau fiel mein erster Blick auf das liebe, alte Storchnest, welches in meinen Kinderjahren eine so wichtige Rolle gespielt, dessen ich mich hernach so oft erinnert — und an welches ich gerade jetzt gar nicht gedacht hatte. Wie war dies möglich! Wie hatte ich es unbeachtet lassen können, daß mein Fenster, an der Kanalseite gelegen, auf die Insel hinaussah, die, vom Kanal und zwei Teichen gebildet, den Rest des alten Schlosses trägt, ein paar Dutzend schöner alter Linden und auf hoher Stange das Storchnest. Jetzt sah ich gerade wie auf letzterm beide Aeltern, Storch-Vater und Storch-Mutter, von ihrem frühen Fluge heimgekehrt, unter fünf hochaufgereckte Kinderschnäbel das mitgebrachte Frühstück vertheilten, dazwischen über den prächtigen Appetit ihrer gesunden Kleinen ein glückliches Klappern erhebend.

Ich mochte neun oder zehn Jahre zählen, als mein Vater eines Tages mir und meinem um drei Jahre jüngern Schwesterchen zwei aus diesem selben Neste gefallene Storchenkinder nach Hause brachte. Das eine derselben hatte sich todtgeschlagen und wurde ausgestopft und aufrecht auf einen Stock gestellt; das andere war wohl erhalten geblieben und wurde von uns aufgezogen. Dieser Storch wurde eine Hauptperson in unserm Hause, nicht allein für uns Kinder, und darum für die Aeltern, sondern auch für die Dienerschaft und weiter hinaus. Bei den Letten ist der Storch der sweete putten, der heilige Vogel, der Glück und Segen bringt,

Digitized by Google

weshalb gleich wie jeder Herrenhof auch jeder Bauerhof dahin strebt, eine Storchfamilie heranzuziehen, und das Nest häufig genug auf einem Dachfirste in einem mit Stroh ausgefüllten Rade angelegt wird. Der Umstand nun, daß wir einen Storch zum Hausgenossen bekommen, wurde von der Bauerschaft als ein Zeichen angesehen, daß die guten Geister uns in besondere Protection zu nehmen gedacht hatten, und dieser und jener meinte auch etwas von derselben zu gewinnen, wenn er sich dem heiligen Vogel liebenswürdig erwiese. Wir sahen uns deshalb bald der anfänglich gehegten Sorge enthoben, daß es uns gerade an den Lieblingsspeisen des Pflegekindes, als da sind Frösche, Eidechsen, Fische u. s. w., fehlen würde, indem uns diese von verschiedenen gütigen Gönnern reichlich zugetragen wurden. Dazu hatte man sich die Tafelstunden genau gemerkt, zu welchen der Storch regelmäßig aus dem nahe gelegenen Garten, welcher sein Hauptrevier bildete, gravitätisch über die Straße in unsern Hof geschritten kam und hier seine Anwesenheit mit lautem Klappern anmeldete.

Wie gern fütterten auch wir Kinder ihn. Noch lieber spielten wir aber mit ihm, denn er war unser Spielgefährte geworden. Namentlich wußte er auf die Intentionen des Versteckspieles einzugehen, so auffallend das auch vielen klingen mag. Wir richteten es dabei so ein, daß meine Schwester und ich uns zusammen versteckten, worauf der Storch uns suchte und beim Finden ein helles Klappern ausstieß. Dann lief er fort, um sich zu verstecken. Und jedesmal, wenn wir ihn fanden, lag er mit eingezogenen Füßen auf dem Boden, den Hals lang auf die Erde hingestreckt, indem er sich todt stellte. Oefter verharrte er in dieser Lage, trotz einiger von uns erhaltenen Stöße; erst nachdem wir uns entfernt, erhob er sich und begann wieder seinerseits uns zu suchen. Nachdem er ganz flügge geworden, war er natürlich vielfach abwesend, kehrte aber zu gewissen Stunden regelmäßig zurück. Mit Trauer sahen wir der Zeit entgegen, wo der Instinct der Zugvögel ihn uns entführen sollte. Mein Vater wollte ihm zum Zeichen des Wiedererkennens einen Ring um das eine Bein schmieden lassen, ehe aber das geschehen war, hatte er in Gesellschaft seiner Genossen seinen Zug über den Ocean unternommen. Wir sollten ihn nicht mehr wiedersehen.

Mich hatten die Erinnerungen an das Aelternhaus, an die Jugendzeit ganz weich gestimmt; ich begab mich ins Frühstückszimmer und folgte dann meinem Freunde hinaus, mit Anschluß des jungen Volkes. Wir besuchten nun zuerst den Pferdestall, der 14 Kutsch- und 4 Reitpferde enthielt. Darauf ging es in das Treibhaus, in welchem köstliche Traubensorten reichlich angesetzt hatten. Von hier durchzogen wir die Gemüse- und Obstgärten, welche letztere so ausgedehnte Johannis-, Stachel- und Erdbeerplantagen enthielten, daß es unmöglich schien, bei aller Vergewaltigung kindlicher Magen ihren Ertrag, sei es in roher, sei es in gekochter Form, von den herrschaftlichen Mündern des Gutes verspeist zu sehen. Ich lenkte endlich die Schritte zu der erwähnten Insel mit dem Storchneste, den mehr denn hundertjährigen Linden und dem Reste des alten Schlosses. Letzteres sieht nicht schloßartig aus. Immerhin legt es in seinen aus großen Feldsteinen errichteten Mauern ein Zeugniß für die plumpe Gediegenheit des einstigen Schlosses ab. In den alten Familienchroniken liegt die Geschichte der Besitzer desselben verschlossen

Digitized by Google

und kaum jemals durchblättert. Doch wußte meine Tante, eine Tochter des Hauses, von sieben Brüdern zu erzählen, die vor „langer Zeit" hier gehaust und ein so wildes Leben geführt, daß sie den Beinamen „die sieben Wölfe" erhielten. Tags auf der Jagd oder auf dem Austrag der zahllosen Fehden mit den Nachbarn oder den eigenen Bauern, versammelten sie sich abends im Schlosse und zechten und lärmten bis in die Nacht hinein. Dazwischen kamen sie auch untereinander in Streit, wechselten böse Worte und schleuderten zuweilen eine der schweren zinnernen Kannen nach eines oder des andern Schädel. Doch konnten sie nicht voneinander lassen. Deshalb wollten sie auch unverheirathet bleiben, und erst als das Alter herannahte, kamen sie in brüderlicher Berathung überein, daß einer von ihnen verpflichtet war, durch eine eheliche Verbindung für die Erhaltung ihres edeln Geschlechts zu sorgen. Die Würfel entschieden, wer das sein mußte, und trotz des schlechten Rufes der sieben Wölfe fand sich ein Edelfräulein für denjenigen, der zum Ehemann bestimmt war. Von diesem Paar stammt der jetzige Besitzer ab.

Der Rest des alten Schlosses bildet gegenwärtig ein in sich abgeschlossenes kleines Gebäude, das im Erdgeschoß wie im ersten Stocke nur drei oder vier Räume enthält. In den zur ebenen Erde liegenden wohnte sonst der Gutsschreiber, ein Sachse, der seine Wohnung die „Grotte" benannt hatte und in derselben ein Werk bewahrte, welches uns Kindern ein Wunder menschlicher Kunstfertigkeit erschien, nämlich eine Schwarzwälderuhr mit einem Kuckuck. Wir achteten es damals für ein Glück, wenn es sich traf, daß wir uns zum Schlage der Uhr in der Nähe der Grotte befanden, namentlich wenn es zwölf schlug und wir zum Schreiber hineinstürzend den dunkeln hölzernen Vogel zu sehen bekamen, wie er über dem Zifferblatte aus seinem Gehäuse heraushopste und mit den Flügeln schlagend sein „kuckuck, kuckuck" rief. In die alten Schloßkeller graute es uns aber hinabzusteigen, hörten wir auch gern die Beschreibung der langen Gänge, welche aus diesem in verschiedenen Richtungen unter dem Kanal und den Teichen weit fortführen und in alter Zeit zu Verstecken gedient, auch manche Flucht begünstigt haben sollen. Der Eingang zu diesen Gängen wurde übrigens verschüttet, nachdem jemand, der sich hineingewagt hatte, an dem giftigen Brodem erstickt war.

Von der Insel wanderten wir über die schmale Kanalbrücke und durch die langen Laubengänge, welche theilweise die Blumen- und Parkanlagen umschließen und zu dem Wildpark führen. Auch diesen durchschritten wir, bis wir am Ende desselben ins Freie hinaustretend, die reizend gelegene Gutskirche erblickten und, 10—15 Minuten davon entfernt, das Pastorat im Schatten seiner herrlichen Obstbäume. Zu unserer Kinderzeit lebte hier ein Pastor, der ein bedeutender Obstzüchter war. Nirgends sonst im Kurland gab es eine solche Auswahl vortrefflicher Aepfel als beim Pastor von St. Auch war es eine besondere Lust für uns, wenn wir bei Besuchen an Wintertagen die Frau Pastorin ihre großen Porzellanschalen mit Aepfeln hereinbringen sahen.

Ueberall tauchten Jugenderinnerungen vor uns auf, die ich mit meinem Freunde austauschte. Vorbei, vorbei — um nie wiederzukehren.

Digitized by Google

Wie bereits erwähnt, ist es in vielen Gegenden Kurlands mit den Landposten noch übel bestellt. Die Eisenbahn durchzieht es nur längs der östlichen Grenze von Libau nach Mitau und führt von da nach Tuckum, dies aber auch nur über Riga. Vortreffliche Chausseen vermitteln den übrigen Verkehr, und rasch rollt das leichte Wägelchen der Briefpost darüber hin. Bei der geringen Anzahl von Städten, resp. Städtchen jedoch, die das Land hat, gibt es auch nur wenige große Heerstraßen, und die meisten Güter liegen fernab von einer solchen und haben oft zwei bis drei Meilen zur Post zu schicken. Solche Entfernung zwingt natürlich mehr oder weniger, die Sendungen auf einzelne Tage in der Woche zu beschränken, wobei noch in Betracht kommt, einen Tag zu wählen, an welchem die meisten Posten in der Station eintreffen, um die von verschiedenen Seiten her eingelaufenen Sendungen gleichzeitig holen zu lassen. So geschieht es natürlich oft, daß die auf den Gütern einlaufenden Briefe ein sehr verspätetes Datum tragen und eine rasche briefliche Erledigung geschäftlicher Fragen unmöglich wird. Demzufolge waren auch meine von W. aus an einzelne Freunde gerichteten Fragen, ob ich sie dann und dann zu Hause fände, unbeantwortet geblieben, und mit schwerem Herzen hatte ich bereits dem ersehnten Wiedersehen entsagen zu müssen geglaubt. Da ließ sich eines Morgens durch die stille Luft weithin eine nahende Fuhrmannsglocke vernehmen; dann gewahrten wir über die Brücke unten um Fuße des Berges ein Dreigespann herkommen und gleich darauf zum Herrenhause heraufjagen. Mit freudiger Ueberraschung erkannte ich in den Insassen zwei mir sehr befreundete Persönlichkeiten aus der Kreisstadt Goldingen. Sie erklärten mir, daß sie bei dem erwähnten Postengange meine Briefe so spät erhalten hatten, um besorgen zu müssen, ihre schriftliche Erwiderung würde mich nicht mehr in W. antreffen, weshalb sie sich rasch entschlossen hatten, in der Frühe des Morgens die $5\frac{1}{2}$ Meilen nach W. hinüberzufahren. Sie mußten denselben Tag wieder zurück. Da die raschen Pferde ihres Fuhrmanns nur $3\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht, um den Weg zurückzulegen, durften sie bis in den Abend hinein unter uns verweilen, und wir wußten die Zeit wohl auszunutzen. B., welcher einen höhern Justizposten bekleidet, mußte mir auch den Schluß einer gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung erzählen, welche vor Jahren das ganze Ländchen in Aufregung gebracht, von welcher ich aber nur den Anfang erlebt hatte.

B. stand nämlich damals bei seinen andern Berufsgeschäften auch dem Gefängnißwesen des Städtchens vor, und seine Humanität trieb ihn, hier manche wohlthätige Verbesserung einzuführen. Dazu gehörte, daß er den gefangenen Handwerkern Arbeit verschaffte, damit sie bei Entlassung aus der Haft in dem erworbenen Verdienste die nöthigen Subsistenzmittel hätten, bis sie wieder dauernde Beschäftigung fanden. Dies erweckte den neidischen Aerger mancher der eingesessenen Handwerker. Dazu kam, daß B. in Erfahrung gebracht hatte, der Gefängnißwärter mache sich ein einträgliches Geschäft daraus, den Gefangenen Branntwein zuzustecken, weshalb derselbe nun in Strafe genommen wurde. Letzteres bot dem russischen Popen, der sich gar keiner Achtung erfreute und sich allein durch sein Erkaufen von Proselyten aus der untersten Bevölkerungsschicht auf seinem Platze zu erhalten ver-

Digitized by Google

mochte und sich öfter durch B. gehindert gefunden, eine willkommene Gelegenheit, den heimlichen Hetzer abzugeben, bis gegen B. eine Anklage auf Absetzung wegen ungesetzlichen Verfahrens mit mehr denn hundert Unterschriften versehen an die Regierung abging. Als diese heimlich gesponnene Intrigue öffentlich bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch das Land, in welchem B. allerwärts als ebenso fleckenlos rechtschaffener wie tüchtiger Beamter bekannt war. Ganz außer sich war aber die bessere Klasse der goldingenschen Bürger, daß ihnen solche Schmach hatte angethan werden können, und rasch sammelten sich ein paar tausend Unterschriften zur Entgegnung auf die erwähnte Anklage. Die Untersuchung wurde indessen eingeleitet. Und 2½ Jahre waren seit ihrem Beginn verflossen, als B. vor den damaligen Generalgouverneur Schuwalow nach Riga beschieden wurde, um sich zu rechtfertigen. Nach kurzer Einleitung bemerkte Schuwalow: „Es thut mir leid, Sie dem Gericht übergeben zu müssen."

B. „Ich kann Ew. Excellenz nur dankbar sein, daß meinen Standesgenossen die Sache unterbreitet wird."

Schuwalow, den Delinquenten mistrauisch fixirend: „Daß Sie die Kronsgelder, die zu einem bestimmten Etat verabfolgt worden waren, zu einem andern Verausgabt haben, kann ich Ihnen nicht besonders verargen, da ich weiß, daß Sie sie nicht in die Tasche gesteckt haben; aber, sehen Sie, daß Sie einen Gefreiten haben prügeln lassen, das ist strafbar, das ist, als wenn Sie einen Offizier geschlagen hätten."

B. „Excellenz, ich hatte keine Ahnung davon, daß er Gefreiter gewesen, er stand in meinem Dienste, er war Gefangenaufseher und hatte als solcher den Gefangenen Branntwein verschafft: da hatte er die Wahl, seine Stelle zu verlieren oder Schläge zu haben — und er zog die Schläge vor."

Schuwalow bringt darauf noch 18 andere Anklagen vor, denen gegenüber B. sich mit Leichtigkeit zu verantworten vermag. Darauf schließt der Generalgouverneur mit der Bemerkung: „Ja, es thut mir sehr leid, Sie dem Gericht übergeben zu müssen, ich kann es aber nicht ändern."

B. „Excellenz, und ich kann nur meinen Dank dafür wiederholen."

Die Folge dieser gerichtlichen Untersuchung war nach der völligen Freisprechung B.'s, daß ein paar Jahre später, als sich eine höhere Beamtenvacanz in Goldingen selbst bot, B. zum Jubel der goldingenschen Bürgerschaft durch nahezu einstimmige Wahl seiner Standesgenossen zu besagtem Posten befördert wurde und nach wie vor im Städtchen in uneigennützigster Weise für das Wohl seiner Mitbürger wirkt. Nur vermeidet er mit mehr Vorsicht jede mögliche Differenz mit dem russischen Popen.

Es gab auch noch vieles und mancherlei bezüglich der fortschreitenden Russificirung der deutschen Provinzen zu besprechen. Die russische Sprache gewinnt in denselben bedeutend mehr an Boden, seitdem sie nicht blos in den Schulen der deutschen Provinzen ein Fach des obligatorischen Unterrichts bildet, sondern zugleich ein Hauptbedingniß zum Fortkommen in der Beamtencarrière geworden ist, während die eingeführte allgemeine Wehrpflicht ihre Uebung jedem Wehrpflichtigen zur Nothwendigkeit macht. Um so mehr kann es mit besonderer

Digitized by Google

Sorge erfüllen, daß ein großer Theil des Adels in den Baltischen Provinzen, namentlich in Kurland, noch kein genügendes Verständniß dafür zu haben scheint, wie sehr er sich in seiner Existenz bedroht findet. Die jungen Edelleute werden noch immer zu viel mit den Vorurtheilen feudaler Selbstherrlichkeit genährt, und verfallen zu selten darauf, die Sachlage einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Auch fehlen ihnen häufig zur Ausübung einer solchen die nöthigen Kenntnisse. Die Zeit ist aber da, wo ihnen gegenüber den wühlerischen Slawophilen, wie gegenüber den bethörten Letten und Esten eine nach allen Richtungen hin bereite Schlagfertigkeit noththut. Tritt hier ein ernstlicher Kampf an die Deutschen heran, so kann sie allein noch ein geistiges Heldenthum retten, während ihr physischer Heldenmuth sie nur ehrenvoll sterben ließe. Der junge Adel der Baltischen Provinzen sollte dessen eingedenk sein und sich zu tapfern und gewandten geistigen Kämpen ausbilden. Sind es doch ausgedehnte Landstrecken, die er vor allem zu vertreten, ist es doch deren Geschick, für welches er vor allem einzustehen haben wird.

Bezüglich der Revision der deutschen Behörden seitens russischer Bevollmächtigter äußerte sich B. gleich andern dahin, daß man in Kurland wie in Livland derselben, wenn nicht mit Freude, so doch mit einer Art Genugthuung entgegengesehen habe, versichert, daß sie zur glänzendsten Rechtfertigung der schmachvoll verleumdeten deutschen Beamten ausfallen müßte, gleichwie die Revision der Schulen seitens des Herrn Markow denselben die besten Zeugnisse einbrachte.

Die guten Ostseeprovinzler waren in ihrer Rechtschaffenheit naiv genug, anzunehmen, der Regierung sei wirklich daran gelegen, vermittels dieser Revision der deutschen Behörden über den wahren Stand derselben Aufklärung zu erhalten. Sie sind auch alle solche Ritter ohne Furcht und Tadel, daß es ihnen nicht in den Sinn will, wie andere Leute stets nach Verstecken spüren mögen, weil sie selbst immer Verstecken gespielt; sie sind endlich so ungelehrig, daß sie sich gar nicht haben darüber unterrichten lassen, wie sie durch schöne Geschenke, deren Annahme keiner russischen Beamtenehre zu nahe getreten wäre, sich die Gunst der hohen Herrschaften vielleicht schon im voraus hätten gewinnen können. So ist es denn gekommen, daß die seitens des Herrn Geheimraths Manasseïn und seiner Beamten durchgeführte Revision schon oft den Charakter des Tragikomischen angenommen hat. Die deutschen Beamten fühlen sich bei jedem nur angedeuteten Zweifel an der Wahrhaftigkeit ihrer Aussagen, an der Integrität ihrer Handlungsweise aufs empörendste beleidigt. Herr Manasseïn sagt sich dagegen: gibt es im ganzen heiligen Rußland keine einzige Behörde, der nicht straffällige Handlungen nachzuweisen wären, leichtsinnige Vernachlässigung der Pflicht, Misbrauch der Gewalt, Bestechung, Defraudation u. s. w., wie sollten die Behörden der deutschen Provinzen davon eine Ausnahme machen? Ein praktisch geschulter und geriebener Mann wie Herr Manasseïn vermag einer solchen ungeheuerlichen Unwahrscheinlichkeit keinen Glauben zu schenken. Sollte es dessenungeachtet sich so verhalten, dann muß aber der zweite Paragraph der geheimen Anweisungen in Kraft treten: Herr Manasseïn darf sich nicht davon überzeugen lassen. In die einlaufenden Aussagen und Berichte muß dann geschickt hineingehört werden, was nicht herauszuhören ist. Denn das Resultat der Revision soll kein anderes sein, als die Verdrängung der deutschen Beamten.

Digitized by Google

Auch hat Manasseïn aus dictatorischer Machtvollkommenheit mehrere deutsche Beamte suspendirt, darunter zwei Hauptleute. Um welcher Gründe willen? Man weiß keinen andern als deren einfältige Ehrlichkeit. Ist die Einfalt dieser deutschen Ehrlichkeit doch im allgemeinen so groß, daß selbst Manasseïn sich gezwungen gesehen hat, einzugestehen, daß bei ihm in den Baltischen Provinzen keine einzige Klage wegen Bestechung eingebracht worden ist.

Meine Rückreise nahm ich über Goldingen. Hier erwartete mich eine gemeinsame liebenswürdige Freundin, welche mich in ihrer freundlichen Häuslichkeit geistige und leibliche Erquickung finden ließ. Sie that noch mehr, indem sie meine Interessen so weit zu den ihrigen machte, daß sie mir mit dem Vorschlage entgegenkam, die Stunden vor dem Mittagessen zu einer Wanderung durch den mir einst so vertrauten Ort zu benutzen. Denn gerade in den letzten Jahren hatte er manche bemerkenswerthe Veränderung erfahren, um so bemerkenswerther, als vorher verschiedene Generationen aufeinander gefolgt waren, ohne solche zu bringen.

Goldingen, schon 1245 gegründet, ist die älteste Stadt im heutigen Kurland und spielte einst als Hauptsitz der Ordensbrüder im Lande der Letten und als früheste Niederlassung von ausländischen Gewerbe- und Handelsleuten, welche hier das Volk mit den Erzeugnissen der civilisirten Länder bekannt machten, eine einflußreiche Rolle. Bei der geringen Zahl von Städten in der Provinz ist es noch heute für diese von Bedeutung. Doch kamen Epochen, in welchen es auch nicht vom geringsten Trieb zum Fortschritt bewegt zu sein schien. Auch heute vermögen seine Kaufläden nur den bescheidensten Ansprüchen an Eleganz und Mode zu genügen; und von Fabriken wüßte ich nicht, daß zur Nadelfabrik hier eine andere hinzugekommen wäre. In neuerer Zeit hat es sich aber aus einem vorherrschend bürgerlichen Städtchen langsam in ein aristokratisches umgewandelt. Denn mehr und mehr ist es Sitte geworden, daß der Adel von den benachbarten Gütern für den Winter nach Goldingen zieht, um hier, im Anschlusse an die Standesgenossen in der höhern Beamtenklasse, die düstern Tage der harten Jahreszeit, welche außerdem an die Thätigkeit des Landwirthes am wenigsten Anspruch erhebt, in bescheidener Geselligkeit angenehmer und rascher hinschwinden zu sehen. Das vor ein paar Jahrzehnten gegründete deutsche Gymnasium sollte noch das Seine dazu beitragen, indem die bisher hauptsächlich cultivirte Privaterziehung auf den Gütern immer schwieriger und kostspieliger geworden ist, seitdem die Regierung die Kenntniß der russischen Sprache auch in den deutschen Provinzen für die Bekleidung jedes öffentlichen Postens obligatorisch gemacht. Die meisten adeligen Familienhäupter haben nun in der Stadt eigenen Grundbesitz zu erwerben gesucht, um den Haushalt in gewohnter Weise führen zu können. Nur wenige wohnen zur Miethe. Je mehr sich aber die Standesgenossen zusammenfanden, desto mehr fühlten sie sich geneigt, unter sich einen abgeschlossenen Verkehrskreis zu bilden. Und dieser wurde der dominirende, weil der Adel bis vor kurzem mit dem bedeutendsten Güterbesitze auch die wichtigsten Privilegien im Lande besaß. Die Geringschätzung, mit welcher mancher dieser Aristokraten dem gleich oder gediegener gebildeten Bürgerlichen begegnete, war ebenso ungereimt als beklagenswerth und konnte der geistigen Förderung nur hemmend entgegentreten. Seit-

Digitized by Google

dem jedoch die Slawophilen ihre Gehässigkeit gegen die Deutschen so frank und frei herausgekehrt, hat in den Baltischen Provnizen zwischen den beiden Ständeu eine wesentliche Annäherung stattgefunden, im Gefühl, vereint der herrschenden Rasse besser die Stirn bieten zu können, und dies hat auch in Goldingen die geselligen Verhältnisse weit angenehmer gestaltet. Es ließe sich hier demnach ganz gemüthlich existiren, wäre es den guten Bürgern nicht vorbehalten gewesen, auch die religiösen Spaltungen kennen zu lernen. Die Goldinger lebten, wenn nicht sehr frisch, so doch durchschnittlich fröhlich und frei, und meinten auch fromm zu leben, bis sie sich vom Pastor R. belehrt sahen, daß sie noch sehr weit vom wahren Heil entfernt waren, und dieses Heil allein im Orthodoxen beruhe. Seine Beredsamkeit gewann ihm fanatische Anhänger, die auch hin und wieder in öffentlichen Acten der Demüthigung ihre Bußfertigkeit kundthaten, wie beispielsweise zwei stolze Barone mehrfach in der Kirche den Klingelbeutel herumtrugen. Der Pastor fand aber auch seine Widersacher, und bald stritten sich zwei Parteien für und wider denselben. Sie streiten noch immer, und glücklich ist derjenige Fremde, der in Goldingen Sonnenauf- und Sonnenuntergang erlebt, ohne sich in jene Streit- und Leidensgeschichten hineingezogen zu sehen.

Gleich bei unserer Einfahrt hatte ich Gelegenheit gehabt, eine der bedeutendsten Verbesserungen zu bemerken, deren Goldingen sich jetzt erfreut. Von einem Jahrhundert zum andern und in dem letzten von einem Jahrzehnt zum andern hatte es geschmachtet nach einer Brücke über die hier zu stattlicher Breite anwachsende Windau, doch war es bei der beschwerlichen Ueberfahrt vermittels einer Fähre geblieben, welche zur Zeit des Eisganges oft auch gefährlich, ja unmöglich wurde. Jetzt fand ich die alte Landstraße verlegt, die letzten Werst vor der Stadt mit einer Doppelreihe von Bäumen bepflanzt, in deren Schatten es sich bereits angenehm spazieren gehen läßt, und endlich die Fähre durch eine massiv gebaute prächtige Brücke ersetzt. Unsere Wirthin geleitete uns nun auch in den öffentlichen Garten, welcher gleichfalls erst in den siebziger Jahren angelegt worden ist, mit Benutzung früherer Privatgärten und alter Baumstände. Ist die Brücke ein außerordentlich wichtiger und nutzbringender Gewinn für die Bürger der Stadt, so ist der Garten mit seinen schattigen Gängen und Lauben, seinen Abendconcerten in den Sommermonaten und seiner vortrefflichen Restauration ein außerordentlich angenenehmer.

Von der Wanderung durch den Garten kehrten wir in die Stadt zurück, um einige neu entstandene hübsche Privatwohnungen in Augenschein zu nehmen, wie auch einzelne öffentliche Bauten.

Das neue deutsche Gymnasium und das neue Rathhaus auf erweitertem Marktplatz erfreuten mein Auge als ihrem Zweck entsprechende ganz stattliche Gebäude, die sich dabei nicht im Widerspruche befinden mit dem allgemeinen Charakter des noch nicht 9000 Einwohner zählenden Städtchens. Anders war es mit dem gleichfalls in den letzten Jahren gegründeten „russischen Gymnasium", das nach Flächenraum wie Höhe darauf eingerichtet ist, sämmtliche Gymnasialschüler der Provinz aufzunehmen. Dieses hat übrigens seine Entstehung allein dem nationalen und religiösen Fanatismus zweier russischer Krösusse, nach andern einer „Gesellschaft

Digitized by Google

zur Verbreitung der Rechtgläubigkeit" zu danken. Klarheit herrscht darüber nicht und darf auch nicht gefordert werden. Genug, daß dies russische Gymnasium ohne irgendwelches Zuthun seitens der städtischen Behörden entstanden ist und jetzt seine mächtige Front der Straße zukehrt. Der Haupteingang mündet seitwärts auf einen weiten Platz, der vermittels eines hohen Thores gegen die Straße abgesperrt werden kann und sich innerhalb desselben von verschiedenen andern Gebäuden begrenzt zeigt. Letztere bilden eine vollständige russische Niederlassung, die einen halb klösterlichen, halb weltlichen Charakter trägt. Der erste Beginn davon war vor etwa 16—20 Jahren die Gründung einer Art Pensionsschule, indem der damalige russische Pope es sich mit anderweitiger Unterstützung zur Aufgabe machte, nothleidende oder gesunkene Subjecte unter dem Volke zu überreden, daß sie ihre Söhne „russisch werden" ließen, für welchen Act väterlich-religiöser Fürsorge sie nicht allein den Lohn hatten, ihre Kinder von der „rechtgläubigen Kirche" liebevoll aufgenommen und als ihre Adoptirten in jener Schule unentgeltlich gespeist, gekleidet und im Russischen unterrichtet zu sehen, sondern obendrein noch für jedes dem russischen Glauben überlieferte Söhnchen ein hübsches Handgeld erhielten. Dies Pensionshaus existirt nach wie vor links vom Thorwege, verschwindet aber nahezu in seiner Bescheidenheit gegenüber dem neu entstandenen palastartigen Gymnasium zur rechten Hand. Letzteres hat indessen bisher durch alle seine drei Stockwerke noch keinen Schüler zu placiren gehabt, und die Heiligenbilder, welche in jedem Saale eine Ecke einnehmen, schauen noch immer verdrießlich auf die leeren Schulbänke herab.

Vom Gymnasium begab ich mich zur dicht daneben liegenden russischen Kirche, deren Aeußeres einen gediegenen Bau, deren Inneres eine prächtige Ausschmückung zeigt. Der Blick, den ich erst durch die Gitterthür in dies griechische Heiligthum warf, reizte nur das Verlangen, es näher in Augenschein zu nehmen, weshalb ich mir aus dem gegenüberliegenden freundlichen Hause den Kirchendiener herbeiholte. Er erschloß mir den Eingang, und ich muß gestehen, daß ich hier nicht allein die Pracht der zum Allerheiligsten führenden Zarenthür mit ihren lebensgroßen, in Goldblech gekleideten Heiligen zu bewundern fand, sondern mehr noch die schönen Fresken, welche Wände und Decke schmücken und in ihren klaren Darstellungen aus der Heiligen Geschichte nicht verfehlen können, auch auf das einfache Gemüth des Volkes zu wirken und es heranzuziehen. Ich forschte deshalb hier mit kaum verhehlter Besorgniß nach dem Charakter des jetzigen Popen, wie nach dem Wachsthum der erwähnten Erziehungsanstalt. Der Kirchendiener rühmte den Geistlichen als ebenso guten Religionslehrer wie Kanzelredner. Von Geburt ein Lette, habe er seinen ketzerischen Lutherglauben abgeschworen, um sich der rechtgläubigen russisch-griechischen Kirche in die Arme zu werfen, dann sei er Pope geworden und begeistert für sein neues Bekenntniß; so läge es ihm wohl am Herzen, auch sein Volk demselben zu gewinnen. Einen um den andern Sonntag halte er eine Predigt in lettischer Sprache, dann sei die Kirche immer voll Andächtiger.

„Sind schon viele Letten übergetreten?" fragte ich.

„Nein, übergetreten ist noch keiner."

Digitized by Google

„Aber die Zahl der Zöglinge hier", ich wies dabei auf die Erziehungsanstalt, „ist wol sehr gewachsen?"

„An Schülern, die aus der Stadt zu uns in die Schule kommen, haben wir über 200; von Zöglingen, die ganz russisch erzogen werden, sind 40 da."

„Vierzig, nicht mehr?"

„Nein, mehr sind es noch nicht."

„Schon viel zu viel", dachte ich heimlich für mich. Stellen wir uns vor, daß die 40 Jungen in weitern 20 Jahren 40 Familien gegründet und mit ihrem ganzen Nachwuchs der russischen Kirche übergeben haben können, so ist die Zahl bereits erschreckend groß. Dabei können wir uns nicht verhehlen, daß auch die 200 Externen, welche noch die Schule der Anstalt besuchen, der Gefahr ausgesetzt sind, die „schöne russische Kirche" viel anziehender zu finden als die einfache lutherische. Möge der gute Bauernverstand immer das Gegengewicht zu behaupten wissen. Mir fällt hierbei die Unterredung eines Letten mit seinem Pastor ein.

„Gnädiger Kirchenherr", beginnt der Bauer, „was haltet Ihr davon, jener Pope bietet mir 25 Rubel Silber, wenn ich meinen Glauben abschwöre und den russischen annehme."

„Sage mir", erwiderte der Pastor", „wie kommt es, daß der Jude, der Itzig, als er deinen Braunen gegen seinen Schwarzen erhandeln wollte, dir 40 Rubel Silber Aufgeld bot?"

„Gnädiger Kirchenherr, weshalb denn anders, als weil mein Brauner ein so viel besseres Pferd ist, daß der Schwarze sich gar nicht mit ihm messen kann."

„Nun, Freund, darin hast du meine Antwort."

Der Bauer blinzelt pfiffig. „Gnädiger Kirchenherr, ich verstehe: der Pope will mir auch ein bockbeiniges Thier gegen mein kräftiges Zugpferd anschmieren. Ich werde aber nicht tauschen."

Gegen Abend setzten wir unsere Reise fort und sahen uns nach einer zweistündigen Fahrt durch eine liebliche Landschaft von den B.schen Verwandten aufs herzlichste begrüßt.

Am nächsten Morgen machten wir eine Spazierfahrt, die wir in einer einspännigen Familiendroschke en miniature unternahmen. Wir fuhren zuerst zu einem Roggenfelde, das gemäht wurde. Zehn Männer waren damit beschäftigt, und sie zeigten dabei eine anmuthige Fertigkeit. Dann fuhren wir weiter durch einen schönen Fichtenwald, der mir zugleich in seinen schlanken, kräftigen Stämmen einen hohen Geldwerth zu repräsentiren schien. Der Besitzer versicherte mir jedoch, daß ihm auch der beste Baum nicht höher als mit 3 Rubel Silber bezahlt würde, weil die Fichte (zu Lande Tanne genannt) bei starker Nässe fault und deshalb nur zu Bau- und Brennholz zu verwenden ist. Die Kiefer, welche gutes Schiffsholz liefert, findet sich hier nur spärlich vertreten, sodaß das waldreiche Land noch einer Zufuhr an Schiffsholz aus dem Auslande bedarf. Am Ausgange des Waldes kehrten wir noch bei einem Krüger ein, um hier zwei Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, zwei herrlich blühende Oleanderbäume und ein Harmonium, das ein Knecht aus benachbartem Gebiete als Autodidakt construirt und für

Digitized by Google

30 Rubel Silber an den Krüger verkauft hatte. Mit diesem Harmonium hatte sich dieser Knecht unter die Instrumentenmacher eingeführt. Gegenwärtig hat er die Feldarbeit noch nicht ganz aufgegeben, befindet sich aber bereits in der angenehmen Stellung eines mehr und mehr anerkannten und beschäftigten Künstlers. Es ist ein neuer Beweis von der häufig außerordentlichen natürlichen Begabung der Letten.

Am nächstfolgenden Tage saß ich auf dem hohen Sitz eines „Jagdwagens auf Federn", mit drei Pferden des Müllers davor, und fuhr wieder durch freundliche, fruchtbare Gegenden Hasenpoth zu.

Hasenpoth, ein curioser Name und curioser Ort. Auf einer Hochfläche gelegen und von den Letten Aisput (verweht) genannt wegen der Schneemassen, mit welchen die Winterstürme vielfach den Weg dahin bedecken, ist es nur ein kleines Städtchen von etwa 3—4000 Einwohnern, ganz einem freundlichen deutschen Flecken entsprechend, hat zum Theil eine malerische Umgebung und prahlt zumeist mit dem, was nicht mehr zu ihm gehört, nämlich mit dem dicht am Ausgange des Städtchens hinter einem großen klaren Teiche inmitten freundlicher Gartenanlagen sich aufbauenden Herrensitze gleiches Namens, „Schloß Hasenpoth" genannt. An und für sich ist es durch nichts ausgezeichnet, als daß es in einem Umkreise von fünf bis sechs Meilen das einzige Städtchen ist. Ebendeshalb wurde es zu einer Kreisstadt erhoben, deren die Provinz fünf besitzt, und weil jeder Kreis mit einer Oberhauptmannschaft zusammenfällt, die wiederum zwei Hauptmannschaften hat, so befinden sich in dem kleinen Neste drei wichtige Landesbehörden, deren erste Beamte allein aus dem Indigenatsadel gewählt werden dürfen. Trotzdem kommt der Ort zu keiner weitern Entfaltung. Die Kaufleute, welche sich selbst nur „Budenbesitzer" nennen, werden bei eingeschränkter Existenz niemals reich, weil der Adel nach wie vor seine Manufacturwaaren hauptsächlich von den jüdischen Landfahrern bezieht, seine Eisen- und Colonialwaaren aber am liebsten in Riga einkauft. Auch fand ich nach einem Zeitraum von zehn Jahren das Aussehen des Ortes in nichts verändert, außer daß in der Hauptstraße ein adeliges Haus eine große gedeckte Veranda bekommen hatte, und etwas weiter hinauf eine neue Apotheke erbaut worden war. Es bedarf kaum noch eines weitern Beweises dafür, daß Hasenpoth auch für die geistigen Genüsse, selbst in der Geselligkeit, nicht viel zu bieten vermag. Kurze Zeit war es aber doch ehrgeizig genug, bezüglich der letztern mit Goldingen rivalisiren zu wollen, was namentlich durch das Verdienst der geistreichen und thatkräftigen Baronesse von S. ermöglicht wurde. Diese Dame brachte jeden Winter ein- oder zweimal zum Besten der städtischen Armen ein Liebhabertheater zu Stande, dessen Aufführungen unter ihrer Leitung und oft auch persönlichen Mitbetheiligung zu den besten gehörten, welche von Dilettanten erwartet werden können, ja nicht selten künstlerische Leistungen waren. Sie zogen deshalb ein großes Publikum herbei, die Honoratioren der Stadt übten bereitwillig Gastfreundschaft, ein paar Familien gaben sogar Diners, kurz Hasenpoth sah sich für einige Tage in einen angenehmen geselligen Trubel versetzt, der zugleich der Bürgerschaft etwas zu verdienen gab. Nachdem aber Goldingen durch ein Gymnasium bereichert worden und das Schicksal über Hasenpoth den Verlust der Baronesse von S. verhängt hat,

Digitized by Google

hat es allen Ehrgeiz aufgegeben, nicht mehr zu scheinen und zu werden, als was es seit lange, so lange gewesen: „aisput".

An der auf einer Anhöhe hübsch gelegenen Kirche, an dem klaren Teiche und dem Schlosse Hasenpoth vorbei, lief mein Weg wieder auf die Hochfläche zurück und hier einige Werst zwischen gut bestandenen Weizenfeldern hin. Dann lenkte er in den Wald, und trotz des fallenden Regens erfreute ich mich an der Schönheit des Baumschlages. Bald war es ein stämmiger Eichenwald, bald ein schlank emporstrebender Fichtenwald, den die Straße durchschnitt, und das leise Rauschen und Flüstern in den Baumkronen klang ernst, auch melancholisch, bis die Sonne die Wolken durchbrach, und mit dem Lichte neuer Frohsinn sich über die Erde ergoß. Von Zeit zu Zeit trat der Wald in weich geschwungenen Linien zurück, um einer Lichtung Raum zu geben, auf welcher sich ein Bauergehöft inmitten seiner Felder und Wiesen zeigte. Wo sich das Terrain wellig zeigte, hatte das Gehöft den höchsten Punkt inne und überblickte von da aus um so bequemer die zugehörende Herrlichkeit. Weidendes Vieh mit einem Jungen zwischen sechs und zehn Jahren zum Hüter, gekoppelte Pferde, und vom Bache zur Weide, von dieser zum Bach hin- und herschnatternde Gänsetrupps belebten die Landschaft.

Auch in dieser Gegend gleich wie im übrigen Kurland stehen die Gesindebesitzer nach persönlicher Wohlhabenheit wie nach der äußern Ausstattung ihrer Baulichkeiten weit hinter denen des mitauischen Bezirkes zurück. Es kann nicht anders sein. Wo dort die „Krone", d. i. die Domänenverwaltung in Vertretung des Selbstherrschers, mit der außerordentlichen Begünstigung des bäuerischen Pachters vor allem der innern Politik zu dienen bemüht ist, thut der private Edelmann sich genug, indem er loyal und human die Bedingungen erfüllt, nach welchen er den Bauern zu einem geringen und in kleinen Raten abzuzahlenden Preise die seither erblich zum Edelhofe gehörigen Bauergehöfte überlassen hat. Aber auch der auf den Bauerhöfen der Adelsgüter Herr gewordene Bauer kommt durchschnittlich rasch empor und mit der Freude an dem Besitze zeigt er die wachsende Freude an dessen Ausschmückung. Dabei holt sich dieser Bauer nach der Ablösung vom Edelgute wie vorher den erwünschten Rath am liebsten beim Edelmann ein. Dies kommt sogar bei obwaltenden Streitigkeiten, gar Processen mit demselben vor, so groß ist das Vertrauen zu dessen Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, daß, wenn die deutschen Edelleute es nicht strafbar versäumt hätten, die Letten und Esten zu germanisiren, wo sie noch die Macht dazu hatten, während die letztern ihnen das willigste, sehnsuchtsvollste Entgegenkommen boten, so wäre hier jetzt die Rasseneifersucht ausgeglichen, und alle Intriguen der Slawophilen vermöchten nicht mehr, die in Eins geschmolzenen Stämme der Baltischen Provinzen zu trennen.

Da der hasenpothsche und der grobinsche Kreis große Gütercomplexe umfassen, führte mich jetzt mein Weg auch nur an wenigen Edelhöfen vorbei. Gern wäre ich in dem gastlichen F. eingekehrt, dessen stattlicher Bau sich dicht neben der Landstraße erhebt und auf der andern Seite, über die an hoher Terrasse zu ihm aufsteigenden Garten- und Parkanlagen hinweg, weit ins freundliche Land hinaus-

Digitized by Google

blickt; leider war aber meine Zeit zu kurz gemessen und ich eilte vorüber, der Besitzung meines Vetters von Gr. entgegen.

Wie derselbe zu den umsichtigsten Landwirthen gehört, so auch zu den Männern, welche für die politische Lage der Baltischen Provinzen den klarsten Blick haben. Er berichtete mir mancherlei über die Debatten, welche auf den letzten Landtagen sehr stürmisch verlaufen waren.

Zur raschern Russificirung der Städte sollte die Einführung der neuen Städteordnung dienen, zur raschern Russificirung des Landes die Einführung der neuen russischen Agrarverfassung, „Semstwoe" genannt, trotzdem sich diese in den russischen Gouvernements als unausführbar erwiesen hat und für die Baltischen Provinzen geradezu verderblich werden müßte. Ebendeshalb haben die Ritterschaften der drei Provinzen und der Insel Oesel bald in getrennten Provinziallandtagen, bald in Conventen, zu denen jede Ritterschaft ihren Delegirten gesandt, wiederholt getagt, und in sechs Jahren, seitdem die Einführung der Semstwoe als Wunsch der Regierung an sie herangetreten ist, sich noch nicht über dieselbe zu einigen vermocht. Auf dem Convent vom 21. März 1883 vereinigten sich Kurland, Livland und die Insel Oesel zu folgenden Resolutionen: Statt der Semstwoe solle in besagten Provinzen eine Kirchspielordnung eingeführt werden, vermittels welcher das Selbstbestimmungs- und das Selbstverwaltungsrecht der Provinzen gewahrt bleibe. Der Haupthebel der künftigen Regierungsmaschine solle in die Kreisversammlungen unter dem Präsidium der örtlichen Kreismarschälle verlegt werden, zu welchen Versammlungen die deutschen Großgrundbesitzer und die lettischen und estnischen Kleingrundbesitzer eine gleiche Zahl von Delegirten entsenden sollen. Als Ersatz der Landschaftsversammlungen der Gouvernements soll ein Centralorgan aus dem ständigen Ritterschaftscomité einer jeden Provinz und aus je einem Delegirten der zehn Kreise gebildet werden. In den Kirchspielversammlungen soll durch die Virilstimmen der Großgrundbesitzer und eine gleiche Anzahl Delegirter der Kleingrundbesitzer votirt werden, und soll von ihnen auch in den localen Wohlfahrtsangelegenheiten das Steuerbewilligungs- und Erhebungsrecht geübt werden.

Estland erklärte jedoch, dem nicht zustimmen zu können, weil damit der bäuerlichen Bevölkerung Rechte von der höchsten Bedeutung verliehen würden, während sie politisch noch viel zu unreif und zur Zeit zu sehr den russischen Umtrieben anheimgegeben sei, als daß solches nicht dem deutschen Element sehr gefährlich werden müßte.

Dasselbe Resultat haben auch alle spätern Berathungen gehabt. Während Kur- und Livland nebst Oesel auf dem Wege der Vermittelung sich noch einige Vortheile zu sichern denken, bleibt Estland dabei, lieber der rohen Gewalt weichen, als die Rechte der Deutschen aus eigener Initiative aufgeben zu wollen. Bei solcher Verzögerung des über alles wichtigen einigen Vorgehens laufen aber die Ritterschaften mehr und mehr Gefahr, sich schließlich die Semstwoe ohne irgendwelche Modification octroyirt zu sehen.

Mein Plan, über Libau nach Deutschland zurückzukehren, wurde durch die Nachricht vereitelt, daß die Freunde, welche ich dort zu besuchen dachte, zur Zeit

Digitized by Google

abwesend waren. Die Verwandten meinten, mir müsse hierbei der Umstand zum Troste gereichen, daß ich Libau in sehr unerfreulicher Weise verändert finden würde, nämlich in seiner Russificirung außerordentlich vorgeschritten.

Vor acht Jahren, als ich zuletzt in Libau geweilt, sah es ziemlich wieder wie acht Jahre früher aus. Die neue Bahn mit dem eine Viertelstunde vor Libau angelegten Bahnhofsgebäude hatte erst damit begonnen, neue Elemente herbeizuziehen, mit diesen neuen Elementen verschiedene Pläne zu neuer Ordnung. Die russischen Straßennamen waren an einigen Stellen wieder aufgefrischt worden, aber heute wie vorher blickte niemand danach, und dem Fremden wurden die Straßen, die er zu durchwandern hatte, von den der russischen Schriftzeichen unkundigen Bürgern bezeichnet mit: „Gehen Sie rechts, links, geradeaus, diesseit und jenseit der Brücke, nach dem Pavillon, nach dem Strande hin.“ Die 7000 Einwohner, welche Libau damals zählte, waren Deutsche mit dem in allen Städten der Ostseeprovinzen gefundenen Anhang eines hübschen Procentsatzes von Juden. Außer dem Militär gehörten noch einzelne Zollofficianten und einzelne Kaufleute der „herrschenden Rasse“ an.

Libau war seither gleich wie Windau in seiner Entwickelung als Hafenort künstlich zurückgehalten worden zu Gunsten Petersburgs, Rigas — und Königsbergs. Nach endlich gestatteter Erbauung der von den Libauern lange erflehten Zweigbahn Libau-Moscheik, welche auf die Strecke Kowno-Mitau ausmündet, trat sofort ein gewaltiger Umschwung ein Ein großer Theil des russischen Waarentransports, der sonst die Wasserstraße der Flüsse und Landseen aus dem Innern des Reiches nach Petersburg nahm, um von da nach Königsberg zu gehen, zieht seitdem auf den Eisenbahnschienen nach Libau zur Weiterbeförderung. Ebenso ziehen die Waaren, welche sonst über Königsberg-Memel ins Land kamen, jetzt über Libau ins Innere des Reiches. Demzufolge haben sich mit den vielen Kaufleuten des Landes auch memeler und königsberger Handelsfirmen in Libau niedergelassen. Dazu kommt noch der Umstand, daß aus dem Kreise der polnischen Gutsbesitzer, welche sich nach 1868 so rückhaltslos zum raschen Verkaufe ihrer Güter in Russisch-Polen gezwungen sahen, mehr und mehr Familien, die einen von den andern gelockt, nach Libau übergesiedelt sind, in dieser kleinen deutschen Hafenstadt ein neutrales Gebiet innerhalb des von Parteien durchwühlten vaterländischen Slawenreiches erblickend, vielleicht auch einen Ort, der bei etwaigem Eintritt neuer schlimmer Zeiten für die Polen die leichteste Möglichkeit zu raschem Entkommen aus der Gewalt der slawischen Brüder ins germanische und romanische Ausland zu bieten scheint. Danach zählte Libau, welches 1870 nur 6—7000 Einwohner hatte bei einem Waarenumsatz von circa 1 Mill. Rubel Silber, 1880 schon 30000*) Einwohner bei einem Waarenumsatze von 33 Mill. Rubel Silber. Dieser Zuzug von Einwohnern hat denn auch die Bauspeculation zur Errichtung einer bedeutenden Zahl herrschaftlicher Häuser ermuthigt und namentlich sind nach dem Strande zu ganz neue Straßen entstanden. Der erhöhte Anspruch an Luxus hat auch dahin geführt,

*) Nach der neuesten Zählung hatte Libau ohne Militär und Eisenbahnbeamten 27478 Einwohner.

Digitized by Google

daß der seitherige Badeplatz für die Damen verlegt worden ist, um an dieser Stelle eine elegante Restauration mit Musiktempel zu errichten, womit der bessern Gesellschaft ein angenehmer Versammlungs- und Unterhaltungsort geschaffen ist, welcher mit dem schon manches Jahrzehnt bestehenden „Pavillon" mit Restauration, Tanzlocal und Parkanlagen siegreich rivalisirt.

Es wäre übrigens unrichtig, dies rasche Emporwachsen der Stadt allein den angeführten Gründen zuzuschreiben, wir haben hier noch mit einem bedeutendern Factor zu rechnen, mit der Einführung der neuen Städteordnung. Diese ist es aber auch, welche vor allem dem russischen Einfluß so viele neue Thüren erschlossen hat und den echten Kurländer jetzt nur ungern Libau betreten läßt, „weil er sich nicht mehr auf die Straße begeben darf, ohne einer Slawenphysiognomie zu begegnen".*)

Bisjetzt hat es nun, gottlob, immer noch Ehrenmänner gegeben, welche für die Rechte der Deutschen eingestanden sind.

In Riga erklärte ein russischer Stadtverordneter, er vermöge seine Anliegen nur in russischer Sprache vorzubringen, und bestand darauf, trotz aller Proteste der deutschen Collegen. Da erklärte das Stadthaupt, der russische Stadtverordnete möge seinen russischen Vortrag halten, er wolle ihn übersetzen. Diese Uebersetzung brachte jedoch so viel Ungereimtes vor, daß die Verzweiflung darüber dem Russen plötzlich so viel Kenntniß der deutschen Sprache eingab, um schließlich seinen Vortrag völlig verständlich in derselben halten zu können. Mit dem libauischen Stadtamte hat die Gouvernementskanzlei bereits den Versuch gemacht, in russische Correspondenz zu treten. Einstweilen hat sie dem energischen Widerspruch nachgeben müssen. Das Stadthaupt wagte es, ihr russisches Schreiben mit der Bemerkung zurückzuschicken, daß der Adressat bei völliger Unkenntniß der russischen Sprache dasselbe nicht annehmen könne. Demzufolge wurde ein Translator angestellt, der die Regierungsschreiben ins Deutsche zu übersetzen hat. Der Fiscal H., welcher als Vertreter der russischen Regierung mit allen Behörden der Provinz Kurland zu correspondiren hat, erhielt von seinem Chef die Anweisung, fortan diese Correspondenz russisch zu führen. H. verweigerte solches auf die Gefahr hin, mit seinem Posten seine Existenzmittel zu verlieren, „weil das Gesetz für die deutschen Behörden deutsche Correspondenz verordnet". Ist aber erst infolge der Beschlüsse des Reichsrathes die russische Sprache bei den deutschen Behörden als mitberechtigt eingeführt worden, was wol gleichzeitig die demnächstige Einführung auch russischer Beamten bedeutet: was vermag dann noch die Stimme der einzelnen, welche sich auf historische und kaiserlich beschworene Rechte berufen?

Statt über Libau, reiste ich von der nächsten Station Preekuln direct nach Moscheik und von hier denselben Weg zurück, den ich ins Land gekommen war. Glücklicherweise hatte ich aber in Benutzung einer Gelegenheit und eingedenk des dringenden Rathes eines Herrn, den ich noch in W. gesprochen, meinen Paß zum Visa auch an den preußischen Consul in Libau geschickt, obschon er bereits von der Hauptmannschaft in Goldingen mit dem Certificat versehen

*) In den letzten Jahren ist auch Libaus Handel zurückgegangen.

Digitized by Google

worden war, daß meiner Heimkehr nach Preußen nichts entgegenstehe. „Das Geld hättest du dir auch sparen können", wiederholten meine Verwandten; „dein Paß lautet auf ein Jahr und du bist nicht zwei Monate hier gewesen, u. s. w." „Mir selbst scheint es unsinnig genug", entgegnete ich, „doch habe ich darin dem Herrn Ernst von H. recht geben müssen, daß der Verstand des Unterthanen durchaus nicht immer mit den Befehlen der herrschenden Mächte harmonirt." Ich hatte hernach meine so übertrieben scheinende Vorsicht zu preisen.

Es war bereits Morgen, als wir in Keidan hielten; unweit der Bahnstation liegt die gleichnamige Besitzung des Generals Grafen von Todleben. Gern hätte ich die Wunder des Todleben'schen Parkes in Augenschein genommen, indem der alte Held die Marotte gehabt, an alle Länder, die er kennen gelernt, hier in den verschiedenartigsten Bauten zu erinnern. Von der Station aus erblickte ich ein Minaret, ein Bulgarenhaus, einen Kosaken-Wachtposten. Hernach gewahrte ich im Vorbeifahren das Wohnhaus selbst auf hoher Terrasse gelegen und mit grünem Dache, während ein daran befindlicher Thurm und ein unweit davon sich befindendes mehrstöckiges thurmartiges Gebäude graue Bedachung trugen. Hinter dem Hause erschien der Garten von einer ganz wunderlichen, stattlichen Rococomauer begrenzt.

In Koschedari wurden die Wagen gewechselt und ich kam in ein Rauchcoupé. Es war zumeist von kownoer Juden besetzt, alle mit nagelneuen Reisetaschen und Regenschirmen versehen. Mein Vis-à-Vis hatte in Libau das Seebad gebraucht und schilderte die empfangenen Eindrücke in möglichst feinem Hochdeutsch.

Nach diesen Mittheilungen vermochte ich meinem Repräsentanten der kownoer Durchschnittsbildung nichts Interessantes mehr zu entlocken und begann eine Wanderung durch die zugehörige Wagenreihe, um eine angenehmere Unterhaltung zu suchen. Ich entschied mich schließlich für einen Wagen, in welchem das „schöne Geschlecht" zumeist vertreten war, und fand neben einer Dame aus der französischen Schweiz Platz. Sie hat sich meiner Erinnerung besonders eingeprägt infolge des Misgeschicks, welches sie in Eydtkuhnen erwartete. Sie war Lehrerin im südlichen Rußland, sollte eine Cur in der südlichen Schweiz brauchen, hatte sechs Wochen auf Ausstellung ihres russischen Passes warten müssen und nur noch wenig Zeit mehr zu besagtem Gebrauche übrig. Wir kamen nach Verballen, wo die Pässe von dem russischen Grenzbeamten visirt wurden. Die Dame erzählte mir hernach, der Beamte habe ihr bemerkt, es sei fraglich, ob sie über die preußische Grenze gelassen würde, weil ihrem Passe das Visa des preußischen Consuls fehle; ihr schien jedoch diese Besorgniß gar nicht gegründet, da sie diese Formalität bei vorhergehenden Reisen niemals zu beobachten gehabt, und falls sich die Sache dem Ausspruche des russischen Grenzoffiziers gemäß verhielte, ihr doch zweifellos bei Zusendung des Passes eine darauf bezügliche Instruction ertheilt worden wäre. Unter dem Hin- und Herreden darüber hatten wir Eydtkuhnen erreicht. Der preußische Paßofficiant durchschritt die Wagenreihen und entschied der Schweizerin gegenüber in sehr trockener Weise, sie müsse über die russische Grenze zurück, weil ihrem Passe das Visa des deutschen Consuls fehle, welches jetzt verlangt

Digitized by Google

werde. Die Dame war außer sich und verfiel in so krampfhaftes Schluchzen, daß es alle Mühe kostete, sie einigermaßen zu beruhigen. Sie mußte nach Verballen zurück und ihren Paß dem Grenzoffizier übergeben, damit er ihn nach Kowno schickte und vom deutschen Consul visiren ließe. Folgenden Tages zur selben Zeit konnte sie wieder in Eydtkuhnen sein. Es war von geringem Troste für sie, daß eine große Zahl von Passagieren ihr Los theilte. Allein aus dem anstoßenden Coupé wurden acht Herren zurückgeschickt, um sich besagtes Visa zu holen. Die Maßregel sollte eine Repressalie seitens der deutschen Regierung gegenüber den strengen Paßgesetzen der russischen sein. Wen betrifft sie aber? die schuldlosen Reisenden, und unter diesen ebensowol die Unterthanen Deutschlands wie Rußlands, da die Beamten der preußischen Paßbureaus ebensowenig wie die der russischen veranlaßt worden sind, die Reisenden auf jenen Umstand aufmerksam zu machen. Wie groß ist die Summe der dadurch verschuldeten Verlegenheiten, Unannehmlichkeiten und Verluste. Dankte ich selbst es doch allein dem zufälligen Begegnen mit jenem Herrn Ernst von H. und seinem anfangs verachteten Rathe, daß ich ungehindert den Boden des Deutschen Reiches wieder betreten durfte.

Bald lag die Grenze jetzt hinter mir —, die Grenze, welche so fest geschlossen mein heutiges deutsches Heim von dem älterlichen trennt. Wie gut, in einem auf Humanität und Bildung beruhenden, gesetzlich geregelten Staate zu leben, sagte ich mir. Und wie schwer, wie schwer für die Landsleute in jenen Baltischen Provinzen, für die höchsten Güter einzustehen, so verlassen von aller Hülfe, so verrathen und verfolgt von der eigenen Regierung.

Noch sind sie deutsch, jene Baltischen Provinzen: wie lange werden sie es sein? Mit dieser Frage im Herzen warf ich den letzten Blick hinüber nach Verballen, ehe ich den Zug bestieg, mit dem ich Hannover zueilte.

Die Frage ist nicht zur Ruhe gekommen. Immer aufs neue drängt sie sich auf: wie lange sind sie noch deutsch?

Der Revisor Manasseïn ist seitdem aus den Baltischen Provinzen nach Petersburg zurückberufen worden, um nicht mehr wiederzukehren. Auch hat der jetzige Minister des Innern, Graf Tolstoy, die Art und Weise, wie jener in Liv- und Kurland aufgetreten, manchem Tadel unterzogen und einzelne seiner Bestimmungen zu redressiren gesucht. Vor allem sind die suspendirten deutschen Beamten in ihren Dienst wieder eingesetzt worden. Die an Völkern begangenen Sünden lassen sich aber noch weniger als die an Individuen verübten mit einzelnen Acten eines guten Willens ungeschehen machen. Mistrauen, Neid, Zwietracht, Verachtung der Religion und Rassenhaß sind so eifrig ausgesäet worden, daß sie hier mehr, dort weniger in dem ebenso mühsam als fleißig bearbeiteten Boden gekeimt haben und man dieses Unkrautes nur schwer wieder Herr werden kann. Die an Baron Nolde im libauschen und an Stägmann im talssenschen Kreise verübten Agrarmorde legen dafür Zeugniß ab. Außerdem hat aber die Regierung nur die Art und Weise in Manasseïn's Vorgehen misbilligt; den Zweck desselben, die möglichst rasche Russificirung der deutschen Provinzen, verfolgt sie nach wie vor. Dafür spricht deutlich genug der Umstand, daß in den deutschen Schulen immer mehr

Digitized by Google

auch die wissenschaftlichen Fächer der russischen Sprache anheimgegeben werden; daß die russische Sprache bei allen deutschen Behörden Mitberechtigung erhalten soll; daß die Proselytenmacherei, gleichviel in welcher schnöden, jedem wahren Christenthum Hohn sprechenden Weise ungehindert geübt werden darf; daß auf der Einführung der Semstwoe in den Baltischen Provinzen bestanden wird, gleichviel welchen Nachtheil sie denselben bringen mag.

Wie schlimm aber die Zeiten sein, wie viel schlimmer sie noch werden mögen: die Geschichte der Baltischen Lande hat manche Epochen grauser Schrecken und fast hoffnungsloser Kämpfe verzeichnet, die doch siegreich überwunden wurden, und wir dürfen darauf rechnen, daß auch jetzt die deutschen Balten bei aller Loyalität die Landstriche, die sie seit 700 Jahren besessen, zugleich mit ihrem Deutschthum und ihrem Lutherthum vertheidigen werden, solange ihre Kräfte ausreichen.

Digitized by Google

Ueber Nachtblumen und ihr Leben.

Von

Moritz Willkomm.

Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß die Blumen vieler Pflanzen sich nur zu einer bestimmten Tageszeit öffnen und schließen, während andere, wenn sie sich einmal entfaltet haben, so lange offen und unverändert bleiben, als sie überhaupt blühen sollen. Bezüglich der erstern hat man seit Linné nach der Tageszeit, wo das Oeffnen der Blumen erfolgt, Morgen-, Mittags-, Nachmittags-, Abend- und Nachtblumen unterschieden. So sind z. B. die Blumen der Winden (Convolvulus) und Taglilien (Hemerocallis) Morgenblumen, diejenigen vieler Mesembryanthema vom Cap Mittags- und Nachmittagsblumen, diejenigen mancher Leimkräuter (Silene), Lichtnelken (Lychnis), die Nachtviole (Hesperis matronalis) und andere Abendblumen. Letztere sind der Mehrzahl nach zugleich Nachtblumen, da sie auch die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen oder Vormittag geöffnet zu sein pflegen und erst dann sich schließen. Eigentliche Nachtblumen, d. h. solche, welche erst nach Einbruch der Nacht aufblühen und sich schon vor Tagesanbruch wieder schließen, gibt es nur wenige; die berühmteste ist die Blume des großblütigen Cactus (Cereus grandiflorus), die sogenannte „Königin der Nacht", welche sich erst etwa um 9 Uhr abends zu öffnen beginnt, um Mitternacht vollkommen geöffnet ist und sich schon zwischen 3 und 4 Uhr morgens wieder schließt, worauf sie sofort verwelkt. Ebenso kurzlebig sind auch die meisten Abend- und viele Morgenblumen, indem sie sich nur einmal entfalten, um nach wenigen Stunden sich für immer zu schließen. Während der kurzen Lebensdauer solcher Blumen müssen alle Functionen vollzogen werden, welche den Blumen überhaupt obliegen, also die meist sehr complicirten Vorgänge der Befruchtung der in dem Fruchtknoten geborgenen Samenknospen (Eichen) durch die aus den aufgebrochenen Staubbeuteln hineingedrungenen und auf die Narbe des Stempels gelangten Blütenstaubkörnchen (Pollenkörner), oder wenigstens die Uebertragung der letztern auf die empfängnißfähigen Theile der Narben, wobei, wie auch bei vielen andern Blumen, Insekten als Vermittler zwischen Staubbeuteln und Narben eine hervorragende Rolle zu spielen pflegen.

Ohne eine Beantwortung der nahe liegenden Frage, weshalb gewisse Pflanzen im Gegensatz zu allen übrigen ihre Blumen nur abends oder in der Nacht öffnen, versuchen zu wollen, will ich im Folgenden nur Beobachtungen mittheilen,

Digitized by Google

welche ich im Juli 1884 im Botanischen Garten zu Prag über das Leben einiger Abend- und Nachtblumen gemacht habe, da mir dünkt, daß die Schilderung des Blumenlebens bestimmter Pflanzen für die Leser dieser Zeitschrift interessanter sein und anregender wirken dürfte, als eine bloße Erörterung der allgemeinen Ergebnisse der bisherigen Forschungen über das Phänomen des Auf- und Zublühens der Blumen zu verschiedenen Tageszeiten.

Wenn die Abend- und Nachtblumen schon deshalb, weil sich bei ihnen die wichtigsten Functionen des Pflanzenlebens im Dunkeln vollziehen, also bei Abwesenheit desjenigen Agens, welches sonst vorzugsweise belebend und anregend auf das Pflanzenleben einwirkt, unser Interesse mehr in Anspruch nehmen als die Tagesblumen, so wird sich dasselbe noch mehr steigern, wenn bei solchen Blumen die Bewegungen der Kelch- und Blumenkronenblätter oder Zipfel, durch welche das Sichöffnen und Sichschließen der Blumen bewirkt wird, so rasch oder so ungleichmäßig erfolgen, daß sie gesehen werden können, indem dann dergleichen Blumen ganz den Eindruck lebender, von der Außenwelt unabhängiger Wesen machen. Zu dieser Kategorie von Blumen gehören diejenigen einiger Nachtkerzen, welche im Juli im prager Botanischen Garten blühten. Die Nachtkerzen, mit welchem Namen die Arten der zu der Familie der Onagrarieen gehörenden Gattungen Oenothera und Onagra belegt werden, sind der Mehrzahl nach nordamerikanische Pflanzen und mehrere derselben beliebte Zierpflanzen unserer Gärten geworden. Eine Art, die gelbblumige Oenothera biennis, kann auch als einheimische Pflanze betrachtet werden, da sich dieselbe seit geraumer Zeit in Europa eingebürgert hat und daher jetzt auch in Deutschland und Oesterreich häufig wildwachsend gefunden wird, und zwar vorzüglich an sandigen Fluß- und Bachufern. Gerade diese Art, welche in Sachsen und Süddeutschland wegen ihrer Wurzel, die durch die Cultur fleischig wird, eine rübenartige Form und Größe erlangt und einen schmackhaften Salat liefert, auch in Gemüsegärten unter dem Namen Rapunzel oder Rapuntica angebaut wird, mag den deutschen Volksnamen „Nachtkerze" veranlaßt haben, da ihre über den beblätterten Theil des Stengels emporragende Blütentraube wegen ihrer großen leuchtend hellgelben Blumen bei Nacht in der That mit einer brennenden Kerze verglichen werden kann. Alle Nachtkerzen besitzen einen langröhrigen, auf der Spitze des unterständigen Fruchtknotens eingefügten Kelch, dessen vier zarte Saumzipfel mit den vier gleichgroßen Blumenblättern abwechseln, acht dem Schlunde der Kelchröhre eingefügte, langgestielte Staubgefäße mit linealem, zweifächerigem Staubbeutel und einen langen, fadenförmigen, durch die Kelchröhre bis zum Fruchtknoten hinab sich erstreckenden Griffel, welcher die Staubfäden an Länge übertrifft und an seinem Ende eine vier- oder mehrtheilige Narbe trägt, deren stabförmige Theile anfangs der Länge nach aneinanderkleben, später aber sich zu einem Kreuz oder Stern ausbreiten. Zu den gelbblumigen Nachtkerzen gehört auch die aus Mexico stammende Onagra Simsiana, eine höchst stattliche, über mannshoch werdende Pflanze, welche nicht nur in Botanischen Gärten, sondern auch nicht selten in Blumengärten als Ziergewächs cultivirt wird, und von welcher im Juli im Botanischen Garten zu

Digitized by Google

Prag eine Anzahl wahrer Prachtexemplare blühten. Während bei unserer heimisch gewordenen Nachtkerze die geöffneten Blumen einen Durchmesser von höchstens 5 Centimeter besitzen, messen diejenigen der genannten mexicanischen Art 9—10 Centimeter in der Breite. Bei dieser Pflanze nun, sowie bei der zu gleicher Zeit blühenden und ebenso gefärbten, nur viel kleinere Blumen besitzenden, mit Oenothera biennis nahe verwandten Oenothera muricata erfolgt das Aufblühen der Blumen in den Abendstunden ruckweise, sodaß man die Bewegung der Kelchzipfel und Blumenblätter sehen kann. Und zwar beginnt das Aufblühen zwischen 6 und 8 Uhr abends, worauf die Blumen die ganze Nacht hindurch bis zum späten Morgen offen bleiben und sich erst gegen 10 Uhr vormittags langsam zu schließen beginnen, um dann zu verwelken und später abzufallen. Bei Onagra Simsiana blühen täglich drei bis sechs der in eine endständige, von Tag zu Tag sich mehr verlängernde Traube gestellten Blumen auf. Bei hellem Himmel nach 6 Uhr, bei bedecktem fast eine Stunde früher beginnen die seit dem vorigen Tage am weitesten entwickelten, walzig-kegelförmigen Blütenknospen ihre zarte, grüne, aus den vier aneinanderklebenden Kelchzipfeln bestehende Hülle auszudehnen. Bald spaltet sich dieselbe an einer der vier Berührungslinien der Kelchzipfel der Länge nach auf; dann weichen auch die Spitzen der meist paarweise aneinander haften bleibenden Kelchzipfel auseinander und werden nun die umeinandergerollten gelben Blumenblätter sichtbar. Nachdem die weitere Ausdehnung der Blume längere Zeit nur langsam vor sich gegangen ist, sodaß man die Bewegung der sich auseinanderrollenden Blumenblätter kaum wahrnehmen kann, trennen sich die noch verbundenen Enden der Kelchzipfel plötzlich; letztere schlagen sich, bald einzeln nacheinander, bald alle auf einmal zurück, worauf sich die Blumenblätter rascher aufrollen, bis sie endlich ebenso plötzlich auseinanderfahren und nun langsam sich mehr und mehr ausbreiten. Gegen $^1/_2$8 Uhr sind bereits die meisten Blumen geöffnet, bis 10 Uhr alle vollständig ausgebreitet. Bei ihrer Größe und hellgelben Farbe sieht man sie selbst um Mitternacht schon aus der Ferne leuchten. Sie hauchen einen honigsüßen, doch nicht besonders angenehmen Duft aus. Vor dem Aufblühen sind die langen linealen Staubbeutel geschlossen. Während die Blume ihre vier Blätter ruckweise aufrollt und auseinanderrückt, platzen infolge der hierdurch verursachten Erschütterung der ganzen Blume die Staubbeutel auf. Es quillt nun der ebenfalls gelb gefärbte Blütenstaub aus den entstandenen Spalten hervor; derselbe wird aber nicht, wie bei den meisten Pflanzen, in die Luft verstäubt, sondern bleibt, weil seine Körnchen durch spinnwebartige feine kleberige Fäden verbunden sind, in fransenartigen Massen an den Staubbeuteln hängen. Auch ist der Griffel viel zu lang, als daß diese Pollenmassen dessen vier bis fünf stabförmigen Narben erreichen könnten, und sind diese um die Zeit des Aufblühens noch aneinandergeschmiegt. Dazu kommt, daß die Blume mit ihrer Oeffnung gegen den Horizont gerichtet ist, Griffel und Staubfäden daher wagerecht liegen, weshalb von einem Fallen des Pollens auf die Narben keine Rede sein kann. Da nun blos die obere (innere), der Länge nach seicht gefurchte Fläche einer jeden Narbe deren empfängnißfähigen Theil bildet, so ist um diese Zeit jeder Befruchtungsact noch ausgeschlossen. Was geschieht nun? Vermuthlich durch den süßen

Digitized by Google

Duft der Blumen angelockt, fliegt ein kleiner schwarzer Käfer (Nitidula aenea) in Menge herbei und kriecht in die sich öffnende Blume hinein, meist wol schon, bevor das plötzliche Auseinanderweichen der Blumenblätter eintritt, um sich an dem Nektar zu laben, der sich in dem becherartig erweiterten Grunde des Kelches, aus welchem der Griffel hervorragt, abgesondert. Während die Blumenblätter sich ausbreiten, beginnen auch die vier bis sechs Narbenstäbe langsam auseinanderzuweichen, bis sie endlich rechtwinkelig vom Griffel abstehen, einen zierlichen vier- bis sechsstrahligen Stern bildend. So wird nun die obere empfängnißfähige, von einer mittlerweile ausgeschiedenen kleberigen Flüssigkeit glänzende Fläche eines jeden Narbenstrahles offen nach außen gehalten, aber entfernt und abgewendet von den Staubbeuteln, indem diese der Griffel um ein gutes Stück an Länge überragt. Nachdem die Käferchen sich satt getrunken, verlassen sie die Blume wieder, wobei sie gewöhnlich den Griffel als den bequemsten Weg benutzen, um ins Freie zu gelangen. Indem sie sich zwischen den reichlich mit förmlichen Gardinen von Pollen behängten und durch solche mit einander verbundenen Staubbeuteln hindurchdrängen, beladen sie sich unwillkürlich mit Blütenstaub, da dessen kleberige Fädchen leicht an jedem Gegenstand haften. Kriechen oder fliegen nun die Käfer in eine andere geöffnete Blume hinein, so können sie sehr leicht den mitgebrachten Blütenstaub auf die obere Seite des entgegenstehenden Narbensterns absetzen. In der That findet man schon um 10 Uhr an vielen, nach Sonnenuntergang aber fast an allen Narben Pollenmassen, welche auf keine andere Weise dahin gelangt sein können. Das Umherschwärmen der Käfer dauert also vermuthlich die ganze Nacht hindurch. So vollziehen jene Käferchen unbewußt die Kreuzung zwischen den verschiedenen Blumen einer oder mehrerer nebeneinanderstehender Pflanzen und erweisen denselben den zur Erzeugung keimfähiger Samen unumgänglich nöthigen Liebesdienst, wofür sie von der Blume mit süßem Nektar belohnt werden. Noch am Morgen findet man oft viele solche Käfer im Grunde der Blume, wie berauscht, sitzen. Dieselben werden dann gewöhnlich zu Gefangenen, wenn am Vormittag die Blumenblätter sich schließen und die Blume verwelkt, gelangen aber wieder ins Freie, wenn nach dem Abfallen der Blume vom Fruchtknoten erstere austrocknet und dabei die zusammengeschrumpften Blätter sich wieder voneinander thun. Weniger gut ergeht es Mücken und andern kleinen Insekten, welche als ungebetene Gäste sich an dem Hochzeitsfeste der Blume betheiligen wollen; denn man findet am Morgen häufig dergleichen Thierchen todt an den kleberigen Narben hängen. Uebrigens deutet der ganze Bau der Onagrablume darauf hin, daß der genannte Glanzkäfer, welcher auch viele andere Blumen besucht und deren Kreuzung vermitteln hilft (z. B. die Blumen von Philadelphus, Hemerocallis, vieler Compositen u. a. m.), nicht eigentlich dazu bestimmt ist, jenen Blumen den beschriebenen Liebesdienst zu erweisen. Im Vaterlande der Onagra Simsiana sind damit wahrscheinlich langrüsselige Dämmerungsfalter oder nächtliche Hautflügler betraut. Dasselbe gilt von den Blumen der Oenothera biennis und muricata, bei deren Kreuzung, wenigstens im Botanischen Garten zu Prag, dieselben Käfer thätig waren, und deren Blumen sich in ganz ähnlicher Weise öffnen wie diejenigen der Onagra Simsiana.

Digitized by Google

Zu gleicher Zeit mit den Nachtkerzen blühte im prager Garten eine andere Nachtblume, die Datura ceratocaula, eine schöne Stechapfelart aus Cuba. Die langröhrigen, inwendig blendendweißen Trichterblumen, welche bis 15 Centimeter Länge erreichen, entfalten sich ebenfalls gegen Abend, aber so langsam, daß man die Bewegung des der Länge nach fünffach gefalteten und außerdem seilartig zusammengedrehten, fünfzipfeligen Saumes nicht sehen kann. Bereits nach Sonnenuntergang ist die Blume vollständig geöffnet; dann entströmt ihr ein aromatisch süßer Duft, offenbar dazu bestimmt, Insekten anzulocken. Denn da auch hier die in der Röhre der Blume eingefügten Staubgefäße viel kürzer sind als der fadenförmige, in eine kopfige Narbe endigende Griffel, und die Blume eine aufrechte Stellung hat, so kann auch hier der Blütenstaub von selbst nicht auf die Narbe gelangen. Die langröhrige Form der Blume, in deren tiefstem Grunde Nektarabsonderung stattfindet, deutet auch hier darauf hin, daß in der Heimat dieser Pflanze die Uebertragung des Pollens auf die Narbe durch langrüsselige Schmetterlinge vermittelt werden dürfte; bei uns sind allerhand andere Insekten, namentlich dieselben Glanzkäfer wie in den Blumen der Nachtkerzen thätig. Am Morgen rollen sich die Blumen ebenso langsam wieder zusammen, worauf sie rasch verwelken, während andere sich anschicken, die grüne Kelchhülle zu sprengen und die zusammengefaltete und zusammengedrehte Blumenkrone aus derselben hervorzuschieben, damit sich diese gegen Sonnenuntergang entfalten könne.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Die Entfaltung der deutschen Flagge an mehrern Punkten Westafrikas lenkt naturgemäß die Aufmerksamkeit zuerst wieder auf den schwarzen Erdtheil, und gerade eine der von den Deutschen in Besitz genommenen Gegenden, das Kamerungebiet, ist vor kurzem das Erforschungsobject einer vom russischen Marinelieutenant Stanislaus von Rogozinski geführten Expedition gewesen. Derselbe verließ am 13. Aug. 1883 die Küste, den Mungofluß nach Bakundu-ba-Nambeleh, der ersten Hauptstadt des Landes, hinaufgehend, in Begleitung des Geologen Clemens Tomczek, während seine andern Gefährten auf der Insel Mondoleh in der Ambasbai zurückblieben, wo umsichtigerweise eine Station errichtet worden war. Die erste, am 28. Aug. begonnene Reise galt bereits erforschtem Gebiet, nämlich Comber's unlängst entdecktem See Balombi-ba-Kotta und der zweiten Hauptstadt Bakundu-ba-Musaka; zwei Wochen später aber entschlossen sich die Forscher, ungeachtet der ungünstigen Zeit, das Gebiet des obern Mungo zu bereisen und zu seinen Fällen vorzudringen, was ihnen auch gelang. Dagegen war es nicht möglich, zu einem zweiten, tiefer landeinwärts größern See, dem Balombi-ba-Mbu, zu gelangen, und zwar wegen der unzähligen Elefantenheerden, welche den Weg und die ganze Umgegend überschwemmten. Die Reisenden trafen mit großen Massen dieser Waldriesen zusammen, welche sie, trotz lebhaften Feuerns aus ihren Winchesterbüchsen, nicht in die Flucht jagen konnten; vielmehr wurden sie selbst gezwungen, ihnen aus dem Wege zu gehen und nach Bakundu zurückzukehren. Doch konnte Tomczek auf einer Tour, die er am 23. Sept. allein antrat, die reizenden Ufer des etwa 7 Kilometer langen, rundlichen, von dichtbewaldeten Hügeln umkränzten Mbusees erreichen, welcher seine Entstehung vulkanischen Kräften zu verdanken scheint. Im November ging Herr von Rogozinski weiter ins Innere, wurde aber am 27. von den Makonje-Städten angegriffen. Der den Europäern befreundete Stamm der Befarenganja, dessen Sprache sehr verschieden ist von jener der Bakundu, obwol ihr Typus sich dem ihrigen nähert, wollte die Reisenden in sein zwischen Bakundu und Bajong gelegenes Gebiet begleiten, wendete gegen die Angreifer Gewalt an und es kam zu einem Treffen, in welchem die Befarenganja der viermal stärkern Uebermacht der Makonjer erlagen. Rogozinski wurde so genöthigt, nach der Küste zurückzukehren, wobei er die Küste des Kamerungebirges durchschnitt. Hier wollte er sich auf Mondoleh neuerdings ausrüsten, um auf einem Wege zum Ziele zu gelangen. Am 20. Mai 1884 starb aber auf Mondoleh Tomczek. An seine Stelle als Begleiter Rogozinski's trat nunmehr Leopold Janikowski, welchem bisher die Leitung der Station Mondoleh anvertraut gewesen war; doch haben wir seither keine neuern Nachrichten über die Schicksale der Expedition.

Ungleich wichtiger, wenn auch vielfach von dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, sind die Vorgänge im Congogebiet. Als Stanley im August 1879

Digitized by Google

ganz unerwartet an der Mündung jenes Stromes wieder erschien, da glaubte man eine neue Epoche für die Erforschung Centralafrikas gekommen; man erwartete sogar von dem energischen Führer, welcher, mit so bedeutenden Mitteln ausgerüstet, auf dem Felde seiner glanzvollen Thätigkeit wieder auftrat, daß er in kürzester Zeit die noch schwebenden Probleme afrikanischer Geographie würde lösen können. Bald allerdings wurden diese übertriebenen Hoffnungen wieder zurückgedrängt, als nach Jahr und Tag Stanley noch immer nicht über Vivi hinaus vorgedrungen war, während in derselben Zeit der französische Lieutenant Graf Savorgnan de Brazza mit spärlichsten Kräften gleichsam einen schnellen Siegeszug vom Ogowe bis zum Congo ausgeführt und an seinem Mittellaufe festen Fuß gefaßt hatte. Endlich mußte man erkennen, daß die Erforschung des Congobeckens gar nicht das Hauptziel der Stanley'schen Unternehmung, sondern daß es ihm darum zu thun sei, die durch seine Entdeckungsfahrt den Congo abwärts bekannt gewordenen Gebiete auch dauernd zu erschließen und zugänglich zu machen. Anderthalb Jahre verstrichen, bevor ein wesentlicher Fortschritt seiner Bestrebungen zu erkennen war, und erst am 1. Febr. 1882 konnte die Fahrt stromaufwärts nach dem Stanley-Pool angetreten werden. Noch aber konnte Stanley sich nicht entschließen, sofort bis an die Grenze der Schiffbarkeit auf dem Congo vorzudringen; er begnügte sich vorläufig mit der Befahrung desselben bis zur Kuangomündung und dieses Flußlaufes, sowie seines Tributärs Wahuma bis zu dem langgestreckten See Leopold II. Die Heimlichkeit, welche Stanley beobachtete, erstreckte sich nicht nur auf seine colonisatorischen und civilisatorischen Pläne, sondern auch auf die geographischen Ergebnisse seines Vordringens. Nur kurze Notizen der in seine Fußstapfen tretenden Missionare, vor allem aber die Berichte des englischen Naturforschers H. H. Johnston, welcher den Congo bis Bolobo befahren konnte, gaben Aufschluß über Land und Leute. Johnston, welcher den Earl of Mayo nach Mossamedes und dem Cunene begleitet hatte, brach im December 1882 von der Congomündung auf und trat, nach einer kurzen Excursion am Südufer bis zur Missionsstation Palaballa, seine Reise landeinwärts von Vivi am 7. Jan. 1883 an. Die Strecke von Isangila bis Manjanga legte er auf einem der Stanley'schen Boote zurück, kreuzte hier den Fluß und erreichte längs des Südufers die Station Leopoldville am Stanley-Pool, wo er bis Ende Februar verweilte. In offenem Boote fuhr er nach kurzem Abstecher in den Kuango oder Wahuma den Strom aufwärts bis Bolobo; auf dem Rückwege hielt er sich sechs Wochen in der Station Msuata unterhalb der Kuangomündung auf, und Ende Mai war er wieder an der Mündung des Congo.*)

Bald darauf, am 24. Aug. 1883, verließ Stanley sein Hauptquartier Leopoldville zu einer neuen Fahrt auf dem Congo, welche, weil er den Strom zum zweiten mal in seiner ganzen Länge und seinen mächtigen Nebenfluß Aruwimi auf eine bedeutende Strecke befuhr, einen wichtigen Abschnitt in der Erforschung des Congogebietes darstellt. Auf dieser Fahrt legte Stanley verschiedene neue Stationen an und erreichte am 1. Nov. Rubunga, fast am nördlichsten Punkte des Flusses, am 15. aber die Mündung des Aruwimi, welchen er drei Tage lang stromaufwärts verfolgte, bis seine Fahrt am 20. Nov. beim Dorfe Jambuga unter 2° 13′ nördl. Br. durch Stromschnellen ihr Ende erreichte. Stanley hält den Aruwimi für den Uelle Schweinfurth's, ohne Kenntniß zu haben von den Ergebnissen, welche Dr. Wilhelm Junker während seines zweijährigen Aufenthalts im Gebiet des Uelle gewonnen hatte. Dieser neigt der Ansicht zu, daß der

*) Das Werk, in welchem H. H. Johnston seine Reise geschildert hat und welches zunächst in englischer Sprache erschienen ist, wird unter dem Titel: „Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo nebst Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes", demnächst in autorisirter deutscher Ausgabe (Leipzig, F. A. Brockhaus) erscheinen.

Digitized by Google

Uelle der Oberlauf des Schari ist, während er mit dem Aruwimi einen sieben Tagereisen südlich vom Uelle gelegenen Fluß Nepoko identificirt. Ein definitives Urtheil über die divergirenden Ansichten der beiden gleich erfahrenen Forscher läßt sich zur Zeit nicht fällen. Ohne Unfall ward endlich am 1. Dec. 1883 der erste der Stanley-Fälle, das Endziel der Expedition, erreicht und auf der Insel Wana-Rusani unter 0° 10′ nördl. Br. die am weitesten vorgeschobene Station angelegt, welche Ingenieur Bennie für ein Jahr ausgerüstet bezog. Vor dem Antritt der Rückreise am 10. Dec. benachrichtigte Stanley den Commandanten der Station Karema am Tanganjika brieflich von dem erzielten Erfolg. Am 20. Jan. 1884 war Stanley wieder in Leopoldville, wo die Strapazen und die erlittenen Unbilden der Witterung ihn aufs Krankenlager warfen und zu einstweiliger Rückkehr nach Europa bestimmten.

Stanley's Rivale in Westafrika ist bekanntlich der obenerwähnte ebenso kühne und energische, aber über unzureichende Mittel verfügende französische Marinelieutenant Graf Savorgnan de Brazza, welcher 1880 die Station Brazzaville am Norduser des Stanley-Pool gründete und mit dem Batekehäuptling Makoko einen für Frankreich günstigen Vertrag abschloß. Im December 1881 beschloß der jugendliche Forscher nach Frankreich zurückzukehren, aber dabei das noch unbekannte Gebiet nördlich vom Congo zu durchkreuzen. Er verfolgte dabei zuerst seine alte Route von 1880, und wandte sich dann in südlicher Richtung durch das Quellgebiet des Ogowe zum Niadi, dem Oberlauf des Kuilu, welchen er weit stromabwärts verfolgte. Endlich überstieg er die letzten zur Küste abfallenden Terrassen und traf am 17. April 1882 in Landana ein, nachdem er in vier Monaten geleistet, was die deutschen Forscher der Loangoexpedition 1873—76 drei Jahre lang vergeblich gesucht. Als wichtigstes Resultat dieser Reise ergab sich die Erkenntniß, daß das Thal des Kuilu eine bequeme Eingangspforte zum Herzen des Continents bildet, ja eine bequemere als der untere Congo selbst. Sofort nach seiner Ankunft in Frankreich begann Brazza eine lebhafte Agitation, um die Regierung zur Ausnutzung dieser Vortheile zu bewegen; allein die Kammern ließen sich Zeit. Am 3. Dec. 1882 erst ratificirten sie den Vertrag mit Makoko, und am 11. Jan. 1883 ward Brazza eine erste Subvention von 1,275000 Frs. sowie zahlreiches Material an Waffen, Munition und Fahrzeugen bewilligt. Zwar schon am 21. April 1883 verließ der rührige, zum Regierungscommissar ernannte Schiffslieutenant Bordeaux, allein es war zu spät. Den Vorsprung, welchen Brazza anfänglich Stanley abgerungen, hatte dieser nicht allein am Mittellauf des Congo, wo er seine Stationen schon weit hinaus vorgeschoben, sondern auch im Kuilu- und Niadithale wieder eingeholt, indem seine Sendlinge auch hier festen Fuß gefaßt hatten, als Brazza eintraf. Um sich nicht wenigstens alle Vortheile entgehen zu lassen, welche durch seine Entdeckung sich ergeben würden, besetzte Brazza mehrere Punkte an der Küste und im Norden des Kuilu. Dann trat er eine Inspectionsreise nach der Loangoküste an und eilte Ende Mai 1884 seinen Gefährten, Dr. Ballay und Lieutenant Mizon, nach, welche am Cap Lopez und bei Njole, 38° stromaufwärts, bei den ersten Stromschnellen des Ogowe Stationen errichtet hatten. Auch das Gebiet der Alima ward in den Bereich dieser Gründungen gezogen und die Verbindung mit dem Congo in gleicher Weise befestigt. Wenn nun auch Brazza's Erfolge auf seiner letzten Mission hauptsächlich auf politischem Gebiet lagen, indem er durch Gründung von 13 unter den in Aussicht genommenen 24 Stationen die französische Herrschaft weit ausgebreitet hat, so ward doch die geographische Forschung, in welcher Brazza bereits so Bedeutendes geleistet hatte, nicht gänzlich vernachlässigt. Die Aufnahme des Ogowe wurde vervollständigt, das Terrain zwischen Franceville und der Alima genauer untersucht, der Lauf des Nkoni festgestellt und durch Peilungen vermessen, ebenso die Quellflüsse der Alima, der Ngele oder Dielc und Leketi, endlich als Resultat die Alima selbst auf der ganzen Strecke ihrer

Digitized by Google

Schiffbarkeit befahren und gleichzeitig aufgenommen. Auch gab die Expedition zu einer ausgezeichneten Leistung Anstoß, indem durch des Lieutenants Mizon Reise von Franceville eine fernere neue Route zwischen dem obern Ogowe und der Küste festgestellt wurde. Freilich regten die günstigen Urtheile, welche Brazza über den obern Kuilu fällte, seinen Rivalen Stanley an, seine Aufmerksamkeit ebenfalls dieser Zugangsstraße zum Mittellauf des Congo zuzuwenden. Bereits Ende 1882 und in den ersten Monaten 1883 gingen von Isangila und von der Kuilumündung Expeditionen aus, jene unter Leitung von Kapitän Elliot, diese unter Lieutenant van de Velde, welche nach zweimonatlicher Reise bei der jetzigen Station Kitabi zusammentrafen. Diesen Reisen, welche die günstigen Schilderungen Brazza's bestätigten, folgten bald neue Unternehmungen, welche von Boma und Manianga sowie von mehrern Küstenpunkten aus unternommen wurden. Dabei war nicht die Erforschung dieses Gebietes, sondern die Besitzergreifung des Landes zwischen Kuilu und Congo das Hauptziel, wonach Stanley's Emissare strebten, und welches sie auch vollständig erreicht haben.

Die portugiesischen Reisenden Brito Capello und Robert Ivens, welche im Januar 1884 eine zweite Expedition nach Westafrika angetreten haben, sind bei ihrem ersten Vorstoß vom Glück nicht begünstigt gewesen. Sie wollten von Mossamedes aus längs des Flusses Covoca zum Cunene vordringen, wurden aber durch die Unwegsamkeit des von tiefen Schluchten durchschnittenen Thales zur Umkehr gezwungen. Nun beabsichtigen sie zunächst den Lauf des Cunene festzustellen und dann die 1878 unterbrochene Erforschung des Kuango bis zu seiner Einmündung in den Congo durchzuführen. Eine Expedition, die interessante Ergebnisse verspricht, weil sie große Strecken unerforschtes Gebiet berührt, gedachte der durch seine Aufnahmen in Centralsumatra bekannte niederländische Ingenieur D. D. Veth im August 1884 anzutreten. Von Benguella aus will er über Quillengues nach Süden bis zur Boerencolonie Humpata vordringen, wo er sein Hauptquartier aufschlagen wird, um während der Regenzeit die Route nach Mossamedes und möglichst große Strecken des Cunene aufzunehmen. Dann will er den Cubango erreichen und bis zur Mündung in den Ngamisee verfolgen, um endlich nach einem Abstecher zum Cuando und Sambesi nach Transvaal zu gelangen. Einen harten Schlag haben dagegen die deutschen Bestrebungen zur Erforschung Centralafrikas erlitten: der Wiederentdecker des Muata Jamvo, Dr. Paul Pogge, welcher mit Lieutenant Wißmann bis Nyangwe gegangen war, ist am 16. März 1884 unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Innern in Loanda nach nur vierundzwanzigstündigem Krankenlager einer Lungenentzündung erlegen; jedenfalls eine Folge der Entbehrungen, welchen er sich mit Selbstverleugnung ausgesetzt hatte.

Auch auf der östlichen Seite Afrikas nimmt das Erforschungswerk seinen stetigen Fortgang. Der englische Consul O'Neill ist am 2. Febr. 1884 von einer erfolgreichen Reise zum Schirwasee nach Mozambik zurückgekehrt. Der Lujende, der bedeutendste Nebenfluß des Rovuma, entspringt nicht unmittelbar dem Schirwasee, sondern einem kleinen schmalen See Amaramba zwischen 14° 19′ und 14° 32′ südl. Br., welcher jedoch durch den Bach Msambiti mit dem Schirwasee in Verbindung steht. Da O'Neill auf der Rückreise eine neue Route verfolgte, so steht eine beträchtliche Erweiterung in der Kenntniß dieses Gebietes in Aussicht. Von der ostafrikanischen Expedition liegen Briefe vor, welche bis Juli 1883 reichen und über Dr. Kaiser's letzte Reise zum Rikwasee, an dessen Nordufer er am 19. Nov. 1882 starb, und Dr. Böhm's und Reichard's Aufbruch zum Tanganjika, den Aufenthalt in Karema, einen Kriegszug gegen das naheliegende Katakwa und endlich über die Gründung der belgischen Station in Mpala am Westufer des Sees berichten. Außerordentliches hat während seiner einjährigen Abwesenheit Lieutenant Giraud geleistet. Am 17. Dec. 1882 von Dar-es-Salam

Digitized by Google

abgereist, durchzog er anfänglich Burton's Route, später die Landschaften Usagara, Uhehe, Uranga und Ubena, wo er das Nordende des Nyassa erreichte, wandte sich dann längs des Tschambesi zum Bangweolo, an welchem See er jedoch erst nach einem bedeutenden nördlichen Umwege infolge der Feindseligkeiten der Bewohner am Nordufer bei Ketimkuru eintraf. Der Bangweolo ist eigentlich kein See, sondern ein ungeheuerer Morast, an welchem der französische Offizier einen vollen Monat sich aufhielt. Der Luapula entfließt nicht, wie Livingstone meinte, dem Nordwestende, sondern dem Südostende des Sees. Während der größte Theil seiner Karavane sich direct zum Kazembe begab, fuhr Giraud mit acht Leuten den Luapula, welcher anfänglich mehr als 160 Kilometer nach Südwesten fließt, stromabwärts, bis der mächtige Katarakt Momboctuta der Fahrt Einhalt gebot. Bei der Landung wurde Giraud mit seinen Begleitern von den aufgeregten Bewohnern gefangen genommen und zum Häuptling des Stammes Nuaumi, zehn Tage nordwärts, geschleppt, bei dem er zwei Monate zurückgehalten wurde. Der Cazembe hatte inzwischen die Gelegenheit benutzt, seine Vorräthe zu plündern, und als Giraud endlich bei seiner Karavane eintraf, besaß er nicht mehr die genügenden Mittel, seine Reise nach Norden fortzusetzen. Es gelang ihm jedoch, noch eine viertägige Bootfahrt auf dem Moerosee zu unternehmen und nach anderthalbmonatlichem, an Entbehrungen reichem Marsche durch Itahua den Tanganjika zu erreichen. Glücklich gelangte er endlich Anfang December 1883 nach Karema, wo er auf der belgischen Station Unterstützung fand. Gleichzeitig mit dieser wichtigen Expedition, im Februar und März 1883, unternahmen auch die Missionare J. C. Price und Dr. Baxter von ihrer Station Mpwapwa einen Ausflug nach Süden in die noch wenig bekannte Landschaft Uhehe bis zum Dorfe Mazombi, $1\frac{1}{2}$—3 Kilometer südlich vom Luwaha, auch Ruaha oder Rueha genannt, des bedeutendsten Nebenflusses des Lufidschi. Der Ruaha, welcher in der Regenzeit bei starker Strömung eine beträchtliche Breite besitzt, kann in der trockenen Zeit durchwatet werden.

Bald darauf, am 11. Juni 1884, traf der junge schottische Geologe Joseph Thomson nach mehr als einjähriger Abwesenheit wieder in Sansibar ein, und auch seine Expedition erweist sich als eine hervorragende Leistung, welche eine ganze Reihe seit vielen Jahren schwebender Probleme der ostafrikanischen Geographie zum Abschluß bringt. Er hat das verrufene Masailand in seiner ganzen Ausdehnung durchschnitten, der mit ewigem Schnee bedeckte Kenia wurde erreicht und seiner Position nach bestimmt, die über die Existenz des Baringosees erhobenen Zweifel wurden für immer beseitigt; endlich wurde die Ost- und Nordküste des Ukerewe begangen und Aufnahmen längs derselben vorgenommen, welche die Stanley'sche Darstellung wahrscheinlich beträchtlich verändern werden. Ende Juli 1883 war Thomson mit einer Handelskaravane von Taveta aufgebrochen, zog am Ostabhang des Kilima Ndscharo nordwärts und erreichte über den Doenjo Erok und durch die Landschaft Kapteï, ein zerrissenes vulkanisches Hochplateau, auf dem die Quellen des Ahdi, des Sabaki-Oberlaufes, angetroffen wurden, das Nordende des Naivaschasees, den nördlichsten von dem deutschen Reisenden Dr. Fischer erreichten Punkt. Nach einer Excursion zum Südende dieses Sees schickte Thomson den größten Theil seiner Leute zum Baringosee voraus; er selbst wandte sich nach Ueberschreitung des 3650 Meter hohen Settimagebirges nach dem Plateau, auf welchem der Kenia als ein schroffer, vulkanischer Gipfel, an Höhe dem Kilima Ndscharo gleichkommend, sich aufthürmt. Am Südende des Baringo traf er mit seinen Leuten wieder zusammen, ging nun nach Südwesten über das 2440 Meter hohe Kamasiagebirge zur Ostküste des Ukerewe, an welcher er bei Kavirondo eintraf, und verfolgte dessen Nordküste bis in die Nähe des Nilausflusses. Wahrscheinlich wird die nordöstliche Einbuchtung des Sees auf den Karten wegfallen müssen. Zunächst machte er nun noch einen Abstecher zum 4270 Meter hohen

Digitized by Google

Elgonysgebirge, auf welchem er bewohnte künstliche Höhlen entdeckte. Die Rückkehr erfolgte nun vom Südende des Baringo auf directem Wege zum Naivascha, wo Thomson zwei Monate lang an Dysenterie daniederlag, durch Kapteï und Ukamba nach Mombasa. Der obengenannte Dr. G. A. Fischer hat das Masailand gleichfalls bereist. Ende December 1882 erfolgte der Aufbruch von Pangani, am 19. Febr. 1883 von Maurui und am 12. März wurde Klein-Aruscha, von wo bereits von der Decken seine Besteigung des Kilima Ndscharo unternommen hatte, erreicht. Dieser Schneeberg wurde auf seiner westlichen Seite passirt, am 25. April Nguruman im Osten des Sambu, eines der höchsten Gipfel in der Wasserscheide zwischen dem Ukerewe und dem Indischen Ocean, verlassen und am 11. Mai am etwa 1900 Meter über dem Meere liegenden ausflußlosen Naivaschasee Halt gemacht. Am 6. Juni wurde der Rückmarsch angetreten, welcher von Nguruman aus auf einer südwestlichen Route am Vulkan Doinjo-Ngai vorbeiführte; am 14. Aug. 1883 traf der Reisende wieder in Pangani ein. Am 29. Febr. 1884 hat der schon einmal genannte Naturforscher H. H. Johnston England verlassen, um eine Expedition anzutreten, deren Ziel gleichfalls der Kilima Ndscharo ist. Eine Besteigung des Berges ist in Aussicht genommen, und zugleich soll das Hauptaugenmerk auf die Fauna und Flora dieses mittelafrikanischen Schneegebirges gerichtet sein.

Nicht geringe Theilnahme verdienen die Bestrebungen, welche auf die Entschleierung des in seinem Innern noch so wenig bekannten Osthornes Afrikas gerichtet sind. Die Expedition des Franzosen Georges Révoil ins Somalland muß freilich als gescheitert angesehen werden; da es ihm nicht gelang, den Widerstand der fanatischen Stämme gegen seine Reise zu besiegen, so kehrte er Ende 1883 von Jilledi nach Makdischu an der Küste zurück. Einen nicht unbedeutenden Erfolg hatte dagegen Joseph Menges, welcher am 22. Jan. 1884 von einer für die Hagenbeck'sche Thierhandlung unternommenen Tour ins Innere des Somallandes zurückgekehrt ist. Er durchzog freilich nur in 16 Tagen etwa 200 Kilometer Landes; das Hauptziel seiner Reise war aber die große Hochebene des Innern, die er auch glücklich in langsamen Märschen erreichte. Von da zog er nach Westen zum Fuße des Golip und auf einer den Berg Deymole westlich umgehenden Route nach Dobar zurück. Der Golip, westlich davon der Gan-Libach und östlich das Wokkergebirge sind die höchsten Punkte in dieser der Küste fast parallel laufenden Kette; der Golip, angeblich etwas niedriger als der Gan-Libach, ist 2200—2300 Meter hoh. Der Wasserabfluß dieser Berge geht nach Norden zum Golf von Aden, das Chor Farolo aber nach Süden zum Tuk Deer, welcher wieder durch das Land der Dulbahante dem Indischen Ocean zuströmt. Im Herbst 1884 soll endlich eine Expedition des Dr. D. von Hardegger, an welcher sich auch Professor Dr. Philipp Paulitschke in Wien betheiligt, nach den Adalländern und Härrär abgehen.

Eine sehr bedeutende Reise, von welcher jetzt erst, geraume Zeit nach ihrer Vollendung, die ersten Nachrichten verlauten, hat ein Italiener, der Marquis de Buonfanti, ausgeführt, nämlich eine Durchkreuzung Nordwestafrikas von Tripolis bis zum Meerbusen von Guinea, und zwar ist dieser Erfolg um so großartiger, als die Reise in eine Zeit fiel, in welcher die Wogen des mohammedanischen Fanatismus infolge der Ereignisse in Tunis, Südalgerien und der Vernichtung der Flatters'schen Expedition sehr hoch gingen. Leider wurde der kühne Reisende gegen Ende seiner Wanderung überfallen und vollständig ausgeplündert, sodaß seine sämmtlichen Sammlungen verloren gegangen sind; nur die Compaßpeilungen, durch welche er den Lauf des Nigir auf der Fahrt von Say stromabwärts bis Timbuktu, resp. bis zu dessen Hafenstadt Kabara aufgenommen hatte, sind durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben. Marquis de Buonfanti

Digitized by Google

verließ am 1. April 1881 in Begleitung eines amerikanischen Arztes, Dr. van Flint, Tripolis und gelangte auf der gewöhnlichen Route über Mursuk nach Bornu, der erste Europäer nach Dr. Nachtigal. Ueber Dikoa und Doloo versuchte er alsdann nach Adamaua vorzudringen, wurde aber durch kriegerische Bewegungen zur Umkehr gezwungen. Jetzt wandte er sich nach Westen, und Dr. Barth's Route folgend, kam er über Kano, von wo aus er eine Excursion nach Jakoba machte, und Sokoto nach Say am Nigir, den er als erster Europäer stromauf bis Timbuktu befuhr. Ob er diesen letztern Platz selbst, oder blos die Hafenstadt Kabara besuchte, ist aus den vorliegenden Berichten noch nicht ersichtlich. Nun schlug er eine südliche Richtung ein, verließ in Seraijaino Barth's Route, durchwanderte Massina und das südlich angrenzende Tombo, über welche Gebiete wir bisher auf spärliche Erkundigungen angewiesen waren. In der Provinz Sanghi des letztern Reiches wurde er, wie erwähnt, gänzlich beraubt und, zugleich von seiner Begleitung verlassen, sah er sich durch die Noth gezwungen, die direct südliche Route aufzugeben und nach Südwest über Mossi und Bussanga, wo er bei katholischen Missionaren Unterstützung fand, der Küste zuzustreben, die er am 5. März 1883, nach fast zweijähriger Irrfahrt, erreichte.

Höchst interessant ist endlich eine neue Uebersteigung des Großen Atlas, von Herrn de Foucauld ausgeführt, welcher Mitte 1883 in Begleitung des bekannten Rabbi Mardochai eine größere Forschungsreise nach Marokko angetreten. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Tanger und Fes, wohin er über Tetuan und El Kser gelangte, brach er Anfang September von Mekines auf, durchforschte die Provinz Tadla und reiste im Wadi el Abid abwärts von Wawizert bis Tabia. Am 15. Oct. wurde der Große Atlas im Passe El Glaui, der Kleine Atlas im Passe Agni überschritten. Mehrere Monate durchwanderte de Foucauld dann die nördlichsten Oasen der Sahara bis zum Wadi Draa, den er bei Tatta erreichte. Diese ganze Strecke längs des Südabhanges des Atlas war noch von keinem Europäer betreten worden und ist nach seinen Angaben auf den Karten ganz falsch eingezeichnet. Geldmangel veranlaßte ihn, vom Wadi Draa über Tissint für kurze Zeit nach Mogador an die Küste zurückzukehren, wobei er den Atlas wiederum kreuzte, während Mardochai in Tissint zurückblieb. Nun untersuchte er das Wadi Sus bis Menaba, ging nochmals nach Süden bis zum Wadi Draa und wandte sich dann nordöstlich der algerischen Grenze zu, welche er am 23. Mai 1884 bei Udschda erreichte.

Aus Amerika ist Verschiedenes zu berichten. Ein deutscher Forscher, Dr. G. Steinmann, welcher nach Beendigung der zur Beobachtung des Venusdurchganges in Punta-Arenas stationirten Expedition in Südamerika geblieben war, machte eine Expedition in die südlichsten Theile des Continents, nämlich durch das Innere der Halbinsel Braunschweig und nordwärts über die Gregorykette, die Laguna blanca, den Rio Gallegos, die Cordillere Latarre und den Rio Coilé nach der Laguna von Santa-Cruz und zurück nach Punta-Arenas. Ende 1883 bereiste er die Wüste Atacama und bestieg den Vulkan Licancaur bis auf eine Höhe von 5400 Meter, etwa 400 Meter unter dem Gipfel. Dort fand er noch Spuren alter Ansiedelungen und einen erkennbaren, auf die Bergspitze führenden Weg. Aus Dr. Paul Güßfeldt's Schilderungen seiner Reise in den Anden Chiles und Argentiniens, wobei er den Gipfel des Aconcagua zu besteigen versuchte, entnehmen wir die interessante Thatsache, daß dieser höchste amerikanische Berg nach den mitgebrachten Gesteinsproben sich doch als ein Vulkan entpuppt hat, obwol dessen vulkanische Natur vor wenigen Jahren ernstlich bestritten wurde. Ein anderer Deutscher, Mitglied der Expedition nach Südgeorgien, Dr. C. von den Steinen, begab sich im Februar 1884 nach Asuncion und beabsichtigte von hier im April nach Cuyabá, dem Hauptort der brasilianischen Provinz Matto-Grosso,

Digitized by Google

zu reisen, um längs des noch unerforschten Xingu nordwärts bis zum Amazonas zu gelangen. In Asuncion hielt sich auch Dr. Hugo Töppen auf, welcher mit Unterstützung der hamburger Geographischen Gesellschaft Paraguay bereist, um ein Urtheil über die Colonisationsfähigkeit des Landes zu gewinnen und besonders die Lage der bereits ansässigen deutschen Colonisten zu studiren. Er besuchte zunächst die seit 1881 bestehende deutsche Colonie San-Bernardino, zwei Tagereisen per Eisenbahn von Asuncion entfernt, welche ein kümmerliches Dasein fristet, machte dann von Paraguari aus einen Ausflug nach Süden, wobei er die Lagune von Yprá besuchte, und eine längere Reise nach dem Osten und dem menschenleeren Norden des Landes bis zu dem Falle des Aguaray, der nicht 100, sondern blos 12 Meter Höhe hat. In Nordamerika bildet die kühne, fast abenteuerliche Expedition des schon als Führer der Expedition nach dem King-Williamsland vortheilhaft bekannten Lieutenants F. Schwatka das wichtigste Ereigniß. Im Sommer 1883 befuhr er nämlich den großen Strom von Aljaska, den Yukon, in seiner ganzen Länge von der Quelle bis zur Mündung anfänglich, und zwar in dem gefährlichsten obern Laufe, auf gebrechlichem Flosse, später zu Boot. Am 7. Juni brach er von Chilkat an der Westküste auf, überschritt das Kotuskgebirge auf dem schon von den Gebrüdern Krause besuchten Perrierpasse, und am 15. Juni wurde die Fahrt vom Lake Lindeman aus auf dem Flusse stromabwärts angetreten; im Oberlaufe bildet der Yukon noch vier weitere, bedeutende Seen: Lake Bennett, Tahko, Marsh und Kluhtossi. Durch den Topographen C. A. Homan wurde auf dieser Fahrt durch Compaßpeilungen und Positionsbestimmungen eine Aufnahme des Flußlaufes bis Fort Yukon, wo die Expedition am 27. Juli eintraf, ausgeführt und dadurch der Anschluß an die 1869 zu Stande gekommene Vermessung des Unterlaufes bewirkt.

In den Vereinigten Staaten wurden im Frühjahr 1884 sehr lebhafte Anstrengungen gemacht, um die meteorologische Station in der Lady-Franklinbai unter Lieutenant Greeley zu entsetzen und ein abermaliges, jedenfalls den Untergang der Expedition besiegelndes Fehlschlagen wie 1882 und 1883 zu verhüten. Es wurden zu diesem Zweck unter dem Oberbefehl des Kapitäns Windfield S. Schley drei Schiffe ausgesandt, nämlich zwei Dampfwaler, Thetis und Bear, nebst dem Reserveschiff Alert, um so schnell als möglich bis zur Littletoninsel vorzudringen und, je nachdem die Eisverhältnisse es gestatten, entweder selbst durch den Smithsund nordwärts zu dampfen, oder durch Boot- und Schlittenexpeditionen die nunmehr drei Jahre im Polarmeer zurückgehaltene Mannschaft aus ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft zu befreien. Die Greeley'sche Expedition war bekanntlich ein Glied in jener internationalen Kette, welche den Nordpol, so nahe man nur immer herankommen konnte, mit einem Gürtel von meteorologischen Beobachtungsstationen umschließen sollte, wie der verstorbene Karl Weyprecht vorgeschlagen hatte. Im Jahre 1883 war unter den Eskimos am Cap York die Nachricht verbreitet, daß Greeley von seinen meuterischen Leuten erschlagen worden sei: eine Nachricht, die sich später als erlogen herausstellte. Kapitän Schley überwand muthvoll die infolge der frühen Jahreszeit besonders gefahrvollen Hindernisse durch die Eismassen der Baffinsbai und des Smithsundes, und fand am 22. Juni 1884 unweit der Mündung des Smithsundes in der That Lieutenant Greeley nebst sechs Genossen auf. Von 25 Leuten, welche 1881 frohen Muthes und voll Selbstverleugnung ausgezogen waren, durften also nur 7 die Heimat wiedersehen, nach Ertragen von Leiden und Entbehrungen, welchen blos die Leidensgeschichte der Franklin- und der Jeannette-Expedition an die Seite gestellt werden kann. Die Ueberlebenden befanden sich in einer höchst beklagenswerthen Lage. Einer derselben, Sergeant Ellison, der sehr erschöpft war und an fürchterlichen Frostbeulen litt, starb in Godhavn am 6. Juli, nachdem ihm Hände und Füße amputirt worden; 17 Personen waren vor Hunger und Kälte gestorben, und einer

Digitized by Google

ertrank beim Aufsuchen von Nahrung. Die Thetis und der Bear nahmen 12 Leichen in festverlöteten Metallsärgen an Bord; 5 andere, welche man in der Nähe des Smithsundes in einem Eisfort begraben hatte, sind ins Meer gespült worden.

Zwei Jahre hatte die Expedition ruhig ausgehalten im hohen Norden und dabei mancherlei geographische Entdeckungen gemacht. Am 13. Mai 1882 wurde als nördlichste Breite die Lockwoodinsel auf 83° 24′ nördl. Br. erreicht; die von Kapitän A. H. Markham 1876 erreichte Breite ward mithin um 4′ überholt. Von einem 600 Meter hohen Punkte der genannten Insel war nach Nord und Nordwest kein Land zu sehen, aber gegen Nordosten erstreckte sich Grönland und Cap Robert Lincoln in 83° 35′ nördl. Br. und 38° westl. L. von Greenwich. Lieutenant Lockwood mußte 1883 wegen offenen Wassers an der Nordküste Grönlands zurück, und die Leute entgingen mit Mühe der Gefahr, in das Polarmeer zu treiben. Dr. Pary machte dieselbe Erfahrung; an Stelle von Kapitän Nares' paläokrystischem Eise fand er 1882, als er Markham's Route folgte, im Norden von Cap Joseph Henry offenes Wasser, vor welchem er nur mit knapper Noth sich flüchten konnte, indem er fast alles im Stich ließ. Im Jahre 1882 machte Greeley eine Frühjahrs- und später eine Sommertour in das Innere von Grinnell-Land und entdeckte dabei den großen See Hazen, 90 Kilometer lang und 15 Kilometer breit; 1883 durchkreuzte Lockwood Grinnell-Land bis zu seiner Westküste unter 80° 30′ nördl. Br. und 78° 30′ westl. L. von Greenwich. Nachdem aber nun auch der dritte Sommer dahingegangen war, ohne daß eine Entsatzexpedition im Discoveryhafen der Lady-Franklinbai eingetroffen war, entschloß sich Lieutenant Greeley, nach den ihm ertheilten Instructionen die Rückreise bis zum Smithsund zu Boot anzutreten. Im August 1883 wurde somit die Station am Fort Conger aufgelöst und mit sämmtlichen Instrumenten, Aufzeichnungen und Vorräthen aufgebrochen; am 29. Sept. erreichte Greeley mit allen seinen Leuten Baird Inlet; dort gaben sie alle Boote auf und trieben 30 Tagen lang auf einer Eisscholle im Smithsund. Dann wurde am 21. Oct. ein dauerndes Lager aufgeschlagen, bei Cap Sabine, eben da, wo man die Ueberlebenden fand. Neun Monate fristeten hier die Leute ihr Dasein von den geringen Vorräthen, die sie selbst gerettet hatten und welche sie noch in den Depots früherer Expeditionen vorfanden; endlich bildeten gekochtes Seehundsfell, Moos und Garneelen, welche im Meere gefangen wurden, die einzigen Nahrungsmittel. So rächte sich bitter die geringe Voraussicht der beiden Entsatzunternehmungen von 1882 und 1883, welche an den bestimmten Punkten die Proviantdepots nicht rechtzeitig errichtet hatten, als die Eisverhältnisse es noch gestatteten. So mußten die Leute geradezu verhungern. Ein Mann starb im Januar, die andern in den Monaten April, Mai und Juni 1884. Wenn die grauenhaften Einzelheiten, welche man sich erzählt, nur zur Hälfte auf Wahrheit beruhen, dann muß diese Expedition eine der entsetzlichsten sein, welche je unternommen worden sind. Ein Theilnehmer der Expedition, ein Deutscher, der sich an dem magern Proviant vergriffen, ward kriegsgerichtlich erschossen, und die Lebenden sollen sein Fleisch verzehrt haben, wie sie eben auch an den übrigen Abgeschiedenen Kannibalismus verübten. Mag sich übrigens die von manchen Seiten bestrittene Sache verhalten wie sie will: der Ruhm, daß eine amerikanische Expedition den höchsten nördlichen Punkt erreicht hat, ist jedenfalls durch die Leiden dieser Expedition doch allzu theuer erkauft.

Digitized by Google

Politische Revue.

18. September 1884.

Das Ereigniß des Tages ist die Zusammenkunft der drei Kaiser in Skierniewicze, einem kaiserlichen Lustschlößchen südlich von Warschau an der Warschau-Wiener Eisenbahn. Die Kaiser von Deutschland und Oesterreich trafen hier am 15. Sept. als Gäste des Kaisers von Rußland ein: ebenso die drei Minister von Giers, von Kalnoky und Fürst Bismarck, letzterer mit seinen Söhnen. Den frühern Berathungen dieser Minister in Friedrichsruh soll hier wol die Bestätigung seitens der drei Monarchen zutheil werden.

Diese Zusammenkunft gewährt der Conjecturalpolitik den weitesten Spielraum: schon im voraus ergingen sich die Blätter in den kühnsten Combinationen. Eine Umgestaltung der Karte von Europa sollte im Werke sein; man fabulirte von einer Annexion Hollands an das Deutsche Reich, einer Annexion des südlichen, französisch sprechenden Belgien an Frankreich, gegen welches sich keineswegs die Spitze dieser Zusammenkunft kehrt, sondern das als stillschweigender Bundesgenosse bei diesen Abmachungen proclamirt wird. Auch von Annexionen auf der Balkanhalbinsel ist die Rede: alle diese Muthmaßungen, welche die kühne Phantasie ihrer Urheber mehr kennzeichnen als die wirkliche Sachlage, verdienen keine ernste Beachtung. Sollten in der That irgendwelche Abmachungen für gewisse Eventualitäten in Skierniewicze getroffen werden, so bleiben sie jedenfalls zunächst Geheimniß der Diplomatie. Doch die Thatsache der Begegnung der drei Kaiser an und für sich kann als ein politisches Ereigniß von höchster Bedeutung angesehen werden: wer sich die letzten Verschiebungen in der Stellung der drei großen Staaten, die wechselnden Figurationen im Kaleidoskop ihrer Politik vergegenwärtigt, der wird auf eine lange Epoche von Befürchtungen zurückblicken, welche sich auf das gegenseitige Verhältniß der drei Monarchien beziehen. Nachdem das frühere Drei-Kaiser-Bündniß aus den Fugen gegangen, trat die deutsch-österreichische Allianz an seine Stelle, welche sich hauptsächlich gegen Rußland richtete. Unvergessen ist der publicistische Kriegslärm der letzten Jahre, die moskowitischen Drohungen gegen Deutschland, die militärischen Vorgänge an der deutschen Ostgrenze und der russischen Westgrenze, die Kriegspläne der Generalstäbe und die militärischen Erörterungen über die beste Strategie im Falle eines ausbrechenden deutsch-russischen Krieges. Wenn auch die andauernden freundschaftlichen Beziehungen der Monarchen immer noch Oel in die tobenden Wogen gossen, so war doch auch hierin eine gewisse Erkältung eingetreten und eine geplante Zusammenkunft kam nicht zu Stande. Seit dem Tage von Skierniewicze sind alle diese Befürchtungen gegenstandslos geworden: die Harmonie der drei Kaiserreiche ist außer Frage gestellt. Am bedeutsamsten ist die Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich auf dem Lustschlosse des Zaren; denn die schwierigsten Fragen waren zwischen Rußland und Oesterreich in der Schwebe.

Die Orientpolitik ist damit in ein Stadium der Beruhigung getreten; denn gerade die hier sich kreuzenden Aspirationen Oesterreichs und Rußlands legten die Gefahr nahe, daß doch noch einmal auf der Balkanhalbinsel der Kriegspfad beschritten oder die Kriegsflamme von dort in die nördlichern Regionen getragen werden konnte. Geht doch durch Rumänien und Serbien ein tiefer, das ganze Staatsleben zerrüttender Zwiespalt zwischen den russisch und österreichisch gesinnten Parteien: ein Zwiespalt, der besonders in Serbien mehrmals zu revolutionären Zuckungen geführt hat. Gewiß ist für diese Frage eine Lösung gefunden — in welcher Fassung aber das geschehen ist, das wird wol der Oeffentlichkeit noch längere Zeit vorenthalten bleiben. Daß Konstantinopel dabei nicht in Frage gekommen, ist wol selbstverständlich: Oesterreich kann nie darein willigen, daß die Schlüssel des Bosporus in Rußlands Händen liegen.

Digitized by Google

Suchen wir aber in den unmittelbar vorhergehenden Ereignissen einen speciellen Anlaß für die Begegnung der Kaiser und ihrer Minister, so könnte derselbe doch nur in dem letzten dictatorischen Auftreten Englands und der von ihm in Anspruch genommenen Hegemonie über die ganze außereuropäische Welt gefunden werden. Auf der Londoner Conferenz wurden die Hauptfragen nicht erledigt; England behielt das Heft fest in Händen und klappte das Buch zu, wenn irgendeine andere Seite aufgeschlagen werden sollte als diejenige, die es selbst bezeichnet hatte. So wurde auch der Antrag des Grafen Münster, betreffend die unzureichenden sanitären Maßregeln der Engländer in Aegypten, von der Schwelle zurückgewiesen. Ohne Frage wird der englischen Willkür hier ein Damm gesetzt werden: das Recht, die europäischen Interessen im Suezkanal und in Aegypten zu wahren, wird gewiß in eine bestimmte diplomatische Form gebracht worden sein. Das feindselige Benehmen der Engländer gegenüber den deutschen Colonialbestrebungen wird jedenfalls auch zur Sprache gekommen sein, und die Sympathie der beiden Großmächte Deutschland und Oesterreich wird sich auch in der centralasiatischen Frage den russischen Tendenzen zugewendet haben.

Gemeinsam ist den drei Kaiserreichen die von den Bestrebungen der Anarchisten drohende Gefahr, wenn sie auch in Rußland in der Gestalt des Nihilismus am unmittelbarsten in die Nähe des Thrones dringt. Gegen diese Gefahr werden bei den Berathungen wol bestimmte Beschlüsse gefaßt worden sein. Dasselbe gilt von der polnischen Frage. Eigentlich kann von einer solchen nur in Oesterreich, nur in Galizien die Rede sein; aber die polnischen Lande der andern Monarchen werden doch dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Es ist dies alles kein thurmhoher Aufbau politischer Conjecturen, sondern es wird damit nur das Facit der gegenwärtigen Weltlage gezogen. Der nächsten Zeit ist durch die Begegnung der drei Kaiser offenbar die Signatur einer Friedensära aufgedrückt. Wo solche Begegnung nur ein Act der Courtoisie ist: da hat sie einen in der Luft liegenden Kriegssturm nicht aufzuhalten vermocht: so war es mit der gasteiner Begegnung vor dem großen Deutschen Kriege von 1866. Diesmal aber ist eine so gespannte Situation nicht vorhanden, und die Thätigkeit der drei Premierminister im Pavillon von Skierniewicze, auf frühern Vorarbeiten ruhend, wird der neuen Friedensära eine dauernde Grundlage sichern.

Für die neuen Reichstagswahlen, die gegen Ende October stattfinden werden, haben alle Parteien bereits eine große Thätigkeit entwickelt: über die möglichen Erfolge derselben läßt sich zunächst keine haltbare Prognose stellen. Es ist wahr, daß die Deutschfreisinnigen durch ihre Proteste gegen die Colonialpolitik des Reichskanzlers an Boden verloren, die Nationalliberalen durch ihre Zustimmung zu derselben Terrain in der öffentlichen Meinung gewonnen haben; doch bei den Abstimmungen wirken so verschiedenartige Factoren mit, daß solche im einzelnen doch immer uncontrolirbare Stimmungen nicht den Ausschlag geben können. Ganz entschieden ist die Abwendung der Nationalliberalen von ihren frühern Gesinnungs- und Parteigenossen der Linken: darüber lassen die Erklärungen Bennigsen's in Hannover, Biedermann's in Döbeln und diejenigen anderer Führer bei den nationalliberalen Parteitagen keine Zweifel mehr übrig. Die Kriegserklärungen gegen die deutschfreisinnige Partei tönen auf der ganzen Linie wider. Daß indeß die Nationalliberalen sehr zusammengeschmolzen, das hat Bennigsen selbst in Hannover nicht verschwiegen. Sie müssen sich nach Bundesgenossen umsehen, und da sie dieselben auf der linken Seite nicht suchen wollen, so hoffen sie auf ein Zusammengehen mit der Rechten, mit den gemäßigten Conservativen und der Deutschen Reichspartei. In der That geht durch die conservative Partei ein Riß: die Hochtories und Hochkirchlichen sind nach wie vor für eine Allianz mit dem Centrum, obschon das letztere nicht übel Lust zu

Digitized by Google

haben scheint, mit den Deutschfreisinnigen Hand in Hand zu gehen, sodaß es bei der Unberechenbarkeit der sich von allen wechselnden Ereignissen auf kirchlichem Gebiet abhängig machenden Partei noch gar nicht sicher ist, daß es in die dargebotene Hand der Hochconservativen einschlagen wird. Die gemäßigten Conservativen sind indeß nicht abgeneigt, sich den Freiconservativen und Nationalliberalen in vielen Fragen anzuschließen. Was den Unterschied im Glaubensbekenntnisse dieser beiden letztern Parteien betrifft, so ist er gering genug, um die Bildung eines wirklichen politischen Centrums, gegenüber dem hin- und herschwankenden marais des ultramontanen, nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit auszuschließen. Wie die Würfel des Wahlkampfes fallen werden, für den die Agitatoren der deutschfreisinnigen Partei mit unermüdlichem Eifer die Gemüther bearbeiten, das ist nicht abzusehen — möglich daß die Physiognomie des künftigen Reichstages dieselbe ist, wie diejenige des letzten war: das Centrum wird sicher wieder in geschlossenen Reihen einrücken und ungefähr in gleicher Zahl vertreten sein, wie überhaupt die Parteien sich nur nach hartnäckigem Kampfe die Wahlbezirke entreißen lassen, in deren Besitz sie sind.

In Oesterreich-Ungarn steht der Nationalitätenkrieg noch immer auf der Tagesordnung. Die Polen in Galizien schlugen in jüngster Zeit einen Ton an, der mit dem System des Dualismus kaum mehr vereinbar war. Galizien schien eine Ausnahmestellung in der Monarchie einzunehmen oder mindestens zu beanspruchen; die Polen sprachen schon von der Wiederherstellung des Königreiches, zu welchem Galizien den Grundstein bilden sollte, und schienen kaum noch die Souveränetät des Kaisers Franz Joseph anzuerkennen. Die Ruthenen wurden in jeder Weise als ein den Polen untergeordneter und dienstpflichtiger Volksstamm betrachtet: die österreichische Regierung ließ den Polen möglichst freie Hand. Die Zusammenkunft der Monarchen wird, wie erwähnt, jedenfalls dem Souveränetätsdünkel der galizischen Polen einen Dämpfer aufsetzen und sie zwingen, ihre schönen Zukunftspläne, die zum großen Theil auf der Feindschaft zwischen Rußland und Oesterreich aufgebaut waren, auf längere Zeit zu vertagen. Unter dem Schutze der jetzigen Regierung machen auch die Czechen in Böhmen und die Slowenen in Krain Ansprüche geltend, welche weit über das Maß der Gleichberechtigung mit den Deutschen hinausgehen. Am wenigsten kommen die heißblütigen Magyaren zur Ruhe: das Ministerium Tisza droht mit Ausnahmemaßregeln, mit Suspendirung der Preßfreiheit und einer Neugestaltung des ungarischen Oberhauses, und zwar auf der Basis des großen Grundbesitzes und der Haute-finance. Diese Erklärungen Tisza's haben einen Sturm gegen ihn im ganzen Lande entfesselt. Noch stürmischer geht es indeß in Kroatien zu; die Scenen in dem auf kurze Zeit einberufenen Landtage, der im Juli aufgelöst wurde und jetzt wenigstens einige der wichtigsten Punkte der Tagesordnung zur Erledigung bringen soll, zeigen, daß der Kampf der Regierungspartei und der Unabhängigen bis zu einer Erhitzung gediehen ist, welche sich in faustrechtlicher Bravour Luft macht. Der Führer der letztern, Stratschewitsch, schlug einen Gegner mit der Faust nieder und mußte von Gensdarmen auf die Straße gebracht werden. Die aufständischen Bewegungen in Kroatien könnten sich leicht wiederholen, wenn bei den bevorstehenden Neuwahlen die Unabhängigkeitspartei die Mehrheit gewinnt.

Frankreich treibt immer mehr in einen Krieg mit China hinein. Nach der neuesten Gestaltung des Völkerrechtes ist ein Krieg damit noch nicht erklärt, daß man die Arsenale des Feindes in Brand schießt und seine Schiffe zerstört. Das sind nur sogenannte Repressalien, oder man will damit einen Druck auf die feindliche Regierung ausüben, daß sie sich den von der andern Seite aufgestellten Bedingungen fügt. Das Bombardement von Alexandria war ebenfalls ein solches

Digitized by Google

militärisches Manöver mitten im Frieden, ein Attentat auf das Völkerrecht ... und die Engländer dürfen sich nicht wundern, wenn die Paragraphen desselben im äußersten Osten Asiens ebenso wenig respectirt werden.

Für die Niederlage bei Langson hatte Ferry von den Chinesen anfangs 250 Mill. Frs. Schmerzensgelder verlangt, dann diese Summe auf 80 Mill. ermäßigt, ohne auch dafür bei den Chinesen größeres Entgegenkommen zu finden, welche glaubten, 3 Mill. genügten, um den Franzosen ihre Schlappe abzukaufen. So mußte denn Frankreich Ernst zeigen. Am 5. Aug. wurden die Hafenforts von Kelung auf der Insel Formosa bombardirt, die dort aufgestellten Krupp'schen Geschütze, welche die Chinesen im Stich gelassen, von Marinetruppen vernagelt: doch auch dadurch ließen sich die Chinesen nicht überzeugen, und der französische Gesandte Patenôtre in Shanghai hatte deshalb keinen leichtern Stand bei dem dortigen Vicekönig. Ferry ließ sich von der Deputirtenkammer das Recht votiren, weitere „Pfandobjecte" an der chinesischen Küste mit Beschlag belegen zu lassen, und als die Chinesen auch die letzte Frist verstreichen ließen, ohne den französischen Forderungen nachzukommen, als die Gesandten beider Staaten ihre Pässe verlangt und die Hauptstädte verlassen hatten: da begann der Admiral Courbet mit der sogenannten „Inpfandnahme", indem er das Arsenal von Futscheu, die chinesische Flotille und die Forts am Minfluß zerstörte, wobei auch die französische Flotte Schaden nahm. Andere Attentate der letztern sollen bevorstehen. Inzwischen rückt ein chinesisches Heer aus den Südprovinzen in Tongking ein, wo General Millot einen schweren Stand haben wird. Verstärkungen von 10000 Mann für ihn sind unterwegs. Wie lange die Fiction des noch immer fortbestehenden Friedens aufrecht erhalten werden wird, ist fraglich: vorläufig bleibt das Ministerium Ferry dabei, daß der Krieg von China noch nicht erklärt worden, und daß daher eine frühere Einberufung der französischen Kammern nicht nöthig sei; man sieht also ruhig zu, wie China und Frankreich in Futscheu und auf der Insel Formosa die Friedenspfeife miteinander rauchen.

So hinterlistig die chinesische Diplomatie sein mag: an den jetzigen Verwickelungen trägt nicht sie, sondern die Voreiligkeit und Unvorsichtigkeit der Franzosen die Schuld. In dem Vertrage von Tientsin war die sofortige Räumung Tongkings seitens der chinesischen Truppen zugesagt; doch sollte die Festsetzung des Termins einer besondern Abmachung vorbehalten bleiben. Dann übergab Kapitän Fournier eine Note, in welcher diese Termine festgestellt waren; doch von China erfolgte keine Antwort darauf. Die Franzosen sahen darin nach dem juristischen Grundsatze „qui tacet, consentit" eine Zustimmung, obschon dieser Grundsatz in der Diplomatie nicht acceptirt ist. Millot schritt daher zur Besetzung von Langson; der Befehlshaber der dort stehenden chinesischen Truppen wollte erst Instructionen einholen; darauf ließen sich aber die kampfesmuthigen Franzosen nicht ein; sie griffen die Chinesen an, ohne deren Zahl zu kennen, und erlitten durch die große Uebermacht derselben eine empfindliche Niederlage. Offenbar sind die Chinesen in ihrem Recht, wenn sie behaupten, die Räumungstermine seien noch nicht festgesetzt gewesen, und gerade die Franzosen hätten sich eines Ueberfalles schuldig gemacht, für den sie Entschädigung zu zahlen keine Lust verspüren. Auf solchen Erwägungen beruht indeß nicht die Stellung, welche die europäischen Mächte zu der chinesisch-französischen Frage einnehmen: England ist den Franzosen feindlich, weil es die Erweiterung ihrer Colonialmacht mit eifersüchtigen Augen ansieht, Deutschland aber freundlich, weil es ebenfalls einen von den Engländern mit misgünstigen Augen angesehenen Colonialbesitz erstrebt und im übrigen den Franzosen Siege, Eroberungen und Verwickelungen gönnt, welche ihre Revanchelust in andere Bahnen lenken und das asiatische Reich der Mitte bedrohen, nicht das europäische.

Das französische Revisionswerk ist inzwischen zum Abschluß gekommen, freilich

Digitized by Google

in einer Gestalt, welche den Anforderungen der Radicalen wenig entspricht. Und doch geschah es nur diesen zu Liebe, daß Ferry als Testamentsvollstrecker Gambetta's die Revision wieder hervorholte und auf die Tagesordnung setzte. Er hatte ihnen das beim Beginn seiner Geschäftsleitung versprochen, und zum zweiten mal kurz vor Weihnachten, als er die Unterstützung der Radicalen für seine Expedition nach Tongking brauchte. Im Mai löste er sein Versprechen ein; er wollte besonders neue Garantien für die Republik gewinnen: darum verlangte er zunächst, daß die Revision sich nicht auf die republikanische Verfassung selbst erstrecken sollte, weil sonst die Monarchisten die Gelegenheit benutzt hätten, die Verfassungsparagraphen so weit zu fassen, daß eine Thür für die Monarchie offen blieb. Auch war es im Sinne der Regierung, wenn auch über das Programm der Revision hinausgehend, daß im Congreß beschlossen wurde, die Prinzen ehemaliger Herrscherfamilien Frankreichs von der Wählbarkeit für das Amt des Präsidenten auszuschließen. Doch Gambetta's Absicht, den Senat seiner wesentlichsten Befugnisse zu entkleiden, ließ sich nicht erfüllen. Die Regierung hatte in ihrer Vorlage bestimmt, den Vorschriften über die Wahl der Senatoren, die bisher für unabänderlich galten, sollte dieses Vorrecht genommen und die finanziellen Befugnisse des Senats eingeschränkt werden. Da jede der Körperschaften einzeln über die Vorlage berieth, so stimmte die Deputirtenkammer ihr zwar zu, doch der Senat weigerte sich entschieden, ein Revisionsprogramm zu acceptiren, welches eine Verkürzung seiner finanziellen Rechte verlangte. Regierung und Deputirtenkammer mußten nachgeben. In dem Congreß, der am 4. Aug. in Versailles zusammentrat, führte indeß die Minorität sehr stürmische Scenen herbei, indem sie gegen die vom Präsidenten vorgeschlagene Geschäftsordnung der Nationalversammlung von 1871 protestirte und Ferry verhinderte, die Revisionsvorlage zu verlesen, ehe die Mitglieder für die Abtheilungen verlost worden waren. Es kam fast zu Thätlichkeiten zwischen Ferry und Andrieux, der ihn auf der Tribüne selbst am Sprechen hindern wollte. Ueberhaupt fehlte es nicht an einem Strom von Schimpfwörtern, und mit genauer Noth wurden Prügelscenen verhindert. Die Majorität war wol gesichert, aber doch immerhin eine knappe. Vierzehn Intransigenten verließen unter Protest den Saal; bei der Wahl der Commissionsmitglieder betheiligten sich die andern Intransigenten und die Rechte nicht. Gleichwol erhielt nach neuntägigen stürmischen Sitzungen die Revision Gesetzeskraft.

Daß die Londoner Conferenz fehlgeschlagen, hat in England keine große Bekümmerniß erregt. Da die Einmischung der Mächte zu keinem Resultat geführt, so glauben die Engländer um so mehr berechtigt zu sein, jetzt auf eigene Hand in Aegypten vorzugehen; ja es wird sogar behauptet, daß Gladstone die Conferenz nur in Vorschlag gebracht habe, um, sobald sie gescheitert, den europäischen Mächten jeden Vorwand zu einer weitern Intervention in den ägyptischen Angelegenheiten zu nehmen. In seiner Berichterstattung an das Unterhaus hob er hervor, daß außer der Verständigung über die Nothwendigkeit einer neuen ägyptischen Anleihe die Conferenz noch das Resultat gehabt, die Annahme zu beseitigen, England denke an die Wiedereinführung einer internationalen Controle in Aegypten. In der That wird das Scheitern der Conferenz von vielen Seiten als ein Triumph der Gladstone'schen Politik begrüßt: gleichwol hat er, wenigstens als guter Geschäftsmann, eine Niederlage erlebt; denn als solcher wünschte er vor allem die Zustimmung der Mächte zu einer Reduction der Zinsen der ägyptischen Staatsschuld zu erhalten. Dies ist ihm nicht gelungen, und es ist auch nicht vorauszusetzen, daß England auf eigene Verantwortung, gegen den ausdrücklichen Willen der europäischen Mächte, eine solche Reduction vornehmen wird. Mit dem Beweise, daß England jetzt die Hände frei habe, nachdem die europäischen Mächte zu keinem einstimmigen und deshalb bindenden Beschluß gekommen, zögerte das

Digitized by Google

Gladstone'sche Cabinet nicht länger. Nur wenige Tage darauf, nachdem es über die Conferenz im Unterhause Bericht erstattet, wurde dem Parlament mitgetheilt, daß der erste Lord der Admiralität, Earl of Northbrooke, zum Obercommissar in Aegypten mit unbeschränkten Vollmachten ernannt worden; gleichzeitig wurde für eine Expedition nach Khartum ein Credit von 300000 Pfd. St. verlangt und bewilligt. Da auch bald darauf der Sieger von Tel-el-Kebir, General Lord Wolseley, zum Obercommandanten in Aegypten ernannt wurde, so war damit die Absicht Englands, eine energische Politik im Nillande wieder aufzunehmen, deutlich ausgesprochen; denn der Sieg von Tel-el-Kebir war ja der Ausgangspunkt für die Oberherrschaft Englands in Aegypten.

Freilich, Lord Wolseley hat jetzt keinen Gegner wie Arabi, gegen den er einen Vernichtungsschlag führen kann und will: der Mahdi weilt fern in Kordofan, und die militärische Machtentfaltung Englands soll zunächst keinen andern Zweck haben, als Gordon aus Khartum herauszuretten. Leider fehlen aber alle Nachrichten von ihm: man weiß nicht, ob er noch am Leben, noch unbesiegt ist, ob er überhaupt nicht vielleicht im Stande ist, sich allein zu vertheidigen und so vielleicht gar keiner Hülfe bedarf. Hierüber soll Major Kütschener, der mit einigen Truppen zur Recognoscirung vorausgeschickt und bis nach Dongola gelangt ist, nähere Auskunft zu erhalten suchen. Eine Expedition zum Entsatz Gordon's ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Nil ist sehr gefallen, eine Fahrt auf diesem Strome wegen der zahlreichen Katarakte, welche die Engländer nöthigen werden, sie zu umgehen und die Boote übers Land zu tragen, gefahrvoll. Die andere Route von Suakim nach Berber ist eine öde wasserlose Wüstenstraße und würde schon deshalb einer größern Truppenzahl kaum überwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Ein neues Tel-el-Kebir für den General Wolseley liegt keinesfalls in der Luft. Ueber die Absichten der Regierung betreffs Aegyptens und dieser Expedition hat selbst der Premierminister Gladstone seinen Wählern in Mid-Lothian nichts Näheres mitzutheilen gewußt; wohl aber hat er sie von der Wahlreformbill unterhalten und die Lords beschworen, den Widerstand gegen dieselbe fallen zu lassen, ohne in jene Declamationen gegen das Oberhaus zu verfallen wie seine Anhänger, welche dasselbe gänzlich beseitigt zu sehen wünschen. Noch bezeichnender war seine Aeußerung über die deutsche Colonialpolitik. Auch hier zeigte er nicht entfernt den Eifer der Blätter, welche einen Kreuzzug gegen Deutschland und die deutsche Anmaßung predigten. England, erklärte er, habe diese deutschen colonialen Versuche niemals schel angesehen oder zu hintertreiben versucht; es könne in seiner ihm von Gott verliehenen Stellung als erste Colonialmacht diesen Unternehmungen nur den besten Fortgang wünschen, soweit sie nicht Ansprüche anderer Mächte und die Rechte der Eingeborenen verletzten. Ohne Frage hebt diese diplomatische Clausel wieder alle vorausgeschickten frommen Wünsche für das Gedeihen unserer Colonien auf. Ueber die Ansprüche anderer Mächte läßt sich verhandeln, und es ist ja mit Bezug auf Angra Pequena mit der englischen Regierung genugsam verhandelt worden; was aber die Rechte der Eingeborenen betrifft, so ist das Staatsrecht der Neger noch nicht genugsam entwickelt, um sichere allgemein anerkannte Grundlagen zu bieten: es wird da alles auf die Auslegung ankommen, und so sichert sich die britische Regierung ein weites Feld für ihre Einmischung in diese Angelegenheiten, obschon sie selbst nach den Rechten der Eingeborenen sonst nie zu fragen pflegte.

Seitdem hat Deutschland nicht nur Angra Pequena, sondern die ganze Küstenstrecke vom Oranjefluß bis Cap Frio unter den Schutz des Reiches gestellt, mit Ausnahme der den Briten gehörigen Walfischbai. Es handelt sich hierbei nicht um den Schutz der Unterthanen des Reiches, sondern um eine coloniale Annexion, ähnlich wie bei der Besitznahme von Bageida und der Gegend um den Kamerunstrom. Die englischen Journale, welche dem Britenvolke den Satz predigten:

Digitized by Google

„Nulla salus sine Germania", werden jetzt einen schwerern Stand haben, obschon Blätter wie der „Standard" eine Zeit lang mildere Saiten aufzogen. Der Conflict zwischen den Deutschen und Engländern bei Bageida, wo die deutschen Grenzpfähle herausgerissen wurden, ist bisher diplomatisch noch nicht beigelegt worden; es scheint, als ob die deutschen Kanonenboote hier ein Wort mitsprechen müßten. Offenbar aber ist die deutsche Colonialpolitik jetzt über das Programm der Regierung, welches nur den Schutz der Reichsangehörigen in Anspruch nahm, hinausgegangen; es handelt sich um größere coloniale Annexionen, und daß im Gefolge derselben mancherlei Conflicte eintreten können, ist wol fraglos. Ob die deutschen Kriegsschiffe allein immer im Stande sein werden, den Schutz des Deutschen Reiches wirksam auszuüben, das bleibt fraglich: doch wenn man auch den Gegnern der neuen Colonialpolitik die Möglichkeit ernster Verwickelungen zugeben muß, so ändert das doch nichts an ihrer Bedeutung für Deutschland und an der Wichtigkeit der neuen Weltperspectiven, welche Fürst Bismarck dem Deutschen Reiche eröffnet hat. England glaubt, wie aus Gladstone's Rede hervorgeht, das Auftreten Deutschlands als Colonialmacht im besten Falle mit einem wohlwollenden Placet versehen zu können, solange es seine eigenen Interessen nicht kreuzt, welche Gladstone euphemistisch als „Rechte" bezeichnet.

Die Wendung Europas gegen das Uebergewicht Englands in den andern Welttheilen und seine gebieterische Dictatur besonders in Aegypten ist natürlich dem englischen Cabinet nicht fremd geblieben: es fängt besonders an für Indien zu fürchten, da die Annäherung Rußlands an Deutschland, Oesterreich und Frankreich das Bedenken erregen muß, daß ihm für einige in Europa zu leistende Dienste das Vorgehen in Centralasien erleichtert werden wird, sei es auch durch Diversionen, welche die Aufmerksamkeit der englischen Politik nach anderer Seite hin lenken. Darum hat das Ministerium den englischen Botschafter in Konstantinopel, Lord Dufferin, der ja auch in Aegypten die neue Aera mit durchgreifenden Maßregeln eingeleitet hat, zum Vicekönig von Indien ernannt. Lord Dufferin's einschneidende Energie wird jetzt am Bosporus unbequem, seitdem die englische Politik einigermaßen mit der Türkei rechnen muß. Dagegen ist er ganz am Platze in Indien, wo die nicht mehr zu unterschätzende Gefahr der von Merw her näher dringenden russischen Macht eine Stärkung und Steigerung der indischen Wehrkraft gebieterisch verlangt. In der That denkt man daran, die Heeresmacht der indischen Vasallenstaaten dem Rahmen der angloindischen Armee enger einzufügen, als das bisher der Fall war. Diese indischen Vasallenfürstenthümer gebieten über eine Heeresmacht von 350000 Mann Truppen und 4237 Kanonen, welche an und für sich nicht zur Heeresfolge gegen einen von außen anrückenden Feind verpflichtet ist, aber gelegentlich, wenn sich die indisch-mohammedanischen Unabhängigkeitsgelüste auf der Halbinsel regen sollten, wie einst zur Zeit des großen Aufstandes der Sepoys, schwere Verwickelungen herbeiführen könnte.

In Belgien hat der Kampf der beiden Parteien, der Ultramontanen und Liberalen, zu Straßentumulten geführt, welche in Brüssel fast in einen Straßenkampf ausarteten. Die Sitte der belgischen Parteien, durch große Straßenaufzüge ihre Wichtigkeit und die Menge ihrer Anhänger zu bekunden, hat diese Unruhen herbeigeführt. Die Ueberreichung von Adressen an den König gab den äußern Anlaß zu diesen großartigen Demonstrationen, anfangs der Liberalen, dann der Ultramontanen, denen aber die Gegenpartei nicht ruhig zusah. So wurde am 7. Sept. der aus dem ganzen Lande verstärkte Umzug der letztern, an welchem sich 100000 Menschen betheiligten, durch den Angriff und Sturm der Liberalen auseinandergesprengt, sodaß nur ein kleiner Theil das Ziel erreichte, während die größere Menge sich in alle Straßen zerstreute. Der liberale Bürgermeister von Brüssel weigerte sich, das Militär zu requiriren, und überließ seinen Polizeimann-

Digitized by Google

schaften und der Bürgerwehr die saure Arbeit, Ordnung zu schaffen gegenüber der mit Stöcken und Dolchen bewaffneten Menge; sie konnte den erhitzten Kampf, bei welchem gegen 100 zum Theil schwere Verwundungen stattfanden, nicht hindern. Ein großer Theil der Liberalen misbilligt das Vorgehen einer extremen hauptstädtischen Partei; und die im Senat angenommene Tagesordnung, welche jene Tumulte verurtheilte, fand auch die Stimmen der Liberalen, die sich anstandshalber nicht ausschließen konnten. Die Klerikalen, welche vorher den Umzug der Liberalen am 31. Aug. nicht gestört hatten, berufen sich jetzt darauf, um zu beweisen, daß sie die Freiheit der Meinungen mehr respectiren als diejenigen, die sie ausdrücklich auf ihre Fahne geschrieben haben.

Den Anlaß zu diesen stürmischen Bewegungen gibt das Schulgesetz, welches von dem klerikalen Ministerium Malou eingebracht und von der Repräsentantenkammer mit 80 gegen 40 Stimmen angenommen worden war. Nach diesem Gesetze haben die Gemeinden das Recht, sogenannte freie, das heißt private Schulen als öffentliche anzuerkennen und den durch das liberale Gesetz von 1869 beseitigten Religionsunterricht wieder als facultativen Unterrichtsgegenstand einzuführen. Mit größter Erbitterung wurde der Kampf im Abgeordnetenhause geführt: die einen hoben die Unfähigkeit der kirchlichen Lehrer und das Streben nach Verkirchlichung der Schulen, die andern die Gottlosigkeit des liberalen Unterrichts hervor. Nachdem auch der Senat seine Zustimmung zu dem Gesetz gegeben, lag die letzte Entscheidung beim Könige. Daher richteten sich diese Massendemonstrationen gegen das königliche Palais: die Liberalen gaben dort eine protestirende Adresse ab; die Ultramontanen, soweit sie bis zu den Pforten des Schlosses gelangten, eine zustimmende, welche den König um Genehmigung des Gesetzes ersuchte. Am 14. Sept. hat denn der König auch seine Unterschrift ertheilt; die Ultramontanen haben im Palais gesiegt, nachdem sie auf der Straße eine Niederlage erlitten haben.

In Italien drängt das Umsichgreifen der Cholera alle andern Fragen in den Hintergrund. Nachdem sie in Spezia den ersten Herd einer verwüstenden Wirksamkeit gefunden, hat sie in dem volkreichen Neapel, dessen Sanitätsverhältnisse sich überdies in möglichst schlechtem Zustande befinden, in einer Weise um sich gegriffen, welche in ganz Italien Bestürzung verbreitete. Gegen 1000 Erkrankungsfälle an einem Tage — und dazu das ungünstige Verhältniß der Erkrankungs- und Todesfälle. Die Panik, welche bereits in Spezia alle zur Flucht trieb, die sich nur irgend aus der Stadt entfernen konnten, zeigte sich auch in Neapel; die Kopflosigkeit der Behörden ging Hand in Hand damit. Da erschien König Humbert, wie einst auf der Unglücksstätte von Casamicciola, mit einigen seiner Minister, brachte die stockende Verwaltungsmaschine wieder in Gang, sorgte für sanitätspolizeiliche Anordnungen, für die Gründung neuer Spitäler, für Einrichtung einer guten Verpflegung, besuchte selbst Tag für Tag die Cholera-lazarethe, tröstete die Kranken und Sterbenden und verließ das königliche Palais nicht, auch als in seiner Umgebung Cholerafälle vorkamen. König Humbert fand für ein solches muthiges Ausharren in der Gefahr die Anerkennung aller Parteien: er hat dem Königthum in Italien dadurch einen neuen moralischen Halt gegeben, daß er die Ueberzeugung vertritt, die Sache der Könige sei es, auch dort zu helfen, zu lindern, zu trösten, wo ein unabwendbares Unheil über das Volk gekommen, dem sie nicht mit ihrer Macht, sondern machtlos nur mit ihrem edeln Willen gegenüberstehen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google

Torso.

Novelle

von

Konrad Telmann.

I.

Als ich mich für einen längern römischen Aufenthalt einigermaßen eingerichtet hatte, war es mein nächster Wunsch, den Bildhauer Günther Wallberg aufzusuchen, den ich noch immer in der Ewigen Stadt vermuthen durfte. Er war mein engerer Landsmann, und wir hatten manches Jahr hindurch gemeinsam auf den Schulbänken unsers heimatlichen Gymnasiums gesessen. Dann waren wir freilich einander aus den Augen gekommen, wie es denn nicht wohl anders geschehen kann, wenn zwei, vor denen das Leben noch offen daliegt, auf ganz verschiedenen Bahnen das Endziel ihres Wollens zu erreichen suchen. Wir hatten beide die Heimat verlassen; neue Interessen hatten uns in Anspruch genommen; der Kampf ums Dasein hatte alle Kräfte des Mannes in uns wach gerufen, und die Entwickelung der eigenen Individualität forderte gebieterisch ihr Recht. So hatte ich von Günther nur erfahren, daß er im Atelier eines unserer besten hauptstädtischen Künstler thätig gewesen, allgemeine Aufmerksamkeit in den betheiligten Kreisen erregt und schließlich bei einer Concurrenz der Akademie durch die eingesandte Arbeit den ersten Preis und mit ihm das große Staatsstipendium für einen dreijährigen Aufenthalt in Italien errungen habe. Sein Name ging damals durch die Blätter als der eines vielversprechenden jungen Künstlers, den man in einigen Jahren, nach der Vollendung seiner Ausbildung, neben denen unserer ersten zeitgenössischen Bildhauer werde nennen müssen. Ich hörte dann noch, daß er nach Rom gegangen sei, las aber nichts mehr von neuen Arbeiten seines Meißels, durch die er die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt hätte, und als ich nach einigen Jahren selber den Wanderstab zu einer Romfahrt ergreifen durfte und mich in der Heimat nach Günther's Wohnort erkundigte, um den alten Schulgenossen und Landsmann auf classischem Boden begrüßen zu können, schrieb man mir zurück, daß Günther Wallberg zwar voraussichtlich noch in Rom sei, daß man aber die Lage seines Ateliers dort nicht kenne und zweifelhaft sei, ob er ein solches überhaupt noch besitze. Er habe nämlich alle Prophezeiungen seines dereinstigen Künstlerruhmes zu Schanden gemacht, an die Akademie nur ein paar höchst unbedeutende Sachen als usance-

Digitized by Google

mäßige Quittung seines Stipendiums eingesandt, und sei, nachdem die Zahlung des letztern aufgehört, so gut wie verschollen, um nicht geradezu zu sagen: verkommen. Wie und weshalb das der Fall, wisse man nicht; aber es sei ja schon mancher zu Grunde gegangen, der, wie er, das Zeug zu einem tüchtigen Künstler gehabt, weil er sich in der Gärungsperiode nicht zu künstlerischer Klarheit durchgerungen und dann an sich selber verzweifelte; Günther's Name werde in Bildhauerkreisen daheim, wenn überhaupt, nur noch mit einem bedauernden Achselzucken erwähnt.

Das klang freilich wenig tröstlich, und meine Hoffnung, in dem Jugendfreunde einen gewiegten Cicerone zu finden, der mich mit kundiger Hand und belehrendem Wort durch die römische Wunderwelt geleiten könne, mußte ich danach wol aufgeben. Aber ihn aufzusuchen und mich selbst von der beklagenswerthen Wendung zu überzeugen, die sein Schicksal genommen, hielt ich nun erst recht für meine Pflicht, und die Aufgabe reizte mich im Grunde mehr, als ich mir selber eingestehen mochte.

Nur war es leichter, die Absicht zu hegen als sie auszuführen; ich vermochte Günther Wallberg längere Zeit hindurch nicht ausfindig zu machen, so eifrig ich auch nach ihm forschte. Ein Studio hatte er offenbar nicht mehr; in den nachlässig geführten Fremdenregistern war sein Name nicht enthalten, und die wenigen deutschen Künstler, bei denen ich Zutritt hatte, entsannen sich seiner entweder gar nicht mehr, da jeder Tag neue Namen an ihr Ohr klingen ließ und immer neue Erscheinungen der Kunstwelt vor ihren Augen auftauchten, oder sie wußten doch nichts Gewisses über seinen Aufenthalt, da er ihn häufig zu wechseln liebe, viel unstet im Gebirge umherschweife und zu den Landsleuten und Kunstgenossen in gar keiner Beziehung mehr stehe. Daß er einmal zu großen Erwartungen berechtigt hatte, schien bei dem schnelllebigen Künstlervölkchen bereits völlig vergessen zu sein. Aber irgendeiner hatte mir doch gesagt, daß ich wol bei den italienischen Künstlern etwas über den Verschollenen erfahren werde, da er sich in der letzten Zeit seiner Thätigkeit an diese angeschlossen habe, um sich deren Virtuosität in der Technik anzueignen, die ihm allmählich höher gestanden als die ideale Auffassung, die bei den deutschen Bildhauern traditionell geblieben. Und ein alter, römischer Scultore war es denn auch, der mir bei einem zufälligen Zusammentreffen und Bekanntwerden in einer Osteria am Fuße des Monte Testaccio von Günther Wallberg zuerst auf römischer Erde erzählte.

„Ah, den — den meinen Sie!" sagte er, als ich ihm den Namen ein halbes Dutzend mal vorgesprochen hatte, und strich sich über den grauen Zwickelbart, „ja freilich, den kenne ich. Nur sein Name, dieser absurde, deutsche Name, war mir entfallen, denn bei uns heißt und hieß er immer nur «il Torso», und der Name kommt ihm zu wie kein zweiter. Ja, das ist eine traurige Geschichte, und es ließe sich viel davon sagen. Er ist ein großer Künstler, Ihr Landsmann, ein Genie, ein echtes Genie; darüber sind wir alle einig gewesen, und die kleinen, modernen Kunstgriffe unserer verfeinerten Technik hat er uns auch bald genug abgesehen. So wäre er denn wol dazu berufen gewesen, die Vorzüge der italienischen und der deutschen Sculptur gleicherzeit zur Geltung zu bringen, miteinander zu verschmelzen und große, einheitliche Kunstwerke zu schaffen, die unsere materialistische Mitwelt

Digitized by Google

sogar hätten zur Begeisterung zwingen müssen. Aber dahin ist es nie gekommen und wird es wol nie kommen. Ihr Landsmann hat während der langen Jahre, die er nun schon am Tiber zubringt, viele Arbeiten in Angriff genommen, und jede war genial erdacht und künstlerisch angelegt, aber vollendet hat er bis zu dieser Stunde auch nicht eine einzige. Sein ganzes Atelier ist angefüllt mit Torsen, es ist ein Anblick halb komisch, halb schauerlich. Unsereiner wird von einem Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit heimgesucht, wenn er hereintritt; denn selbst eine flüchtige Ueberschau bringt uns die Erkenntniß, daß hier Großes und Unvergängliches im Keim schlummert, daß jedes einzelne dieser Werke, in Marmor ausgeführt, wie es begonnen worden, seinem Schöpfer Ruhm und Ehre eintragen würde. Da sehen wir Venusstatuen ohne Kopf, einen gefesselten Prometheus ohne Arme, eine sterbende Kleopatra ohne die Brust, aus der die Schlangen das Herzblut saugen sollen, eine große monumentale Brunnengruppe, auf der die einzelnen Figuren weder Hände noch Füße haben, und eine Statue der Kunst, welcher Augen, Nase und Ohren fehlen, ganz abgesehen von den zahlreichen Torsen, die nur aus einem Stück Rumpf, einem Paar muskulöser Arme und Schultern oder aus einem herrlichen Frauenkopf bestehen, zu dem der Künstler den passenden Leib und die Glieder nicht finden konnte. Torso reiht sich an Torso, und nirgends sehen wir ein vollkommenes Werk, auf dem der Blick ausruhen, an dem er sich weiden könnte. Und welch eine Fülle von Genie, welche frische, große, ursprüngliche Kraft ist an allen diesen Leibern, Köpfen und Gliedmaßen verschwendet worden, welch fein abwägender Geist, welch unverdorbener, sicherer Künstlersinn spricht daraus zu uns! Es ist sehr traurig, ja, es ist herzbrechend, das mit ansehen zu müssen, wie da ein reiches, zum Segen für viele bestimmtes Talent verkümmert und untergeht, weil es die Kraft nicht in sich trägt, sich zu concentrirter Arbeit, zu rastlosem, einheitlichem Schaffen emporzuringen. Es wird keine freudige Stunde für Sie sein, in der Sie Ihren Freund, den Torso, wiedersehen!"

Ich hörte hier nur voll bestätigt, was ich nach allem früher Vernommenen hatte erwarten müssen.

„Und wovon lebt er überhaupt?" fragte ich weiter. „Er ist völlig ohne Mittel —"

Die Gesichtszüge des alten Bildhauers nahmen einen halb traurigen, halb sarkastischen Ausdruck an. „Er ertheilt englischen Ladies Zeichenunterricht", erwiderte er, „und verdient damit mehr, als er zum Leben braucht. Alle diese langzahnigen, plattfüßigen Damen zweifelhaften Alters, welche eine Specialität des römischen Lebens bilden, schwärmen für ihn und beten ihn im stillen als ihr Ideal an. Er könnte jeden Tag eine glänzende Partie machen, aber man sagt, er habe eine Braut in Deutschland gelassen, obgleich er selber nie darüber spricht. Und neben seiner Beschäftigung als Zeichenlehrer und Abgott blonder Britinnen hilft er Camillo Torlani bei der Modellirung seiner Heiligen- und Muttergottesbilder — Sie kennen Camillo Torlani?"

Ich verneinte.

„Nun", fuhr der Alte fort, „Camillo Torlani ist gleichfalls ein Künstler, der es zu nichts in der Welt hat bringen können, aber freilich aus andern Gründen als Ihr Landsmann, der Torso. Er hat ein großes, künstlerisches Wollen und ein

Digitized by Google

ziemlich geringes Können, nach welch letzterm man nun doch einmal den schaffenden Artisten beurtheilen muß, wie schwer es einem manchmal auch ankommen mag, wenn man das echte und rechte künstlerische Streben gewahr wird, das vergeblich nach dem Ausdruck gerungen hat. Camillo hat nach manchen herben Enttäuschungen in ehrlicher Selbsterkenntniß, an seiner Künstlerzukunft und an der Bedeutung seines Talents verzweifelnd, zu einem Metier gegriffen, dem etwas Handwerksmäßiges anhaftet, dem er aber neuen, höhern Schwung zu verleihen bemüht ist, seit er sich ihm, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, zugewandt hat. Er modellirt die Marien und die Legendenheiligen, die von unserm Landvolk gekauft werden, auch wol in Bürgerhäuser und sogar in die Klöster wandern. Seine Arbeiten, welche alle ähnlichen weit überragen, sind sehr gesucht, und er hat sich durch seine Thätigkeit ein behagliches Heim geschaffen, in dem er mit seiner von ihm angebeteten Schwester einsiedlerisch haust. Diese letztere, der alle warmen Gefühle seiner Brust und alle Gedanken seines Kopfes gelten, ist ein eigenartiges Wesen. Sie ist mit einem braven Burschen vermählt gewesen, der am Hochzeitstage, als die ganze Gesellschaft beim fröhlichen Mahl zusammen gesessen und auf das Wohl des jungen Paares getrunken wurde, plötzlich, vom Schlage getroffen, an der Seite seiner ihm eben angetrauten Frau todt zu Boden gesunken ist. So ist sie Witwe geworden, ohne daß noch je ein Mann sie berührt hat, und bis zur Stunde Witwe geblieben. Das verleiht ihr einen eigenthümlichen Reiz; es ist etwas Frauenhaftes und doch wieder auch etwas Keusches, Unangetastetes und Jungfräuliches in ihr, das auf die Männer bestrickend einwirkt. Sie aber ist ganz unnahbar ihnen gegenüber und hat jede Bewerbung mit kühler Strenge zurückgewiesen. Sie lebt nur noch für ihren Bruder, den sie seines seelischen Zwiespalts halber aufs innigste bemitleidet, und sorgt mit so rührender Zärtlichkeit für ihn, wie er für sie. Kein junges Paar könnte in engerer, geistiger Zusammengehörigkeit leben, Freud und Leid so rücksichtsvoll miteinander theilen. Ich glaube, man behauptet nicht zu viel, wenn man annimmt, daß Camillo Torlani nur um seiner Schwester willen das Leben erträgt, das ihm doch, wie er's auch anschauen mag, als ein verfehltes erscheinen muß. Er ist freilich immer still, schwermüthig und verschlossen, aber dabei doch muthig und thatkräftig; nie sieht man ihn verzagt oder apathisch. Und das ist alles ihr Einfluß, dem er sich nicht entziehen kann. Weshalb sich Ihr Freund Torso in das stillumfriedete Künstlerheim vor der Porta Angelica draußen flüchtet, so oft ihm seine Vereinsamung drückend wird, werden Sie begreifen. Aber ich plaudere Ihnen da allerlei vor, wonach Sie mich gar nicht gefragt haben, und was Sie selber sehen und beurtheilen werden, sobald Ihr Freund Torso Sie zu Camillo und seiner Schwester geführt hat, was er sicherlich in den ersten Tagen Ihres Wiedersehens thun wird. Der Orvieto macht mich geschwätzig — verzeihen Sie. Wenn Sie Torso aufgesucht haben — ich schreibe Ihnen hier seine Adresse auf meine Karte — bestellen Sie ihm einen freundlichen Gruß von mir; ich hoffe bestimmt, ihn und Sie über kurz oder lang wiederzusehen, vielleicht vor der Porta Angelica, bei Camillo Torlani. Und nun Guten Abend, mein Herr, ich muß in die Stadt zurück und will Sie nicht länger vom Erklimmen des Scherbenberges zurückhalten — A rivederla!"

Digitized by Google

Ich schüttelte ihm herzlich dankend die Hand, tauschte meine Karte gegen die seine aus und verabschiedete mich von ihm. Aber die Lust, heute Abend noch den Monte Testaccio zu besteigen, war mir über seiner Erzählung nun doch vergangen, und ich zog es vor, nach einer Weile gleichfalls langsam der Stadt zuzuschlendern. Ich hatte über mancherlei von dem Gehörten nachzudenken, und Günther's Schicksal ging mir nahe. Am liebsten hätte ich ihn noch an demselben Abend aufgesucht, zumal ich zu meiner Ueberraschung aus der Karte des alten Edmondo Rovetta ersah, daß er unweit von meiner eigenen Wohnung hauste; aber ich durfte wol kaum hoffen, ihn daheim anzutreffen, und verschob meinen Besuch nach kurzem Besinnen auf den folgenden Morgen.

Als ich andern Tages noch bei meinem Morgenkaffee saß und die eben angelangten deutschen Zeitungen durchblätterte, kamen rasche Schritte die Treppe herauf; gleich danach pochte es an meiner Zimmerthür, und ehe ich noch mein „Avanti" gerufen, stürmte ein schlanker, blondbärtiger Mann herein, sah mich einen kurzen Augenblick hindurch prüfend an und streckte mir dann seine beiden Hände entgegen. „Willkommen in Rom!" rief er herzlichen Tones, „tausendmal willkommen, lieber, alter Freund!"

An seiner vollen, tiefen Stimme erkannte ich ihn. „Günther Wallberg!" rief ich zurück und schlug in seine Hände ein; „das bist du ja, wahr und wahrhaftig. Und eben wollte ich zu dir, nachdem ich endlich gestern nach langem Suchen durch Zufall —"

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach er mich; „der alte Sor Edmondo, dem ich gestern noch in der Via Condotti begegnete, hat mir alles erzählt. Natürlich, natürlich: es mußte ja so gehen. Ein alter Freund und Landsmann kommt nach Rom, und ich bin unauffindbar für ihn, obgleich ich nun ein halbes Dutzend Jahre — doch lassen wir das jetzt, wir haben uns und behalten uns nun. Laß dich einmal ansehen!" Und er faßte mich mit beiden Händen an den Schultern, trat einen Schritt zurück und sah mir forschend ins Gesicht. „Noch ganz der Alte!" fuhr er dann lachend fort; „so warst du, als du mir in der Prima bei der Uebersetzung Euripideischer Verse soufflirtest, wenn der alte Graumann mich aufrief und ich, wie gewöhnlich, nicht präparirt war. So vorwurfsvoll sahst du mich an, nachdem du mir geholfen hattest, glücklich die gefahrvolle Klippe zu umschiffen; denn du warst bei all deiner Gutmüthigkeit immer böse auf mich, daß ich dich zu einer so unredlichen Handlungsweise verleitete. Altes, gutes, treues Bruderherz! Wie ich mich freue, dich wiederzusehen, und wie mir die alte Zeit durch dich und dein unverändertes Aussehen so leibhaftig wieder vor die Seele gerückt wird! Begreifst du das? Komm einmal her — ohne Ziererei und ohne Affectation — wir sind ja unter uns — laß dich küssen, alter Junge!"

Und er küßte mich rechts und links auf die Wange, während mich die Ueberraschung, so aufrichtig und ungezwungen herzlich von ihm empfangen zu werden, fast sprachlos machte. Hatte ich ihn mir nach allem Vernommenen doch durchaus anders vorgestellt, ja, mich sogar darauf gefaßt gemacht, daß mir der schiffbrüchige, verbitterte Künstler, der nur ungern an seine Vergangenheit und die früher gehegten Erwartungen erinnert werden konnte, kühl und fremd gegenübertreten werde. Und nun beschämte er mich durch sein offenes, ehrliches, burschikoses Wesen, auf

Digitized by Google

das ich am allerwenigsten vorbereitet war, durch den Ton, den er anschlug, durch seine Blicke und sein Lächeln. Ich selbst konnte ihm nicht völlig unbefangen begegnen, und das that mir leid. Auch sein Aeußeres hatte ich mir durchaus anders vorgestellt. Von einem verkommenen Künstlergenie war nichts darin zu lesen. Er war modisch, wenn auch nicht geckenhaft, gekleidet, trug sein blondes, leichtgelocktes Haar kurz, hatte den Bart wohl gepflegt und hätte auf den ersten Blick hin jedem als ein wohlsituirter junger Mann erscheinen müssen, der mit klarem Auge und frischem Sinn ins Leben schaute, das ihm fröhlich und genußreich von allen Seiten entgegenlachte. Nur wer schärfer zusah, entdeckte ein paar frühzeitige Runzeln auf seiner Stirn, gerade über der Nasenwurzel, und erspähte unter den lichten Brauen einen unsagbar melancholischen, bisweilen unstet aufsprühenden Blick, der wie hinter einem dichten Nebelschleier hervorbrach und wieder erlosch. Dieser Blick redete von geheimem, tiefem Weh und von ruhelosem, sieglosem Kampf in der Brust Günther Wallberg's, den sie den „Torso" hießen.

Wir saßen uns auf dem harten Divan meiner Wohnung gegenüber und redeten viel von der alten Zeit, vertieften uns in allerlei Reminiscenzen heiterer und trauriger Art und lachten zusammen, als läge vor uns beiden das Leben gerade so heiter und sonnengoldig, wie wir es einst geträumt. Dann sollte ich von mir erzählen, was ich erlebt und geschaffen, seit unser Schicksal uns auseinandergeführt; und das that ich. Aber dann kam der Zeitpunkt doch, der sich nun nicht mehr länger hinausschieben ließ und dem wir beide wahrscheinlich mit der gleichen Bangniß entgegensahen. Ich war mit meinem Bericht zu Ende, und es war nur natürlich, daß ich nach kurzer Pause sagte: „Und nun erzähle mir von dir!"

Ich sah ihn dabei nicht an, aber ich hörte ganz deutlich, daß er tief aufathmete, als ob sich eine Beklemmung seiner Brust löse. „Du hast schon manches über mich vernommen", erwiderte er dann, scheinbar ruhig, „weißt du auch, wie sie mich hier nennen?"

Ich bejahte.

„Dann hast du mein ganzes Schicksal und mein ganzes Elend in dem einen Wort", fuhr er mit bitterm Auflachen fort, „Torso heißen sie mich, ein Torso bin ich, und Torsen hab' ich geschaffen. Aber vor diesen Torsen wird keine späte Nachwelt bewundernd stehen, wie vor denen des Vatican. «Ein verkommenes Genie», werden sie sagen, «das die Kraft nicht in sich trug, ein einmal begonnenes Werk im gleichen Sinn und Stil zu vollenden.» Und sie werden recht haben. Ich kann's nicht, Rudolf, hab' es nie gekonnt. Die mir eine ruhmvolle Zukunft prophezeiten, haben sich getäuscht, wie sich denn die Glückspropheten in dieser Welt fast immer täuschen. Ich wollte, ich wäre ein ehrsamer Handwerker geworden und hätte nie von Größerm geträumt. Aber lassen wir das doch — reden wir nicht von der Vergangenheit, reden wir von der Gegenwart, um uns beide bei guter Laune zu erhalten."

Und nun fing er an, mir von seiner Thätigkeit als Lehrmeister talentloser Albionstöchter zu erzählen, und trug bei seinen Schilderungen einen so ausgelassenen Humor zur Schau, daß wir beide aus dem Lachen kaum herauskamen und die trübe Wolke, die meine Stirn überlagert hatte, sich wieder zerstreute. Ich

Digitized by Google

merkte ihm freilich an, daß er sich selber zwang, seiner auftauchenden düstern Stimmung Herr zu werden, und daß es ihn doch hart mitgenommen hatte, dem Jugendfreunde gegenüber einzugestehen, daß er nichts in seiner Kunst geleistet habe und daß man nichts je von ihm erwarten könne. Aber heute, in den Stunden unsers ersten Wiedersehens, wollte und mochte ich nicht weiter in ihn dringen, wenn es auch lange bei mir feststand, daß ich nach gewissenhafter Prüfung der Dinge alles aufbieten müsse, um den Freund, wenn es noch möglich war, für seinen Künstlerberuf zu retten. Ich konnte mich nicht darein finden, daß er ihm unwiderruflich sollte entrissen sein; vielleicht, tröstete ich mich selber, hat es nur an einer leitenden, energischen Freundeshand gefehlt, um ihn auf den unbesonnen verlassenen Weg zurückzuführen, und vielleicht bist du nach Rom gekommen, um Günther Wallberg sich selber und der Welt ein Genie wiederzugeben, um das man sie betrügen wollte.

Daß ich Günther von meinen Gedanken nichts verrieth, auf sein verfehltes Dasein mit keinem Worte zurückkam, und überhaupt nicht that, als ob er mir etwas ungewöhnlich Trauriges und Seltsames berichtet habe, versteht sich von selbst. An jenem Tage überließen wir uns ganz unserm Frohsinn und unsern Erinnerungen, schweiften durch die Campagna und rasteten vor mancher cypressenumschatteten Osteria, uns am feurigen Marino zu laben und verblaßte Bilder wieder aus der Tiefe unserer Seele heraufzubeschwören. Wir waren jung und gaben uns der Stunde hin und dem, was sie brachte. Dabei wurde mir zu meiner Genugthuung klar, daß Günther mit aufrichtiger Theilnahme noch immer an mir hing, mir gespannt zuhörte und ebenso wie ich selber es als eine Art Schickung betrachtete, die gerade mich nach Rom und zu ihm geführt habe.

Am nächsten Tage ging ich zu ihm in seine Wohnung in der Via delle quattro Fontane. Er war nicht zu Hause, hatte aber seiner Wirthin Ordre gegeben, mich einzulassen und mir auch sein Studio aufzuschließen, wenn ich den Wunsch danach äußern würde. Es war unschwer zu errathen, daß er nicht dabei gegenwärtig hatte sein wollen, wenn ich die große Anzahl seiner unvollendeten Arbeiten betrachtete, und auch mir war es so recht, um zu einem objectiven Urtheil über seine Leistungsfähigkeit zu kommen.

Als die Alte die Thür aufsperrte, schlug uns eine Staubwolke entgegen. Ich fragte, wie lange das Atelier schon unbenutzt dastehe, und erhielt die Antwort, daß dies seit mindestens einem halben Jahre der Fall sei. Dann trat ich ein, ließ das Fenster öffnen, um einen frischen Luftzug in die dumpfe, kellerige Atmosphäre des Raumes einzuführen, und bat, mich allein zu lassen.

Und da stand ich nun einsam unter all den Torsen, die Günther Wallberg's Meißel geschaffen! Der alte Sor Edmondo hatte nicht übertrieben: es war ein halb grotesker, halb melancholischer Anblick, alle diese schimmernden Marmorleiber, denen oft nur ein einziges Glied zu ihrer Vollendung fehlte, die aber nicht, wie die antiken Torsen, zur Bewunderung reizten oder überhaupt einen einheitlichen Eindruck hervorriefen, sondern mich bald wie hülfeflehend anstarrten, bald in ihrer abscheulichen Unfertigkeit und offenbar absichtlichen Verstümmelung mich abstießen. Ich konnte lange nicht zu ruhigem Betrachten kommen, es empörte sich etwas in

Digitized by Google

mir gegen diesen haltlosen, zerfahrenen Geist, der alle jene Gestalten aus dem Nichts hervorzuzaubern vermochte, die ganze schaffensfreudige Seligkeit eines Gottes genießen durfte und dann doch nicht die Kraft besaß, seinen Geschöpfen den Stempel der Vollendung aufzudrücken, um ihnen zurufen zu können: nun geht in alle Welt hinaus und zeugt für mich! — sondern der statt dessen unmuthig seine Schwingen erlahmen ließ, um an anderm Ort das gleiche, schnöde Spiel mit dem Göttlichen von neuem zu beginnen. Ich zürnte Günther in diesen Augenblicken; ich hätte, wenn er jetzt zu mir hereingetreten wäre, ihn wahrscheinlich mit Vorwürfen überhäuft oder gar entrüstet die Atelierthür hinter mir zugeworfen, um diesem Auge und Seele beleidigenden Schauspiel für immer den Rücken zu kehren. Weder eine Entschuldigung für Günther's fragmentarische Schöpfungen, noch ein Verständniß für den Proceß seines Innern wollte mir aufdämmern; ich fühlte mich verletzt und verwirrt zugleich. Ich konnte mich des Gedankens nicht einmal erwehren, daß hier neben einer unmännlichen Verzweiflung am eigenen Können auch gleicherzeit ein krankhafter Zerstörungstrieb und eine an Wahnsinn grenzende Lust, herrliche Gebilde der Kunst zu Monstrositäten zu verunstalten oder sie doch in ihrer häßlichen Unfertigkeit zu belassen, vorgewaltet haben müßten.

Es waren Stunden darüber verflossen, seit ich zuerst Torso's Atelier betreten. Ich stand im Anschauen eines wunderherrlichen Frauenkopfes versunken, der, ohne Hals und Rumpf, auf einer Marmorsäule stand und mich vielleicht am meisten in diesem ganzen Raum anzog, weil eine gewisse herbe Schönheit und ein keuscher Liebreiz daraus sprachen, die an die Antike erinnerten, ohne sie doch nachzuahmen, als ich Günther's Stimme hinter mir sagen hörte: „Sie ist schön, nicht wahr?"

Ich drehte mich um. Er lehnte mit gekreuzten Armen hinter mir an einem Pilaster und mochte mich schon eine geraume Weile beobachtet haben. Seine Augen glühten in unstetem Feuer, und eine Wolke der Schwermuth beschattete sein Antlitz.

Ich nickte ihm zu, was ihm zugleich als Antwort auf seine Frage gelten mochte, trat ihm näher und schüttelte ihm stumm die Hand.

„Ich will dich zu ihr führen", sagte er.

„Zu wem?" fragte ich erstaunt.

„Zu dem Original jenes Kopfes, dessen Rumpf ich nie werde meißeln können", versetzte er in einer Art von dumpfer Traurigkeit. „Es ist die Schwester meines einzigen Freundes, Cornelia Torlani. Ich habe das Thonmodell einmal draußen im Landhause ihres Bruders gefertigt, und sie litt es. Die Ausführung in Marmor war mein letztes Werk —"

„Der Kopf möchte zu dem anmuthigen Marmorleibe jener kopflosen Venus dort passen", fiel ich ein.

Er schüttelte hastig den Kopf. „Nein, nein", rief er, „unmöglich. Sie ist keine Venus, sie ist eine Juno, und dann — es würde nichts sein, als eine Caricatur, eine Blasphemie, und mich gerade so höhnisch angrinsen wie das ganze übrige Gesindel dort. Ich will nichts mehr damit zu thun haben. Komm — hier kann ich nicht mehr athmen, hier drücken Bergeslasten auf meine Brust, und der

Digitized by Google

alte Schlangenbiß in meinem Gehirn wird wieder fühlbar. Wenn ich hier bleibe, werde ich wahnsinnig — komm, komm!"

Und er zog mich fort, warf die Thür des Studios klirrend hinter uns ins Schloß und führte mich in sein Wohngemach hinüber. Dort wanderte er geraume Zeit hindurch unruhigen Schrittes auf und nieder. Endlich schien er sich einigermaßen gefaßt zu haben, trat vor mich hin, sah mich düstern Blickes an und fragte: „Nun, was sagst du? Was sagst du zu dem allen?" Und ehe ich noch etwas entgegnen konnte, fuhr er schon selber mit einem Lächeln, das bitter um seine Mundwinkel zuckte, fort: „Ich weiß es ja, ohne daß du mir's sagst. Du grollst mir, du verwünschest mich und meine unselige Schwachheit. Das haben schon andere gethan, die es nicht einmal so gut mit mir meinten wie du. Und sie haben alle recht — alle. Nur daß sie's eben auch nicht ändern können, so wenig wie ich selbst. Meinst du denn, ich hätte es nicht versucht, aufrichtig und ehrlich versucht? Meinst du, ich gefiele mir in diesem Torsozustande? Daß Gott erbarm', nein, wahrhaftig nein. Es gelüstet mich nicht danach, das verlorene Genie und den verkommenen Künstler zu spielen; in meiner Brust lodert eine Flamme, die meine Lebenskräfte aufzehrt; in meinen Adern wühlt ein Fieber, das mich zu Grunde richten muß. Ich dürste nach Thaten, nach einem edeln Gebrauch der in mir schlummernden Fähigkeiten; ich verfluche tausendmal das Los, das mir geworden, rase gegen mich selber und kann doch nichts thun, mich aus dieser furchtbaren Lage zu befreien, die der des Prometheus ähnelt, der an den Felsen geschmiedet worden — nichts, gar nichts. Es ist ein Verhängniß, und ich muß daran untergehen."

Er schlug sich in ausbrechender Leidenschaftlichkeit die beiden Hände vor das zuckende Antlitz und sank auf einen Sessel in meiner Nähe nieder. Ich wußte nicht, wie ich ihn trösten könnte. „Wer das gedacht hätte, als du nach Rom gingst!" sagte ich leise.

Er hatte es gehört und nickte trübe vor sich hin. „Es war zu meinem Verderben", fiel er ein. „Das unglückselige Schablonenthum, an dem unsere, alles nivellirende Zeit krankt und das ihr zum Fluch wird, hat mich über die Alpen getrieben. Wäre ich daheim geblieben, vielleicht hätte alles gut werden können. Aber wie ein Evangelium wird es ja allen bildenden Künstlern dort drüben gepredigt: Nach Rom! Ihr müßt nach Rom, wenn ihr etwas Rechtes lernen, wenn ihr euch zu Meistern in euerer Kunst ausbilden, wenn ihr groß und berühmt werden wollt; ohne Rom kein Heil! Wer könnte sich gegen die Tradition bei uns auflehnen? Welcher Bildhauer gilt bei uns für voll, der nicht auf eine römische Lehrzeit zurückblickt? Und doch wäre vielen von uns besser, sie hätten die Kuppel von Sanct-Peter niemals gesehen oder doch erst dann, wenn sie aus den Jahren heraus sind, in denen man einen neuen Stil lernt und sich dem Fremden und Größern assimilirt. Ich hab's erfahren. Wie hoffnungsfreudig, wie lernbegierig kam ich hierher, und wie schnell hat die römische Sonne mir das schaffenslustig pulsirende Blut in den Adern gedörrt, meine Thatkraft gelähmt, den raschen Schlag meines Herzens verlangsamt! Die Luft der Tiberstadt ist nicht gesund für unsereinen. Hier, unter den größten Meisterwerken der bildenden Kunst, sinkt uns der

Digitized by Google

Muth, mit den Unerreichbaren zu wetteifen; hier verzweifeln wir daran, eine eigene Erfindung im Marmor zu verwirklichen; hier fällt uns die ganze Schwere unsers Epigonenthums lastend und erdrückend auf die Seele. Was wir auch beginnen mögen, wofür wir uns auch zu begeistern anfangen, immer hören wir doch eine Stimme in uns rufen: «Wozu? Wozu das alles? Was du auch schaffen wirst, es wird doch nie an Lieblichkeit sich mit der Venus vom Capitol, an gewaltiger Kraft mit dem Moses des Michel Angelo, an leuchtender Herrlichkeit mit dem Antinous Braschi des Vatican messen können! Und wenn du auch den Vergleich deiner Schöpfung mit dem Großen und Größesten meiden willst: in dieser Stadt der Wunder und des unerschöpflichen Reichthums drückt selbst das Minderwerthige, das die Reisehandbücher ohne Stern aufführen, dein armseliges Stümperwerk unerbittlich zu Boden. Was und wozu willst du schaffen? Was geschaffen werden kann, ist alles schon da; was Menschengeist ersinnen kann, blickt dich von hundert Piedestalen mit hoheitsvollem Auge mahnend und zürnend zugleich an und verlangt deine Bewunderung und edeln Stolz — denn es waren Menschen wie du, die es schufen; aber keine Nachahmung, keine blasse Abschrift des Originals, dessen du doch niemals dich würdig zeigen könntest!» Und dagegen lehnt man sich wol eine Zeit lang auf und redet sich alle die hundert Vernunfteinwände vor, die jedem auf der Zunge liegen, und greift zum Meißel und will trotz aller Vorbilder und Muster ein Werk aus dem Eigensten heraus schaffen, dem Marmor die eigene Individualität aufdrücken und arbeiten, so naiv, so ursprünglich, so unbekümmert, als sei überhaupt niemals früher eine Statue geschaffen, ein hellenisches Schönheitsideal fixirt worden, gerade wie der Dichter unserer Tage von Lenz und Liebe so frisch und sorglos singen mag, als sei er der erste Lyriker seit Erschaffung der Welt, und kein Goethe hätte je die unerreichbar süßesten Töne angeschlagen — aber dann kommt früher oder später die alte trostlose Entmuthigung doch über uns; wir verzweifeln an unserm Können, unser Thun erscheint uns wie ein Hohn auf die Kunst, und der Meißel entsinkt unserer zitternden Hand — unser Werk bleibt ein Torso. Und man mag es noch öfter hintereinander versuchen, das Resultat wird immer das nämliche sein, und wenn unser Werk wirklich einmal fertig ward, so scheint es uns gerade erst recht zu verspotten; es ekelt uns an und wir greifen zum Hammer und zerschmettern ihm den Kopf oder die Gliedmaßen und werfen die Trümmer in den Tiber, und gehen in die Sala rotonda des Vatican, beugen das Knie und bitten die Hochherrlichen, die dort mitleidig auf uns herabschauen, demüthig um Verzeihung. Hat sich das gleiche Spiel aber uns zum Ueberdruß oft genug wiederholt, so geloben wir uns angesichts der Götter, fortan nicht mehr zu sündigen, vergraben unsern Meißel und — unterrichten spleenige Engländerinnen im Zeichnen. So, da hast du meinen ganzen Lebenslauf."

Ich hatte ihm schweigend, von mannichfachen Gedanken bestürmt, zugehört. Aber jetzt Einwendungen gegen seine Theorien zu erheben oder überhaupt ernst und dringlich auf ihn einzuwirken, erschien mir wenig geeignet; ich mußte einen günstigern Augenblick für meine Versuche abwarten. So lenkte ich unsere Unterhaltung allmählich auf andere Gebiete über, wenngleich ich merkte, daß er gern bei seinem Thema stehen geblieben wäre und gern einen Widerspruch von mir ge-

Digitized by Google

hört hätte, natürlich nur, um dann seine Ansichten nur noch eifriger zu verfechten und seinen Standpunkt noch energischer geltend zu machen. Dabei kamen mir seine frühern Aeußerungen über die Schwester seines Leidensgenossen Camillo Torlani wieder in den Sinn, und in Erinnerung an den herrlichen Frauenkopf, den ich vorher so lange betrachtet, fragte ich in erklärlicher Ideenverbindung: „Du hast mir von deinem Leben, aber nichts von deinem Lieben erzählt, Günther. Und das ist bei einem Künstler nur doppelt befremdlich. Hättest du mir nichts darüber anzuvertrauen?"

Er fuhr aus seinem Brüten empor und sah mich traurig an. „Du hast recht", sagte er, „ich habe dir ein verfehltes Künstlerdasein geschildert, und du weißt noch nicht einmal die ganze Schwere meiner Existenz zu würdigen, weil ich dir verschwieg, was ich daneben als Mensch leide und entbehre. Aber das läßt sich in wenigen Worten nachholen. Ich habe in Berlin, wo ich die Kunstakademie besuchte, ein Mädchen kennen und lieben gelernt. Sie war keusch, anmuthig und hold, voller Geist und sprühenden Lebensübermuthes. Sie erwiderte meine Neigung, und wir gaben einander das Wort, uns anzugehören. Aber sie stammte aus einer reichen, angesehenen Familie, und ich war ein armer, unbekannter Künstler, der lernen, streben, sich auf eigene Füße stellen und aus eigener Kraft einen Namen erringen wollte. Schöne Träume! Ich ging von ihr, ohne mich ihren Aeltern gegenüber erklärt zu haben, was mein eitler Stolz niemals zugelassen hätte, mit dem Gelübde für meine Braut — denn als solche galt sie mir —, heimzukommen und sie zum Weibe zu begehren, sobald ich das erste, große Werk vollendet und meinen Namen in Künstlerkreisen berühmt gemacht hätte. Man erwartete das damals von mir, und ich selber traute es mir zu. Es ist dann freilich anders gekommen. Die Gipsabgüsse, die ich als Quittung für mein Stipendium nach Berlin senden mußte, waren werthlos, und ich wußte das am besten selbst. Kein Auftrag, einen derselben in Marmor auszuführen, ward mir zutheil, und ich hätte mich eines solchen auch nicht würdig zeigen können. Mein Stipendium lief ab, ohne daß ich das Geringste geleistet hätte, und man ging enttäuscht zur Tagesordnung über den Stipendiaten über. Ich wurde vergessen — ich bin für die heimischen Kreise verschollen — gestorben —"

„Und deine Braut?" fragte ich betroffen.

Er zuckte die Achseln. „Ich habe nie von ihr gehört und jede Gelegenheit vermieden, wo ich etwas über sie hätte erfahren können —"

„Sie wartet vielleicht noch immer auf dich."

„Vielleicht."

Ich sah ihn an. Sein Blick war starr ins Leere hinausgerichtet. „So liebst du sie nicht mehr?" fragte ich leise und dachte wieder an den Frauenkopf drüben an seinem Studio.

Er aber maß mich geringschätzig vom Wirbel bis zu den Fußspitzen. „Nicht mehr?" wiederholte er. „Thut man denn sein heiligstes Empfinden ab wie einen alten Rock? Ist das Liebe, die zeitlich begrenzt sein könnte? Die Sehnsucht, Margaretha zu besitzen, lodert heute nur mächtiger in mir als zur Zeit, wo ich ihr meine Gefühle in Worten vorzustammeln versuchte und doch kaum wußte,

Digitized by Google

was es heißt, sein Alles an ein Weib hingeben, dessen Besitz uns selig machen, dessen Verlust uns zu Grunde richten muß. Ich liebe sie heute aus der Ferne und in dem Bewußtsein, daß unsere Trennung ewig währen wird, nur heißer, nur mit einer verzehrendern Leidenschaft; die Hoffnungslosigkeit meiner Neigung bedeutet kein Ende derselben. Und nun magst du ermessen, ob ich leichten Herzens den Kampf aufgegeben habe, dessen Siegespreis sie, meine Braut, gewesen wäre, oder ob ich nur der harten, unerbittlichen Nothwendigkeit wich; magst du ermessen, was ich leide in dieser dumpfen Thatenlosigkeit, deren Dunkel von keinem Hoffnungsstrahl mehr durchbrochen wird, während vielleicht ein anderer heute —"

Er unterbrach sich, die Zähne, wie im Krampf zusammenbeißend, mit einem zischenden Laut. Seine beiden geballten Fäuste lagen vor ihm auf der Tischplatte, und seine Augen rollten in wildem Feuer. „Es ist gut, daß ich es nicht weiß", sagte er tief aufathmend, „daß ich es nicht gar mit Augen vor mir sehen muß — ich glaube, es brächte mich um den Verstand, und ich könnte es nicht überleben." Er stöhnte schwer auf, wie ein Verwundeter, und legte die Stirn in seine Arme.

Erst allmählich ging der Paroxysmus vorüber. Er hatte sich gefaßt, durchwanderte das Zimmer noch ein parmal in der Länge und in der Breite, trat dann vor mich hin, sah mir bittend ins Auge und sagte: „Nun laß es begraben sein, laß uns nicht mehr davon reden — es frommt zu nichts. Komm mit mir hinaus, ich will dich in ein Haus führen, wo dir's wohlig und friedlich zu Sinne werden soll. Dort gesunde auch ich immer wieder, wenn es mich einmal so gepackt hat — komm!"

Wir gingen, speisten an der Piazza Barberini, im Angesicht von Bernini's muschelblasendem Triton, zu Mittag und machten uns dann auf die lange Wanderung bis zur Porta Angelica, im Norden des Borgo. Es war ein mildreiner Spätherbsttag, die Linien des Horizonts klar gespannt, die Berge von jenem märchenhaften, bläulichen Schimmer umflossen, der ihnen nur hier eigen zu sein scheint, und die Campagna leuchtete im Farbenzauber des scheidenden Jahres. Dazu trieb sich viel munteres Volk auf der geraden Straße nach dem Ponte Molle umher, von der wir zur Linken abbogen; Landleute in malerischen Trachten zogen singend heimwärts, und ochsenbespannte Wagen knarrten schwerfällig vorüber. Die langgezogenen Weisen der Volkslieder schollen uns durch die stille Luft nach, als wir auf den Monte Mario, den alten Clivus Cinnae, zuschritten und die Villa Mellini aus dem Dunkel ihrer Cypressen zu uns herübergrüßte.

Das kleine, gelbe Haus, dem wir an der Kirche Santa-Maria del Rosario vorüber zustrebten, lag am Berghang unter Pinien und immergrünen Eichen fast verborgen. An seinem Giebel unter dem Dache las ich die Worte: „Parva domus, magna quies." Es sah einladend und friedvoll aus in seiner Weltabgeschiedenheit, die doch der eigenartigen Reize des römischen Lebens nicht zu entbehren schien, und in welche die Sanct-Peterskuppel zwischen den breitästigen Pinienkronen hereinragte, als ob sie daran mahnen wollte, daß ihr Bannkreis auch bis hierher reiche. Auf der obern Gartenterrasse, zu der man aus den geöffneten Glasthüren des Saales im Erdgeschoß heraustrat und die an den Rändern noch von mancherlei

Digitized by Google

bunten, herbstlichen Kelchen umblüht war, stand eine hohe Frauengestalt, die uns den gewundenen Treppenweg heraufkommen sah und erwartete.

Da ich ihr classisches Profil gewahr wurde, das sich gegen den Hintergrund des wolkenfreien Himmels abhob, konnte ich nicht daran zweifeln, daß ich Cornelia Torlani vor mir habe. Die reinen, edeln Züge dieses ruhigen Antlitzes hatte ich vor wenigen Stunden in Torso's Atelier bewundert. Die junge Frau stand völlig reglos auf ihrem Platze, bis wir herankamen, und es lag etwas so Hoheitsvolles, so Göttingleiches in ihrer Haltung, daß ich sie am liebsten gebeten hätte, noch ferner darin zu verharren und den ebenmäßigen Linienzauber ihrer Gestalt nicht durch menschliche Bewegungen zu zerstören. Günther hatte recht gehabt: nicht einer Venus, sondern einer Hera gehörte der Marmorkopf in seinem Atelier an.

Wie sie ihn mit Wort und Handschlag begrüßte, lief ein freudiges Aufleuchten durch ihre großen, dunkeln, tiefen Augen hin. Aber daß sie solche Regung verrathen hatte, schien sie gleich danach schon wieder mit Scham zu erfüllen; denn ich sah ein helles Roth die alabasterweiße Haut ihrer Wangen durchschimmern, und mit wiedergewonnener Ruhe, kühl und freundlich bewillkommnete sie mich. Der Bruder hatte noch drinnen bei seiner Arbeit gesessen, kam aber nun auch heraus, da er unsere Stimmen hörte, und lud uns ohne viel Förmlichkeit ins Haus. Es war etwas von einer milden, wohlthuenden Wärme in seinem Wesen; nur in seinen Augen sah ich ein verhaltenes, düsteres Feuer lodern, vor dem ich erschrak und das ich nur vergaß, wenn seine volle, tiefklingende Stimme mir anheimelnd ans Ohr schlug. Dabei war er in seiner Art nicht minder schön als die Schwester, und ich hätte mir wol denken können, daß er den Frauen verführerisch erscheinen mochte. Seine Art, sich zu geben, war vornehm; ich hatte die Empfindung, daß ihn nichts mehr verletzen würde, als wenn man ihn bemitleiden wollte, und daß er von seinen Enttäuschungen sicherlich zuletzt reden würde. Er trug sie wie ein Schicksal, und verschloß seinen Schmerz wie seinen Groll in sich.

Anfangs, als wir so im Gartensaal beieinandersaßen und von hunderterlei Dingen sprachen, fühlte ich weniger Sympathie für Camillo Torlani, als ich nach allem, was ich vorher über ihn vernommen, hätte von mir selber erwarten sollen. Ich konnte ein unbehagliches Gefühl der Angst nicht ganz los werden, es möge der jetzt eingedämmte Strom seiner Leidenschaft einmal verheerend die Ufer überfluten, und dies jetzt schwermüthig lächelnde Antlitz werde dann von einer wilden, unerbittlichen Grausamkeit verzerrt werden. So ruhig, so seiner selbst sicher, wie jetzt in der Resignation, werde er bei gegebener Gelegenheit auch in der Bethätigung seines Zornes sein und durch nichts in der Welt von dem Wege abgebracht werden, den er einmal eingeschlagen, auch wenn er andern zum Verderben gereichte. Das war gewiß grundlos und thöricht, und es währte auch nicht lange, bis ich andern Sinnes wurde oder doch mein anfängliches Vorurtheil vergaß, da ich beobachten durfte, mit wie liebevoller Zärtlichkeit Camillo Torlani an seiner Schwester hing. Kein Liebender hätte aufmerksamer, besorgter und dankbarer zugleich sein können als er. Es war rührend, zu sehen, wie sein strahlender Blick jede ihrer Bewegungen verfolgte, jedes ihrer Worte begleitete, wie er oft väterlich ihr über das dunkle, glattgescheitelte Haar oder über die weiße, länglichschmale Hand hin-

Digitized by Google

strich. Und das alles nicht etwa mit eitler Schaustellung oder in affectirter Weise, in die der Südländer so leicht verfällt, sondern mit schüchterner Innigkeit, als ob er sich selbst zuweilen seiner weichen Regungen schäme, die ihn mir doch so menschlich nahe brachten. Ich fand schon in der ersten Stunde bestätigt, was der alte Sor Edmondo mir gesagt hatte: Camillo Torlani lebte nur um seiner Schwester willen. Und ich begann, ihn liebzugewinnen.

Aber noch eine andere, wichtigere Entdeckung mußte ich machen. Wenn ich bei Günther nach dem, was er mir heute erst über die Geschichte seines Herzens mitgetheilt, nur freundschaftliche Gefühle für Signora Cornelia voraussetzen durfte — womit sein Benehmen ihr gegenüber auch durchaus im Einklang stand —, so glaubte ich doch bald darüber klar zu sein, daß sie ihrerseits wärmere Empfindungen für den blonden Nordländer hegte, vielleicht, ohne sich selbst dessen bewußt zu werden. Wenn er sprach, ruhte ihr dunkles Auge oft, wie in Bewunderung versunken, auf seinem Gesicht; sie lauschte ihm mit einer Aufmerksamkeit, die sie für alle andern äußern Eindrücke unempfänglich machte, und in all ihrem Wesen lag eine schweigende Hingebung ausgeprägt, die beredt genug für mich zeugte. Günther selbst schien nichts davon zu gewahren. Seine Gedanken schweiften weitab von ihr, und wenn sein Blick sie einmal überflog, geschah es sicherlich nicht, weil die Worte, die sie redete, ihn fesselten, sondern um sich an der hehren Lieblichkeit dieser echten Römerin zu weiden.

So gingen uns die letzten Lichtstunden des kurzen Spätherbsttages unter anregendem, künstlerischem Geplauder hin. Dann rief uns die junge Hausfrau zu Tische, und wir saßen hinter den dampfenden Maccaronischüsseln, beim Fritto, und ließen den dunkeln Velletri das Blut in unsern Adern erwärmen. Dabei lösten sich uns auch die Zungen mehr als vordem, und manches, was bisher in der Tiefe unserer Brust verschwiegen geruht hatte, fand nun seinen Ausdruck.

Als wir die langen Virginiacigarren entzündet hatten, traten wir wieder auf die Gartenterrasse heraus, um die blauen Rauchwolken in die milde Nachtluft hinauszublasen und zwischen den duftenden Hecken hin- und herzuwandeln. Es war eine weiche, köstliche Nacht; ein lauer Wind spielte in den Bäumen und trug Wolken von Wohlgerüchen zu uns herüber; das Firmament schimmerte in veilchenblauer Farbenpracht, von Myriaden blitzender Sternbilder übersäet, und in der Ferne deutete ein wogendes Lichtgefunkel die Stelle, wo die ewige Roma uns zu Füßen träumte.

Wir ließen uns auf den drahtgeflochtenen Sesseln unter dem breiten Schirm eines alten Pinienwipfels nieder und setzten das im Auf- und Niedergehen begonnene Gespräch fort. Signora Cornelia war im Hause geblieben und wir hörten manchmal, wie sie drinnen hausfraulich mit Tellern und Geräth schaltete. Ich hatte schon vorher auf Günther einzureden versucht, er dürfe trotz alledem, was ich heute von ihm vernommen, seine künstlerische Laufbahn noch nicht als abgeschlossen ansehen, sondern müsse und werde sich nach dieser längern Ruhepause aufraffen, um ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen und seinen Beinamen zu Schanden zu machen. Ich kam auch jetzt darauf zurück und sprach ernst und beredt, wie die Stunde mir es eingab. Günther erwiderte nichts, aber Camillo Torlani

Digitized by Google

nahm gleichfalls meine Partei, ja ich hörte ihn nur noch schärfer und eindringlicher reden, als ich selbst es gewagt hatte, und aus seinen Worten klang hin und wieder ein bitterer, fast verächtlicher Vorwurf heraus, der mich stutzig machte.

Als wir dann beide schwiegen, nahm er die Virginia aus den Zähnen und sagte, an uns vorüberschauend: „Das ist gewiß alles sehr wahr und schön, und ich danke euch, daß ihr mir's gesagt habt. Aber ihr könnt mich doch nicht andern Sinnes machen. Was würde mir daran liegen, wenn ich die Ansprüche anderer auch wirklich einmal befriedigte und thäte doch mir selber nicht genug? Das aber wird nie geschehen. Ich habe es bei jedem neuen Werk erhofft, das ich begann, und immer hab' ich doch an mir selber verzweifeln müssen und den Marmor, dem ich kein Gebilde zu entlocken wußte, das meinem Ideal gleich oder doch nahe gekommen wäre, in Stücke zerschlagen. Ja, wenn ich ein Künstler wäre, der sich mit einem zweiten und dritten Preise genügen ließe, wenn ich meine Ansprüche erfüllt sähe, sobald man mich nur überhaupt als Bildhauer wollte gelten lassen und meinen Werken irgendeinen bescheidenen Platz in einer Akademie, im Museum einer Provinzialstadt einräumte! Aber ich will alles oder nichts; ich will ein großer Künstler sein, der sich selbst genugthut, oder der Kunst entsagen und statt zu stümpern blonde Misses unterrichten; das ist mein Princip. Ein anderer würde anders handeln und glücklicher sein — aber ich bin kein Künstler nach der Schablone. Laßt mir meine Individualität, auch wenn ihr sie nicht begreift. Wohl allen den Kleinen und Kleinsten, die ihre Pygmäenexistenz nicht zu Boden drückt! Meine Schultern sind nicht so stark."

Er brach ab und wollte sich seine Cigarre wieder anzünden, die ihm über dem Reden erloschen war; aber ich nahm das Wortgefecht mit ihm abermals auf und ließ ihm keine Ruhe. Künstler hätten über ihre eigenen Werke kein maßgebendes Urtheil, wandte ich ihm ein; es sei ihre Pflicht, sich dem unparteiischen und unbeeinflußten Urtheil anderer zu fügen. Ein Idealgebilde voll zu verwirklichen sei den wenigsten, vielleicht niemand beschieden; nicht sich selbst, sondern dem streng und nach den höchsten Principien der Kunst prüfenden Richter müsse der Künstler genugthun. Er solle noch einmal einen Versuch wagen, rief ich ihm zu und wurde immer wärmer und immer dringlicher dabei; wenn er wiederum mislinge — und darüber wolle ich ihm die bittere Wahrheit dann nicht vorenthalten —, so solle er in Zukunft Ruhe vor mir haben; wenn er aber mich befriedige durch das, was er schaffe — und ich sei ein unnachsichtiger Kritiker und würde mir auch Signor Camillo's Beirath erbitten —, so solle und müsse er seiner Torsoexistenz ein Ende machen und die Welt ihr Urtheil sprechen lassen. Mit dem, wie es jetzt sei, könne und würde ich mich nicht beruhigen, sondern ihm Tag für Tag mit meiner Mahnung in den Ohren liegen, bis er zum Thon greife und arbeite, sei es auch nur, um sich von mir freizumachen.

Günther hörte mir aufmerksam zu, als ob ihm selber daran liege, sich widerlegt zu sehen. Aber als ich mit einer scherzenden Wendung schloß, schüttelte er trübe die Stirn. „Es geht nicht", sagte er und warf den Rest der Cigarre unmuthig fort; „es geht nicht, lieber Freund. Ich habe mir das alles selber einreden wollen und es immer wieder von neuem versucht — aber es war umsonst.

Digitized by Google

Und weißt du auch, woran jedes heiße Bemühen vor allem scheitern muß? Wir haben keine Modelle!"

„Keine Modelle?" wiederholte ich mit ungläubigem Lächeln, während ich zu meiner Genugthuung bemerkte, wie der Gedanke, wieder an seinen Künstlerberuf gehen zu sollen, ihn entflammte, „in Rom keine Modelle? Und die Künstler strömen aus allen Weltgegenden hierher, um alle die malerischen Gestalten auf die Leinwand zu bringen, unter denen man auf der Spanischen Treppe die Auswahl hat? Das klingt paradox."

„Aber es ist wahr, nur zu wahr", fiel Günther mit steigender Lebhaftigkeit ein, „und wenn es für die Maler vielleicht nicht gilt, die über eine bunte Tracht aus den Volksherbergen in Entzücken gerathen dürfen und einen graubärtigen Ochsenhirten aus der Campagna als Studie benutzen: für uns, für die bildenden Künstler, herrscht hier die gleiche beklagenswerthe Dürre vor wie überall. Was ist uns mit einer malerischen Nationalkleidung aus den Gebirgsdörfern, was mit einem anmuthigen Mädchengesicht, einem runzelnbedeckten Greisenkopf gedient? Das ist alles für den Pinsel, aber unser Meißel verlangt die schöne Form, die classische Nacktheit. Wir wollen keine Trachten und Posen, wir wollen einen vollendeten menschlichen Körper, vollkommene, reinlinige Gliedmaßen, uns genügt das Malerische nicht, wir wollen das Schöne. Und nun sage einmal selbst: wie viel schöne, nackte Menschenleiber gibt es denn heute noch unter diesem verkommenen und verbildeten Geschlecht? Und, was noch wichtiger, wie viele unter ihnen wollen und dürfen sich dem Künstler denn als Modell darbieten? Es ist mir immer unfaßbar gewesen, daß man diese Schwierigkeit, die sich dem modernen Bildhauer überall hemmend entgegenstellt, sofern er wirklich ein großer Künstler ist oder sein will, nie genügend gewürdigt und ins rechte Licht gestellt hat, und doch scheitern an dieser Klippe allein die Besten und die Originellsten. Entweder verlieren sie sich in blasser Nachahmung und copiren antike Marmorgebilde statt athmender Menschenkinder, oder sie schaffen Idealgestalten, die jeder Anatomie Hohn sprechen und vor denen der große Buonarrotti schaudernd sein Haupt verhüllen würde, oder endlich — und das sind die Modernsten unter den Modernen, die Veristen und Naturalisten — sie verewigen in Marmor und Terracotta den Bettler, der ihnen auf der Gasse seinen Hut hinhält, den Stutzer, der auf dem Trottoir drüben flanirt, und die Cocotte, die auf den Fang ausgeht. Sie alle entwürdigen die moderne Kunst; sie alle sind keine Künstler, wenn die Menge ihnen auch zujubeln mag und ein irregeleiteter Geschmack sich in den Ausgeburten dieser Afterkunst gefällt. Aber ihrer aller Lage ist begreiflich und natürlich; sie handeln, wie sie müssen, nicht wie sie möchten, und das verehrliche Publikum erleichtert ihnen den erzwungenen Abfall von ihrer Kunst nach Kräften. Es ist mir immer äußerst befremdlich gewesen, daß man nie bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes von dem Modell desselben spricht; daß man nie auf den Gedanken geräth, einen Theil des Beifalls, den man einem Kunstwerk zollt — und nicht den kleinsten Theil! — auf den glücklichen Blick des Künstlers, auf das Spiel des Zufalls zu übertragen, durch die das richtige Modell für die richtige, künstlerische Idee gefunden wurde. Denn was ist der genialste Künstler, was ist sein genialster

Digitized by Google

Einfall ohne das Modell, durch dessen rein zufälliges Erblicken und Finden oft genug der letztere erst geweckt wird oder doch erst deutliche, greifbare Gestalt annimmt? Was nützt es uns, wenn wir uns mit der all unsere Kräfte anspornenden Idee tragen, einen gefesselten Prometheus zu schaffen, und trotz all unsers fieberhaften, jahrelangen Suchens doch keinen Menschenkörper entdecken, den wir zu dem titanischen Feuerdiebe verwenden könnten, oder wenn wir ihn zwar durch einen glückseligen Zufall finden, aber er sich doch für unsere Zwecke nicht herleihen will, weil er kein professionsmäßiges Modell ist und es unter seiner Würde erachtet, einem Künstler zur Erreichung seiner erhabenen Ziele behülflich zu sein, wozu er doch von der schaffenden Natur geradeswegs prädestinirt erscheint? Glaubst du nicht, daß solche Fälle zu Hunderten, zu Tausenden vorkommen, und daß ich dir mehr als ein Dutzend aus eigenster Erfahrung gleich an den Fingern herzählen könnte? Ihr bewundert ein vollendetes Kunstwerk und preist den schaffenden Künstler! Nein, vor allem, an erster Stelle bewundert das Modell oder die Natur, die es in solcher Vollendung schuf, und preist den Zufall, der es den Künstler finden und richtig verwerthen ließ. Erst dann lobt das, was er vom Eigensten hinzugethan; aber seid überzeugt, daß hundert andere Künstler, deren Namen ihr nicht kennt, und vielleicht nie kennen lernen werdet, wie den dieses einen Glücklichen, es ebenso gut und vielleicht manchmal noch besser gemacht hätten, hätte nur sie statt jenes einen, der Zufall — das Schicksal, nennt's, wie ihr wollt! — begnadet, dies Modell zu finden, als sie es in ihrem ungestümen Schaffensdrange suchten. Und man meine nur ja nicht, daß die Kunst und die individuelle, künstlerische Begabung dadurch herabgesetzt und entwerthet würden, daß man sie so ganz von der Auffindung des richtigen Modells, also vom Zufall, abhängig macht, der mit einem klaren, künstlerischen Entdeckerblick Hand in Hand gehen muß; o nein, die Kunst steht eben in so unlösbarer Wechselwirkung mit dem Leben, daß sie für sich allein nichts bedeutet und nichts vermag, daß sie nur aus ihm ihre Kräfte zieht und in ihm allein wurzelt. Wir stehen in schweigender Ehrfurcht vor den antiken Marmorstatuen, aber kaum einer denkt daran, daß die Unsterblichen, welche sie vor Jahrtausenden schufen, warme, athmende Menschenleiber als Modelle in ihrer Werkstatt vor sich stehen sahen, daß das damalige lebende Geschlecht jene Schönheit wirklich zur Schau trug, von der heute noch der pentelische Marmor zeugt. Wie hätten die Künstler Griechenlands und Roms nicht herrliche Götter und leuchtendschöne Göttinnen meißeln sollen, da doch die Männer und Frauen, die unter ihnen einherwandelten und sich als Modelle in ihre Ateliers drängten, diese marmorschönen Züge und diese vollkommenen Glieder in Wahrheit ihr eigen nannten? Und den großen Männern des Cinquecento, zu denen wir mit Recht bewundernd aufblicken, ward es nicht weniger gut als ihren unerreichten Vorbildern. Auch damals, zur Zeit der Renaissance, lebte ein formenfreudiges Geschlecht mit gesunder Sinnlichkeit und edelm Verständniß für die Schönheit des Nackten begabt. Wie ganz anders ist das alles jetzt, welche Schwierigkeiten thürmen sich heute dem bildenden Künstler entgegen, von denen das heitere Griechenthum und das farbenfrohe Jahrhundert der künstlerischen Wiedergeburt nichts ahnten! Und man verlangt doch von uns die gleichen Werke wie von

Digitized by Google

jenen Begnadeten, und zuckt bedauernd über unser unproductives Epigonenthum die Achseln! Gebt uns die Zustände jener Zeiten zurück, gebt uns die Schönheit jener Modelle zurück, rufe ich, und wir leisten das Gleiche; an euch, an unserer Zeit liegt unsere Unfähigkeit, nicht an uns — an uns am wenigsten. Das Verhältniß der Kunst zum Leben hat sich gewandelt, hat eine Aenderung zum Schlimmen und Unerträglichen erfahren: daran kranken wir, das lähmt unsere Schaffenskraft. Damals galt es jedem als eine Ehre, einem Künstler zum Modell zu dienen und so für alle Ewigkeit Glanz und Ruhm mit ihm einzuernten, heute ist es ein Gewerbe, und ein schmachvolles Gewerbe, Modell zu stehen; die moderne Moral ruft ihr Anathema darüber, und die Priester eifern dagegen von den Kanzeln. Wenn das Geschlecht selber nicht verkommen ist, so sind es doch nur die Verkommenen noch, die uns ihre Körperformen preisgeben, und wir sollen Göttinnen meißeln nach den Leibern von Dirnen! Nicht wir sind kleiner geworden, sondern die Menschen mit ihrer engherzigen Philistermoral verdammen uns heute zum Nichtsthun oder zu epigonenhafter Stümperei. Denke daran, wie es einst war! Als Praxiteles seine schaumgeborene Göttin von Paphos meißeln sollte, sandte man ihm die schönsten Frauen und Mädchen in seine Werkstätte, damit er, nachdem sie alle ihre Reize vor ihm entschleiert hatten, die schönsten darunter auswähle, denen die Gnade zutheil werden sollte, seinem Marmorgebilde ihre Glieder zu leihen. Und er durfte ein Werk schaffen, das Jahrtausende überdauerte und von aller Lippen nur mit Ehrfurcht und Andacht genannt wird. In Tizian's Atelier drängten sich die schönsten Frauen aus den alten, edeln Geschlechtern Venedigs, die nach dem Ruhm geizten, von seinem in Gold getauchten Pinsel verewigt zu werden, und eine Fürstin Paulina Borghese gab die Frühlingspracht ihres Leibes dem Meister Canova preis, um als Venus victrix der Bewunderung aller kommenden Geschlechter erhalten zu bleiben. Wende mir nicht ein, es gäbe heute keine Praxiteles, keine Tizian und keine Canova mehr! Ich sage euch vielmehr: es gibt keine Fürstin Borghese mehr, die ihren Marmorleib vor Künstleraugen offenbart, um dem spröden Stein Leben einzuhauchen, es gibt kein heiteres, kunstfrohes Griechenthum mehr; was wißt ihr davon, ob heute noch ein Canova erstehen könnte, da ihr es doch auf den Versuch nicht wollt ankommen lassen, was ein Künstler von heute zu leisten im Stande wäre, wenn er aus dem Anblick eines schönen, warm durchpulsten Menschenleibes Begeisterung saugt? Wir sind in Sklavenfesseln geschmiedet, und ihr wundert euch, wenn wir nur Sklavisches schaffen! Gebt uns Luft, Licht und Raum, und die Adlerfittiche des Genius werden uns emportragen. Laßt die Kunst wieder in ihre alles beherrschende Stellung eintreten und die Welt mit ihrer kleinlichen Sittenanschauung vor ihr sich beugen, so werdet ihr auch wieder echte Künstler und echte Kunstwerke haben. Nicht uns klagt an, ihr seid es, und euere milchgesichtige Moral ist es, die wir anklagen müssen, weil sie uns zur Unthätigkeit zwingt!"

Er hatte sich in eine Erregung hineingesprochen, die seine Brust hoch aufwogen ließ und ein wildes Feuer in seinen Augen weckte. Wie das Licht aus dem Gartensaal, dessen Thüren offen geblieben waren, jetzt auf sein Antlitz fiel, erschien es mir so durchgeistigt und verklärt, daß ich nicht müde wurde, es anzuschauen. Eine

Digitized by Google

glühende Künstlerseele, die das Höchste will und sich bewußt ist, das Höchste leisten zu können, sprach aus seinen Worten, für die ich doch keine Erwiderung hatte als ein stummes Kopfschütteln. Mir war bei dem, was er gesagt, traurig zu Sinnen geworden, ohne daß ich wußte warum? Aber Camillo Torlani schien anders und eigenartig dadurch bewegt zu sein. Er griff von der Fülle der Gedanken, die in Günthers Rede enthalten gewesen, einen einzigen heraus und fragte mit seiner tiefen Stimme leise: „Sagst du das alles auch nicht nur deshalb, weil du weißt, es wird sich nie ändern und man wird die Stichhaltigkeit deiner Gründe nie prüfen? Bist du dir wirklich bewußt, ein vollendetes Kunstwerk schaffen zu können, wenn sich dir keine Schwierigkeiten mehr bei der Aufsuchung eines passenden Modells entgegenstellen?“ Ich sah, wie aus Günthers Augen ein Blitz zu dem Sprecher hinübersprühte. Eine Weile rang er seinen heißen Unwillen nieder, und ich merkte es ihm an, wie er um Worte kämpfte. Dann stand er auf, stützte sich leicht mit einem Arm auf die Lehne seines Sessels und sagte, geisterhaften Blickes ins Dunkel vor sich hinausschauend: „Camillo, so wahr die Sterne dort über uns ihre Bahnen ziehen, so wahr und gewiß würde ich ein großer Künstler werden und meine glanzvolle Laufbahn zurücklegen, wenn ich je begnadet würde, einen athmenden Menschenleib zu schauen und als Modell zu benutzen, der in seiner Schönheit meinem Ideal gleichkäme; ich fühle es, ich weiß es. Es leben Kräfte in mir, von denen ihr alle nichts ahnt. Aber das Feuer in meinen Adern erlischt, weil meine Augen sich nicht an dem weiden dürfen, wonach meine schönheitsdurstige Seele lechzt. Darum laß uns hier abbrechen, es führt zu nichts, weiter davon zu sprechen.“

Er schüttelte sich, als ob er die ganze Last der Gedanken, die auf ihn eingestürmt waren, von sich abwerfen wolle. Camillo erwiderte nichts mehr. Meine Augen wandten sich unwillkürlich rückwärts, gegen das Haus zu. Da gewahrte ich im Schatten eines Baumes Signora Cornelia, die gegen den Stamm gelehnt stand, die Lider geschlossen, die Hände im Schos übereinandergefaltet. Es sah aus, als ob sie schliefe, und über ihrer Gestalt lag ein traumhafter Reiz ausgegossen, wie wenn sie im Bann wohliger Empfindungen gefesselt wäre. Als meine Blicke von ihr abglitten, begegneten sie denen Günther's, die das gleiche Ziel verfolgt hatten. Ich weiß nicht, ob uns beide in jenem Moment blitzgleich der nämliche Gedanke durchzuckte, aber wir schlugen einer vor dem andern die Augen nieder, als ob wir uns über etwas Unlauterm ertappt hätten und dessen schämen müßten.

Ein Gespräch wollte nicht wieder in Gang kommen. Wir nahmen bald unsern Abschied, um durch die laue Spätherbstnacht unsern Heimweg nach Rom anzutreten. Auf Frau Cornelia's Antlitz lag es wie ein hoffnungsfreudiges Leuchten, und ihre großen, dunkeln Augen glänzten, wie in einem Gefühl der Erlösung oder im Bewußtsein eines schweren, ernsten Entschlusses, zu dem sie sich durchgerungen, als ihre Hand in der meinen lag und sie mich zu häufigerer Wiederkehr einlud. Dann wanderte ich mit Günther Arm in Arm thalab und durch die Campagna dem Stadtthor zu. Uns beiden war das Herz voll, und doch redeten wir während des ganzen Weges kaum miteinander.

Digitized by Google

II.

Es war zwischen uns verabredet worden, daß ich während des Vormittags, wo Günther seine Unterrichtsstunden zu ertheilen hatte, allein meine Wanderungen durch die Galerien und Paläste antreten solle, daß wir uns dann zu einer späten Collazione in unserer Trattoria am Tritonenplatz zusammenfanden und von da an die letzten Tagesstunden gemeinsam verbrachten, sei es auf einer Streiferei durch die Campagna, zwischen den Ruinen, in den Kirchen oder auf dem Monte Pincio. Abends wollten wir dann miteinander lesen, studiren, von dem sprechen, was der Tag uns gebracht hatte, und die verschiedentlichen römischen Weinsorten an uns vorbeigehen lassen. So verhieß mein römischer Aufenthalt und unser Zusammenleben nur die besten Erfolge.

Aber schon in den ersten Tagen nach unserm Besuch in der „Parva domus" am Monte Mario erschien mir Günther Wallberg bei unserm Zusammentreffen sonderbar zerstreut, sodaß es schwierig, sogar bald unmöglich wurde, sich mit ihm in ein ernsthaftes Kunstgespräch einzulassen, oder sich in die tausend historischen Reminiscenzen zu vertiefen, die in uns bei jedem Schritte auf diesem classischen geheiligten Boden wach werden. Es war unverkennbar, daß ihn etwas Wichtiges und Bedeutsames beschäftige, worüber er mir keine Rechenschaft zu geben wünschte, das ihn aber voll und ganz ausfüllte. Natürlich hütete ich mich wohl, mich in sein Vertrauen einzudrängen, und war nur froh darüber, daß es etwas freudig Erregendes war, was ihm die Seele bewegte; denn das verkündeten seine wolkenlose Stirn und seine stolz leuchtenden Augen mir so deutlich, daß ich nicht daran zweifeln konnte. Welcher Gedanke aber sollte mir näher liegen als der, daß Günther seine künstlerische Thätigkeit wieder aufgenommen habe, daß unsere Ermahnungen, die er so eifrig als unbegründet widerlegt hatte, doch auf fruchtbaren Boden gefallen waren und ihn angespornt hatten, noch einmal den Meißel zu ergreifen und den letzten Versuch zu wagen, um seinen Beinamen zu Schanden zu machen? Und vielleicht hatte er das richtige Modell, das ihn bis zur Vollendung seines Werkes zu begeistern vermochte, nun endlich doch noch gefunden, und sein glückstrahlendes Antlitz offenbarte mir, daß er jetzt seinen eigenen Kräften vertraue und sich selbst genugthue. Daß er trotzdem mir gegenüber schweigen wollte und vor jedermann sein Thun geheimhielt, bis ihm der große Wurf gelungen war und er nicht abermals eine bittere Enttäuschung zu erfahren hatte, war mir, da ich die Eigenart von Günther's Charakter kannte, erklärlich genug.

So ließ ich ihn gewähren, that, als ob seine Theilnahmlosigkeit nichts Befremdendes für mich habe, und enthielt mich sogar aller geheimen Nachforschungen, um ihn nicht zu verletzen. Nur, als er mir eines Tages so obenhin mittheilte, er habe seine Unterrichtsstunden aufgegeben, konnte ich mich nicht enthalten, in froher Erregung zu fragen: „Und du arbeitest wieder?"

Er sah mich an, wurde dunkelroth und nagte an seiner Unterlippe. Mir kam es vor, als hätte er gern gesprochen, aber er wage oder dürfe es nicht. So bejahte er nur kurzweg, wandte sich um und fing hastig von andern Dingen zu reden an. Ich meinestheils ehrte seine Discretion nach wie vor, und ich merkte

Digitized by Google

wohl, daß er mir das hoch anrechnete. Er war noch herzlicher in den Aeußerungen seiner Freundschaft als früher.

Was mir aber auffallen mußte, war, daß er mir niemals mehr den Vorschlag machte, zu der „Parva domus" Camillo Torlanis hinauszuwandern, ja, daß er dies geradezu ablehnte, wenn ich ihm meine Neigung dafür ausdrückte. Bald meinte er, daß der Weg für die immer kürzer werdenden Tage zu weit sei, bald schützte er Arbeit vor, und bald eröffnete er mir zu meinem Erstaunen, daß er Camillo und seine Schwester erst kürzlich besucht oder in Rom selber getroffen habe. Zu einem gemeinsamen Besuche sollte es offenbar nicht mehr kommen, und wenn ich das interessante Geschwisterpaar in seiner anheimelnden, römischen Häuslichkeit wiedersehen wollte, mußte ich mich selber auf den Weg machen. Daß ich willkommen war, durfte ich ja ohne weiteres annehmen.

An einem sonnigen Decembervormittag schritt ich denn also zur Porta Angelia hinaus und wandte mich den duftblauen Bergen zu. Es war eine reine, frische Luft draußen, die sich wohlig athmete. Das kleine, gelbe Haus am Hügelabhang lag einsam und wie verlassen unter den breitästigen Pinienwipfeln da; kein Laut regte sich in der Runde, als ich droben auf der Gartenterrasse davorstand und vergeblich auf das Nahen eines Menschen harrte. Selbst als ich klopfte, kam lange Zeit niemand. Und als endlich Camillo Torlani nun wirklich die Thür des Gartensaales von innen aufstieß und im Rahmen derselben stehen blieb, blickte sein Auge so düster und seine Stirn war so umwölkt, daß ich wohl einsah, ich sei zu unrechter Stunde gekommen. Ja, ich hatte sogar die Empfindung, als würde mich der Hausherr am liebsten grollend von seiner Schwelle weisen, wenn sich das nur sonst mit seiner südländischen Gastlichkeit vertragen hätte.

So erwiderte er meinen Gruß nur mit einem leichten Kopfnicken und fragte: „Sie wollten uns besuchen, oder —"

„Nichts anderes", fiel ich, peinlich berührt, ein, „aber, da ich sehe, daß ich ungelegen gekommen bin, werde ich lieber ein andermal von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen."

Ich sah, wie er die Farbe wechselte und mich gleichzeitig mit langem, prüfendem Blick betrachtete, als ob er die geheimsten Gedanken meiner Seele enträthseln wolle. Dann bot er mir, gleichsam beschämt, die Hand und sagte zutraulicher, aber ohne daß sonst das Düstere, das in seinem Wesen heute ausgeprägt lag, gewichen wäre: „Sie irren sich, Sie sind mir durchaus willkommen, mein Herr. Ich bin nur verstört, weil ich mitten aus der Arbeit komme, halten Sie mir das zugute. Man findet sich dann so schwer in die greifbare Wirklichkeit zurück. Bleiben Sie, leisten Sie mir Gesellschaft, ich bitte Sie darum, und — verzeihen Sie mir!"

Er drückte mir noch einmal die Hand und zog mich in den Gartensaal mit sich, wo er mir einen Sessel zuschob und sich selber neben mir niederließ. Die Thüren blieben offen, sodaß die Strahlen der Wintersonne, die draußen die alten Baumwipfel durchleuchteten, bis zu uns hereinfielen und über die bunten Fliesen des Bodens hinglitten. Der Duft von ein paar verspäteten Rosen wehte mit dem leisen Windzug ins Gemach.

Ich hatte nach Signora Cornelia gefragt, während ich die Ausstattung des Zimmers betrachtete, und Signor Camillo erwiderte mir, daß sie nicht zu Hause

Digitized by Google

sei. Dabei sah er mich abermals so scharf und prüfend an, daß ich nicht wußte, wie ich mir's zu deuten hätte. Wir schwiegen dann eine Weile, mir war jede Lust zur Unterhaltung vergangen und meine Stimmung endgültig zerstört; ich wäre gern wieder meiner Wege gegangen. Plötzlich fragte Camillo: „Wissen Sie, was Ihr Freund — es ist doch Ihr Freund?"

„Wer?" fragte ich, „der Torso?"

„Ja, wissen Sie, was er jetzt treibt?"

„Er hat mir gesagt, daß er wieder arbeitet, und ich bin herzlich froh darüber. Es mußte ja dahin kommen, ein Genie wie er kann nicht so verkümmern."

Er lächelte sonderbar bitter. „Und wissen Sie auch, was er arbeitet?" fragte er weiter.

Ich verneinte. „Er spricht nie darüber und hat mir den Eintritt in sein Studio noch nicht gestattet. Ich weiß nicht einmal, woher er nun so plötzlich ein Modell gefunden und ob man hoffen darf, daß es ihn bis zur Vollendung seines neubegonnenen Werkes fesseln und begeistern wird. Aber ich hoffe und wünsche es."

Er nickte vor sich hin und sah mich dann abermals streng und forschend an. „Sie wissen, Sie ahnen nicht, wer dieses Modell ist? Und Sie hörten doch damals seine Lockrede mit an, dort, dort draußen war es."

Er deutete mit der Hand auf den Platz hinaus, in seinen Augen glomm es unheimlich dabei auf. Mich durchlief es mit leichtem Schauer. Ich sah beinahe angstvoll fragend an ihm vorüber, und unwillkürlich sprachen meine Lippen laut aus, was ich nur dachte und nur mir selber hatte eingestehen wollen: „Signora Cornelia — Ihre Schwester steht ihm Modell? Sie? Sie?"

„Ja, sie", entgegnete er und kreuzte die Arme über der Brust, als ob er dadurch andeuten wolle, er selber sei machtlos gewesen solchem Entschluß gegenüber; „seine Worte an jenem Abend, die sie mit angehört, hatten's ihr angethan. «Ich will ihn retten, wenn ich kann», hat sie mir gesagt, «er soll nicht zu Grunde gehen, und sein Genie soll nicht verkümmern oder sich in nutzlosem Kampfe aufreiben, wenn ein Weib ihn zu retten vermag. Das ist Christenpflicht und Menschenpflicht, da darf keine kleinliche Rücksicht und keine engherzige Moral oder gar die Furcht vor den Leuten mich davon zurückhalten. Ich will ihm beweisen, daß es noch großdenkende Frauen mit freier Seele gibt, und er soll mir beweisen, daß er kein blasser Prahler ist, sondern daß ein Künstlergenius in ihm schlummert. Oder meinst du, daß ich nicht schön genug bin, um ihm Modell zu stehen, Camillo? Sonst hat mich's wenig gekümmert, wenn die Leute mich schön hießen, und ich habe nicht einmal darüber nachgedacht, ob ich's sei; jetzt aber möchte ich's sein, um ihm genügen zu können.» Sehen Sie, und das war ihre einzige Sorge, Herr. Sie können sich wol ohne weiteres denken, daß ich alles gethan habe, was in meinen Kräften stand, um sie andern Sinnes zu machen und von ihrem wahnsinnigen Vorhaben abzubringen, daß ich sie gebeten und ihr gedroht, in Ernst und Spott mit ihr gerungen habe, daß sie den ungeheuerlichen Gedanken solle fallen lassen. Aber wenn Sie Cornelia kennten, würden Sie auch wissen, daß alles das bei ihrer Charakteranlage völlig umsonst sein mußte. Was sie sich einmal vorgesetzt, das führt sie auch aus, Herr; und Himmel und Hölle haben keine Gegen-

Digitized by Google

wehr dabei. Was blieb mir also zu thun? Ich habe keine Gewalt über sie, denn sie ist frei; sie, als Witwe, muß selber wissen, was sie darf und was nicht. Ich habe sie beschworen, um meinet-, um ihret- und der Welt willen ihrem Wunsche zu entsagen, dessen hochherzige Regung ich ja anerkenne; ich habe ihr tagelang gegrollt und das heilige Band zerrissen, das uns beide aneinander knüpft: sie ist doch gegangen, um zu thun, was sie für das Rechte hält. Wir haben beide unnütz unter dem Zwiespalt gelitten, und allmählich ist alles zwischen uns wieder geworden, wie es war. Wir sprechen von dem nicht mehr, was uns trennt, und ich trage mein Weh verschwiegen in der Brust. Verstehen Sie mich recht: ich fürchte die Leute nicht, die Cornelia verketzern und verdammen könnten, was gehen uns beide die Leute an? Ich fürchte für sie selber, nur für sie. Sie wird früher oder später ihren hochherzigen Irrthum einsehen, und dann wird ihre Reue zu spät kommen. Sie selber verschließt sich da jeden Weg zu späterm Glück. Und deshalb habe ich auch auf Torso noch einzuwirken gesucht, er solle und müsse Cornelia freigeben. Aber er wies mich trotzig zurück, nannte mich einen kleingeistigen Philister, einen Selbstsüchtling, einen unwürdigen Nachkommen großer Geschlechter, und beharrte bei seinem Entschluß. Seitdem geht alles, wie es gehen muß. Torso war mein Freund, ich habe ihn aufrichtig als solchen geliebt, jetzt — jetzt beginne ich ihn zu hassen. Und nun begreifen Sie wol, weshalb ich Sie weniger zuvorkommend empfing, als Sie hätten erwarten dürfen; mußte ich doch annehmen, Sie wüßten um alles und billigten alles — Ihr Besuch erschien mir gerade wie eine Herausforderung. Aber vielleicht billigen Sie es auch wirklich? Dann lassen Sie uns über das ganze Ereigniß Schweigen bewahren, solange wir beisammen sind. Ich habe Ihnen Vertrauen bewiesen, ich erwarte von Ihnen Discretion; ich denke, zwischen zwei Galantuomini bedarf es keines weitern Wortes."

Sein Bericht und die Art, in der er über das Vorgefallene sprach, übten eine nachhaltige Wirkung auf mich aus, ohne daß ich mir im ersten Augenblick schon klar darüber geworden wäre, welche Folgen das Gehörte nach sich ziehen werde. Ich begnügte mich vorläufig damit, Signor Camillo zu versichern, daß ich von dem allen bisher keine Ahnung gehabt, daß es mich aufs höchste überrasche und aufrege, und daß ich, wie er selbst, die schwersten Bedenken diesem ungewöhnlichen Geschehniß gegenüber hegen müsse.

Er, dem es sichtlich wohlthat, sich einmal frei über die Gefahren aussprechen zu dürfen, denen Signora Cornelia sich aussetzte, erwiderte mir erregten Tones, hielt aber plötzlich in seiner Rede inne; denn ein dunkler Schatten fiel von draußen herein und verdeckte das Sonnengeringel auf den bunten Fliesen des Zimmerbodens. Auf der Schwelle stand die, von der wir eben gesprochen, hochaufgerichtet, schön, groß und ruhig, wie ein Marmorbild. Sie kam eben von der Stadt zurück, ihre Wangen waren vom raschen Gange geröthet, ihr Busen hob sich in gleichmäßigen, tiefen Athemzügen. Sie mochte Camillo's letzte Worte gehört haben, oder sich infolge unsers plötzlichen Verstummens bei ihrem Eintritt den Gegenstand selber zusammenreimen, den wir eben abgehandelt hatten; denn ich sah, wie ihre Stirn jählings glühend überhaucht ward und ihre Lider secundenlang die diamantenen Augensterne unter ihnen bedeckten.

Digitized by Google

Dann aber hatte sie ihre Fassung auch schon wieder zurückgewonnen, bewillkommnete mich mit ruhiger Freundlichkeit und bat mich, die Mahlzeit mit ihnen einzunehmen. In der Begrüßung der Geschwister lag auf beiden Seiten die gleiche, anheimelnde Herzlichkeit ausgedrückt, die ich früher wahrgenommen und die mir jetzt bewies, daß zwischen ihnen alles wieder ausgeglichen war und Camillo's Groll sich einzig gegen Günther Wallberg richtete. Ich mochte den Eindruck nicht aufkommen lassen, als ob mich das Gehörte verstimmt, oder der frühere Empfang von seiten des Hausherrn abgestoßen hätte; auch fühlte ich mich abermals durch den reinen Zauber der Weiblichkeit gebannt, der von Cornelia ausging: so blieb ich und verlebte Stunden in der Nähe dieser beiden ungewöhnlichen und mein Interesse fesselnden Menschen, Stunden, aus denen ich einen hohen Genuß mit mir fortnehmen durfte, der lange in mir nachwirkte.

Um so bedeutungsvoller wurden nun aber auch die Worte für mich, die ich von Camillo gehört hatte, und je inniger ich mich mit dem Schicksal der Geschwister verknüpft glaubte, desto mehr drängte es mich, die schöne, junge Frau einer Gefahr zu entziehen, der ich sie entgegengehen sah, und die nach meinem Urtheil noch schwerer und drohender war, als sie selbst Camillo Torlani erschien. Noch am nämlichen Abend suchte ich Günther auf und brach die Gelegenheit vom Zaune, um ihm zu eröffnen, daß ich in sein so ängstlich bewahrtes Geheimniß eingeweiht sei.

Er nahm das ganz wider meine Erwartung freudig, beinahe wie eine Erlösung auf, die ihn nunmehr von dem lästigen Zwange des Versteckspielens befreite, und fing ohne weiteres an, mir mit erregter Stimme von seinem Werk und von den Hoffnungen zu erzählen, die er für seine ganze Zukunft daran knüpfe. Er wollte sich an einer früher ausgeschriebenen Concurrenz betheiligen, hoffte bei der fieberhaften Thätigkeit, die er jetzt entfaltete, bis zum Ablieferungstermin fertig zu werden und zweifelte kaum daran, daß er auch diesmal, wie in seinen jungen Jahren, den ersten Preis davontragen werde. An Stelle seiner frühern Verzagtheit war jetzt plötzlich eine Siegesgewißheit getreten, die mich und alle meine Bedenken wie in einem Wirbel mit fortriß. Es handelte sich um eine Statue der Kunst, ein Kolossalgebilde, das im Giebelfelde des Neubaues einer Gemäldegalerie in einer italienischen Großstadt seine Aufstellung finden sollte. Günther entwickelte mir die Ideen, von denen er sich leiten lasse, malte mir in flüchtigen Bleistiftstrichen die Umrisse seiner Gestalt auf ein Blatt Papier, war so beredt und feurig in der Schilderung der Reize seines Modells, so zukunftsfreudig in der Erörterung seiner Thätigkeit im einzelnen, daß ich mich von seinem künstlerischen Schaffenseifer und der schönen Begeisterung, die ihn durchglühte, mit der er sein Alles an dies eine Werk hingab, innig bewegt fühlen mußte.

Nichtsdestoweniger benutzte ich die erste Pause in seinem langen Bericht, um ihm vorzustellen, wie ernste Gefahren er für Signora Cornelia heraufbeschwöre, deren hochherzigen Entschluß ich sehr wohl zu würdigen im Stande sei. Er schien durch meine Worte überrascht. „Ich habe ja nichts dazu gethan, um sie zu diesem Schritte zu veranlassen", entgegnete er mir kühl, „kein Wort der Bitte hätte ich je gewagt. Es war ihr freier Entschluß. Sie kam zu mir und sagte: «Meinen

Digitized by Google

Sie, daß ich Ihnen als Modell genügen würde, Signor Torso? Wenn das der Fall ist und Sie die Zuversicht hegen, durch mich zu künstlerischem Schaffen inspirirt zu werden, aber so, daß Ihr Eifer nicht vor der Vollendung Ihres Werkes wieder erlahmt, so bin ich bereit, Ihnen Modell zu stehen, wann und wie Sie es verlangen. Verfügen Sie über mich!» Du kannst dir meinen freudigen Schreck bei diesem Anerbieten kaum vorstellen. Wie ein elektrischer Strom durchfuhr es mich, daß ich emportaumelte und Miene machte, wieder vor ihr in die Knie zu sinken. Der Gedanke, daß ich von meiner unglückseligen Torsoexistenz befreit werden könne, wenn dies herrliche Weib sich meiner erbarmen wolle, hatte mich schon oft in schlummerlosen Nächten heimgesucht und gepeinigt; nie, auch nicht in meinen Träumen aber hatte ich daran gedacht, daß es je dahin kommen könne. Ich wußte, daß sie freigeistig und rein ist, wie keine andere, aber Weib ist Weib, und von der modernen Kleidermoral sind sie alle angesteckt. Und nun, da die Noth am höchsten und die Verzweiflung am tiefsten bei mir, sollte ich plötzlich am Endziel meiner kühnsten Wünsche sein! Und solche Himmelsgabe hätte ich von mir weisen sollen? Warum? Weil die Menschen Anstoß daran nehmen konnten, weil es nahe lag, daß sie die edle Absicht dieser Frau misdeuten und uns beiden die unlautern Beweggründe andichten würden, von denen sie selber sich in all ihrem Thun leiten lassen? Diese Selbstverleugnung wäre zu weit gegangen und am unrechten Platze gewesen. Ich griff, als Ertrinkender, nach dem Strohhalm, der sich mir bot. Auf der einen Seite meine hülflose Unthätigkeit, die mich in ewiges Dunkel verbannte, auf der andern die jubelnde Siegesgewißheit, wenn diese Frau mich erlöste, die sich dadurch in Widerspruch zu den herrschenden Anschauungen setzte — konnte diese Wahl mir Schwierigkeiten bereiten? Wenn du wüßtest, wie ich seit jener großen Stunde aufgelebt, neu erweckt, ein anderer geworden bin, welch Feuer durch meine Adern braust, welch glühender Eifer mich beseelt! Ich muß mich ja dieses edeln Opfers würdig zeigen, das man mir bringt, muß meiner Torsoexistenz ein Ende machen, diese wunderherrlichen Glieder in leuchtendem Marmor verewigen und mein kühnes Selbstbewußtsein rechtfertigen durch eine große, künstlerische That. Ich glaube, ich werde es können."

Seine Augen flammten in heller Begeisterung, und ein glückliches Lächeln verklärte sein Antlitz. Er reichte mir die Hand, als ob er mich bitten wolle, nun jeden fernern Einwand fallen zu lassen. Aber ich zwang mich, bei meinem Vorsatz zu bleiben. „Du selbst wirst in jedem Fall frei ausgehen", sagte ich, „denn daß der Künstler seine Modelle nimmt, wo er sie findet, wird ihm keiner verargen. Aber weil Camillo Torlani und seine Schwester deine Freunde sind, darf ich verlangen, daß du um ihretwillen anders handelst. Wäre Signora Cornelia dir fremd, so möchte alles eher hingehen; aber welche Stellung weisest du ihr für später unter den Menschen an, die ihr nahestehen, wenn dein Bildwerk erst den Augen aller preisgegeben ist, und jeder, der sie kennt, erstaunt und entrüstet gewahren muß, daß sie dir zum Modell gedient hat? Ob man recht damit thut, sie zu verdammen, ob man mit Recht das Modellstehen zu einem Gewerbe erniedrigt hat, dem ein Makel anhaftet, das alles zu entscheiden ist ja nicht unsere Sache, sondern bleibt völlig bedeutungslos; genug: man wird sie verdammen, wie die

Digitized by Google

Welt einmal ist, und du bist es ihr schuldig, sie davor zu bewahren. Deine Selbstsucht kann dich nicht so weit führen, daß du den Ruf dieser Frau schonungslos aufs Spiel setzest. Besinne dich bei zeiten, lieber Freund, wie du ihr die Schande ersparen willst, und daß es eine höhere Pflicht für dich gibt als die gegen dich selbst; noch ist es Zeit."

Der trotzige Blick, mit dem Günther meine Worte aufnahm, belehrte mich darüber, daß sie keinen Eingang bei ihm fanden, und daß sein Ehrgeiz gegenwärtig alle andern Regungen in ihm niederhielt. „Signora Cornelia ist kein Kind mehr", entgegnete er mir scharfen Tones; „sie weiß selber, was sie thut und wieviel sie wagen darf."

„Vielleicht täuscht sie sich darüber."

„Warum?"

„Weil — bist du denn blind geworden, Günther? — weil sie dich liebt! Diese Frau gibt dir ihr alles hin, auch ihren Ruf, weil sie eine leidenschaftliche Neigung für dich hegt, die jede andere Empfindung in ihr abstumpft."

Er schien peinlich überrascht zu sein und blickte eine Weile nachdenklich zu Boden. „Du siehst Gespenster", sagte er dann unmuthig; „diese Frau liebt überhaupt nicht, sie empfindet reine Freundschaft für mich, nichts weiter."

„Das sagst du, weil das Gegentheil meinen Ermahnungen eine nachdrückliche Hülfe verleihen würde", fiel ich ein; „aber wenn du nur sehen willst, wirst du das Gleiche sehen. Und du, Günther, empfindest du nichts für sie, gar nichts?"

„Nichts, was über ein ehrliches Freundschaftsgefühl hinausginge, wahrhaftig nicht! Mein Entzücken an ihr ist das des Künstlers an der schönen Form. Und eben deshalb ist unser Verhältniß so rein, unser Zusammensein durch keinen unlautern Gedanken getrübt. Ihre Empfindungen für mich sind selbstlos und frei von jedem eigennützigen Wunsche, und sie sucht, während sie mir Modell steht, nur den Künstler, nicht den Mann in mir. Du fassest diesen edeln Frauencharakter zu sehr nach der Schablone auf, lieber Freund."

So philosophirte er noch eine Weile weiter, und ich stritt dagegen, ohne daß wir zu einem Resultat gekommen wären. Ich mußte einsehen, daß es unmöglich sein würde, die unnatürliche Verbindung zwischen den beiden zu lösen, daß Günther in begreiflichem Egoismus das Opfer Signora Cornelia's annehmen wollte, und daß diese letztere jeder Einwirkung von meiner Seite entzogen war. Ich blieb dabei, daß nur die Liebe einer Handlungsweise, wie die der jungen Frau es war, fähig sei, und Günther führte tausend Gründe dagegen ins Feld; so mußte ich die Dinge eben gehen lassen, wie sie wollten. Zwar kam ich auch in der Folgezeit immer wieder dem Freunde gegenüber auf mein „ceterum censeo" zurück und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm zu Gemüth zu führen, daß er Frau Cornelia compromittire und vielleicht ihre ganze Zukunft zerstöre; aber ich erreichte nichts bei ihm als ein ungeduldiges Achselzucken, und der jungen Frau gegenüber hätte ich nicht einmal anzudeuten gewagt, daß ich um ihr Geheimniß überhaupt wisse, geschweige denn, daß ich sie hätte anflehen können, ihre hochherzige Unbesonnenheit wieder aufzugeben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Ende des chilenisch-peru-bolivianischen Krieges.*)

Von

Dr. Karl Loeffler.

I.

Als nach den blutigen Schlachten vor den Thoren Limas, bei Chorrillos am 13., und bei Miraflores am 15. Jan. 1881, die das Schicksal Perus endgültig entschieden, der Dictator und „Beschützer der eingeborenen Rasse", Nicolas de Piérola, mit wenigen Getreuen über die Cordillere ins Innere flüchtete, während die Chilenen auf Bitten des diplomatischen Corps am 17. ihren Einzug in die peruanische Hauptstadt, die üppige „Stadt der Könige", beschleunigten, um den farbigen Pöbel, der im Verein mit versprengten Soldaten plünderte, sengte und mordete, im Zaume zu halten: da hielt man allgemein den Krieg, der bereits zwei Jahre währte, für beendigt und den Friedensschluß nur noch für eine Frage von wenigen Tagen. Doch der „große Staatsmann" Perus zeigte für die Lage seines Landes jetzt ebenso wenig Verständniß wie fünf Monate früher, als er von dem Staatssecretär der Finanzen, Dr. Manuel A. Baringa, der den erkrankten „Kanzler" Dr. Pedro José Calderon in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vertrat, den beiden peruanischen Bevollmächtigten zu den Friedensconferenzen von Arica die geheimen Instructionen geben ließ, denen zufolge er von dem siegreichen Chile die Räumung der bolivianischen Küstenprovinz Atacama und der peruanischen Departamentos Tarapacá und Tacna, die Rückgabe des im blutigen Kampfe geenterten Thurm- und Widderschiffes Huascar und des halb verkohlt weggenommenen Kanonenbootes Pilcomayo und die Zahlung der den verbündeten Republiken Peru und Bolivia erwachsenen Kriegskosten verlangte. Mit gänzlicher Misachtung der vollzogenen Thatsachen erklärte er auf die Vorstellungen seiner limeñer Freunde sich zu Unterhandlungen mit dem Feinde und zum Friedensschluß bereit, wenn die Lage der Dinge wiederhergestellt werde, wie solche am 15. vor Ausbruch des Kampfes bei Miraflores bestanden, als durch die Bemühungen des diplomatischen Corps ein Waffenstillstand herbeigeführt worden war, welchem Friedensverhandlungen hätten

*) Vgl. „Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg. Seine Ursachen, Entwickelung und Verlauf", in „Unsere Zeit", 1881, I, 401 fg., 596 fg.

Digitized by Google

folgen sollen. Dieser Mangel an gesundem Menschenverstand — anders kann man die blinde Ueberhebung, die in der Forderung liegt, nicht nennen — brachte bei den chilenischen Bevollmächtigten, dem „Kriegsminister im Felde" Francisco José Vergara und dem Intendenten der Provinz Valparaiso Eugenio Altamirano, die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß mit dem „fahrenden" Dictator, der die Hauptstadt des Landes dorthin zu verlegen decretirt hatte, wo er mit seinem „Generalfeldsecretär" (Secretario General en Campaña)*) sich befinden würde, Unterhandlungen, die zum ersehnten Frieden führen könnten, schlechterdings unmöglich seien; eine Ueberzeugung, die dann durch die unqualificirbare Note des Generalfeldsecretärs an das diplomatische Corps in Lima, d. d. Canta, 20. Jan. 1881, verstärkt wurde bis zum festen, unwiderruflichen Vorsatz, alle Verhandlungen abzubrechen. In dieser Note wurden nochmals alle die ungereimten Beschuldigungen, die der frühere „Kanzler" Dr. Calderon in seiner Circularnote vom 5. Nov. 1880 den „befreundeten Kanzleien" aufzutischen gewagt hatte**), mit wenig Geschick vorgebracht und durch andere vermehrt.***) Predigte doch auch der Subdictator von Arequipa, Pedro A. del Solar, der allerdings piérolistischer denn Piérola war, in seinen Proclamationen den Krieg bis aufs Messer, den Krieg, „bis Peru oder Chile verschwindet". Am 9. Febr. erschien ein Erlaß des chilenischen Oberbefehlshabers Generals Manuel Baquedano, der in Erwägung, daß 1) keine Friedensverhandlungen bisher angeknüpft worden seien, daß 2) die Dictatorialregierung im Gegentheil den Widerstand verlängern wolle, obwol ihr offenkundig alle Elemente dazu fehlten, und daß 3) eine andere Regierung, mit der Chile in Friedensunterhandlungen eintreten könnte, sich in Lima noch nicht constituirt habe, allen Anzeichen nach sobald auch nicht constituiren werde, daß demnach die bisher beobachtete Milde übel angebracht sei, das Kriegsgesetz über alle occupirten Gebiete verhängt, den Städten Lima und Callao die Verpflegungskosten des Occupationsheeres auferlegt und eine Kriegscontribution in Aussicht stellt. Hatte das chilenische Hauptquartier in diesem Erlasse den limeñern Notabeln schon recht deutlich den Rath an die Hand gegeben, ohne Säumen zur Bildung einer andern Regierung zu schreiten, so sprach das hochofficiöse chilenische Blatt

*) Am Tage nach der Schlacht bei Miraflores, am 16. Jan. 1881, wurde statt der bisherigen sieben Staatssecretäre ein „Generalfeldsecretär" ernannt und ihm „alle Zweige der Verwaltung" unterstellt.

**) Vgl. „Unsere Zeit", 1881, I, 615.

***) Am Schluß dieser Note, die dem chilenischen Oberbefehlshaber den Bruch des Waffenstillstandes als einen Act der Treulosigkeit und Hinterlist vorwirft, während der neue Kampf gerade peruanischerseits und zwar, wie aus amtlichen Telegrammen, die in Callao vorgefunden wurden, hervorgeht, wohlüberlegt eröffnet ward, schreibt der berüchtigte Kapitän zur See Aurelio Garcia y Garcia, den Piérola für seine schmähliche Flucht mit der Corvette Union am 8. Oct. 1879 als rechten Mann für den Posten eines „Ministers für alles" ausersehen hatte: „Die Soldaten einer Nation wie Chile, die, wie es soeben geschehen ist, unsere gefangenen Chefs und Offiziere kalten Blutes und in feiger Weise erschießen, unsere wehrlos auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten meucheln und nach der Besetzung von Ortschaften, wie Chorrillos, Barranco und Miraflores, dieselben an allen vier Enden anzünden, glaubten im Verlauf dieser unseligen Logik der Barbarei sich über jeden moralischen Respect und militärischen Compromiß hinwegsetzen zu können."

Digitized by Google

„La Actualidad", das seit dem 20. Jan. unter der Aegide des radicalen Führers im chilenischen Abgeordnetenhause, Isidoro Errázuriz, der seinen Freund, den „Kriegsminister im Felde", als Generalsecretär auf der dritten Etappe begleitet hatte, in Lima erschien, am folgenden Tage es offen aus, daß die Chilenen den „fahrenden" Dictator Nicolas de Piérola nicht als Staatschef von Peru betrachteten und demnach sich auch mit ihm in keinerlei Unterhandlungen einlassen würden. „Tochter des militärischen Erfolges" (eigentlich Misserfolges, da Piérola ja am 21. Dec. 1879 im Straßenkampfe den kürzern gezogen und mit den beiden für seine Sache gewonnenen Bataillonen nach Callao sich geflüchtet hatte) „verschwand die Dictatorialregierung mit der Niederlage und dem Preisgeben Limas und Callaos an das eingedrungene Heer. Moralisch hatte sie aufgehört für die chilenische Militärbehörde eine Regierung zu sein mit dem Tage, an dem sie verrätherisch in Miraflores den unter Mitwirkung des diplomatischen Corps vereinbarten Waffenstillstandspact brach.... Vergebens wird man ferner sich bemühen, vor dem Publikum Gerüchte glaubhaft zu machen, die bis hierher das verderbliche Resultat hervorgebracht haben, die unabhängigen Männer zu entmuthigen und die natürliche und legitime Reaction der constitutionellen Meinung gegen eine ausschweifende und demoralisirende Dictatur aufzuhalten. Von heute ab ist das Interesse der Gesetzlichkeit in Peru das Interesse Chiles, weil in dem Triumph dieser Sache die einzige Garantie der Ordnung, die einzige ernsthafte Perspective des Friedens entdeckt wird." Nun begannen die Gegner Piérola's, der „Partido civil" (Pardisten) und der „Partido nacional" (Pradisten), sich zu regen und in vertraulichen Versammlungen über die Bildung einer „andern Regierung in Lima" zu berathschlagen. Als indeß abermals eine Woche ohne sichtbare Ergebnisse verging, mußte „La Actualidad" am 19. Febr. die Abreise des chilenischen Kriegsministers ankündigen als „ein neues Zeichen von schlechter Vorbedeutung", als „ein neues Symptom, das den Wechsel offenbart, der seit Tagen in der Haltung der chilenischen Behörden und in dem ganzen System der Beziehungen des Occupationsheeres zu der Bevölkerung und zu den Localbehörden Perus sich vollzieht", und ihre schwerwiegenden Folgen den Peruanern vor die Augen führen. „Das Kriegsgesetz mit seinem einfachen und raschen Apparat hat zu functioniren begonnen und seine Action kann in gegebenen Momenten dahin kommen, außergewöhnlich energisch und furchtbar zu sein. Das Verzeichniß der Beitragspflichtigen wird angefertigt, um Kriegscontributionen aufzulegen; die Zollgesetzgebung ist nach dem Kriegsstande, der rechtlich zwischen Chile und Peru noch besteht, gestaltet; und schließlich entfernt sich von einem Actionstheater, auf dem, wie es scheint, allein die Macht bestimmt ist, einen Erfolg zu erhalten, einer der Functionäre, die von der Regierung Chiles bevollmächtigt sind, über den Frieden zu verhandeln, wodurch für einige Zeit die Unterhandlungen unmöglich werden und das siegreiche Heer und die besiegte Nation sich von neuem gegenüberstehen ohne Friedensvermittler und ohne andere Berührungspunkte als die herben Ungleichheiten eines grimmigen und tiefen Antagonismus. In diese Lage sind wir unseligerweise gekommen durch den Mangel an Kraft, an patriotischer Selbstlosigkeit, an Einheit und an Ansehen, der sich in den Kreisen, in denen die Bildung und der Besitz Perus sich vertreten

Digitized by Google

finden, fühlbar macht." Dieser avis au lecteur wirkte. Am 18. hatte schon eine Versammlung hervorragender Gegner der Dictatorialregierung, Senatoren und Abgeordneten des „Partido civil" und früherer Minister des Präsidenten, Generals Prado, resp. Vicepräsidenten Generals La Puerta, im Hause des Generals Manuel G. de la Cotera, eines persönlichen Feindes Piérola's, stattgefunden und beschlossen, den ersten Vicepräsidenten, General La Puerta, dessen Regierung durch den piérolistischen Militäraufstand im December 1879 gestürzt war, wieder zu berufen. Doch dieser lehnte ab, weil die constitutionelle Periode seiner Regierung am 2. Aug. 1880 zu Ende gegangen sei und sein hohes Alter und sein Gesundheitszustand ihm nicht gestatteten, inmitten einer politischen Lage, die mit hochernsten und schwierigen Lösungen schwanger gehe, die Verwaltungsgeschäfte wieder zu übernehmen. Nun entsandte man eine Commission an die chilenischen Bevollmächtigten, um ihnen dies Ergebniß mitzutheilen und sie zu fragen, „ob sie endgültig entschlossen seien, mit Piérola zu unterhandeln oder nicht; im ersten Fall würde man die Entschließung achten, im zweiten aber sich anheischig machen, eine Regierung innerhalb weniger Tage zu bilden." Der Kriegsminister Vergara versprach hierauf, seine Abreise zu vertagen, und gab mit seinem Collegen Altamirano die Erklärung ab, daß „sie unwiderruflich entschlossen seien, unter keinen Umständen mit Piérola zu verhandeln", daß „sie eine gleiche Erklärung dem Bürgermeister (von Lima) Torrico abgeben und auf Verlangen in denselben Ausdrücken schriftlich wiederholen würden", während „La Actualidad" den Piérolisten zurief, „der Hoffnung zu entsagen, daß die chilenischen Behörden der schiffbrüchigen Dictatur den Rettungsgürtel der Verhandlung und der diplomatischen Anerkennung zuwerfen würden". Am 21. Febr. fanden dann zwei Versammlungen statt, eine im Hause des Exministers Dr. Mariano Felipe Paz-Soldan, die andere im Hause des Zuckerbarons Dionisio Derteano, die sich schließlich vereinigten und zu dem Beschluß kamen, daß 1) der Moment zur Bildung einer provisorischen Regierung gekommen sei, und daß 2) diese Regierung einköpfig sein müsse, und am folgenden Tage wurde endlich unter dem Vorsitz des Großhändlers Aurelio Denegri ferner beschlossen, daß diese Regierung 3) der Verfassung von 1860 sich zu unterwerfen, 4) in Finanzsachen weitgehende Vollmachten zu erhalten, und 5) einen Congreß innerhalb der ersten 14 Tage nach dem Abschluß eines Waffenstillstandes oder der Einstellung der Feindseligkeiten einzuberufen habe. Dann fand mit 104 von 114 Stimmen die Wahl des Dr. Francisco Garcia Calderon*) zum Provisorischen Präsidenten

*) Dr. Francisco Garcia Calderon, 1834 zu Arequipa geboren, erschien 1859 in Lima mit dem „Diccionario de Legislacion Peruana", einem Werk, für das er 1862 vom Congreß mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Böse Zungen, wie der Minister Gomez Sanchez, behaupten freilich, es rühre aus dem Nachlaß des Dr. Teran, eines Richters der Corte Superior in Arequipa, her, dessen Testamentsvollstrecker Francisco's Vater war. Unter der Dictatur des Obersten Prado 1866 wurde er Unterstaatssecretär der Finanzen und 1867 in Arequipa zum Abgeordneten für den „Constituirenden Congreß" gewählt. Als der Oberst Balta am 2. Aug. 1868 seine Präsidentschaft antrat, übernahm Garcia Calderon das Finanzministerium, das er wegen seines Eintretens für die Verlängerung des Guanovertriebes durch die bisherigen Consignatäre im December 1868 seinem

Digitized by Google

statt. Der Erwählte nahm die dornenvolle Ehrenstelle, die er „nicht gesucht, noch begehrt" hatte, mit dem Versprechen an, kein Opfer unterlassen zu wollen, „um Peru aus der gegenwärtigen Lage zu retten", und ward von dem Organ des chilenischen Hauptquartiers sehr sympathisch als der Mann begrüßt, „der das Steuer des Schiffes, das, bisher dem Zufall preisgegeben, von den Wogen und Winden fortgerissen wurde, kräftig in die Hand nimmt", da man chilenischerseits bei ihm volles Verständniß für die Lage seines Vaterlandes voraussetzte und von ihm mit Fug und Recht annehmen durfte, daß er, der harten Nothwendigkeit nachgebend, den Frieden mit der Abtretung der Provinz Tarapacá, der bekannten chilenischen conditio sine qua non, erkaufen würde. Die letzte Woche des Februar und die erste des März vergingen indeß, ohne daß die Regierung des Provisorischen Präsidenten sich bildete, weil die nachgesuchte Räumung der Hauptstadt von den Chilenen an die vorherige Unterzeichnung der Friedenspräliminarien geknüpft, diese aber wiederum von den Peruanern unter Hinweis auf die Einberufung des Congresses verweigert wurde. Der Sieger, der bisher eine unbegreifliche Milde hatte walten lassen, der, wie die heimische Presse bitter tadelte, die Peruaner mit Sammthandschuhen angefaßt hatte und dafür sich sogar von dem mit seiner Erlaubniß gegründeten Blatt der Provisorischen Regierung seine „Ungeduld, den Frieden zu unterzeichnen" vorwerfen lassen mußte, führte deshalb seine Drohung, Kriegscontributionen auszuschreiben, endlich nach Monatsfrist aus. Am 7. März erschien ein Erlaß des Generals Saavedra, des Nachfolgers des Generals Baquedano, der mit dem größten Theil des Heeres nach Chile zurückgekehrt war, um seinen Siegeseinzug in Santiago zu halten, durch den eine monatliche Kriegscontribution von 1 Mill. Pesos in Silber (3,75 Mill. Mark) den Departamentos Lima und Callao auferlegt, für den Monat Februar auf 50 namhaft aufgeführte Notabeln vertheilt, die Zahlung unter Androhung der Zerstörung von Eigenthum von mindestens dreifachem Werth innerhalb acht Tagen aufgegeben und die Entfernung von Peruanern aus Lima und Callao ohne Paß des chilenischen Generalstabs bei strenger Strafe untersagt wurde. Das chilenische Hauptquartier erwies sich allen Vorstellungen unzugänglich und brachte so mehr Fluß in die Constituirung der neuen Regierung. Am 11. März hatte Garcia Calderon sein Ministerium unter dem Vorsitz des Großhändlers Aurelio Denegri gebildet, und am 12. installirte er in Magdalena del Mar, einer kleinen Vorstadt Limas, die ad hoc von den Chilenen geräumt und von der Herrschaft des Kriegsgesetzes befreit worden war, seine Provisorische Regierung, deren Programm „die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft und seine Wiedergeburt durch die Arbeit" sein sollte. An demselben Tage noch setzte der Minister des Auswärtigen, Dr. Manuel Maria Gálvez, das chilenische Hauptquartier von der Constituirung der Provisorischen Regierung in Kenntniß und verlangte die

Gegner Nicolas de Piérola überlassen mußte. Von da an widmete er sich seiner Anwaltspraxis, wurde 1874 zum Dekan des Anwaltscollegiums gewählt und blieb der Politik fern bis zum Jahre 1876, wo er zum Senator für das Departamento Arequipa erwählt wurde. Politisch ziemlich farblos, erschien er als der geeignetste Krystallisationskern einer neuen Partei.

Digitized by Google

Zurücknahme des Erlasses vom 7. März und die Einstellung der übrigen beabsichtigten Maßnahmen: ein Ansinnen, das rundweg abgewiesen wurde, da die Zahlung der Unterhaltungskosten des Occupationsheeres nicht verschoben werden könnte, bis „die Unterhandlungen, die dem Krieg ein Ziel zu setzen hätten, begonnen und beendigt seien". Die Provisorische Regierung mußte sich daher bequemen, dem Winke zu folgen, den ihr der General Saavedra in seiner Antwort gab, und die Zahlung der Kriegscontribution übernehmen, wobei abermals die Chilenen ein großes Entgegenkommen bewiesen, indem sie sich mit einer Abschlagszahlung von 200000 Soles begnügten und für den Rest von 800000 Soles eine Frist von 30 Tagen gewährten. Am 29. März wurde die Verfassung von 1860 für gültig und in Kraft bestehend erklärt und der Congreß, der 1879 getagt hatte, zur außerordentlichen Session auf den 15. Mai nach Chorrillos einberufen, wenn bis dahin die Hauptstadt nicht geräumt sein sollte. Der Congreß sollte den provisorischen Präsidenten und Vicepräsidenten der Republik wählen, die Präsidentschaftswahlen anordnen und den Beginn der constitutionellen Periode der Erwählten festsetzen, „die dem Stande, in welchem sich der Krieg mit der Republik Chile befindet, entsprechenden Bestimmungen beschließen u. s. w.".

Trotz aller Anstrengungen konnte die Provisorische Regierung, die in ihrer diplomatischen Kunstfertigkeit ihr Heil suchte und die unmittelbare Unterstützung der Chilenen fürchtete, weil diese ihr im Lande schaden könnte und obendrein nur nach vorgängiger Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu haben war, keinen besondern Boden gewinnen, wie dies auch der klägliche Erfolg der Anleihe zur Deckung der Kriegscontribution bewies, sodaß ihr Preßorgan „El Orden" jammerte und wehklagte: „In allen unsern wiederholten politischen Umwälzungen hat uns nie die Principien-, sondern stets die Personenfrage getrieben. Keine Grundsätze, sondern lediglich ehrgeizige Vorwände haben diese Häuptlinge proclamirt, die sich der Gewalt bemächtigten, sobald sie einige Bataillone hatten, welche sie unterstützten. Principien nie, Intriguen und persönliche Interessen immer. Im Gegensatz zu dem idealen Ganzen ist bei uns das Individuum alles, und wenig oder gar nichts gelten die allgemeinen Interessen der socialen Gemeinschaft. Man beachtet keine andern Dinge als die Person des Mandatars und seine Beziehungen zu unserer Person; bezahlt er uns pünktlich fette Gehälter, so unterstützen wir ihn, wenn er auch ein Verschwender und Tyrann ist, weil alles übrige nebensächlich ist. Die Staatskasse ist das Thermometer der Stabilität der Regierung; bezahlt sie mit Regelmäßigkeit, dann ist Friede, andernfalls erscheinen sofort revolutionäre Vorbereitungen. In allem und aus allem sieht man jene persönlichen Interessen, oder besser gesagt, den raffinirtesten Egoismus als das einzige Motiv unserer Politik. . . . In einem Lande, in dem solche Grundsätze herrschen, in dem das Ich alles ist, und wenig oder gar nichts das Princip, das gemeine Wohl, das Vaterland — welche Hoffnung auf Wiedergeburt kann es in einem solchen Lande geben?" Aehnliche Fragen mochte auch die chilenische Regierung, welcher der heimgekehrte Kriegsminister Vergara genauen Bericht erstattet hatte, sich stellen; sie befreundete sich jetzt mehr und mehr mit dem Gedanken, die occupirten peruanischen Küstenprovinzen in eigene Verwaltung zu nehmen, bis Peru sich aufraffe

Digitized by Google

und den Frieden begehre. Am 8. Mai kehrte Isidoro Errázuriz, der frühere Generalsecretär des „Kriegsministers im Felde", nach Lima zurück, und am 9. erschien in dem officiösen chilenischen Organ „La Actualidad" ein recht bezeichnender Artikel mit der Ueberschrift „Die chilenische Politik in Peru", der ohne Umschweife ankündigte, „daß die chilenische Politik in Peru und bezüglich Perus am Vorabend einer fühlbaren Veränderung stehe", einer Veränderung, von der „niemand behaupten werde, daß sie die Tochter einer ungerechten Laune oder unbesonnenen Ehrgeizes der Männer sei, die jetzt in ihren Händen die Leitung der öffentlichen Geschäfte des Staates hätten, der Peru das Gesetz vorschreiben könne"; im Gegentheil, diese Aenderung „werde mit unwiderstehlicher Gewalt auferlegt von den Ereignissen, deren Schauplatz Peru während der verflossenen vier Monate gewesen sei, und von der unerbittlichen Logik einer Lage, die das Ergebniß zweier Jahre mit Schlachten zu Wasser und zu Lande, zweier Jahre mit großen Siegen Chiles und halsstarrigem und nutzlosem Widerstande Perus und seines Verbündeten sei". Dann wurde der sonderbaren Erscheinung gedacht, daß „nach Miraflores und dem Verlust ihrer bedeutendsten Städte die peruanische Nation nicht zum Frieden gelangte aus Mangel an Muth, Einheit und patriotischer Kraft, die verlangt würden, um das Land zu reorganisiren und eine kräftige Regierung zu bilden, welche fähig sei, im Namen des Landes sich zu verpflichten", und hervorgehoben, „Chile wolle vergessen, daß der Krieg noch nicht beendet sei, und sich mit unerschöpflicher Geduld der Aufgabe hingebe, die Reaction der in Peru fast erloschenen Lebenskraft anzufachen", um schließlich der Provisorischen Regierung den Standpunkt recht klar zu machen. „Nach vier Monaten Frist und Waffenruhe scheint die Zeit gekommen, die peruanischen Bürger, die in dem stillschweigenden, aber ernsthaften und feierlichen Pact einer Stunde der Angst und Todesnoth als Vertreter ihres Landes handelten, zur Rechenschaft zu rufen; es scheint die Zeit gekommen, zu fragen, welches sind die Fortschritte, die das Prestige des Embryo der constitutionellen Organisation in dem Theile Perus gemacht hat, der nicht von den Truppen Chiles besetzt ist; es scheint die Zeit gekommen, zu untersuchen, ob die Verpflichtungen gegen die Armeeintendanz gewissenhaft erfüllt sind, oder ob man die Rechnungen des Siegers, des Herrn der Hauptstadt, mit derselben Grausamkeit behandelt hat, mit der man sich bezüglich der transatlantischen Civilgläubiger noch zu brüsten wagte. Es scheint zum Schluß die Stunde gekommen, festzustellen, ob sie (d. i. die Männer der Provisorischen Regierung und deren Wähler vom 22. Febr.) ohnmächtig oder verschmitzt gewesen sind, ob sie der Kräfte oder ob sie des Willens ermangelt haben, um die mühe-, aber ehrenvolle Aufgabe auszuführen, die sie unter dem Beifall aller Gutgesinnten unternahmen. Die Meinung des chilenischen Volkes steht in dieser Beziehung fest, und die Regierung hat, wie bekannt, Entschließungen gefaßt, die mit der Stimmung und dem Wunsche der Nation im Einklang stehen. Natürlich, die Grundlage dieser Entschließungen ist die Ausübung der Rechte, die der Krieg und der Sieg der chilenischen Gewalt in Peru eingeräumt haben; oder mit andern Worten, die Consolidation der chilenischen Occupation in den verschiedenen Zweigen der peruanischen Verwaltung in der Form, die das politische und militärische Interesse Chiles anräth

Digitized by Google

unter Berücksichtigung des sehr beachtungswerthen Interesses der neutralen Bevölkerung, die heute in Peru lebt, geschützt gegen die verwegenen Drohungen einer lauernden Demagogie von der Flagge und den Waffen der chilenischen Nation." Die Provisorische Regierung war gewarnt, schlug aber die Warnung trotz ihrer ungemeinen Verständlichkeit in den Wind, um nach fünf Monaten die buchstäbliche Ausführung der Errázuriz'schen Andeutungen zu ihrem und des Landes Schaden zu erleben.

Am 15. Mai traten die „Juntas Preparatorias" des Congresses zusammen, um das „quorum", die von der Verfassung vorgeschriebene Anzahl der Senatoren und Abgeordneten, zur Eröffnung festzustellen. Obwol beide Häuser beschlußfähig waren, konnte die Eröffnung des Congresses nicht stattfinden, weil im Senat 3, im Abgeordnetenhause 14 Mitglieder an den erforderlichen zwei Dritteln der ganzen Vertretung fehlten. Erst nach Verlauf von fast acht Wochen, und nachdem für die durch Tod und andere Ursachen erledigten Sitze Nachwahlen veranstaltet worden waren, deren Gesetzlichkeit theilweise sehr fraglich war, konnten die Juntas Preparatorias am 7. Juli das nöthige „quorum" im Abgeordnetenhause feststellen, sodaß endlich der Congreß am 10. Juli unter Theilnahme des diplomatischen Corps in der „Escuela de Cabos" (Unteroffiziersschule) zu Chorrillos feierlichst eröffnet werden konnte. Einstimmig wurden „dem Bürger Dr. Francisco Garcia Calderon die vom Volke ihm übertragenen Gewalten bestätigt", und die Ausübung der „Functionen eines Präsidenten der Republik nach der Verfassung von 1860" übertragen bis zur Wahl „des Bürgers, der ihn in diesem Amte ersetzen soll". Nun folgten fast Tag für Tag geheime Sitzungen, in denen die Friedensfrage erörtert wurde. Ein eigenthümliches Geschick hielt die Geister in der Unteroffiziersschule zu Chorrillos umnachtet. Trotzdem die Intelligenz des Landes dort vertreten war, wollte man sich nicht darüber klar werden, daß Chile nach seinen letzten entscheidenden Siegen, nach der Besetzung der Hauptstadt und der ganzen Küste mindestens seine frühern Forderungen aufrecht erhalten würde. Man war so kindisch, anzunehmen, daß Chile, um nicht mit dem „fahrenden" Dictator verhandeln zu müssen, der Constitutionellen Regierung gegenüber von dem „unamerikanischen" Eroberungsrecht abstehen und sich mit einer billigen Kriegskostenentschädigung begnügen werde. Am 29. Juli wurde die Regierung zum Abschluß eines „ehrenvollen" Friedens ermächtigt, eines Friedens, der „Peru seine Autonomie und Integrität sichere". Trotz alledem würden die Peruaner im Laufe der Unterhandlungen, wenn sie alle ihre diplomatischen Kartenkunststückchen an der zielbewußten Festigkeit Chiles scheitern sahen, nachgegeben und den Frieden unter den sattsam erörterten Bedingungen abgeschlossen haben, wenn nicht zur selben Zeit der neue Gesandte der Vereinigten Staaten Amerikas, General Stephen A. Hurlbut, in Lima angekommen wäre und durch sein eigenthümliches Auftreten die peruanischen Illusionen genährt und gestärkt hätte. Diesem diplomatischen Quacksalber hat Peru, wenn nicht allein, so doch zum größten Theile die Verlängerung seiner traurigen Lage um zwei volle Jahre zu danken. Am 2. Aug. mit seinem Vorgänger Mr. F. P. Christiancy, der, obwol mit Piérola eng liirt, am 26. Juni die Provisorische Regierung namens der Vereinigten Staaten von Amerika anerkannt hatte, in feier-

Digitized by Google

licher Audienz empfangen, erklärte Mr. Hurlbut bei Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens, das an die „Chief Executive of Peru" gerichtet war, ermächtigt zu sein, dem Präsidenten seinen Wunsch und seine Geneigtheit auszudrücken, „soviel als möglich unter Wahrung der dem fremden Recht schuldigen Achtung zur schleunigen Herstellung des Friedens unter billigen und gerechten Bedingungen (on fair and just terms) beizutragen", und fuhr dann nach einem Seitenhieb auf den eroberungslustigen Sieger, „für den der Misbrauch des Sieges sich meistens in Fluch verwandelt", mit den Worten fort: „Ich vertraue fest darauf, daß während meines Aufenthalts ich diese schwarze Wolke, die heute schwer über Euerm schönen Lande liegt, zerstreut, die Kriegsspuren verschwinden, die Brüderlichkeit der amerikanischen Republiken hergestellt und Euer Vaterland genesen und erstarken sehen werde." Diese Sprache war unter den Augen des siegreichen Occupationsheeres eine starke, ja rücksichtslose, da sie unverhohlen die Einmischung der „großen Republik des Nordens", der „ältesten Tochter der Demokratie", in Aussicht stellte. Natürlich benutzte der Provisorische Präsident dieselbe, um sich an seine Landsleute zu wenden, die es noch mit der Dictatur hielten. „Sie finden uns", entgegnete Garcia Calderon, „nicht nur erdrückt von dem Unglück im äußern Kriege, sondern auch getheilt durch den Bürgerkrieg. Aber von beiden Uebeln können wir genesen, einmal weil der Friede bereits der allgemeine Wunsch der Nation ist, dann aber auch weil, wenn dieser ehrenvoll für Peru ist, wie ich hoffe, daß er es sein wird, der innere Krieg den einzigen Vorwand verlieren muß, den er im Augenblick hat."

Als der Sieger die Antrittsrede des nordamerikanischen Gesandten bei den Vorverhandlungen gänzlich ignorirte und sogar die Anerkennung der Provisorischen Regierung seinerseits von der vorgängigen Vereinbarung und Unterzeichnung der Friedenspräliminarien abhängig machte, richtete Mr. Hurlbut am 23. Aug. an den Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres in Lima, Contreadmiral Patricio Lynch, ein Memorandum, dessen Abschrift er zu gleicher Zeit dem Provisorischen Präsidenten Garcia Calderon zusandte, der seinerseits wieder dasselbe übersetzen und heimlich vertheilen ließ. „Meine Regierung", sagt der Yankee in diesem Schriftstück, „ist der Meinung, der Sieg Chiles sei so vollständig gewesen, daß ein baldiger Friede für die Existenz Perus als Nation eine Nothwendigkeit ist, und daß im Interesse beider Länder dieser Friede so schleunig als möglich abgeschlossen werden muß ... daß Chile auf eine vollständige Kriegskostenentschädigung Anspruch ... und außerdem das Recht hat, Sicherheiten zu verlangen, wenn Zahlungsfristen zugestanden werden. Aber wir theilen auch offen die Meinung, daß Peru Gelegenheit zur vollen und freien Erörterung der Friedensbedingungen haben muß, um eine Entschädigung anbieten zu können, die als hinlänglich angesehen werde, und daß es den Principien, die unter gebildeten Nationen gelten müssen, zuwider ist, sofort und als conditio sine qua non des Friedens die Uebertragung von unzweifelhaft peruanischem Gebiet an die Jurisdiction Chiles zu verlangen, ohne vorher die Unfähigkeit oder den Willensmangel Perus zur Zahlung einer Entschädigung in irgendeiner andern Form offenkundig gemacht zu haben. Ein solches Vorgehen Chiles wird seitens der Vereinigten Staaten entschiedener Abneigung begegnen." ... „Wir können", heißt es zum Schluß, „keinen guten Grund

Digitized by Google

dafür finden, daß der Kriegszustand noch für längere Zeit fortdauert zum schweren Nachtheil so bedeutender Interessen, auch keinen guten Grund dafür, daß der Friede auf Grundlagen der Gerechtigkeit nicht in nächster Zeit abgeschlossen wird ohne unnöthige Erniedrigungen für den einen Theil und ohne volle Befriedigung aller Forderungen des andern Theiles." Noch mehr Befremden und Aufsehen erregte indessen das Schriftstück, das der interventionslustige Gesandte einer Macht, deren Vertreter auf den Friedensconferenzen zu Arica nicht den leisesten Versuch gemacht hatte, die chilenische Forderung auf Abtretung der bolivianisch-peruanischen Küstenprovinzen bis zur Quebrada de Camerones (Krebsschlucht) als conditio sine qua non weiterer Verhandlungen rückgängig zu machen, am 12. Sept. vom Stapel laufen ließ als Antwort auf eine Note des Generalsecretärs Aurelio Garcia y Garcia vom 23. Aug., in der dieser im Namen des „einzigen legitimen und in den 21 Departamentos der Republik geachteten Mandatars", des von der „Nationalversammlung" zu Ayacucho zum „Präsidenten der Republik" gewählten bisherigen Dictators und „Beschützers der eingeborenen Rasse", ihn zu seiner Ankunft beglückwünschte und ihm für die Erklärung, daß das peruanische Volk der einzige Richter sei, um sich eine Regierung zu geben und anzuerkennen, seinen Dank abstattete. Da Piérola's „Minister für alles" hiermit sich aber nicht begnügt hatte, sondern sich auch noch einige Bemerkungen über die jüngst von den Vereinigten Staaten anerkannte „Regierung von Magdalena" erlaubte, dieselbe als eine winzige Fraction irregeleiteter Peruaner bezeichnete, die als gelehriges Werkzeug des Feindes die Drangsale des Krieges nur noch ärger machten und die Anarchie im Lande nährten, ihm also im Grunde dieselben Vorwürfe machte, so schrieb Hurlbut eine Erwiderung, in welcher der Diplomat ganz und gar zurücktrat, und nur der Soldat in seiner ungeschminkten und grobkörnigen Art das Wort führte. „Mit allem möglichen Wohlwollen" sagte er dem Generalsecretär des „Präsidenten von Ayacucho" seine Meinung über die Dictatur, die verbrecherisch in ihrem Ursprung, autokratisch und despotisch in ihren Absichten, ihrem Titel und ihren Handlungen, eine reine Willkürherrschaft gewesen sei und das Land anstatt zum Siege, zur verhängnißvollen Niederlage geführt habe, über das neue in Ayacucho inaugurirte Régime, das, allein auf die Gewalt basirt, für die Peruaner ein schlimmerer Feind sei als die Chilenen, und über die „Nationalversammlung", die ungesetzlich, deren Acte null und nichtig, deren Beschlüsse unmenschlich und barbarisch seien und an sich die Regierung, die sich solcher Mittel bediene, außerhalb des Schutzes des Gesetzes stellten, während er die Regierung Garcia Calderon's, der, wie das ganze Land, den Frieden wolle, keineswegs aber die Nationalehre opfern und das von Chile begehrte Gebiet abtreten werde, vertheidigte und schließlich alle wahren Söhne Perus aufforderte, sich um diesen Staatschef zu scharen, um das Land vor dem drohenden Ruin zu retten und den Frieden von Chile zu erzwingen, weil das alsdann die Antwort verliere, die es auf die Frage der Vereinigten Staaten, warum man nicht Frieden machen könne, bereit habe, nämlich es gebe in Peru keine Regierung zum Verhandeln. Hatte Hurlbut schon mit seinem Memorandum die chilenischen Regierungskreise stutzig und gegen die „Magdalenenbrüderschaft", wie der Volkswitz Garcia Calderon und seinen

Digitized by Google

Anhang von dem officiellen Regierungssitz Magdalena del Mar getauft hatte, mistrauisch gemacht, so schlug er mit diesem Briefe dem Faß den Boden aus.

Am 18. Sept., dem nationalen Feiertage zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung Chiles von dem spanischen Colonialjoch, ward in Santiago die Regierung des neuen Präsidenten Domingo Santa-Maria, in die der bisherige Kriegsminister Vergara als Ministerpräsident eintrat, inaugurirt, und am 22. in einem Ministerrath nach eingehender Erörterung der ganzen Lage die Richtung der auswärtigen Politik festgesetzt und dem Oberbefehlshaber des Occupationsheeres telegraphisch die nöthigen Weisungen ertheilt. Die Provisorische Regierung des Dr. Francisco Garcia Calderon sollte verschwinden, um den Umtrieben des Gesandten der Vereinigten Staaten von Amerika in Lima mit Einem Schlage ein Ende zu machen. Am 5. Sept. hatte der Contreadmiral Patricio Lynch schon die Truppen der Provisorischen Regierung, die in Magdalena del Mar, Miraflores und Chorrillos cantonnirten, in aller Stille umzingeln, entwaffnen und verabschieden lassen, weil in ihren Reihen die Desertion mit Sack und Pack zu den piérolistischen Freischarenbanden an der Tagesordnung war, und auf den Protest des Ministers des Auswärtigen Dr. Gálvez trocken erwidert, daß „die Sicherheit und das Wohlbefinden des ihm anvertrauten Heeres eine solche Vorsichtsmaßregel gebieterisch erheischt habe", sodaß er „nur einer unabweisbaren Pflicht gehorchte, als er sie getroffen", nachdem er „sie als schlechterdings nothwendig von seiner Regierung verlangt und zugestanden erhalten hätte". Am 26., nach Empfang der neuen Instructionen, ließ er die „Junta de vigilancia fiscal", der die Controle der Papiergeldemission oblag, auflösen, ihre Bestände und Bücher versiegeln, die Regierungshauptkasse mit chilenischen Beamten besetzen, auf die in der London Bank of Mexico and South-America deponirten Fonds Beschlag legen und am 28. eine Verfügung veröffentlichen, nach der „von jetzt ab in dem Theile des peruanischen Gebietes, der von chilenischen Truppen besetzt gehalten oder späterhin noch besetzt werden würde, die Ausübung von Regierungshandlungen durch andere Beamten oder Behörden als die vom (chilenischen) Hauptquartier bestellten nicht mehr erlaubt werde". Natürlich ließ der Provisorische Präsident diese Maßnahmen, die, wie er ganz richtig erkannte und aussprach, aus der Ueberzeugung hervorgegangen waren, daß mit ihm nicht zum Frieden zu gelangen sei, nicht ohne Protest hingehen, einen Protest, der indessen mehr an die Adresse seines Landes als an die Chiles gerichtet war. „Sobald die Regierung Chiles", sagt Garcia Calderon in dem langen Schriftstück, d. d. Lima, 29. Sept. 1881, das seiner sophistischen Dialektik alle Ehre macht, „sich überzeugt hatte, daß ich nicht geneigt bin noch war, in einem Friedensvertrage das Gebiet Perus zu opfern, hat sie begonnen, feindselige Maßnahmen gegen mich anzuordnen, ja meine Regierung als erloschen erklärt." Alsdann bestreitet er die Berechtigung dieser Maßnahmen, da „seine Autorität von dem Volke, das ihn gewählt, und von dem Congreß, der seine Gewalten bestätigt und verlängert habe, herrühre", er demnach, „solange diese beiden Autoritäten seine Macht aufrecht hielten, der Präsident von Peru sei und fortfahre zu sein". Dann geht er auf die in Arica vorgeschlagenen Friedensbedin-

Digitized by Google

gungen ein, erklärt, daß eine Gebietsabtretung von der übergroßen Mehrheit Perus verworfen werde, und daß ein Friedensvertrag, der eine solche Abtretung festsetze, als Ergebniß nicht nur den Fall der Regierung, die ihn unterschriebe, sondern auch die Nothwendigkeit, den Krieg noch einmal zu führen, haben würde. Deshalb könne und dürfe er, ganz abgesehen davon, daß er seinen Namen nicht mit dem Brandmal der Zerstückelung seines Vaterlandes der Nachwelt hinterlassen wolle, einen Vertrag nicht unterzeichnen, der mit dem Namen Frieden den ewigen Krieg seinem Lande und der Republik Chile vermache, zumal er die Sicherheit und die Mittel habe, eine vernünftige Kriegskostenentschädigung zahlen zu können.*) Er habe geglaubt und glaube noch, daß die chilenische Regierung Friedensverträge ohne Gebietsforderungen abschließen werde; weil er diese Ueberzeugung gehabt, habe er das Amt, das er ausübe, angenommen, und weil er sie noch habe, bewahre er es und entsage ihm nicht. Da Garcia Calderon diesen Worten entsprechend fortfuhr, als „Präsident von Peru" sich zu geberden, trotzdem ihm der chilenische Oberbefehlshaber in seiner Entgegnung**) vom 1. Oct. bemerkt hatte,

*) „Die Sicherheit und die Mittel" zur Zahlung einer „vernünftigen" Kriegskostenentschädigung beruhten, wie spätere Vernehmungen vor einer ad hoc ernannten Commission des Repräsentantenhauses der Vereinigten Staaten von Amerika hinlänglich dargethan haben, auf der „Peruvian Company" in Neuyork, einer Schwindelgesellschaft, die einige waghalsige Yankees mit einem Actienkapital von 250 Mill. Doll. constituiren wollten. „Die mächtigste Corporation, die je die Weltgeschichte gesehen", sagte nach der „New-York Times" ein mit der Gesellschaft eng liirter „Caballero", „märchenhafter als eine der Geschichten aus Tausendundeine Nacht, steht auf dem Punkte, von den Vereinigten Staaten in dem mittlern Theile von Südamerika organisirt zu werden, und ist berufen, einen Ruhm wiederherzustellen, größer als der der Inka." Man wollte der peruanischen Regierung 150 Mill. Doll. zur Zahlung der Kriegskostenentschädigung vorstrecken, dagegen aber die Ansprüche eines Franzosen Cochet, die für ein Spottgeld von dessen Erben angekauft worden waren, mit 900 Mill. Doll. anerkannt sehen. Alexandre Cochet hatte große Guanolager entdeckt, diese Entdeckungen der peruanischen Regierung mitgetheilt und von derselben auf Grund der Regierungsdecrete vom Jahre 1833 ein Drittel des Werthes als seinen Antheil beansprucht. Nach vielen Mühen waren von dem peruanischen Congreß am 30. Sept. 1849 seine Entdeckerrechte anerkannt und ihm eine Entschädigung von 5000 Tonnen Guano zugesprochen worden, von denen aber die Regierung nichts verabfolgen ließ. Diese Ansprüche waren nun mit den Zinsen auf die ungeheuere Summe von 900 Mill. Doll. berechnet, für deren Tilgung die Peruvian Compagny die Ausbeutung sämmtlicher Guanolager an der Küste Perus und der Salpeterfelder Tarapacás verlangte. Der Gérant der Gesellschaft, ein neuyorker Advocat Shipherd, hatte dem Gesandten Hurlbut für seine guten Dienste in Lima 250000 Doll. in Actien reservirt, über deren Bezahlung man sich später einigen könne.

**) In dieser Entgegnung zeigte sich der Contreadmiral Patricio Lynch der Dialektik des Peruaners vollkommen gewachsen und warf dessen künstliche Syllogismen spielend über den Haufen, indem er gleichzeitig recht scharfe Hiebe austheilte. So sagt er unter anderm: „Nach meiner Ansicht war, als die Provisorische Regierung ihre wenig glücklichen Scharen entwaffnet, sich unfähig zur Organisation einer Gewalt, ungeschickt zum Handeln sah und in Bezug auf gute Vorsätze vieles zu wünschen ließ, der Augenblick gekommen, der Ausübung ihrer Functionen, die ihr nur mit unserer Duldung möglich war, ein Ziel zu setzen", und fährt dann fort, dem „in den juristischen Principien so bewanderten" Peruaner die völkerrechtlichen Grundsätze über die Suspension der Souveränetät durch die feindliche Occupation darzulegen und sein Befremden über die schweren Trugschlüsse auszudrücken.

Digitized by Google

daß er seine Verfügungen „kraft specieller Instructionen" getroffen habe und gebührendermaßen ausführen werde, da er namentlich mit dem diplomatischen Corps in Lima amtlich verkehrte, so wurde am 6. Nov. er und sein Minister des Auswärtigen verhaftet und an Bord des im Hafen von Callao liegenden Panzerschiffes Almirante Cochrane abgeführt, das am folgenden Tage mit seinen Gefangenen, denen man in zuvorkommender Weise ihre Wünsche zur Besprechung mit ihren Verwandten oder Freunden und zur Ordnung ihrer Privatangelegenheiten erfüllte, nach Valparaiso abdampfte.

War bisher nur die Finanzverwaltung in chilenische Hände übergegangen, so wurde jetzt durch einen Erlaß des chilenischen Hauptquartiers vom 6. Nov. auch die Rechtspflege geordnet und chilenischen Richtern (Juez Letrado) anvertraut; etwas später die peruanische Postverwaltung durch eine chilenische ersetzt und schließlich auch die Municipalverwaltung durch chilenische Beamte übernommen, sodaß alle die Maßnahmen, die der schneidige Führer der chilenischen Radicalen Isidoro Errázuriz am 9. Mai in der „Actualidad" den Peruanern als Consequenz ihrer Haltung klar genug angedeutet hatte, in dem Occupationsgebiet durchgeführt wurden. Chile hatte sich häuslich eingerichtet und wartete nun, bis in Peru der Mann sich fand, der Ansehen und Einfluß mit dem festen Willen vereinigte, den Frieden abzuschließen unter den Bedingungen, die der Sieger zu gewähren für gut hielt.

Auf seinen Irrfahrten in der Sierra war der Dictator und „Beschützer der eingeborenen Rasse" bald zur Erkenntniß seiner Lage gekommen. Von Jauja aus ernannte er Bevollmächtigte, um den Frieden „unter Bedingungen abzuschließen, die nichts anderes sind als die Capitulation des Besiegten mit einem unersättlichen Sieger", weil, wie der Generalfeldsecretär Aurelio Garcia y Garcia in den von ihm eigenhändig geschriebenen Instructionen sagte, der Regierung, die entschlossen war, den Kampf fortzusetzen, koste es was es wolle, um den Feind zu ermüden, obwol ihr die unentbehrlichsten Elemente zur Organisation eines Heeres fehlten, kein anderer Weg übrigblieb, nachdem die allgemeine Strömung des Landes, wie sich in allen seinen Kundgebungen zeigte, dahin ging, dem Kriege unverzüglich um jeden Preis ein Ziel zu setzen. „Die Trübsale, die heute auf dem Lande lasten, aufzuhalten, und zu verhindern, daß andere neue es mehr und mehr erschöpfen und vollständig zu Grunde richten: das ist die einzig mögliche Zuflucht, die uns bleibt gegenüber einem Feinde ohne politische Moral." Deshalb wurde auch trotz der unumschränkten, „allesumfassenden" Vollmachten, mit denen Don Nicolas I. von dem Volke bekleidet zu sein vorgab, am 1. März eine „Nationalversammlung", die „durch die Thatsache ihrer Wahl bevollmächtigt bleibt, über die internationale Lage und den spätern Gang der Republik zu entscheiden", auf den 6. Juni einberufen. Durch Erlaß vom 18. Mai wurde der Zusammentritt auf den 1. Juli verschoben und als Ort derselben Ayacucho, „die Stadt ruhmreicher Erinnerungen", gewählt. Als indeß der „unersättliche" Sieger, der Feind „ohne politische Moral" mit dem „fahrenden" Dictator nicht verhandeln, ja nicht einmal die ernannten Bevollmächtigten Dr. Antonio Arenas und Dr. Lino Alarco

Digitized by Google

empfangen wollte, ertönte auf der ganzen Linie jenseit der Cordillere abermals das Kriegsgeschrei, und in Ayacucho wurde eine Münze geprägt, die auf der Rückseite die Inschrift trug: „Siga la guerra, mientras haya plata. ¡Viva el Perú!" („Krieg, solange es Geld gibt. Es lebe Peru!"), während vor der kleinen chilenischen Truppenabtheilung von 1350 Mann, die Mitte April unter dem Oberstlieutenant Letelier von Lima ins Innere nach der berühmten Minenstadt Cerro de Pasco abging, alles Fersengeld gab. Piérola selbst machte sich mit seinem Generalfeldsecretär nach La Paz auf, um seinen hohen Verbündeten, den Generalkapitän Narciso Campero*), zur thatkräftigen Hülfe zu veranlassen. Alles, was man jetzt von dem „fahrenden" Dictator hört und sieht, bestätigt des Räthsels Lösung, die Hegel irgendwo gibt, daß alle geschichtlichen Ereignisse sich sozusagen zweimal ereignen; das eine mal als Trauerspiel, das andere mal als Posse, und daß die Helden des erstern dann die Narren der letztern werden. Am 17. Mai kam er in der alten Inkastadt Cuzco an, wo er den zu seinem Empfange durch Drohungen Aufgebotenen eine köstliche Ansprache hielt: „Cuzco ist die Wiege Perus, und seine Vergangenheit verliert sich in der Nacht der Zeiten, denn sie ist der Geschichte entgangen. Cuzco ist die Stadt, zu der die großen (sic!) Männer in den Tagen des Unglücks kommen müssen, um an dem Studium ihrer großen und heroischen Thaten, an dem Anblick ihrer granitnen Bauten, welche die Kraft und Ausdauer symbolisiren, ihr Herz wieder zu stählen. Wir müssen fest und stolz sein wie die Kaiser von Cuzco, unterliegend im Kampfe wie Atahuallpa, dessen hehres Opfer ein hocherhabenes Beispiel für die ganze Welt ist, wie jener Fürst aus dem Inkastamme, der vorzog, sich von der Feste des Sahsahuaman hinabzustürzen, ehe er in die Hände der Eindringlinge fiel. Chile ist ein Volk, das kein Gestern hat, und sein Erscheinen unter den Nationen bleibt unerklärt, während Peru ruhmreiche Ueberlieferungen, denkwürdige Thaten und einen erhabenen Ursprung hat. Wir haben Lima verloren durch Verrath (sic!) und Feigheit" (Don Nicolas und seine Getreuesten waren die ersten, die vom Schlachtfelde entflohen und nicht einmal Lima zu betreten wagten, sondern oberhalb der Stadt über den Rimac setzten und in den Gebirgsschluchten von Canta ihre Rettung suchten, sodaß selbst die vertrauliche Correspondenz des Dictators in die Hände des Siegers fiel), „aber der Verlust Limas ist nicht der Perus. Noch

*) Aus Anlaß der Einnahme der peruanischen Hauptstadt richtete der Präsident von Bolivia eine Proclamation an sein Volk, die treffend die unklare Politik, die sonderbare Haltung widerspiegelt, das Bündniß „mit unerschütterlicher Loyalität" à outrance aufrecht zu erhalten, ohne seit der Schlacht von Tacna (26. Mai 1880) für den Verbündeten auch nur einen Finger zu rühren. „Hier ist das große Bollwerk der Anden", ruft emphatisch Campero, der Besiegte von Tacna, aus; „erklettern es doch die Eindringlinge, und dann wird Amerika und auch die Alte Welt sehen, wo die bisherigen Ruhmesthaten Chiles bleiben. . . . Das neue Cabinet, das getreu die Ideen und Vorsätze dessen aufrecht hält, das aus politischen Rücksichten abtrat, wird mit mir der Nationalversammlung und dem ganzen Lande zu entsprechen wissen, indem es sich auf die Höhe der feierlichen Situation stellt, in der sich Bolivia befindet." Auf dieser Höhe der Situation hat Campero sich bis zum Ende zu halten gewußt, indem er weder Krieg führte noch Frieden machte.

Digitized by Google

bleiben uns die gesündesten, kräftigsten und patriotischsten Völker der Republik; diese werden vereint kämpfen und siegen. Wir sind noch nicht besiegt, und ein Feigling ist, wer sich besiegt glaubt." Nach diesem Erguß ging es zur Kathedrale, vor deren Stufen er von dem Bischof mit dem Domkapitel empfangen und unter dem Thronhimmel in den Tempel geleitet wurde, in welchem man ihm ein Te Deum sang. Am 19. wurde dann ihm zu Ehren ein feierliches Hochamt abgehalten, nach dessen Beendigung er vor der Kathedrale das Bataillon Tarapacá Quarré formiren und sieben gefangene Anhänger der Provisorischen Regierung geißeln ließ, bis dieselben als todt liegen blieben. Die gemeine Tyrannennatur, die Piérola früher schon gezeigt hatte, kam, seitdem er seine Herrschaft durch die „Regierung von Magdalena" bedroht sah, unverhüllt zu Tage. Durch den Schrecken, der vor ihm hergehen und seine heimischen Gegner lähmen sollte, wollte der Dictator seine wankende Gewalt stärken, und fand hierbei in dem feigen Renegaten Aurelio Garcia y Garcia, der später den Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres in Lima, Contreadmiral Patricio Lynch, in der londoner „Times" als irischen Banditenführer hinzustellen wagte, ein gefügiges Werkzeug. Nach seiner Ankunft in Arequipa wiederholte sich das kirchliche Possenspiel; ja der geistliche Festredner, der Prosecretär des Bischofs von Arequipa, rief, nachdem er das Opfer von 15000 Peruanern in den Schlachten von San-Francisco, Tacna, Chorrillos und Miraflores als unbedeutend gegen die Rettung des Lebens des unersetzlichen Piérolo bezeichnet, für welche alle wahre Vaterlandsfreunde dem Himmel dankbar sein müßten, emphatisch aus: „Was würde heute aus Peru geworden sein, wenn Gott nicht gnädigst das Leben Sr. Excellenz behütet hätte?"

Am 3. Juni kam der Dictator in La Paz an, wo er bei der Bevölkerung eine mehr als kühle Aufnahme fand, und kehrte nach sechstägigem Aufenthalt nach Arequipa zurück, wo er dem Consularcorps seinen Entschluß kundgab, Frieden zu schließen, weil alle Hülfsmittel zum Kriegführen fehlten. Da der Feind „ohne politische Moral", jedoch immer noch nichts von ihm wissen wollte, so kehrte sich seine ganze Wuth gegen die unglücklichen Anhänger der Provisorischen Regierung, die bei dem Versuch, seine Herrschaft im Süden zu stürzen, seinen Satrapen in die Hände gefallen waren. Als das Kriegsgericht, dessen Urtheil zu mildern der Dictator und „Protector de la raza indigena" den arequipeñer Damen, welche Deputation auf Deputation an ihn sandten, versprochen hatte, wider Erwarten die Angeklagten nicht als „Vaterlandsverräther" zum Tode, wie sein Erlaß vom 7. April bestimmte, sondern nur als „Rebellen" zu neun Jahren Verbannung auf einer der öden und rauhen Inseln des Titicacasees verurtheilte, erboste sich Nicolas I. und drohte gar die Richter wegen ihres Spruches vor ein Kriegsgericht zu stellen, verschärfte dann aus eigener Machtfülle die Strafen, um auf Fürbitten des Bischofs und der „heroischen" Stadt Arequipa die von ihm selbst und seinem „Minister für alles" verhängte Todesstrafe gnädigst zu erlassen, immerhin aber viel härtere Strafen als seine Bluthunde festzusetzen. Die Offiziere, die gewagt hatten, seine „legitime" Gewalt, die ihm eine gewöhnliche Militärrevolte am Sonntag vor Weihnachten 1879 verschafft hatte, als hinfällig nach den verlorenen Schlachten von Miraflores und Chorrillos zu erklären, ließ er vor Abführung nach ihrem Verbannungsorte

Digitized by Google

auf dem großen Platze vor der Kathedrale in der schimpflichsten Weise degradiren und zu dieser Procedur sogar die schwer krank am Typhus im Lazareth liegenden trotz des Protestes der Aerzte und der Diakonissinnen auf den Marktplatz schleppen: eine Unmenschlichkeit, die den Tod der Betroffenen zur Folge hatte. Piérola wurde zum Mörder, wie dies auch ein Sergeant, der auf sein Geheiß erschossen wurde, trotzdem das Kriegsgericht ihn nur einer Fahrlässigkeit schuldig befunden hatte, bei der Execution seinen Kameraden mit lauter Stimme zurief: „Das Kriegsgericht verurtheilte mich ungerecht zu zwei Jahren Kerker, und der Staatschef läßt mich ermorden."

Nach einer Woche machte sich der Dictator mit den „gewählten" Abgeordneten über Cuzco nach Ayacucho auf den Weg, wo er endlich am 28. Juli, dem 60. Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung Perus, seine „Nationalversammlung" eröffnen konnte. Die Eröffnungsrede war des constitutionellen Possenspiels würdig und wimmelte von Ungeheuerlichkeiten und handgreiflichen Unwahrheiten. Die „ohne jeglichen Grund verlorenen" Schlachten von Chorrillos und Miraflores, die Einnahme der Hauptstadt und die Besetzung fast der ganzen Küste werden belanglose Kriegsepisoden genannt, die Kosten der Dictatur auf etwas über 9 Mill. Silber beziffert, während sie nach dem Nachweise des Finanzministers Dr. Quimper, der im Jahre 1879 zweimal das Finanzportefeuille übernommen hatte, mindestens das Zehnfache betragen, und die Kirchenschätze an edeln Metallen und Steinen, die der Dictator von dem ihm blind ergebenen Klerus zur Vertheidigung gefordert hatte, als unverkauft und sicher deponirt angegeben, während gerade kurze Zeit vorher in London verschiedene Gegenstände unter den Hammer gekommen waren: so ein alterthümliches goldenes, mit Smaragden besetztes Kreuz (900 Doll.), eine Mitra mit Edelsteinen (1365 Doll.), ein goldener Kelch (800 Doll.), ein Reliquienschrein von Emaille und mit Diamanten besetzt (1550 Doll.), ein silberner, mit Edelsteinen besetzter Pelikan in natürlicher Größe (1900 Doll.), eine goldene Monstranz mit Diamanten und Topasen (4700 Doll.), und eine ebensolche von hohem künstlerischem Werth (10600 Doll.), die im ganzen einen Erlös von 503890 Doll. eingebracht hatten. Alles das kümmerte diese „Nationalversammlung" von Piérola's Gnaden nicht, die, nachdem sie durch wiederholte, während beinahe vier Wochen fortgesetzte Cooptationen ihr „quorum" vervollständigt hatte, es für ihre erste „primordiale" Pflicht hielt, dem peruanischen Volke von ihrer „feierlichen Inauguration" Kenntniß zu geben und zu erklären, daß „sie sich in voller Ausübung der souveränen Gewalt befinde, welche die Völker ihr übertragen, um die Republik zu retten und über ihr künftiges Geschick zu beschließen". Diese „Nationalversammlung", die ihren Namen wie lucus a non lucendo führte*), hatte so leuchtende Gestirne in ihrem Schos, daß sie einen cuzqueñer Krämer und Althändler Dr. Pio Benigno Mesa**), der von der Hefe der Bevölkerung Cuzcos

*) Wie diese Uebertragung der „souveränen Gewalt" in Scene gesetzt war, zeigt der Ukas des Präfecten von Cuzco, der die Wähler zur Urne trieb unter der Drohung, diejenigen unter die Soldaten zu stecken, die ihre Wahlrechtskarte nicht abholen würden.

**) In Cuzco habe ich diesen politischen Confusionarius genau kennen gelernt.

Digitized by Google

gestützt und gewählt war, zu ihrem Präsidenten wählte. Wie sehr dieser politische Wirrkopf right man on right place war, zeigte seine Erwiderung auf die Eröffnungsrede des Exdictators und „Protector de la raza indigena", von der ich nur eine Stelle herausheben will zur Kennzeichnung der wunderlichen Ideen, die in dem ayacuchiner „Sanctuarium der Gesetze" herrschten: „... Die politischen Erschütterungen, die so tief die Völker (Perus) bewegt haben, sind und müssen sein die nothwendige und entscheidende Bedingung ihrer Wiedergeburt, deren endgültige Vollziehung sie verlangen als logische und unvermeidliche Consequenz der schwersten Krisis, deren Lösung noch in der Schwebe ist; wenn der Krieg oft ein, wenn auch fürchterliches, Element des Fortschrittes, eine in gewissen Umständen sittlich wirkende Kraft ist, es auch logisch erscheinen muß, daß seine Resultante unter uns eine «transscendentale Transformation» ist, so ist es unumgänglich, daß eine politisch-administrative Evolution von solcher Art sich vollziehe, daß man aus Uebeln, die infolge so großer Ungerechtigkeit erlitten sind (con tanta injusticia sufridos), alle Güter davontrage unter dem unwiderstehlichen Impulse der Civilisation, deren wohlthätige Strömungen mit größerer Sicherheit fast verhängnißvoll insbesondere die Völker mitreißen, die in Strömen ihr Blut vergießen, um unversehrt ihr Recht und ihre Ehre aufrecht zu erhalten."

Diesem Gallimathias des Präsidenten entsprachen auch die Beschlüsse der ayacuchiner „Nationalversammlung", der „lebendigen Encarnation der ruhmreichen Thaten und Erinnerungen von Ayacucho". Zunächst ward Nicolas de Piérola, der seinen unumschränkten Vollmachten entsagte, zum „Präsidenten der Republik" ernannt, der den bestehenden Gesetzen und Decreten, d. i. den von ihm selbst erlassenen, sich zu unterwerfen habe, bis die Versammlung eine neue Verfassung entworfen habe, dann die Aufrechterhaltung des Kriegszustandes mit Chile beschlossen, „bis man zu einem Friedensvertrage, der mit der Würde und den Interessen Perus und Bolivias verträglich ist, gelangen könne", und „die vollziehende Gewalt in ausgedehnter Weise ermächtigt, den Krieg fortzusetzen und Friedensverträge zu verhandeln und abzuschließen, unter der Bedingung, daß diese nicht obligatorisch sind und keinen endgültigen Charakter für Peru haben ohne die ausdrückliche Billigung der Nationalversammlung". Am 12. Sept. wurde die Versammlung geschlossen, nachdem sie noch ihren Herrn und Meister in Anerkennung seiner militärischen Unfähigkeit zum Divisionsgeneral, und dessen „Minister für alles" Aurelio Garcia y Garcia zur Belohnung für sein feiges Ausreißen bei der Punta Angamos am 8. Oct. 1879 zum Contreadmiral befördert und die Provisorische Regierung und deren Anhänger in Acht und Bann gethan hatte.*)

Mit der Ermächtigung zum Friedensschluß in der Hand hatte Piérola sich

*) Zur Kennzeichnung der Bestialität, mit der die piérolistischen Paschas das Aechtungswerk ausführten, sei nur erwähnt, daß unter den Auspicien des Präfecten Tafur der Pfarrer von Ninacaca und die Gobernadoren von Huachon und Quiparacra, die sich für die Provisorische Regierung nach der Flucht der piérolistischen Behörden erklärt hatten, ermordet und ihre Köpfe, auf Stangen gesteckt, in den Straßen von Cerro de Pasco mit Musik und Hochrufen auf Piérola herumgetragen und die Leichen vor die Kirchthür geworfen wurden.

Digitized by Google

abermals an den „unersättlichen" Sieger gewandt, der jetzt angesichts der Haltung des Provisorischen Präsidenten Garcia Calderon und des Auftretens des Gesandten der Vereinigten Staaten in Lima sich nicht so abgeneigt zeigte wie früher, und die Friedensunterhändler des „Präsidenten der Republik und Beschützers der eingeborenen Rasse" in Pisco empfangen wollte, trotzdem die chilenische Presse gegen einen Friedensschluß mit dem „Spitzbuben" („bribon") Piérola protestirte. Der Krug ging indessen auch hier nur so lange zu Wasser, bis er brach. Das Auftreten des Generals Stephen A. Hurlbut, namentlich der Brief an „Herrn Aurelio Garcia y Garcia" vom 12. Sept., der in zahlreichen Abzügen verbreitet wurde, hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Am 7. Oct. rückten in Arequipa plötzlich das Bataillon Ayacucho und dann die übrigen Bataillone des „Südheeres" mit klingendem Spiel aus ihren Kasernen, besetzten die Plaza de Armas, die Thüren der Kathedrale und der übrigen Kirchen, den Waffenpark, die Pulverfabrik und die andern wichtigen Punkte der Stadt. Unmittelbar darauf strömten die Einwohner herbei und begannen ihre Mitbürger aus den umliegenden Ortschaften durch das Läuten sämmtlicher Glocken herbeizurufen. Das „Volk und Heer" von Arequipa erklärte dann, „als einzige höchste Autorität Perus die Provisorische Regierung, die von dem Dr. Don Francisco Garcia Calderon präsidirt ist, anzuerkennen und ihr sich zu unterwerfen ohne andern Vorbehalt, als das von dieser Regierung veröffentlichte Programm", zumal eine Fortsetzung des Krieges thatsächlich unmöglich sei, und rief den bisherigen Oberbefehlshaber des Südheeres, den Obersten José de la Torre, an Stelle des berüchtigten piérolistischen Satrapen Pedro A. del Solar, der in dem nahen Badeort Tingo, seiner Sommerresidenz, von der Bewegung überrascht worden war, zum „Jefe Superior Politico y Militar de los Departamentos del Sur" aus. Am folgenden Tage vollzog sich in Puno, wo der Präfect auf die Kunde von der Erhebung Arequipas sofort eine Volksversammlung einberufen hatte, der Anschluß an das antipiérolistische Pronunciamiento in musterhafter Ordnung und Ruhe. Ebenso folgte die Küstenprovinz Moquegua dem Beispiel, während nach Cuzco Truppen gesandt wurden, die innerhalb weniger Tage das ganze Departamento, ebenso wie das des Apurimac von den piérolistischen Behörden säuberten. Piérola machte jetzt einen letzten Versuch, seine wankende Herrschaft zu stützen und seine Creaturen an der Staatskrippe zu erhalten, indem er aus den hervorragendsten Persönlichkeiten, die bislang zu ihm hielten, ein Ministerium bildete. Doch der Versuch mislang gänzlich. Der Contreadmiral Lizardo Montero, der nach den unglücklichen Tagen von Chorrillos und Miraflores von dem flüchtigen Dictator die Ernennung zum „Jefe Superior Politico y Militar de los Departamentos del Norte" angenommen und in der alten Inkastadt Cajamarca seine Residenz aufgeschlagen hatte, war, als er am 29. Oct. zum Minister des Innern ernannt wurde, bereits durch seine „Wahl" zum Vicepräsidenten der Provisorischen Regierung und durch die als sicher in Aussicht gestellte Einmischung der Vereinigten Staaten von Amerika zur Erlangung eines „ehrenvollen" Friedens gewonnen, ins andere Lager übergegangen und hatte für die „formelle Beseitigung" der Regierung Piérola's gestimmt. Montero, der am 15. Sept. noch in seinem Rundschreiben an die Präfecten in

Digitized by Google

wegwerfendem Ton von der „Regierung von Magdalena" gesprochen, die „verschwunden sein wird oder in kurzem aufhören wird zu existiren", und von dem „sogenannten nationalen Congreß, der in Chorrillos sich vereinigte" und „am 23. Aug. geschlossen" wurde, „ohne bezüglich des Zweckes, zu dem er einberufen war, etwas Vortheilhaftes vollführt zu haben", dagegen von Piérola und dessen Nationalversammlung gerühmt hatte, daß sie „die Rettung der Ehre des Landes, der Zukunft und der territorialen Integrität der Republik durchführen werden", hatte am 23. Oct. an den Minister des Innern der vom chilenischen Hauptquartier unterdrückten „Regierung von Magdalena" eine Note gerichtet und mit großem Geschick seine bisherige Haltung durch die Nothwendigkeit zu rechtfertigen, dem eingedrungenen Feinde gegenüber die Einheit der Nation hochzuhalten gesucht, weil, ohne diese zu gefährden, noch nicht die Möglichkeit gegeben sei, „die Ereignisse des denkwürdigen 21. Dec. (1879) endgültig zurückzuweisen". So rechtfertigte er auch seinen jetzigen Abfall von Nicolas de Piérola, gegen den er die vernichtende Anklage schleuderte, aus Eifersucht gegen ihn die Action des Südheeres, soviel er konnte, lahm gelegt zu haben, und seinen Uebertritt zu Garcia Calderon betreffend mit der unabweisbaren Nothwendigkeit, die nationale Einheit zu stärken, nachdem infolge der bekannt gewordenen Documente des Gesandten der washingtoner Regierung, insbesondere der bestimmten und klaren, den Notabeln von Lima auf ihr Verlangen gegebenen Erklärung*) ein vollständiger Wechsel in der Situation des Landes eingetreten sei. Am 24. Nov. folgte auch der zum Kriegsminister ernannte „Jefe Superior Politico y Militar" von Mittelperu, General Andres A. Cáceres, der sein Hauptquartier in Chosica, 39,8 Kilometer von Lima an der transandinischen Eisenbahn, aufgeschlagen und mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten schon längere Zeit in Unterhandlung gestanden hatte, dem im Süden und Norden gegebenen Beispiel, indem er in seiner Proclamation an „die Bevölkerung und das Heer des Centrums" den Dr. Nicolas de Piérola ganz im Sinne des Hurlbut'schen Schreibens an Aurelio Garcia y Garcia als „ein Element der Zwietracht", als „ein Hinderniß der nationalen Einheit" bezeichnete, das „mit fester und entschlossener Hand" zu beseitigen sei. Jetzt, da ihm mit dem „einmüthigen und spontanen" Pronunciamiento des „Heeres des Centrums" die letzte Stütze gebrochen war, unterzeichnete Piérola am 28. Nov. in Tarma einen von den beiden Ministern Aurelio Garcia y Garcia und Pedro A. del Solar, die bei ihm ausgehalten hatten, gegengezeichneten Erlaß, in welchem er, „der Präsident der Republik und Beschützer der eingeborenen Rasse", förmlich der Regierung entsagte,

*) Diese Carta declaratoria enthält folgende drei Punkte:

„1) Die Vereinigten Staaten von Amerika bestehen fest auf ihrem Entschluß der Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Chile und Peru und der schleunigen Wiederherstellung des Friedens.

„2) Sie sind entschieden gegen jede Zerstückelung des peruanischen Gebiets, außer wenn die peruanische Nation ihre freie und volle Zustimmung zu derselben gibt.

„3) Sie sind der Ansicht, daß Chile als ein Ergebniß des Krieges das Recht auf eine Entschädigung für die Kriegskosten erlangt hat, und daß Peru die Zahlung nicht weigern kann."

Digitized by Google

„die ihm die Völker (Perus) anvertrauten (sic!) und die von der Nationalversammlung des letzten Juli bestätigt worden war", weil „der Abfall der Oberbefehlshaber Oberst José La Torre, Contreadmiral Lizardo Montero und Brigadegeneral A. A. Cáceres die Regierung der Mittel beraube, die nationale Vertheidigung aufrecht zu erhalten, gerade in dem Augenblick, in dem die neuen Elemente zum Kampf versammelt seien und im Einverständniß mit der verbündeten Republik Bolivia der Operationsplan gegen den Feind beginnen sollte". Die Dictatur, von allen Regierungen, die Peru je gesehen, die elendeste und schlechteste, hatte ihr Possenspiel ausgespielt, und ihr Träger, dessen Unfähigkeit nur durch seine grenzenlose Eitelkeit übertroffen wurde, zog sich nach Lima unter den Schutz der chilenischen Bajonnete zurück mit dem stolzen Bewußtsein, „die Pflicht gegen das Vaterland, die ihn zur Regierung brachte im Augenblick höchster nationaler Angst, ohne Ruh' und Rast zwei Jahre lang trotz aller Hindernisse und mit allen Opfern erfüllt" zu haben.

Digitized by Google

Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen.

Von

Georg von der Gabelentz.

Unsere Interessen für die Völker des Morgenlandes sind stetig weiter ostwärts gerückt. Solange noch die Theologie die orientalischen Forschungen in ihren weiten Mantel hüllte, hieß ein Orientalist ein Mann, der sich mit den Sprachen und Literaturen der semitischen Völker und allenfalls der mohammedanischen Türken und Perser beschäftigte. Seit man, vor noch nicht 70 Jahren, die Inder als unsere Stammesvettern begrüßen lernte, trat das Sanskrit mit dem Arabischen und seinen Culturverwandten in mächtigen Wettbewerb. Man meinte in der Sprache der Veden wo nicht die Mutter, so doch die älteste, der Mutter ähnlichste Schwester des Griechischen, Lateinischen, Gothischen entdeckt zu haben, und voll Entzücken kostete man die würzigen Früchte ihrer sinnigen, oft so tiefsinnigen, oft auch so glühend sinnlichen Literatur. Jede Entdeckung weckt eine Art sanguinischen Uebermuthes, jedes neue Medicament soll eine Panacee, jedes Stück entdecktes Alterthum ein Generalschlüssel für so und so viele Geheimkammern der Menschheitsgeschichte sein. Es ist gut, daß es so ist: eine junge Wissenschaft verlangt jugendlich hoffnungsvolle Seelen, und die Ueberschwenglichkeiten verlieren sich mit den Jahren von selbst. Heute erblickt man in den „Wurzeln" der altindischen Sprache geistvolle Abstractionen einer grammatischen Schule, deren Werke zu den bewunderungswürdigsten Kunstleistungen des menschlichen Geistes zählen. Und wenn vor 20 Jahren August Schleicher unsere indogermanischen Vorfahren eine Art Ursanskrit reden ließ, so nimmt man heute wol an, daß das Altgriechische die Vocale der Ursprache reiner bewahrt habe als das Altindische. Man urtheilt über die Güte eines Getränkes, wenn der Rausch verraucht ist. Das Sanskrit nun hat bei der ernüchterten Betrachtung nichts verloren: sein unvergleichlicher Wohlklang, sein Formenreichthum, die Blüten und Früchte des indischen Dichtens und Denkens üben einen Zauber, der ewig ist.

Zu alledem steht das, was das Mittelreich bietet, fast in diametralem Gegensatze. Ein nüchternes Volk, eine nüchterne Sprache, die im Punkte des Wohlklanges etwa mit der englischen auf gleicher Stufe steht, eine Cultur, die vom Westen her keine tiefern Anregungen empfangen, nach Westen hin keinerlei Einfluß geübt hat — alles eigenartig und fremd, nichts, was uns verwandtschaftlich anheimelte. Die weizengelben Culturvölker Ostasiens sind unserm wirthschaftlichen

Digitized by Google

Leben näher gerückt als alle übrigen Morgenländer; aber von der Richtung unserer wissenschaftlichen Bestrebungen scheinen sie noch immer weit abzuliegen, und auf ein Dutzend Indianisten kommt heutzutage kaum mehr als ein Sinolog. Seltsam immerhin, denn auf vier Menschen kommt ein Chinese, und auf drei Menschen kommt einer, der auf chinesischem Culturboden fußt. Unsern Welthistorikern aber, wenn sie überhaupt das chinesische Gebiet berühren, pflegt es zu ergehen wie dem Vater im „Erlkönig": es graust sie und sie reiten geschwind. Wie viele Seiten hat doch Weber in seinem großen Werke der viertausendjährigen Geschichte des Mittelreiches geopfert?

Man soll es den Franzosen nie vergessen, daß sie die ersten waren, die der andern Hälfte der gesitteten Menschheit ihr wissenschaftliches Recht widerfahren ließen. Im vorigen Jahrhundert hatten ihre Sendboten stattliche Reihen von Quartanten mit Nachrichten über die Landes- und Volkskunde, die Geschichte und Literatur Chinas gefüllt; 1813 wurde auf Napoleon's Befehl das erste chinesisch-europäische Wörterbuch herausgegeben, und im folgenden Jahre hatte Paris den ersten Lehrstuhl für chinesische Sprache und Literatur. Es war schwerlich ein Zufall, daß die Söhne der Encyklopädisten auch diesmal „an der Tête marschirten". Sie fragten nicht lange: was soll die Sinologie im Gesammtbau der Wissenschaften, was fruchtet sie für praktische Zwecke? Sie griffen herzhaft zu, getrieben von jenem Sinn, dem auch das Fernliegendste wissenswerth ist. Volle 24 Jahre vergingen, ehe in Berlin ein Lehrstuhl für die ostasiatischen Sprachen errichtet wurde; und auch das war kein Zufall, daß der deutsche Professor Wilhelm Schott in genialer Weise zum ersten mal die Gesetze der chinesischen Sprache in ein wahrhaft wissenschaftliches System gebracht hat. Heute kann man Chinesisch an etwa zwölf europäischen Hochschulen studiren, und die Erfahrung lehrt jahraus jahrein, daß dieses Studium keines der schwierigsten ist. In der That hat es nur andere, ganz eigenartige Schwierigkeiten, und darum eben ganz eigenartige Reize.

Es ist viel gefabelt und gefaselt worden über das Chinesische, und noch in unsern Tagen gilt einer, der diese Sprache versteht, in mancher Augen für eine Art Wunderthier. Da hat jedes Wort sein eigenes Zeichen, und wie verzwickt sind diese Zeichen oft! Ein Menschenleben ist nöthig, um nur lesen zu lernen! Die Wahrheit ist diese: vor noch nicht langer Zeit war in Europa der Procentsatz der Lesensunkundigen größer als im Mittelreiche. Wer sich 14 Tage bis 3 Wochen lang fleißig mit der chinesischen Schrift beschäftigt hat, für den haben selbst die complicirtesten dieser Schriftzeichen nichts Verworrenes mehr, und er findet sie im Wörterbuche etwa ebenso schnell wie ein griechisches oder russisches Wort.

Weil die Sprache keine Wortformen hat, bilden sich manche ein, sie habe auch keine Grammatik; darum sei das Lesen eines chinesischen Buches ein fortwährendes Errathen — ein Zufall oder ein Werk des glänzendsten Scharfsinnes, wenn man den Sinn des Schriftstellers entdeckt. Die Wahrheit ist diese: weil die Sprache keine Wortformen hat, hat ihre Grammatik auch keine Formenlehre. Darum plagt sie den Lernenden nicht mit dem „Einpauken" langathmiger Paradigmen. Dafür fordert und weckt sie freilich ein scharfes logisches Denken, aber nicht ein kühnes Errathen, sondern ein Urtheilen und Schlußfolgern so methodisch im Verfahren,

Digitized by Google

so sicher im Erfolge, wie die Lösung einer mathematischen Gleichung. Dieser Vergleich ist zutreffender, als man meinen sollte; und allerdings kommen auch hier Gleichungen vor, die eine doppelte oder gar keine sichere Lösung zulassen. Dunkle und liederlich stilisirende Schriftsteller und verstümmelte Texte finden sich leider allerwärts.

Man hat mit Recht gesagt, die Erlernung einer neuen Sprache eröffne uns eine neue Gedankenwelt. Jedes Studium ist eine geistige Gymnastik, durch welche vorhandene Kräfte und Fertigkeiten erhöht, verborgene Geistesanlagen geweckt werden. Bekanntlich sind es andere körperliche Fähigkeiten, die sich in der Schmiedewerkstatt, andere, die sich am Klavier entwickeln; harmonisch aber, ich meine allseitig, wird der Körper auf dem Turn- und Exercirplatz ausgebildet. Mit den Wissenschaften verhält es sich ähnlich: keine der übrigen dürfte in gleichem Maße alle Fähigkeiten des Geistes beschäftigen und anregen, wie die Sprachwissenschaft und die Philosophie: diese, weil sie alles menschliche Denken zu umspannen und zu durchmessen trachtet, jene, weil sie mit jeder Sprache, die wir uns aneignen, die ganze Denkweise eines Volkes zu einem Theile der unsern macht. Unser Geist sei noch so reich, noch so beweglich und empfänglich: immer ist er an eine gewisse Routine gebunden. Auch er „nennt die Gewohnheit seine Amme", und der geschickteste Arzt mag sich tölpisch anstellen, wenn es gilt, mit juristischen Begriffen zu hantieren, die ein mittelmäßiger Referendar spielend bemeistert. So wirkt die Gewohnheit des Berufes, so auch die geistige Nationalität, welche die sprachliche ist. Es ist ein sehr zutreffender Ausdruck: heimisch werden, sich einbürgern in einer fremden Sprache. Wer eine solche beherrscht, der beobachte nur sich selbst, wie er von ihr beherrscht wird, während er sie redet, wie er dabei ein anderer wird, wie er oft sich selbst kaum wiedererkennt, wenn er das, was er eben gesagt, nun in seiner Muttersprache wiedergeben will. Begriffe, Gedankenverknüpfungen, selbst Empfindungen, die ihm eben noch ganz natürlich waren, überraschen ihn nun plötzlich, und er hat wol das verschämte Gefühl, als ertappe er sich bei einer frechen Schauspielerei. Ist es nun gar eine wildfremde Sprache, in der wir uns frei bewegen, so mag wol die Gymnastik unsers Geistes der eines Kautschukmannes ähneln, dem man die Gelenke Stück für Stück ausgerenkt hat, um sie geschmeidig zu machen. Man muß versuchen, es ihm nachzumachen, um selbst zu erfahren, wie ihm dabei zu Muthe ist. Man muß sich mit voller Selbstentäußerung in die fremde Sprache einleben, um den fremden Volksgeist voll in sich aufzunehmen. Aber hier wie dort kann man sich auch betrachtend verhalten, und die lebendige Schilderung das eigene Erleben theilweise ersetzen.

Kein Wunder, daß uns die Welt neu erscheint, wenn wir sie mit neuen Organen betrachten. Ich nehme an, daß ein Blick in die geistige Werkstatt der Chinesen den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein wird. Nicht lehren will ich die Sprache, sondern sie schildern, das heißt zeigen, welches ihre wichtigsten Mittel, welches die Grundgesetze ihres Baues sind und was sie zu leisten vermöge. Dabei werde ich mich vorzugsweise an die altclassische Sprache halten, die auch für unsere Zwecke interessanter ist als die jetzige Umgangssprache.

Digitized by Google

Bekanntlich theilt man die Sprachen in drei Klassen: in isolirende, agglutinirende und flectirende. Während wir Indoeuropäer flectirende Sprachen reden, ist das Chinesische zugleich das reinste und vollendetste Gebilde des isolirenden Baues. Es besitzt keinerlei Mittel grammatischer Formbildung, und nur die sorgfältigste Beobachtung vermag hier und da etwas zu erkennen, was an Wortableitung gemahnt. Ansätze zu einer solchen nannte man es früher, Spuren, Trümmer sollte man es nennen; denn nichts ist irriger als die weitverbreitete Meinung, das Chinesische stehe mit seinem isolirenden Bau noch auf dem ursprünglichen Standpunkt; es sei, wie der Elefant und seine Verwandten in der Thierwelt, ein ehrwürdiges Denkmal einer frühern Schöpfungsperiode. Heute darf man kühnlich behaupten: das älteste uns zugängliche Chinesisch ist eine jüngere, richtiger eine greisenhaftere Sprache als das Englische, das seinen ursprünglichen Formenreichthum nur zum Theil, noch lange nicht ganz eingebüßt hat.

Wie ist die Forschung zu dieser Einsicht gelangt, die aller Wahrscheinlichkeit zu widerstreiten scheint? Zum Glück steht das Chinesische nicht vereinzelt da, wie etwa das Baskische, sondern es ist ein Glied einer großen, weitverbreiteten Sprachenfamilie, die man die indochinesische nennt. Zu seinen Verwandten zählen das Tibetische und eine Menge Sprachen des Himalaja, Assams und der Hinterindischen Halbinsel. Darunter befinden sich auch solche, die agglutinirende, ja flectirende Formenbildung besitzen, und wenn man diese mit dem Chinesischen vergleicht, so stellt sich heraus, daß viele einsilbige chinesische Wörter zusammengeschrumpfte Verhärtungen alter organischer Gebilde sind; Bildungssilben haben sich untrennbar mit dem Wortstamm verbunden, und beide sind dann gemeinsam verschliffen worden, wie Steinconglomerate im Flußbett.

Schon das neuchinesische Lautwesen macht den Eindruck der Verwaschenheit. Da finden wir die Vocale a, i, u, e, o, ü (ö, ä) und ï, das nur ein Forthallen des vorhergehenden Consonanten ist — und die Consonanten k, k' (= kh in Blockhaus), ng; tsch, tsch' (= tschh in klatschhaft), sch; t, t' (= th in Rathhaus), n; p, p' (= ph in Klapphorn), m; f, w (englisch w); ts, ts' (wie in Holzhof), s (ss); y (deutsch j), h, l, ž (französisch j in jeu) und endlich eine Art r in der Silbe rï, die ähnlich wie ur in englisch fur oder eur, eul in französisch peur, seul klingt. Die weichen Laute b, d, g u. s. w. werden nur noch in einzelnen Gegenden des großen Reiches gehört. Die Vocale verbinden sich zu mannichfachen Diphthongen und Triphthongen, in denen jeder Vocal einzeln zu hören ist, doch so, daß das Ganze eine Silbe bildet, z. B. hoai, kiuen, heu (fast wie höu lautend) u. s. w.

Die Sprache zerfällt in zahlreiche Dialekte und Mundarten. Der sogenannte Mandarinendialekt, der im Norden, Westen und in den mittlern Provinzen in zahllosen Abschattungen herrscht, ist zugleich der verbreitetste und der angesehenste, aber auch leider der lautlich verderbteste. In ihm lautet jedes Silbenwort mit einem einfachen Consonanten oder einem Vocal an und endigt auf einen Vocal oder auf einen der Nasale n oder ng. Aus den andern Dialekten wissen wir, daß das n oft aus m entstanden ist und daß da, wo jetzt der Vocal in kurz abschnappendem Ton gesprochen wird, vormals das Wort auf k, t oder p aus-

Digitized by Google

lautete. Ich pflege diese alten Auslaute zu schreiben; die Silben gewinnen dadurch etwas mehr Körper, wenigstens fürs Auge, und merken sich besser, und dem Leser wird nur so viel zugemuthet, als ihm vom Französischen her bereits geläufig ist.

Immerhin würde auch so noch die Zahl der verschieden lautenden Silben nicht groß sein, wenn nicht die Sprache noch ein anderes Unterscheidungsmittel besäße. Die Betonung nämlich, die bei uns nur rhetorischen Zwecken dient, haftet hier dem Silbenwort ein für allemal an. Man zählt im Mandarindialekt fünf Betonungen oder Stimmbiegungen: der gleiche Ton, bei dem die Stimme in einer Höhe bleibt, zerfällt in einen hohen und einen tiefen gleichen; erstern bezeichnen wir durch das Längezeichen, z. B. schī, Gedicht, letztern durch den Circumflex, z. B. schî, Zeit. Der steigende Ton gilt bei uns für fragend: so? ich? Wir bezeichnen ihn durch den Gravis, z. B. schì, Anfang. Der fallende Ton, von uns mit dem Acutus bezeichnet, ist bei uns in einsilbigen Antworten gebräuchlich: Ja! Beispiel: schí, so, solcher. Der sogenannte eingehende Ton ist kurz abschnappend, als ob man etwas verschluckte; und in der That verschluckt man einen der auslautenden Consonanten k, t oder p; z. B. schik, essen, schik, Stein, schit, verfehlen, schip, zehn. Man denke an die französischen Wörter: dit, mot, trop.

In diesen Betonungen beruht eine der Hauptschwierigkeiten für den Europäer, der chinesisch sprechen will. Nicht sie nachzuahmen macht Mühe: vielmehr bedienen wir uns in unsern Muttersprachen einer jeden von ihnen und wol noch so mancher andern; sondern das eben stört uns, daß wir so frei über sie schalten und walten möchten wie in der Muttersprache, daß wir es schwer überwinden, eine Frage im steigenden, eine Antwort im fallenden Ton auszusprechen u. s. w. Unsere Missionare und Dolmetscher wissen manche tragikomische Geschichte zu erzählen von Misverständnissen, die durch falsche Betonungen verschuldet waren. Da hat ein Prediger, ohne es zu ahnen, einen schlechten Witz gemacht, der die ganze Gemeinde zu schallendem Gelächter reizt, oder ein armer Chinese vor dem englischen Beamten ein unschuldiges Wort gebraucht, das dieser, weil er die Betonung überhört, für eine grobe Beleidigung hält und mit dem Bambus bestraft.

Immerhin werden weniger Sprachen reicher an sogenannten Homophonen (gleichlautenden Wörtern von grundverschiedener Bedeutung) sein als die neuchinesische. Man führt im Französischen sang, sans, cent, sens, s'en und ähnliche Beispiele an: das Chinesische wimmelt von dergleichen. Die eine Silbe ssî (im fallenden Ton) bedeutet: vier, dienen, Schleim, ähnlich, Markt, unordentlich, daher, Rhinoceros, Gattin des ältern Bruders, Kloster, spioniren, fortsetzen, nähren, Korb und noch manches andere. Ein geistreiches Volk weiß auch eine Schwäche seiner Sprache in eine Macht zu verwandeln; der Chinese, gleich dem Franzosen, ist ein Tausendkünstler in Wortspielen. Eigenthümlich ist ihm aber dies, daß er den Doppelsinn nicht nur im Scherz, sondern auch in ernster Dichtung auszunutzen liebt. Mehr noch: die Bilder seiner Malereien, Stickereien und Gewebe sind nicht selten darauf berechnet, gelesen zu werden: man braucht nur die Namen der dargestellten Gegenstände auszusprechen, um so und so viele andere, gleichlautende Wörter gegenwärtig zu haben — eine Blumensprache, die keines Schlüssels bedarf.

Digitized by Google

Bei der lautlichen Beschaffenheit ihrer Sprache wird es den Chinesen schwer, consonantenreiche Wörter fremder Sprachen auszusprechen oder in ihrer Schrift lautlich auszudrücken. Im Alterthum, als noch ihr Lautwesen reicher war, mochte es ihnen gelingen, Fremdwörter in wenig veränderter Gestalt ihrer Sprache einzuverleiben; bám (jetzt fám, fán) = brahmâ, but (jetzt fut, fŭ) = buddha sind Beispiele hiervon. Später mußten sie sich oft mit recht silbenreichen Gebilden behelfen, z. B. Ki-li-ssï-tu-ssï = Christus, tschi-su-ka-lai-ssï = englisch Jesus Christ. Dabei lassen sie gern ihren Witz spielen, manchmal in recht boshafter Weise. Das berüchtigte fän-kuèi, barbarischer Dämon, womit das Volk in Kanton die Europäer schimpft, mag wol eine Verstümmelung des weitverbreiteten Namens „Franken" sein. Die europäischen Diplomaten sind durch Schaden klug geworden und haben es erreicht, daß unsere Staaten in der chinesischen Amtssprache gute Namen führen: Deutschland tek, Tugend; England yīng, blühend; Frankreich fap, Gesetz.

Die Abschleifung des Lautwesens, von der keine Sprache verschont bleibt, geht bekanntlich hier rascher, dort langsamer von statten, und nicht allemal ist der Grund hierfür einzusehen. Wenn der handeltreibende Däne, seit Jahrhunderten in lebhaftem Verkehr mit Deutschen, Briten und Niederländern, die weichlautigste unter den skandinavischen Sprachen redet, während sein Stammesvetter im fernen Island die Sprache der Vikinger noch fast rein erhalten hat; wenn das formenreiche Angelsächsisch unter der Berührung der Niederdeutschen mit Celten, Normannen und Franzosen sich binnen wenigen Jahrhunderten in das Neuenglische verwandeln konnte: so liegt der Vergleich mit dem rollenden Kiesel im Flußbett nahe. Jeder Mund wäscht ein Stückchen vom Lautbestande der Sprache ab, und wenn es ein Atom ist; der Mund des Fremdlings aber thut der Sprache Gewalt an, um sie sich gefügig zu machen. Ein Fremdling in diesem Sinne ist auch jeder, der einen andern Dialekt redet. Wo nun Leute aus allen Provinzen zusammenströmen, da schleifen sich ihre Dialekte aneinander ab. So entstehen jene „dialektfreien" Hauptstadtjargons, die Schrittchen für Schrittchen in die Provinzen hineinwandern, die charakterlosen Kinder der Centralisation. Die Residenzen der chinesischen Kaiser haben immer im Norden des Reiches gelegen, und man weiß, was die Reichshauptstadt im classischen Lande der Centralisation besagen will. Das unverhältnißmäßig große Herrschaftsgebiet des nördlichen Dialekts darf mithin nicht wundernehmen. Alterthümlichere Formen weist die Sprache in den Küsten- und Grenzlanden des Ostens und Südens auf. Der Lautverderb ist freilich auch hier arg genug; aber er ist anderer Art und sein Grund dürfte ein anderer sein. In diesen Gegenden sind nämlich in verhältnißmäßig späterer Zeit fremde Volksstämme der chinesischen Nation einverleibt worden, Barbarenvölker, von denen uns schon die ältesten Geschichtsquellen erzählen, und deren einige noch in Trümmern die Gebirgslandschaften von Kuang-tung, Kuang-si und Yün-nan bewohnen. Man darf annehmen, daß ihre Sprachen die Dialekte der benachbarten chinesischen Mischlinge beeinflußt haben.

Noch sind wir nicht so weit, mit Sicherheit bestimmen zu können, wie die Sprache des großen Yü, 2200 v. Chr., oder wie auch nur die des Confucius, 551—479 v. Chr., geklungen habe. Das aber darf schon jetzt als feststehend

Digitized by Google

gelten, daß das Altchinesische ein viel reicheres Lautsystem besessen als irgendeiner der heutigen Dialekte. Harte Consonantenverbindungen am Anfange der Wörter, schr, sp, kr, erklingen noch heute in manchen Gegenden; auf andere, zum Theil recht rauhe, dürfen wir mit Sicherheit schließen.

Das alles sind neue Entdeckungen, zu denen noch jetzt manche Sinologen die Köpfe schütteln. Solche halten dann das Altchinesische mit seiner markigen Kürze für eine Kunstsprache, etwa nach Art unsers wortkargen Telegraphenstils. Weil heutzutage selbst ein gelehrter Chinese das zehnte mal die Werke seiner alten Schriftsteller vom bloßen Anhören nicht versteht, meinen sie, die Sprache müsse von jeher so reich an verdeutlichenden Zusammensetzungen gewesen sein, wie sie jetzt ist. Nun besitzen wir aber die Lieder des Schi-king aus dem 17. bis 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, darunter gegen anderthalbhundert Volkslieder, alle in einer unglaublich kurzen Sprache, die doch sicher naturwüchsig ist. Ferner haben die Schüler des Confucius Aussprüche, zum Theil Gespräche ihres Meisters aufgeschrieben, gewiß so wörtlich wie möglich, gewiß nicht in einer verkünstelten Literatensprache, und auch diese Aufzeichnungen besitzen wir. Endlich haben die Chinesen selbst seit etwa dem 4. Jahrhundert n. Chr. unter buddhistisch-indischem Einfluß das Lautwesen ihrer Sprache genau festgestellt. Folgt man bei der Umschreibung diesen alten Angaben, so vermehrt sich die Zahl der verschiedenen Silben, vermindert sich also die Zahl der mehrdeutigen ganz gewaltig, und wer sich an eine solche Transscriptionsweise gewöhnt hat, der würde die meisten alten Texte auch in bloßer Lautschrift verstehen.

Man verstehe mich recht: von lebenden, wirksamen grammatischen Formen würde auch bei einer solchen Umschreibung nichts zu Tage kommen, und der Text bliebe dabei gerade so silbenkarg, wie er es in der heutigen Aussprache irgendwelches Dialekts ist. Uebersetzen wir ihn ins Deutsche so knapp und kurz wie möglich, so benöthigen wir etwa die doppelte Silbenzahl wegen unserer Hülfswörter und Wortendungen. Hierin liegt ein zweites Räthsel, ernster und kaum weniger interessant als das vorige. Ich hatte früher behauptet, man könne das Altchinesische mit fast mathematischer Sicherheit verstehen, d. h. syntaktisch analysiren. Jetzt liegt mir der Beweis ob, soweit ein solcher in einer kurzen Sprachschilderung zu führen ist.

Aehnlich so mancher unserer neueuropäischen Sprachen hat das Chinesische den Mangel an grammatischen Formen durch feste Stellungsgesetze und gelegentlich durch Hülfswörter ersetzt. Der Lateiner konnte noch sagen: pater filium amat, oder filium pater amat, oder pater amat filium, filium amat pater, amat pater filium u. s. w. Der Franzose muß sagen: le père aime le fils. Aehnlich ist der Chinese daran: in dem Satze fú ngái tsî (Vater lieben Sohn) muß fú, Vater, Subject, tsî, Sohn, Object sein, weil ersteres vor, letzteres hinter dem Verbum steht. Nun aber tritt ein tiefgehender Unterschied zu Tage, sobald wir den chinesischen Satz in eine europäische Sprache übersetzen wollen. Dieser Satz ist nämlich, auch dem Ausdruck nach, allgemein; fú und tsî sind weder nur Singular noch nur Plural, sondern in Rücksicht auf die Zahl gleichgültig; und ngái, lieben, ist ebenso gleichgültig in Rücksicht auf die Zeit. Nun ist aber der Gedanke selbst

Digitized by Google

ein allgemeiner, und so allgemein können wir ihn in unsern Sprachen gar nicht ausdrücken. Sage ich: der Vater liebt den Sohn, so rede ich nicht von allen Vätern und von allen Söhnen; sage ich: die Väter lieben die Söhne, so rede ich, strenggenommen, noch immer nicht von allen Zeiten, in jedem Falle trage ich Zufälliges, Einschränkendes hinein. Selten nur gelingt es unsern Sprachen, es in der Allgemeinheit des Ausdruckes dem Chinesischen gleichzuthun; ein Beispiel ist das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen; und künstlich haben wir eine ähnliche Sprache ausgebildet in der Mathematik: zweimal zwei gleich vier.

Schon jetzt ahnt der Leser, wie eine scheinbare Armuth der Sprache thatsächlich eine bedeutende Kraft üben kann. Daß schlagende, wuchtige Kürze eine Sprache nicht minder ziert als üppige Formenpracht, ist noch das Wenigste. Wichtiger scheint mir die Anregung, die das philosophische Denken von der abstracten Sprachform empfängt. Der Chinese kann das Besondere ausdrücken durch besondere Mittel, aber er drückt es natürlich nur aus, wenn er es wirklich denkt, und auch dann nur, wenn es nicht selbstverständlich ist. Redet er von gestern, so bedarf er keines weitern Zeichens der Vergangenheit. Ich werde darauf nicht weiter zurückkommen, und wenn ich künftig beim Uebersetzen der Beispiele jetzt den Singular, jetzt den Plural, jetzt diese oder jene Zeit des Verbums anwende, so weiß der Leser, daß dies eben nothgedrungen von mir hineingetragen ist.

Das zweite Stellungsgesetz ist dies, daß jeder Satztheil, durch welchen ein anderer näher bestimmt wird, vor diesem zu stehen hat. Beispiele: kaō, hoch, schān, Berg: kaō schān, hoher Berg, hohe Berge. Kehre ich das um, sage ich schān kaō, so erhalte ich einen Satz: der Berg ist hoch; žîn, Mensch, hîng, gehen, wandern: žîn hîng, der Mensch wandert, aber hîng žîn, wandernder Mensch, Wanderer. Ebenso Zahlwörter: sām, drei, sām žîn, drei Menschen; ferner Adverbien: tá, groß, sehr, nú, zürnen, tá nú, sehr zürnen; endlich Genitive: sīm, Herz: žîn sīm, des Menschen Herz. Auch Maßangaben behandelt der Chinese als Attribute: pūi, Becher, tsieù, Wein, sām pūi tsieù, drei Becher Wein, also eigentlich: dreier Becher Wein; sām tsieù-pūi würde heißen: drei Weinbecher.

Wörter, die wir durch „und" oder „oder" verbinden (coordiniren), reiht der Chinese einfach aneinander. Dabei befolgt er aber eine gewisse Etikette: das Vornehmere, Wichtigere, Bessere oder Frühere, Aeltere nennt er zuerst: nâm, Mann, niū, Weib: nâm niū, Mann und Weib; wén, fragen, túi, antworten: wén túi, fragen und antworten; ssî, vier: sām ssî žîn, drei oder vier Menschen.

Solche Coordinationen bieten dem Chinesen ein beliebtes und wirksames Mittel zum Ausdrucke abstracter Begriffe: tō, viel, schaò, wenig: tō-schaò, Anzahl, Menge. Die Existenzfrage wird mit dem Shakspeare'schen to be or not to be gestellt: ts'ûn-wâng, bestehen oder vergehen. Bekanntlich haben eine Menge Völker keine Wörter für die Begriffe Bruder und Schwester, sondern sie nennen ältere und jüngere Brüder und Schwestern je mit besondern Namen. So auch die Chinesen, die den ältern Geschwistern eine besonders autoritative Stellung den jüngern gegenüber zuerkennen. Für Bruder, Gebrüder sagen sie: hiūng-tí, älterer $\frac{\text{und}}{\text{oder}}$ jüngerer Bruder.

Digitized by Google

So einfach das alles ist, so unvollkommen und zweideutig scheint es zu sein. Warum übersetze ich nâm niû nicht Mannweib, männisches Weib, wenn ich niû žin, weiblicher Mensch, Frauenzimmer übersetze? Warum fú mù, Vater und Mutter, nicht: des Vaters Mutter, die Großmutter väterlicher Seite? Hier werden wir eine Art geistiger Gymnastik kennen lernen, zu der sich der Europäer oft recht tölpisch anläßt, so einfach sie ist. Wir sind nun einmal von unsern Muttersprachen her gewöhnt, alles mit Ohren zu hören, alles mit Augen zu sehen; zwischen den Zeilen zu lesen dünkt uns ein Kunststück, und wenn uns die sprachlichen Formen den Lootsendienst kündigen, so haben wir nicht gleich den Compaß zur Hand, nach dem wir steuern könnten. Zur Verdeutlichung des Folgenden wähle ich wieder die Mathematik. Es handle sich darum, in folgenden Gleichungen die Functionszeichen zwischen 16 und 2 einzuschalten:

16 2 = 18
16 2 = 14
16 2 = 32
16 2 = 8

Es springt in die Augen, daß hier nacheinander die Zeichen der Addition, Subtraction, Multiplication und Division einzutragen sind. In unserm Falle handelt es sich um grammatisch logische Functionen, deren Entdeckung wahrhaftig nicht schwieriger ist. Mann und Weib sind Arten der Gattung Mensch, also logisch coordinirt, also auch grammatisch. Darum kann nâm-niû nur bedeuten: Mann und Weib, Mann oder Weib. Darum können aber auch in niû-žin, Weib-Mensch, die Begriffe Weib und Mensch nicht coordinirt sein, sondern der besondere Begriff bestimmt den allgemeinen. Das Herz ist ein Theil des Menschen und des Thieres. Darum ist es naturgemäß, vom Menschenherzen zu reden, nicht vom Menschen und Herzen. Vater und Mutter sind die beiden Aeltern, also logisch und also weiter auch grammatisch coordinirt. Vaters-Mutter wäre anders als durch fú-mù auszudrücken. Der Sohn, tsî, steht mir näher als der jüngere Bruder, tí; also ist tsî-tí = Söhne und jüngere Brüder; tí-tsî kann also nicht heißen jüngere Brüder und Söhne, sondern es heißt Söhne, die wie jüngere Brüder sind; so nannte Confucius in herziger Weise seine Jünger; „Brüderchen" wäre etwa die richtige Uebersetzung; žit heißt sowol Sonne als Tag, yuet sowol Mond als Monat; žit yuet heißt: Sonne und Mond, weil die Sonne größer ist als der Mond, — yuet žit dagegen: Monat und Tag, weil der Monat größer ist als der Tag. Ein Substantivum, das vor einem Verbum steht, ist nicht allemal dessen Subject, sondern es kann auch eine nähere Bestimmung desselben (adverbiales Attribut) sein. Auch dies und die Art des Attributes, ob es das Mittel, die Zeit, den Ort, die Art und Weise bezeichnet, ergibt die Logik. Beispiele: Hán wâng yé tsch'ut (Han König Nacht hinausgehen) = der König der Han ging bei Nacht hinaus. N N lik nêng scheû schat hû (N N Kraft können Hand tödten Tiger) = N N konnte vermöge seiner Kraft mit den Händen einen Tiger tödten. schì žin lip (Schwein Mensch stehen) = das Schwein stand aufrecht wie ein Mensch. Dabei bedenke man, daß der Chinese in seiner nüchternen Verstän-

Digitized by Google

digkeit nicht nach Semitenart Unpersönliches personificirt und ebenso wenig den Theil statt des Ganzen setzt.

Von jeher lieben es die Chinesen, einfache Begriffe durch die Verbindung zweier sinnverwandter Wörter auszudrücken; Redensarten, wie hegen und pflegen, ganz und gar, Obdach und Unterkunft, wirken im Chinesischen ganz wie bei uns, zugleich verdeutlichend und verstärkend. Folgen nun zwei Silbenwörter aufeinander, die in einer ihrer Bedeutungen übereinstimmen, so kann man sie in der Regel als ein solches Synonymencompositum auffassen. Die neuere Sprache bedient sich dieses Mittels weit häufiger als die ältere. Während fast alle einfachen Silben der jetzigen Dialekte mehrdeutig sind, lassen die meisten dieser zweisilbigen Zusammensetzungen nur eine Bedeutung zu. Auch hierfür ein Beispiel. Es bedeuten die Silben

mîng:	pek:
tönen	weiß, hell, klar
Name	hundert
eingraben	Norden
hell, klar, deutlich	Oheim
finster	ackern
Meer	Taffet
die Augen schließen	Wohlstand
eine Glückspflanze	drängen
eine Art Insekt	Cypresse
u. s. w.	Seeschiff
	u. s. w.

Hört nun der Chinese die zwei Silben mîng-pek, so weiß er, der Sinn ist: hell und klar, klar und deutlich.

Soviel ich sehe, ist dies die einzige Weitschweifigkeit im Ausdruck, die sich das Altchinesische gestattet. Dafür macht es aber wieder ausgedehnten Gebrauch von einer besondern Art elliptischer Kürzung, die auch unserer Umgangssprache nicht fremd ist. Ein vollständiger grammatischer Satz muß bekanntlich aus zwei Haupttheilen bestehen: einem Subject und einem Prädicat, die bloße Copula „sein" bleibt im Chinesischen unausgedrückt. Nun läßt aber der Chinese sehr oft das Subject weg, wenn es ein leicht zu ergänzendes persönliches Fürwort, stets, wenn es das Pronomen der dritten Person ist, dessen Subjectscasus der alten Sprache überhaupt fehlt. Die zwei Wörter put tschī, nicht wissen, z. B. können also einen Satz vertreten, der je nach Umständen bedeuten kann: ich, du, er weiß nicht, wir wissen nicht u. s. w. durch alle Personen und Zeiten durch.

Wüßten wir vom Bau des Chinesischen nicht mehr als das bisher Gesagte, so wüßten wir schon genug, um diese Sprache als eine sehr hoch beanlagte zu rühmen; denn schon hat sie bewiesen, daß sie grammatisch-logische Beziehungen auseinanderzuhalten versteht, für deren Unterscheidung vielen andern Sprachen die Organe fehlen. Attribut und Prädicat fallen z. B. im Siamesischen, Annamitischen und den malaio-polynesischen Sprachen fast gänzlich zusammen, und da-

Digitized by Google

mit fällt die Schranke zwischen Satz und Satztheil. Zwischen Adverb und Object machen, strenggenommen, wir Indogermanen selbst keinen Unterschied; die Wortstellung ist die nämliche und oft selbst die Wortform, z. B. wenn wir sagen: „Ich habe diesen Winter (Accusativ) den Kant (Accusativ) gelesen.“ Im Chinesischen ist die Thätigkeit (das Verbum) recht sinnfällig Mittlerin zwischen dem Subject und dem Object.

Allein ein anderes ist die Anlage, ein anderes die Ausbildung. Es könnte sein, daß das Chinesische einfache Sätze recht kurz und klar auszudrücken verstände, aber kein Mittel besäße zum Bau kunstvoller Perioden. Sind doch selbst die flectirenden semitischen Sprachen hierin schwach begabt. Es könnte sein, daß das Chinesische wol die active Redeweise kännte, aber nicht die passive. Auch dies ist in der Sprachenwelt keineswegs unerhört. Es könnte sein, daß diese Sprache das Sachliche und Logische bevorzugte auf Kosten des Gemüthlichen und Sinnigen. Das Lateinische thut dies bekanntlich. Endlich könnte es sein, daß der chinesische Satzbau vermöge der Unverbrüchlichkeit seiner Stellungsgesetze an einer Eintönigkeit litte, die sich mit stilistischer Anmuth nicht verträgt. Die türkischen Sprachen und ihre Verwandten sowie das Japanische kranken an diesem Uebel. Diese Fehler laufen sammt und sonders auf eine gewisse Ungelenkigkeit hinaus, mit der sich doch erfahrungsgemäß tüchtige logische Leistungsfähigkeit und rhetorische Kraft recht wohl vertragen können. Alle diese Punkte und wol noch so manche andere wollen erörtert sein, ehe wir von der Geistesrichtung und der Leistungsfähigkeit einer Sprache einen klaren Begriff gewinnen. Die Sprachlehre gibt natürlich auch hierüber Auskunft, aber vielleicht mehr implicite; die Sprachschilderung dagegen wird vor den Augen des Lesers sich einzelne der vorhandenen Kräfte zu besondern Kraftleistungen entfalten lassen — sie wird, um auf das frühere Bild zurückzukommen, uns nicht mehr in die Turnschule, sondern in den Circus führen.

Auf eine gewisse Beweglichkeit in der Wortstellung lege ich ein großes Gewicht. Es handelt sich wahrlich dabei nicht nur um die angenehme ästhetische Wirkung, um die liebe Abwechselung, sondern um eins jener Bedürfnisse, denen der Geist nicht entsagen darf, ohne sich selbst ein Trägheitszeugniß auszustellen; denn nichts ist träger als eingerostete Pedanterie. Der lebhafte Franzose ist anscheinend mehr als irgendein anderer Europäer durch die festen Stellungsgesetze seiner Sprache gebunden, und wie meisterlich weiß er diesen Fesseln zu entschlüpfen! Die besondern Stellungserscheinungen der Sprachen werden nur zu oft unterschätzt und übersehen. Dem Verständniß bieten sie nur selten Schwierigkeiten, im Gegentheil; unser eigenes Empfinden kommt ihnen oft auf halbem Wege entgegen. Der Franzose sagt: J'ai lu la biographie de A. par B. Er kann aber auch sagen: A., j'ai lu sa biographie par B., oder: De B., j'ai lu la biographie de A., oder: La biographie de A., j'ai lu celle par B., oder: C'est la biographie de A. par B. que j'ai lue; oder wol gar: Biographies, en j'ai lu celles de A. par B., de C. par D. etc. So hebt er jetzt diesen, jetzt jenen Theil aus dem Satzganzen heraus, setzt ihn wie eine Ueberschrift an die Spitze, und wir empfinden ohne weiteres die Berechtigung dieser Umstellungen; denn nirgends verlangt die Willkür des Redenden freiern Spielraum als zu Anfang des Satzes.

Digitized by Google

Ich habe obiges Beispiel absichtlich gewählt, weil der Chinese den gleichen Zweck mit fast ganz den gleichen Mitteln zu erreichen versteht. Zeit- und Ortsangaben pflegen in erzählender Rede den Satz zu eröffnen, und dies ist recht bedeutsam. Die chinesische Geschichtschreibung ist sozusagen chronologisch-geographisch: die Zeit- und Ortsangaben sind, wie ich es vorhin nannte, ihre Ueberschriften. Aber auch andere Satztheile kann der Chinese an die erste Stelle rücken, und dann pflegt er sie, ganz wie der Franzose, im Satzinnern durch entsprechende Hülfswörter zu ersetzen: einen Genitiv durch k'î = dessen, deren, einen Objectscasus durch tschī = ihn, ihm, ihr, sie, ihnen, oder durch sò = welchen, welche, welches. Die meisten jener französischen Sätze lassen sich fast Wort für Wort ins Chinesische übertragen. Insoweit ist also die Beweglichkeit hüben und drüben etwa die gleiche. Aber der Chinese hat das voraus, daß er das Object in nachdrücklicher Weise zwischen Subject und Verbum rücken kann, wenn er zwischen Object und Verbum das Hülfswort tschī oder schí einschaltet:

wâng yúng tek
Der König wendet-an (seine) Tugend. Aber:
wâng k'î tek čī (oder schí) yúng
Der König möge Tugend n. obj. anwenden.

So läßt sich auch in ausrufender Rede das Prädicat umstellen, z. B.

schí yên schîng
Dies Wort (ist) wahr; aber
schîng tsāi schí yên.
wahr, traun, (ist) dies Wort!

Man bedenke, was eine solche Gelenkigkeit bei einer isolirenden Sprache bedeuten will, bei einer Sprache, sage ich, in der die Wortstellung alles thut und zumal auch über die Bedeutung der paar Dutzend Hülfswörter entscheidet.

Wenn wir die Sprache der Hellenen wegen ihrer wunderbaren Feinheit rühmen, so denken wir dabei vor allem an eine Richtung ihrer Entwickelung, die wir die modale nennen. Die Modalität kann bekanntlich zweierlei Art sein: logisch, d. h. die Beziehung zwischen Subject und Prädicat, die Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Gewißheit, Wahrscheinlichkeit u. s. w. betreffend; oder psychologisch, das Verhältniß des Redenden zur Rede, sein Empfinden, seine Entschiedenheit oder Zurückhaltung, seine Hintergedanken und Nebenabsichten andeutend. Lesen wir einen Platonischen Dialog, so fallen uns die vielen eingeschalteten Hülfswörterchen auf; wir ahnen, daß sie etwas bedeuten, wenn wir auch nicht gleich wissen, was; jedenfalls empfinden wir dabei eine Art gemüthlichen Behagens. Bei geistiger Kost sieht man gern auch in die Küche, und einen solchen Einblick, wenn auch nur einen nebelhaften, glauben wir zu gewinnen. Wir Oberdeutschen sind darin recht entgegenkommend. Wenn wir sagen: „Es ist eigentlich wirklich nicht recht", so lassen wir merken, wie wir geschwankt haben, ehe wir zur Sicherheit gelangt sind. Wenn wir einen fragen: „Hast du es auch besorgt?" so deuten wir an, daß wir es erwartet hätten, aber noch nicht glauben. Fragen wir dagegen: „Hast du es nur besorgt?" so sagen wir, daß wir es eigentlich nicht erwartet hätten, es aber den Umständen nach vermuthen. Aehnliches ließe

Digitized by Google

sich von unsern bittenden „doch, nur, einmal" sagen. Man nenne das weitschweifig: sinnig und gemüthlich ist es jedenfalls.

Das Altchinesische hat ganz Aehnliches in seinen satzschließenden Hülfswörtern. Die Aussprüche des Confucius sind oft mit solchen so reich versehen, daß der Uebersetzer seine Noth damit hat. In den folgenden Beispielen werde ich diese Hülfswörter dem Sinne nach übersetzen; eine wörtliche Wiedergabe ist unmöglich.

Tscheū tschī tek k'î k'ò wéi tschí tek yè
Der Tscheu n. gen. Tugend möchte sein-zu nennen höchste Tugend wirklich
ì ì
am-Ende meine-ich
= „Die Tugend der Tscheu (=Dynastie) möchte wol am Ende wirklich die höchste Tugend zu nennen sein."

žù tek žìn yên rî hû?
Du erlangen Menschen so-sein nur irgend?
= „Bist du nur (wenigstens) in der Lage (geeignete) Leute zu bekommen?"

k'ò iū̃ ssî kiūn yè iū̃ tsāi
Kann-man mit dienen Fürst wirklich vielleicht traun?!
= „Könnte man denn (tsāi) vielleicht wirklich mit ihnen (zusammen) dem Fürsten dienen?!

So viel zur psychologischen Modalität; und nun zur logischen. Unser „gewiß" drückt der Chinese anders aus, wenn die Gewißheit deductiv oder inductiv gewonnen ist. Für das Können begnügt er sich nicht mit der englischen Unterscheidung zwischen to can und to may, sondern er drückt z. B. den Satz: „Ich kann schreiben", anders aus, je nachdem 1) meine Befähigung, 2) meine besondere Geschicklichkeit, 3) meine Competenz, 4) die Abwesenheit hindernder Umstände, 5) das Vorhandensein von Stoff und Werkzeugen angedeutet werden soll. Wo wir die einfache Copula „sein" gebrauchen, da unterscheidet er zwischen bloßem Sein, Dasein, Sosein, gewordenem Sein, sich bethätigendem Sein, einem Sein den Umständen nach und noch manchem andern.

Auch den scheinbaren Luxus des Passivums gönnt sich das Chinesische. Durch die bloße Umstellung erhält ein actives Verbum passive Bedeutung:

NN. schat luk
NN. tödten Hirsch = NN. tödtete den Hirsch:
luk schat, der Hirsch wurde getödtet;
luk schat iū̃ N N, der Hirsch wurde von (iū̃) N N getödtet.

Auf andere, mehr materielle Ausdrücke für das Passivum brauche ich hier nicht einzugehen. Um so näher will aber eine Richtung der Sprachentfaltung betrachtet sein, die für die Abschätzung einer Sprache nicht weniger schwer ins Gewicht fällt als die Ausbildung der modalen Kategorien.

Es handelt sich um die Unterscheidung zwischen Satz und Satztheil, d. h. zwischen Ausdruck des Gedankens und Ausdruck des Begriffes, und um die Fähigkeit, den Satz in einen Satztheil zu verwandeln. Kaum irgendwo zeigen sich die Sprachen verschiedener als hier, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ.

Digitized by Google

Gehen wir auch diesmal wieder von unsern Sprachen aus. Diese besitzen zum Ausdruck zusammengesetzter Begriffe theils Mittel der Wortbildung, theils syntaktische Formen; das Chinesische muß sich natürlich mit letztern allein behelfen, denn auch seine Composita sind syntaktisch.

Wenn das Französische vom Adjectivum grand ableitet das Substantivum grandeur, das Adverb grandement und das Verbum agrandir*), so hat das Chinesische für alles dies das eine Wort tá, und die Wortstellung allein ergibt, welchen Redetheil es vertritt. Steht es vor einem Substantivum als dessen nähere Bestimmung, so ist es Adjectivum: tá kuok, großer Staat. Steht es als Prädicat am Satzende, so fungirt es als verbum neutrum: kuok tá, der Staat ist groß. Steht es vor einem Verbum, so ist es Adverb: tá siaó, sehr (grandement) lachen. Steht es hinter einem Genitiv oder als Object hinter einem Verbum, so ist es Substantivum: k'î tá, seine Größe; yuet tá, sprechen von Großem.

Unsere Ableitungssilbe er ist ein rechtes Beispiel für das Mephistowort:

Daß, was man sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins, Zwei, Drei dazu nöthig sei.

Was thun wir, genau betrachtet, wenn wir von Topf: Töpfer, von Fisch: Fischer ableiten? Erstens verwandeln wir die Substantiva in Verba: Töpfe machen, Fische fangen. Zweitens verwandeln wir diese Verba in Adjectiva (adjectivische Participien): Töpfe machend, Fische fangend. Endlich drittens verwandeln wir diese Adjectiva wieder in Substantiva: Töpfe machender Mann, Fische fangender Mann. Fast genau dieselbe Wirkung hat das chinesische Hülfswort tschè, welches nachgefügt wird und bedeutet: der welcher, oder das was ist oder thut; z. B. t'ú, Hase: t'ú-tschè, Hasenjäger, ts'ü, Gras: tsü'-tschè, Grasmäher. Ich könnte noch eine ganze Reihe von Hülfswörtern anführen, die in ähnlicher Weise unsere Wortbildungsmittel ersetzen. Auf die Zusammensetzungen von Stoffwörtern brauche ich nicht zurückzukommen. Genug, der einfache Mechanismus des Chinesischen versagt auch da nicht, wo viele andere Sprachen ihren reichsten Formenapparat entfalten.

Das Zusammenschweißen von Stoffwörtern, so hantierlich es sein mag, ist unter allen Aeußerungen sprachlicher Bildsamkeit die roheste. Die romanischen Sprachen, gleich den semitischen, entbehren bekanntlich dieses Mittels fast ganz, und für das spätere Sanskrit ist es schier zum Faulbett geworden, worauf eine Sprache, die bestimmt schien mit der griechischen zu wetteifern, ihre Syntax verschlafen hat. Man braucht es dem Chinesischen nicht hoch anzurechnen, daß es nicht in einen ähnlichen Fehler verfallen ist: in der That hätte es damit seine Verständlichkeit eingebüßt, d. h. sich selbst unmöglich gemacht. Näher lag ihm eine andere Gefahr, nämlich die, sich mit den einfachsten Satzgebilden zu begnügen, auf den Ausdruck zusammengesetzter Begriffe vorzeitig zu verzichten. Noch Wilhelm von Humboldt war geneigt, dieser Sprache die Fähigkeit eines ausgedehntern Periodenbaues abzusprechen. Heute würde er anders urtheilen: das Chinesische

*) Das Verbum grandir und andere Ableitungen passen nicht in unser Beispiel.

Digitized by Google

besitzt Mittel, Sätze auch der äußern Form nach in Satztheile zu verwandeln, und macht reichlichen Gebrauch davon.

Es handelt sich aber hierbei nicht nur um das Ob, sondern auch um das Wie. Die tatarischen Sprachen und das Japanische bauen zusammengefügte Sätze oft von fabelhafter Länge; jeder Satz schließt mit einem Participium, das sich sozusagen in den folgenden einhakt, bis endlich, Gott weiß wann, ein Verbum finitum uns zum Athemschöpfen kommen läßt. Das sind Gebilde wie Bandwürmer, gegliedert zwar, aber ein Glied dem andern aufs Haar ähnlich. Man sage nicht, daß eine isolirende Sprache schon als solche vor einer derartigen Geschmacklosigkeit gesichert sei: sie könnte ja statt der Participialformen gleichbedeutende Endpartikeln haben. Das Chinesische aber ist vor diesem Fehler behütet geblieben.

Als die entgegengesetzte Form mag die gelten, welche z. B. im Englischen und Französischen vorherrscht. Hier pflegen die bindenden Hülfswörter (Conjunctionen) zu Anfang des Satzes zu stehen, die Theilsätze aber im übrigen ganz die Form der vollständigen Sätze zu haben. Diese Verbindung ist also eine äußerliche, aber sie ist erfahrungsgemäß ebenso bequem wie gefällig. Im Chinesischen spielt sie eine große Rolle, aber keineswegs die alleinherrschende. Die Sprache verfügt über einen sehr reichen Schatz von Conjunctionen, die sich oft in ihren Bedeutungen sehr fein voneinander unterscheiden. Die Semiten bewiesen, daß auch Cultursprachen in dieser Hinsicht recht arm und eintönig sein können.

Ausländer höhnen oder jammern wol über die verzwickten Stellungen der Verba in unsern Sätzen; es dünkt ihnen ungeheuerlich, wenn wir z. B. sagen: „Ich habe ihn gestern Abend auf dem Wege von A nach B ausführlich darüber befragt.“ Hier umklammern Hülfsverbum und Particip allen ihren Zubehör, schnüren ihn sozusagen zu einem Bündel zusammen. Und ähnlich machen wir es in zusammengesetzten Sätzen: „Nachdem ich ihn gestern ... befragt habe, will ich mich nun weiter ... erkundigen.“ Hier ist die Gliederung so weit gediehen wie nur möglich; der Satz hat eine wahre Wespentaille. Und die geistige Kraftleistung auf seiten des Redenden und des Hörenden ist so beträchtlich, daß sie selbst der Widerwillige anerkennen sollte. Ich kenne keine Sprache, die in gleichem Maße Mannichfaltigkeit und strenge Gesetzlichkeit in der Wortstellung vereinigte, wie die deutsche. Unsere altclassischen Sprachen genossen in der Wortstellung eine fast ungezügelte Freiheit; im Chinesischen bleiben die Stellungsgesetze dieselben, gleichviel ob Satz oder Satztheil.

Wesentlich anderer Art als jene deutschen Satzformen sind z. B. die absoluten Ablative und Genitive und der Accusativ mit dem Infinitiv im Lateinischen und Griechischen, der Genitiv mit dem Infinitiv im Englischen. Sätze mit solchen Constructionen sind nur dem Gedankeninhalt nach zusammengesetzte, der Form nach dagegen einfache; denn der Theilsatz ist hier in einen substantivischen Satztheil verwandelt, dem die zwei Hauptbestandtheile des vollen Satzes, Subject und Verbum finitum, fehlen. Alles dies scheint so künstlich, daß man sich wundern wird zu sehen, wie der Chinese mit seinen einfachen Mitteln ganz Aehnliches zu Wege bringt.

Seinem Hülfswort tschī sind wir schon früher einmal begegnet; es diente da

Digitized by Google

als Objectspronomen der dritten Person, und mußte in dieser Eigenschaft am Ende eines Satzes oder Satztheiles stehen. Findet es sich dagegen innerhalb eines Satztheiles, so ist es Zeichen des adnominalen Attributes, mit andern Worten: was darauf folgt, fungirt als Substantivum, was vorhergeht, als dessen nähere Bestimmung. Ist das Vorhergehende ein Substantivum, so fungirt dieses als Genitiv. Nun zwei Beispiele: hîng, gehen, taò, Weg: hîng taò, den Weg gehen; taò hîng, der Weg wird gegangen; taò put (= nicht) hîng, der Weg wird nicht gegangen:

taò tschī put hîng yè, ngû tschī tschī ì
des Weges (n. gen.) nicht begangen-werden (wirklich), ich weiß es wohl
= „daß der Weg nicht begangen wird, weiß ich wohl." Hier ist das Prädicat put hîng durch das Hülfswort tschī in die Function eines Substantivs versetzt, und das ursprüngliche Subject zum Genitiv geworden. Beiläufig bemerkt, läßt sich die Inversion ohne weiteres umkehren:

ngû tschī taò tschī put hîng
ich weiß des Weges (n. gen.) nicht begangen werden.

Stellt man das Prädicat eines Satzes vor sein Subject und zwischen beide tschī, so wird das Prädicat zum Attribut und kann unsern Relativsatz vertreten:

tsch'în schén tschù
der Minister maßt-sich-an die Herrschaft:
ts'ì tschī wéi schén tschù tschī tsch'în
dies heißt sich-anmaßend die Herrschaft (n. attr.) Minister
= „dies heißt ein sich die Herrschaft anmaßender Minister."

Durch dasselbe Hülfswort können nun aber auch ganze Sätze zu Attributen eines Substantivums gemacht werden. kuok = Staat:
tsch'în schén tschù tschī kuok, ein Staat, wo der Minister sich die Herrschaft anmaßt.

Ich könnte nun noch eine Wendung anführen, bei der das Subject zur adverbialen Bestimmung des Prädicatsverbums und dieses seiner Function nach zum Infinitiv wird. Das bisherige dürfte indessen für unsern Zweck genügen.

Eine Sprachschilderung, wie ich sie im Bisherigen unternommen, ist immer ein Wagniß, zumal wenn die Sprache so reich und die Schilderung so kurz ist wie hier. Gesetzt aber selbst, meine Arbeit wäre mir vollkommen gelungen, so müßte ich doch davor warnen, sie zu überschätzen. Man bildet sich nur zu gern ein, über eine Sprache urtheilen zu können, wenn man so von Hörensagen ein allgemeines Bild ihres Baues, einen Begriff von den Richtungen ihrer Leistungsfähigkeit gewonnen hat. Es hat selbst Sprachforscher und solche, die es sein wollen, gegeben, die nach einer flüchtigen Lektüre der ersten besten, oft recht schlechten Grammatik sich erkühnten, flott darauf los über eine Sprache zu schreiben. Ihnen dankt unsere Wissenschaft jene idola tribus, deren manche zu verhängnißvollen idolis fori geworden sind. Sprachen wollen nicht blos platonisch geliebt sein; man muß sie an und in sich erlebt haben, ehe man ihre Stärken und Mängel, ihre Reize und Schwierigkeiten würdigen kann.

Eine Ueberzeugung aber dürfte der Leser schon aus der obigen Skizze gewonnen

Digitized by Google

haben: daß die Chinesen in ihrer Sprache ein mächtiges Werkzeug zur Entfaltung einer reichen und tiefen Geistesthätigkeit besitzen. Man nennt den genial, der mit einfachen Mitteln Großes schafft. In diesem Verstande erhebt das Chinesische Anspruch auf den Ruhm der Genialität.

Allein vielleicht gilt auch hier des großen Napoleon Ausspruch: „Das Genie ist der Fleiß.“ Nicht umsonst wurde diese Sprache Jahrtausende hindurch von dem ältesten, zahlreichsten und selbständigsten der heutigen Culturvölker, zugleich von einem lese- und schreiblustigen, gepflegt. Und trügt nicht alles, so wurde sie mehr als irgendeine von ihrer eigenen Schrift gefördert. Man kann nicht von der chinesischen Sprache reden, ohne zugleich dieser Schrift zu gedenken, die ganz für jene geschaffen und ganz ebenso eigenartig ist.

Wir müssen uns hier den Begriff der Wortschrift klar machen, im doppelten Gegensatz einerseits zu Bild und Symbol, andererseits zu Silben- und Buchstabenschrift.

Vom Bilde und Symbol unterscheidet sich die Schrift dadurch, daß sie unmittelbar nicht die Gegenstände oder Gedanken, sondern die Sprache ausdrückt. Ein Bild kann ich beschreiben, ein Symbol deuten: eine Schrift will gelesen werden. In diesem Sinne sind selbst unsere Zahlzeichen Symbole: wo steht in 19 etwas von undeviginti? wo in 91 etwas von quatre-vingt-onze? Ein Zeichen, es sei noch so conventionell vereinfacht oder verschnörkelt, für das ich mit gleichem Fuge Knabe, Junge oder Bube sagen kann, ist kein Schriftzeichen. Umgekehrt: wenn die Franzosen feu, Feuer, und feu, der Verstorbene, cher, theuer, und chair, Fleisch mit gleichen einheitlichen Zeichen schreiben würden, so wäre dies keine Wort-, sondern eine Silbenschrift. Dies zur vorläufigen Verständigung. Man sieht, wenn ich der chinesischen Ausdrucksweise gelegentlich eine gewisse Aehnlichkeit mit der mathematischen nachrühmte, so gebührt das Verdienst nicht der Schrift, sondern der Sprache.

Sehr wenige Völker, höchstens drei oder vier, haben ursprünglich, ohne fremde Anregung Schriften erfunden, und nach allem, was man weiß und vermuthen darf, ist eins derselben das chinesische. Der Ursprung ihrer Schrift verliert sich in sagenhafter Ferne. Die Urchinesen waren kein Volk der „Conserven“, wie die Aegypter mit ihren Mumien, ihren Pyramiden, ihren Steininschriften und Papyrusrollen; nur selten gruben sie Schriftzeichen in Metall oder Stein oder malten sie auf gebrannte Gefäße; meist ritzten sie sie wol in hölzerne Tafeln oder malten sie auf gewebte Stoffe, die durch Abschriften ersetzt werden mußten, wenn sie zu zerfallen drohten. Die wenigen der Nachwelt erhaltenen Schriftdenkmäler, deren Alter mit einiger Sicherheit auf etwa 4000 Jahre geschätzt wird, zeigen schon eine fertige Schrift, die sich offenbar Jahrhunderte lang hatte entwickeln müssen, ehe sie es zu einer solchen Vollendung bringen konnte. Ihre Entstehung aus Bildern und Symbolen verräth sie deutlich; diese hat aber noch in den jüngsten Formen der Schrift unverkennbare Spuren hinterlassen und wäre selbst ohnedem zu vermuthen.

Auf die Sagen der Chinesen von der Erfindung ihrer Schrift brauchen wir uns nicht näher einzulassen. Bedeutsam ist höchstens dies, daß die Schriftkunst

Digitized by Google

die früher üblichen Knotenschnüre verdrängt habe, also mnemonische Zeichen nach Art der peruanischen Quipus. Allein selbst dies braucht nicht auf alter Ueberlieferung zu beruhen; ich besitze noch ein deutsches Kerbholz aus dem vorigen Jahrhundert und habe vor 20 Jahren in Siebenbürgen eine walachische Schenkwirthin ihren Kunden die Zechschuld einkerben sehen. Der Knoten in Taschentuch und Uhrkette gilt noch bei uns neben dem Notizbuch: so lange halten sich einfache Mittel.

Ein anderes Ideal hat das Bild, ein anderes die Schrift. Jenes will seinem Gegenstande ähnlich sein, diese verlangt eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Zeichen untereinander, d. h. sie verlangt Stilisirung. Selbst der Aegypter, dessen Hieroglyphenbilder uns durch ihre Wahrheitstreue entzücken, zeichnete die Schwalbe so groß wie den Löwen, die Eule so groß wie das Weib und gruppirte die Zeichen nach ihrer Breite und Höhe, um ebenmäßige Zeilen herzustellen. Die chinesische Schrift geht schon in ihren ältesten Denkmälern weiter, sie opfert bereits ein gut Theil der Formenähnlichkeit der graphischen Stilisirung.

Die Aegypter aber sind von der Bilderschrift zur Lautschrift fortgeschritten, die Chinesen nicht, und daraus hat man den letztern einen Vorwurf machen wollen. Dort Fortschritt, hieß es, hier Stillstand; dort mumisirte man die Todten, hier mumisiren die Lebenden sich selbst, ihr Denken, ihre Schöpfungen. Dagegen gilt ein Doppeltes.

Erstens haben es die Aegypter nie zur reinen Lautschrift gebracht; neben den phonographischen Zeichen, oft anstatt ihrer, blieben noch immer die ideographischen im Dienste. Und selbst die Weiterbildung der hieratischen Schrift durch die Phönizier ist immer nur ein schlechtes Mittelding zwischen Silben- und Buchstabenschrift. Was die Chinesen geschaffen, ist wenigstens ein Ganzes und Ungemischtes.

Zweitens war es kein Zufall, daß gerade ein Volk mit einsilbig isolirender Sprache die Wortschrift zu ihrer relativ höchsten Vollendung ausbildete. Das einsilbig unveränderliche Wort ist offenbar eine bessere Einheit, daran sich die Schrift halten kann, als das mehrsilbige und flexionsfähige. Vielleicht stellt es sich auch im weitern Verlaufe unserer Betrachtungen heraus, daß die Chinesen sehr recht hatten, bei ihrem Schriftsystem zu verbleiben, und in der That hat dieses System, soweit wir es zunächst verfolgen können, im wesentlichen seinen Charakter beibehalten.

Die einfachsten Elemente der chinesischen Schrift sind ungefähr 600 rohe Bilder und wenig über 100 Symbole. Zu erstern gehört ⊙ żit, Sonne, zu letztern: — yit, eins, = rī, zwei, ≡ sām, drei, ⎽ schàng, oben, ‾ hià, unten u. s. w.

Manche jener Bilder wendete man um in symbolischer Absicht. So bedeutet ein liegender Mensch Leiche, eine nach links oder rechts gewendete Hand: links und rechts.

Ferner setzte man Bilder zu symbolischen Gruppen zusammen; Sonne und Mond bedeutet Licht, Frau unter Dach: Ruhe, Mann und Wort: Wahrheit, Treu und Glauben, zwei Männer links und rechts von einer Frau: Eifersucht, zwei Frauen (unhöflicher Weise) Zank!

Auch der Rebus spielt eine Rolle: ein darstellbarer, körperlicher Gegenstand wurde gezeichnet, um ein gleich oder ähnlich lautendes abstractes Wort auszudrücken.

Digitized by Google

Manchmal behielt dann das Zeichen den Doppelsinn, öfter wol wurde es nochmals durch gewisse Zuthaten oder sonstige Formveränderungen differenzirt.

In der That war hiermit das wichtigste Mittel der Schriftbildung im Keime gegeben. Neun Zehntel etwa der chinesischen Charaktere bestehen aus zwei Theilen, deren einer die Begriffskategorie, deren anderer mehr oder minder genau den Laut des Wortes anzeigt. Man denke, der Franzose wollte die Eiche, chêne, darstellen, indem er neben das rohe Bild eines Baumes das einer Kette, chaîne, zeichnete. Dank dieser Erfindung haben die Chinesen die Aufgabe der Wortschrift nicht nur fast vollständig gelöst, nicht nur fast jedem besondern Worte ein besonderes Zeichen zugetheilt, sondern sie sind noch sehr oft über ihre Aufgabe hinausgegangen und lassen die Schrift mehr besagen als die Sprache. Der Nagel oder Pflock, tīng, z. B., wurde ursprünglich durch ein sehr einfaches Bild dargestellt; jetzt fügt man diesem die Zeichen Erz und Holz bei, je nachdem ein metallener Nagel gemeint ist oder ein hölzerner Pflock. Das Wort pek, hundert, bedeutet zugleich eine Centurie; ist eine solche gemeint, so fügt man zu dem einfachen Zeichen noch das Bild: Mensch u. s. w.

Insofern sind also freilich die Bücher des Alterthums zuweilen fürs Auge noch deutlicher als fürs Ohr: sie sind sozusagen illustrirt. Allein möglicherweise sind diese Illustrationen spätere Zuthaten, und darum müssen sie mit Vorsicht aufgenommen werden: bei der Prüfung zweifelhafter Texte thut man oft gut, von ihnen abzusehen und dem Ohr mehr zu trauen als dem Auge.

Alle Zusammensetzungen, die symbolischen wie die phonetischen, bilden einheitliche Schriftzeichen, und hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von ähnlichen Schreibungen in den Hieroglyphen und in der assyrischen Keilschrift, wo die ideographischen Elemente mit den phonetischen nicht zu wirklichen, auch äußerlich erkennbaren Gesammtkörpern verbunden sind.

Daß die chinesische Schrift nur ganz allmählich die jetzige Stufe ihrer Vollkommenheit erreicht hat, wird jedem einleuchten. Gestritten wird aber über ihren vorhistorischen Zustand: die einen nehmen an, ihre Zeichen hätten Begriffe, nicht Wörter ausgedrückt, das Bild Frau z. B. hätte man auch „Weib" aussprechen dürfen, die andern nehmen an, die Schrift sei mehr phonetisch gewesen, also rebusartig. Eine Gewißheit hierüber ist natürlich nicht zu erlangen, ehe man nicht Schriftstücke aus vorhistorischer Zeit aufgefunden und befriedigend erklärt hat. Mir aber scheint hüben und drüben ein Theil der Wahrscheinlichkeit zu liegen. Ursprünglich drückten die Bilder und Symbole nur Begriffe aus; damals aber waren sie eben noch keine Schriftzeichen. Auf den Rebus mußte man nothgedrungen verfallen, sobald man nicht nur die Gedanken, sondern die Sprache selbst sichtbar darstellen wollte mit ihren Synonymen und Homonymen. Daß die ideographischen Zusätze in vielen, wo nicht den meisten Fällen einer spätern Entwickelungsphase angehören, dürfte in der Natur der Sache liegen. Erst mit diesem Schritte gelangte die Schrift auf den Punkt, auf dem sie beharren durfte.

Es wäre unverständig, den Chinesen daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie nicht alle ihre Schriftzeichen nach dem gleichen Princip gebildet haben. Dies Princip hätte höchstens das der ideographisch-phonetischen Zusammensetzung sein

Digitized by Google

können. Die Gebilde dieser Art aber sind durchschnittlich die umständlichsten, strichereichsten, während im vorliegenden Zustande der Schrift die gebräuchlichsten Wörter meist mit den einfachsten Zeichen versehen sind. Offenbar ist eine Schrift ein zu kostbares Nationalgut, als daß man auf Kosten ihrer Deutlichkeit und Kürze blöde Principienreiterei mit ihr treiben dürfte.

Ich nannte die chinesische Schrift die relativ vollkommenste ihrer Art. Wäre sie die absolut vollkommenste, so müßte in ihr jedes Wort sein besonderes Zeichen, keins deren mehr als eins haben. Es wird sich zeigen, warum dies Ideal nicht erreicht wurde, wol auch nicht erreicht werden konnte.

Ein Hauptgrund lag im Wortschatze selbst. Viele Wörter nehmen bei etwas veränderter Bedeutung oder Function andere Betonungen, wol auch andere Laute an, während die meisten Wörter in jeder Bedeutung und jeder Function denselben Laut und Ton beibehalten. Bei jenen hatte man nun die Wahl, ob man die veränderte Aussprache auch durch die Schrift anerkennen oder in allen Fällen dasselbe Zeichen gelten lassen wollte. Dies war freilich eine Art Nachlässigkeit, die aber der Gebrauch gar oft sanctionirt hat. So schreibt man tschúng, in die Mitte treffen, mit dem Zeichen für tschang, Mitte, ja sogar nap, enthalten, mit dem Zeichen für núi, Inneres.

Ueberhaupt wäre es vermuthlich nie möglich gewesen, den ganzen Vorrath der Sprache an einsilbigen Stammwörtern zu inventarisiren. Die Aussprache schwankte, manche mochten durch Laut oder Ton unterscheiden, was andere gleichklingen ließen. Aus den Dialekten strömten neue Wörter hinzu, welche die einen gelten ließen, die andern verwarfen, oft mochte es sich dabei nur um dialektische Nebenformen handeln, wie im Deutschen bei Born und Brunnen. Oder es hatte ein Wort der ältern Literatur im Schulgebrauch eine bestimmte Aussprache angenommen, während, ohne daß man es ahnte, dasselbe Wort, nur etwas anders lautend, noch in der allgemeinen Umgangssprache lebte.

Und nun that die Eigenart der Schrift das übrige. Dem Schriftsteller wird nicht immer jedes der Tausende von Zeichen, deren er bedarf, gegenwärtig sein, und erst in verhältnißmäßig jüngerer Zeit ist man darauf verfallen, ihn durch Wörterbücher zu unterstützen. Solange er auf sein Gedächtniß angewiesen war, lag ihm nichts näher, als gleichlautende oder formähnliche Zeichen untereinander zu verwechseln und neue Zeichen zu schaffen, weil ihm die vorhandenen nicht einfielen oder nicht gefielen. Wenn irgendwo, so gilt im Mittelreiche Lessing's Definition: „Was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das ist Regel.“ Die kleinen Geister ahmen die großen nach, auch in ihren Schwächen und Launen. Als nun gar unter der Tscheudynastie, 1122—255 v. Chr., die kaiserliche Centralgewalt allmählich zu einem Schatten zusammenschwand und die Einzelstaaten zu einer wachsenden Selbständigkeit gelangten: da war auch im Schriftwesen der Anarchie Thür und Thor geöffnet. Aus dieser Zeit stammen die meisten jener Erz- und Steindenkmäler, in denen die chinesischen Paläographen schwelgen.

Es war spätern Dynastien vorbehalten, dieser Zuchtlosigkeit Einhalt zu thun. Allein der conservative chinesische Sinn zeigte sich auch hier: was sich in den Werken hervorragender Schriftsteller, was sich auf ehrwürdigen alten Tafeln, Ge-

Digitized by Google

fäßen, Glocken fand, das sollte wol erklärt, aber nicht schlechtweg verworfen werden. Man begnügte sich damit, zu bestimmen, welche von mehrern gleichbedeutenden Zeichen correct, d. h. im Amts- und Schulgebrauch zulässig, welche ursprünglich, alterthümlich, abgekürzt oder vulgär seien, ließ aber unter den sogenannten correkten eine Menge synonymer zu. Das bekannte Wörterbuch des Kaisers Khang-hi enthält zwischen 40—50000 Schriftzeichen, von denen gegen drei Viertheile anerkannte Nebenformen sind, ganz abgesehen von den rein graphischen Differenzirungen, welche die Rechtschreibung verlangt. Von den gelehrtesten Chinesen erwartet man die Kenntniß von 9000 Schriftzeichen; wer aber deren 5—6000 innehat, braucht schon selten zum Wörterbuch zu greifen.

Wol nie hat eine Schrift innerhalb ihres Vaterlandes so weit- und tiefgehenden Einfluß geübt wie die chinesische. Gerade was anfangs Luxus schien, wurde oft zur segenbringenden Bereicherung. Neue Wörter wurden der Literatursprache zugeführt, in ihr verewigt, von den laut- und sinnverwandten unterschieden, und mit der Zahl der Wörter wuchs die der Begriffe.

Setzen wir den Fall, die Chinesen hätten sich der Buchstabenschrift zugewandt: was wären die Folgen gewesen? Soviel ich sehe, zwei, und eine fast so schlimm wie die andere.

Erstens wäre der Nation ihre alte Literatur fremd geworden in dem Maße, wie sich das Lautwesen änderte.

Zweitens wäre damit das geistige Band unter den verschiedenen Stämmen des großen Chinesenvolkes zerrissen worden. Leute aus Peking, Ningpo, Shanghai, Fuhtscheu, Amoy, Kanton verstehen einander nicht, solange jeder seinen heimischen Dialekt redet. Die gemeinsame Wortschrift aber liest ein jeder in seiner Mundart.

Es wäre Fürwitz, statt dessen die Einführung eines gemeingültigen Musterdialekts nach europäischem Vorbilde empfehlen zu wollen; einem großen Theil des Volkes würde damit eine Aufgabe aufgebürdet, die viel schwieriger wäre als die Erlernung der Schrift. Einzelne Missionsschulen haben wol das „Standardalphabet" eingeführt und in dialektischen Uebersetzungen von Bibelsprüchen verwerthet. Allein ich zweifle, ob damit der christlichen Sache so viel gedient sei wie der Wissenschaft. Die Armen, denen auf diese Weise das Evangelium gepredigt wird, scheiden damit aus einer großen Volks- und Culturgemeinschaft aus, und in den Augen der maßgebenden gebildeten Kreise wird die heilige Sache geradezu erniedrigt, wenn man Christus und seine Apostel in der Sprache des Alltagsgeschwätzes reden läßt.

Dem Chinesen ist seine Schrift ein Gegenstand nicht nur des Nutzens, sondern auch des Studiums, des Genusses und der Verehrung. Die Inschriftenkunde wird in seinem Lande nicht weniger eifrig gepflegt als bei uns, und mancher Gelehrte ist im Stande, die Entwickelung eines Schriftzeichens von seinen ältesten Formen bis herab auf die jetzigen darzustellen und auf das Jahrhundert genau das Alter eines Schriftstückes zu bestimmen. Vorreden zu Büchern, Randerklärungen zu Bildern werden gern in alterthümlichen oder flüchtigen Formen geschrieben, was nicht möglich wäre, wenn nicht beim Leser das Verständniß vorausgesetzt werden dürfte.

Die älteste Schrift, von der nur noch wenig Denkmäler vorhanden sind, zeigt

Digitized by Google

schon das Bestreben, jedes Zeichen in denselben Raum einzuzwängen und die Linien auf mannichfaltige Weise zu stilisiren. Von einer Bequemlichkeitsrücksicht auf das Schreibmaterial ist dabei noch nichts wahrzunehmen. Erst gegen 800 vor unserer Zeitrechnung scheint man darauf verfallen zu sein, der Schrift eine etwas handlichere, einfachere und zugleich nach unserm Geschmack gefälligere Form zu geben. Man ritzte sie in Holz- oder Metalltafeln, oder malte sie mit groben, stumpfen Pinseln; dabei wurden die Striche von gleichmäßiger Dicke oder Dünne, und die geraden oder in großen Bogen gezogenen Linien thaten das übrige, um der Schrift den Eindruck des kleinlich Gemalten zu benehmen. Leider übte an dieser Schrift die Willkür in ganz anderer Weise ihr Spiel; sie vor allen wurde mit jener Unzahl neuer Zusammensetzungen belastet, welche noch heute die Wörterbücher anschwellen. Ein neuer Stil kam ziemlich gleichzeitig auf: die sogenannte Siegelschrift, in der jedes Zeichen, aus geraden, meist rechtwinkelig (à la grecque) geknickten Strichen bestehend, ein Oblongum füllt. Die rothen Stempel auf Waarenumschlägen sind fast alle in dieser Schriftform geschnitten.

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wurde das zersplitterte Reich wieder unter einer kräftigen Centralregierung vereinigt. Nun war es eine der ersten Aufgaben, jene Wildlinge der Schrift auszurotten und die Schrift wieder zu vereinfachen. Fast gleichzeitig aber machte auch der Pinsel sein Recht auf den Ductus geltend, und so entstand die sogenannte Kanzleischrift, eine noch plumpe Vorläuferin aller jetzt gemeinüblichen Schriftarten. Büchertitel und Vorreden werden noch jetzt zuweilen in jener Kanzleischrift gedruckt.

Das bequemere, billigere Schreibmaterial, verbesserte Haarpinsel und glattes Papier, lud zu häufigerm und folglich zu flüchtigerm Schreiben ein. Man erlaubte sich im eiligen Schreiben allerlei Kürzungen und Zusammenziehungen und that sich schließlich eine wahre Güte im Schmieren und Klecksen. Diese Tachygraphie nennt man Grasschrift, weil sie wirklich an durcheinandergeworfene Gräser gemahnt. Leider haben die Japaner eine gewisse Vorliebe für diese Schriftform und erschweren uns dadurch das Verständniß vieler ihrer besten Bücher gar sehr. Der Sinolog verliert wenig, wenn er die Grasschrift vernachlässigt; der Japonist oder Yamatolog — so nennen sich diese jüngsten Glieder der großen Orientalistengemeinde — muß viel kostbare Zeit auf dies unerquickliche Studium verwenden.

Um Anfang unsers Jahrtausends entstand die jetzige Druckschrift und eine etwas freiere Nebenform derselben, eine der anmuthigsten und charaktervollsten Schriften, die es gibt. Die Kalligraphie entwickelte sich zu einer vollberechtigten Kunst, deren Meisterwerke theuer bezahlt und als Zimmerschmuck an den Wänden aufgehängt werden.

Eine gute Handschrift gehört im Mittelreiche zu den Erfordernissen eines gebildeten Mannes, und sie ist nur durch fleißige Uebung der Geschicklichkeit und durch eine sorgfältige Ausbildung des Geschmackes zu erwerben.

Der Chinese nennt das Schreibzeug bezeichnenderweise „die vier Schätze", ssî paò. Obenan steht der Haarpinsel, der nadelspitz und sehr elastisch sein muß. Er wird senkrecht auf das Papier gesetzt und muß, richtig gehalten und geführt, jeden Strich auf einen Zug machen: „Nachmalen" ist in den chinesischen Schreibstunden

Digitized by Google

ebenso verpönt wie in den unserigen. Der Elementarlehrer verwendet nebenher den Pinsel als Strafmittel, rollt ihn mit festem Druck über die Finger des nachlässigen Schülers. Der zweite „Schatz", die bekannte Tusche, wird auf dem dritten, einem flachen, meist mit erhöhtem Rand umgebenen Steine gerieben. Eine beckenartige Vertiefung in diesem Steine nimmt das nöthige Wasser auf. Der vierte Schatz ist das bekannte unplanirte seidenartige Papier.

Statt der Vorlagen bedient sich der Schreiblehrer beim Unterricht der beschriebenen oder bedruckten Unterlagen. Diese werden mit durchsichtigem Papier überkleidet und vom Schüler übermalt. Zuweilen benutzt er auch rothgedruckte Blätter, deren Schriftzeichen dann mit schwarzer Tinte überzogen werden.

Es gibt keine Makulatur im Mittelreiche, sollte wenigstens den Gesetzen nach keine geben. Bedrucktes oder beschriebenes Papier wird entweder aufbewahrt oder verbrannt, um es vor Misbrauch zu schützen. Wohlhabende Leute meinen ein verdienstliches Werk zu thun, indem sie werthlose Druck- oder Schriftstücke aufkaufen, um sie den Flammen zu überliefern.

Wichtiger noch ist ein anderer Zug des chinesischen Charakters, der der Volksbildung zu hohem Segen gereicht. Hochgestellte und reiche Leute setzen eine Ehre darein, gute Ausgaben ihrer Lieblingsschriftsteller drucken zu lassen, um sie zu verschenken oder zu Spottpreisen zu verkaufen. Zuweilen sind es Riesenwerke, zuweilen wahre Prachtausgaben, die auf diese Weise jedermann zugänglich werden. Die drei Hebel der Bücherverbreitung: Staatsanstalten, Buchhandel und uneigennützige Privatunternehmungen, wirken im Mittelreiche ähnlich zusammen wie bei uns.

Die Buchdruckerkunst wurde in China gegen 600 n. Chr. erfunden, aber jahrhundertelang nur in ganz beschränktem Maße geübt. Erst im Jahre 952 erschien auf kaiserlichen Befehl eine große Ausgabe der kanonischen und classischen Bücher, und damit war der Sieg der herrlichen Erfindung gesichert. Die Chinesen pflegen mit Holztafeln, seltener mit gravirten Metallplatten, also stereotypisch zu drucken. Bewegliche Typen haben von jeher nur beschränkte Verwendung gefunden, und die Holzschneider arbeiten so billig, daß im Durchschnitt chinesische Bücher weit wohlfeiler sind als europäische. Der gewöhnliche Preis von Volks- und Schulausgaben ist etwa ein halber Pfennig für das zweiseitige Octavblatt.

Für die Verbreitung einer gewissen allgemeinen Bildung mögen in China die Verhältnisse günstiger liegen als anderwärts in Asien. Seit 2000 Jahren wird der Staat bureaukratisch regiert; die staatsdienstliche Laufbahn steht jedem offen, der nicht anrüchiger Herkunft ist, und ihr Erfolg hängt, wenigstens dem Gesetze nach, lediglich von literarischer Bildung und praktischer Tüchtigkeit ab. Bringt man nun noch den sprichwörtlichen Fleiß des Chinesen, seine Lernbegier, sein Fassungsvermögen, seinen Ehrgeiz in Rechnung, bedenkt man, daß er einer fast unbegrenzten Lehr- und Preßfreiheit genießt, daß das Schulgeld niedrig genug ist, um selbst dem Armen erschwingbar zu sein: so wird man begreifen, wie noch vor 100 Jahren das Reich der Mitte durch seine literarische Cultur die Bewunderung und den Neid europäischer Reisender erweckte.

Digitized by Google

Jüngere französische Romanschriftsteller.

Von

Friedrich Carl Petersen.

II.

Albert Delpit.

Auch von Albert Delpit kann es heißen: „In seiner Brust brennt das heilige Feuer.“ Zwar das menschliche Leben ist ein allmähliches Erwachen, es sucht und tappt mancher jahrelang, ehe er den rechten Weg findet, wenn ihm dies überhaupt glückt, und auch unser Romancier weiß ein Lied davon zu singen. Junges feuriges Scholarenblut regt in anderer Weise an als das ruhiger kreisende Blut des erfahrenen Mannes und verführt leicht zu Ueberschwenglichkeit; aber auf die Gärungs- folgt die Klärungsperiode, die Selbsterkenntniß führt zur Selbstkritik, auch Albert Delpit hat dies erfahren. Jenen hehren Zweck des echten Dichters und Künstlers, mit seinen Werken läuternd und veredelnd auf die Gemüther einzuwirken, der Menge Anregungen und Fingerzeige von Geist und Herz erhebender Bedeutung zu bieten, verfolgte er wol nicht von vornherein, wenn auch einzelnes in seinen Erstlingswerken dem Zweck entsprechen mag; bei seinem spätern Schaffen lenkte er gleichwol in eine Bahn ein, in der er nur auszuharren braucht, damit sie ihm in jener Hinsicht zum Heile gereiche. Albert Delpit nimmt eben unter Frankreichs Romanschriftstellern der Gegenwart eine Sonderstellung ein. Ein vorwiegend ritterlicher Charakter, tritt er am liebsten als scriptor militans auf. „Den Schwachen Schutz, den Bösen Trutz!“ welch herrliche Devise! Und es ist die seinige. Leider ist sein politischer und religiöser Standpunkt kein derartiger, daß er sich immer zu einer höhern Anschauung der Dinge emporzuschwingen vermöchte, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Mit Theilnahme gedenkt er der Elenden und Armen; aber er streitet nicht etwa für den geistigen Fortschritt, die Aufklärung der Massen. Er bekämpft den Atheismus und gewisse sociale Vorurtheile, läßt jedoch als Katholik die geisttödtenden kirchlichen Aeußerlichkeiten unangefochten. Das Tröstende und Stärkende des Gottesglaubens in Gefahren würdigt er gern, nur nicht immer in gotteswürdiger Weise. Offen erklärt er, daß er als christlicher Dichter seine Fahne hochhalte; aber die erhabenste Lehre des Dulders von Nazareth läßt er meist unbeherzigt. Für Gott, Ehre und

Digitized by Google

Vaterland will er streiten, aber das Göttliche in der Wissenschaft, im Geisteslichte, die Gleichheit aller vor Gott kommt bei ihm selten oder nie in Betracht. Menschenkenntniß ist ihm gewiß nicht abzusprechen; trotzdem leistet er manchmal, was seine Heldengestalten betrifft, Großartiges im Uebertreiben. Gedankenadel ist bei ihm nichts Seltenes, und doch begegnen in seinen Schriften subjective Auslassungen, die es keineswegs vermuthen lassen. Die Opferfreudigkeit stellt er in gewisser Hinsicht über alles; schade nur, daß nicht selten die menschlich-christliche Pietät darunter leidet. Unzweifelhaft haben wir hier ein echtes Dichtergemüth vor uns; nur fielen in dasselbe düstere Schatten, wie sie eben das Verhängniß wirft, und das erklärt den antihumanen Zug, der die Mehrzahl der Werke dieses Romanschriftstellers kennzeichnet. Uebrigens spielten in diesem Autorleben Familienvorkommnisse und Zeitverhältnisse mit ihrer Einwirkung eine hochbedeutende, wesentlich bestimmende Rolle.

Albert Delpit ist kein geborener Franzose; es rollt Creolenblut in seinen Adern. Seine Wiege stand zu Neuorleans in Louisiana, wo er am 30. Jan. 1849 geboren wurde. Die Kümmernisse des Elends blieben ihm von Kindesbeinen an fremd: seine Aeltern waren wohlhabende Leute. Allein wenn er unter den Goldfittichen irdischen Glückes im Aelternhause seine Kinderjahre verlebte, so sollte er dagegen früh im Leben auf sich selbst angewiesen sein, als Scholar seinen Fleiß üben, seine Willensstärke erproben, an der Flamme des jugendlichen Ehrgeizes seine dichterische Schöpferkraft nähren und zeitigen können. Der Ausbruch jenes für Nordamerika so unseligen Bürgerkrieges, der beim aristokratischen Frankreich so lebhafte Sympathien für die rebellischen Südstaaten hervorrief, war in doppelter Hinsicht für des Knaben Zukunft bedeutungsvoll. Albert's Vater, der reiche Kaufherr, den übrigens Familienbande an Frankreich fesselten, beschloß um diese Zeit, dem Sohne eine französische Erziehung zutheil werden zu lassen: mußte dieser sich überhaupt in der Folge, trotz seiner Herkunft aus einer Republik, nicht zu einer Aristokratie hingezogen fühlen, die mit den Parteigenossen seines Vaters offen sympathisirte? In einem reizenden Landeswinkel, auf dem Schloß des Großvaters beim Dorfe Léry in Côte-d'Or, genoß er nach der weiten Meeresfahrt den zum Besuche des Gymnasiums befähigenden Vorunterricht. Dort, inmitten der herrlichen Landschaft erwachte in ihm zum ersten mal die Ahnung seines dichterischen Berufs; dort verlebte er in heiterer, ruhiger Anschauung seine besten Jugendtage, sammelte einen Schatz von Erinnerungen, wie sie in spätern Jahren den Träger, je nachdem er den ursprünglichen Seelenfrieden bewahrt oder nicht, zur Freude oder zur Wehmuth stimmen.

Bald jedoch vertauschte er den Aufenthalt in der Provinz mit dem in der Hauptstadt, wo ihn längere Zeit hindurch das Collége Sainte-Barbe zu seinen strebsamen Schülern zählte. Im Verkehr mit pariser Kameraden lernte er binnen kurzem den Zauber kennen, mit dem Lutetia Parisiorum den jungen Fremdling umstrickt, und es stieg wol im Collége schon das dunkle Verlangen auch in ihm auf, in der weiten hauptstädtischen Arena mit dem tausendfältigen Wettlaufe Berufener und Unberufener um die Ruhmespalme seine Kräfte zu messen. Entschie-

Digitized by Google

den gab er sich mit bedeutendem Fleiße seinen Schulstudien hin und gelangte er dabei frühzeitig zur Erkenntniß seines Schriftstellerberufes. Die schöne Ferienzeit im Spätsommer benutzte er zu Ausflügen in seine andere Heimat in Burgund, und die süße Anregung zu dichterischem Schaffen, die in der Naturbetrachtung liegt, kam dann bei dem jungen Poeten voll zur Geltung.

Weshalb der Jüngling Delpit seine Studien nicht zu Paris, sondern im Lyceum zu Bordeaux vollendete, mag dahingestellt bleiben. Vermuthlich standen seine eigenen Zukunftswünsche, wie er sie in seinen Briefen kundgegeben, schon damals im Widerspruch mit denen des Vaters, und verlangte der Vater deshalb einen Wechsel des Aufenthalts. Zu stolz oder zu bescheiden, um anzuerkennen, daß es einem namhaften Schriftsteller übel anstehen würde, wollte er seinen Lesern nicht das Recht einräumen, ihn auch aus seinen Lebensschicksalen kennen zu lernen, enthält unser Romancier allen, die dieses Recht geltend machen wollen, den autobiographischen Schlüssel dazu beharrlich vor, was als Beitrag zur Kenntniß seines Charakters wol nicht bedeutungslos sein mag. Kurz und gut, den Baccalaureus rief dann der Vater nach Hause: der Kaufherr wollte dem Sohne die Leitung seiner Tabackshandlung übertragen. Ein einträgliches Geschäft mag seinen Werth haben; werthvoller ist in den Augen des angehenden Dichters, der allerdings in der Regel sein Talent überschätzt, die Kunst, den Pegasus zu tummeln, und höher als goldene Berge schätzt er „des Ruhmes lockenden Silberklang". Ein paar Monate blieb Delpit drüben in Louisiana. Kam es zwischen Vater und Sohn zu einer Vereinbarung? kam es zwischen ihnen zum Bruche? Wir wissen es nicht; genug, die Begegnung war für des Jünglings Zukunft entscheidend: über den Geschäftsmann siegte bei ihm der Schriftsteller, und entschlossen kehrte er nach Paris zurück.

Wie die meisten französischen Romanschriftsteller, begann er hier seine schriftstellerische Thätigkeit als Journalist. Seine Erstlingsversuche erschienen im „Mousquetaire" und im „D'Artagnan", d. i. zwei von Alexandre Dumas Vater gegründeten, hauptsächlich der literarischen Plauderei gewidmeten Wochenblättern. Bei seiner lebhaften Phantasie mußte er sich von vornherein mächtig zu dem erfinderischen Romancier und dessen Mitarbeiter Auguste Maquet hingezogen fühlen. Fast wäre die Begegnung für ihn verhängnißvoll geworden. Das Vorbild von Dumas spukte bei ihm lange genug, und wenn er bei der Nacheiferung sein Talent nicht verpuffte, so lag das eben an seiner rechtzeitigen Erkenntniß, daß er den falschen Weg eingeschlagen. Vorderhand boten sich dem jungen feurigen Zeitungsschreiber wenig Aussichten auf eine Ruhmesernte, und selbst die Mitarbeiterschaft am „Moniteur universel" blieb in der Hinsicht fruchtlos. Doch da trat das Kriegsjahr 1870 ein, und das sollte für ihn eine große Bedeutung haben, indem es auf Einen Schlag seine Existenz dem Dunkel entrückte. Noch nicht ganz 21 Jahre alt, trug Albert Delpit im Januar 1870 als Dichter den Preis davon, den Ballande, der bekannte Theaterdirector und vielgenannte Stifter der sogenannten Matinées dramatiques et littéraires, für ein einactiges Stück in Versen zum Lobe Lamartine's ausgeschrieben hatte. Der Triumph war, zumal das Lobgedicht in

Digitized by Google

Alexandrinern unter dem Titel „Lamartine's Apotheose" im Gaîtétheater zur Aufführung kam, immerhin eine Aufmunterung, mochte auch Ballande im kritischen Beurtheilen von Bühnenwerken gerade keine anerkannte Autorität sein. Beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges befand sich somit Delpit in einer Stimmung, welche ihn verlockte, neue Dichterlorbern zu erwerben. Vielleicht schwebten dem angehenden Dichter, als der Neffe des „großen Corsen" im Begriff stand, mit den Turcos und der Mitrailleuse in Deutschland einzufallen, heroische Schlachtgesänge vor. Gleichviel: vom Schein der Kriegsfackel ließ auch er sich blenden, die imperialistische Lügenchronik mit ihrer verleumderischen Auftischung von vielen den deutschen Kriegern zur Last gelegten Ungeheuerlichkeiten brachte auch sein Blut in Wallung, und so geschah es, daß der geborene Amerikaner mit der Flinte auf der Schulter den Kriegspfad, den der Indianer wandelt, einschlug, d. h. als Franc-Tireur unter der Führung des vielgenannten Panthertödters Bombonnel auf die Menschenjagd ging und im Blutrausche seinem Groll in Versen Luft machte. Nun, man redete in den Tagen nur die Sprache der Leidenschaft: Uebertreibung und Entstellung der Thatsachen war an der Tagesordnung, das Hörensagen galt, ließ es nur den verhaßten Feind im schwärzesten Lichte erscheinen, für einen Beweis; erst später, als die Gemüther sich mehr beruhigt hatten, urtheilte man gerechter. Die „Verwünschungen" des jungen Dichters geriethen denn auch bald in Vergessenheit: die Skizzen „La chasse aux Prussiens", in denen er die Thaten und Abenteuer der 15 Francs-Tireurs schilderte, zu denen auch er gezählt hatte, fanden wol eine Zeit lang heißhungerige Leser, wurden aber doch nachträglich von der gebildeten Welt als ein häßlicher Auswuchs der Augenblicksstimmung ignorirt. Schon der Titel ist eine Versündigung an der Gottheit im Menschen; auch der pariser Pöbel machte im August 1870 Jagd auf Deutsche, wobei sogar, auf Grund ihrer mangelhaften Aussprache des Französischen, Elsässern übel mitgespielt wurde; schon dieser Umstand hätte den Verfasser vor dem Veröffentlichen der Skizzen zurückschrecken müssen. Jener Titel ist einfach Huronen-Französisch.

Einen ebenso glänzenden Beweis für seine — Unzurechnungsfähigkeit gab der Jüngling Delpit mit der im October 1870 erschienenen Gedichtsammlung „Der feindliche Einfall"; die Vorrede dazu ist ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Persönlichkeit überhaupt. Sie läßt sich in mehrfacher Beziehung classisch an; sie erschien übrigens erst zur 12. Auflage, im Februar 1871, als in Paris noch die wildeste Erregtheit herrschte. Albert Delpit ist, nach seiner Rückkehr von dem Francs-Tireurszuge, zu Paris als Freiwilliger eingetreten; er hat mitgefochten in den Reihen der Franzosen und stellt nun diesen ein überschwengliches Zeugniß aus. „Seit Gott die Welt erschaffen", schreibt er, „hat keine Nation der Geschichte glänzendere Seiten geliefert, als Frankreich in den letzten sechs Monaten. Kein anderes Volk ist, hundertmal zu Boden geschmettert, hundertmal wieder aufgestanden mit der Flinte in der Faust und dem Rufe «Freiheit!» auf den Lippen. In welch unbekannter Stunde hat ein Homer von ehedem etwas beschrieben, das so unerhört wäre wie dieser Heldenkrieg, in dem Einer wider Hundert stritt?" Bis dahin hatte es,

Digitized by Google

wenn's hoch kam, Einer gegen Zehn geheißen. „Auf der einen Seite die List, auf der andern die Ritterlichkeit.“ Das soll wol heißen: hier der Guerrillakrieg, dort die offene Feldschlacht. „Im Norden rohe Grausamkeit, im Süden herrliche Tapferkeit. Kurz, Attila, der von ungefähr sein hundertjähriges Grab verläßt, um seine Hunnen mit den schnellen Rossen wider Aëtius loszulassen.“ Die Anführung der Gottesgeisel konnte freilich nicht erhebend wirken. Unmittelbar danach heißt es: „Ich bin stolz darauf, in Frankreichs Reihen gedient, aber noch stolzer darauf, es besungen zu haben. So brauche ich mir nicht schamvoll zu sagen, daß auch ich mich an dem Bankrott meines Vaterlandes dem Lafayette's gegenüber betheiligte.“ Die Erinnerung läßt sich hören, seien wir gerecht, und auch der Nachsatz, der trotz alledem ein tiefwurzelndes Rechtsgefühl verräth: „Ich bitte in diesem Buche Frankreich des Undanks der Meinen wegen um Verzeihung.“ Dann aber folgt die Vermessenheit, der Wahnwitz, der aus der Betheiligung an den Kriegsgreueln hervorgegangen, mit den an den Bühnenstil des Boulevard du Crime erinnernden Worten: „Ich leiste noch einen Schwur, den, mit schrecklichem Haß die Nation verfolgen zu wollen, welche Frankreich besiegt hat, Frankreich, das nur das Verbrechen und die Infamie besiegen konnten. Solange ein Lebenshauch meine Brust schwellt, will ich seinen Söhnen Rache predigen, Rache mit bewaffneter Hand gegen diejenigen, welche den einen ihre dienenden Söhne, den andern die kleinen Wesen in der Wiege, die durch die Belagerung hingeopfert wurden, tödteten.“ So tief betrübend eine solche Sprache im Munde eines vernünftigen Mannes ist, der nur von den Wirkungen auf die Ursachen zurückzugehen brauchte, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen und die wahren Schuldigen, die Urheber des Krieges, zu verdammen: so wenig beneidenswerth ist der Lorber, der mit solchen Gelegenheitsreden bei einem schwergeprüften Volke errungen wird. Weiter heißt es in der Vorrede: „Und wenn ich auch nichts bin, ich werde nicht in der Wüste predigen: den Muth auf die Spitze zu treiben, werde ich an Wörth und Straßburg, zur Wuth aufzustacheln, an Metz, Sedan und Paris erinnern. Und alle Künstler werden ein Gleiches thun. Der Maler wird ihre Grausamkeiten, der Bildhauer ihre Opfer zeigen, der Tondichter wird, wenn es sein muß, Haß in Musik setzen; Frankreich aber wird so vorgehen, daß es einst die geplante große Revanche wird nehmen können.“ Haß in Musik setzen: ja wohl, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Trotz aller Flecken aber, die der Vorrede ankleben, müssen wir aus ihr erkennen, daß der Verfasser derselben ein der Begeisterung fähiges Herz im Busen trägt.

Nach diesem „glücklichen“ Dichterwurfe plante und schuf Delpit mit unermüdlichem Fleiße weiter. Seine Kriegsdienste lohnte ihm im August 1871 die Regierung auf den Vorschlag des Admirals Saisset mit der Verleihung des Ritterkreuzes der Ehrenlegion. Eine neue Anregung bot ihm im folgenden Jahre die Académie française mit der Zuerkennung eines Monthyonpreises für die erwähnte Gedichtsammlung. Später erschien ein Band neuer Gedichte von ihm: „Die zertrümmerten Götter“ und „Die Reue“, welche die Akademie ebenfalls mit einem Preise krönte. Inzwischen ward er Mitarbeiter des „Gaulois“, des „Evénement“ und der „Revue des deux Mondes“, welche letztere Gedichte und Romane von

Digitized by Google

ihm aufnahm, und damit brachte er es zu seiner heutigen angesehenen Stellung als Romanschriftsteller. Im Anfang verleitete ihn die große Leichtigkeit, mit der er arbeitet, zu Abstechern auf das historische und das politische Gebiet. Er schrieb unter anderm: „Acht Tage Geschichte", eine Darlegung der Bemühungen des Admirals Saisset zur Niederhaltung des Communeaufstandes, „Der Nationalwille", „Die Vereinigten Staaten von Europa", „Die Prätendenten". Gleichzeitig plante er größere dramatische Werke. Außer ein paar kleinen Lustspielen: „La voix du maître", das im Odéontheater, „Scapin's Botschaft", das in der Comédie française zur Aufführung kam, schrieb er das vieractige Drama „Robert Pradel", das im Odéontheater Fiasco machte. Seitdem bearbeitete er verschiedene seiner Romane für die Bühne. Es hat lange gedauert, ehe er bei seinem Arbeitsdrange und der bedauerlichen Hast, mit der er anfangs, von mehrern Werken zugleich in Anspruch genommen, als Historiker, Dramatiker, Lyriker und Romancier zu arbeiten genöthigt war, der Pflege des Romans eine größere Sorgfalt zuwenden konnte. Sein Lieblingswunsch war, ein Stück Geschichte im Roman zu verwerthen und mit Ausschmückungen à la Dumas dem Publikum mundgerecht zu machen. So entstanden die Romane „Die Rächerin" (1873), „Die Königsgenossen" (1874), „Jean Nu-Pieds" (1874), „Die Familie Cavalié" (1878). Der Einfluß Emile Gaboriau's machte sich in dem Roman „Das Geheimniß von Niedermeudon" (1876) geltend. Zu seinem großen Glück erreichte er weder das eine noch das andere Vorbild in innerlich befriedigender und äußerlich aufmunternder Weise. Er brach mit seiner Vergangenheit, richtete, gleich der von ihm enthusiastisch besungenen George Sand, den Blick auf die heutige Gesellschaft und förderte aus dem socialen Schacht allerhand Erze, die in seiner literarischen Form eine Herz und Geist erfrischende Wandlung erfuhren. Er gab sich kühnen Wagnissen hin: die Aufdeckung gewisser Krebsschäden ist selbst in Zeiten der Sittenverderbniß ein Wagniß; allein wer wagt, gewinnt, das hat auch Albert Delpit erfahren, nachdem er seine Sittenromane mit dem philosophischen oder humanistischen Grundgedanken veröffentlicht hatte. Diese zum Theil auch in der „Revue des deux Mondes" erschienenen Werke: „Coralien's Sohn" (1879), „Odetten's Heirath" (1880), „Martial's Vater" (1881), „Die Marquise" (1882), kann er mit Stolz sein eigen nennen; sie zeigen uns den Romanschriftsteller in einem neuen, bessern Lichte: den hastig vorstürmenden, nach Effecten haschenden, oft übers Knie brechenden, sein Talent zersplitternden Vielschreiber verdrängte der Autor, der besonnen seine geistigen Kräfte nützt, dabei einen edeln, humanen Zweck verfolgt und im Schaffen von Gediegenem, künstlerisch Vollendetem den höchsten Lohn erblickt. In rührender Weise beweist dies Delpit in einem vom 20. März 1881 datirten, an Charles Buloz, den Director der erwähnten Revue, gerichteten Zueignungsschreiben. „Von ungefähr, bester Freund", schreibt er, „ist dieser Roman («Martial's Vater») nicht in der von Dir geleiteten berühmten Sammlung erschienen. Ich benütze den Umstand, um die erste Seite mit Deinem Namen zu versehen. Nicht nur macht mir das Vergnügen, ich bin es Dir auch schuldig. Unsere Freundschaft ist eine alte: saßen wir nicht in einem und demselben Lyceum auf der Schulbank? Als wir später im Leben wieder zusammentrafen, fing ich

Digitized by Google

an zu ermüden. Das Metier rieb mich auf; ich fühlte, daß ich Besseres zu erzeugen vermochte als jene Erstlingswerke, zu deren Verfassung mich die herben Nöthigungen der Existenz verdammten. Ich hegte den beständigen und unerfüllten Wunsch, mich aufzuraffen und nur noch Werke zu schreiben, bei denen der Gedanke, die Ueberlegung meine Leiter wären. Du ließest mir Deine Aufmunterung und Unterstützung zutheil werden. Du erschlossest mir Dein großes Haus, in dem mir im vollsten Maße Gastfreundschaft gewährt wurde. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Dir verdanke ich ihn mindestens zur Hälfte. . . ." Aehnliche Bekenntnisse sind gewiß hocherfreulich. Sie beweisen eine edle und veredelnde Selbstprüfung, ein mannhaftes Streben nach Vervollkommnung, den echten Dichter- und Künstlerernst, und sie führen zum Ziele. Aus jener Zeit des wilden Gärens, in der es an kritischen Winken mit Bezug auf ihn in der Tagespresse nicht fehlte, ist für den Dichter und Romancier eine Zeit der milden Klärung hervorgegangen. Im Familienkreise, an der Seite der treuen, Freud und Leid mit ihm theilenden Gattin kann er sich ganz der Pflege seiner Kunst widmen. Ohne die frühzeitige Beachtung der Kritik, das muß er sich im stillen selbst gestehen, wäre es ihm, trotz seines Talents, schwerlich so bald gelungen, sich aus dem Dunkel der Namenlosigkeit emporzuarbeiten. Wie manche seiner Fachgenossen, setzte er sich in der vielbewegten Zeit, in der seine Erstlingswerke entstanden, zumal als neubackener Franzose, dem Vorwurf aus, es liege in seiner Absicht, aus dem Patriotismus Kapital für seine persönlichen Zwecke zu schlagen. Anderntheils aber erwarb er sich gleich anfangs recht viele Freunde, deren Rathschläge ihm zunächst als Lyriker trefflich zu statten kommen sollten. Eine Musterung der Hauptwerke Delpit's nach Form und Inhalt wird uns mit seinem schriftstellerischen Wirken näher vertraut machen.

Die Gedichte, welche unter dem Titel „Der feindliche Einfall"*) erschienen, sollen ein Epos bilden, welches die Vertheidigung Frankreichs schildert. Es sind Bruchstücke des großen Kriegsdramas, meistens in Alexandrinern. Die Schmähungen, mit denen der Held die deutschen Heere, deren obersten Kriegsherrn und Bismarck bedenkt, wollen wir als lächerlich hier nur flüchtig erwähnen. Wenn der Franc-Tireur unsere tapfern Krieger Meuchelmörder nennt, so steht ihm das schlecht genug zu Gesicht. Freilich, die Erbitterung der Besiegten war groß, die erregten Gemüther glaubten das Aergste, was ihnen berichtet wurde; der Wetteifer in Bezug auf Verleumdungen der siegreichen Deutschen stand auf der Spitze, und die Leidenschaft urtheilt, ohne erst zu prüfen. Nun darf ich gestehen, daß in der Sammlung einzelne Stücke enthalten sind, die recht wohl einem Heldenbuche zur Zierde gereichen könnten. Das Gedicht „Die Regimentsfahne" durchweht ein Hauch echter kriegerischer Begeisterung. In dem Fragment „Der Bruder Ignorantiner" verherrlicht der Dichter die Opferfreudigkeit des menschenfreundlichen Priesters, der auf dem Schlachtfelde dem Tode trotzt, um Verwundete vom Tode zu erretten. Wie ein ergreifender Wehelaut ertönt darin das Bekenntniß des Kriegers, der

*) „L'invasion 1870—71" (12. Aufl., Paris 1871).

Digitized by Google

den Priester einst verspottet hat, und dem ein Priester das Leben rettet. „Sursum corda!" Auch das ist ein „Heldengesang". „Und wenn nach Paris Tours, nach Tours Bordeaux und Brest gefallen, dann möge Frankreich der Ocean verschlingen!" Unter dem Titel „Der letzte Tag einer Stadt" wird dann Straßburgs und seiner Vertheidiger in Alexandrinern gedacht. Die Erzählung ist stellenweise eine recht drastische; entschieden fand dieser Stoff eine ungleich glücklichere Verwerthung als der weit dankbarere, den dem Dichter der vielgerühmte Kürassierangriff bei Wörth an die Hand gab. Ferner besingt er Châteaudun, Pfalzburg, Orléans, allerdings nicht durchweg mit entsprechendem Feuer. Die Papstzuaven unter Charette, welche mit ihren „lilienbesäeten Christusbildern" in den Kampf zogen, und die er verzückt „Gotteszuaven" nennt, blieben natürlich gleichfalls nicht unbesungen; dagegen gingen Garibaldi und Gambetta leer aus. Den Franzosenkaiser, an dem er als dem Urheber der Kriegselends ausschließlich seine Entrüstung hätte auslassen sollen, stellt er in dem Abschnitt „Die Schmach" im gehässigsten Lichte als einen Feigling dar, während derselbe doch bei Sedan, erst nachdem er lange auf dem Schlachtfelde vergebens den Tod gesucht hatte, den bekannten verhängnißvollen Schritt that. Beim Schildern der Kriegsgreuel fühlt er ein menschlich Regen; so in dem Gedicht „Die Begegnung" anläßlich des Anblicks zerstörter Häuser, verwüsteter Erntefelder, auf Grund der Erzählung eines Bauern, dem der Krieg das Liebste geraubt hat. Keinen Augenblick fällt ihm ein, zu bedenken, welch grenzenloses Unglück durch den vom imperialistischen Frankreich heraufbeschworenen Krieg über Deutschlands Familien gekommen, wie viele Tausende von Deutschen, die als Väter, Gatten, Brüder die Ernährer, der Stolz und die Freude der Ihren waren, durch die schmähliche Vermessenheit Napoleon's das Leben verloren, daß von einer edeln patriotischen Entrüstung nur bei den Deutschen die Rede sein konnte, und daß der Kampf für den morschen, von einer betrunkenen Soldateska begründeten Kaiserthron die wahren Patrioten in Frankreich nicht mit Begeisterung erfüllen mußte. Um keinen Preis hätte ich an eines Franzosen Stelle ein Buch mit solchen aller Gerechtigkeit Hohn sprechenden Rücksichtslosigkeiten veröffentlichen wollen. Ich würde darin ein Vergehen wider meine Menschenwürde erblickt haben, das keine Absolution, kein Monthyonpreis zu beschönigen vermag. Ja, stolz könnte der Dichter auf seine Schöpfung sein, hätte er sich damit begnügt, die unbestreitbare Tapferkeit der Franzosen zu besingen, in abschreckender Weise die Greuel des Krieges zu schildern, in warm empfundenen Strophen die patriotische Opferfreudigkeit zu verherrlichen, in Gedichten, wie „Die Vision", „Des Bretagners Abschied", „Souvenir", die meisterhaft zu nennen sind, der kriegerischen Ruhmesbegeisterung, dem Pflichtgefühl des Patrioten Ausdruck zu geben. Statt dessen trieb er auf bedauerliche Art Misbrauch mit dem an den Jehovah der Hebräer erinnernden disparaten Dreiklang Gott, Haß, Rache!

Kein Kritiker sagte, meines Wissens, dem Dichter in der Beziehung offen die Wahrheit. Henry de Pène nennt im „Paris-Journal" seine Gedichte Mitrailleusen, und ertheilt ihm dazu den heilsamen Rath, im Schatten seines Erfolges sich zu sammeln und prüfend mit sich selber sorgfältiger zu Rathe zu gehen. Der Bonapartist Jules Amigues erklärt im „Soir" das Sedangedicht für das beste in der

Digitized by Google

Sammlung, meint jedoch nachträglich, er theile nicht die Gesinnung, welche das Gedicht eingegeben, allein es sei nicht des Dichters besondere Aufgabe, gerecht zu sein, Polyhymnien dürfe man nicht zumuthen, die Wage der Themis zu halten. Louis Etienne endlich widmet ihm in der „Revue des deux Mondes" die bezeichnenden Worte: „...Herr Delpit ist jung, sein Talent wird reifen, wir hoffen es; die Jahre und das ernste Studium seiner Kunst werden ihm ohne Frage den Fortschritt bringen, den der Dichter von der Philosophie und der Lebenserfahrung zu fordern hat." Im wesentlichen beschränkte sich die durchweg wohlwollende Kritik auf Winke bezugs der Form.

Die später von Delpit in Zeitschriften veröffentlichten Gedichte erschienen unter dem Titel „Die zertrümmerten Götter"*) im Buchhandel. In der That, der Dichter hat sich gesammelt, seine Sprache ist in der patriotischen Herzensergießung eine würdigere, humanere geworden; aber das discrete Hervortreten schließt den Haß- und Revanchejammer noch nicht aus: immer wieder taucht das Modewort „Souvenir" in den Patriotenstrophen auf. In dem Gedicht, das Delpit der Zukunft seines Sohnes widmet, verherrlicht er das Vaterland, und das würde auch der Deutsche gern mit aufrichtigem Lobe anerkennen, geriethe der Dichter dabei nicht in Conflict mit der Logik. Was immer für einen Berufsweg sein Sohn einschlagen möge, er soll des besiegten Frankreich eingedenk sein, das die Deutschen „als Herberge benutzten", er soll „von dem gedruckten Unsinn der Apostel der Menschheit" sich nicht irremachen lassen, in Frankreich die Menschheit, das Weltall erblicken. Ich finde, es gehört ein seltener ... Humor dazu, mit solchen Aeußerungen an die Oeffentlichkeit zu treten. Edler und menschenwürdiger, freilich aber auch lange nicht so dankbar ist das offene Bekenntniß der Schuld, die freimüthige Beachtung der Sühne, der mannhafte Mahnruf zu wackerm Vorwärtsstreben auf Grund der Selbsterkenntniß und zum Bekämpfen einer Rachsucht, welche herabwürdigende Gelüste erzeugt. In seiner „Epistel an Herrn Emile Zola" hebt der Dichter hervor, Frankreich bedürfe eben solcher Gedichte, wie sie Körner und Arndt für Deutschland geschrieben, und auch darüber ließe sich mit ihm rechten. Frankreichs heutige Lage läßt sich mit der vormaligen Deutschlands doch nicht vergleichen. Wehe dem Volke, das nach einer auf dem Schlachtfelde erlittenen Niederlage sich nicht mit dem Bewußtsein trösten kann, für eine gerechte Sache das Schwert gezogen zu haben! Dem Naturalisten Zola gegenüber hätte Delpit füglich schweigen dürfen. In den Kapuzinerton verfällt er, indem er schreibt, die „Fuselkeule" sei nicht sowol das volle Wirthshaus, als vielmehr die verödete Kirche und der geopferte Priester. Auch gegenüber Richard Wagner wäre seitens des Dichters der Invasionsverse Schweigen Weisheit gewesen. Unsern vollen Beifall zollen wir ihm dagegen, wenn er, wie in der Epistel „An etliche Schriftsteller" einer sittenwidrigen und entsittlichenden Schmuzpresse den Krieg erklärt.

Das Buch enthält manches Gute und Schöne, reizende lyrische Blüten, wie sie nur ein geläutertes Dichtergemüth schaffen kann. Als ein kleines Meister-

*) „Les Dieux qu'on brise. Le repentir. Couronné par l'Académie française" (Paris 1881).

Digitized by Google

werk stellen sich die von Delpit der Gattin zugeeigneten Strophen dar, in denen er das Erhebende, Beruhigende, Beseligende der wahren Liebe in dieser verherrlicht. Den Denker verrathen „Des Kindes Ahnung", „Der Ackerbauer", „Prometheus" u. s. w. Als Balladendichter kann Delpit mit seiner prägnanten, kernigen Form an unsern Bürger, als Volksliederdichter mit seiner gemüthlich naiven Einkleidung an seinen Landsmann Gustave Nadaud erinnern. Fast all seine Gedichte kennzeichnet ein elegischer Hauch, der einen nagenden Kummer anzudeuten scheint. Der Grund mag in der Kriegserinnerung liegen; genug, la mort et la douleur spielen in manchen die Hauptrolle.

Die angehängte preisgekrönte Erzählung („Die Reue") legt der Dichter einem Dorfpfarrer in den Mund. Zu dem guten Pfarrer kommt eines Tages eine arme Mutter in Thränen und ersucht ihn, ihrem Sohne, der als Communard zum Tode verurtheilt worden, die Tröstungen der Religion nicht vorzuenthalten. Der Seelenhirt kennt die Mutter und kennt den Sohn. Jene ist eine unbemittelte ehrsame Witwe, dieser hat schon früh dem Bösen sich zugewendet und, als er auf Grund seiner Lernbegier es dahin gebracht hatte, an der pariser Hochschule studiren zu können, ist er in jenen verderblichen socialen Strudel gerathen, in dem Fleiß, Tugend, Ehre, alles Schiffbruch leidet. Die arme Mutter hat den Unglücklichen vor der Leibesstrafe nicht bewahren können; aber die Seele des Uebelthäters, der trotzig Gotteslästerungen ausstößt, will sie erretten, und auf ihr Flehen begibt sich der Pfarrer nach Paris und sucht den Verurtheilten im Gefängniß auf. Erst weist der Einsame dem Seelsorger in schroffem Trotze die Thür. Aber er erkennt ihn im Zwielicht und dankt ihm ergriffen, gedenkt der Mutter, der er immer nur Kummer bereitet habe, und nennt sich einen Elenden. Den Beistand des Priesters weist er gleichwol noch zurück, von Gott will er nichts mehr wissen; Gott, erklärt er, sei Mensch geworden und kenne kein Erbarmen mehr, aus dem richterlichen Antrage sei es ersichtlich. Freilich, er habe erschossen, geplündert . . . nun gut, er wolle sterben. Da hält ihm der Priester in eindringlichen Worten die falschen Lehren der Gottesleugner und Vaterlandsverächter, seine Theilnahmlosigkeit zur Zeit des feindlichen Einfalls wie in den Tagen der letzten verzweifelten Kämpfe vor, und allmählich kommt der Unglückliche zur Erkenntniß, bis er schließlich dem Pfarrer zu Willen ist, beichtet und in einer Ansprache an seine Landsleute, in der natürlich auch des Rachekrieges gedacht wird, mit den Mahnworten vom Leben scheidet, es habe in dieser Zeit der äußersten Erschlaffung ein jeder seine moralische Wiedergeburt mit der Selbstrevanche zu erzielen. Das wollen wir gelten lassen, wenn auch kaum im Munde des zum Crucifix und zur Beichte bekehrten Communarden und nur in Bezug auf die Gottesleugner und Nichtpatrioten; das dürfen sich auch heute noch viele Franzosen, in erster Linie die Herz-Jesu-Andächtler und Götzendiener im Lande, ingleichen die Royalisten und Bonapartisten, aber auch manche Republikaner zu Herzen nehmen. Recht klein ist dessenungeachtet der mit der Erzählung vom Dichter erzielte Triumph, denn mit der Kirche, die er darin eine Seelenrettung besorgen läßt, ist kein in moralischer Hinsicht gesunkenes Volk wieder emporzubringen, weil eben dieser Kirche die Grundbedingung zum moralischen Wirken, die Liebe zur

Digitized by Google

Wahrheit, zur Aufklärung fehlt, weil sie nur auf die Vergrößerung ihres Güterbesitzes und ihrer weltlichen Macht bedacht ist und deshalb fortfährt, das Volk mit Lehren zu berücken, deren Kern die crasseste Verkennung Gottes, ein förmlicher Schacher mit dem kirchlichen Glauben ist. Wie ungleich ruhmwürdiger wäre es gewesen, wenn der Dichter, anstatt bei seinem Communarden den Priester mit dem Crucifix und der kleinlichen römisch-katholischen Meldung „Je vous apporte Dieu!" interveniren zu lassen, bei dem Verstockten durch eigenen Gedankengang aus der Vergangenheit herauf den innern Richter zum Reden gebracht und damit einen erhebenden Sühnschluß herbeigeführt hätte.

Als Historiker versuchte sich Albert Delpit in dem dickleibigen Buche „Die Prätendenten"*), und das zwar anläßlich des unseligen Parteihaders im Lande, der so lange das Obsiegen der Republik zweifelhaft machte. Nachdem er festgestellt, daß Frankreich dem Untergang geweiht sei, wenn die verschiedenen Parteien: Legitimisten, Orléanisten, Bonapartisten, Communalisten und Republikaner, nicht auf ihre Meinung und ihre Ansprüche verzichten, führt er an der Hand der Geschichte vor, wodurch jede Partei sich um Frankreich verdient und nicht verdient gemacht hat, und gelangt zu dem Schluß, nur durch ein Plebiscit, das alle ohne Unterschied ehrlich anzuerkennen haben, könne der traurigen Sachlage auf immer ein Ende gemacht, der Begriff Vaterland wieder zu Ehren gebracht werden. Delpit eignete das Werk seinem Freunde Francisque Sarcey zu. Der erfahrene Kritiker muß sich dadurch sehr geschmeichelt gefühlt haben; an seiner Stelle hätte ich dem jungen Freunde mit der Sicherheit des Veteranen unter vier Augen etwa Folgendes erklärt: „Dein Buch, Verehrtester, hat ein recht stattliches Aussehen, und in feines Leder gebunden, mit Goldornamenten bedruckt, wird es sich in dem Bücherschranke eines Staatsmannes vortrefflich ausnehmen. Aber Druck und Papier allein thun's nicht, auch der Inhalt kommt in Betracht. Mit dem historischen Stil hast du dich schon recht leidlich befreundet. Deine Schreibart ist dem Stoffe entsprechend ernst und klar. Manchmal freilich läßt deine Darlegung die objective Ruhe vermissen, und darf ich das deinem leicht aufwallenden Creolenblut zuschreiben, so ist es nichtsdestoweniger ein Verstoß gegen den Anstand des Historikers. Das Schwierige deiner Aufgabe bestand darin, alles, Lobens- und Tadelnswerthes, recht zu beleuchten, jede Ueberschwenglichkeit zu vermeiden, und andernheils nichts Lückenhaftes, ungenügend Erörtertes zu schreiben. Und wie viel Spreu bietest du uns mit dem Weizen! Wie manches Bedeutende berührst du kaum obenhin, wenn du es überhaupt berührtest! Soll ich dir offen meine Meinung sagen? Du taugst nicht zum Geschichtschreiber, Lieber, wenigstens noch nicht. Deine creolische Heißblütigkeit spielt dir einen Streich nach dem andern. Du willst gerecht sein, und du verdammst oder beschönigst. Du willst beweisen und verwickelst dich in Widersprüche. Die friedliche Umwälzung vom 4. September nennst du einen Aufruhr, den Staatsstreich einen Fehler; in Favre, Ferry und Trochu erblickst du Verfluchte, der entthronte Imperator mag auf den Thron zurückkehren,

*) „Les prétendants" (Paris 1872).

Digitized by Google

meinst du, wenn ihn das Volk ruft! Den Räuber Napoleon nennst du einen Helden, den Helden Blücher einen Banditen. Molière erhebst du bis zu den Sternen, Voltaire und Rousseau verfluchst du in den Abgrund der Hölle. Eine Frage, Bester. Weshalb verfluchst du nur so oft? Laß es doch beim Verfluchen der bösen Prussiens bewenden, und belaste nicht jetzt auch noch Franzosen, Republikaner mit deinem Creolenfluche! Und dann lasse doch ums Himmels willen nicht jeden Augenblick den lieben Herrgott sich ins Mittel legen; man könnte dich sonst für einen Quäker halten. O, dein Creolenblut! Die Parteien in Frankreich, schreibst du, hassen sich gegenseitig noch ärger als unsere Feinde, und doch willst du sie durch ein Plebiscit in patria aussöhnen! Du hältst dich selber für einen Republikaner und bist doch keiner, wenn du auch Christum vertreten willst und diesen für den ersten Socialisten erklärst. Der Republikaner stellt die Vaterlandsliebe zu hoch, als daß er sie, wie du es thust, einfach mit «la haine contre l'envahisseur» erklärt. Für einen Kriegs- und Kirchenfanatiker, einen Fatalisten könnte man dich eher halten. Der Eroberer Napoleon versetzt dich mit seinen Siegesberichten in Ekstase. Eine andere Ungereimtheit ist dein «France, pardon!» nimm es mir nicht übel, Bester. Du erklärst in dem dicken Buche selber, Napoleon III. habe den Krieg mit Mexico in der Absicht begonnen, den vom Norden mit einem Rassenkrieg bedrohten Südstaaten beizuspringen, und für denselben Napoleon hätten die Vereinigten Staaten gegen Deutschland, dem sie den intelligentesten Theil ihrer Bevölkerung verdanken, das Schwert ziehen sollen? Ja, hättest du die Worte an Napoleon gerichtet, à la bonne heure! Aber du bist ja Republikaner. Bitte, zürne mir nicht, Lieber, wegen meines Freimuthes. Du hast auch manchen edeln Gedanken in dem dicken Buche geäußert, für den obligatorischen Schulunterricht dich ausgesprochen, die Aufklärung des Volkes gepriesen, auf unsere Verblendung, unsern Hochmuth vor dem Kriege hingewiesen und manchem ritterlich deine Meinung gesagt, am derbsten freilich dem guten Ludwig Philipp: wie konnte sich der Bürger-König auch nie zum Kriege entschließen! Weißt du, Lieber, daß dich das Buch in den Verdacht bringen könnte, du wünschest, das Plebiscit möge Frankreich ein kriegslustiges Oberhaupt geben? Allerdings sagst du irgendwo: «Ein ungerechter Krieg führt nie zum Siege.» Bravo, Verehrtester! Ich gratulire. Es freut mich immer, wenn ich einen Verirrten auf den rechten Weg zurückkehren sehe. Dein Buch ist, im ganzen genommen, ein wunderliches Gemisch von Edelm und Gemeinem, von Gold und Schlacken, von Wahrem und Falschem. Gehe in dich, Freund, hüte dich in Zukunft vor derartigen Verirrungen, und du kannst es weit bringen." In der Weise hätte ich zu ihm geredet; es hätte mir und ihm wohlgethan.

Mit dem Drama „Robert Pradel"*) hatte Delpit insofern kein Glück, als es am Vorabende des Tages über die Breter ging, an welchem im Gymnasetheater „Monsieur Alphonse", von Dumas dem Jüngern, zur Aufführung kam und dieses

*) „Robert Pradel. Drame en quatre actes" (Paris 1873).

Digitized by Google

Lustspiel mit seinem Erfolge alles andere gleichzeitig für die Bühne Entstandene verdunkelte. Etwas Gutes und Erfreuliches brachte ihm gleichwol der Misserfolg ein, und das war der Brief, den ein namhafter Bühnenrecensent, Henry de Lapommeraye, im „Bien public" an ihn und Dumas richtete. Treffend bemerkt der Kritiker in dem Schreiben, alles Uebermaß schade, und wenn ihn seine guten Eigenschaften, ja, die Fülle derselben, der Beachtung des Publikums und der Kritik empfehlen, so treibe ihn die Ueberfülle der schöpferischen Kraft weiter als nöthig sei und über das Ziel hinaus. Und ebenso treffend fügt er hinzu, dem jungen Autor gehe vielleicht, damit er Großes schaffe, nur die Fähigkeit zum ruhigen Ueberlegen und geduldigen Arbeiten ab. Gleichviel, das Erstlingsdrama hätte ein besseres Los verdient. Die Handlung ist interessant, die Charaktere sind scharf gezeichnet, die psychologische Entwickelung verräth, wo sie entsprechend zu Geltung gelangt, ein edles, warm und wahr empfindendes Herz. Einen herrlichen Triumph feiert in dem Stücke die wahre Liebe über das sociale Vorurtheil, das Gewissen über die falsche Scham. Fabienne, die junge ehrsame Lehrerin, lebt unter einem angenommenen Namen, da sie ein der Vergangenheit angehörendes schmachvolles Familienvorkommniß geheimzuhalten hat. Ihr Vater, der Graf von Livron, hat in einem Augenblick eifersüchtiger Erregtheit seine Gattin getödtet und ist, verurtheilt, im Kerker gestorben. Da zieht die Liebe in ihr Herz ein, und dem Geliebten, Jean Prémontré, gesteht sie, was ihr das Herz schwer macht, nennt sie ihren wahren Namen. Der junge Bildhauer aber würdigt ihren Edelsinn, und der bösen Welt, die Fabienne verunglimpfen will, mannhaft die Stirn bietend, ehelicht er sie. Um die Zeit macht er die Bekanntschaft eines Fremden, der sich ihm als Robert Pradel vorstellt und ihm die Theilhaberschaft in einem einträglichen Geschäft anträgt. Jean geht die Verbindung ein, und bald herrscht Ueberfluß im Hause. Nicht lange währt es jedoch, so mischt sich auf Grund der häufigen Besuche Robert's der Klatsch ins Spiel, und Jean sieht sich selber und die Gattin in ihrem guten Leumund gefährdet. Erregt wendet er sich, um Gewißheit zu erlangen, an seinen Bruder, den wackern Seemann; dieser zieht unter der Hand Erkundigungen ein, erfährt, daß das Unternehmen Pradel's kaum einen Viertheil von dem abwirft, was dieser dem jungen Bildhauer eingehändigt hat, und damit ist bei Jean die Eifersucht rege gemacht. Von ihr ergriffen, macht er der Gattin die bittersten Vorwürfe, und Fabienne fordert den, dessen Maitresse zu sein sie beschuldigt wird, auf, die Ursache seiner Freigebigkeit zu erklären. Da entpuppt sich denn Robert Pradel zum Grafen von Livron: im Gefängniß war es ihm geglückt, eine Verwechselung herbeizuführen; ein Selbstmörder wurde unter seinem Namen beerdigt, er selbst aber, als er entwichen war, blieb vor Nachstellungen gesichert. Schließlich trieb ihn der Wunsch, sein in Amerika erworbenes großes Vermögen der Tochter in die Hände zu spielen, nach Frankreich zurück, und unter dem Namen Robert Pradel begann er das geplante Liebeswerk, bei dem wir allerdings die Absicht der Bereicherung durch einen weniger an die verknöchernde Geldtheorie des Yankee erinnernden Zweck ersetzt wissen möchten. Das offene Bekenntniß setzt dem häuslichen Unfrieden ein Ziel; Fabienne verzeiht dem Unglücklichen, und dieser scheidet auf Nimmerwiedersehen. Der Hauptfehler des

Digitized by Google

sonst geschickt aufgebauten Dramas liegt darin, daß schon im ersten Act der Ausgang angedeutet ist.

Als Romanschriftsteller arbeitete Delpit anfangs mit einer Hast, bei der sich unmöglich etwas Bleibendes hervorbringen läßt. Es war ein unregelmäßiges Vorstürmen in Feuilletonsätzen, Hindernisse kamen nicht in Betracht, im Nothfall wurden Wunder verrichtet; weiß der Leser nicht mehr, wo ihm der Kopf steht, so heißt es: „Ici, une explication est nécessaire.“ Der Jünger von Dumas erzählte flott, schilderte anschaulich, wußte auch zu spannen; aber die Gliederung der Episoden war eine mangelhafte, der überwuchernde Dialog häufig seicht und geistlos, die Spannung eine höchst ungleiche, ja lückenhafte, nichts weniger als kunstgerechte. Mit ein paar Federstrichen waren seine Acteure fix und fertig hingestellt, und fortan tanzten sie nach seiner Pfeife, daß es eine Lust ist; sie würden die Welt aus ihren Angeln heben, wenn er es ihnen geböte. Gelang es ihm nicht immer, den Leser in Athem zu erhalten, so lag das wahrlich nicht an seiner Bescheidenheit im Vorbringen von Unwahrscheinlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten. Darin übertrifft er fast seinen berühmten Meister.

Der Roman „Die Rächerin“*), dessen zweiter Theil unter dem Namen „Die Königsgenossen“**) erschienen, athmet, wie schon der Titel andeutet, nichts als Haß und Rache. Im Grunde ist es eine Verherrlichung der Rachsucht, wie der politischen und nichtpolitischen Kundschafterei. Durch so und soviel Dutzend Kapitel wird der Helden List und Tücke geschildert, zu welchem Zweck? Um einen Verräther und mehrfachen Mörder auf das Blutgerüst, dessen Bruder und Thatgenossen ins Irrenhaus und die mitschuldige Schwester zur Verzweiflung zu bringen. Die Schuldigen sind natürlich Deutsche und Protestanten. Der Marquis von Falsbach hat vor Jahren seinen Oheim, den Herzog von Rodesmes, erdrosselt, um ein ihn und die Geschwister enterbendes Testament unterschlagen zu können, und sein Bruder, der Graf, ist ihm nebst der Marquise von Rothnein, seiner Schwester, dabei behülflich gewesen. Durch das Testament hatte der Herzog, aus Gründen, seine natürliche Tochter, Jeanne de Veulles, zu seiner Universalerbin eingesetzt. Von den Erbschleichern aus dem Hause gejagt, geräth Jeanne nebst ihrem Töchterchen Perdita schließlich zu London in die traurigste Lage und stirbt buchstäblich Hungers, nachdem sie der Tochter das feierliche Versprechen abgenommen, sie über kurz oder lang rächen zu wollen. Der armen Waise nimmt sich das Mitleid an; sie kommt nach Indien, in den Dienst eines steinreichen, schrecklich gelangweilten bejahrten Briten, Lord Perigorde, bezaubert diesen durch ihre Schönheit und Tugend, wird, nachdem sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt, von ihm geheirathet, und bestimmt ihren väterlichen Gemahl und Freund, mit ihr nach Paris zu gehen und das Werk der Rache zu beginnen. Ihnen schließt sich hier als Rächer der Notar des erwürgten Herzogs sowie der Duc von Morton-Chivray an, dem es als Genossen des Bundes, den vor vier Jahren in Italien eine

*) „La vengeresse“ (Paris 1874).
**) „Les compagnons du roi“ (Paris 1874).

Digitized by Google

Anzahl Edelleute zu dem Zweck geschlossen, den in seiner Existenz bedrohten König von Neapel vor Verrath zu sichern, obliegt, an dem Verräther Falsbach Rache zu nehmen, und mit vereinten Kräften wird der Justizpflege vorgearbeitet. Die Marquise Regina von Rothnein, welche sich nach dem Ableben ihres betagten Gatten hinsichtlich der Weltfreuden keinen Zwang angethan, pflog vertrauten Umgang mit einem italienischen Edelmann, der als Königsgenoß gleich dem Marquis von Falsbach an seiner Sache Verrath geübt hatte, und Robert von Morton-Chivray raubte ihr den Galan, indem er den vom Bunde zum Tode Verurtheilten niederstach. Sie hatte eine Tochter geboren, und die entriß ihr Papavoine, der Notar, indem er die käufliche Amme beredete, das Kind todtzusagen. Als nach Jahren aus der kleinen Francine eine reizende Jungfrau geworden, spielt er sie dem greisen Wüstling Achilles von Falsbach, ihrer Mutter Bruder, in die Hände, der sie zu seiner Maitresse macht. Dann aber enthüllt er der Marquise, was er gethan, sorgt dafür, daß Francine dem verliebten Achilles entrissen und ihrer Mutter wiedergegeben wird, theilt dieser und deren Brüdern mit, Jeanne de Veulles habe einen Sohn Namens Brian hinterlassen, der steinreich sei und sich jetzt in Paris aufhalte, und bietet ihnen dem Rächer gegenüber seine Liebesdienste an. Lady Perigorde tritt kurz darauf in Mannskleidern als Brian de Veulles auf, Regina verliebt sich in den vermeintlichen Jüngling, der Marquis lockt ihn eines Abends in einen Hinterhalt, um ihn aus dem Wege zu räumen, wähnt nebst dem Bruder und der dem Mörder auf ewig verfeindeten Schwester, er sei sammt dem durchgegangenen Pferde in den Abgrund gestürzt, während Lord Perigorde im Dunkeln Perdita's Rettung bewirkte, und wird endlich, nach dem plötzlichen Wiedererscheinen Brian's, durch eine dämonische List des Notars auf frischer Meuchelthat ergriffen und der Justiz überliefert, während Graf Achilles, sein Bruder, beim Anblick Brian's dem Wahnsinn verfällt. Inzwischen hat Robert von Morton-Chivray sich sterblich in Lady Perigorde verliebt, ihr auch, und zwar im Beisein des im Park versteckt lauschenden Gatten, seine Neigung gestanden und platonisch Gegenliebe gefunden. Der Lord, ein Sonderling und eine Ossip-Natur, verspürt seitdem ein wundersames Regen, das er wol als Liebe deuten muß, sieht aber ein, daß bei der Ehrsamen die Verehrung, welche sie gegen ihn hegt, sich nicht in Liebe wandeln läßt, und scheidet auf sehr originelle Art, wie er übrigens gelebt, vom Leben, indem er sich mit einem eigens dazu von ihm bestellten Dampfer in die Luft fliegen läßt, nicht ohne dem unbemittelten Duc sein ganzes unermeßliches Vermögen vermacht zu haben; bald darauf lassen sich natürlich Robert und Perdita trauen. Allein ihr Glück soll nur kurze Zeit währen. Nach der ersten Niederlage der Franzosen im Deutsch-Französischen Kriege zieht Robert mit den Papstzuaven, und am Abend des Pataytages stirbt er mit durchbohrter Brust. Perdita bricht bei seinem Anblick in eine Gotteslästerung aus. In ernsten, gefühlten Worten verweist es ihr Francine, welche den Todten hoffnungslos geliebt hat; diese ermahnt sie, auf ihre Vergangenheit zurückzublicken, sich zu fragen, ob die Rache, die sie geübt, nicht auch andere habe Thränen vergießen lassen, ob die ewige Gerechtigkeit, die nimmer müde, sie nicht in dem strafen mußte, den sie so sehr geliebt hatte? Und reuevoll kommt Perdita zur Erkenntniß und ...

Digitized by Google

nimmt den Schleier. Der Schluß söhnt einigermaßen mit dem Verfasser aus, denn es gehörte wirklich ein unverwüstlicher Muth dazu, mit solchen Helden sein Glück auf dem Büchermarkt zu versuchen. Mit dem Aufdonnern der Unnatur kann auch der Romanschriftsteller keine Ehre einlegen; von den Unarten, die sich Delpit in dem Buche gegen Victor Emanuel, die Republikaner und die Deutschen zu Schulden kommen läßt, ganz zu geschweigen.

Die Begeisterung der Royalisten findet auch in dem von Delpit seinem „cher grand maître" Auguste Maquet „zum Andenken und aus Erkenntlichkeit bezugs der schweren Zeiten" zugeeigneten Roman „Jean Nu-Pieds"*) warmen Ausdruck. Aber die Helden in diesem Revolutionsdrama sind Menschen von Fleisch und Blut und keine in die Zwangsjacke der Unnatur gesteckte, vornehmlich die Bestie zur Erscheinung bringende Zwitterwesen; darin besteht der große Vorzug, den dieser Roman vor jenem Erstlingswerke voraushat. Die Handlung entrollt sich auf dem Hintergrunde der Julirevolution und des von der Herzogin von Berri in der Vendée herbeigeführten Bürgerkrieges. Arbeiter und Königssöldner schlagen in den Straßen von Paris die Barrikadenschlacht; da kommt dorthin in Begleitung eines treuen Dieners der greise Marquis von Kardigan, der sein Ahnenschloß in der Bretagne verlassen hat, um seine in der Hauptstadt lebenden Kinder noch einmal an sein Vaterherz zu schließen. Bei dem Marquis kommt in vollem Maße jene edelmännische Biederkeit und Treue zur Erscheinung, welche die Könige von Frankreich so oft an ihren Dienern haben hochschätzen können. Beim Erkennen der Gefahr, die seinem Könige droht, wallt denn auch heiß sein Herzblut auf, und erst nachdem er mit seiner Betheiligung an dem Kampfe wider die Insurgenten seine Entrüstung bekräftigt, macht das Vaterherz wieder bei ihm seine Rechte geltend. Aber auch das sollte bluten an dem Unglückstage. Sein ältester Sohn, Louis, ist als Schwadronschef in der königlichen Garde im Straßenkampfe, von einer Insürgentenkugel durchbohrt, gefallen. Marie, seine einzige Tochter, die in einem Kloster erzogen wird, theilt als Verwundetenpflegerin des Bruders Los. Philippe, der zweite Sohn, ist mit seinen Kameraden von der Polytechnischen Schule zu den Republikanern übergegangen, und das ist der härteste Schicksalsschlag, der den greisen Königsgetreuen treffen konnte. In bittern Worten sagt er sich von dem Abtrünnigen, dem Schänder seiner Edelmannsehre los; vergebens sucht der Jüngling gegen ihn sein Beginnen zu rechtfertigen, vergebens fleht ihn derselbe um Verzeihung an, und erst nachdem er sich so weit vergessen, dem Sohn zu fluchen, erklärt der Marquis dem Verstoßenen, er vergebe ihm, Gott allein könne auch vergessen; während Philippe mit wehmüthigem Stolz dem Vater die Versicherung ertheilt, er werde fortan als Republikaner unter einem fremden Namen auftreten. Der Auftritt ist in ergreifender Weise und mit einer Feinfühligkeit vorgeführt, die in Delpit den berufenen Dramatiker erkennen läßt. Mittlerweile geräth Jean, des Marquis dritter und nunmehr einziger Sohn, der trotz seiner 20 Jahre Garde-du-Corps geworden, in Todesgefahr. Von wüthenden Insurgenten verfolgt, flüchtet er in

*) „Jean Nu-Pieds" (2 Bde., Paris 1875).

Digitized by Google

ein Bürgerhaus, und dort rettet ihn die Tochter des Republikaners Grégoire, indem sie ihn in ihr Schlafzimmer einschließt und durch ihre Geistesgegenwart seine Verfolger irremacht. Die Frucht der Begegnung ist bei dem jungen Edelmann eine heiße, innige Neigung zu Fernanden. Kurz nach seiner Rückkehr auf sein Stammgut erliegt der Vater dem Kummer, der ihm am Herzen nagt, und Jean erbt von ihm Titel und Güter. Entschlossen, Fernande, die ihm unter vier Augen ihre Gegenliebe gesteht, durch die Ehe zur Marquise von Kardigan zu machen, will er beim Vater derselben um ihre Hand anhalten. Allein das ehemalige Conventsmitglied, ein sitten- und glaubensstrenger starrsinniger Mann, hat dieselbe bereits dem jungen gesinnungstüchtigen Republikaner Robert Français zugesagt. Es kommt zwischen Vater und Tochter zu einem stürmischen Auftritt: beide beharren auf ihrem Willen. Da erfährt Jean durch eine Zeitungsnotiz, daß Grégoire im Convent für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hat. Und in seinem Testament untersagt ihm sein verstorbener Vater, dem er mit einem Schwur feierlich gelobt hat, als Stammhalter des Geschlechts immerdar der Devise des Hauses: „Fidèle!" treu bleiben zu wollen, jede Verbindung mit Königsfeinden! Er kämpft einen harten Kampf, aus dem das Pflichtgefühl siegreich hervorgeht, und schreibt mit schwerem Herzen eine Absage an die Geliebte nieder. Kaum aber erfährt er durch einen von Fernande zu ihm bestellten Getreuen, daß ihr Vater die Widerspenstige gewaltsam von Paris entführen wolle, so gewinnt die Liebe bei ihm wieder die Oberhand. Es ist spät am Abend. Er eilt hin, sie zu befreien, fordert im Garten seinen Nebenbuhler zum Zweikampf, wird von diesem verwundet und erkennt in ihm seinen Bruder Philippe.... Später ruft ihn die Pflicht nach der Vendée, wo er unter dem Namen Jean Nu-Pieds mit den dortigen Parteigenossen im Dienste Petit Pierre's, d. h. der Herzogin von Berri, Wunder der Tapferkeit verrichtet. Fernande folgt ihm in Mannskleidern, und endlich wird das Hinderniß, das sich ihrer Liebe entgegenstellt, dadurch beseitigt, daß Madame den jungen Edelmann von dem Schwur entbindet. Unterdeß hat sich aber Fernanden in Jacqueline, der frühern Polizeispionin, eine den Marquis leidenschaftlich liebende Nebenbuhlerin gesellt. Diese sorgt, um freies Spiel zu bekommen, dafür, daß Fernandens Vater von Chouans festgenommen wird, und die Tochter rettet den zum Tode Verurtheilten dadurch, daß sie auf die Bedingung des Hauptmanns, sie solle sein Weib werden, eingeht. Die Verrätherin hat durch den tückischen Streich nichts gewonnen und erhält im rechten Augenblick ihren Lohn. Jean und Fernande aber kommen doch zusammen, wenn auch erst nach dem Tode des Gatten der letztern. Die Episoden aus dem Vendéerkriege sind in dem Werke anschaulich geschildert. Von den ersten Schritten der royalistischen Verschwörer zu Paris bis zur Verhaftung der Herzogin von Berri zu Nantes blieb kein Hauptereiguiß unverwerthet. Drastisch schildert der Verfasser das allmähliche Erwachen des am Goldfieber leidenden niederträchtigen Verräthers Deutz zum Schuldbewußtsein. Gewiß, mit dem Stoffe hätte der Delpit von heute ein Meisterwerk geschaffen. Er ließ den alten Kardigan nicht zur Erkenntniß des Zeitgeistes und des wahren Patriotismus gelangen, das war ein Fehler. Der Vater mußte am Leben bleiben, schließlich Philippe, der als Republikaner an Hochherzigkeit

Digitized by Google

dem Bruder nicht nachstand, da er trotz seiner Liebe zu Fernanden, ungeachtet seines politischen Glaubens, dem zur Verbannung verurtheilten und zurückgekehrten Bruder, an dessen Stelle er verhaftet worden war, sein Leben opfern wollte, mit einem „Vergeben und Vergessen" trotz alledem wieder als seinen Sohn anerkennen. In dem gleichnamigen vieractigen Drama*) machte Delpit den Versuch, Royalisten und Republikaner in dem gemeinsamen Ausdruck der Vaterlandsliebe zu verherrlichen.

An die Absicht, es in spannender Entwickelung einer Verbrecherjagd einem Gaboriau nachzuthun, gemahnt der Roman „Das Geheimniß von Niedermeudon".**) Leider entspricht das hier dem Leser Gebotene nicht den Anforderungen der Kritik. Vielleicht fühlte sich Delpit beim Entwerfen der Erzählung einfach versucht, an der Verwerthung des Stoffes seinen Scharfsinn zu erproben. Den kunstgerechten Aufbau vermissen wir. Das Ganze macht den Eindruck des Zerrissenen; der Stoff ist eben nicht planmäßig verarbeitet. Einzelne originelle Auftritte und überraschende Wendungen bieten dafür keinen Ersatz; übrigens spielt der Zufall dabei häufig eine gar bedenkliche Rolle. Die Charaktere sind treffend gezeichnet; die Liebe, die reine, wahre, allmächtige, findet in erhebenden Auftritten gebührende Würdigung; aber auch die Lüge wird in dem Buche verherrlicht, und wenn das auf Grund der Liebe und der Geschwisterliebe geschieht, so liegt darin doch kein Entschuldigungsgrund. Die Erzählung beginnt mit einem Morde, mit einem Morde schließt sie ab. Baron de Maudreuil lebt mit seiner zweiten Gattin, seinem Sohne Loïc und seiner Tochter Blanche, beide Sprossen erster Ehe, zu Paris. Die beiden Gatten sind einander längst, wenn auch nicht vor den Augen der Welt, entfremdet. Die schöne Freifrau hat einen Galan, und unter der Wucht des Schuldbewußtseins beugt die Ehebrecherin den Nacken, als ihr für den Fall, daß ihre Schande offenbar werde, der entrüstete Gatte mit seiner Rache droht. Da mischen sich dritte ins Spiel, indem sie dem Liebhaber der Baronin eine Anzahl bloßstellender Briefe entwenden und damit den Baron nächtlicherweile aus dem Hause locken. Am andern Morgen wird die Leiche des ermordeten Freiherrn in einem bei Niedermeudon die Seine hinabtreibenden Boote aufgefunden. Durch die gerichtliche Untersuchung wird nichts klar gestellt, und Loïc, der Sohn des Barons, ein durchaus ritterlicher Charakter, gelobt sich, alles ins Werk zu setzen, um den Thäter zu ermitteln und den Tod seines Vaters zu rächen. Loïc hat sich in eine ebenso reizende wie tugendhafte Opernsängerin, Jeanne Simson, verliebt und Gegenliebe gefunden, während Blanche mit einem Freunde Loïc's, André Darcourt, verlobt ist. Indeß nun Loïc in dem brieflichen Nachlaß seines Vaters kramt, spielt ihm ein Betheiligter jene verhängnißvollen Liebesbriefe aus der Feder seiner Stiefmutter in die Hände, und es steigt der furchtbare Verdacht in ihm auf, diese und ihr Galan seien die Thäter. Allein er überzeugt sich bald, daß die Fährte eine falsche ist: die Baronin siecht vor Kummer zusehends dahin,

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XII, 1., 592 fg.
**) „Le mystère du Bas-Meudon" (2. Aufl., Paris 1877).

Digitized by Google

und als er endlich den Aufenthalt ihres Anbeters in Erfahrung gebracht und denselben zum Zweikampf gefordert hat, ist er dem Ziel um keinen Schritt näher gerückt. Inzwischen werden André und Blanche getraut, und die Stiefmutter stirbt. Loïc führt mit seiner Jeanne, die aus Liebe zu ihm den Bretern Lebewohl gesagt, in einem versteckt liegenden Lusthäuschen im Bois de Boulogne ein süßes Liebesleben und entdeckt bald, daß der Vater seiner Angebeteten, ein verkommenes, vom Schwindel lebendes Subject, der Mörder seines Vaters sei. Vergebens stellt er demselben längere Zeit nach: immer helfen ihm im entscheidenden Augenblick zwei verschleierte Damen, und als es ihm endlich dennoch gelingt, ihn zu fassen, entpuppen sich die Verschleierten als Jeanne und Blanche. Nun, der erstern Vater ist unschuldig; der wahre Thäter hieß Lejosne, er ist vor kurzem zu Saint-Sorlin gestorben, Blanche hat den in bester Form ausgestellten Todtenschein in Händen. Loïc thut, als schenke er ihr Glauben; aber in der Stille setzt er seine Nachforschungen fort. Durch einen Mordversuch, der den Auffinder der Leiche des Barons betroffen hat, gelangt er auf eine neue Fährte, und mit Hülfe eines vacirenden Schriftstellers Namens Lejosne, dem einst in Havre von einem Abenteurer der Reisepaß entwendet worden, und einer reich gewordenen Hetäre de bas étage, der frühern Geliebten von Jeanne's Vater, wird er endlich ungesehen Zeuge eines Auftrittes, der ihn den wahren Schuldigen in dem Gatten seiner Schwester, in André Darcourt, erkennen läßt. Und Blanche, die das Schreckliche der Entdeckung nicht wahnsinnig gemacht, hat fast ein Jahr an der Seite des Menschen leben können, ohne ihn dem Bruder zu verrathen, hat zur Lüge ihre Zuflucht genommen, um den heißgeliebten Bruder nicht durch die Enthüllung zu tödten! ... Doch der Schuldige entkommt. Im Verein mit seinem Schandgenossen, dem Vater Jeanne's, plant er ein Mittel, seine Verfolger aufzuhalten, um am Abend den Eilzug benutzen, seine in der Provinz deponirten Schätze erheben und damit ins Ausland flüchten zu können; durch eine List bringt er Jeanne bis zum Abend in seine Gewalt. Diese erräth das Reiseziel der beiden, und in Freiheit gesetzt, folgt sie nicht etwa der Herzensstimme, die ihr Loïc's Verzweiflung wegen ihrer Abwesenheit im Waldhause vorhalten mußte, sondern sie benutzt den nächsten Zug, um den Geliebten womöglich von dem nächsten Aufenthalt des Paares benachrichtigen zu können. Am Ziele angelangt, läßt sie an Loïc ein Telegramm abgehen. Aber in der Nähe des André gehörenden Schlosses, wo die Flüchtigen Anstalten zur Abfahrt nach der Grenze treffen, wird sie von den beiden festgenommen. André kennt kein Erbarmen mehr, selbst ihr Vater sieht ein, daß sie sterben muß, und nach einem zweistündigen Marsche in der Balmhöhle tragen sie die Ohnmächtige in einen engen Felsgang, versperren den Eingang mit schweren Steinen und überlassen sie ihrem Schicksal. Mittlerweile hat Loïc zu Paris einen Eilzug bestellt und fährt in Begleitung der Schwester hin. Als André und sein Genosse nach der Höhlenfahrt ins Freie treten, begrüßt sie Loïc nebst etlichen Forsthütern und der Schwester mit dem Revolver in der Faust. André eilt zurück, entschlossen, Jeanne zu tödten, müht sich, die hemmende Steinwand abzutragen, und hat dies eben bewerkstelligt, da kommen die Verfolger.... Er wendet sich um, will Loïc über den Haufen schießen, und trifft Jeanne, die den Geliebten decken wollte.

Digitized by Google

Nun tritt Blanche als Rächerin vor. In Begleitung eines Fackelträgers verfolgt sie den Fliehenden bis an den Höhlensee. André springt in das daliegende Boot, stößt vom Ufer ab. Aengstlich sucht er den wilden Strom zu vermeiden, der sich rauschend unter das jenseitige Gestein ergießt. Aber schon kracht ein Schuß: er stürzt, und der Nachen verschwindet, vom Strudel erfaßt, mit dem Getroffenen in der schwarzen Tiefe. Kurz darauf hat Loïc de Maudreuil seine Jeanne geehelicht. Die junge Witwe soll noch manchmal an den von ihr gerichteten Gatten denken. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Dumas der Große muß seine Freude daran gehabt haben.

Mit dem Motto „Auge um Auge!" könnte auch der Roman „Die Familie Cavalié"*) versehen sein. Derselbe spielt zur Zeit des Secessionskrieges in den Vereinigten Staaten. Bei der Rückkehr des Helden von Frankreich in seine amerikanische Heimat liegt das Aelternhaus im Walde verödet; er findet die Aeltern als Leichen vor, entdeckt, daß dieselben von deutschen Auswanderern, die ein gewisser Yankee, vorgeblich als Patriot, aber in Wahrheit zu Plünderungszwecken angeworben, erschossen sein müssen, und da Lincoln, an den er sich persönlich um Genugthuung wendet, ihn mit seinem Ansinnen abweist, bis er Beweise dafür verschafft, kauft er ein eisernes Widderschiff und rächt sich als Befehlshaber desselben auf eigene Faust, indem er den Nordstaaten allen möglichen Schaden zufügt, nebenbei einige unschuldige Deutsche aufknüpfen läßt und schließlich den erwähnten Yankee durch die Vermittelung eines Busenfreundes und einer hysterischen Amerikanerin am Leben straft, worauf er die Gattin des Ermordeten ehelicht. Ein unerquickliches Buch. Nicht ein einziger der vorgeführten Charaktere erregt Theilnahme oder Bewunderung. Der Ausgang ist geradezu jämmerlich. Das Beste an dem Roman sind die fließend geschriebenen ersten Kapitel, die gutgezeichneten historischen Porträts, die farbenfrischen Bilder aus dem Kriegsleben. An Fenimore Cooper erinnert der Ritt nach dem Aelternhause, an Alexander Dumas den Aeltern manches andere. Auch psychologisch bemerkenswerthe Darlegungen kommen in dem Werke vor. Allein das Gold verschwindet unter den Schlacken, die vereinzelt auftauchenden lebenswahren Zeichnungen überwuchert das Unkraut der Unnatur. Mit dem Satze „Zahn um Zahn!" ist kein Verbrechen zu beschönigen. Von Vaterlandsliebe reden die Leute? Der Himmel bewahre jedes Land vor solchen Patrioten. Ein liebliches Frauenbild ist Jeanne, die von Wahnsinn umnachtete Jungfrau; drastisch ist mit seinen Brutusträumen der Schauspieler Booth, der Mörder Lincoln's, vorgeführt; classisch nach der Schablone geschaffen erscheint der alte Elsässer Franz als Diener des Freiherrn; alle übrigen in dem Roman handelnd auftretenden Figuren sind Chargen. Eins ist durch den Roman glänzend bewiesen, und das ist des Verfassers unbegrenzte Liebe zu den Negern und zu den Deutschen. Das vorgeführte Negerpaar, allerdings kein Engelpaar, nennt er „le mâle et sa femelle". Emile Zola, der Vielverschriene, hat meines Wissens nie etwas so Cynisches geschrieben. Des Autors Auslassungen wider uns Deutsche haben sich nachträglich übrigens

*) „La famille Cavalié" (2 Bde., Paris 1878).

Digitized by Google

als keine captatio benevolentiae erwiesen: das wunderliche Gemisch von Wahrem und Pseudowahrem, von Idealem und Trivialem fiel schon der Vergessenheit anheim, und nicht besser erging es dem Roman in einer Bearbeitung auf der Bühne.

Aber die Zeit der Erkenntniß ist für unsern Romancier gekommen. Er sammelt sich. Der Haß- und Rachejammer wird glücklich überwunden. Fortan keine Talentvergeudung, keine Uebertreibungen mehr! In der Gesellschaft, dieser Fundgrube für den Menschenfreund und Sittenlehrer, sucht und findet er, was ihm, seinem wesentlich kampflustig-kecken Geiste entsprechend, zum Heile gereichen kann. Zuvörderst fesselten ihn die Conflicte, zu denen in der Gesellschaft häufig eine Mutterschaft führt, die mit dem Sittengesetz im Widerspruch steht, und es entstand der Roman „Coraliens Sohn".*) Ueber das starre Vorurtheil siegt darin die Liebe, in das Leben mit den düstern Schatten wirft die Mutterliebe einen Sonnenstrahl; der Sohn, den die Vergangenheit der Mutter um sein Lebensglück zu bringen droht, der, ein Biedermann im vollen Sinne des Wortes, um die Wahrung der Ehre sein Leben hingegeben hätte, bewältigt im Augenblick der entsetzlichen Offenbarung, der Mutter, der ihn so unaussprechlich liebenden gegenüber, seinen Groll durch das in der kindlichen Liebe begründete göttliche Mitleid. In diesem Roman, auf dessen Inhalt ich hier nicht weiter eingehe, da derselbe im wesentlichen den Lesern dieser Zeitschrift aus der Besprechung des aus ihm hervorgegangenen gleichnamigen Lustspiels**) bereits bekannt ist, tritt eine edle Begeisterung für das Erhabenste, was Christus der Menschheit gelehrt, an das Licht. Delpit hat auf Druckpapier manche Sünde begangen, was er jetzt selber gern zugeben wird: nun wohl, mit diesem Werke macht er es uns nicht nur leicht, ruhiger seiner Verirrungen zu gedenken, läßt er uns auch seinen Menschen- und Schriftstellerwerth hochschätzen, denn die moralischen Pointe desselben ist durchaus edel und human.

Daß der Mensch ohne Religion den finstern Mächten der Leidenschaft anheimfallen muß, sucht unser Romancier in dem Roman „Odettens Heirath"***) darzuthun. Leider macht er darin Voraussetzungen und Zugeständnisse, die, wenn sie ihm die Lösung erleichtern, anderntheils seiner Deduction den festen Grund rauben. In allem, was den römisch-katholischen Kirchenglauben betrifft, äußerst discret, läßt er es bei bloßen Andeutungen bewenden. Odette, die bildschöne Heldin des Romans, ist von ihrem Vater, dem berühmten Philosophen und Akademiker, nach Grundsätzen erzogen worden, welche den Gottesglauben ausschließen sollen. Laviguerie soll bona fide Atheist sein, und das befremdet um so mehr, als er mit Vorliebe Naturstudien treibt; er soll auch die Moral nicht anerkennen, und das befremdet in noch höherm Grade, zumal bei dem arbeitsamen, sittenstrengen Ehrenmanne. Allein er mußte einmal, damit der Verfasser

*) „Le fils de Coralie" (18. Aufl., Paris 1882).
**) Vgl. „Unsere Zeit", 1881, II, 882 fg.
***) „Le mariage d'Odette" (5. Aufl., Paris 1880).

Digitized by Google

seinen Zweck erreichen könne, so dargestellt werden. Odette ist natürlich in geistiger Beziehung das Abbild des Vaters. Dieser hat sie zeitig mit allem bekannt gemacht, was für eine Jungfrau in der Regel erst nach einem gewissen Zeitpunkt kein Geheimniß mehr bleibt. Er ist stolz auf die von ihm Erzogene, während die devoten Seelen, mit denen sie in Berührung kommt, in dieser Erziehung, welche die Taufe und die Communion ausschloß, ein wahres Aergerniß erblicken. Er hat außer Odette noch eine Tochter; von dieser hat er sich frühzeitig abgewendet, da er in dem Mädchen das physische Ebenbild ihrer von einem hysterischen Anfall hinweggerafften Mutter, seiner ersten Frau, erblickt. Germaine's Erziehung hat eine in Rom lebende Tante übernommen, aus ihr ist eine fromme Katholikin geworden. Eines Tages tritt vor Odette ein junger Rechtsgelehrter, Paul Frager, hin und hält um ihre Hand an. Fast unbemittelt, ist er durch die Großmuth seines Stiefvaters, eines berühmten Malers, in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, und das hat den in Odette Verliebten muthig den Schritt thun lassen. Rundheraus erklärt ihm die Jungfrau, sie sei nicht gewillt zu heirathen. Die vom Herzen kommenden Liebesworte machen gleichwol einen tiefen Eindruck auf sie, und da gesteht sie ihm, sie sei seiner Liebe nicht würdig, sie habe einen andern geliebt; keusch sei sie wol im Handeln, aber nicht im Denken geblieben, und der Gedanke sei so sträflich wie die That. Aber Paul achtet des Einwandes kaum: schmerzbewegt redet er weiter; mit Feuer schildert er ihr die Herzensgüte seiner Mutter, die Hochherzigkeit seines andern Vaters, des genialen Claude Servin. . . . Todtenbleich steht plötzlich Odette. Claude Servin! Das war der Mann, zu dem sie jene heftige Neigung gefaßt, dem sie in der Felsgrotte am Meere, wo der Künstler an einem Gemälde arbeitete, ihre Liebe gestanden hatte, dem sie, ohne einen Zwischenfall, der ihn fortrief, ihre Ehre zum Opfer gebracht hätte. Claude Servin's Schwiegertochter! . . . Sie besinnt sich, ertheilt dem Jüngling ihr Jawort, und ihr Vater ist damit einverstanden. Inzwischen traf aus Rom die Nachricht ein, die alte Tante sei gestorben, Germaine kehre wieder. Odette ist überfroh; hat sie doch stets mit der geliebten Schwester einen Briefwechsel unterhalten und dieselbe schmerzlich vermißt. Der Vater dagegen sieht, der Ausschreitungen seiner ersten Gattin eingedenk, der Ankunft seiner ältern Tochter mit Besorgniß entgegen. Germaine kommt. Die Religionsfrage ist zwischen den Mädchen bald erledigt, da Odette der Schwester schelmisch erklärt, sie wolle alles thun, was sie ihr zu thun heiße. Germaine erzählt mit Hingebung von einer Begegnung im Walde. Die Liebe ist damals in ihr Herz eingezogen. Den Jüngling, der es ihr angethan, hat sie nicht wiedergesehen. Odette unterrichtet die Schwester mit Bitterkeit von ihrer bevorstehenden Hochzeit. Als Germaine den Namen des Bräutigams der Schwester hört, fährt sie zusammen. Jener Jüngling, dem sie ihr Herz geschenkt, war . . . Paul Frager. Sie verräth ihr Herzeleid nicht; aber im stillen Kämmerlein läßt sie ihren Thränen freien Lauf. Am Abend, an dem die beiden Familien in der Wohnung Laviguerie's sich zusammenfinden sollen, paßt Odette, um einem Eclat vorzubeugen, dem Manne, den sie geliebt hatte, am Wege auf und stellt sich ihm als Paul's Verlobte vor. Entrüstet meint Claude Servin, eine solche Verbindung sei eine Infamie, aus der Heirath könne

Digitized by Google

nichts werden. Aber entschlossen bietet ihm Odette die Stirn, und fünf Wochen darauf findet die Hochzeit statt. Die Neuvermählten begeben sich auf Reisen. Der junge Gatte fühlt sich unaussprechlich glücklich; Odette bannt nachgerade die krankhafte Neigung, welche sie noch an Claude Servin denken läßt, aus ihrem Herzen; sie ist gerettet, sie liebt Paul. Da erhält dieser einen Brief aus Paris von der Mutter mit der Einladung, eine Wohnung im älterlichen Hotel zu beziehen, und dem Bemerken, Claude sei wol anfangs nicht damit einverstanden gewesen, aber aus rein nebensächlichen Gründen. Odette sträubt sich, gibt aber endlich, da sie sich gesundet wähnt, nach. . . . Anfangs geht im Hause alles seinen geregelten Gang. Claude, der Lebemann mit dem leichten Sinn, den die von ihm vergötterte Gattin, seine Eliane, im Zaume hält, lebt ganz seiner Kunst. An Gesellschaftsabenden nimmt Odette unbefangen an der Unterhaltung theil; ihre geistreichen feurigen Worte über das Wesen der Kunst schüren bei ihm allmählich das Feuer der Leidenschaft. Der Bildhauer Gerbier, sein Busenfreund, der in trüben Tagen in seinem Hause ein Asyl gefunden hat und noch immer das ihm eingeräumte Zimmer bewohnt, empfiehlt ihm Odette als Modell zu seiner Danaë, mit der er im Salon zu glänzen hofft, und trotz alles Sträubens bequemt sich Odette endlich dazu, dem Maler zu sitzen. In der Stille des Ateliers naht der Versucher. Hingerissen, erklärt ihr Claude seine Liebe. Odette nennt ihn entrüstet einen Feigling, stürmt hinaus, flüchtet, mit einer Nothlüge sich von Paul verabschiedend, zu einer bei Dijon lebenden Tante. Claude eilt ihr nach, schleicht sich zur Nachtzeit in ihr Gemach, und . . . die Leidenschaft siegt. Befremdlicherweise regt sich bei der Ehebrecherin nicht das Gewissen, ja, sie entschuldigt sich nachträglich mit sophistischen Gründen; es ist des Autors Wille, doch mit der Verleugnung des innern Richters geht er fehl. Im Hotel zu Paris wird der sträfliche Umgang fortgesetzt, selbst dann noch, als Gerbier, den der Zufall zum Mitwisser gemacht, in Worten einer edeln Entrüstung dem zwiefachen Ehebrecher seinen schnöden Verrath vorgehalten hat. Endlich erfährt Claude's Gattin die Schmach. Erschütternde Auftritte zwischen ihr, dem Gatten und Odette folgen. Dennoch nimmt die zärtliche Mutter Anstand, dem Sohne das Entsetzliche zu enthüllen. Paul erhält indeß durch einen anonymen Brief handgreifliche Beweise für Odettens Schuld. Außer sich, eilt er davon, um an ihr, die zu Saint-Cloud bei einer Freundin weilt, schreckliche Rache zu nehmen. Der Anblick einer Grabschrift, die ihn an die Mutter erinnert, treibt ihn zurück, nach Hause. Ihr, der Theuern, das Schmähliche enthüllen? Nun und nimmer! Nach einer langen qualvollen Nacht treibt es ihn wieder hinaus und zurück zur Mutter. Gerade erscheint unten im Hofe Claude. „Er!“ ruft der Verrathene. Die Mutter erräth, was der Zornesruf bedeutet. Und mit den Worten: „Gehe hin und räche dich!“ entläßt sie ihn. Odette hat sich den Abend im Salon der Freundin zu Saint-Cloud ans Klavier gesetzt und spielt den versammelten Gästen eine Sonate von Beethoven vor. Da wird Paul Frager angemeldet. Odette erhebt sich. In fieberischer Erregtheit, mit funkelnden Augen und leichenfahlem Antlitz tritt Paul herein. Mit lauter Stimme bittet er den Hausherrn um die Erlaubniß, sein Haus auf ein paar Minuten als das seinige betrachten zu dürfen; langsamen, schneidigen Tones enthüllt

Digitized by Google

er den Versammelten den zwiefachen Verrath und fordert sie auf, das Gehörte aller Welt kundzugeben; und sich zu Odetten wendend, weist er ihr mit entsprechenden Worten die Thür. Odette schreitet hinaus; kein Wort kommt über ihre Lippen. Draußen im Parkdüster doch kommt es über sie wie ein Sturm der Vernichtung; sie ruft: „C'est beau, un honnête homme!" Und noch immer schweigt der innere Richter! Erst als sie befürchten muß, daß auch die gottesfürchtige Schwester, die sich längst mit Hingebung der Armen und Elenden angenommen hat, sich von ihr abwenden werde, überkommt sie das Gefühl der Verlassenheit mit seiner Wehmuth; da klagt sie sich vor der Reinen auf den Knien als eine Schuldige an, die weder Mitleid noch Verzeihung verdiene. Als sie von der unbesiegbaren Leidenschaft redet, die sie hingerissen habe, und mit ihrem sturmbewegten Leben Germaine's ruhig sich entrollendes Dasein vergleichen will, offenbart ihr die Schwester ihre Liebe zu Paul, die Kämpfe, die sie im stillen durchgekämpft hat, um die Leidenschaft zu bezwingen, den erhebenden Sieg, den sie schließlich über dieselbe errungen. Am andern Morgen macht ihr Germaine den Vorschlag, mit ihr fortzuziehen an einen entlegenen Winkel, wo ihr niemand ihre Vergangenheit vorwerfen könne. Odette steht erschüttert. „Mein Lebensglück ist verloren", sagt sie endlich; „ich habe nicht das Recht, dich um deins zu bringen." Und als sie ihrem Vater das Recht abgesprochen, ihr Vorwürfe zu machen, da er sie so und nicht anders erzogen habe, geht sie mit dem Entschluß, sich auf den Weg der Verworfenheit zu begeben. Man könnte versucht sein, den Roman ein Meisterwerk zu nennen, wenn nur die Misachtung des moralischen Gesetzes in der Brust Odettens fehlte. Die schroffe Wandlung ohne moralischen Rückschlag ist eine Unwahrscheinlichkeit, als Folge der Erziehung bei Odetten kaum denkbar. Unbewußt vielleicht lieferte Delpit mit dem Roman ein bemerkenswerthes Plaidoyer für die Ehescheidung.

Ein unverkennbares Gepräge des Meisterhaften trägt durchweg auch der Familienroman „Martial's Vater"*) zur Schau. Abgesehen von einzelnen stilistischen Flecken, die in einem Buche von solchem Werthe unangenehm berühren, und von der oft wenig charakteristischen Sprache, da Delpit dem Charakteristischen nicht immer genügend Beachtung schenkt, liegt hier ein Werk vor, das mit seinen lebenswahren Porträts, originellen Metaphern und farbenfrischen Naturbildern, mit seiner treffenden psychologischen Darlegung und kunstvollen Episodenverkettung die hohe Anerkennung der Gebildeten herausfordert. Auf seinem Landgut zu Cambo bei Bayonne im Baskenlande lebt Pierre Cambry, der Gelehrte und Deputirte, mit seiner Gattin und seinem Sohne in Glück und Freude. Cambry ist ein edler Mensch im wahren Sinne des Wortes; sein Denken hat sich den Schwachen und Bedrückten in der Gesellschaft zugewendet; in seinen Schriften wie in der Kammer bekämpft er diese Gesellschaft, welche das Evangelium zur Grundlage hat und in moralischer Hinsicht stündlich den Lehren des Evangeliums Hohn spricht, mit Feuer, vertheidigt er unter anderm zwei Gesetzentwürfe, nach denen die Erforschung der Vaterschaft anerkannt sein soll, alle Kinder, legitime, natürliche und im Ehebruch erzeugte, vor

*) „Le père de Martial" (10. Aufl., Paris 1881).

Digitized by Google

dem Gesetze gleich sein sollen. Cambry fühlt sich glücklich, denn er besitzt in Theresen eine edelherzige, tugendhafte, nach seinen Lehren lebende und handelnde Gattin und in Martial einen Sohn, der in geistiger und moralischer Beziehung sein Ebenbild ist. Martial soll Espérance, die Tochter des steinreichen pariser Bankherrn Jordan, ehelichen, eine Jungfrau, deren hervorragende Eigenschaften mit den seinen trefflich harmoniren, die seine Neigung warm und aufrichtig erwidert; das macht den Vater vollends glücklich. Da wendet sich das Blatt. Eben hat die Verlobung stattgefunden, als Pierre Cambry erfährt, Jordan stehe am Vorabend der Insolvenz-, möglicherweise der Bankrotterklärung. Der Bankherr kommt, enthüllt der Tochter das Mißliche seiner Lage und erklärt ihr, nur eins könne ihn vor der Schande des Bankrotts bewahren, und das sei, wenn sie ihm ihre Liebe zu Martial opfere und dem Herzog von Hautmont ihre Hand schenke, da dieser um sie angehalten und sich bereit erklärt habe, die Passiva mit seinen Millionen zu decken. Die Tochter besinnt sich keinen Augenblick und geht auf den Handel ein; ja, sie gewinnt es auf Grund ihrer kindlichen Opferfreudigkeit über sich, dem Herzog unter vier Augen ihr Jawort zu ertheilen und ihm das Versprechen abzunehmen, einer Begegnung mit Martial vorbeugen zu wollen, und darauf dem Geliebten selber den Bruch anzuzeigen. In der Einsamkeit freilich macht sich der verhaltene Schmerz überwältigend bei ihr Luft. Martial ist außer sich, kann das Unerhörte nicht fassen, wirft ihr in leidenschaftlicher Erregtheit das Schändliche ihres Beginnens vor und faßt den Entschluß, den verhaßten Zerstörer seines Lebensglücks zum Zweikampf zu fordern. Die zärtliche Mutter ist erst damit einverstanden; weder sie noch Martial kennt den Namen des Heirathscandidaten. Aber entsetzt erklärt sie, der Zweikampf dürfe nicht stattfinden, als sie den Namen erfahren hat. Ihr Glückstraum ist zerronnen; 23 Jahre hat sie, ein schreckliches Geheimniß wahrend, dem verehrten Gatten den Abgrund verhüllt; nun plötzlich klafft er, Verderben drohend, zu ihren Füßen. Sie war damals jung, ihr Gatte fern. . . . In der finstern Nacht fährt sie nach Bayonne und sucht den Herzog von Hautmont auf, denn er, und nicht ihr Gatte, ist Martial's Vater. Allein der schöne Duc, ein Don Juan-Charakter, übrigens alles Ernstes in Espérance verliebt, erblickt in ihrer Angabe bezugs seiner Vaterschaft eine fromme Lüge und will den Heirathsplan nicht aufgeben, allerdings aber das Duell mit ihrem Sohne zu vermeiden suchen. Da erfährt Martial den Namen. Im Clubsaal zu Bayonne ohrfeigt er den Herzog, und der Zweikampf ist beschlossen. In ihrer Herzensangst gesteht Therese dem Gatten ihren Fehltritt. Und hier zeigt sich die Seelengröße des Mannes in ihrem erhabensten Ausdruck. Er wankt wie von einer Keule getroffen: sein schönster Traum ist dahin, in Trümmern liegt der herrliche Glücksbau, und dennoch gelobt er der Ehebrecherin, der reuigen, er wolle den Sohn retten. In der Stille freilich gähnt ihn die weite Kluft an, welche die Theorie von der Praxis trennt; aber sein Seelenadel überbrückt sie: ist nicht Martial, wenn nicht sein leiblicher, trotz alledem sein geistiger Sohn? Hat er ihn nicht zu dem erzogen, was er ist, zu seinem Ebenbild? Er eilt nach Bayonne, an Martial's Statt sich mit dem Herzog zu schlagen. De Hautmont erkennt, daß Therese die Wahrheit gesagt hat, gesteht offen seine Schuld ein, verzichtet zu

Digitized by Google

Gunsten Martial's auf Espérance's Hand, erklärt sich bereit, Jordan's Schulden zu bezahlen, was sich Pierre Cambry verbittet, und nimmt die Forderung zum Zweikampf an, meint aber schließlich, es könne daraus nichts werden, da die Welt Martial's Rücktritt als Feigheit auslegen könne, was Cambry zugibt, und erbittet sich, auf Cambry's Bemerken, einer von ihnen müsse verschwinden, Bedenkzeit. Tags darauf versendet der erstere, nachdem er die Secundanten abbestellt hat, Karten an die Honoratioren der Stadt mit der Einladung zu einer Soirée; in einem besondern Schreiben ladet er Pierre und Martial dazu ein. Als nun die Gäste versammelt sind, bittet der Herzog im Beisein aller Martial um Verzeihung. Im Garten macht er, mit Pierre Cambry allein, diesem den Vorschlag, den Kartenzufall entscheiden zu lassen, und Cambry ist damit einverstanden. Im Spielsaal lassen sie sich beide zu einer Partie Whist nieder. Als dritter Partner findet sich ein Pariser. Da erblickt der Herzog Martial und ersucht ihn, die Hülle von den Karten reißend, ihn und die Mitspieler ziehen zu lassen. Martial nimmt, nichts Arges ahnend, die Karten und hält sie dem Vater mit den Worten hin: „Tiens, père!" Cambry zieht Drei, nach ihm der Herzog Zwei; der Zufall hat entschieden. Bald darauf schließt sich de Hautmont einer Karlistenbande an. Er fällt im ersten Treffen. Der Bankier Jordan wird für insolvent erklärt, und Martial bekommt seine Espérance. Delpit bearbeitete diesen vortrefflichen Roman für die Bühne; Pierre und Therese wird er in dem Drama zuletzt vollends versöhnt haben.

In düstern Schreckensfarben, die nur hin und wieder ein Lichtstrahl der Liebe durchsonnt, entrollt sich vor dem Leser das sociale Sittengemälde, das mit dem Roman „Die Tochter der Marquise"*) an die Oeffentlichkeit gelangte. Es ist eine kecke Aufdeckung des Sumpfes der moralischen Verderbniß, die unter der schillernden Oberfläche herrscht. Der Ehebruch, das Maitressenunwesen, die devote Liederlichkeit treiben darin die häßlichsten Blüten. Niederer Sinnenlust opfert die Gattin und Mutter alles, das Heiligste, und als der noble Galan, ihrer Reize überdrüßig, aus Weltrücksichten, wie er sagt, ihre im Kloster erzogene Tochter zur Ehe begehrt, wehrt sie es ihm nicht, weil sie glaubt, seine Neigung zu ihr sei die alte geblieben. Funfzehn Jahre lang trägt der Gatte das Joch der Schmach und macht nicht den Versuch, es abzuschütteln. Und als der Gelehrte endlich, acht Tage vor der Hochzeit seiner Stieftochter, der Schändlichen gegenüber seinem aufkochenden Groll Luft gemacht und derselben ihr ehrloses Leben vorgehalten hat, läßt er, auf die fromme Lüge der Braut, sie liebe den Mann, das Ungeheuerliche ruhig geschehen und erhebt keine Einsprache gegen die Trauung. Die Jungfrau hat ungesehen dem Auftritte zwischen den Gatten beigewohnt, und dennoch sagt sie dem Vater nicht die Wahrheit. Die Erklärung dafür liegt in der klösterlichen Erziehung, im Mangel des moralischen Bewußtseins; der angeführte Grund, die Lieblosigkeit der Mutter gegen die Tochter, ist nicht stichhaltig. In der Brautnacht wendet der Wüstling als Eheherr Gewalt an: ich vermisse in der Schilde-

*) „La fille de la Marquise" (39. Aufl., Paris 1882).

Digitized by Google

rung des Auftritts den feinen, discreten Ton, mit dem Delpit in neuerer Zeit zu schildern gewohnt ist. Der Widerwille, um keinen bezeichnendern Ausdruck zu gebrauchen, bewahrt Diane vor der Sinnenlust, und bald wendet sich der Gatte von der kaltsinnigen Tochter ab und wieder der heißblütigen Mutter zu. Eines Tages überrascht die junge Gattin die Schändlichen in sträflicher Umarmung. Ich begreife nicht recht, wie sie nach den Enthüllungen, denen sie als Braut beigewohnt hat, der Vorgang noch wundernehmen kann. Inzwischen wird sie jedoch, etwas spät, mit der wahren Liebe bekannt. Der Jüngling, dem sie unbewußt ihr Herz schenkt, ihr Jugendgespiele, hat als berühmter Afrikareisender bei Damen Glück und scheint anfangs auch bei der jungen Frau auf ein williges Entgegenkommen zu hoffen. Allein Diane will keusch bleiben, und Max lenkt zu rechter Zeit herzhaft um. Den Ehebrecher trifft dann die Strafe der Wiedervergeltung, indem er der Verleumdung Glauben schenkt und in Diane Maxens Maitresse erblickt. Wüthend fordert er diesen zum Zweikampf. Aber des Jünglings Stelle nimmt als Rächer seiner geschändeten Hausehre Diane's Stiefvater ein, und die devote Ehebrecherin kommt durch eine Pistolenkugel um ihren Buhlen. Nun sind die Liebenden frei. Doch nein, es stellt sich heraus, daß sie, auf Grund einer unwahren Angabe, im Civilstandsregister als Geschwister aufgeführt stehen. Nur durch einen Proceß, der Diane's Aeltern an den Pranger stellen muß, kann das Hinderniß beseitigt werden. Und das Ende vom Liede ist, daß die Liebenden auf die Ehe verzichten, Max seine Forschungen in Afrika fortsetzt und Diane unter die Barmherzigen Schwestern geht. Wahre, leidenschaftlich innige Liebe hätte trotz alledem einen Ausweg gefunden; der Verfasser hat es verstanden, für die beiden Theilnahme zu erregen, aber der feste sittlich-humane Grund zu dieser Theilnahme fehlt. In seiner abschreckenden Offenherzigkeit, als geistvolles Spiegelbild gesellschaftlicher Zustände ist der Roman moralisch hochbedeutend.

Digitized by Google

Skandinavien als Reiseziel.

Von

Spiridion Gopčević.

I.

1) Das Land.

In neuester Zeit beginnt ein Land als Reiseziel „modern" zu werden: Skandinavien. Mit jedem Jahre mehrt sich die Zahl der deutschen Besucher. Und dies mit Recht. Wenn je eine Reise lohnend genannt werden kann, so ist es diese.

Gibt's irgendwo ein Paradies,
So ist es dies, so ist es dies!

Ich will nun nicht eben behaupten, daß Norwegen das Paradies Europas sei, jedenfalls aber gehört es zu seinen schönsten Ländern.

In Skandinavien findet man die herrlichste, romantischeste Natur, nicht so großartig wie in der Schweiz, aber dafür wilder, erhabener und durch das Meer gehoben. Da findet man eine biedere, naturwüchsige, ehrliche Bevölkerung, von der man weder betrogen noch ausgeplündert wird, eine freie Regierung, eine Fülle von Leckerbissen für den Feinschmecker, die großartigsten Wasserfälle für den Romantiker, die reichste Ausbeute für den Fischer und Jäger, dann alle Reize des Nordens: Mitternachtsonne, Nordlichter, Rennthiere, Lappländer, Schneefelder, ferner verwandte, leicht zu erlernende Sprachen und die Urbilder der deutschen Literatur. Dem großen deutschen Publikum die Vorzüge Skandinaviens als Reiseziel zu schildern, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Alle Sehenswürdigkeiten Skandinaviens auf einer Reise in Augenschein zu nehmen wird selbst dem flüchtigsten Reisenden unmöglich sein. Man darf nicht vergessen, daß das zu bereisende Gebiet größer als Deutschland oder Oesterreich ist (ganz Skandinavien über 800000 Quadratkilometer, Deutschland 540000), daß im Innern die Eisenbahnen wenig zahlreich sind und im Norden ganz fehlen. Bei der enormen räumlichen Ausdehnung und der geringen Zahl zum Reisen verwendbarer Monate wird sich daher jeder Reisende darauf beschränken müssen, blos die schönsten und interessantesten Punkte zu besuchen. In Dänemark sind dies: Kopenhagen und Umgebung bis Helsingör; in Schweden: Stockholm und Umgebung, Upsala, Gefle, Falun, die drei großen Seen, Göteborg, Trollhättan, Dalsland,

Digitized by Google

Schonen; in Norwegen: Christiania und Umgebung, Fredrikshald, Drammen, Bergen, Throndhjem, Thelemarken, Valders, Randsfjord, Hardangerfjord, Sognefjord, Romsdal, Mjösen und Nordcap.

In Dänemark concentrirt sich das Hauptinteresse auf die Hauptstadt und deren Umgebung. In Schweden sind außer den Städten noch die Kanalbauten, Bergwerke, Universitäten, sowie einige versteckte, urwüchsige Landschaften sehenswerth. In Norwegen treten die Städte an Interesse zurück. Hier ist es die gewaltige, ernste Natur, welche das Land zu einer der ersten Sehenswürdigkeiten Europas macht. Die großen Fjorde der Westküste mit ihren steilen, hochromantischen Felsen; die unzähligen Wasserfälle, unter denen sich die zwei gewaltigsten Europas befinden; das einzig in seiner Art dastehende Nordland mit seiner Mitternachtssonne, seinen Lappländern, Rennthieren und Heringsfischern; Jotunheim mit seinen Gletschern, Eis- und Schneefeldern; die Thäler des Innern mit ihrer stufenweise verschiedenen Vegetation, mit ihren grotesken und hochromantischen Formen; die Binnenseen mit ihren wilden Ufern, schwarzen Wässern und köstlichen Fischen; die seltsamen Formationen der Felsen; endlich — last, not least — die eines nähern Studiums würdigen Bewohner der Städte, Thäler, Fjorde und Buchten: alles zusammen genommen prägt Norwegen den Stempel des Großartigen, Einzigen auf und lohnt einen Besuch mehr als reichlich. Das Nordland und so manches andere stehen einzig in der Welt da und haben weder in der Schweiz, noch in Schottland oder Wales, noch in den österreichischen Alpen ihresgleichen. Der Ethnograph, Geograph, Geolog, Jäger, Fischer, Vergnügungszügler, Maler, Romantiker, Melancholiker, Sentimentale, der Feinschmecker, Naturfreund, Botaniker, Seemann, der Dichter und selbst der neugebackene Ehemann: sie alle werden in Norwegen finden, wonach ihr Herz sich sehnt, was ihren Sinn erfreut.

2) Göta.

Will der Reisende auch vom Innern Jütlands etwas sehen, so mag er von Hamburg aus die Bahn nach Frederikshavn benutzen. Schon in Schleswig bieten uns der Flensburger Fjord und die Bai von Schleswig einen kleinen Vorgeschmack der skandinavischen Reize.

Durch die eintönigen Heiden Jütlands geht es nun weiter bis Frederikshavn. Blos die einzelnen von der Bahn überschrittenen Fjorde bieten Abwechselung. In Frederikshavn nimmt uns der Postdampfer „Avanti“ auf, trotz seines italienischen Namens die dänische Flagge führend.

Die Fahrt über das Kattegat bietet nichts Besonderes, selbst wenn man schönes Wetter hat, was nicht immer der Fall ist. Interessant wird sie jedoch bei Annäherung an die schwedische Küste. Wir treten nämlich in den berühmten „Skärgård“, d. i. die Scheeren, welche fast an der ganzen schwedischen Küste eine Landeseigenthümlichkeit bilden.

Es währt nicht lange und wir befinden uns mitten in den Scheeren. Wohin unser Auge blickt, ein Gewirr von kleinen Eilanden. Manche Stellen der dalmatinischen Inselwelt sowie einige Inselgruppen der Westküste Schottlands und des Griechischen Archipels bieten allerdings einen ähnlichen Anblick; doch ist die Zahl

Digitized by Google

der schwedischen Klippeneilande eine bedeutend größere und letztere selbst im allgemeinen kleiner und noch trostlosern Aussehens.

Mehr noch als die aus dem Meere ragenden Klippen fürchtet jedoch der Schiffer jene unzähligen, nur bis an die Wasserfläche reichenden; denn diese sind es, welche die Schiffahrt an der schwedischen Küste so schwierig und gefährlich machen.

Unser Kapitän jedoch, welcher fast täglich die Scheeren passirt, kennt seinen Weg ganz genau, und so laufen wir wohlbehalten in den Hafen von Göteborg (sprich Jöteborj) ein.

Göteborg (Gothenburg) ist die erste Handelsstadt Schwedens, denn ihr Verkehr ist ebenso groß wie jener des ganzen übrigen Landes zusammengenommen. Obschon erst 1620 von Gustav Adolf gegründet, zählt ihre Bevölkerung heute schon 80000 Seelen, wird also blos von jener Stockholms (180000) übertroffen.

Der Göta-Elf, an dessen südlichem Mündungsarme Göteborg liegt, bildet den natürlichen und sehr sichern Hafen der Stadt. Er ist 600 Meter breit, verengt sich jedoch bei der Brücke auf 200 Meter. Die eigentliche Stadt hat gegen die Hafenseite zwei prächtige, je 600 Meter lange Kais. Die stromabwärts anschließende Vorstadt Masthugget hingegen sowie die gegenüberliegende Insel Hisingen sind mit Werften, Stapelplätzen, Bassins u. s. w. buchstäblich eng besetzt.

Wenn man sich der Stadt von der Seeseite aus nähert, bietet sie einen ganz eigenthümlichen, pittoresken Anblick. Mich erinnerte sie theils an die holländischen, theils an die deutschen Hansestädte. Im Innern ist der holländische Typus vorherrschend. Die Straßen sind schnurgerade und sehr rein, Kanäle durchziehen die Stadt an mehrern Stellen und münden in den ehemaligen Wallgraben. Die Festungswerke, welche einst dem großen Admiral Tordenskjold erfolgreich widerstanden, sind heute rasirt und in Promenaden (Kungsparket und Trädgårds-förenigen) umgewandelt.

Im ganzen macht Göteborg einen großstädtischen Eindruck, dank der bewundernswerthen Freigebigkeit der reichen Großhändler.

An eigentlichen Sehenswürdigkeiten bietet die Stadt wenig. Das schönste Gebäude ist die Börse am Gustav-Adolfsplatz, so benannt nach der hier aufgestellten Statue des Heldenkönigs. Auch das Rathhaus und die deutsche Christianskirche, die Hagakirche und das Museum sind erwähnenswerth.

Mitten durch die Stadt zieht sich der Stora-Hamnkanal, an den triester Canale grande erinnernd, dessen Ufer breite Kais bilden. Die schönsten Häuser der Stadt erheben sich zu beiden Seiten. Dieser Theil ist für die Göteborger „Unter den Linden" und „Ringstraße" zu gleicher Zeit.

Vor dem neuen Theater steht die erste Ausführung von Molin's berühmter „Gürtelkämpfergruppe"; die zweite, noch schönere Ausführung sieht man in Stockholm vor dem Museum.

Zur Besichtigung Göteborgs genügt ein Tag vollauf und wir können uns getrost an Bord des „Elfkungen" einschiffen.

Bevor wir die Reise antreten, möchte ich noch ein Wort über die nordischen Nächte verlieren. Auf mich machte es gleich am ersten Tage meiner Anwesenheit

Digitized by Google

auf schwedischem Boden (15. Juni 1881) einen seltsamen Eindruck, als es um 11 Uhr abends noch vollkommen hell war. Diese Naturmerkwürdigkeit kam nämlich ganz unvermittelt. Den vorhergegangenen Abend hatte ich mich noch in Jütland befunden, wo es schon um 9 Uhr dunkel wurde. Ich wollte daher anfangs gar nicht den Uhren glauben und behauptete, es könne höchstens 8 Uhr sein. Sonderbarerweise fühlte ich auch trotz meiner Ermüdung keinen Schlaf. Auch in der nächsten Zeit konnte ich mich lange nicht an die tageshellen Nächte gewöhnen.

Um 7 Uhr morgens verläßt der „Elfkungen" den Hafen, dampft stromaufwärts und führt uns durch die grünen, aber nicht großartigen Gefilde Bohusläns. Dieses Län hat seinen Namen von dem Schlosse Bohus, dessen große Ruine man bei dem Dorfe Kungelf sieht. Hier theilt sich der Göta-Elf in die beiden Mündungsarme, welche die Insel Hisingen einschließen. Die Ebene ist hier bezaubernd und die Lage von Kungelf mit der auf steilem Hügel liegenden Ruine Bohus reizend.

Bald nach der Weiterfahrt nimmt die Gegend bohuslänschen Charakter an: wilde, nackte Felshöhen, doch ohne Größe.

Bei Lilla Edet bildet der Göta-Elf den ersten Wasserfall, resp. Stromschnellen, daher das Schiff in den Strömskanal einbiegt und zwei Schleusen passiren muß.

Um $1^1/_2$ Uhr erreicht man Åkersvaß. Hier beginnt der interessanteste Theil des Götakanals. Nicht weniger als elf Schleusen, zum Theil in den Felsen gehauen, hat hier das Schiff zu passiren, eine wahre Felsenleiter von gigantischen Dimensionen. Obwol ich in Schottland genug Schleusen passirt hatte, fesselte mich doch dieser großartige Anblick. Welch eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man auf der höchsten Schleuse ein anderes, uns entgegenkommendes Schiff gewahrt! Man könnte glauben, es sei die auf der Spitze des Ararat sitzen gebliebene Arche Noah.

Der Göta-Elf ist, wie schon erwähnt, wegen seiner Stromschnellen und Wasserfälle für die Schiffahrt nicht tauglich. Um daher von Göteborg bis Stockholm einen directen Wasserweg durch das Binnenland herzustellen, hat man unter Benutzung der Seen und Flüsse den Götakanal erbaut. Schon Karl VIII. dachte an dessen Ausführung. Später beschäftigten sich Gustav Wasa, Karl IX. und Gustav Adolf mit dieser Idee. Der berühmte Polhem erbaute vor fast 160 Jahren drei in den Fels gesprengte Schleusen, welche indeß 1725 aufgegeben wurden und heute nur noch den Anblick malerischer Ruinen gewähren. Admiral Platen ließ zu Beginn dieses Jahrhunderts durch den englischen Ingenieur Telford acht Schleusen anlegen, doch kam blos die Kanalstrecke bis Motala zur Vollendung. Erst dem gefeierten Ericsson gelang es, in den Jahren 1836—44 durch die gegenwärtigen elf Schleusen den Bau zu vollenden.

In Åkersvaß steigen wir aus, um die Schleusen und Katarakte zu Fuß zu besichtigen, da von hier bis Trollhättan (3 Kilometer) das Schiff $2^3/_4$ Stunden Zeit braucht.

Von uniformirten Knaben geführt, besichtigten wir die alten und neuen Schleusen, die vier großen Wasserfälle des Trollhättan (darunter der 44 Fuß hohe

Digitized by Google

Toppöfall) und seine Katarakte, die Insel Toppö, zu welcher man auf schwankender, gefährlich aussehender Drahtbrücke gelangt, und die Fabriken von Trollhättan, welche sich der auf 225000 Pferdekräfte berechneten Wasserkraft der Fälle bedienen.

Die verschiedenen voneinander entfernten Katarakte im Verein mit der romantischen Gegend machen wirklich den Trollhättan zu einer der ersten Sehenswürdigkeiten Europas. Der Vöringfos und Rjukanfos in Norwegen sind zwar imposanter, aber der Trollhättan ist in seiner Art einzig.

Mit unserer Erlaubniß machte der Kapitän einen Umweg, resp. Abstecher nach Vargö, wo wir eine sehr interessante Papierfabrik und Stromschnellen besichtigten. Infolge dessen langten wir erst um 8½ Uhr abends in Wenersborg an. Dies hinderte uns nicht, noch nach Kasen einen Spaziergang zu machen, von dem wir erst um Mitternacht zurückkehrten — es war nämlich tageshell und wir ahnten nicht, wie spät es sei.

3) Dalsland.

Von Wenersborg führt jetzt eine Bahn direct nach Christiania. Wir benutzen sie jedoch blos bis Köpmannabro (2 Stunden), wo wir uns auf dem Dampfer „Laxen" einschiffen, der um 1 Uhr die Anker lichtet.

Gleich nach der Abfahrt kommt die erste Schleuse, zugleich die größte (36 Meter lang). Der Dalslandkanal ist nämlich seiner originellen Anlage halber berühmt und steht vielleicht in seiner Art einzig da. Er hat den Zweck, die langen schmalen Seen Silen, Leelängen, Stora Lee, Laxen und Foxen miteinander zu verbinden und die Stromschnellen durch Schleusen zu umgehen. Der erste Versuch wurde 1766 gemacht, doch erst hundert Jahre später gelang es Ericsson, das schwierige Problem zu lösen. Der Dalslandkanal kostete blos 1½ Mill. Kronen (der Götakanal deren 42!) und wurde in den Jahren 1863—68 erbaut. Die Steigung der verschiedenen Schleusen ist eine gewaltige: bis zum Åklängen 57 Meter, bis zum Laxen 75, bis zum Leelängen 94, bis zum Stora Lee 102 Meter.

Die Gegend ist recht anmuthig. Nach einer Stunde passirt man zwei in Fels gehauene Schleusen. Die Natur prangt im frischesten Grün, dichte Wälder säumen die Ufer ein, roth angestrichene Häuser sind hier und da verstreut, neben der zweiten Schleuse braust ein Wasserfall.

Um 3 Uhr erreichen wir den Glanzpunkt der Fahrt bei Hofverud. Hier steigen wir aus und begeben uns durch reizende Waldlandschaft nach einem Tempel, von dem sich uns eine prächtige Aussicht über die vier Schleusen bietet.

Jede derselben ist so hoch über der andern, daß sie vor dem Passiren eines Schiffes wasserlos ist. Man begreift daher nicht gleich, wie es möglich sei, hier mit dem Schiffe über die Felsen hinaufzufahren. Und doch ist die Sache höchst einfach. Nachdem der Dampfer in der ersten Schleuse angekommen, werden sämmtliche folgende Schleusen geöffnet, aus der obersten stürzt das Wasser in drei Fällen in die unterste, und dies so lange, bis es auch in der zweiten Schleuse so hoch steht, daß der „Laxen" hineinfahren kann. Ist dies geschehen, schließt man hinter ihm das Thor und läßt das Wasser weiter steigen, bis der Dampfer auch in die dritte

Digitized by Google

Schleuse einlaufen kann. Dasselbe Manöver wiederholt sich nun weiter, bis das Schiff die vierte Schleuse erreicht hat. Jetzt aber lernen wir den Höhepunkt der Technik kennen. Auf dem linken Ufer des hier mächtige Stromschnellen und Kataракte bildenden Flusses trat nämlich der schlechte Untergrund der Kanalanlage hindernd entgegen, auf dem rechten die aufsteigenden Felswände. Wie überwand nun Ericsson die Schwierigkeiten? Er construirte einen brückenartigen Aquäduct, in welchem das Schiff wie in einem Kasten gerade über dem Wasserfall den Fluß überschreitet. Dieser Brückenkasten ist 36 Meter lang, $3^1/_2$ Meter breit und gewöhnlich trocken. Sobald sich nun der „Laxen" in der vierten Schleuse befindet, wird am andern Ufer eine Schleuse geöffnet, das Wasser stürzt durch den Brückenkasten und steigt in demselben so lange, bis der Dampfer aus der vierten Schleuse in den Kasten und durch diesen an das andere Ufer fahren kann. Der Anblick eines hoch in der Luft über eine Brücke fahrenden Schiffes hat etwas Unfaßbares, Großartiges an sich.

Der „Laxen" fährt dann in den Åklängensee ein, den man seiner Schmalheit wegen für einen Fluß halten könnte. Um $3^1/_2$ Uhr passiren wir eine Schleuse, welche uns zum Råvarpen hebt, und eine Stunde später die Schleuse Katrineholm. Die dichtbewaldeten Ufer werden immer lieblicher und durch weitere sechs Schleusen gelangen wir in den See Laxen, seines Lachsreichthums halber so benannt.

Die Fahrt ist recht hübsch und wird durch einen Besuch auf dem Gute Baldursnäs unterbrochen, dessen Park weit und breit sich großen Rufes erfreut. Er ist wirklich reizend und sehenswerth.

Dann dampft der „Laxen" weiter. Eine Viertelstunde später erreicht man Billingsfors, wo man durch fünf Schleusen in einen der schönsten Seen gelangt, die ich gesehen. Man könnte sich wirklich in ein Zauberland versetzt glauben. Nach einer Viertelstunde passiren wir abermals Schleusen (bei Bengtsfors), zu deren Rechten der Fluß recht interessante Stromschnellen bildet, und laufen dann in den Leelängen ein.

Dieser See zieht sich zwölf Stunden lang gleich einem breiten Flusse dahin. Seine Ufer sind bewaldet, aber ermüden schließlich durch das Einförmige. Endlich erreicht man Gustavsfors, wo der Dampfer über Nacht bleibt.

Am folgenden Morgen gelangt der Dampfer nach Lennartsfors (Fors und Fos bedeuten Wasserfall), dem Ende des Sees, woselbst sich drei Schleusen befinden. Um $8^1/_2$ Uhr dampfen wir auf dem See Foxen durch eine ganze Inselgruppe, und eine halbe Stunde später deuten uns drei Steinpyramiden die norwegische Grenze an.

Hier fiel mir auf, daß eine ausgedehnte Strecke das Wasser mit kleinen grünen Pflänzchen überzogen war, wie mit einer Decke. Ich konnte darüber keine nähere Auskunft erhalten; der Kapitän nannte es „blühendes Wasser".

Um $10^1/_2$ Uhr gelangen wir wieder auf schwedisches Gebiet. Der dichte Urwald, der bisher die Ufer eingesäumt, macht jungem Gehölze Platz. Die Bai Strand, in welcher wir zunächst halten, ist sehr anmuthig, ja sogar höchst romantisch, besonders, wenn man links durch den kanalartigen Theil des Sees weiter

Digitized by Google

dampft, dessen linke Seite durch mehrere Inseln gebildet wird. Am südlichen Ende des Stora-Leesees treffen wir um Mittag ein. Vestra Ed, so heißt diese Station, besteht blos aus ein paar Häusern. Der Bahnhof ist lediglich eine Scheune, der Zug besteht aus einem einzigen Waggon. Um den steilen Abhang zu erklimmen, fährt der Zug immer zickzack, bald vor-, bald rückwärts: eine eigenthümliche Einrichtung, die ich sonst nirgends gesehen.

4) Frederikshald und Christiania.

Durch wunderliebliche Gegenden gelangen wir nach Frederikshald. Hier ist es die Festung Frederiksten mit dem davorstehenden Denkmale Karl's XII., was uns zunächst anzieht. Letzteres trägt Tegnér's Verse:

I med- och motgang lika
Sin lyckas öfverman,
Han kunde icke vicka,
Blott falla kunde han!

(„In Glück und Unglück gleich seines Glückes Schmied, konnte er nicht weichen, sondern nur fallen.")

Es steht an derselben Stelle, an welcher Karl XII. seinen Tod fand. Die Entfernung von der Festung ist so gering, daß man mit deren Besatzung reden könnte. Auch der Hafen und die höchst malerisch gelegene Stadt sind sehenswerth, besonders aber die großartige Wasserleitung, wenn man einen Ausflug in das nahe Tisterdal unternimmt.

Die Fahrt von Frederikshald nach Christiania ist nicht großartig, aber immerhin lohnend. Man fährt über den Glommen, den größten Fluß Norwegens, sieht den bedeutenden Sarpsfos und bekommt einen Begriff von dem unermeßlichen Holzreichthum Norwegens.

Endlose Holzlager sind hier sichtbar. Sogar in Aegypten zeigte mir ein Holzhändler seine norwegischen Holzvorräthe. Wie er mir sagte, geht das Holz noch weiter bis Arabien und Persien.

Zuletzt erreicht die Bahn den Christianiafjord. Das entzückte Auge schweift wonnetrunken über diese herrliche Landschaft, und man bedauert fast, schon in Christiana angekommen zu sein.

Christiania selbst ist eine der schönstgelegenen Städte Europas: auf der einen Seite der bezaubernde Fjord, auf der andern liebliche Höhenzüge. Mit seinen 120000 Einwohnern ist Christiania die größte Stadt Norwegens und zweitgrößte Skandinaviens.

An sehenswerthen Gebäuden besitzt sie das königliche Schloß, die Festung Akershus, das Storthing, die Universität, die Frelserskirche und die Nationalgalerie, welche hauptsächlich der norwegischen Maler halber einen Besuch verdient. An Monumenten sind das Reiterstandbild Bernadotte's mit dessen Wahlspruch: „Folkets Kjaerlighed min Belönnig" („Des Volkes Liebe mein Lohn") und die Statue Wergeland's erwähnenswerth. Man vergesse auch nicht, die prachtvolle Aussicht vom Wasserreservoir Sanct-Hanshaugen zu genießen, den originellen Friedhof zu besichtigen und Ausflüge nach dem nahen Oskarhall und zum Frognersäter zu

Digitized by Google

unternehmen. Das Schloß Oskarhall verdient nicht nur wegen seines Innern, sondern auch seiner überwältigend schönen Aussicht einen Besuch. Um von der entgegengesetzten Seite die Aussicht zu genießen, besteigt man am besten den niedern Ekeberg. Der Frognersäter, 8 Kilometer nördlich der Stadt, liegt 427 Meter über dem Meere und bietet eine umfassende Uebersicht des ganzen Fjords und der Stadt.

5) Ringerike.

Um die Schönheit des Fjords besser zu genießen, schiffen wir uns an Bord des „Dalerne" ein, welcher zwischen Christiania und Drammen verkehrt. Die ganze Fahrt ist wunderbar und bietet beständig neue Eindrücke. Erst fährt man zwischen Oskarhall und Hovedö durch und befindet sich wie auf einem riesigen Alpensee. Später verengt sich der Fjord, und kurz vor Dröbak, das wir um 10 Uhr erreichen, liegt die Festung Oskarsborg auf einer flachen, den Zugang zur Hauptstadt beherrschenden Insel. Die Befestigungen sind aber höchst ungeschickt angelegt und wegen des freistehenden Mauerwerks gegen die modernen Angriffsmittel machtlos.

Von Dröbak bis Filtvetstrand ist der Fjord blos 2—3 Kilometer breit, doch erweitert er sich dann bedeutend. Im Süden sieht man den Kriegshafen der kleinen norwegischen Flotte, Horten (officiell Karl-Johansvärn genannt), welcher ebenfalls dem Angriffe einer Panzerfregatte nicht zu widerstehen vermöchte. Wir halten jedoch nördlich davon bei Holmestrand und dampfen dann in gleicher Richtung in den Drammenfjord hinein, welcher ebenfalls schmal ist und bei Svelvik sich sogar auf 100 Meter verengt.

Die Ufer tragen den Typus aller norwegischen Fjorde an sich: mehr oder minder steil aus dem Meere aufsteigend, meist bewaldete Felsen von den verschiedensten Formen.

Drammen, dessen entzückend schöne Lage an die Idylle eines Schweizerdorfes an den Ufern eines Alpensees erinnert, hat 20000 Einwohner und ist Hauptcentrum für den Holzhandel. Es besitzt keine Sehenswürdigkeiten, doch unterlasse man nicht, die Aussichten vom Brandposten und vom Bragernäsaas zu genießen.

Von Drammen fahre man mit der Bahn in vier Stunden nach Randsfjord. Sie läuft erst im Thale des Drammens-Elv und bietet eine Reihenfolge lieblicher Aussichten. Bei Hougsund befindet sich ein Katarakt, von dem man mir erzählte, daß ihn die Lachse zur Laichzeit überspringen. Sie sollen sich mit dem Schwanze in die Höhe schnellen und dann weiter schwimmen. Die Sache klingt etwas märchenhaft, denn die Lachse müssen dann ganz besondere Sprungkraft haben. Freilich sah ich Lachse von 3—4 Fuß Länge, die schon sehr kräftig sein können.

Bei Vikersund erreicht die Bahn den hübschen Tyrifjord, an dessen Ufern sie bis Ask weiter führt. Von hier bis Randsfjord passirt man die mannichfaltigsten Landschaften.

In Randsfjord nimmt uns der Dampfer „Haarfagre" auf und bringt uns in sechs Stunden über den See nach Odnäs. Die Fahrt ist ziemlich einförmig; man fährt wie auf einem von bewaldeten Höhen eingeschlossenen Flusse.

Digitized by Google

In Odnäs nimmt man sich ein Carriol und kuschirt in drei Stunden nach Tomlevolden, wo man am besten übernachtet. Dieser Bauerhof kann als Muster seiner Art angesehen werden und ist das beste Nachtquartier, welches ich auf einer Skyds-Station gefunden. Die Speisen sind ausgezeichnet, und besonders vergesse man nicht das originelle Fladbröd — kartenpapierdickes Brot — zu versuchen.

Andern Tages setzen wir im Kanal unsere Reise fort. Die Versuchung, durch das anziehende Valdersthal nach Lärdalsören am Sognefjord zu fahren, liegt nahe, doch thun wir besser, in Sveen abzubiegen und uns durch das unbeschreiblich schöne Bägnadal zum Spirillensee zu wenden. Das Bägnathal ist eins der drei Thäler Norwegens, welche mich am meisten bezaubert haben. Die beiden andern sind: das Flatdal in Thelemarken und das Närödal südlich des Sognefjord. Natürlich hängt viel von der Beleuchtung und von der Stimmung des Reisenden ab. Unter den unzähligen Naturschönheiten Norwegens wird einem die Wahl schwer fallen. Jedenfalls gehört die Carriolfahrt von Sveen nach Granum zu den herrlichsten Genüssen, welche mir das Leben geboten.

Am nächsten Morgen schiffen wir uns auf dem Dampfer „Bägna" ein. Der Spirillensee ist höchst romantisch. Bald sind seine Ufer lieblich bebaut, bald thürmen sich gewaltige, ungeschlachte Bergriesen auf. Schon nach 2½ Stunden landen wir in Heen, von wo uns das Carriol in einer Stunde nach Hönefos bringt.

Dieses Städtchen erfreut sich einer überaus reizenden Lage. Seine größte Merkwürdigkeit bietet der Wasserfall, welchen ich einen Trollhättan im Kleinen nennen möchte. Man versäume nicht, die nahegelegene Rinne zu besichtigen, in welcher das Rundholz mit unglaublicher Schnelligkeit hinabschießt.

Mittels Carriolpost fahren wir sodann in zwei Stunden nach Sundvolden, wo wir sofort die Besteigung des Krogkleven beginnen, welchen ich den norwegischen Rigi nennen möchte. Die Aussicht ist hier überwältigend schön. Freilich besitzt der Rigi den Vorzug, daß man von seinem Kulm aus die imposanten Gletscherketten der Alpen und zwei Dutzend Alpenseen sieht.

Nun zurück über Hönefos nach Hougsund, von wo eine Bahn nach Kongsberg abzweigt, wo wir übernachten wollen.

Kongsberg hat zwei Sehenswürdigkeiten: den Wasserfall des Laagen und die Silberbergwerke. Letztere geben jährlich 400000 Kronen Reingewinn, doch sind von 100 Schachten blos 3—4 in Betrieb. Die Lage der Stadt ist höchst anmuthig.

6) Thelemarken.

Wenn wir früh morgens von Kongsberg im Carriol aufbrechen, gelangen wir durch schöne Wälder und Auen in vier Stunden nach Bolkesjö, dessen merkwürdiger Bauerhof einen Besuch verdient. Die innere Einrichtung, die Möbel mit ihren Inschriften, sowie die Bewohner sind von großem Interesse. Der Eigenthümer Ole Olsen ist ein höchst verständiger Mann und das Urbild eines norwegischen Bauern.

Von Bolkesjö bis Tinoset am Tin-Sjö sind noch gegen vier Stunden, welche man in beständig wechselnder, hochromantischer Scenerie zurücklegt.

Digitized by Google

Der winzige Dampfer „Rjukan" bringt uns andern Tages in drei Stunden über den See nach Ornäs. Der See selbst ist ganz hübsch, von hohen Bergen eingeschlossen, aber gleich den meisten norwegischen Seen schmal. In Ornäs thut man gut, sogleich im Strandhotel ein Zimmer zu nehmen, da man sonst riskirt, obdachlos zu sein. Die Wirthin wird nicht ermangeln, dem Reisenden zu erzählen, daß sie 1881 einen Montenegriner beherbergt. Sie hielt nämlich alle Montenegriner für — Neger, daher sie allen Gästen und Einheimischen erzählte, „ein norwegisch sprechender weißer Neger" sei bei ihr abgestiegen. Als ich abends vom Rjukanfos zurückkam, war ich daher nicht wenig erstaunt, von einer riesigen Volksmenge umringt zu werden, welche das merkwürdige Phänomen sehen wollte. Man kann sich natürlich denken, welche Heiterkeit ausbrach, als sich das Misverständniß aufklärte und wie die arme Wirthin mit dem „weißen Neger" aufgezogen wurde.

Wenn wir um 12 Uhr aufbrechen, können wir mittels Carriol um $3^1/_2$ Uhr in Vaar sein, von wo man zu Fuß nach dem Rjukanfos geht. Der Weg bis Vaar führt längs der tosenden, lauter Stromschnellen bildenden Maan-Elv in dem schönen Vestfjorddal hinan. Beiderseitig erheben sich steile Berge, besonders links der höchste Berg des südlichen Norwegen, der über 6000 Fuß hohe Gansta: eine Riesenkuppel, von deren Spitze ein halbes Dutzend schneegefüllte Rinnen symmetrisch in das Thal herabführen.

Dieses wird immer wildromantischer, zuletzt sieht man in weiter Ferne eine Rauchwolke über die Bergwand aufsteigen — das ist der Rjukanfos, der König der europäischen Wasserfälle!

Von Vaar führt ein höchst beschwerlicher Fußpfad zum Gasthofe Krokan. Unter Führung eines Jungen geht es dann zum Wasserfall.

Der Anblick ist überwältigend großartig, obschon wir uns noch 500 Meter vom Wasserfall befinden. Der nicht unbedeutende Fluß Maan stürzt sich nämlich von einer Höhe von 800 Fuß fast senkrecht in die Tiefe. Ungeheuere Rauchwolken hüllen den Fall ein. Die Umgebung, eine wahre „Wolfsschlucht", stimmt mit ihrer grandiosen Wildheit vortrefflich zu dem Bilde und erhöht den Effect. Rings erheben sich fast senkrechte, 2000 Fuß hoch ansteigende, furchtbar zerklüftete Felsenwände. Kein Reisender möge Norwegen verlassen, ohne diesen Riesenwasserfall gesehen zu haben.

Vom Rjukanfos muß man leider denselben Weg bis Tinoset zurück. Dann fährt man in der Carriolpost auf der trefflichen Straße (nebenbei bemerkt, werden fast alle Straßen Skandinaviens in musterhaftem Zustande erhalten, und fand ich dort wie in Portugal die besten, auch bei Regen wenig schmuzigen Straßen Europas) durch höchst anmuthige Wälder und Wiesen nach Sjeje. Die Strecke von hier bis Hviteseid am Bandakssee ist eine der entzückendsten von Norwegen; ich taufte diese Landschaft, deren Mittelpunkt das schon oben erwähnte Flatdal bildet, das „Paradies von Thelemarken".

Originell wie das Land ist auch die Bevölkerung. Schon in der Nationaltracht prägt sich dies aus. Man erkennt den Thelemärker an den überaus langen, bis unter die Achseln reichenden Hosen, welche eine Weste entbehrlich machen, und

Digitized by Google

an der grauen, mit schwarzen Schnüren versehenen Jacke, welche eigentlich blos aus zwei Aermeln besteht, die mittels eines handbreiten Rückenstreifens zusammenhängen. Von hinten gesehen gleicht daher jeder Thelemärker einer Misgeburt, bei welcher das Sitzfleisch in endloser Länge aus den Schultern herauswächst.

Wenn der Reisende Zeit hat, kann er auch auf dem kleinen Dampfer „Fjeldgutten" den Siljordssee befahren. Derselbe befindet sich am Fuße des Li Fjelds, welches dadurch merkwürdig ist, daß 1870 zwei französische Luftschiffer aus dem belagerten Paris mittels Luftballon in 15 Stunden hierher gefahren waren. Man kann sich das Erstaunen denken, als sich die vermeinte Schweiz als das Innere Norwegens entpuppte. Da die Luftlinie 180 deutsche Meilen beträgt, legte der Ballon durchschnittlich 12 Meilen per Stunde zurück, d. i. also doppelt soviel als ein Eilzug.

Der zweite Theil des thelemärkischen Paradieses erreicht bei Brunkeberg seinen Glanzpunkt. Hier hat man einen prachtvollen Blick über Morgedal, Kirkebödal und den Bandaks-Vand, welcher jenem von Thors Nut über das Flatdal ebenbürtig zur Seite gestellt werden muß.

In Hviteseid warten wir das Dampfboot „Thelemarken" ab, welches um 5½ Uhr nachmittags einzutreffen pflegt, und befahren dann den hochromantischen Bandaks-Vand, einen der schönsten Seen, die ich je gesehen. Zu beiden Seiten thürmen sich groteske Felsen auf, theils dicht bewaldet, theils nackt und kahl, bald senkrecht aus dem Wasser steigend, wie der Kazanpaß an der untern Donau, bald zerklüftet, kurz mit jeder Minute ein anderes Bild bietend. Besonders auffällig sind zwei Felsenformationen: „Sanct-Olaf's Schiff" und „Mönch und Jungfrau".

Abends langen wir am andern Ende des Sees in Dale an. Am folgenden Morgen reiten wir in 2½ Stunden bis zum berühmten Ravnjupet. Der Weg ist beschwerlich und steil, die Aussicht aber, die man von der Höhe genießt, lohnend. Durch einen Wald gelangt man zum „Ravnjupet", einer 1100 Fuß hohen senkrechten, etwas überhängenden Felswand, welche eine herrliche Aussicht bietet. Leichte Gegenstände, über diese Felsenmauer geschleudert, werden von dem beständig heraufstreichenden kalten Luftzuge wieder zurückgeworfen.

Der Abstieg zum Toke-Elv ist so beschwerlich, daß man absteigen und das Pferd am Zügel führen muß. Der Fluß wird bei Näsland durchwatet. In Sanduk vertauscht man das Reitpferd mit dem Stuhlkarren. Der weitere Weg ist interessant; besonders das Smörklepthal muß romantisch genannt werden. Noch prächtiger wird die Scenerie auf der Strecke Nyland-Botnen, welche zu den schönsten zählt, die man in Norwegen findet. Namentlich der Grungedalsfos verdient seiner herrlichen Formen halber einen Besuch.

7) Schnee- und Eisfelder.

Norwegen zu besuchen, ohne mit dessen Schnee- und Eisfeldern Bekanntschaft zu machen, wäre so viel, als in Kairo gewesen zu sein, ohne die Pyramiden besucht zu haben.

Von Botnen bis Haukeli Säter fährt man durch eine wilde, trostlose Gegend, die uns auf die bevorstehenden Schneefelder würdig vorbereitet. Hier und da

Digitized by Google

liegt Schnee in den Vertiefungen an der Straße. Diese Gegend erinnerte mich etwas an die schottischen Grampians. Die Station Haukeli Säter liegt bereits 1134 Meter hoch, kein Wunder, wenn ich noch im Juli schneidende Kälte antraf.

In Haukeli Säter bleibt man am besten über Nacht, damit man den ganzen Tag zur Passirung der Schneefelder übrig hat. Nebenbei erwähnt, machte ich die Strecke Haukeli Säter-Odde in einem Tage, wobei ich $8^1/_2$ Stunden im Sattel, $1^1/_2$ im Schlitten und 9 im Carriol saß: ein neunzehnstündiger Gewaltmarsch, den mir unter den damaligen Verhältnissen nicht sobald jemand nachmachen wird. Meinen Nachfolgern rathe ich dringend, in Röldal zu übernachten, unter keiner Bedingung jedoch die Schneefelder zu passiren, wenn sie nicht mit dicken Winterkleidern versehen sind. Da ich in leichten Sommerkleidern den Ritt machte, wäre ich beinahe erfroren — im Juli! — und nur meiner eisernen Natur habe ich es zu danken, wenn ich ohne Schaden davonkam.

Von Haukeli Säter führt die Fahrstraße noch eine halbe Stunde weit; dann biegt man ab und reitet links über ein Schneefeld.

Der erste Anblick ist frappirend. Man könnte sich an den Nordpol versetzt glauben. Wohin unser Blick schweift, haftet er auf Fjelde, d. h. öden, kahlen, steinigen Bergen, bis auf die Kanten ganz in Schnee gehüllt, ohne Vegetation, kurz, eine schneebedeckte Felsenwildniß. Die feierliche Stille der Natur wird nur durch das Murmeln der Wildbäche unterbrochen, die sich über die Bergwände herabstürzen und unter der Schneedecke verschwinden, wo sie sich ihr Bett ausgehöhlt haben. Links haben wir den gefrorenen See Staa, dicht vor uns einen Fluß. Wir überschreiten ihn zu Fuß auf einer höchst primitiven Brücke, unsere Pferde durchwaten ihn weiter oben.

Der Weg wird dann immer schlechter. Er führt uns zunächst am Abhang des Eisfeldes Dyr Fond. Rechts sieht man den gefrorenen Ullevaasee und jenseit desselben erhebt der mächtige Gletscher Store Fond sein grünliches Haupt. Die ganze Scenerie ist großartig — aber kalt.

Wenn man gutes Wetter hat, läßt sich die Sache noch erträglich an. Leider schlug uns ein feiner Regen in das Gesicht und der schneidende Wind peitschte unbarmherzig unsere Glieder.

Bald nachdem wir auf das südliche Ufer des Ullevaasees übergesetzt, verschlechterte sich die Passage in unerfreulicher Weise. Für unsere Pferde begann eine wahre Marter. Die Fußpfade wurden immer schwieriger, die Schneefelder immer häufiger. Auf letztern war allerdings schon ein Fußpfad ausgehöhlt, doch ermüdete er die Thiere mehr als das Graben frischer Fußstapfen; denn bei letzterm sanken die Hufe gewöhnlich nicht so tief ein, da die Schneedecke hart gefroren war. Trotzdem war es gefährlich, von dem bereits ausgetretenen Wege abzuweichen. Die Schneedecke war nämlich stellenweise durch den langen Regen durchweicht und mitunter bis zu 50 Fuß tief, sodaß wir leicht an eine Stelle gerathen konnten, wo unsere Pferde durchbrachen und einsanken, wie es mir thatsächlich passirte.

Die Pferde gaben Beweise großer Klugheit, indem sie stets mit der Nase den Schnee beschnupperten und an zweifelhaften Stellen mit dem Hufe vorher die

Digitized by Google

Haltbarkeit prüften. Trotzdem sanken sie wiederholt in die Knie und konnten sich nur mühsam wieder herausarbeiten.

Hier und dort machten die Schneefelder Felsengruppen und Moränen Platz, welche wir einestheils lieber passirten, weil unsere Pferde festen Grund hatten; anderntheils kam es jedoch vor, daß diese auf dem Geröll strauchelten. Auch passirte es einem meiner Reisegefährten, daß sein Pferd in einen Morast fiel und er dadurch aus dem Sattel geschleudert wurde.

Aber all dies war noch nichts gegen das Erklimmen der Schneewand, die sich zwischen dem Gletscher Stafs Nut und dem Dyr Fond steil hinanzieht. Wir mußten absteigen und zu Fuß klettern. Dies ermüdete mich so sehr, daß mir der Athem ausging. Der Schweiß trat uns aus den Poren und doch mußte ich alle 2—3 Minuten Halt machen, um Athem zu schöpfen. Wer den Gipfel des Pentelikon von der Stalaktitenhöhle aus, oder den Krater des Vesuv von Pompeji aus bestiegen und über die zerbröckelte Lava hinankeuchte, kann sich einen schwachen Begriff von diesem Erklettern der Schneewand machen. Es war absolut unmöglich, langsam zu steigen, da man bei jedem Schritte tief einsank. Man mußte also so schnell als möglich bergan laufen.

Auf dem Gipfel angelangt, konnten wir wieder zu Pferde steigen. Bergab ging es aber nicht viel besser, da unsere Pferde wiederholt stürzten.

Endlich, nachdem wir verschiedene Schneefelder, Sümpfe, Felspartien und Moränen passirt, sowie einen unbewohnten Säter (Sennhütte) rechts gelassen, erreichten wir den Midlager Säter, eine elende, winzige Hütte, in welcher wir etwas rasteten. Meine noch immer mit Wasser gefüllten Stiefeln — ich war nämlich durch den Schnee gebrochen und in einen darunterfließenden Bach gefallen, aus dem mich dann meine Begleiter zogen — hielt ich in das Feuer, sodaß ihnen bald dichte Dampfwolken entströmten.

Der weitere Ritt bis Röldal war minder beschwerlich und blos einmal gefährlich, da unsere Pferde über einen Gletscherspalt springen mußten.

Von Röldal fuhr ich mit einem Amerikaner in einer Stolkjärre weiter und zwar auf einer neuen Straße, welche den Gletscher Horre Heia überschreitet. Aber schon nach kurzer Zeit fanden wir die Straße durch dichte Schneemassen gesperrt; der Wagen blieb stecken und es blieb nichts übrig, als einen Schlitten zu requiriren. Dieser bestand blos aus den beiden mit zwei schmalen Querhölzer versehenen Kurven und diente sonst für den Holztransport. Wir konnten daher nur gleich Baumstämmen quer über die Kurven gestreckt liegen. Diese unangenehme Schlittenfahrt dauerte $1^1/_2$ Stunden. Eine Entschädigung für so viel Ungemach bot uns allerdings die Natur.

Nie habe ich etwas so Großartig-Erhabenes gesehen! Ich glaubte eine der prachtvollen Nordpollandschaften Payer's vor mir zu haben. Wir befanden uns in einer höchst malerischen, fast schauerlich zu nennenden Schneewildniß. Rechts vom Schlitten fiel die Schneedecke, weil sie geborsten war, senkrecht ab und ließ eine Schätzung ihrer Dicke zu, die ich auf 60 Fuß veranschlagte. Am Grunde tobte ein Wildbach von ungewöhnlichen Dimensionen. Auf der andern Seite desselben setzte sich die Schneemauer fort und stieg gegen den nahen Gipfel rasch an. Letz-

Digitized by Google

terer war mit Gletschern bedeckt und wies blos an einzelnen Stellen Moränen und schneefreie Stellen auf.

Drüben erhob sich ein anderer Gipfel mit Felstrümmern ungewöhnlicher Größe, die aus dem Schnee ragten. Weiter linksab schimmerte die Eisdecke eines kleinen Alpensees aus dem Schneefelde hervor. Dort stürzte ein Wasserfall mit Getöse über den Felsabhang und verlor sich unter der Schneedecke. Drüben ragten aus derselben einige Steine hervor, welche ich als die Grenzsteine der eingeschneiten Fahrstraße erkannte. Wir fuhren nämlich mit dem Schlitten keineswegs auf dieser, größtentheils unsichtbaren Straße, sondern wie es die unebene Schneedecke erlaubte, kreuz und quer, über Abgründe, Schluchten, Felsspitzen und Bäche. Hier tauchte wieder aus dem Schnee ein Gletscher auf, dort war die Schneedecke gespalten und halb in die Schlucht gefallen; an der Bruchstelle konnten wir über 30 Schichten Schnee zählen, nach ihrem Alter gleich den Jahresringen der Bäume geordnet. Die eine Schneekuppe verlor sich in den Wolken, die andere war in dichten Nebel gehüllt; diese Seite des Horizonts blinkte uns in silberweißer Wolkenhülle entgegen, jene andere gähnte uns in kohlschwarzer Finsterniß an. In der Mitte schwebten frei über uns einige winzige Nebelstreifen und Wölkchen.

Ich vermag nicht, dem Leser eine, wenn auch noch so schwache Idee von der grauenhaft großartigen Scenerie zu geben, die uns in dieser beklemmenden Einsamkeit umgab. Hätte ich nicht die Gefahren vor Augen gehabt, welche wir hart an diesem Abgrunde liefen; wäre mein in leichten Sommeranzug gehüllter Körper nicht so von schneidender Kälte durchschauert worden, hätten nicht feiner Regen und erstarrender Wind mein Gesicht gepeitscht; wäre nicht unsere Lage auf dem elenden Schlitten eine so peinliche gewesen: so wäre ich sicherlich in lauten Jubel über die majestätische Pracht und Schönheit dieser Nordpolgegend ausgebrochen. So aber freute ich mich, als wir endlich wieder den schneefreien Theil der Straße erreichten und den Schlitten mit einer Stolkjärre vertauschen konnten.

Die Fahrt in derselben bis Odde entschädigte uns wieder reichlich für die ausgestandenen Beschwerden und Leiden.

Der Weg führte durch ein enges, beiderseits von hohen Bergen eingeschlossenes Thal, zu dessen Linken das ungeheuere, mehrere Quadratmeilen große Gletscherfeld Folgefond sein grünliches Haupt erhebt.

In Serpentinen geht es den Abhang hinab; man passirt den hübschen Skarsfos, dem bald zwei andere Wasserfälle folgen. Von diesen ist der Espelandsfos einer der lieblichsten, die ich gesehen, denn er gleicht einem zerrissenen und über die Felswand gebreiteten Schleier, oder auch am Gipfel verschütteter und nun auf den mannichfaltigsten Wegen über den Felsenwall fließender Milch. Der andere, Lotofos, befindet sich dicht an der Straße und tauft die Passanten gehörig. Weiter ab führt der Hildalfos ähnliche Bosheit im Schilde.

Zunächst erreichen wir den Sandvensee, aus dem die Felsenufer fast senkrecht steigen. Die Straße mußte daher in den Felsen gesprengt und durch Anschüttung verbreitert werden.

Nachdem uns auch noch der Kjöndalsfos getauft, bekommen wir einen herrlichen Blick auf den Folgefond und die Buar Brä. Diese grünlichen Eis-

Digitized by Google

massen, welche in Luftlinie kaum anderthalb Stunden von uns entfernt sind, stechen seltsam von der üppigen Vegetation um uns her ab. Ja selbst schon einige hundert Fuß unter dem Gletscherrande prangt der Abhang in saftigstem Grün. Das ist auch eine der Eigenthümlichkeiten Norwegens.

8) Hardanger.

Odde liegt bereits am Hardangerfjord oder vielmehr an dessen Ausläufer Sörfjord. Der Hardangerfjord gilt für den schönsten Norwegens, doch geben viele dem Sognefjord den Vorzug. Was mich betrifft, so finde ich beide gleich prächtig und diese Entscheidung ebenso schwierig als jene, ob der englische oder spanische Frauentypus den Vorzug verdiene: jeder ist eben in seiner Art schön.

In Odde schiffen wir uns um 8 Uhr früh auf dem Dampfer „Hordaland" ein. Der Sörfjord, den wir zunächst durchfahren, ist 40 Kilometer lang und so schmal wie ein Fluß, da seine Breite nur 1—4 Kilometer beträgt. Er ist vielleicht der schönste Theil des Hardangerfjord. Die Ufer steigen steil aus dem Wasser und zwar links direct bis zu 4600 Fuß Höhe (Folgefond). Oben erglänzen die Gletscher im Sonnenstrahl, unten prangt alles in üppiger Vegetation, die Mitte der Bergwände ist theils bewaldet, theils felsig. Allenthalben stürzen kleine Wasserfälle herab.

Links öffnet sich dann das großartige Maagedal und gewährt uns einen interessanten Blick auf die Gletscher. Unter einem derselben ist ein Felsenabhang in verschiedenen Farben sichtbar.

Bei der Vikebugt nimmt rechts die Scenerie einen sanftern und mildern Charakter an. Links jedoch kommen bei Bleie von den tief herabreichenden Gletschern mehrere Wasserfälle hernieder, während unten Getreidefelder, saftige Wiesen und Gärten unser Auge erfreuen. Man hat jedoch vergeblich versucht, das Gletschereis in einer hölzernen Rinne herabzuschaffen. So seltsam es ist — in Norwegen ist, von den wenigen großen Städten abgesehen, kein Eis zu bekommen.

Am Ende des Sörfjord öffnet sich rechts eine höchst liebliche Bai, Kinservik, und links der Utnefjord. Wir halten uns aber rechts und biegen in den herrlichen Eidfjord ein, an dessen Ende Öifjord liegt.

Selbstverständlich wird niemand den Nachmittag verstreichen lassen, ohne den Böringfos zu besichtigen.

Von Öifjord geht man in einer Viertelstunde zum gleichnamigen See. Der Weg hat eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem von Korinth nach Kalamaki in dessen erster Hälfte.

Mittels Boot kreuzt man den See in 25 Minuten. Diese Fahrt ist geradezu herrlich. Zu beiden Seiten steigen ungemein hohe, nahezu senkrechte und größtentheils spiegelglatte Felsenwände aus dem Wasser und schimmern nach vorhergegangenem Regen wie eitel Silber. Zahlreiche Wasserfälle kleben an den Felsen; besonders zwei, Kvamfos und Trellefos, zeichnen sich durch ihre Größe aus. Weiterhin gibt die Felswand Borgafjeld ein schönes, vierfaches Echo. Im ganzen genommen stellt der Öifjordssee trotz seiner Kleinheit (4 Kilometer Länge, 1—1 1/2 Kilometer Breite) den berühmten Königssee in Baiern stark in Schatten.

Digitized by Google

Bei Säbö landen wir und gehen nun in $2^1/_4$ Stunden zum Böringfos. Der Weg ist zwar nicht ganz ohne Beschwerden, aber von bezaubernder Romantik.

Erst stolpert man über eine Moräne und Felsblöcke, dann marschirt man in dem wilden Maaböthal längs der tosenden Björeia. Diese Partie des Weges rief mir lebhaft den Weg im Kirithale kurz vor Drivasto in Albanien ins Gedächtniß. Auch später fand ich noch mehrfache Aehnlichkeiten mit derselben Route.

Nachdem wir den Fluß auf einer luftigen Brücke überschritten, ändert sich bei dem Hofe Tveithougen die Scenerie.

Wir verlassen den Fluß und übersteigen zur Abkürzung des Weges eine förmliche Felsenwildniß. Ich glaubte mich nach Montenegro oder in die Herzegowina versetzt, als ich eine halbe Stunde lang über Felsblöcke von riesigen Dimensionen, Steintrümmer, an einer Höhle vorbei und durch eine Art Felsenthor kletterte. In dieser Einöde steht der Hof Maabö, wo man für die Rückkehr Kaffee bestellen mag.

Bald darauf überschreiten wir den Fluß wiederum auf einer bedenklich aussehenden Brücke und betreten den vom Touristenclub neu angelegten Weg, der an Romantik seinesgleichen sucht. Der Fluß bricht sich nämlich durch eine enge Schlucht gewaltsam Bahn. Sein ganzer Lauf ist fast eine Aufeinanderfolge von Stromschnellen der reizendsten Formen. Dazu kommt noch, daß die beiderseitigen steilen Felsenmauern, von denen zahlreiche Blöcke schon herabgestürzt sind, überzuhängen scheinen und an ihren Wänden unzählige Wasserfälle förmlich kleben. Die Vegetation ist ganz alpin.

Um 5 Uhr überschreiten wir endlich den tobenden, schäumenden und zischenden Fluß auf einer höchst gefährlich aussehenden Drahtbrücke, auf der nur immer je eine Person gehen darf, und befinden uns am jenseitigen Ufer gerade dem Böringfos gegenüber.

Unsere Schirme aufspannend dringen wir in dem immer stärker werdenden Staubregen des Wasserfalles bis auf 30 Schritte vor und können nun trotz dieses unangenehmen Regens das erhabene Schauspiel mit Entzücken genießen.

Der Fluß stürzt nämlich aus einer Höhe von fast 500 Fuß in einer einzigen Masse am Schlusse des Felsspaltes in eine Art Brunnen, der auf drei Seiten von hohen, senkrechten Felsenmauern gebildet wird. Oben theilen zwei Felsenkämme den Fluß in drei Theile, die sich jedoch sofort vereinigen.

Der Rjukanfos ist allerdings weit wasserreicher und sein Sturz über 300 Fuß höher; aber der Böringfos bietet dagegen den Vortheil, daß man dicht vor ihm stehen kann, während man beim Rjukanfos einen halben Kilometer weit entfernt bleibt.

Am nächsten Tage verwenden wir den Morgen zu einem Ausfluge in das reizende Simodal. Um Mittag kommt dann der Dampfer „Folgefonden" und führt uns weiter durch den Hardangerfjord.

Die ganze Fahrt ist unbeschreiblich schön. Lauter riesig hohe, glatte, fast senkrecht aus dem Meere steigende Felswände, im Sonnenschein wie polirtes Silber glänzend.

Eine Stelle, der Hof Bu, ist dadurch merkwürdig, daß dessen Bewohner den

Digitized by Google

ganzen Winter hindurch die Sonne nicht sehen; eine andere, Banknäs, durch den Bergsturz. Dort löste sich nämlich ein 400 Fuß im Quadrat großes Stück der Felswand plötzlich los und verschwand spurlos im Meere, das hier trotz seiner Enge ($3^1/_2$ Kilometer) über 1000 Fuß tief ist.

Um dieses Banknäs herum biegen wir in den malerischen Osefjord ein, dessen Hintergrund an Großartigkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Die lange, schmale Bucht mit den schneeigen Felswänden riß mich zu Enthusiasmus hin. Leider durchfährt man sie nur zu einem Drittel, um dann in den Ulvikfjord einzubiegen: ein amphitheatralisches Panorama voll Lieblichkeit und Anmuth. Ulvik liegt in einem Paradiese.

Zurückdampfend steuern wir rechts in den hübschen Gravenfjord und fahren dann durch die „Indre Samlen" genannte Erweiterung des Hardangerfjord. Hier besuchen wir eine reizende Bucht, Herand, und fahren dann über den „Ytre Samlen" in die Buchten Östensö und Norheims Sund, beide nicht mehr wild, sondern von sanfter Anmuth.

Um $7^1/_2$ Uhr ankern wir in Sandven und machen einen sehr angenehmen Spaziergang nach dem nahen Öfsthusfos. Dieser schöne und nicht unbedeutende Wasserfall bietet die Möglichkeit, daß man ihn von hinten sehen kann, indem sich hinter der abstürzenden Wassermasse eine Höhle befindet.

Den Rest des Hardangerfjord passirt man leider bei Nacht. Um 7 Uhr morgens werfen wir dann in Lervik auf der Insel Stordö Anker. Hier schiffen wir uns aus und warten auf den Dampfer „Vikingen", welcher um $7^3/_4$ Uhr nach Bergen abgeht.

Unser Curs führt uns zunächst zwischen den Inseln Sturdö und Tysnäsö, dann durch den Björnefjord, durch eine Menge Scheeren zwischen Strönen und dem Festlande, dann durch den Korsfjord und Byfjord nach Bergen. Die ganze Fahrt bietet sehr viel Abwechselung und hat etwas von einer Fahrt in der dalmatinischen Inselwelt oder an der schottischen Westküste an sich. Aber freilich läßt sich mit der Großartigkeit einer Fahrt durch den Hardangerfjord kein Vergleich ziehen.

9) Von Bergen zum Sognefjord.

Bergen ist eine reizend gelegene, sehr angenehme Stadt. Besonders der Deutsche wird sich hier wohl fühlen, da fast jeder halbwegs Gebildete deutsch versteht. Es mag dies noch von der Hansazeit herrühren, denn bekanntlich war Bergen nebst Lübeck und Riga eine der hervorragendsten Hansastädte. Noch heute findet man zahlreiche deutsche Familien, besonders Handelsleute dort.

Bergen hat seinen Namen von den vier Hügeln, auf denen es erbaut ist. Obschon nicht viel mehr als 40000 Einwohner zählend, macht es doch seinem Umfange nach den Eindruck einer doppelt so großen Stadt.

Am südlichen Ende des Hafens dehnt sich der Marktplatz aus, in dessen Nähe sich die neue Markthalle und „Torve-Almenning" befinden. Letztere besitzt die schönsten Gebäude der Stadt, die Börse und das Denkmal des ersten Storthingpräsidenten Christie.

Digitized by Google

Nördlich vom Marktplatz zieht sich der Kai „Tyskebryggen" an der Nordseite des Hafens hin. Es ist das ehemalige Quartier der Hansa. Westlich davon befindet sich das Fort Bergenhus, dessen Inneres einen Besuch verdient — schon wegen der herrlichen Aussicht, welche man von der obersten Galerie genießt. Dicht vor der Festung fand 1665 die Seeschlacht zwischen der dänisch-holländischen und der englischen Flotte statt, in welcher letztere zum Rückzug gezwungen wurde.

Auch das Fort Fredriksberg auf Nordnäs gewährt eine hübsche Aussicht. Sonst besitzt die Stadt außer dem Museum keine Sehenswürdigkeiten. Der Stadtpark ist klein, aber bei Musik von reizenden Mädchen stark besucht, wie denn überhaupt Bergen die hübschesten Mädchen von Norwegen besitzt.

Von Bergen führt jetzt eine Eisenbahn nach Vossevangen. Im Jahre 1881 war sie noch in Bau begriffen; daher sah ich mich genöthigt, von Bergen mit dem Dampfer „Arne" nach Bolstadören zu fahren.

Man fährt dabei erst nordwärts zwischen Askö und dem Continent, biegt dann in den engen Soröfjord (zwischen Osterö und dem Continent) ein, segelt in den Osterfjord und steuert dann in die Bucht von Bolstadören. Die ganze Fahrt ist sehr lohnend und die Gegend zum Theil äußerst malerisch. Der Weg von Bolstadören nach dem Evangersee führt längs des schönen Vosse-Elv. Ueber den See fährt das Dampfschiff in 20 Minuten. Der weitere Weg von Evanger nach Vossevangen, dem „Küchengarten Bergens", bringt uns durch das reizende Vossethal in den malerischen Vangssee. Die ganze Strecke ist ausnehmend schön und doch nichts im Vergleich zu den Genüssen, welche die zweite Strecke, Vossevangen-Gudvangen, darbietet.

Bis Vinje ist der Weg hübsch, aber nicht großartig. Man beachte unterwegs den Tvindefos. Von Vinje jedoch wachsen die Reize der Natur mit jedem Schritte.

Zuerst fahren wir an dem lieblichen Opheimersee vorbei und durch ein natürliches Felsenthor, „Orehullet" genannt, in einer freundlichen Landschaft bis Stalheim. Von hier bis Gudvangen zieht sich das Närödal hin, welches ich, wie der Leser sich vielleicht noch erinnert, unter die drei schönsten Thäler Norwegens gerechnet habe. Thatsächlich ist der Anblick, den man hinter Stalheim von der Paßhöhe genießt, ein so mächtiger, daß ich mich eine halbe Stunde lang gar nicht daran satt sehen konnte. Zu unsern Füßen liegt die liebliche Thalebene, welche in das Meer mündet; rechts und links streben wilde, gigantische Felsenmauern gen Himmel. Die Straße schlängelt sich in Serpentinen hinab. Dicht an ihr stürzen sich zwei prächtige Wasserfälle, Stalheimfos und Sevlefos, in die Tiefe. Weiter unten schließt der romantische Stalheimsklev, eine 800 Fuß hohe Felsenwand, das Thal ab.

Nachdem wir geraume Zeit dieses unbeschreiblich schöne Panorama genossen, gelangen wir bald in das Thal hinab. Hier fahren wir wie in einem Engpaß bis Gudvangen.

Digitized by Google

Von der Arlbergbahn.

Von

Karl Albert Regnet.

Als ich im Sommer 1872 die eben eröffnete Vorarlberger Bahn von Bregenz nach Bludenz befuhr, da gab es in dem lieblich gelegenen Städtchen Bludenz — den k. k. Postmeister daselbst ausgenommen — wol niemand, der nicht an die in Aussicht genommene Fortsetzung der von der Gesellschaft Ganahl gebauten Bahn über den Arlberg ins Innthal hinaus die schönsten Hoffnungen geknüpft hätte. Seitdem sind zwölf Jahre verflossen, und mancher der Hoffenden ist hingegangen, ohne sein Hoffen erfüllt zu sehen; aber gut Ding braucht Zeit, und heute ist der Arlberg gleich dem Mont-Cenis und dem Gotthard überwunden: für die Technik gibt es keine unüberwindlichen Hindernisse mehr. Touristen können sich das Vergnügen machen, den Weg von Wien nach Bregenz in ununterbrochener Fahrt zurückzulegen.

Diese Bahnstrecke bietet dem Auge eine Reihe der großartigsten Hochgebirgslandschaften und interessantesten Kunstbauten.

Infolge des abgeschlossenen Vertrages theilen sich die Südbahn und die Staatsbahnen in die Benutzung des von jener erbauten Bahnhofes in Innsbruck, auf welchem seitdem ein noch regeres Leben herrscht als früher, da von ihm allein der Verkehr mit Italien vermittelt ward.

Das dritte Glockensignal ist längst verklungen, aber der Zug setzt sich noch immer nicht in Bewegung. Das fällt hierzulande nicht auf: es wird eben nachträglich noch eine Kleinigkeit zu besorgen geben. Jetzt haben wir den Bahnhof und die Prämonstratenserabtei Wilten im Rücken, wo einst der wackere Staatskanzler Wilhelm Biener ein Asyl fand, bis welsche Tücke es aufhob und ihn seinen Feinden auslieferte, die ihn im Schloß zu Rattenberg im Unterinnthale auf das Blutgerüst schleppten.

Die Bahn hält sich bis Landeck hinauf immer am linken Ufer des Inn, mit dem sie hier und da einen siegreich durchgeführten Kampf aufnahm. So läuft sie schon hinter der Station Kematen auf einem 450 Meter langen Steindamm dicht am Flusse hinauf gegen Zierl, und hat ihn hinter der Station Roppen bis zur Station Imst ganz aus einem Theil seines Bettes verdrängt. Auch die aus dem Oetzthal hervorbrechende, nach ihm benannte Ache galt es zu überwinden, und es gelang mittels einer 18 Meter hohen, zierlich anzuschauenden Gitterbrücke mit

Digitized by Google

drei Bogen zu 18, 80 und 18 Meter Weite, von der 40 Meter langen und 8 Meter hohen Brücke über die reißende pitzthaler Ache ganz zu schweigen.

Auch an historischen Erinnerungen fehlt es nicht. Durch die Eisenschienen ist auch Stams mit seiner prächtigen zweithürmigen Cistercienserabtei in den Weltverkehr gezogen worden. Sie ist eine Stiftung Elisabeth's von Baiern, der Witwe des Königs Konrad IV., zum Gedächtniß und Seelenheil ihres unglücklichen Sohnes Konradin von Schwaben. In der Gruft der Klosterkirche liegen Elisabeth und die zwölf Grafen von Tirol und Görz, von Albert III. (gest. 1254) bis Friedrich mit der leeren Tasche (gest. 1439). In diesem 1272 gegründeten Kloster war es auch, wo 1497 Kaiser Maximilian I. den Gesandten des Sultans Bajazet empfing, der für seinen Herrn um die Prinzessin Kunigunde werben sollte. Nahe hinter der Station Imst taucht auf dem linken Innufer ein Kirchlein mit grünem Dach auf; es bezeichnet die Stelle, an der am 9. Aug. 1854 König Friedrich August II. von Sachsen verunglückte. Sein Wagen war die Höhe von Brennbüchl herab ins Rollen gekommen; der König sprang aus demselben und erhielt von einem der Pferde, welche sich in den Strängen verwickelt hatten und nun um sich schlugen, eine tödliche Kopfwunde, deren Folgen er im Gasthause zu Brennbüchl erlag. Das Sterbezimmer mit dem blutbefleckten Bett wird noch heute in dem Zustand erhalten, in welchem es sich in der Todesstunde des Königs befand.

Was den landschaftlichen Charakter des Oberinnthales anlangt, so hat die Bahn bis Landeck hinauf zur Rechten jenseit des Stromes die steilen Abstürze der Kalk- und Dolomitwände des Hochmundi, Tschirgant und Venetberg, zur Linken aber die wald- und wiesenreichen sanften Hänge der Glimmerschiefer- und Gneisgebirge; nur zwischen Roppen und Imst treten bis 100 Meter hohe Felswände hart an sie heran.

Auf den Bahnhof von Landeck, der von dem stattlichen Dorfe mit seiner schön gelegenen Kirche und das Thal beherrschenden Burg eine halbe Wegstunde entfernt liegt, schaut von einer isolirten Felsenzacke die Ruine Schroffenstein herab, aus der ein schöner gothischer Altar in die Kirche zu Landeck versetzt wurde.

Vor der Kirche soll sich einmal eine hübsche Scene von tiroler Patriotismus abgespielt haben. Herzog Friedrich mit der leeren Tasche hatte als Gonfaloniere der päpstlichen Truppen und päpstlicher Geheimer Rath auf dem Konstanzer Concil die Flucht Johann's XXIII. begünstigt und war deshalb in des Reiches Acht und Aberacht gerathen. Eines Tages soll er nun im Gewand eines Pilgers nach Landeck gekommen und den Bauersleuten, die eben unter der Linde vor der Kirche Kirchweih feierten, eine Geschichte vorgesungen haben, welche die Bauern sofort als seine eigene erkannt hätten. Darauf habe er sich zu erkennen gegeben, die Bauern hätten ihn jubelnd auf ihren Schultern durch das Dorf getragen, seien treulich zu ihm gestanden und hätten ihm sein Land erhalten.

Alle Bücher und Landkarten schreiben von einem Dorfe „Landeck", das ist aber im Grunde genommen ganz falsch. Die Ortschaft, die sie so bezeichnen, besteht vielmehr aus zwei selbständigen Dorfgemeinden: Perfuchs am linken und Angedair am rechten Innufer, und Landeck ist eigentlich der Name der alten Burg über dem Fluß, von welcher er auf den Sitz der daselbst befindlichen verschiedenen

Digitized by Google

Behörden und auf diese selbst übertragen worden ist. In der alten Burg aber sind jetzt die Armen untergebracht.

Seit Eröffnung der Oberinnthaler Bahn steigerte sich der Verkehr in Landeck ganz außerordentlich. Es bildete und bildet noch heute den Knotenpunkt für die Touren Innsbruck, Mals-Bormio, Meran-Bozen und Bludenz-Bregenz, und der Post- und Stellwagenverkehr vom Dorfplatze aus erinnert an gewisse Stationen der beliebtesten schweizer Routen. Man hört da alle Sprachen der civilisirten Welt durcheinanderschwirren; vor den Gasthöfen sind ganze Wagenburgen aufgefahren; schwerbeladene Kofferträger caramboliren mit Damen, von deren Hüten Schleier wehen, und dazwischen drängen sich Herren mit endlos langen Bergstöcken.

Wer seine Reise auf der Arlbergbahn fortsetzt, dem bleibt der wenig erquickliche Anblick erspart; er braucht den Bahnhof, auf welchem freilich auch ein buntes Treiben herrscht, nicht mehr zu verlassen. Aber er thut immerhin gut, die Zeit bis zur Weiterfahrt zu einem Ausblick von der Straße hinter den weitläufigen Bahnhofgebäuden zu benutzen. Imposante Berge umstehen den Zusammenfluß der Sanna mit dem Inn: da erhebt sich am linken Ufer des aus einem schluchtähnlichen Thaleinschnitt hervorbrechenden Innflusses in nächster Nähe die Thiolspitze; von Westen leuchtet der blau schimmernde Gletscher des gewaltigen Riffler herab und im Norden erfreuen die schönen Formen des Tawin, Brandjöchl und der Brandspitze den Blick, da schauen Stanz und das malerisch gelegene Greins ins Thal, das weiterhin ein schwarzbewaldeter Bergkegel mit den Ruinen der Burg Kronberg abzusperren scheint.

Dicht unterhalb Landeck setzt die Bahn auf einer 157 Meter langen Brücke mit zehn Bogen über den Inn und tritt an das rechte Ufer der Sanna, die das Stanzerthal durchbraust. Und weiter geht es zwischen himmelhohen Bergen. Hoch über uns, an den Hängen der Thiolspitze, liegt traulich das schmucke Dörfchen Tobadill. Aechzend arbeitet sich die Maschine die Steigung von 24 Proc. hinan. Jenseit der Sanna an der alten Poststraße über den Arlberg erscheint in einer weit ausgreifenden Curve derselben ein mit seinen weiß angetünchten Häusern freundlich herüberleuchtender langgestreckter Ort, das schmucke Pians, das der gegenüberliegenden Station den Namen gibt.

Gleich darauf fährt der Zug dicht an der weitläufigen alten Burg Wiesberg vorüber, in der einst stolze Ritter hausten, und alsbald verkündet uns ein eigenthümliches Rasseln, daß er über den Trisannaviaduct hinwegjagt. Derselbe bildet das bedeutendste Bauobject der offenen Strecke der Arlbergbahn, und hat durch die kühne Conception und imposante Ausführung bereits in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Fachwelt sowol des In- als des Auslandes auf sich gezogen. Der Viaduct erhebt sich in einer Höhe von 86 Meter über der aus dem Patznaunthal herabstürzenden Trisanna, indem er die den Eingang in dasselbe bildende Schlucht in einer Länge von 120 Meter mit drei Oeffnungen zu 40, 115 und 40 Meter mittels einer Eisenconstruction überspannt.

Gegenüber den auch in der Presse registrirten ungünstigen Berichten über dieses interessante Bauwerk gewann die endgültige Belastungsprobe doppelte Bedeutung. Der Belastungsapparat bestand in fünf Krauß'schen Tenderlocomotiven

Digitized by Google

schwerster Gattung, von denen jede 120000 Pfd. wiegt, und einem Train mit einem Personen- und acht Frachtwaggons, welche eine Stunde lang mitten auf der Brücke standen. Zum Schluß befuhren zwei Maschinen mit dem Train den Viaduct mit Eilzugsgeschwindigkeit. Es zeigten sich dabei keinerlei bleibende Aenderungen, weder in der Eisenconstruction noch im Mauerwerk, während die elastische Durchbiegung bei der Maximalbelastung, obschon dieselbe ein um 12 Proc. größeres Gewicht, als gesetzlich vorgeschrieben, aufbrachte, blos 4 Centimeter betrug.

Ist die Bahn zwischen Landeck und Pians ihrer ganzen Breite nach ins Gestein eingeschnitten, so ruht sie nun auf weite Strecken hin auf mächtigen Futtermauern, denen ein Tunnel von 202 Meter Länge vorausgeht. Ein zweiter folgt, 55 Meter lang, hinter der Station Strengen, während das gleichnamige Dorf rechts unten liegt.

Wer in Zweifel ziehen möchte, daß in unsern Tagen noch Wunder geschehen, der mag in Strengen den Zug verlassen und ins Dorf hinuntersteigen, in dessen Kirche man ihm ein Gnadenbild zeigen wird, das erst seit den letzten Jahren Wunder wirkt.

Auf der nach Ueberschreitung von drei Viaducten erreichten Station Flirsch, welche, von den hellschimmernden Wänden der schön geformten Eisenspitze beherrscht, außerordentlich anmuthig gelegen ist, befinden wir uns im Niveau der Thalsohle und überschreiten nun, ehe wir zur folgenden Station Pettneu gelangen, die neben uns rauschende Rosanna nicht weniger als fünfmal. Beim Eintritt ins Stanzerthal haben wir an einem Wohnhause noch ein Weinspalier gesehen; hier umgibt uns, nachdem wir kaum 25 Kilometer hinter uns gebracht, bereits eine alpenhafte, fast baumlose Vegetation.

Nach Zurücklegung weiterer 6 Kilometer haben wir die höchstgelegene Station der Bahn und zugleich das oberste Dorf des Stanzerthales erreicht, das in tiefernster und rauher Umgebung mit wenigen Ausnahmen nur ärmliche Holzhäuser aufweist.

In geringer Entfernung davon öffnet sich ein schwarzer Schlund, das Ostportal des 10240 Meter langen Arlbergtunnels.

Der Bau desselben wurde in außerordentlich kurzer Zeit durchgeführt; während die Arbeiten am 12333 Meter langen Mont-Cenistunnel 13 Jahre und am 14900 Meter langen Sanct-Gotthardtunnel 9 Jahre dauerten, wurden sie hier in wenig mehr als 3 Jahren durchgeführt. Sie begannen nämlich am 25. Juni 1880 mit Handbetrieb; am 13. Nov. desselben Jahres wurden an der Ostseite Percussions- und an der Westseite Drehbohrmaschinen aufgestellt, und am 19. Nov. 1883 ward der Durchschlag des Sohlstollens vollzogen und waren gleichzeitig schon mehr als 7 von den 10 Kilometer der Tunnellänge völlig ausgebrochen. Der Culminationspunkt des Tunnels bildet zugleich den höchsten Punkt der Bahn mit 1311 Meter.

Die Fahrt durch einen Tunnel bietet dem Naturfreund nichts; er thut darum am besten, in Sanct-Anton den Zug zu verlassen und seinen Weg auf der in weiten Curven nach der Paßhöhe aufstrebenden Poststraße fortzusetzen. Von ihr aus erschließt sich ihm ein prächtiger Ausblick auf das nun verlassene Stanzerthal,

Digitized by Google

das der Stanzkopf, die Parseier- und Eisenspitze und andere Kolosse malerisch umstehen, wie nicht minder auf die mächtige Verwallgruppe mit dem vom Sulzkopf und den Kuchenköpfen überragten Faselfauthferner, dem Felsenbau des Patteriol, dem Kartellferner und der Samspitze.

Bald ist Kirche und Wirthshaus Sanct-Christoph erreicht; jene mit einer kolossalen Statue des heiligen Schutzpatrons der Reisenden, die in ihren untern Theilen schlimm genug mitgenommen ist, weil die vielen armen Kinder, welche alljährlich, um Arbeit zu suchen, auf die Märkte in Leutkirch und Wangen in Würtemberg hinauswandern, sich durch den Besitz eines Spans von dem Holz, aus dem der Heilige geschnitzt ist, gegen das Heimweh sichern zu können glauben. Das Hospiz Sanct-Christoph wurde im 14. Jahrhundert von einem Heinrich Findelkind gegründet und der Sitz einer Brüderschaft, welche auf dem Saumpfad über den Arlberg verirrte und verunglückte Wanderer aufsuchte. Erst Joseph II. ließ eine Straße anlegen, welche vor 60 Jahren zur Poststraße erhoben wurde.

Nach wenigen Minuten steht man auf der Paßhöhe, welche 1797 Meter beträgt und somit den Brenner um 410 hinter sich läßt. Nun geht es die kunstvollen Windungen der Poststraße hinab ins Klosterthal, das zu unsern Füßen liegt. Auch von hier aus ist der Anblick ein außerordentlich lohnender: die Scesaplana, das Omeshorn und die gewaltige Roglerspitze, der Ausläufer der Gebirgskette zwischen dem Lech und der südlich vom Arlberg entspringenden Rosanna, erheben ihre stolzen Häupter hoch in die Luft.

Dicht am westlichen Portal des Tunnels liegt die Station Langen, von der aus die Bahn unter weitgestreckten Lavinenschutzdächern rasch nach Danoefen abfällt, das ringsum von großartigen wilden Gebirgen eingeschlossen ist. Unten wird das uralte Hospiz Klösterle sichtbar, das dem Thal seinen Namen gab. Die Strecke nach der Station Dalaas ist ebenso reich an Kunstbauten wie Naturschönheiten: man überschaut das enge Klosterthal bis zu den Bergen von Bludenz, und darüber erhebt sich die ferne Sentiskette. Von den Kunstbauten wäre ein 154 Meter langer überwölbter Einschnitt besonders hervorzuheben. Hinter Dalaas folgen fünf Tunnel von 55, 75, 186, 173 und 150 Meter Länge, und nach kurzem Halt auf der Station Bratz hält der Zug im Bahnhof zu Bludenz, dem lieblichen Fabrikstädtchen an der Ill, das schon 940 urkundlich genannt wird, zuerst unter der Herrschaft von Werdenberg stand und im 14. Jahrhundert durch Kauf an das Haus Oesterreich überging. Wenige Städte Tirols und Vorarlbergs erfreuen sich einer so malerischen Lage wie Bludenz in der von mächtigen Felskolossen und grünen Bergterrassen umstandenen Thalweitung mit dem Blick hinaus ins Rheinthal und die blauen Berge von Appenzell.

Die Arlbergbahn, welche wir eben geschildert, hat eine Länge von 63 Kilometer und wurde in den Jahren 1880—84 vom k. k. Oberbaurath Lott, nach dessen Tode von dem k. k. Oberinspector und nunmehrigen Directionsrath Poschacher gebaut.

Digitized by Google

Die Begräbnißarten der Indianer Nordamerikas.

Von

Rudolf Doehn.

II.

Die uralte und weitverbreitete Sitte, die sterblichen Ueberreste der Verstorbenen durch Feuer zu verbrennen, ist bekanntlich in neuester Zeit nicht nur diesseit, sondern auch jenseit des Atlantischen Oceans wieder in Aufnahme gekommen. In dem ersten Artikel ist bereits gelegentlich bemerkt worden, daß verschiedene alte Bewohner Nordamerikas ihre Todten verbrannten und die Asche in Urnen aufbewahrten, aber noch jetzt herrscht dieser Gebrauch bei einzelnen Indianerstämmen, so z. B. bei den obenerwähnten Thlinkiten. Nach dem Berichte von Dr. Aurel Krause erfolgt nach dem Hinscheiden eines Thlinkiten eine viertägige Todtenfeier; am fünften Tage wird die Leiche in der Nähe des Hauses auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Die Verwandten hocken dabei regungslos umher; von einem Männerchor werden Klagelieder gesungen und die Sänger stoßen mit langen Stäben taktmäßig auf Breter nieder. Die ganze Ceremonie soll durchaus keinen lächerlichen oder unwürdigen Eindruck machen. Nachdem der Scheiterhaufen niedergebrannt ist, sammeln die Frauen die Ueberreste der Knochen aus der Asche in Tücher und verwahren sie in Holzgefäßen. Die Leichen der Priester werden nicht verbrannt, sondern in Decken gehüllt und auf ein Gerüst von Pfählen gelegt; die gestorbenen Sklaven wirft man ohne weiteres in das Wasser. In frühern Zeiten opferte man bei dem Hinscheiden von Häuptlingen einen oder mehrere Sklaven; gegenwärtig geschieht dies nicht mehr. Der Glaube an Hexen steht in Blüte, weshalb es denn auch nicht an Hexenprocessen fehlt. Obschon der Thlinkit den Glauben an ein Leben nach dem Tode festhält, so wird ihm dieses Leben doch nicht gerade reich an Freuden sein. Der Verstorbene findet, falls die Todtenceremonien regelrecht erledigt wurden, gleich hinter dem Sterbehause einen breiten Weg, der ihn zu einem Wasser führt. Ueber diesen Fluß holen ihn Freunde oder Verwandte, welche bereits drüben sind, mit ihrem Canoe hinüber; wenn er aber solche Helfer nicht hat, so muß er diesseits zurückbleiben. Der Aufenthalt hier ist sehr unerquicklich, die Seelen haben nur das grüne, gallenbittere Wasser des Flusses zu trinken; aber auch drüben angelangt, sind sie hinsichtlich ihres Unterhalts auf Versorgung durch die Lebenden angewiesen. Daher

Digitized by Google

erklärt sich der Gebrauch, daß der Thlinkit bei jeder Mahlzeit einen Brocken für die Verstorbenen ins Feuer wirft. Die Religion der Thlinkiten ist eine Art Schamanismus, dessen Hauptübungen Beschwörungen bilden, die von ihren Priestern (Schamanen) gegen gute Vorausbezahlung vorgenommen werden.

Wie Stephen Powers in seinen umfangreichen „Beiträgen zur nordamerikanischen Ethnologie" („Contributions to North-American Ethnology", 1877) berichtet, herrschte die Sitte der Todtenverbrennung bei verschiedenen Indianerstämmen in Californien, und zwar unter der lebhaftesten Theilnahme seitens der Verwandten und Freunde des Verstorbenen. Wenn der Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam ruht, in Brand gesteckt ist, erheben die Umherstehenden ein lautes Klagegeheul und beginnen einen leidenschaftlichen, wilden Tanz, wobei sie nicht selten ihren Körper zerfleischen und fast bereit sind, sich selbst in die Flammen zu stürzen. Am wildesten geberden sich die Frauen. Aehnlich lauten die Schilderungen, welche Roß Cox in seinen „Abenteuern am Columbiaflusse" („Adventures on the Columbia River", 1831) gibt. Bei den in Oregon wohnenden Tolkotins währte die Trauer um einen Gestorbenen neun Tage, am zehnten fand die Verbrennung statt. Der Arzt, welcher den Todten behandelte, entgeht mit genauer Noth schweren Strafen; unter allen Umständen muß er dem Verbrennungsacte beiwohnen und bis zum letzten Augenblick alle seine Kräfte anwenden, den Todten wieder lebendig zu machen. Die Witwe des Verstorbenen ist verpflichtet, während der neun Trauertage vom Untergang bis zum Aufgang der Sonne an der Seite des todten Gatten zu schlafen; und wenn der Leichnam auf den Scheiterhaufen gelegt und der letztere angezündet ist, so darf sie sich, während der Arzt seine Wiederbelebungsversuche anstellt, nicht von der Seite des Todten entfernen, auch wenn ihr Körper arg den Flammen ausgesetzt und mit Brandblasen bedeckt wird. Noch schlimmer ergeht es einer Witwe, die sich gegen ihren Gatten durch Untreue oder sonst irgendwie schwer vergangen hat; sie wird von den Verwandten des Todten auf den brennenden Scheiterhaufen geworfen und in grausamer Weise behandelt, bis sie in Ohnmacht fällt. Sobald sie wieder zu sich gekommen ist, muß sie die Gebeine des verbrannten Gatten sammeln und dieselben lange Zeit, oft Jahre hindurch, auf ihrem Rücken tragen; sie nimmt die Stellung einer Sklavin ein und muß dem ganzen Stamme, selbst den Frauen und Kindern, gehorsam dienen. Hat die unselige Frau alle diese Qualen ertragen, so wird schließlich ein Fest veranstaltet, der Sack mit der Asche des todten Mannes wird von ihrem Rücken genommen und in einem geschlossenen Kasten an einen etwa 12 Fuß hohen Pfahl befestigt. Man preist dann die Elende als eine gehorsame Frau, gibt ihr ihre Freiheit wieder und die Erlaubniß, einen zweiten Gatten zu nehmen. Letzteres geschieht wol, wie Cox bemerkt, in seltenen Fällen; denn sie wird nach den überstandenen Qualen kaum ein Verlangen nach einem zweiten Witwenthum tragen; viel häufiger aber kommt es vor, daß die Witwen des in Rede stehenden Indianerstammes Selbstmord begehen, um ihren vielfachen und schweren Leiden ein Ende zu machen.

Nach der Angabe verschiedener zuverlässiger Forscher war bei den Cherokees, die früher in Nordcarolina wohnten, eine Art Halbverbrennung der Todten

Digitized by Google

(partial cremation) Sitte. Wilcox und J. W. Foster erzählen, daß die genannten Indianer, welche Traditionen, die auf mehrere Jahrhunderte zurückweisen, besitzen, ihre todten Krieger in Gruben bestatteten, nachdem sie eine weiche Lehmdecke über deren aufwärts gekehrtes Antlitz gebreitet und einige Steine daraufgelegt hatten. Auf diesen Steinen wurde ein starkes Feuer angemacht, und die Folge davon war, daß die Leiche zwar verbrannte, der hart gewordene Lehm aber einen ziemlich deutlichen Abdruck der Gesichtszüge des Verstorbenen zeigte. Aehnliches berichtet General Charles H. Tompkins, der in der Armee der Vereinigten Staaten das Amt eines Quartiermeisters verwaltete und einem Begräbniß beiwohnte, das bei den Achomaviindianern in Californien stattfand. Man machte eine nicht zu tiefe Grube, in die der Leichnam gelegt wurde, nachdem man den Kopf von dem Rumpf getrennt hatte. In die Grube legte man zu dem Todten Bogen und Pfeile, trockene Speisen u. s. w.; dann wurde eine Schicht Erde daraufgeworfen, auf diese wurden Reisigbündel gehäuft, die man anzündete, nachdem das abgeschnittene Haupt in dieselben gesteckt worden war. Die weiblichen Verwandten des Gestorbenen erschienen mit geschwärzten Gesichtern, tunkten ihre Finger in die Asche des verbrannten Kopfes und machten damit drei Zeichen auf ihre rechte Wange; hierauf stimmten sie einen Klagegesang an, wobei sie die Körper hin- und herbewegten. Die Leichen der gestorbenen Frauen wurden in einer andern Weise bestattet, indem man sie mit ihren Schmucksachen, zuweilen auch mit etwas Speise, in Felle einwickelte und in Höhlen beisetzte; statt der Speisen gab man ihnen auch wol etwas Geld mit, damit sie sich dafür in dem Lande der Geister Eßwaaren kaufen konnten.

Unter der Rubrik „Luftbestattung" (aerial sepulture) begreift Dr. Yarrow alle diejenigen Beisetzungsarten von Gestorbenen, welche oberhalb der Erde in eigens dazu hergerichteten Häuschen oder Kisten oder auch auf Gerüsten oder Bäumen vorgenommen wurden, zum Theil aber auch noch jetzt vorgenommen werden. Hierbei muß bemerkt werden, daß verwandte Indianerstämme, oft solche, die denselben Namen tragen, die Beisetzung ihrer Todten in verschiedener Weise vornehmen. Zu dieser Verschiedenheit in der Bestattungsart können theils locale Ursachen, theils durch Zeit und Gelegenheit hervorgerufene Umstände beitragen. So fand Stansbury, der vor etwa 20 Jahren das Thal des Großen Salzsees in Utah durchforschte, auf offener Prairie fünf roh gezimmerte Todtenhäuschen, in denen die Sioux neun Leichen, eingehüllt in Buffalohäute, mit Sätteln, Speeren, Kochkesseln u. s. w. niedergelegt hatten. In einem kleinen, aber mit größerer Sorgfalt hergestellten Häuschen lag die Leiche eines schönen, etwa 16—18 Jahre alten Mädchens, deren Körper, im Gegensatz zu den andern Todten, nicht vollständig eingehüllt war. Wie Stansbury später erfuhr, hatte die Cholera unter den Sioux geherrscht und jene Opfer gefordert. Auch an der Nordwestküste der Vereinigten Staaten bergen einige Indianerstämme ihre Todten in Hütten. Von den Eskimos, die auf der Nordwestküste von Alaska leben, berichtete Kapitän F. W. Beechy im Jahre 1831, daß sie ihre Todten auf Plattformen zu legen pflegten, die nur 2—3 Fuß über der Erde aus unbehauenen Hölzern errichtet

Digitized by Google

waren; über diese Plattformen wurden wieder ebensolche Hölzer hüttenförmig zusammengestellt. Diese Vorkehrungen hatten es aber nicht verhindern können, daß Füchse und Wölfe an den Leichen herumzerrten. Frederick Whymper, der Ende der sechziger Jahre Alaska bereiste, erzählt in seinen Reiseberichten („Travels in Alaska", 1869), daß die Stämme der Kalosh stets ihre Todten verbrannten, deren Asche aber in hölzernen Kisten aufbewahrten, die mit allerlei Figuren bemalt und einige Fuß hoch über der Erde an Pfählen befestigt waren. In ähnlicher Weise bestatteten die Innuits von Unalaklik und Yukon und die Ingaliks von Ululuk ihre Todten, nur daß sie dieselben nicht immer verbrannten. Ueber den Kisten, in denen die Leichen von Männern geborgen waren, befanden sich Schneeschuhe, Bogen und Pfeile und andere Jagdgeräthschaften, während den Kisten, welche die Leichen von Frauen enthielten, Kessel und sonstige Hausgeräthe beigegeben waren.

William J. Cleveland, der längere Zeit als Beamter der Vereinigten Staaten unter den Teton Sioux oder, wie sie sich selbst nennen, Seechaugas in Nebraska lebte, erzählt, daß diese Indianer ihre Todten entweder in den Zweigen von Bäumen, oder auf 8—9 Fuß hohen Gerüsten (scaffolds) bestatten, nachdem sie dieselben sorgsam in Decken eingewickelt haben. Sie wählen Gerüste, wenn Bäume nicht in der Nähe sind. Diese Indianer sind überaus abergläubisch und betrachten die Bäume und Gerüste, welche ihre Todten tragen, als heilig, weshalb sie eine Verletzung derselben unter Umständen mit dem Tode bestrafen. Nach Bastian (a. a. O., S. 807) hängen die Ojibwayindianer im Winter, wo der Frost kein Begraben erlaubt, die Leichen an die Bäume auf, begraben aber später die herabfallenden Knochen. Bei diesem Indianerstamm fastet die Witwe ein ganzes Jahr hindurch und trägt als Symbol ihres verstorbenen Gatten eine Puppe mit sich herum; erst nach Ablauf des Trauerjahres erscheint sie wieder festlich gekleidet bei einem von den Verwandten veranstalteten Feste. Die Ojibway schlagen übrigens ungern grüne Bäume nieder, weil sie denselben dadurch Schmerz zu verursachen glauben, und ihre Zauberer, „Pow-wows" genannt, behaupten, daß die Bäume klagen, wenn sie von der Axt getroffen werden; sie schreiben auch den Bäumen und Thieren unsterbliche Seelen zu und sind überzeugt, daß dieselben eine übernatürliche Kraft besitzen, diejenigen zu bestrafen, welche sie verachten oder unnöthig verletzen. Die Sitte, die Todten in Bäumen oder auf Gerüsten zu bestatten, wird auch von den Cheyennes in Kansas und den Dakotas beobachtet. Sehr gebräuchlich ist es, daß die hinterbliebenen Frauen den hochbestatteten Todten Speise hinaufreichen; zuweilen bringen sie sogar Opfer dar, indem sie sich die Haare abschneiden oder die Brüste verwunden. Ein eigenthümlicher Gebrauch herrschte bei den Choctaws in Florida. Der Geschichtschreiber Roman berichtet in seiner „Geschichte von Florida", daß die genannten Indianer ihre Todten zwar längere Zeit auf hohe Gerüste zu legen pflegten, sie dann aber wieder herabnahmen und das Fleisch von den Knochen entfernten. Dies letztere Geschäft besorgten einige alte Männer, die unter ihren Stammesgenossen umherreisten und sich durch lange Fingernägel auszeichneten. Die gereinigten Gebeine wurden, nachdem der Schädel mit einer rothen Farbe bemalt worden, in eine Kiste gethan und ungefähr

Digitized by Google

ein Jahr lang in einem Beinhause aufbewahrt; nach Ablauf dieser Zeit wurde die Kiste mit ihrem Inhalt für immer der Erde übergeben. Die Leiche eines Feindes oder eines Selbstmörders wurde aber sofort in die Erde versenkt, wobei keinerlei Trauerfeierlichkeiten stattfanden. In einer hiervon nur wenig verschiedenen Weise bestatteten die früher in Carolina lebenden Choctaws und die Irokesen ihre Todten.*)

Interessant ist, was Richard Irving Dodge, Oberstlieutenant der Vereinigten-Staatenarmee, der 30 Jahre auf der Indianergrenze im fernen Westen im militärischen Dienste stand, über die Art und Weise berichtet, wie die Indianer der höher gelegenen Prairien am Fuße der Felsengebirge, „Plains" genannt, ihre Todten beizusetzen pflegen. Nach diesem zuverlässigen Bericht ziehen die Indianer der Plains das Aufbahren ihrer Todten auf Bäumen jeder andern Bestattungsart vor. „Aus der Sorgfalt" — sagt Dodge in seinem unlängst erschienenen Buche: „The Hunting Grounds of the Great West etc." — „mit welcher der Baum gewählt, und aus der mehr oder minder mühsamen und kunstvollen Bauart, womit die Bahre oder der kastenartige Sarg, welcher zur Aufnahme der Leiche dient, hergestellt worden ist, kann man einen ziemlich sichern Schluß auf den Rang und das Ansehen des Verstorbenen ziehen. Soll ein Häuptling oder der Sohn eines solchen beigesetzt werden, so wird die Gegend auf viele Meilen weit um das Lager herum abgespürt, um die besten Begräbnißplätze ausfindig zu machen. Nach längern Berathungen gibt man einem Punkte den Vorzug, meistens einem gesunden und starken Baum, der gut vor dem Winde geschützt und daher anscheinend vor jeder Möglichkeit gesichert ist, von den heftigen Stürmen entwurzelt zu werden, welche mit entsetzlicher Gewalt über die Plains dahinbrausen; auch müssen die Aeste so gewachsen sein, daß der letzte Ruheplatz der Leiche so horizontal wie irgend möglich ist. Zunächst werden nun Stangen zur Erbauung einer Plattform gehauen und das Ganze wird mit Stricken aus roher Thierhaut fest zusammen- und an die Aeste gebunden. Die Plattform ist 6—10 Fuß lang und 3—5 Fuß breit; auf ihr werden Binsen, Gras, Laub oder kleine Baumzweige ausgebreitet und eine oder zwei gegerbte Büffeldecken darübergelegt. Auf dieses Bett wird die Leiche zuweilen in sitzender Stellung gesetzt, gewöhnlich aber in natürlicher Rückenlage hingelegt. Die Leiche ist in den prächtigsten Anzug gekleidet, der nur zu bekommen ist, denn der Geist wird in diesem Aufzuge in den glücklichen Jagdgründen erscheinen, und möglichst guter Eindruck ist höchst wünschenswerth. Ein alter Waffenrock, welcher irgendeinem Lieutenant der Armee lange gute Dienste leistete, ein paar verblichene Epauletten und ein Hut von irgendeinem Militärposten sind sehr hochgeschätzte Theile des Leichengewandes." Das Haar des Verstorbenen wird sorgfältig gekämmt, in der Mitte gescheitelt und in zwei möglichst lange Zöpfe geflochten und mit großen runden silbernen oder versilberten Schnallen verziert. Um den Hals hängt man dem Todten den Medicinbeutel, welcher die Knochen, Aschen und Erden enthält, deren er sich zu seinen Privatandachten bediente. An seinem Gürtel (bei den Indianern

*) Vgl. Bartram's „Travels" (1791), S. 516, und Morgan's „League of the Iroquois" (1851), S. 173.

Digitized by Google

der südlichern Plains an ihrer Lanze oder ihrem Schilde) werden alle Scalpe aufgehängt, die er bei Lebzeiten erbeutete, und sein Gesicht wird im prächtigsten Stile indianischer Kunst bemalt. Wenn dies alles fertig ist, werden Zweige an die Seiten der Plattform gebunden und wie die Bogen eines Wagendaches über die Leiche hereingebogen. Das Geflecht, womit die in Rückenlage beigesetzte Leiche bedeckt wird, ist nicht über 2 Fuß hoch; über dieses Geflecht werden Büffelhäute (womöglich frische, wenn solche zu erlangen sind) mit der Haarseite nach außen gespannt und mit Stricken aus roher Thierhaut an die Plattform und an die Bogen fest angebunden; jede Oeffnung wird so dicht als möglich verstopft. Alle nothwendigen Artikel, wie Töpfe, Kessel u. dgl., welche im Innenraum hinderlich sein würden, werden an die Plattform oder an die benachbarten Aeste festgebunden und über dem Ganzen werden zahlreiche Wimpel von weißem und rothem Tuche angebracht, um irgendwelche Raubthiere oder Vögel zu verscheuchen, welche es wagen sollten, die irdischen Ueberreste eines solchen Kriegers zu stören. Wenn indeß irgendein Unfall die Plattform zerstört und die Gebeine des Todten auf den Boden zerstreut hat, so läßt man diese liegen und widmet ihnen keine weitere Aufmerksamkeit oder Sorgfalt. Auf der Reise oder wenn die Zeit drängt, verwendet man Höhlen für die Häuptlinge und Erdlöcher oder kleine Schluchten für die Beerdigung der gewöhnlichen Krieger. Scalpirte Krieger werden niemals begraben, sie bleiben liegen, wo sie fielen. Zuweilen wird das Lieblingsweib eines Häuptlings in einem Baume beigesetzt; in der Regel aber werden die Leichen der Frauen in aller Eile und ohne Umstände oder besondere Darlegung von Kummer in der ersten besten Felsenhöhlung oder auch in der Prairie begraben.

Manche derjenigen Indianerstämme, welche sich vorzugsweise mit dem Fischfang abgaben, liebten es sehr, ihre Todten in Canoes zu legen und diese auf ziemlich hohen Pfählen in der Nähe von Wäldern oder Gewässern zu befestigen. Sehr genaue Berichte hierüber gibt George Gibbs in seinem im Jahre 1877 erschienenen werthvollen Werke über nordamerikanische Ethnologie. Bei diesen Canoebestattungen pflegte man nicht selten einen oder mehrere Sklaven, je nachdem der Rang des Verstorbenen war, in grausamer Weise zu opfern. Noch im Jahre 1853 wollte ein Häuptling beim Tode seiner Tochter, weil diese es so gewünscht hatte, deren Sklavin tödten. Letztere floh jedoch in die Wälder und wurde dort von Weißen halbverhungert aufgefunden und gegen ihren Verfolger wirksam in Schutz genommen.

Die Sitte, die Gestorbenen im Wasser zu bestatten, ist von nordamerikanischen Indianern im ganzen nur selten befolgt worden. Nach Timberlake herrschte dieser Gebrauch bei den früher im Staate Tennessee lebenden Cherokesen, und Kapitän J. H. Simpson erzählt, daß die Goshuteindianer, welche in Utah wohnten, ihre Todten mit Steinen beschwert ins Wasser versenkten. Noch jetzt heißt ein in der beim Großen Salzsee befindlichen Wüste gelegenes Thal das „Schädelthal" (Skull Valley), weil in den dortigen Gewässern häufig Todte versenkt worden sein sollen. Simpson selbst grub einmal beim Oeffnen einer etwas trocken gewordenen Quelle einen Schädel aus; auch George Catlin berichtet, daß bei den Chinookindianern es wiederholt vorgekommen sei, daß Leichen von Erwachsenen und Kindern auf heiligen Gewässern ausgesetzt worden seien.

Digitized by Google

Es erübrigt nur noch, einige Sitten und Gebräuche zu erwähnen, die von den Indianern Nordamerikas bei Gelegenheit von Sterbefällen beobachtet wurden. Bei verschiedenen Stämmen, z. B. bei den Chippeways, sind die Frauen verpflichtet, längere Zeit nach dem Tode ihrer Ehemänner ziemlich große Puppen, die aus Stücken von Kleidern, Pelz und andern Dingen gemacht und mit Bändern umwunden sind, mit sich herumzutragen; in einzelnen Fällen enthalten diese Puppen oder Bündel auch die Gebeine des verstorbenen Gatten. Wenn Geschenke an die Stammesmitglieder vertheilt werden, so hat auch die den gestorbenen Mann repräsentirende Puppe ein Anrecht auf ein Geschenk. In der Regel dauert diese Trauerzeit ein ganzes Jahr; wenn jedoch der Bruder des Verstorbenen die Witwe heirathet, in welchem Falle er mit derselben das Grab des geschiedenen Gatten betreten muß, so fällt jener Trauergebrauch weg. Auch beim Tode eines Kindes pflegt wol die trauernde Mutter sich, so gut sie es vermag, eine kleine Puppe, die ihrem Kinde gleicht, zu machen und dieselbe ein Jahr lang mit sich herumzutragen. Bei manchen Stämmen sind auch Todtentänze, die aber fast immer nur von Frauen aufgeführt werden, gebräuchlich; die Todtengesänge, welche von Männern und Frauen gesungen zu werden pflegen, sind sehr einfach, oft kaum mehr als einzelne Töne, wie z. B. „Do", „la", „mi". Nach Powers lautet der Todtengesang der Senelindianer in Californien also:

Hel-lel-li-ly,
Hel-lel-lo,
Hel-lel-lu.

Es finden sich auch Todtenspiele, vorzugsweise bei den Sioux; nach Dr. Charles E. McChesney, der sich längere Zeit unter den Wahpeton- und Sissetonsioux aufhielt, spielte man diese sogenannten „Geisterspiele" mit Pflaumenkernen (wild plum-stones), welche verschiedene Zeichen trugen. Beim Tode eines wohlhabenden Indianers kamen die Verwandten desselben zusammen und theilten, nachdem die Leiche bestattet worden, dessen Hinterlassenschaft in verschiedene Theile ein. Ein dazu bestimmter Indianer übernahm die Rolle des Geistes gegen alle andern, die keinen Einsatz zu machen hatten, sondern nur gewinnen konnten. Die Spieler wurden einzeln und nacheinander in die Hütte gerufen, und wer von ihnen gewonnen hatte, nahm einen der abgetheilten Gewinne. Wenn Männer gestorben waren, durften nur Männer spielen, bei Todesfällen von Frauen nur Frauen; die erstern spielten mit acht, die letztern mit sieben Pflaumenkernen. In neuerer Zeit spielt man auch mit Karten. Im Frühjahr und im Herbst wurden oft allgemeine Todtenfeste, bei denen Tänze aufgeführt wurden, veranstaltet, weil man glaubte, daß um diese Zeit die Geister der Gestorbenen die Erde wieder besuchten und ungesehen an den Tänzen theilnähmen.

Einzelne Indianerstämme errichteten auf den Gräbern zu Häupten oder zu Füßen der Todten, nicht selten auch an beiden Stellen, Pfosten, die mit hieroglyphischen Zeichen versehen und mit Fähnchen oder Tuchlappen geschmückt wurden. Vielfach herrschte die Sitte, auf den Gräbern oder in der unmittelbaren Nähe derselben Feuer anzuzünden. Die Erklärung dieser Sitte ist verschieden; nach einigen geschieht es, weil die Seelen der Verstorbenen dadurch geläutert, nach

Digitized by Google

andern, weil die bösen Geister dadurch verscheucht werden*) oder weil das Feuer die wandernden Seelen den Weg in das Geisterland besser finden läßt. Die Keltas glauben, daß beim Sterben eines ihrer Stammesgenossen ein kleiner Vogel mit der Seele des Geschiedenen in das Geisterland fliegt; wenn der Verstorbene ein schlechter Mensch war, so fängt ein Habicht den kleinen Vogel und verspeist ihn und die von ihm getragene Seele, war er aber ein guter Mensch, so gelangt die Seele glücklich in das Land der guten Geister.

Die Mehrzahl der nordamerikanischen Indianer glaubt, daß die Seelen oder Geister der Gestorbenen weit nach Westen wandern und sich ihren Weg über rauhe Berge und tiefe, mit glatten Baumstämmen angefüllte Ströme zu bahnen haben, um nach den schönen und reichen Jagdgründen des stets grünenden Paradieses zu gelangen, wo der Himmel nie Wolken zeigt, die Sonne stets freundlich ihre Strahlen herabsendet, wo kühlende Lüfte wehen und Sorgen und Schmerzen unbekannt sind. In diesem Himmel wird niemand weder alt noch häßlich; denn ewige Jugend und Schönheit walten daselbst. Das Hineinkommen in denselben ist aber, wie bereits bemerkt, nicht ohne große Hindernisse und Schwierigkeiten; nicht genug, daß das Ueberschreiten der bezeichneten Ströme gefährlich ist; es werfen auch oft böse Geister große Felsenstücke auf die nach den himmlischen Jagdgründen strebenden Seelen, um sie damit in die Tiefe zu stürzen. Die Seelen böser Menschen stürzen gewöhnlich hinab und kommen in ein trauriges, mit Schnee und Eis bedecktes Land, die indianische Hölle, wo die Todten vom Hunger geplagt sind, wo das Wasser von übelriechenden Thieren, von todten Fröschen, Kröten und Eidechsen wimmelt, wo kein wärmender Sonnenstrahl hindringt, die Bäume dürr und unbelaubt sind und man in die gegenüberliegenden sonnigen Jagdgründe der guten Geister zu blicken vermag.

Nach Keating glauben die Chippeways, daß im Menschen ein vom Körper ganz verschiedenes Wesen steckt; sie nennen dasselbe „Ochegag" und schreiben ihm, nach unsern Begriffen, die Eigenschaften der Seele zu. Beim Eintreten des Todes verläßt dieses Wesen den Körper und begibt sich nach einem Orte, dem sie den Namen „Chekechekchekawe" beilegen. Dieser Ort ist nach Süden hin gelegen, an den Ufern des Großen Oceans. Bevor die Seele dorthin gelangt, trifft sie auf einen großen Strom, den sie, statt auf einer Brücke oder einem Baume, auf einer gewaltigen Schlange überschreiten muß. Diejenigen, welche den Tod durch Ertrinken fanden, kommen nicht über den Strom, sondern versinken in demselben für immer. Einige Seelen gelangen zwar zu dem Strom, werden aber an der Ueberschreitung desselben durch die Schlange verhindert, die sie zu verschlingen droht; dies sind die Seelen von Menschen, die an Ohnmachten und Verzückungen leiden und momentan als todt erscheinen. Die so zurückgewiesenen Seelen kehren wieder in ihre Körper zurück und beleben dieselben aufs neue. Die Chippeways glauben, daß auch die Thiere eine Seele haben, und legen selbst unorganischen Dingen, wie z. B. Kesseln, eine seelenartige Substanz bei. In dem Seelen- oder Geisterlande

*) In der Walpurgisnacht pflegte man in christlichen Ländern längere Zeit auch die auf der Fahrt nach dem Blocksberge begriffenen Hexen zu verscheuchen.

Digitized by Google

werden nun alle Seelen ihren Verdiensten gemäß behandelt. Diejenigen, welche ein gutes Leben führten, sind frei von jedem Kummer und jedem Leiden; sie haben keine Pflichten zu erfüllen, sondern verbringen die Zeit mit Tanzen und Singen und nähren sich von trefflichen Pilzen, die in dem Geisterlande in Ueberfluß wachsen. Die Seelen der schlechten Menschen werden von den Gespenstern der Personen oder Dinge geängstigt, die sie früher verletzt haben. Die Seele eines Menschen z. B., der viel Eigenthum anderer Menschen ohne hinreichenden Grund zerstört hat, findet die Gespenster der von ihm zerstörten Dinge überall in seinem Wege; war er hart und grausam gegen Hunde und Pferde, so wird er durch diese nach seinem Tode gequält. Die Geister der Personen, die er bei seinen Lebzeiten verletzt, dürfen jetzt Rache an ihm nehmen. Wenn eine Seele einmal den Strom überschritten hat, so kann sie nicht wieder in ihren Körper zurückkehren; wohl aber ist es den Geistern der Verstorbenen vergönnt, die Wohnungen ihrer Freunde zu besuchen, sie an ihren Tod zu erinnern und sie einzuladen in die andere Welt. Die Karoks in Californien und andere Indianer halten das Andenken ihrer Todten hoch in Ehren; es ist sogar streng verboten, nur ihre Namen zu nennen. Wer den Namen eines seiner verstorbenen Verwandten ausspricht, muß dasselbe Blutgeld bezahlen, das er eines Mordes wegen zu zahlen hat; kann er die Zahlung nicht leisten, so hat er die Todesstrafe verdient und muß sein Vergehen mit seinem Leben büßen. Wenn der Verstorbene seinen Namen von einem Lebenden aussprechen hört, so dreht er sich um in seinem Grabe und stöhnt, als ob er von großen Schmerzen gepeinigt wäre.

Viele Indianer im Nordwesten der Vereinigten Staaten betrachten, wie Dr. George Gibbs berichtet, die Begräbnißplätze ihrer Todten mit ehrfurchtsvoller Scheu; mit ganz besonderer Vorsorge werden die Gräber der Häuptlinge gepflegt. Die Verletzung der Ruheplätze der Gestorbenen wird als ein großes Verbrechen angesehen und mit schwerer Strafe gebüßt. Wenn der Begräbnißplatz eines Stammes durch Mitglieder eines andern in irgendeiner Weise beschädigt wurde, so ist dies Veranlassung genug, den letztern mit Krieg zu überziehen; falls ein weißer Mann nicht die gehörige Achtung den Todtenplätzen erwies, so wird keine Gelegenheit versäumt, um Rache an ihm zu nehmen. Dies beweist folgender Fall. Einer von der Mannschaft eines amerikanischen Schiffes, welches in der Nähe der Stadt Astoria am Columbiaflusse vor Anker lag, hatte von einem indianischen Begräbnißplatz einen Schädel weggenommen, dessen Knochen künstlich plattgedrückt worden waren. Die betreffenden Indianer hatten dies erfahren und erwarteten nur die Rückkehr des Schiffes, um sich zu rächen. Nach Verlauf einer längern Zeit kam in der That jenes Schiff wieder nach Astoria, und da die rachsüchtigen Indianer diejenige Person, welche den plattgedrückten Schädel genommen hatte, nicht mehr auf dem Schiffe fanden, trugen sie nicht das geringste Bedenken, an einigen andern Personen, die zu der Bemannung jenes Schiffes gehörten, ihre Rache zu kühlen.

Es ist bereits gelegentlich angedeutet, wie bei einigen Indianern der Glaube herrscht, daß die Geister der Verstorbenen in irgendeiner Weise aus dem Jenseits

Digitized by Google

in das Diesseits herüberzuwirken im Stande seien. Dieser Glaube ist aber nach Theodor Waitz*) kein vereinzelter, sondern ein bei den Indianern ziemlich allgemein herrschender. Aus diesem Grunde haben sie vor den Geistern ihrer Todten stets große Furcht; sie scheuen sich, dieselben zu beleidigen, und streben, wenn dies doch geschehen ist, sie durch Darbringung von Opfern oder in einer sonst passenden Weise zu versöhnen. Mit dieser Furcht stehen ohne Zweifel einige ihrer merkwürdigsten Sitten in nächstem Zusammenhange: vornehmlich die barbarische Art, in der sie häufig ihre Trauer um den Verstorbenen an den Tag legen, wie z. B. dadurch, daß sie sich den Arm mit einem Messer durchstoßen, einen Finger oder ein Fingerglied abhacken u. dgl., ferner das hier und da geltende Gesetz, daß derjenige mit dem Tode bestraft wird, der einem Todten Schlimmes nachredet, endlich die Blutrache, da ein verübter Mord nach der Anschauung des Indianers nicht den großen Geist, sondern nur den Ermordeten oder dessen Angehörige und Verwandte beleidigt.

Eigenthümlich ist auch, daß die meisten Indianer dem Teufel und den bösen Geistern eine größere Verehrung oder Huldigung darbringen als den guten. Es liegt ihnen mehr daran, die bösen Mächte mild zu stimmen, als die guten. Dies zeigt sich bei verschiedenen Gelegenheiten, so unter anderm auch darin, daß der böse Geist alljährlich durch einen besondern Tanz geehrt wird. Wie Catlin behauptet, halten manche Indianer den bösen Geist, den sie sich als weiblich und unter dem Symbol des Mondes vorstellen, für älter als den guten, den großen Geist, dessen Symbol die Sonne ist, darum glauben sie auch, daß letzterer dem erstern nahezu untergeordnet ist. So erwies man in Florida dem bösen Geiste Toia weit mehr Aufmerksamkeit als dem guten, weil letzterer sich nicht besonders um das Wohl der Menschen und um die Welt überhaupt kümmere. In Virginien soll man sogar in früherer Zeit nur den bösen Geist göttlich verehrt haben, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen die Floridaner ihm vorzugsweise dienten. Andere Stämme verehrten wenigstens den bösen und den guten Geist nebeneinander, wie z. B. die Lachsindianer im Nordwesten der Union, die Stämme an der Hudsonsbay, die Nadowessier und die alten Bewohner vom Staate Neujersey. Manche Indianer dachten sich den Dualismus sehr bestimmt auf die Weise, daß der böse Geist stets ein Gegenstück zu dem setzte, was der gute erschuf: neben das Schaf setzte er einen Wolf, den heilenden Kräutern setzte er die Giftpflanzen entgegen, der Rose die Dornen, dem Tage die Nacht.**)

Ueberhaupt ist für den Indianer die ganze Natur voll von geheimnißvollen Einflüssen und überirdischen Wesen. Jeder Fels, Baum und Strauch zeigt irgendeines Gottes Spur. Das Rauschen der Zweige und Blätter ist ein göttliches Gespräch, das jedoch nur die Medicinmänner verstehen. Diese Männer, die in mancher Hinsicht die Stelle der Priester vertreten, unterhalten sich mit jedem Thiere und verstehen die wildesten Bestien zu zähmen. Daß hier viel Betrug mit unterläuft, liegt auf flacher Hand. Der gewöhnliche, von der Cultur noch nicht

*) „Die Indianer Nordamerikas", S. 139.

**) Vgl. J. G. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen", S. 150 fg.

Digitized by Google

berührte Indianer beobachtet die ihn umgebende Welt, wie ein Astrolog die Sterne ansieht; sie ist auf das innigste mit ihm verbunden; denn sein Schutzgeist nimmt gewöhnlich die Gestalt eines Thieres an, eines Bären, eines Wolfes, eines Adlers, einer Schlange, auch die Namen, welche sie sich beilegen, sind meistens der Thierwelt entnommen.

Die Begriffe, welche die Indianer von der Schicklichkeit haben, sind oft höchst eigenthümlich und charakteristisch; so halten sie es z. B. nicht für geziemend und anständig, das zu leugnen oder in Abrede zu stellen, was man ihnen sagt. Sie glauben manches nicht, aber es ist oft sehr schwer, von ihnen zu erfahren, was sie glauben und was nicht. Ein interessantes Beispiel hierzu berichtet uns Benjamin Franklin. Ein schwedischer Missionar hatte einmal die Häuptlinge der Susquehanna-Indianer versammelt und erklärte ihnen die Grundlagen des Christenthums; er sprach vom Sündenfall durch den Genuß des Apfels, von der Sendung Christi und der Erlösung, von den Wundern und bittern Leiden des Gottmenschen u. s. w. Als er zu Ende war, stand ein Redner auf und sprach ihm seinen Dank aus mit den Worten: „Was du uns erzählt hast, ist alles sehr gut. Es ist in der That schlimm, Aepfel zu essen; es ist besser Aepfelwein aus ihnen zu machen. Wir danken dir sehr für deine Freundschaft, daß du so weit hergekommen bist, um uns dies zu erzählen, was du von deiner Mutter gehört hast." Als nun, gleichsam als Gegengabe, der Indianer dem Missionar eine seiner alten Sagen erzählte, wie sie zu Mais, Taback, Bohnen u. s. w. gekommen seien, behandelte letzterer die Sache sehr geringschätzig und sagte: „Was ich euch mitgetheilt habe, das waren heilige Wahrheiten; was ihr mir da aber sagt, das ist lauter Fabel, Einbildung und Wahn." Da wurde der anscheinend sonst so ruhige Indianer unwillig und sprach: „Mein Bruder, es scheint, deine Freunde haben schlecht für deine Erziehung gesorgt und dich nicht einmal in den Regeln der gewöhnlichsten Höflichkeit unterwiesen. Du siehst, daß wir, die wir diese Regeln verstehen und befolgen, alle deine Geschichten glauben; warum willst du den unserigen keinen Glauben schenken?"

Den religiösen Anschauungen der meisten Indianer ist in hohem Grade das Moment der Furcht beigemischt. So kühl und trotzig die Rothhäute sonst den sichtbaren Gefahren entgegengehen, wenn die Leidenschaft sie treibt, so standhaft und gleichmüthig sie die größten Qualen ertragen: so sehr werden sie von Schauer, Furcht und Grauen erfüllt vor den in der Natur waltenden unsichtbaren Geisterkräften. Unter diesem Eindrucke sind sie die zaghaftesten Geschöpfe der Erde. Der Gedanke an den Tod erfüllt sie, wenn nicht Kriegerstolz und Rachsucht ihr natürliches Gefühl übertäuben, mit Angst und Schrecken; eine wahre Todesfurcht ergreift sie bei dem Toben der Gewitter. Oft fahren sie, von bösen Träumen erschreckt, in der Nacht vom Lager auf und bleiben wach, wie wenn sie einen feindlichen Ueberfall erwarten. Der Flug großer Raubvögel und das Gekrächze der Nachteule beunruhigt ihr Gemüth, und Gespenster schweben, wie Plagegeister, in den Nachtstunden um ihre Seele. Aus Furcht vor bösen Geistern, vor Zauberei und Beschwörungen behängen sie nicht nur sich selbst, sondern sogar ihre Fetische mit andern Fetischen. Der Grundton fast aller ihrer Gesänge ist ein trauriger.

Digitized by Google

So ist denn das vorherrschende Gefühl, welches sich in dem Cultus der Indianer ausspricht, die aus Aberglauben hervorgegangene Furcht. Dies zeigt sich auch ganz besonders in der Verehrung ihrer Todten, die sich bei dem Begräbniß derselben, wie wir gesehen haben, in der einen oder der andern Weise kundthut. Die in frühern Zeiten so häufigen Martern und Hinschlachtungen von Kriegsgefangenen sind in Wahrheit nichts anderes als Menschenopfer, die man aus Furcht vor den Seelen der im Kampfe gefallenen Stammesbrüder zur Sühnung und Beruhigung der Todten darbrachte. Entweder sollten die geopferten Feinde den gefallenen Freunden im Lande der Geister dienstbar sein oder sie mußten nur aus Rache für die getödteten Stammesangehörigen sterben, die man während der Todesqual der unglücklichen Opfer laut anrief.

Zum Schluß mag eine indianische Sage hier Platz finden, die lange Zeit im Munde der Indianer lebte und von William Cullen Bryant in einem „Der Berg des Monuments" betitelten Gedicht poetisch verherrlicht ist. In einem westlichen Unionsstaat befindet sich ein steiler Bergesabhang, dessen Felsen sich nach Osten hin schroff in ein liebliches Thal herabsenken. An diesen Bergesabhang knüpft sich eine dunkle, alte Sage von unglückseliger Liebe. In dem bezeichneten Thal hatte ein Indianerstamm seine Hütten aufgeschlagen; zu demselben gehörte ein junges Indianermädchen „mit hellem Aug' und reichem schwarzen Haar". Dieses Mädchen liebte den Sohn ihres Oheims; allein eine solche Liebe galt nach den Satzungen ihres Stammes für Frevel. Die Unglückliche kämpfte lange und muthig gegen die Gefühle ihres Herzens, aber umsonst. Ihr Blick verlor den alten Glanz, ihr Schritt die frühere Leichtigkeit, und wenn bejahrte Indianerweiber das bleiche Mädchen sahen, so flüsterten sie wol: „Die stirbt bald." Endlich vertraute die Liebende ihren Kummer einer Freundin und man kam zur Ueberzeugung, daß hier nur der Tod vor Schande retten könne. An einem schönen Sommermorgen bestiegen die beiden Freundinnen den erwähnten Bergesabhang, wo ihr Stamm dem Großen Geist zuweilen Opfergaben darzubringen pflegte; hier wollte das zum Tode geschmückte Mädchen aus dem Leben scheiden. Bryant's Schilderung dieser opfermuthigen That lautet in deutscher Uebertragung also:

Sie blickte lang hinab, und als ihr Dorf
Sie sah, das durch die Zweig' herüberwinkte,
Die eigne Wohnung und die Hütte dessen,
Den sie mit frevelhafter Liebe liebte,
Um den sie starb, da floß ein Thränenstrom
Aus ihrem Aug'. Doch als die Sonne sank,
Der Hügel Schatten länger ward, da sprang
Sie von dem Rand der Klippe — und kam um.
Dort an des Hügels Südwand legte man
Sie mit dem Kleid, das sie zum Sterben sich
Erwählt, und einen Kranz im dunkeln Haar
Ins Grab. Und dort errichtete der Stamm
Ein einfach Monument in Kegelform
Von kleinen, losen Steinen. Seit der Zeit

Digitized by Google

Legt jeder, der vorübergeht, die Frau,
Das Mädchen und der Jäger, einen Stein
Zu diesem Pfeiler, und noch steht er da,
Und Indianer, die vom Westen kommen
Und nach den Gräbern ihrer Väter forschen,
Erzählen noch die düstre Mär! Der Berg,
Auf dem das unglücksel'ge Mädchen starb,
Heißt heute noch der Berg des Monuments.

Im allgemeinen ist das Leben einer Indianerin nur ein Kreislauf von mühseliger Arbeit; selbst die Ehe ist für sie nur ein Wechsel der Gebieter. Wie der Oberstlieutenant Dodge in dem oben angeführten Buche sagt, besteht der Stolz einer guten Indianerfrau darin, daß sie ihrem Manne erlaubt, gar nichts selber für sich zu thun. Sie kocht ihm seine Speisen, verfertigt seine Kleider, gerbt Häute, trocknet Fleisch, versorgt und sattelt sein Pferd. Wenn er eine Reise macht, so bricht die Frau die Hütte oder das Zelt ab, bepackt die Thiere und überwacht sie auf dem Marsche. Trifft man auf dem Lagerplatze ein, so befreit sie, die Frau, die Thiere von ihren Lasten, schlägt die Hütte auf, bereitet das Lager, holt Holz und Wasser und besorgt alle nothwendigen Geschäfte und Arbeiten, ja sie erlaubt ihrem Herrn und Gebieter kaum sein Pferd abzusatteln. Was sie als Tausch oder Vergeltung für alle diese Hingebung erhält, weiß Dodge nicht zu sagen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Seit den Zeiten Sebastian Bach's ist Leipzig im Concertwesen der musikalische Mittelpunkt Deutschlands geworden, und als J. A. Hiller Ordnung und Regelmäßigkeit in die Anordnung des sogenannten großen Concerts in Leipzig hineintrug, wurden die leipziger Concerte sogar maßgebend für Europa. Im 19. Jahrhundert konnte selbst das berühmte Conservatoireorchester in Paris den Ruhm des leipziger Gewandhausorchesters nicht verdunkeln, und gegenwärtig hat auch die Reichshauptstadt Berlin noch kein Institut, welches mit dem leipziger hochangesehenen Concertinstitut des Gewandhauses in Parallele gestellt werden könnte. Mit Noth und Mühe hat man in Berlin das sogenannte philharmonische Orchester erhalten, mit dessen Hülfe kaum ein Dutzend regelmäßiger Concerte unter der Leitung verschiedener Dirigenten zusammengebracht werden, während in Leipzig im Gewandhaus allein nicht weniger als 22 Concerte in jeder Saison zu glänzender Durchführung kommen. Der Musiksinn in den Kreisen der leipziger Aristokratie und Bürgerschaft ist aber auch so groß, daß der infolge seiner ausgezeichneten Akustik berühmt gewordene Gewandhaussaal nicht mehr zureicht für die nach Musik Dürstenden, und daß selbst die als Ergänzungsconcertinstitut zu betrachtende Euterpe, welche in jeder Saison 10 Concerte unter der Direction von Dr. Paul Klengel in ebenfalls recht gediegener und höchst anerkennenswerther Weise darbietet, das Sehnen nach gewandhausfähigen Aufführungen nicht zu stillen vermag.

Diesem Verlangen des Publikums, welches sich schon seit mehr als zehn Jahren kundgab, Rechnung tragend, beschloß, wie schon früher mitgetheilt, die aus 12 Männern bestehende Concertdirection ein neues Haus zu bauen, dessen Bau bereits in allernächster Zeit zur Vollendung gebracht werden soll. In seinem Aeußern war derselbe, wie die „Leipziger Nachrichten" mittheilten, in der Mitte des August vollendet. Mit Recht hob der Berichterstatter hervor, daß das neue Concerthaus an der Beethoven- und Mozart-Straße in Leipzig ein „prächtiger Monumentalbau" sei, dessen Leitung in den bewährten Händen des Regierungsbaumeisters Goldschmidt in Berlin liegt. Der Eingang in das neue Concerthaus ist von Osten. Ein mächtiges Vestibül, eine Säulenhalle größter Dimension, nimmt die Eintretenden auf. Die schweren starken Säulenschäfte, in graugrünlicher Granitimitation gemalt und matt gehalten, bringen durch das ruhige Licht die Architektur voll zur Geltung und verleihen im Verein mit den Pilastersäulen dem Raume etwas Ernstes und Gemessenes. Rechts und links vom Vestibül steigen die Aufgänge in lichthellen Treppenhäusern empor; spiegelnde Marmorplatten sind auf die Podeste gelegt, die Stufen haben gleiches Material. Der künstlerischen Hand des trefflichen leipziger Decorationsmalers Georg Straßer verdanken die Treppenhäuser ihren decorativen Schmuck, der in seiner sonnigen und heitern Farbenstimmung sofort den Blick gefangen nimmt. Nach der Grundidee des

Digitized by Google

Professors Schaller in Berlin führte Straßer, von dem die Entwürfe aller Einzelheiten herrühren, das Ganze in italienischer Frührenaissance aus. Die Spitzkappen tragen auf dunkelrothbraunem Grunde Kränze mit flatternden blauen Bändern, auf den Fuß der Wölbung über den Pilastercapitälen setzen sich Embleme mit Musikmotiven an, während die ganze constructive Theilung in der Gewölbfläche selbst aus reichen bunten Fruchtfestons besteht und in ihren Ausläufern von allerhand Masken- und Schilderdecorationen unterbrochen wird. Das Gewölbe ist in vier Hauptfelder mit gebrochenen Ecken von goldig-gelbem Grunde eingetheilt. In den Lünettenfeldern des Wandtheils hört die eigentliche ornamentale Malerei auf. Die Wände zeigen zur decorativen Abtönung mit der übrigen Architektur schlichtere Farbentöne. Maßvoll und nicht aufdringlich in der Farbe entwickelt ist die erwähnte Malerei der Treppenhäuser, welch letztere durch das ganze Arrangement von Festons, Spitzkappen u. s. w. ein festlich decoratives Gepräge empfangen und so den stimmungsvollsten Eindruck hervorrufen. Dieser Eindruck erhält seine Steigerung durch den annähernd 1700 Personen fassenden, sogenannten großen Concertsaal, wo Malerei, plastische Kunst und Architektur ihren Triumph erreichen. Möchte sich der Saal als hinreichend groß erweisen, was wir in Anbetracht der ausgedehnten Musikausübung und des regen Kunstsinnes in Leipzig fast bezweifeln möchten. Der große Concertsaal im Gürzenich zu Köln am Rhein faßt circa 6000 Personen, und wir haben denselben bei Oratorienaufführungen schon ganz gefüllt, ja fast überfüllt gesehen. Auch in Leipzig strebt man danach, die bisher im Musikleben dieser Stadt bestandene Lücke auszufüllen, d. h. den Oratorien, insbesondere den weltlichen Oratorien, deren Gehalt weniger für die Kirche als für den Concertsaal geeignet erscheint, eine bevorzugtere Stelle einzuräumen, als dies in dem alten Gewandhaussaal der Raumverhältnisse wegen möglich war. Hoffentlich erweist sich der Saal in seinem Raumverhältniß als zureichend, sodaß unsere Befürchtung durch die That vernichtet wird. Das Podium in demselben ist allerdings ganz zweckentsprechend eingerichtet; es ist für 350 Sänger und Sängerinnen, zugleich aber auch für 100 Orchestermitglieder berechnet, sodaß eigentlich jedes Concert zu einem Musikfest gestaltet werden kann. Besondere Aufmerksamkeit hat man der Akustik gewidmet, indem man dem Fußboden eine resonnanzbodenartige Construction gab, sowie auch die Holzvertäfelungen an den Wänden die akustische Wirkung unterstützen sollen. Der plastische Schmuck des Saales ist geradezu entzückend. Vorzüglich modellirte und bis ins kleinste fein ausgeführte plastische Arbeiten zieren das Innere des Saales. Amorettenzüge mit eingefügten Lyra- und Medaillonträgern bekleiden die Brüstung der ersten Galerie; ein bronzegrüner Ton ist als Grundfarbe des Ganzen gewählt. Die Pracht der Malerei, mit welcher die Decke ausgestattet ist, kann erst nach vollständiger Fertigstellung erörtert werden. Auch die großen Gruppenbilder allegorischen Inhalts, welche sich in den dazu bestimmten Hauptfeldern zwischen den Galerien befinden, sind erst nach Uebergabe des ganzen Baues mit Sicherheit zu prüfen und zu beurtheilen. Mit gespanntem Interesse sieht man in musikalischen Kreisen Leipzigs der Aufstellung eines ganz bedeutenden Orgelwerkes zur Mitwirkung in den im neuen Concerthause stattfindenden Aufführungen entgegen. Diese Orgel entstammt dem Atelier der weltberühmten Orgelbauer Gebrüder Walcker aus Ludwigsburg bei Stuttgart, deren Vater bereits den höchsten Ruhm in der Orgelbaukunst erlangte und auf dessen Thätigkeit die Haupterfindungen im Orgelbau der neuern Zeit zurückzuführen sind. Möchte sich auch dieses jüngste Werk, welches den bedeutenden Namen Walcker trägt, als eine Zierde der deutschen Fabrikation erweisen, möchte es dem neuen Saale ein herrlicher Schmuck sein zur Erhebung und Freude der ernstdenkende Musikfreunde.

Dicht neben dem großen Saal befindet sich, nach Westen gelegen, der für die Pflege der Kammermusik geschaffene kleine Concertsaal, in Grundriß und Höhe

Digitized by Google

genau dem alten Gewandhaussaal angepaßt und in Bezug auf decorative Plastik ebenso reich und schön ausgestattet wie der Hauptsaal mit seiner großartigen Ornamentik. Nach Osten zu liegt das Foyer, welches sich als eine helle hohe Säulenhalle von bedeutendem Umfang erweist. Nicht weniger als 42 Pilastersäulen und 10 runde Säulen schmücken den Raum, dessen Eingangsthür außerdem schwarze Säulen flankiren. Die Säulenpartie mit den reichbronzirten Capitälen, den mächtigen Schatten in tiefrother Marmorimitation, und den Bronzefackeln ist ungemein eindrucksvoll.

Daß bei der nahe bevorstehenden Fertigstellung des neuen Concerthauses, welches als eine Stätte der Kunst der Stadt Leipzig neuen künstlerischen Glanz verleiht, der Mendelssohn-Denkmalverein nicht müßig zusehen wird, läßt sich zuversichtlich erwarten. Da diesem Verein hervorragende Mitglieder der Gewandhaus-Concertdirection angehören, so wird jedenfalls, wie dies schon früher betont wurde, ein gemeinsames Handeln stattfinden und das Mendelssohn-Denkmal einen bevorzugten Platz am neuen Concerthause erhalten. Bisjetzt sind in der Kasse des Mendelssohn-Denkmalvereins circa 22000 Mark, welche Summe allerdings noch klein erscheint und wol nur zur Aufstellung einer Statuette im Innern des Hauses zureichen möchte. Möglicherweise kommen aber auch noch Beiträge von seiten der Stadt hinzu, da allgemein anerkannt ist, daß Mendelssohn der Regenerator des leipziger Musiklebens war und daß sich derselbe in dieser Eigenschaft unsterbliche Verdienste und den unauslöschlichen Dank der Stadt Leipzig erworben hat. Möchte vor Einweihung des Hauses, welche in einem großen dreitägigen Musikfest, am 10., 11. und 12. Dec., bestehen wird, die Mendelssohn-Denkmalfrage entschieden werden, da es bei der großen Bedeutung des Tonmeisters für Leipzig nur eine Pflicht der Pietät wäre, wenigstens den Raum am neuen Hause zu bestimmen, wo das Erinnerungszeichen an den genialen Künstler und Gewandhausdirigenten, dessen leipziger Wirksamkeit neues Leben aus altem, gediegenem Grunde erblühen ließ, seinen Platz finden soll.

Unter den großen Verdiensten Mendelssohn's ist die Wiedererweckung der „Matthäuspassion" von Sebastian Bach nicht das kleinste; alljährlich feiert Leipzig in der Thomaskirche den Charfreitag durch Bach's Passionsmusik, welche nach dem Urtheil aller Musiker und musikalisch gebildeten Dilettanten durch kein anderes Werk für diesen Tag ersetzt werden kann. In der Wirkung übertrifft diese großartige Schöpfung entschieden die H-moll-Messe, welche wiederum in contrapunktischer Beziehung fast noch Höheres bietet. Beide Tondichtungen sind von unvergänglichem Werth und werden bestehen, solange die Deutschen musikalisch empfinden. Die H-moll-Messe hatte man für das Musikfest in Eisenach bei der Einweihung des Bach-Denkmals gewählt und zwar mit Recht, weil die Passionsmusik zu diesem Feste wenig passend erschienen wäre. Nach dem im „Musikalischen Wochenblatt" abgedruckten Bericht Dr. Richard Falckenberg's in Jena durchwogte schon vom frühen Morgen an eine große Menschenmenge die an der Wartburg so malerisch gelegene, am 28. Sept. festlich geschmückte Stadt Eisenach. Die Stadt rüstete sich, das Andenken ihres größten Sohnes in zwiefacher Gestalt zu feiern. „Der stuttgarter Meister A. Donndorf hat das Modell zu der an der Stirnseite der Sanct-Georgskirche errichteten Kolossalstatue Johann Sebastian Bach's geliefert, und um den berliner Meister Joseph Joachim scharte sich eine stattliche Anzahl tonkundiger Kräfte, um einige der tiefsten Schöpfungen des unsterblichen Eisenachers zu klingendem Leben zu erwecken. Schon am Vormittag hatte vor dem Geburtshause Bach's eine kleine musikalische Vorfeier stattgefunden. Die Festlichkeit der Enthüllung begann nachmittags $3^1/_2$ Uhr mit einer Posaunenfanfare. Nachdem der einheimische Diakonus Kieser in einer nur für die Näherstehenden verständlichen längern Rede die Bedeutung des Tages erläutert, sank unter dem Geläut

Digitized by Google

der Glocken die Hülle, und die dichtgedrängte Zuschauermasse begrüßte mit froher Bewunderung die schönste Zierde Eisenachs, die in hellstem Sonnenlichte strahlte." Donndorf's Bach-Statue wird als Meisterwerk geschildert. „Sie zeigt den Vater der deutschen Musik in der Tracht seiner Zeit (Perücke, Schoßweste, Kniehosen), den linken Arm auf ein von einem nackten Genius emporgehaltenes Notenpult gestützt, in der Rechten eine Feder haltend, in der leicht gerunzelten Stirn den Moment des Erfindens andeutend, den Kopf ein wenig vornübergebeugt, die Augen nicht voll geöffnet und, ohne einen Gegenstand zu fixiren, ins Weite blickend. Die Vorderseite des Granitsockels schmückt ein, gleich dem Standbild, in Bronze gegossenes herrliches Relief, welches die heilige Cäcilie beim Orgelspiel darstellt; in glücklicher Abweichung von der üblichen Weise des gen Himmel Schwärmens ist ihr Haupt den Händen und den Tasten zugewendet. Haltung und Antlitz drücken sehr schön das schwelgende Lauschen aus. Nachdem H. J. von Eichel-Streiber, der Vorsitzende des Bach-Denkmalcomité, das Kunstwerk der Stadt übergeben, umschritten unter den Klängen des Chorals «Allein Gott in der Höh sei Ehr'» weißgekleidete Kinder blumenstreuend das Denkmal. Abgesandte der berliner Singakademie und des leipziger Bach-Vereins, sowie Mitglieder der mitwirkenden Gesangvereine legten zu dessen Füßen Lorberkränze nieder; das gleiche Ehrenzeichen wurde dem Schöpfer des Denkmals, dem Meister A. Donndorf, von einer jungen Dame aus Eisenach überreicht, während die Umstehenden ihm in begeisterten Hochrufen ihren Dank aussprachen." Es folgte darauf die Aufführung der erwähnten hohen Messe Bach's in der Kirche unter Direction des Professors Joseph Joachim aus Berlin. Die Singakademien von Weimar und Erfurt und die eisenacher Vereine, zusammen mehrere hundert Kehlen, hatten sehr wacker studirt; dem Glanz der Frauenstimmen kam die opferwillige Mitwirkung verschiedener Solostimmen, z. B. Fräulein Breidenstein, Frau Dr. Merian, Fräulein Hartwig, Fräulein Schöler, sehr zu statten; auch die Tenore klangen prächtig. Die Besetzung der Solostimmen war der festlichen Gelegenheit würdig. Den erwähnten Referenten hat die so schnell berühmt gewordene, auch in Leipzig und in andern Musikstädten gefeierte Altistin, Fräulein Hermine Spieß, „wahrhaft entzückt" durch ihre kostbare Stimme, ihren echt musikalischen Sinn und durch eine fast leidenschaftliche Wärme des Ausdrucks. Auch der Kammersänger Staudigl aus Karlsruhe mit seiner schönen Baßstimme, der geschätzte berliner Tenorist Herr von der Meden, die achtungswerthe Sopranistin Frau Müller-Ronneburger, der Oboist H. Paul Wieprecht aus Berlin, welchem auch die Ausführung der Oboe d'amore oblag, der Trompetenbläser Koslek, welcher sich einer fast zu weich klingenden langen Trompete, einer Nachbildung des Tonwerkzeuges zur Zeit Bach's, bediente, das aus der großherzoglich weimarischen Hofkapelle und einigen Verstärkungen bestehende sehr tüchtige Orchester, der bezeichnete Chor und vor allen der ruhig herrschende Dirigent Joseph Joachim, ein Bach-Kenner ersten Ranges, haben sich unvergeßliche Verdienste erworben, welche in der ganzen Welt anerkannt werden müssen. Am zweiten Tage kamen verschiedene Werke von Bach zur Aufführung, unter andern die D-dur-Suite, die pastorale Symphonie, welche den zweiten Theil des Weihnachtsoratoriums geleitet, die Arie „Schlafe" aus demselben Oratorium, unvergleichlich gesungen von Fräulein Spieß, das Doppelviolinconcert von J. Joachim und seinem ausgezeichneten Schüler, dem weimarischen Concertmeister Halir gespielt. Leider verursachte die nicht genügende elektrische Beleuchtung einige Störungen. Von hervorragendern Persönlichkeiten, welche dem Feste beiwohnten, sind zu nennen Dr. Franz Liszt, Freiherr von Loën, Ed. Lassen aus Weimar, Minister a. D. Bitter, Professor Spitta, Blummer aus Berlin, ferner Damrosch aus Neuyork, Julius Stockhausen, Dr. H. Kretzschmar, Professor J. Schäffer, J. von Wasielewski, Dr. Gille, Petri, R. Hausmann, der Bildhauer R. Cauer u. s. w.

Diesem Bach-Fest wird bald ein Händel-Fest folgen; denn am 23. Febr. 1885

Digitized by Google

ist der Tag, an welchem vor 200 Jahren Händel das Licht der Welt erblickte. Die Engländer rüsten sich zur That. In London soll ein großes Musikfest stattfinden, dessen orchestraler Theil von dem Orchester des londoner Krystallpalastes ausgeführt werden soll. Auch am Niederrhein wird jedenfalls ein großes Händel-Fest vorbereitet, weil gerade dort die Händel'sche Musik die tiefsten Wurzeln geschlagen hat. Selten ist man daselbst von dem Brauche abgewichen, bei der Abhaltung niederrheinischer Musikfeste eine Schöpfung von Händel als Hauptwerk zu wählen. Man wird also jetzt bei der zweihundertjährigen Geburtstagsfeier jedenfalls Enthusiasmus bekunden für den Meister der Töne, welchem die Bewohner des Niederrheins mit Vorliebe huldigten. Eine neue Ausgabe des „Messias" von Robert Franz, welche in der Verlagshandlung von J. Kistner in Leipzig mit aller Sorgfalt vorbereitet wird, dürfte als Festgabe eine willkommene Aufnahme finden, zumal gerade die Mozart'sche Bearbeitung vielfach angefeindet und das ganze Werk nicht mit jener subtilen Gründlichkeit bei der Herausgabe behandelt wurde, wie sie dem exquisiten Händel- und Bach-Kenner, welcher sich durch seine Ausgaben die höchste Anerkennung errungen hat, ohne Zweifel eigen ist. Robert Franz hat in einem Vorwort die ganze Bearbeitungsfrage ausführlich erörtert, und wir zweifeln nicht, daß seine Darlegungen die vollste Würdigung finden werden. Auch Biographien Händel's sind trotz des erschöpfenden biographischen Werkes von Chrysander bereits als Festgaben erschienen; möglich, daß nicht allein das Interesse an der Sache, sondern auch die Speculation die Federn anregte, um die Zeitströmung auszunutzen.

Was derjenige für Vortheil gewinnen kann, welcher die Masse versteht und die Wirkung auf dieselbe genau kennt, das beweist z. B. Victor Neßler, dessen Oper „Der Trompeter von Säckingen" in Leipzig fortgesetzt das Theater füllt. Dabei ist entschieden zu betonen, daß die Oper durchaus nicht jenen hohen genialen Gedankenflug beweist, wie wir ihn in den Meisterwerken der Heroen bewundern. An Stelle der Gedankengröße findet sich jedoch eine gewisse naive, gutherzige, leicht eingängliche Lyrik, welche um so mehr anspricht, als auch weniger Gebildete die einzelnen Lieder leicht nachsingen können. Die Besucher nehmen alle aus der Oper etwas mit, ohne daß sie schwer zu tragen haben. Hierzu kommt, daß Bunge den Text sehr geschickt eingerichtet und mit den Scheffel'schen Liedern reich ausgestattet hat, sodaß allenthalben das poetische Element zum Durchbruch kommt und noch eingänglicher gemacht wird durch populäre Musik, die wiederum doch über einer Basis schwebt, welche dem gebildeten Geschmack nicht anstößig erscheint und zuweilen sogar mit Mendelssohn und Schumann einen Gedankenaustausch vermittelt. Kurz, Victor Neßler hat seine Zeit verstanden und mit seiner Oper, die man am besten als Liederspiel bezeichnen möchte, in der neuesten Zeit den Vogel abgeschossen. Sein Weggang von Leipzig ist in den Männergesangskreisen schmerzlich empfunden worden; denn auch für diese hat er sein Talent in der wirkungsvollsten Weise verwerthet, sodaß nur wenige Männergesangscomponisten aus neuester Zeit mit ihm rivalisiren können. Neßler hat noch niemals Streit in der Presse bezüglich des Urtheils über seine dramatische Leistungskraft hervorgerufen; man hat seine Producte gern und freundlich aufgenommen, ohne ihnen geniale Kraft und gewaltige Tiefe der Empfindung zuzusprechen, wogegen sich an Richard Wagner's Schaffen fortwährend der Kampf knüpfte. Selbst nach dem Tode des Dichtercomponisten dauert der Streit fort. In jüngster Zeit ist man sowol in künstlerischen Kreisen, als auch unter den Mitgliedern mancher Wagner-Zweigvereine sehr unzufrieden, daß im Jahre 1885 in Baireuth keine „Parsifal"-Aufführungen stattfinden sollen, während man doch wieder auf der andern Seite entschiedene Opposition erhebt, sobald davon die Rede ist, „Parsifal" den andern Bühnen zu übergeben. „Parsifal" ist zwar mittelalterlich religiös, aber auch mit Romantik reich ausgestattet, und es gibt meiner Ansicht nach gar keinen

Digitized by Google

vernünftigen Grund, dieses Werk von den Bühnen zurückzuhalten. Das baireuther Theater ist eben doch auch kein Gotteshaus, sondern ein sehr praktisch eingerichtetes, prächtiges Theater; warum sollte denn nicht auch in einem andern Theater die nöthige ernste Stimmung im Publikum vorhanden sein? Unserer Ueberzeugung nach würde gewiß Wagner, wenn er länger gelebt hätte, dem Drängen der Theaterdirectoren nachgegeben und seinen „Parsifal" auch den gutsituirten Bühnen überlassen haben, gleichwie dies der Fall mit seiner „Nibelungentetralogie" gewesen ist, welche er ebenfalls anfangs nur für Baireuth bestimmt hatte und die er sodann durch Angelo Neumann sogar in das Ausland tragen ließ. Daß sein Ideal in dem baireuther Theater am meisten erreicht ward, steht gewiß fest; aber dieser Umstand wäre nur ein Grund, alljährlich Musteraufführungen in Baireuth zu veranstalten; den übrigen Bühnen aber um des baireuther Theaters willen das Werk vorzuenthalten, ist um so weniger zu billigen, als jetzt die Handlung Schott's Söhne in Mainz in einem Proceß mit den Wagner'schen Erben durch einen Vergleich das Recht erlangt hat, den „Parsifal" in gekürzter Form concertmäßig aufzuführen. Ein so ausgesprochen dramatisches Werk concertmäßig zu reproduciren und noch obendrein in verstümmelter Form: das ist eine Versündigung an Wagner's productivem Genie, welche selbst die Gegner der ganzen Richtung als eine Pietätlosigkeit verurtheilen werden. Das wirksamste Mittel, diese Pietätlosigkeit lahm zu legen, wäre die Ueberlassung des Werkes an die größern Bühnen, welche gewiß mit Eifer danach streben würden, den Intentionen Wagner's mit den besten Kräften nachzukommen. Die Stadt Baireuth, welche durch Wagner's Aufenthalt und dessen Festspiel allerdings ungemein gewonnen hat, würde durch solche Ueberlassung nichts verlieren, vorausgesetzt, daß man alljährlich die besten künstlerischen Kräfte zu Musteraufführungen in Baireuth gewönne. Daß dies zu ermöglichen ist, hat sich im Jahre 1884 gezeigt. Möchte das Jahr 1885 die besten Entschlüsse zeitigen und zur Reife bringen.

Politische Revue.

20. October 1884.

Die Wahlbewegung ist im vollen Gange; am 28. Oct. fallen die entscheidenden Würfel der Reichstagswahl. Es bedürfte einer ganz besondern Prophetengabe, um diesmal den Ausgang der Wahlschlacht vorausverkünden zu können; das Kaleidoskop der Parteien zeigt so bunt durcheinandergewürfelte Combinationen wie noch nie.

Das ursprüngliche Ideal der Secession, die große liberale Partei, geht jetzt vollständig in die Brüche; denn die Nationalliberalen und die Deutschfreisinnigen, die ja früher zum Theil jener Partei angehörten, befehden sich überall mit wahrer Verbitterung, greifen ihren bisherigen Besitzstand an, wo sie nur können, und werben gegeneinander Bundesgenossen in den bisher principiell feindlichen Lagern. Eine vollständige Einigkeit wird indeß auch bei der nationalliberalen Partei vermißt. Die Rede Bennigsen's in Hannover bei der Landesversammlung der nationalliberalen Partei stimmt durchaus nicht recht zu dem heidelberger Programm und der Miquel'schen Rede: die conservativen Zeitungen, die das nachzuweisen suchen, haben leichtes Spiel. Bennigsen macht den Eindruck eines „Misvergnügten", von jener freudigen Zustimmung zu den Regierungsmaßregeln, wie in der Rede Miquel's, ist in der seinigen nichts zu bemerken; am wenigsten in jener Wendung, die mit geringen Vorbehalten in das Fahrwasser der gemäßigt Conservativen einlenkt und von diesem Augenblick eine neue Aera der Partei datirt. Bei Bennigsen überwiegt der oppositionelle Tic, die Anklagen gegen die

Digitized by Google

reactionären Bestrebungen, wenn auch alles dies mit diplomatischer Feinheit ausgedrückt ist; doch der abseits stehende Führer der Partei stimmt nicht in den sanguinischen Ton ein, der von der Mehrzahl ihrer Organe angeschlagen wird; er scheint die Verantwortung dafür abzulehnen, daß die Partei in ihrer Schwenkung zu weit geht, und gleichsam das Pivot zu bilden, das auf derselben Stelle stehen bleibt.

Im übrigen ist das Zusammengehen der Nationalliberalen, Freiconservativen und der gemäßigten Conservativen die Parole, welche besonders von den erstern ausgegeben wird: man will eine echte Centrumspartei schaffen und das politische Conglomerat, das unter der ultramontanen Fahne sich gebildet hat, beiseiteschieben. Die Allianz mit den Freiconservativen allein gibt indeß nicht den Ausschlag für die Bildung einer maßgebenden Partei; es wird auf einen Bruch in der conservativen Partei selbst gerechnet. Die „Post" verlangt eine generelle Verständigung der gemäßigten Elemente von rechts und links, welche alles kleinliche Markten und Feilschen um ein einzelnes Mandat ausschließt, die Bildung einer im wesentlichen regierungsfreundlichen Majorität. Diese Partei soll in geschlossener Phalanx eintreten und bei Aufstellung einer Candidatur sich nur von der Erwägung leiten lassen, ob in dem betreffenden Wahlkreise ein Nationalliberaler, ein Freiconservativer oder ein Deutschconservativer die meisten Stimmen habe. Nun ist aber in der Partei selbst und noch mehr bei den Wählern die Demarcationslinie sehr schwer zu bestimmen, wo der für die neue Centrumspartei verwendbare Deutschconservative „anfängt"; denn ein großer Theil der Partei will ja von diesem Bündniß nichts wissen; der „Reichsbote" protestirt gegen jedes Zusammengehen der Deutschconservativen mit den Freiconservativen und Nationalliberalen; das Volk verlange volle, klare Stellungnahme, keine Halbheiten und Compromisse.

Wenn indeß die Hochconservativen bisjetzt für die conservativ-klerikale Allianz eintraten, so haben sich die Chancen einer solchen Allianz gegenwärtig sehr vermindert; das Centrum nimmt einen sehr kühnen oppositionellen Aufschwung und gedenkt, gegen ein neues Militärsseptennat zu protestiren; einige seiner Blätter predigen offen den Anschluß an die Deutschfreisinnigen. Selbst bei der Generalversammlung der Katholiken Schlesiens, welcher bei Beginn der apostolische Segen des Papstes durch ein Schreiben des Cardinals Jacobini vermittelt wurde, hielt der Kanonikus Franz, der einflußreichste Berather des breslauer Fürstbischofs, eine Art von Wahlrede, in welcher er empfahl, unter bestimmten Voraussetzungen und bei entsprechenden Gegenleistungen den Deutschfreisinnigen in der engern Wahl die Stimme zu geben. Die conservative Partei wurde dabei nichts weniger als schmeichelhaft charakterisirt: sie hänge mit der Regierung und der Regierungsbureaukratie zusammen; sie lebe von der Gnade der Regierung. Conservative sollen ja die Mittelpartei mit bilden helfen, und gegen diese Combination wendet sich der ganze Haß des Centrums. „Der Reichskanzler", sagte Franz, „calculirt ganz richtig: wenn erst die Nationalliberalen in einer für sie möglichen Majoritätscombination sind, werden sie nach und nach das bischen Opposition, das sie jetzt noch wagen, ganz aufgeben und ganz gehorsamst zu seinen Füßen ruhen — unter der Voraussetzung, daß man ihnen den ekelhaften Culturkampfknochen unbehindert zur weitern Benagung überläßt." Auch die meisten Organe des Centrums nehmen ein Zusammengehen mit den Deutschfreisinnigen in Aussicht, wenigstens eine Abstimmung zu ihren Gunsten bei den Stichwahlen: von der conservativ-klerikalen Allianz ist es ganz still geworden.

Was die deutschfreisinnige Partei betrifft, so arbeitet ihre Wahlmaschinerie unter dem üblichen Hochdruck der unermüdlichen Parteileitung: ein Programm wie die andern Parteien hat sie zwar diesmal nicht erlassen, wol deshalb, weil sie ein solches schon bei ihrer Fusion veröffentlicht hatte; doch sie erscheint im

Digitized by Google

ganzen als eine Partei, die festgeeinigt auftritt, und bei oberflächlichem Anschein ist nicht nur der Antagonismus zwischen Richter und Hänel, sondern sind auch die früher oft so scharf betonten Differenzen zwischen Secession und Fortschritt verschwunden. Blickt man näher hin, so bemerkt man doch unter dem einheitlichen Parteifirnis allerlei Risse, denn ganz unter Einen Hut werden die Herren Richter und Rickert, Bamberger und Stauffenberg doch nicht zu bringen sein. Auch werden kaum alle Mitglieder der Partei mit dem Ausspruche jenes von der Leitung veröffentlichten A-b-c-Buchs einverstanden sein: „Man geht entweder mit dem Fürsten Bismarck durch dick und dünn, oder man befindet sich vom liberalen Standpunkt aus in der entschiedenen Opposition. Was dazwischenliegt, ist vom Uebel." Ein so extremer politischer Fibelspruch kann nicht als die Parole der ganzen Partei gelten.

Es ist keine Frage, daß dieselbe in letzter Zeit einiges von ihrem Nimbus verloren hat, und selbst Virchow soll es ausgesprochen haben, daß sie die deutsche Jugend nicht hinter sich habe. Dazu fehlt ihr zu sehr die Initiative, und das Nergeln und Höhnen gegenüber solchen Bestrebungen, die jedenfalls doch in großem Stil gedacht sind und auf künftige Erfolge des deutschen Namens hinweisen, kann auf die jüngere Generation, welche doch vor allem an die Zukunft glaubt und glauben muß, nur verstimmend wirken. Die Colonialpolitik ist populär, das ist eine Thatsache, und eine Partei, die volksthümlich sein und in weiten Kreisen Einfluß ausüben will, kann ihr nicht ohne Schädigung ihres Ansehens gegenübertreten. Das hat man denn auch eingesehen, und es wird hier zum Rückzug geblasen, wenn auch einige zu weit vorgeschobene Posten sehen mögen, wie sie sich ihrer Haut wehren. Auch sonst fehlt es nicht an Misstimmung in der Partei: die deutschfreisinnigen Candidaten scheinen in den Provinzen nicht recht zu gedeihen, und die berliner Centralleitung verfügt nicht über eine ausreichende Zahl. Auch ist man damit unzufrieden, daß die Regierung diesmal kein Programm aufgestellt hat, an dem sich die Kritik der Partei ihre Sporen verdienen kann; denn ihre Stärke liegt ja in der zersetzenden Kritik. Freilich würde bei einer solchen, die sich auf einzelne Punkte des Regierungsprogramms bezieht, alsbald auch der Fall eintreten, daß diese Punkte unter einem verschiedenen Gesichtswinkel aufgefaßt und kritisirt werden, und so der Schleier jener Allgemeinheit zerreißt, hinter dem allein sich die Einheit und Einigkeit der Partei sicher fühlen kann.

Die Wahlbewegung wirft allerlei Blasen auf, am meisten in Berlin, das besonders durch den Kampf der antisemitisch-conservativen und der semitisch-freisinnigen Partei aufs äußerste aufgewühlt wird. Hier nimmt der Kampf oft den Charakter persönlicher Gehässigkeit an: Löwe auf der einen, Wagner und Stöcker auf der andern Seite schlagen einen Ton der Polemik an, der an Verbitterung Unglaubliches leistet. Hinter ihnen steht lachend die Socialdemokratie, welche sich die Hände reibt und einzelne Wahlversammlungen durch komische Intermezzos stört; sie will weder von den christlichen Socialen, noch von den jüdischen Liberalen etwas wissen, von den Deutschfreisinnigen deshalb nicht, weil ein nicht unbedeutender Bruchtheil derselben für die Verlängerung des Socialistengesetzes gestimmt hat; sie hofft besonders in Sachsen, wo Bebel in Dresden und Leipzig candidirt, in Hamburg, Breslau und auch in Berlin durchzudringen. Im Königreich Sachsen indeß tritt ihr eine liberal-conservative Allianz entgegen, deren einziges Band die Bekämpfung der Socialdemokratie in allen den Wahlkreisen ist, in denen die letztere früher Erfolge errungen, oder jetzt Aussichten auf Erfolg hat.

Von der Wahlbewegung hat ein Zwischenfall die Aufmerksamkeit abgelenkt auf das Gebiet des deutschen Landesfürstenthums: der Tod des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, der am 18. Oct. in Sibyllenort in Schlesien stattfand. Die Frage der braunschweiger Thronerbschaft ist eine offene, und die Staatsrechts-

Digitized by Google

lehrer und Kronjuristen werden für ihre Deductionen jetzt eine reiche Ernte finden. Unsere Zeitschrift selbst hat diese Frage schon früher eingehend behandelt, und wir können an dieser Stelle auf jenen mit den Stammtafeln der in Betracht kommenden Familien und thatsächlichen Angaben reich ausgestatteten Artikel hinweisen.*)

Die Erbberechtigten in Bezug auf die Nachfolge der Regierung sind in erster Linie der Herzog von Cumberland und dann der Herzog von Cambridge. Der erstere hat das Deutsche Reich, seinen jetzigen Bestand und seine Verfassung niemals anerkannt, ja stets entschieden gegen dasselbe protestirt. Neuerdings hat er sich aber, wie es scheint, auch infolge der eifrigen Verwendung des Abgeordneten Windthorst, zu einer nachträglichen Anerkennung der Reichsverfassung bestimmen lassen; denn in dem Besitzergreifungspatent, das in der „Weser-Zeitung" publicirt ist, erklärt er, im Einklang mit der Reichsverfassung und der Landesverfassung regieren zu wollen. Gleichwol verlieren die staatsrechtlichen Bedenken der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" damit nicht ihre Berechtigung; denn gerade die Existenz einer Welfenpartei, die an dem Hofe eines regierenden deutschen Fürsten dann für ihre Fäden einen Anknüpfungspunkt fände, macht die Thronbesteigung eines Welfenfürsten in Deutschland zu einer kritischen Frage. Der nächstberechtigte, der Herzog von Cambridge, ein älterer kinderloser Herr, gehört zwar nicht der kämpfenden Partei des Welfenhauses, immerhin aber doch einer Dynastie an, welche im Kampf gegen die Begründung der jetzt herrschenden Reichsordnung Thron und Land verloren hat. Der nächste Erbe aus der weiblichen welfischen Linie ist der König von Würtemberg; daneben kommt aber auch Preußen in Betracht, dessen Erbberechtigung schon früher in einer Schrift von Otto Bohlmann: „Denkschrift über die prioritätischen Ansprüche Preußens auf das Herzogthum Braunschweig" (Wolfenbüttel 1881), nachgewiesen wurde und in Bezug auf deren nähern Inhalt wir auf den erwähnten Artikel unserer Zeitschrift verweisen. Das Kronsyndikat soll dem Vernehmen nach diese Ansprüche prüfen. Daneben taucht eine staatsrechtliche Theorie auf, der zufolge der Zweck der Erbverbrüderung der beiden welfischen Linien die Vereinigung Hannovers und Braunschweigs war, und wegen jenes Zweckes der Anspruch auf Braunschweig mit Hannover auf Preußen übergegangen sei. Daß eine Annexion des in allen seinen Parcellen von Preußen umklammerten Herzogthums durch die norddeutsche Großmacht den Interessen des Reiches am meisten entspräche, ist wol fraglos. Schon hat Generalmajor von Hilgers den Oberbefehl über die braunschweigischen Truppen übernommen, noch ehe der Regentschaftsrath, der durch das Regentschaftsgesetz vom 16. Febr. 1879 einberufen worden war, sich äußern konnte; doch hat dieser dann den Erlaß des Generals von Hilgers selbst veröffentlicht. Die Legitimation des Vertreters von Braunschweig im Bundesrathe wird zunächst geprüft werden; dann werden gewiß rasch die Kronsyndici ans Werk gehen. Die schlesischen Besitzungen des Herzogs, das Herzogthum Oels, sind zunächst von dem Oberpräsidenten von Schlesien in Besitz genommen worden: nach dem Testament fällt der Allodialbesitz dem Prinzen Georg von Sachsen zu, der lehnsherrliche kommt an den Kronprinzen von Preußen.

Der Krieg zwischen China und Frankreich ist noch immer nicht officiell erklärt, obgleich er im vollen Gange ist: dabei sind die kriegerischen Lorbern der Franzosen durchaus nicht so glänzend, wie die Depeschen glauben machen wollen. Da die Zeitungen des Reiches der Mitte kein in Paris vernehmbares Démenti geben, so ist die Zahl der chinesischen Verluste in den französischen Kriegsdepeschen stets eine erstaunliche, die zu den Verlusten der Franzosen in einem kaum mög-

*) Vgl. „Die braunschweigische Successionsfrage", in „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 28 fg.

Digitized by Google

lichen Verhältniß steht. Die chinesischen Bulletins werden freilich ganz anders lauten. Nur die eine Thatsache wirkt ernüchternd bei allen diesen Siegesnachrichten: von einer Eroberung der Festung Langson, vor welcher die Franzosen die erste bedauerliche Schlappe erlitten, ist mit keinem Worte die Rede. Auch steht es fest, daß sie jetzt mit der regulären chinesischen Armee zu kämpfen haben, die aus den Südprovinzen in Tongking eingedrungen ist; die Zuschübe und Verbindungen mit diesen Provinzen sind offen und ungehindert, und es können alle Verluste der Chinesen rasch wieder ersetzt werden.

Der neue Feldzug der Franzosen begann wiederum mit einer kleinen Schlappe: drei Kanonenboote geriethen bei einer Recognoscirung in einen chinesischen Hinterhalt, wurden beschossen und mit Verlust zur Flucht genöthigt: das liest man aus allen Verhüllungen des französischen Berichtes über die Affaire vom 4. Oct. heraus. Inzwischen rückte Négrier mit Verstärkungen heran, und so war General Brière in der Lage, den Chinesen am 11. Oct. eine Niederlage zu bereiten, ihr bewaffnetes Lager zu zerstören und sie mit Verlust ihres Oberbefehlshabers und von 3000 Mann in die Flucht zu schlagen. Ueber neuere Kämpfe und Siege liegen unsichere Nachrichten aus Hanoi vor. Mit dem letzten Hauch von Roß und Mann hat Brière keineswegs die Feinde verfolgt. Langson ist nach wie vor in ihren Händen: dabei ist die Gefahr nahe, daß beim Abzug der französischen Truppen in ihrem Rücken ein Aufstand der Tonkinesen ausbricht. Auch die Siegesnachrichten der Marine sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Admiral Courbet hat die Häfen Keelung und Tamfui auf Formosa noch keineswegs besetzt, sondern blos bombardirt, einige Forts zerschossen, findet aber an den Torpedolinien dahinter einen zunächst unbesiegbaren Widerstand. Bei dem Versuche einer Landung bei Tamfui sind die Franzosen am 8. Oct. in einen Hinterhalt der Chinesen gerathen und haben 16 Todte und 49 Verwundete verloren. Den Todten haben die Soldaten des „hochcivilisirten" China den Kopf abgeschnitten.

Noch ist das Ministerium Ferry nicht genöthigt worden, in den seit dem 14. Oct. wieder versammelten Kammern über den Krieg mit China Rechenschaft abzulegen. Die darauf gerichteten Anträge, welche von den Deputirten der Rechten und Linken gestellt wurden, sind am 16. von der Kammer bis zur Berathung über den Tongkingcredit vertagt worden. So hat Ferry noch einige Zeit gewonnen und ersehnt schmerzlich irgendeine Siegesnachricht von Wichtigkeit aus Ostasien, etwa die Eroberung von Langson oder einer andern der von den Franzosen in Anspruch genommenen Grenzfestungen oder die Eroberung der beiden Seehäfen auf Formosa. Inzwischen hat der französische Senat gezeigt, daß die Ruhmesliebe der grande nation jetzt sehr genügsam ist, denn er hat den Generalen Brière und Négrier und den Admiralen Courbet und Lissès den Dank für ihre Kriegführung in China ausgesprochen.

Die Fiction einer Inpfandnahme einzelner Häfen und Festungen zur Durchführung der Friedensbedingungen, die man bereits als genehmigt ansah, ohne daß dabei an einen eigentlichen Krieg gedacht werde, läßt sich nicht länger durchführen: China hat inzwischen Zeit gehabt zu großen Rüstungen, denen gegenüber die Truppenzahl der Franzosen in Tongking nicht entfernt ausreichend ist. Sie selbst berichten, daß die besiegten Chinesen zu den Elitetruppen des Kaiserreiches gehören: sie haben es also mit wohl bewaffneten und einexercirten Truppen zu thun, und der Guerrillakrieg der Schwarzflaggen wird daneben gewiß sogleich wieder aufleben, sobald die Franzosen eine Niederlage erlitten haben oder in Annam und Tongking selbst die Bewohner des Landes sich erheben.

Es handelt sich nicht mehr um ein leichtes coloniales Abenteuer; es sind ernste Verwickelungen, und gewiß hegt der Conseilpräsident den Wunsch, möglichst mit heiler Haut daraus hervorzugehen. Hin und wieder läßt man denn auch eine Friedenstaube fliegen: die Vermittelung Nordamerikas, eine Wandlung in den

Digitized by Google

Anschauungen des Hofes von Peking und ähnliche kurzlebige Neuigkeiten, die den Weg durch die Blätter machen: in der Sache selbst aber bleibt es immer beim Alten; die Forderung eines bedeutenden Credits ist unerläßlich, und Ferry wird sich den heftigsten Angriffen von beiden Seiten der Kammer ausgesetzt sehen.

Hierzu kommt die Annäherung Frankreichs an Deutschland, welches letztere die Interessen des Nachbarstaates in jeder Hinsicht begünstigt und dem vorwiegenden englischen Einfluß gegenüber auf einem gemeinsamen ablehnenden Standpunkt steht. Die Radicalen, die nationalen Intransigenten aber nähren den alten Volkshaß; Deroulède und Genossen halten feurige Reden gegen Deutschland, und wenn auch die gemäßigten Blätter und die vernünftigen Politiker den Nutzen einsehen, den ein solches Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs bringen muß, so haben jene Revanchepolitiker doch die nationalen Instincte hinter sich; und diese sind das Dauernde, während die Constellationen der Diplomatie nur eine vorübergehende Bedeutung haben.

Nicht blos in der ägyptischen Frage stehen Frankreich und Deutschland zusammen: auch in Bezug auf die westafrikanischen Angelegenheiten und die Congofrage herrscht zwischen beiden Staaten volle Einstimmigkeit und von ihnen gemeinsam geht die Initiative zur Einberufung einer Conferenz aus, welche sich mit dieser Frage beschäftigen soll, unter Anlehnung an die von Frankreich und Deutschland gemeinsam acceptirten Grundsätze: der Besuch des Barons von Courcel beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh hatte vorzugsweise diese Verhandlungen im Auge, wie sich jetzt aus dem den französischen Kammern vorgelegten Gelbbuch ergibt. Sehr verbindlich ist das Schreiben des Fürsten Bismarck an den Botschafter vom 12. Sept.: es drückt den Wunsch aus, bei den jetzigen nachbarlichen Beziehungen zu den französischen Besitzungen in Afrika die Lage zu ordnen, welche aus den deutschen Besitzergreifungen erwächst, und die Bereitwilligkeit, Maßnahmen nicht aufrecht zu halten, welche mit den Rechten und der Politik Frankreichs sich nicht vereinigen lassen. Das Einvernehmen wird betont, das zwischen den beiden Regierungen über die Grundsätze des Handels in Afrika, die Handelsfreiheit im ganzen Stromgebiet des Congo herrscht, sowie über die Anwendung der Principien der freien Schiffahrt, die der Wiener Congreß bei internationalen Strömen proclamirt hat, auf den Congo und den Niger. Ueber die Förmlichkeiten, die bei neuen Besitzergreifungen an den Küsten Afrikas zu beachten sind, damit sie als thatsächliche gelten, soll eine Einigung erstrebt werden. Nicht minder verbindlich lautet die Zustimmung des Barons von Courcel in dem Schreiben an den Reichskanzler vom 29. Sept. und die Zustimmung Ferry's zu der jedenfalls bei der Begegnung in Friedrichsruh in Anregung gebrachten Conferenz. Darauf geht Bismarck in seinem Schreiben vom 30. Sept. näher ein, indem er als die zunächst in Betracht zu ziehenden Mächte Großbritannien, Holland, Belgien, Spanien, Portugal und die Vereinigten Staaten von Nordamerika bezeichnet, später aber alle Großmächte zur Theilnahme einzuladen vorschlägt: auch das wird vom französischen Botschafter in seinem Antwortschreiben vom 2. Oct. bedingungslos acceptirt.

Die Interessenpolitik des Augenblicks drängt auch in Frankreich die Gemüths- und Gesinnungspolitik in den Hintergrund: ob die Reaction der letztern nicht bei einer Krisis mächtig durchbrechen wird, muß die Zukunft lehren.

Die keck zugreifende Politik Englands sieht sich jetzt durch eine Coalition der Mächte bedroht, welche den Maßnahmen des englischen Cabinets die Spitze abzubrechen droht. Die Suspension des ägyptischen Liquidationsgesetzes, welches auf einer internationalen Vereinbarung beruht, hat einen Protest Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Frankreichs und Italiens zur Folge gehabt; diese identischen Noten sind dem Minister des Chedive, Nubar-Pascha, überreicht worden,

Digitized by Google

der englischen Staatsschulden, und damit das unbestreitbare, dauernde Protectorat über die Nillande übernehmen will, geht aus den englischen Blättern, die mit dem Cabinet von Downingstreet in Verbindung stehen, nicht klar hervor: jedenfalls legt man in England auf den Protest der Mächte keinen sonderlichen Werth und glaubt an eine leichte Verständigung über die schwebende Frage. Die Expedition nach dem Sudan nimmt ihren Fortgang, obschon ihr eigentlicher Zweck, die Befreiung Gordon's, nicht mehr in Betracht kommen kann, da der tapfere General nicht nur Khartum siegreich vertheidigt hat, sondern auch, auf seinen Dampfern den Nil herabfahrend, Berber wiedererobert hat: jenen Knotenpunkt, der sowol die Wasserstraße nach Suakim, wie die nördlichen Verbindungen mit Aegypten beherrscht. Oberst Steward, Gordon's Genosse, hat bei der Fahrt von Berber nach Dongola Schiffbruch gelitten und ist von den Arabern meuchlings ermordet worden. Das ist aber auch die einzige Unheilskunde, die aus dem Süden kam, da sonst alle Nachrichten günstig lauten, und auch diese ist nicht vollständig verbürgt. Gordon schlägt die Anhänger des Mahdi überall aufs Haupt: es scheint, daß den Truppen des letztern jede feste Organisation fehlt, und daß der Führer selbst in der Ferne weilt.

In England selbst rechnet das Gladstone'sche Cabinet nach dem Zusammentritt des Parlaments auf einen entscheidenden Sieg über die widerspenstigen Lords, welche gegen die Erweiterung des Wahlrechts, gegen die Franchise-Bill unausgesetzt agitiren, nachdem sie dieselbe in der letzten Sitzung zurückgewiesen hatten. So sehr die auswärtige Politik Gladstone's als Ausfluß englischer Rücksichtslosigkeit und Selbstüberhebung in Europa verurtheilt werden mag: so ist er doch in seiner innern Politik der Vorkämpfer vernünftiger Principien, durch welche die englische Verfassung denen des Continents genähert und von veralteten Privilegien und exclusiven Einschränkungen gesäubert werden soll. Die Parlamentsgeschichte dieses Jahrhunderts zeigt, mit welcher Zähigkeit das vielfach beschränkte Wahlrecht der englischen Nation von den bevorrechteten Klassen vertheidigt wird, wie um jede Erweiterung desselben Schritt für Schritt gekämpft werden muß. Die Franchise-Bill bildet die neueste Etappe in diesem Kampf: sie verlangt, daß das Wahlrecht auch den kleinen Pächtern und ländlichen Arbeitern zugestanden werde, nicht blos den Haus- und Grundbesitzern, den städtischen Miethern und größern Pächtern. Das Cabinet hat gleichzeitig eine Neueintheilung der Wahlkreise ausgearbeitet, will aber diese Bill nicht eher vorlegen, als bis die Wahlrechtsbill angenommen worden ist. Daran klammern sich die Lords der Opposition: sie verlangen die gleichzeitige Vorlage der beiden Bills; übrigens soll durch eine Indiscretion jene Neueintheilung der Wahlbezirke bereits bekannt geworden sein. Es handelt sich bei dieser Frage nur um Maßregeln parlamentarischer Taktik: denn im Grunde ist das Verlangen der Lords, daß die beiden offenbar zusammengehörigen Bills gleichzeitig vorgelegt würden, vollkommen berechtigt. Diese zweite Bill würde die erste vielleicht annehmbarer machen: doch Gladstone wünscht eine glatte, principielle Entscheidung, um eine abermalige Ablehnung der Wahlrechtsbill zu einem Sturmbock gegen das Oberhaus zu machen. Jedenfalls wird die nächste Session des Parlaments, das bei der Fortdauer der Krisis mit der Auflösung bedroht ist, interessante Debatten bringen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Torso.

Novelle

von

Konrad Telmann.

(Schluß.)

III.

Die vortheilhafte Wandlung, die mit Günther vorgegangen war, übte einen immer wohlthuendern Eindruck auf mich aus. Es war herzergreifend, zu sehen, wie der Künstler wieder voll in ihm erwachte, wie er sich in glühendem Schaffenseifer auf sein Werk stürzte, wie er ganz in seinen Ideen und Plänen aufging. Wenn er früher darauf verzichtet hatte, überhaupt als Epigone etwas Nennenswerthes hervorbringen zu können, meinte er jetzt, daß eine neue Blütezeit der modernen Kunst unmittelbar bevorstehe, und hielt sich für berufen, werkthätig an der Herbeiführung derselben theilzunehmen. Er wäre jetzt vor keiner noch so titanenhaften Aufgabe mehr zurückgeschreckt, seine Kräfte wuchsen während der Arbeit, und sein Glaube an sich selbst verlieh ihm Flügel, die ihn zur Sonne emportragen mußten. Dabei war doch nichts von Selbstüberschätzung oder Eitelkeit in ihm, keine Ruhmrederei oder Prahlsucht; er sah nur mit wachsender Befriedigung, wessen er fähig war, und der so lange zurückgedämmte Strom seiner Schaffenslust durchbrach endlich in jähem Ungestüm die unnatürlichen Schranken. Mich verlangte sehr danach, endlich einen Blick in sein Atelier thun zu dürfen; kam es doch manchmal trotz all des hoffnungsvollen Frohsinnes, den Günther an den Tag legte, wie Angst über mich, Signora Cornelia könne noch überdies ihr Opfer vergeblich bringen, und der Torso werde die Meisterschaft nicht erringen, nach der er strebte.

Nach mancherlei Fehlbitten gewährte mir Günther endlich den Zutritt zu seinem Studio. Das Thonmodell, das er unverzüglich in Marmor ausführen wollte, war gerade fertig geworden. Er führte mich schweigend an meinen Platz zwischen den beiden hohen, verhängten Fenstern und löste behutsam die nassen Tücher, mit denen das kolossale Monument verhüllt war. Dann ging er ohne ein weiteres Wort hinaus. Von meinen Lippen aber brach sich gleichzeitig ein Ausruf der Bewunderung Bahn. Es war etwas so Sieghaftes, so unmittelbar Hinreißendes in dieser mächtigen, leuchtend schönen Frauengestalt, daß ich schon von ihr erfüllt

Digitized by Google

war, ehe ich noch zu einem beurtheilenden Blick hatte kommen können. Und als ich dann im einzelnen zu prüfen und das Gewordene mit dem zu vergleichen begann, was nach Günther's mir gegenüber gemachten Andeutungen und Entwürfen hatte werden sollen, da schwand jener erste Eindruck nicht etwa, sondern wurde nur vertieft und gleichsam verinnerlicht; ich wurde mir nur klarer bewußt, weshalb ich die Statue bewundert hatte und bewundern mußte. Günther's Auffassung war eine eigenthümliche: er stellte sich die Kunst als eine gewaltige, durch ihre unangreifbare Hoheit alles bezwingende Frauengestalt vor, die nicht nur Segen zu verbreiten und still zu beglücken vermag, sondern auch in ihrer Majestät Andacht und Verehrung gebieterisch fordert. Und diese Doppeleigenschaft ihres Wesens hatte er in seiner Figur mit aller Feinheit und allem Zauber einer virtuosen Technik so überzeugend zum Ausdruck gebracht, daß man meinte, eine andere Auffassung sei fortan überhaupt nicht mehr möglich. Ein strahlend schönes Götterbild, das zum Segen wie zum Fluch für den werden kann, der es anbetet, das nicht nur verschwiegene Anerkennung erflehen, sondern sieghaft sich aller fühlenden Herzen bemächtigen will: so stand die Idealfigur im griechischen Peplon, das Hals, Busen und Arme freiließ, auf ihrem Postament, mit der Hand auf den Himmel deutend, den nur sie ihren Gläubigen erschließen konnte und wollte. Sie trug bis ins Kleinste die Gesichtszüge Signora Cornelia's; es lag beinahe etwas Schreckhaftes für mich in dieser Aehnlichkeit, die doch wieder noch vergöttlicht zu sein schien. Auch Haltung und Ausdruck der Statue waren genau der Wirklichkeit nachgebildet, nur ins Uebermenschliche hineingerückt und idealisirt.

Ich stand lange im Anschauen versunken vor dem Thongebilde, und je länger ich seine leuchtende Hoheit auf mich einwirken ließ, desto tiefer ward ich dadurch ergriffen. Es handelte sich hier nicht um einen für den Moment berechneten Effect der Technik, um kein Blendwerk, das für Minuten gefangen nimmt und uns dann wieder kalt aus seinem Bann entläßt: hier fühlte ich mich von dem gleichen Schauer des Göttlichen umweht, wie in den Sälen des Vaticans; hier übte ein volles und echtes Kunstwerk seinen reinen Zauber auf mich aus. Als ich ruhiger geworden war und noch einmal alle Einzelheiten der Kolossalfigur, auch die allegorischen Putten, die am Sockel angebracht werden sollten, prüfend überblickt hatte, ging ich zu Günther Wallberg in sein Wohnzimmer hinüber und drückte ihm schweigend die Hände.

Er verstand mich, und seine Augen leuchteten in stolzem Feuer auf. „Kein Torso mehr, nicht wahr?" sagte er, „jetzt kein Torso mehr?"

„Nein", erwiderte ich tief bewegt, „der Bann ist gebrochen. Deine Statue der Kunst ist vollendet bis ins Kleinste und wird kein Torso bleiben, sondern den Namen ihres Schöpfers in alle Welt hinaus verkünden, dessen bin ich gewiß. Du hast deine Voraussagungen wahr gemacht und bist ein Künstler geworden, ein großer, wahrer Künstler!"

In jener Stunde gedachte ich des Opfers nicht einmal, das Frau Cornelia dem Torso gebracht, oder wenn ich's that, glaubte ich doch wol, daß es mit Recht für ihn und um solchen Preis gebracht worden sei. Die sieghafte Schönheit des Monuments hatte alle andern Gedanken und Empfindungen in mir ertödtet.

Digitized by Google

Günther ging nun ohne Zaudern daran, sein Werk in Marmor auszuführen. Im Fall ihm der erste Preis in der Concurrenz wirklich entgehen sollte, durfte er doch ohne weiteres darauf rechnen, seine Figur anderswo zu verwerthen; um aber alle Vorzüge derselben im hellsten Licht erscheinen zu lassen, mußte sie gleich in strahlender Marmorschöne sich den Augen der prüfenden Menge darbieten. Ihm selber erschien sie unvollkommen, solange sie ihre abschließende Gestaltung noch nicht angenommen, und wie ein fieberhafter Eifer beseelte ihn der Wunsch, endgültig durch eine vollendete Marmorstatue erst ganz seiner unglückseligen Torsoexistenz ein Ende zu machen. Bis das geschehen, meinte er immer noch, daß irgendein neidischer Dämon ihn an der Erreichung des letzten Zieles seiner Selbstbefreiung werde hindern können. Und so hielt ihn denn nichts davon ab, sein Thonmodell, ohne einen Auftrag dazu abzuwarten, in carrarischen Marmor umzubilden; die Statue sollte, zur sofortigen Aufstellung fertig und jeder Abänderung unzugänglich, zur Concurrenz eingesandt werden, um so oder gar nicht die Stimmen für sich zu gewinnen.

Neben dieser, im Grunde durch eine Laune veranlaßten Arbeit, deren Vollendung ungewöhnlich beschleunigt werden mußte, beschäftigten Günther aber auch schon wieder neue Pläne und Entwürfe. Er war mitten in der angestrengtesten, künstlerischen Thätigkeit, gönnte sich keinerlei Ruhe und schien die Versäumniß der letzten Jahre durch verdoppelte Arbeit wieder einbringen zu wollen. Was hinter ihm lag, war vergessen, er fühlte sich jetzt, und jeder Zweifel am Erfolg seines Schaffens blieb ihm fern. Es währte nicht mehr lange, bis er mir mittheilte, er habe eine Ariadne in Angriff genommen, und Signora Cornelia werde ihm abermals Modell stehen.

Frau Cornelia selber, die das drückende Gefühl, in mir einen Mitwisser ihres Geheimnisses zu sehen, überwunden zu haben schien, blieb sich immer gleich in ihrer stillen, ernsten Ruhe und Hoheit. Nur wenn ich die Rede auf Günther Wallberg brachte, ging ein besonderes Leuchten durch ihre großen Heraaugen hin, und gleich danach senkte sie die Wimpern wieder zur Erde und nur ihre Lippen lächelten, wie in träumerischem Glück. Wenn ich je, um mir selber Beruhigung einzusprechen, daran gezweifelt hatte, daß diese Frau den Künstler liebe, zu dessen Modell sie sich herabwürdigte: in solchen Augenblicken zweifelte ich nicht daran, und mein Herz wurde mir schwer bei der Gewißheit, die sich mir hier bot. Aber es war auch natürlich, daß ich mich mehr und mehr an den Gedanken anklammerte, diese beiden Menschen, die sich unter so eigenthümlichen Verhältnissen zusammengefunden hatten und gemeinsam der Erreichung eines großen, idealen Zieles zustrebten, würden sich früher oder später dennoch für immer vereinigen; der Künstler würde sein Modell, von dem er sich nun wol nicht mehr trennen konnte, lieben lernen, und miteinander verbunden könnten Günther und Cornelia des Geredes spotten. Ich vertraute dabei dem still waltenden Zauber, den Cornelia's Wesen und den gemeinsame Stunden reinen, künstlerischen Genießens auf ein so empfängliches Herz ausüben mußten, als es das des Torso war.

Inzwischen gedieh die Marmorstatue der Kunst ihrer Vollendung entgegen, und Günther konnte mich eines Tages mit berechtigtem Stolz in sein Atelier

Digitized by Google

führen, damit ich sie zum letzten mal sah, ehe die Augen anderer darauf ruhen durften. In ihrer leuchtenden Marmorschönheit wirkte die Kolossalfigur noch mächtiger auf mich ein als zuvor, und ich begriff das sieghafte Selbstbewußtsein, mit dem Günther sie an meiner Seite betrachtete, ganz. Hatte er seine kühnen Worte doch nun mit dem Meißel voll zur Wahrheit gemacht, nachdem man ihm die Bedingungen erfüllt, die er gestellt hatte und deren ursprüngliche Unerfüllbarkeit nur wie ein Deckmantel seiner Unfähigkeit erschienen war. Sein Genius redete in diesem Marmor laut und deutlich zu aller Welt. Von Stund' an konnte der Name Günther Wallberg nicht mehr im Dunkel verschwinden, man mußte sich in kunstverständigen Kreisen mit ihm vertraut machen und erkennen, daß man ihn zu früh zu den Todten, zu den Verkommenen gerechnet hatte. Das alles ging in diesen Minuten wol an Günther's Seele vorüber, und sein flammender Blick verrieth das Hochgefühl, das seine Brust dabei schwellte.

„Der Bann ist gelöst!" sagte er, und ich fügte hinzu: „Für immer; Glückauf!" Dann wanderte die Statue in das Ausstellungsgebäude, wo sie mit allen andern Concurrenzarbeiten täglich für mehrere Stunden der Besichtigung des hauptstädtischen Publikums zugänglich war, und die Jury, in deren Händen die Entscheidung lag, trat zusammen.

Günther, der sich mit allem Eifer auf sein neues Werk, die Ariadne, warf, schien sich um das Schicksal seiner „Kunst" wenig zu kümmern. Desto emsiger forschte ich an seiner Statt nach dem Eindruck, den sie erregte; war es mir doch, als hätte ich selber einen bescheidenen Theil an ihr. Und da erfuhr ich denn bald genug, daß ich mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht hatte. Günther's Statue erweckte allgemeines Aufsehen, ja, Bewunderung und Enthusiasmus. Schon lange vor der Jury hatte die öffentliche Meinung sich dafür entschieden, daß sie das bedeutendste Werk der Ausstellung sei, daß in Günther Wallberg ein neuer, glanzvoller Stern am römischen Kunsthimmel aufgegangen sei. Die Blätter sprachen in Ausdrücken der höchsten Anerkennung davon; die Menge, die sich täglich in den Besuchsstunden davor ansammelte, machte ihrem Beifall in lauten, südlich-lebhaften Aeußerungen Luft, und gewiegte Künstler, wie der alte Sor Edmondo Rovetta, mit dem ich mehrmals zusammentraf, erklärten Günther's „Kunst" für ein Meisterwerk der Verschmelzung italienisch-moderner Technik und deutsch-idealer Auffassung. Günther's Name war bald in aller Munde, und es gehörte zum guten Ton, sein Werk zu besichtigen, in den Salons darüber zu sprechen. Der unbekannte Tedesco war plötzlich zum Liebling der vornehmen römischen Gesellschaft geworden, und man geizte nach der Ehre, ihn bei sich zu empfangen.

Daneben aber blieb auch das andere nicht aus, das Camillo Torlani und ich selber gefürchtet hatten. Die unbezwingbare Neugier der Südländer forschte nach dem Modell, dem der Künstler die Reize seiner Statue nachgeformt hatte; man war sich klar darüber, daß keins der gewerbsmäßigen römischen Modellmädchen ihm zum Vorbilde gedient haben könne, man erging sich in allerlei abenteuerlichen Vermuthungen, und ehrgeizige oder misgünstige Collegen des berühmt gewordenen Künstlers setzten alles daran, des gleichen Modells habhaft zu werden, indeß sie lärmend behaupteten, in solchem Falle das Gleiche leisten zu können wie der Torso.

Digitized by Google

Wenn nun Signora Cornelia auch nichts weniger als stadtbekannt war, so gab es doch immerhin Leute genug, die sie, sei es näher oder nur von Ansehen, kannten, zumal ihre Schönheit jedem hatte auffallen müssen und ihr eigenes, trauriges Geschick in gewissen Kreisen ebenso wenig verborgen geblieben war, als das Los ihres Bruders, von dem man sich mancherlei Wahres und Falsches erzählte. Genug: es währte eine Zeit lang, bis man auf die richtige Spur kam, und bis dahin wurden viel absonderliche Gerüchte in Umlauf gesetzt, aber man gelangte schließlich doch auf diese Spur, und der Name Cornelia Torlani war in vieler Munde, um bald mit Bewunderung, bald mit Neid, bald mit sittlicher Entrüstung genannt zu werden; selbst die Blätter nahmen zum Theil Notiz von der interessanten Entdeckung, wenn sie auch die vollen Namen verschwiegen. Meine Freude, Günther Wallberg am Endziel seiner Wünsche zu sehen — auch die deutschen Journale beschäftigten sich jetzt lebhaft mit ihm, wie mit einem Wiedererstandenen, den allgemeiner Jubel begrüßte — wurde durch diesen Zwischenfall ernstlich getrübt. Camillo Torlani wagte ich in dieser Zeit gar nicht zu begegnen. Wenn er auch ziemlich weltabgeschieden lebte, mußte die traurige Thatsache, daß seine Schwester durch den Torso in das Gerede der Leute gebracht worden war, gerade wie er es befürchtet hatte, doch früher oder später bis zu ihm dringen, und sowenig ich mir's selber gestehen mochte, ich fürchtete mich beinahe vor dem wilden Ausbruch elementarer Leidenschaft, der dann bei ihm zu erwarten stand. Dafür wollte ich mit Günther selber ernstliche Rücksprache nehmen; im geheimen hoffte ich, es möchte zwischen den beiden indessen so weit gediehen sein, daß es nur noch dieses äußern Anstoßes bedurfte, um sie zusammenzuführen.

Günther hatte sich während all der Zeit kaum aus seinem Atelier hinausgewagt. Er war eifrig über seiner Ariadne her und durchforschte zwar die Zeitungen nach all den lobenden Recensionen, die sie ihm brachten, aber er scheute sich davor, sie Auge in Auge mit anhören zu sollen. Es kam ihm vor, als habe er sich zu schämen, daß er erst so spät zu ihnen Veranlassung gegeben, und er müsse den Fragen nach dem Weshalb? und Wie? thunlichst ausweichen. Ich händigte ihm ein paar deutsche Blätter ein, die er noch nicht gesehen hatte und in denen von der maßgebenden Kunstkritik mittels römischer Correspondenzen seine Statue als ein Werk von geradezu epochemachender Bedeutung aufgeführt wurde. Das that ihm sichtlich wohl und stimmte ihn weich. Dann lenkte ich das Gespräch auf den Zeitungsklatsch hinüber, soweit er Signora Cornelia betraf.

Er hatte schon selber davon gelesen, wurde ernst und krauste unmuthig die Stirn, als ich ihm vorhielt, daß nun alles gekommen sei, wie ich vorausgesehen. Er hatte sich das bereits eingestanden und war sehr nachdenklich dabei geworden. „Es ist wahr", sagte er, „ich habe sie compromittirt, habe bei der Erfüllung meines eigenen brennenden Wunsches nicht an sie und nicht an die Menschen gedacht, die alles unterschiedlos begeifern müssen, was sie nicht verstehen, was sie nicht zu würdigen im Stande sind. Es war sehr selbstsüchtig von mir gehandelt, sehr unbesonnen, aber — es ist nun einmal geschehen; ich beklage es um Cornelia's willen, es ekelt mir vor den Leuten, die da alles in den Koth ziehen, doch das

Digitized by Google

wird vorübergehen, es wird nicht von langer Dauer sein, man wird andere interessantere Dinge wieder in den Vordergrund treten lassen, und dann —"

Ich schüttelte den Kopf. „Dann —", unterbrach ich ihn, „da du fortfährst, Frau Cornelia's Opfer anzunehmen, ihren hochherzigen Irrthum zu misbrauchen, sollt' ich sagen, wird man immer wieder darauf zurückkommen, sie zu verleumden, ja, endlich mit Fingern auf sie zeigen, als auf eine Frau, die es wagt, aller Sitte und allem Anstand öffentlich Hohn zu sprechen. Willst du es auf einen so ungleichen Kampf, zwei gegen alle, überhaupt ankommen lassen, sie einem solchen preisgeben? Das ist unmöglich, Günther. Nimm nur den einen Fall: Frau Cornelia liebt und wird wieder geliebt. Früher oder später muß es ja dahin kommen. Glaubst du, daß ein Mann die Frau begehren könnte, die einem jungen Künstler in den verschiedentlichsten Posen Modell gestanden hat, von der alle Welt mit cynischem Lächeln zu reden wagt, deren marmorne Abbilder durch alle Welt hin verbreitet sind? Ein Mann von Ehre würde es schwerlich thun, und wenn über Frau Cornelia einmal die Erkenntniß kommt, daß ihr unbedachter Schritt jedem spätern Lebensglück hemmend in den Weg treten muß, was dann? Was hast du ihr dann zum Ersatz zu bieten? Deine eigene Berühmtheit, an der sie mit geholfen hat, und von der doch kein Strahl auf sie zurückfällt?"

Günther hatte mir, den Kopf in seine beiden Arme begraben, zugehört; er schien betroffen und unruhig. „Was verlangst du also von mir?" fragte er mich endlich leise, ohne mich anzusehen.

„Das wirst du dir selber sagen können."

Er blickte mich scheu an, wollte etwas sagen und unterdrückte es wieder. Offenbar hatte ihn der Gedanke, den ich hegte, schon selber beschäftigt, und nun, da er sah, daß ich ihm nichts anderes zu rathen hatte, stürmte er doppelt machtvoll auf ihn ein. Er durchmaß das Zimmer eine Weile mit raschen, hallenden Schritten, blieb dann vor mir stehen, legte mir seine beiden Hände auf die Schultern und sagte weich: „Ich danke dir, Rudolf. Es ist mir schon selber klar geworden, daß ich es thun muß, und — du kannst mir glauben, nicht aus Eigennutz, damit ich eines solchen Modells nicht verlustig gehe, sondern ich habe sie wirklich lieb, wie könnte das anders sein? Und ihre Opferwilligkeit hat mich gerührt; wenn ich aber trotzdem zögerte, nicht wollte und nicht konnte, so geschah's, weil ich, weil jene andere noch immer — ich habe dir ja davon erzählt, ich fühlte mich eben gebunden, und — so seiner Jugendliebe untreu werden, siehst du, das ist mir immer als der schnödeste Verrath von allen erschienen, ein Aufgeben unsers bessern Selbst, unsers ureigensten Wesens; ich war in meinen Augen nicht frei, ich konnte nicht darüber hinaus. Wenn denn freilich die äußern Verhältnisse mich zwingen, wenn es als ein einfaches Gebot der Ehre sich herausstellt — aber darüber laß uns nicht jetzt und nicht heute weiter reden, das muß ich in mir selber zu Ende bringen. Wenn ich mir über mich selbst erst volle Klarheit verschafft habe, wenn ich weiß, daß auch Cornelia — denn entbehren kann ich sie nicht, das fühle ich; wäre es einmal mit dem Modellstehen zu Ende, so würde ich auch wieder in meine alte Unthätigkeit zurücksinken; wenn also auch sie — dann vielleicht. Aber du siehst, ich bringe jetzt keinen vernünftigen Satz zu Ende. Gib dich also

Digitized by Google

vorläufig zufrieden! Und da der Tag so blau und so sonnengoldig ist, laß uns vor das Thor hinaus, auf die Appische Straße, oder wohin du sonst willst, und versprich mir, während des ganzen Weges nicht von Frau Cornelia zu reden! Willst du?"

Da ich mit dem Ergebniß unserer Unterredung vorläufig voll zufrieden sein konnte, schlug ich ein, und wir fuhren in den leuchtenden Winternachmittag hinaus, am Forum vorüber durch den Konstantinsbogen zur Porta San-Sebastiano und weiter bis zum Anfang der antiken Straße. Dort verließen wir unsern Wagen und wanderten auf dem uralten Steinpflaster mit seinen ausgefahrenen Gleisen zwischen den zahllosen Grabtrümmern hin, die zur Rechten und zur Linken des Weges aufragten, den Blick in die Campagna hinausgewandt, die, vom blauduftigen Gebirge begrenzt, mit den malerischen Bogenruinen der Aqua Marcia und Claudia sich sonnenübergoldet vor uns und um uns hindehnte. Die eigenthümliche Campagnastimmung, die uns auf diesem, wie auf manch andern Wegen, schon so oft Herz und Sinne umstrickt hatte, machte auch heute ihren Zauber wieder auf uns geltend. Wir sprachen von Deutschland, von unserer Jugend, von manch kindischem Traum, der unsere Seelen beglückt hatte.

So waren wir weiter und weiter hinausgewandert, bis wir uns endlich bei der Tor di Selce angelangt sahen, dem alten Basaltthurm, den einst Normannen auf einem antiken Römergrabe errichtet. Dort ließen wir uns zur Rast nieder, sandten einen barfüßigen Buben, der sich in der Nähe herumtrieb, nach dem unweit gelegenen Casale rotondo, einem auf einer Gräberbasis errichteten kleinen Gehöft, und ließen uns von dort Wein und Orangen holen, die man uns bereitwilligst abließ. Dann lagerten wir und hielten unser bescheidenes Mahl und stießen auf Deutschland an und waren guter Dinge, während uns die römische Sonne eine wundersame, erhabene Welt in der Runde beleuchtete.

Erst das Heranrollen eines Wagens auf dem antiken Lavapflaster störte uns in unserer behaglich-poetischen Ruhe. Das Gefährt hielt, und ein paar Damen in Trauerkleidung entstiegen demselben, um geraden Weges auf unsern Thurm zuzusteuern. Die eine, klein, ältlich und corpulent, bot keinerlei Interesse für mich, aber um so mehr fesselte mich die andere, mit so indignirter Miene ich ihrem Kommen auch ursprünglich zugesehen hatte. Englische Touristinnen, die ich in ihnen vermuthete, kamen uns jetzt wahrlich ungelegener als je, und das rothe Reisehandbuch, das ich unter dem Arm der ältern gewahrte, stimmte mich vollends sarkastisch. Wie die jüngere nun jedoch unweit von uns ihren Schleier zurückschlug und als sie stehen blieb, ihre schlanke, biegsame Gestalt sich in reizvollem Umriß vom Hintergrunde des tiefblauen Campagnahimmels abhob, da enthüllten sich meinen Blicken so anmuthige Züge und Linien, ein so feines, süßes Mädchenantlitz mit lichtblauen Augensternen und goldigbraunem Ringelgelock, das sich weich und duftig um Stirn und Schläfen schmiegte, daß ich einen Ausruf freudigen Erstaunens nicht zu unterdrücken vermochte. Ja, ich starrte ihr so unverwandt gerade ins Gesicht, daß sie erröthend ihre Stirn zur Seite kehrte und nicht übel Lust zu haben schien, wieder umzudrehen. Aber ihre Begleiterin war schon mit rüstigen Schritten voraufgeeilt, schlug vor glückseliger Ueberraschung ihre kleinen, fetten,

Digitized by Google

in Filethandschuhen steckenden Hände zusammen und rief ihr zu: „Hier ist's erst köstlich, Marga, hier komm' her, welche Tinten, welche Beleuchtung! Ja, so, so haben wir's oft auf Bildern gesehen und wollten's kaum glauben, daß es wirklich so sein könnte. Aber es ist so, es ist so, sieh doch nur, da — dort."

Und das junge Mädchen eilte dem enthusiastischen Lockruf nach, während ich mich nach Günther umsah und ihm zuflüsterte: „Ein entzückendes Kind." Der aber hörte nicht auf mich. Er war plötzlich kerzengerade in die Höhe gefahren und starrte der jugendlichen Gestalt, die da elastischen Schrittes über die Campagna hineilte, nach, wie einer Geistererscheinung. Er war blaß geworden, und ein irres Feuer glühte in seinen Augen auf.

„Was ist dir?" fragte ich erstaunt, „kennst du die Damen?"

Er gab mir abermals keine Antwort, sondern strich sich mit der Hand ein paarmal über die Stirn hin, als ob er einen lästigen Gedanken von dort verscheuchen oder sich aus einem Traum in die Wirklichkeit zurückrufen wolle. Dann nahmen seine Blicke wiederum die gleiche Richtung wie vorher, und nach einer Minute innern Kampfes verließ er seinen Platz und trat hastig auf die beiden Frauen zu. Ich blickte ihm erstaunt nach, sah, wie er, mit dem Hut in der Hand, herankam, wie die jüngere von den Damen erschrocken bei seiner Annäherung zurückfuhr, die ältere ihn durch ihr Lorgnon musterte, und hörte die letztere dann ausrufen: „Herr Wallberg! Bei allen Heiligen, Herr Wallberg! Nun, das nenne ich einen glücklichen Zufall, eine Fügung des Himmels, und hier in dieser poetisch-erhabenen Scenerie müssen wir uns nach sechs Jahren wiedersehen! Sind es nicht sechs Jahre, Herr Wallberg? Und was alles in ihnen geschehen ist, o, so vieles, so vieles, und meist Trauriges! Nur Sie, Sie — wir haben gestern den ganzen Tag von Ihnen gesprochen, wir waren in der Ausstellung und haben Ihre «Kunst» besichtigt, die ja schon Weltruf erlangt hat, welch' ein prächtiges Stück Marmor, Herr Wallberg! Sie sind nun doch noch ein berühmter Mann geworden, nun es kein Mensch in Berlin mehr glauben wollte, über Nacht, allen zur Ueberraschung und zum Schabernack, so war's recht."

Sie lachte herzlich vor sich hin und hielt während der ganzen, confusen Rede Günther's beide Hände in den ihrigen und schnitt ihm jede Möglichkeit ab, nun auch die jüngere Dame zu begrüßen, die bis in die Schläfen hinein erbleicht war und kein Wort über die fest zusammengepreßten Lippen brachte, sondern krampfhaft den Knauf ihres Sonnenschirms umklammert hielt, als ob sie sich darauf stützen müsse. Ich meinestheils sah ein, daß die Discretion von mir verlange, nicht ferner Zeuge dieser Begrüßung zu sein, so gern ich ihr auch gerade jetzt noch beigewohnt hätte, stand auf und wanderte, ohne mich umzusehen, eine Strecke weiter in die Campagna hinein. Dann blieb ich stehen, mich an dem Farbenzauber zu weiden, den die scheidende Sonne auf der leis gewellten Steppe hervorrief; aber meine Gedanken weilten bei den drei Menschen, die ich hinter mir zurückgelassen hatte, und es lag, mir selber unerklärlich, wie eine schwere Ahnung mir auf der Seele.

Nach einer geraumen Weile hörte ich mich bei Namen rufen, und als ich mich umwandte, sah ich Günther mit den Damen mir entgegenkommen. Er führte die

Digitized by Google

ältere, die unaufhörlich auf ihn einredete, am Arm, aber seine Blicke und seine Worte galten der jüngern, die leicht gesenkten Hauptes, wie im Traum, neben ihm herschritt. Ich näherte mich ihnen, und Günther nannte meinen Namen. Dann deutete er auf das junge Mädchen und sagte mit besonderm Nachdruck, als ob er mir etwas ins Gedächtniß zurückrufen wolle: „Fräulein Margarethe Harden — und ihre Tante, Fräulein von Gerlach."

Wir verneigten uns voreinander. Die Damen hatten uns zur Heimkehr Plätze in ihrem Wagen angeboten, und Günther hatte sie angenommen. Als die Tante mich unverzüglich in ein Gespräch verwickelte, während wir dem Wagen zuschritten, blieb Günther, der auf diesen Zeitpunkt nur gewartet zu haben schien, mit dem jungen Mädchen hinter uns zurück. Er sprach so leise auf sie ein, daß ich kein Wort auffing.

„Sie erneuern mit Günther eine berliner Bekanntschaft, nicht wahr, gnädiges Fräulein?" fragte ich die alte Dame inzwischen.

„Ja wohl, ja wohl", fiel sie eifrig ein, „hat er Ihnen nie von uns erzählt? Herr Wallberg war damals fast täglich im Hause meines Schwagers, des Oberstlieutenants Harden, und der Magnet, der ihn dorthin zog, nun, du lieber Gott, das ist ja eben nicht schwer zu errathen gewesen. Was für Hoffnungen setzte damals alle Welt auf den jungen Akademiker, der auch richtig den ersten Preis errang! Nun, nachher wurde es recht seltsam still davon. Rom sei gar keine gute Schule für ihn gewesen, hieß es, er komme offenbar vor allem Anschauen gar nicht zu eigener Thätigkeit, er verliere sich selbst, und wie es denn so weiter ging. Zuletzt zuckte jedermann die Achseln über ihn, und es war am besten, ihn gar nicht mehr zu erwähnen. Nur Eine glaubte an ihn und ließ es sich nicht ausreden, daß er doch noch einmal ein großer Künstler werden müsse, und das war meine Nichte Marga. Ja, sehen Sie, wie es so manchmal geht. Mein Schwager — Gott hab' ihn selig — ist darüber fortgestorben und konnte das Kind nicht dazu bringen, einem von ihren Bewerbern Gehör zu schenken, und da sind wir beide denn zusammengeblieben, und: «Nicht wahr, Tante Lieschen? Wir wollen beide ein paar alte Jungfern zusammen werden, das denk' ich mir reizend!» hat der Unband gesagt, und dann hieß es: «Wir gehen nach Italien, einsame alte Jungfern gehen immer nach Italien, besonders nach Rom.» Und wir sind auch wirklich gegangen. Und da müssen wir nun in Florenz ein Blatt in die Hände bekommen, darin steht wirklich und wahrhaftig, Günther Wallberg sei ein berühmter Bildhauer geworden, ein neuer Michel Angelo oder Donatello, oder was weiß ich? Nun, da hatte sie ja also recht gehabt mit ihrer kindischen Prophezeiung und Zuversicht. Und dann kamen wir nach Rom, vorgestern Abend, und gestern gleich in die Kunstausstellung und, — nun, das ist ja in der That eine ganz gewaltige Frauensperson, nur ein klein bischen mehr sollte sie angezogen haben; aber sie sagen ja, es müsse so sein und es sei etwas Außerordentliches, und wir haben ja denn nun auch unsere Freude daran gehabt und konnten uns gar nicht wieder davon trennen. «Ob wir ihn wol bald selber sehen werden?» hab' ich dann gesagt, «ob er uns wol noch wiederkennt? Oder ob er zu stolz dazu sein wird? Und ob er wol verheirathet ist? Wahrscheinlich mit einer Trasteverinerin, denn

Digitized by Google

die sollen ja ganz teufelmäßig hübsch sein?» und was man denn so weiter hinschwätzt. Nun, und da fahren wir heute in die antike Gräberstraße hinaus, die soll ja ganz einzig in ihrer Art sein und macht auch wirklich einen ganz merkwürdigen Eindruck, und da steht er leibhaftig vor uns und grüßt uns und ist ganz der Alte. Nein, was ich aber erschrocken bin, als er da Guten Tag! sagt, und das Kind nun erst gar! Wo ist denn das Kind? Ach so, hm, ja." Sie wandte sich um und setzte dann augenzwinkernd und mit einer bedeutungsvollen Kopfbewegung nach den beiden, die hinter uns gingen, hinzu: „Die scheinen sich ja schnell genug wieder verständigt zu haben", und leiser scholl es hinterdrein: „Mit dem Zusammenleben als alte Jungfern wird es ja nun auch wol nichts mehr werden!"

Indeß hatten wir den Wagen erreicht und stiegen ein. Günther hatte mir zwar seinerzeit nur den Vornamen des Mädchens genannt, das er bei seiner Abreise von Berlin als seine Braut betrachtet hatte und das er heimholen wollte, sobald er sich aus eigener Kraft zu einem tüchtigen Bildhauer emporgeschwungen; aber ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich in Fräulein Margarethe Harden dieses Mädchen vor mir habe, und wenn es an den erläuternden Worten Tante Lieschen's noch nicht genug gewesen wäre, um mich darüber aufzuklären, so hätte ein Blick auf diese beiden jungen, glückstrahlenden Gesichter ein Uebriges gethan. Ja, Tante Lieschen hatte offenbar recht: die beiden hatten sich schnell genug wieder verständigt. Ein bischen Groll drüben, und ein bischen Betheuerung hüben, und dann war auf beiden Seiten die Eisrinde in der warmen, römischen Sonne geschmolzen, und angesichts der alten Gräberruinen der Appischen Straße war die junge, heiße, deutsche Liebe wieder aus den Trümmern emporgeblüht; denn keins von beiden hatte sie vergessen, und keins wollte sich selbst durch Grollen und Zürnen den Weg zum Glück versperren, nun der Tag gekommen war, da Zeichen und Wunder geschahen.

Unter mancherlei anregendem Gespräch fuhren wir den Thoren Roms wieder zu und hielten vor dem Hotel Quirinal in der Via Nazionale, wo die Damen Quartier genommen hatten. Man wollte uns auch für den Abend nicht freigeben, und bald saßen wir in dem geschmackvollen Wintergarten des Hotels, in einem lauschigen Winkel unter tropischen Blattpflanzen am kleinen Tische bei einem vortrefflichen Pranzo und unverfälschten Weinen beieinander. Da wurde dann viel auf Deutschland und auf die lustige berliner Zeit und auf Günther's Künstlerzukunft getoastet, und die beiden jungen Leute drückten sich einmal über das andere verstohlen die Hände und sahen sich in die Augen, während Tante Lieschen sich einen ganz, ganz kleinen Spitz trank und dann sehr gerührt wurde und eine lange Rede hielt, auf die keiner hörte und die auch eigentlich nicht recht zu verstehen war.

Jedenfalls aber war es ein sehr fröhliches Mahl, und am Schluß desselben sagte Günther plötzlich: „Wozu wollen wir es noch länger hinausschieben, liebe Marga? Blos, weil wir uns schämen, daß es alles so schnell gegangen ist, und weil man meinen könnte, wir hätten uns übereilt? Nein, denn wir waren vor sechs Jahren vor Gott und unserer beider Herzen schon miteinander verlobt, und

Digitized by Google

das ist eine hinreichend lange Zeit, sollt' ich meinen. Und weil sich die Bedingung, die wir uns damals gegenseitig stellten, inzwischen endlich erfüllt hat, da ich mein erstes Werk vollendet habe, und weil wir durchaus keine Zeit mehr zu versäumen haben, um unsers Glückes theilhaft zu werden, als alte Leute, wie wir's mittlerweile geworden sind, so wollen wir uns nur gleich heute Abend noch Tante Lieschen's Segen erbitten, und, nicht wahr, gnädiges Fräulein, Tante Lieschen, Sie enthalten ihn uns nicht vor?"

Tante Lieschen zog zwar die Stirn sehr kraus, aber der gute Eindruck, den ihre widerspruchslos hingenommene Rede gemacht hatte, stimmte sie weich. Sie weinte heiße Thränen, sodaß sie ihr Taschentuch immer wieder an die Augen führen mußte und vor Schluchzen lange nicht sprechen konnte, dann aber sagte sie: „Ich bin ihre Mutter gewesen, ich darf über sie bestimmen. Lieber Herr Wallberg, Sie sind ein Künstler, Sie haben ein edles Gemüth, ich will sie Ihnen anvertrauen. Eigentlich sollte ich zwar über mancherlei erzürnt sein, denn von der sechsjährigen Verlobung habe ich nie ein Sterbenswörtchen erfahren, und ich sollte ja eine italienische Reise machen, an deren Anfang wir erst stehen, und aus der nun auch gerade was Rechtes werden wird; und nun gar die Versprechungen wegen des Zusammenlebens bis zum Tode, ja, du lieber Gott, wo sind die geblieben? Am ersten Abend schon, es ist wirklich etwas hart. Aber, wie gesagt, ich bin ihre Mutter, ich darf nur an sie und an ihr Glück denken, und wenn es denn nicht anders sein kann, ich habe immer ein Faible für Sie gehabt — seien Sie mir als Schwiegersohn willkommen, lieber Herr Wallberg."

Und unsere Gläser klangen zusammen, während Margarethe Harden vor Scham erglühend ihren goldlockigen Kopf an Günther Wallberg's Schulter verbarg. „Das war ein summarisches Verfahren!" sagte ich, mit dem glückstrahlenden Freunde einen Händedruck tauschend, um meine heftige innere Bewegung zu verstecken, „Glückauf! Glückauf!" Und zu Tante Lieschen gewandt, fügte ich hinzu: „Ich glaube, wir beide sind momentan hier etwas überflüssig, gnädiges Fräulein. Ich wenigstens, ich möchte «in meines Nichts durchbohrendem Gefühl» nicht länger stören, sondern ziehe es vor, zu meinen Penaten heimzukehren. Sie begreifen, daß unsereins ein gewisses Gefühl der Misgunst in sich niederkämpfen muß, wenn er so etwas sieht, und Sie beurlauben mich für heute, nicht wahr? Die beiden da frage ich erst gar nicht."

Tante Lieschen fand es zwar in hohem Grade rücksichtslos, daß ich sie allein lassen wollte, aber sie reichte mir doch schließlich gnädig genug ihre Hand zum Kusse. Ich nickte den beiden Verlobten, die in ihr traumhaftes Glück versunken dasaßen, noch einmal zu und stahl mich dann leise davon. Das Herz war mir voll zum Zerspringen. Als ich in die kalte Nacht hinaustrat, die mit Myriaden blitzender Sterngebilde zu mir niederfunkelte, hatte ich Mühe, Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Das alles war so jäh, so überraschend, so blitzartig schnell gekommen, daß ich meinte, ich müsse es nur geträumt haben. Und doch sah ich alles so deutlich, so greifbar deutlich vor mir, und die in seligem Glanz schimmernden Augen der beiden Liebenden gingen mir nach bis in die Nacht und bis in die Einsamkeit. Wer hätte mir's freilich verdenken können, daß ich mir selber

Digitized by Google

sagte, es wäre alles so gut geworden, wenn dies wundersame Zusammentreffen der beiden Liebenden heute nicht stattgefunden hätte? Günther und Cornelia, ein Paar, das ich mir immer nur als eng und unauflöslich zusammengehörig hatte denken können, würden sich nach dem, was ich heute von den Lippen des Freundes gehört, früher oder später gefunden haben; Günther's Modell wäre für ihn gerettet gewesen, Cornelia hätte den leidenschaftlichen Künstler voll befriedigt und beglückt, ihr eigener Ruf hätte wieder makellos werden können und Günther hätte sich keinerlei Selbstvorwürfe mehr zu machen gehabt. Nun freilich, was sollte nun werden? Noch heute hatte ich von Günther gehört, er fühle, daß er in seine alte Unthätigkeit zurücksinken müsse, wenn man ihm sein Modell raube. Oder konnte dies anmuthige Kind, das er in seinen Armen hielt, auch dem Künstler genügen, dessen schönheitsdurstige Seele sich an Cornelia's classischen Formen geweidet hatte? Und wenn das, wie sollte sich fortan Cornelia's Schicksal gestalten? Gab es für sie noch ein anderes Glück, nun sie Günther für immer aufgeben sollte? Würde sie überhaupt den Muth und die Kraft besitzen, diesen Zusammenbruch aller ihrer im stillen genährten Hoffnungen zu überleben?

Die Nacht ging mir ziemlich schlummerlos hin. Am andern Morgen hatte ich Mühe, mir klar ins Gedächtniß zu rufen, was alles Tags zuvor geschehen war, und daß ich nicht nur geträumt hatte. Stunden hatten hingereicht, um eine kaum faßbare Wandlung der Dinge hervorzurufen. Und doch konnte ich Günther nicht mehr zürnen, sobald ich des süß-verschämten, glücklichen Lächelns gedachte, das Margarethe Harden's liebliches Kinderantlitz so rührend verschönt hatte. Nicht, wie Cornelia, an eine hellenische Göttin, sondern an eine jener herzgewinnenden Frauengestalten erinnerte sie, die uns auf den Bildern Sodoma's, des Rafael von Siena, entzücken. Wer hätte ihr dies Lächeln neiden können? Ich meinestheils wäre nicht im Stande gewesen, es zu trüben.

Ich hielt es heute nicht lange zu Hause aus, verspürte auch keine Lust in mir, meine gewohnten Wanderungen durch die Galerien wieder aufzunehmen, sondern schlenderte durch die Straßen, Günther's Atelier zu. Ich hatte nichts mit ihm zu besprechen, mußte mir sogar sagen, daß meine Anwesenheit ihm peinlich sein könne, da sie ihn an unser gestriges Gespräch erinnern werde, das unserer verhängnißschweren Campagnafahrt voraufgegangen war; aber doch trieb es mich zu ihm. Der Padrone sei nicht zu Hause, sagte mir einer von seinen Sbozzatori, der mir die Atelierthür öffnete, der sei schon am frühen Morgen fortgegangen und habe hinterlassen, daß er vor dem Abend nicht zurückkomme. Vor kurzem sei auch das Modell erschienen, das er auf heute zur Sitzung für die Ariadne herbestellt, und dem habe er einen Brief übergeben, den der Padrone für sie bestimmt habe, wahrscheinlich, um sie für die nächste Zeit zu beurlauben. Das aber scheine einen eigenthümlichen Eindruck auf die Signora gemacht zu haben, denn sie stehe drinnen im Studio vor dem Fenster und starre immerfort das Briefblatt an, das sie in der Hand halte, und rege sich nicht und spreche kein einziges Wort dabei; es sei schier unheimlich mit ihr, und wenn ich ihm den Dienst erweisen wolle, vielleicht mit der Signora zu reden und ihr begreiflich zu machen —

Digitized by Google

Ich unterbrach seinen Redestrom mit einer hastigen, zustimmenden Bewegung, während mir das Blut siedendheiß in Stirn und Schläfen gestiegen war. So war der entscheidende Schlag also wol schon gefallen, unter dem Cornelia's Frauenstärke zusammenbrach. Und wie sollte ich ihr jetzt entgegentreten, wie sie trösten?

Als ich in das Atelier kam, sah ich sie in der Stellung, die der Mann mir beschrieben hatte. Ihre hohe Gestalt hob sich von dem Fenstervorhang ab, durch den ein trübes Licht von draußen hereinbrach. Sie hörte mich nicht kommen oder achtete doch nicht auf mich. Das Briefblatt lag unbeweglich zwischen ihren Fingern, und ihre Augen blickten darauf herab, ohne daß sie doch zu sehen schienen, was es enthielt; eine lähmende Starrheit hatte alle ihre Glieder, alle ihre Sinne befangen. „Signora Cornelia", sagte ich halblaut.

Da lief ihr ein sichtbares Zittern durch den ganzen Körper hin, und sie schüttelte sich, als ob sie die letzten Traumfesseln von sich abstreifen wolle. Ihre Hände bebten, sodaß das Papier, das sie umschlossen hielten, ein knisterndes Geräusch von sich gab. Dabei huschte ihr ein sonderbar irres Lächeln um die Lippen. Sie schien mich nicht zu erkennen. Ich wiederholte meine Anrede. Da wandte sie mir ihr Antlitz zu, ein Antlitz, so marmorbleich und so marmorruhig, wie ich noch nie vorher eins gesehen. „Signora Cornelia", sagte ich zum dritten mal, „was suchen Sie hier noch? Günther Wallberg ist nicht zu Hause."

Sie sah mir gerade ins Gesicht, aber kalt und ohne jeden Ausdruck. „Sie sind's", entgegnete sie, „o, das ist gut. Sie werden mir sagen können —" Ihre Stimme klang weich, sie nahm das Briefblatt in die Höhe und wies mir mit dem Finger eine Stelle darauf. „Ob das wahr ist", fuhr sie dann fort, „ich — mir kommt es so wunderlich vor, ich begreife es nicht recht. Mir ist doch so, als wäre ich erst gestern hier gewesen, und heute, heute sollte — bitte, lesen Sie das einmal. Es steht dort, ich möge ihm verzeihen, er habe gestern seine Braut hier gefunden, die Verlobung sei nunmehr öffentlich geworden; er könne kaum hoffen, daß ich ihm jetzt noch in der bisherigen Weise meine Unterstützung bei seinen Werken leihen werde; er danke mir aber innig dafür, daß ich es bisher gethan, und werde es mir nie vergessen, und er wünsche mir, ich möge bald so glücklich werden, wie er es geworden sei. Ist denn das alles wahr und wirklich, Signor Rodolfo? Gestern —"

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn hin, als ob sie fürchte, ihre Verstandeskräfte ließen sie im Stich. Ich fühlte das innigste Mitleid mit diesem tiefen Schmerz, den sie noch nicht einmal zu fassen vermochte und der doch schon eine versteinernde Wirkung auf sie ausübte. Was aber sollte ich ihr sagen, um sie seine Schwere minder tief empfinden zu lassen?

Ich bat sie, sich neben mir auf einer rothgepolsterten Wandbank niederzulassen, und als sie das gethan hatte, erzählte ich ihr, was gestern geschehen war, in welchem Verhältniß Günther zu Margarethe Harden gestanden, und wie ich das ganze, auch mir traumartig erscheinende Ereigniß auffasse. Ich verschwieg ihr nichts, aber ich setzte auch nichts aus dem Eigenen hinzu. Eine so starke, muthige Frauenseele wie die ihrige, die schon so Schweres ertragen, mußte mit sich selber

Digitized by Google

ins Reine kommen und fertig werden. Mir wäre es wie eine Anmaßung vorgekommen, hätte ich mich in das eindrängen wollen, was ihr Eigenstes war und bleiben mußte.

Sie hörte mir aufmerksam zu; ich war sicher, daß ihr keins meiner Worte entging, aber sie regte sich währenddessen nicht und verrieth nichts von dem, was nun in ihr selber wühlen mochte. Als ich geendet hatte, athmete sie nur einmal so recht aus voller Brust auf und reichte mir dann ruhig ihre Hand. „Ich danke Ihnen", sagte sie, ohne daß ihre Stimme gebebt hätte, „ich danke Ihnen von Herzen, Signor Rodolfo. Da Sie das alles nun so erzählen, ist ja auch nichts Unerklärliches mehr dabei, nur etwas Wundersames, wie es eben der Zufall so oft in unserm Leben zu Wege bringt. Und den Zufall sollen wir ja auch nur für einen Fingerzeig Gottes ansehen. Es ist so gekommen, wie es hat kommen sollen, und daß er meiner nun nicht mehr bedarf, ist natürlich. So kann ich also gehen. Grüßen Sie Ihren Freund von mir, ja, Signor Rodolfo? Ich wünsche ihm alles Glück. A rivederla!"

Sie neigte zu flüchtigem Gruße ihre Stirn vor mir und schickte sich an zu gehen. Ich sagte ihr, daß ich sie begleiten würde. Sie nahm das schweigend auf, und wir schritten nebeneinander her aus dem Hause und weiter durch die Gassen. Mir war's immer, als müsse ich mit ihr reden, aber jedes Wort des Trostes, das ich hätte sagen wollen, wäre mir doch auch wieder als eine Anmaßung erschienen diesem ruhigen, in sich gefesteten Wesen der eigenartigen Frau gegenüber. Mein Schweigen mochte ihr auch nicht auffallen, oder sie wußte kaum, daß ich überhaupt an ihrer Seite blieb. Sie ging so wie im Traum weiter und weiter.

Auf dem Spanischen Platze blieb sie endlich stehen, und es war, als ob sie hier mit einem letzten, schweren Entschlusse ringe. Dann sah sie mich an, und ihr Auge blickte klar und hell, wie nur je, als sie sagte: „Ich danke Ihnen, Signor. Leben Sie wohl — mein Weg führt mich dort hinauf."

Sie wies die große Treppe in die Höhe zu dem Obelisken empor, der vor der Kirche Santa-Trinità de' Monti aufragte. „Sie gehen in die Kirche?" fragte ich.

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Ich habe ein Anliegen im Kloster nebenan. Nochmals: leben Sie wohl!" Sie reichte mir die Hand, die ich ergriff und drückte. Dann sah ich ihr noch eine Weile nach, wie sie kräftigen, elastischen Schrittes die Spanische Treppe emporstieg, und wandte mich endlich zurück, meiner Wohnung zu. Mir war die Seele von schweren Gedanken belastet.

Erst am Abend rief mich eine Botschaft Günther's in das Hotel Quirinal. Ich fand ihn, seine Braut und Tante Lieschen in der fröhlichsten Stimmung. Im Laufe des Tages war der Spruch der Jury bekannt geworden und einstimmig der erste Preis Günther's Statue zugefallen. Er nahm das für ein günstiges Omen, daß seine Wiedervereinigung mit der verlorenen Jugendgeliebten ihm auch als Künstler zum Heil ausschlagen werde. Man hatte den Tag gemeinsam verschwärmt, und die lockendsten Zukunftspläne waren allseitig entworfen worden. Nun vereinte uns wieder ein heiteres Mahl, bei dem viel geschwatzt und gelacht

Digitized by Google

wurde, und von dem, was ein einsames, verstoßenes Frauenherz heute litt und weinte, war beim Klirren des Tafelgeräthes und beim Klingen der Gläser nicht die Rede. Nur ich konnte zu keiner ungetrübten Stimmung kommen, denn Frau Cornelia's Worte mit ihrem tieftraurigen Klange zitterten mir in der Seele nach.

Auch während der folgenden Tage vergaß ich sie nicht. Aber mit Günther von ihr zu sprechen war mir unmöglich. Ueberdies sah ich ihn kaum mehr allein. Dagegen kämpfte ich lange mit dem Entschluß, in das kleine Haus am Monte Mario zu wandern, um mich selbst von Cornelia's wiedergewonnener Ruhe zu überzeugen und mit Camillo Torlani von dem zu sprechen, was geschehen war und was alle unsere frühern Befürchtungen wahrmachen zu wollen schien. Aber die Scheu, mit dem leidenschaftlichen Manne jetzt zusammenzutreffen, hielt mich immer wieder von dem Gange zurück, den meine Theilnahme für Cornelia's Geschick von mir forderte.

Als ich endlich mich doch entschloß, die Geschwister aufzusuchen, fand ich niemand zu Hause und die Thür verriegelt. Ich mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren. Da ich ein für allemal abends ins Hotel Quirinal geladen war, machte ich mich dorthin auf den Weg. Ich war langsam gegangen und die Dämmerung war schon hereingebrochen, als ich die Via Nazionale entlang schlenderte. Da löste sich plötzlich in der Nähe des Hotels eine dunkle Gestalt von den hellen Häuserfronten ab und kam raschen Ganges gerade auf mich zu. Erst als sie dicht vor mir stand, erkannte ich zu meiner Ueberraschung Camillo Torlani.

„Sie hier?" fragte ich, ihm die Hand entgegenstreckend, „ich komme von Ihnen."

Er sah mich mit düsterm, fast wildem Blick an. Seine Züge, auf die das matte Licht einer Laterne fiel, erschienen mir verzerrt, ein grausam-spöttisches Lächeln lagerte um seine Lippen. „Was wollen Sie von mir?" fragte er herb, „mir condoliren? Meinen Sie, es verlangte mich danach? Oder ich könnte Ihr Mitleid nur überhaupt ertragen?"

Ich fuhr betroffen bei seinem Ton zurück. „Eine Frau, wie Signora Cornelia, bemitleidet man nicht, man bewundert sie", entgegnete ich. „Ihr galt mein Besuch vor allem."

Ein irres Lachen brach sich von seinen Lippen Bahn. „Ihr?" stieß er aus, „ihr? So wissen Sie denn nicht —"

„Was?" fragte ich, von einer furchtbaren Ahnung durchzuckt, und ergriff seinen Arm mit meinen beiden Händen.

Er schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf, und als ob er meine Gedanken errathen habe, sagte er: „Nein, nein, nicht das — dessen wäre sie nie fähig gewesen, sie ist zu fromm dazu. Aber ebendeshalb — und Sie wußten es nicht, ahnten es nicht? Wenn Sie Cornelia fortan besuchen wollen, so müssen Sie sich bei der Oberin der «Schwestern vom heiligen Herzen» auf Trinità de' Monti melden. Vorgestern ist sie als Novize in den Orden getreten, und über Jahresfrist können Sie ihrer feierlichen Consecration beiwohnen."

Ich stieß einen Ausruf schmerzlichen Erstaunens aus. Er aber, der die letzten Worte so zwischen den Zähnen hinausgeknirscht hatte, ergriff plötzlich mit einer heftigen Bewegung meinen Arm und zog mich eine Strecke weit die stille, menschen-

Digitized by Google

leere Straße hinunter. „Also nicht todt, werden Sie sagen", fing er an, und seine Stimme bebte vor Groll und Weh, „nicht todt — nein, sondern schlimmer als todt, lebendig begraben, eingesargt in der Blüte ihrer Jugend und ihrer Schönheit! O, das denken zu müssen ist furchtbarer, als eine Todte zu beweinen, mein Herr, viel, viel furchtbarer. Und wenn Sie eine Ahnung davon hätten, was diese Begrabene mir war, mir, der ich noch lebe, das Leben noch ertragen muß! Mir war sie ja alles, die Sonne, das Licht, die Wärme des Daseins. Ich lebte nur um ihretwillen und nur in ihr noch — alles andere war in mir und für mich todt. Und nun, nun! Alle diese Reize sollen unter der Nonnenkutte hinwelken, und diese Augen, in denen ich täglich aufs neue das Geheiß las, zu leben und mich des Lebens zu freuen, sollen nichts mehr schauen dürfen, als die Seiten des Breviers und die kahlen Wände einer einsamen Zelle! Und dann ist ja alles so geworden, wie Sie und ich es gefürchtet hatten, und im Grunde meiner Seele mußt' ich mir selber bekennen, Cornelia könne so nicht weiter unter den Leuten hinleben. Aber ist diese trostlose Erkenntniß etwa ein Balsam für mein todwundes Herz? Kann ich mich um dieser Erkenntniß willen in das fügen, was mich zu dem einsamsten und unglückseligsten aller Menschen macht?"

Er stieß das alles in wilder, leidenschaftlicher Erregung heraus, während er meinen Arm mit dem seinen krampfhaft umspannt hielt und mich die Straße hinabzog. Die Fußgänger, die dann und wann an uns vorüberhasteten, wichen uns scheu aus; sie mochten glauben, daß ich einen Irrsinnigen am Arm führe, so maßlos geberdete sich Camillo in seiner südländischen Heftigkeit.

Ich selbst war zu Tode erschrocken über alles das, was ich vernehmen mußte, und der grollende Schmerz des vereinsamten Bruders erschien mir nur allzu gerecht. Cornelia in der Nonnentracht — das war auch für mich ein Gedanke, der mir alles Blut in den Adern stocken machte. „Weiß er's?" fragte ich nach einer Weile dumpfen Schweigens.

Camillo lachte heiser auf. „Ja wohl, ja wohl, er weiß es", entgegnete er, „ich selber bin der Bote gewesen — eben komme ich von ihm. Ich mußte ihm ja ohnehin meine Glückwünsche zu seiner Verlobung bringen. Und es ist nicht schwer, da Glück zu wünschen, es kommt einem von Herzen. Denn seine Braut ist ja holdselig wie ein Frühlingstag, eine nordische Elfenerscheinung, wie ich nie eine liebreizendere gesehen. Warum sollte er nicht glücklich werden? Er hat ja nun alles, wonach er begehrte: den ersten Preis als Künstler und das anmuthigste Kind als Braut. Was kümmert ihn die Klosterzelle auf Trinità de' Monti und was die «Parva domus» am Monte Mario, in der ein einsamer, ausgestoßener Mann hausen muß? Das Schicksal hat es nun einmal so gefügt."

Seine ingrimmige Bitterkeit, mit der er die letzten Worte sprach, erschreckte mich noch mehr als vorher seine ungestüme Leidenschaft, die sich bis zur Verzweiflung gesteigert hatte. Es klang mir gleicherzeit etwas wie Hohn daraus entgegen, und ich fiel rasch ein: „Man soll niemand vor seinem Tode glücklich preisen, Signor Camillo, und wer weiß, was dem Torso in Zukunft noch alles aufbehalten ist?"

Ich hatte den Namen, von dem ich mich sonst schon entwöhnt gehabt, unwill-

Digitized by Google

kürlich nun doch wieder gebraucht, und in der seltsamen Erregung, die mich befallen, berührte mich das peinlich. Camillo aber hatte sich noch schwerer als bisher an meinen Arm gehängt und flüsterte heisern Tones: „Denken Sie das auch, Signor Rodolfo? Ich dachte, Sie wären ein Deutscher und wüßten nicht, wie es in der Seele eines Römers aussieht und zugeht. Nein, nein, Sie haben recht: so wird, so soll es nicht bleiben! So läßt sich das Schicksal nicht und so lasse ich mich nicht verspotten. An eins denkt der Torso heute nicht, wenn er in den Armen seiner Braut ruht: an meine Rache!"

Seine dunkeln Augen blitzten mich mit unheimlichem Feuer an, und die ganz zusammengesunkene Gestalt an meiner Seite schien sich höher und straffer emporzurichten. „Sor Camillo", fiel ich ihm entsetzt in die Rede, „Sie vergessen sich, Sie wissen nicht, was Sie da reden!"

Er lachte. „Ah, Sie ängstigen sich um ihn", erwiderte er, „Sie fürchten für sein Leben. Sie haben von den geheimnißvollen Dolchstößen eifersüchtiger und rachsüchtiger Römer gelesen, von denen man sich so schaurige Dinge erzählt. Nein, nein, Signor Rodolfo, seien Sie ganz unbesorgt! Wir leben nicht mehr im päpstlichen Rom, das sich in allen Dingen immer noch etwas von seinem mittelalterlichen Charakter bewahrt hatte; wir leben in einer modernen Residenzstadt, in der alles sehr nüchtern und natürlich zugeht und in der man es gerade so, wie überall, vermeidet, mit den Dienern der sogenannten Gerechtigkeit in Conflict zu gerathen. Zwar bleibt auch heute der moderne Römer noch seiner Rache eingedenk, aber es ist eben eine moderne Rache, die den Zeitverhältnissen entspricht — die Form hat sich gewandelt, der Sinn ist geblieben. Ich werde mich an dem Manne rächen, der mich um mein einziges Lebensglück gebracht und meinen Frieden für immer zerstört hat, so wahr ich ein Römer bin, aber es wird kein Blut dabei fließen. Sehen Sie mich nicht so bedenklich an, Signor Rodolfo, ich bin nicht wahnsinnnig und weiß, was ich rede. Seit einer Stunde ist mein Racheplan fertig, und wenn nicht gerade Himmel und Hölle sich wider mich verschworen haben und ihm beistehen, so werde ich ihm sein Glück zerstören, wie er das meine zerstört hat. Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

Der eisige Ton, in dem er sprach, übte eine erkältende Wirkung auf mich aus, sodaß ich das Mitleid schwinden fühlte, das mich bisher beseelt hatte. „Sie sind jetzt in einer unnatürlichen Erregung, Sor Camillo", sagte ich kühl, „und Ihre unbedachten Worte muß man Ihnen zugute halten. Die nächste Zeit wird Sie, so Gott will, ruhiger machen und Ihren gerechten Schmerz besänftigen. Leben Sie wohl für heute!"

Ich reichte ihm die Hand. Er ließ meinen Arm los und warf mir unter den drohend zusammengezogenen Brauen hervor einen stechenden Blick zu. Dann drückte er meine Hand mit ruhiger Freundlichkeit und sagte: „Auf Wiedersehen, Sor Rodolfo. Grüßen Sie Ihren Freund von mir — Sie gehen doch zu ihm? Auf Wiedersehen!"

Er ging, und ich sah ihm kopfschüttelnd, die Seele von einem Sturm widersprechender Empfindungen durchtobt, nach. Dann schritt ich dem Hotel zu.

Man hatte mich schon erwartet, und die Stimmung des kleinen Kreises war

Digitized by Google

so heiter und friedlich wie nur je. Ich hätte Günther gern einen Augenblick allein gesprochen. Endlich bot sich die Gelegenheit dazu, und ich raunte ihm zu, ob er wisse, daß Frau Cornelia ins Kloster gegangen sei und den Schleier nehmen wolle. Seine Stirn verfinsterte sich secundenlang, dann sagte er: „Poverina! Ich wollte, es wäre ihr erspart geblieben!" Das war alles. Bei Margarethe Harden's Wiedereintritt lächelte er wie vorher, und die traurige Kunde schien seinem sieghaften Glücksgefühl gegenüber zu verwehen wie eine weiße Wolke am blauen Frühlingshimmel.

Selbst später, als die Rede auf Camillo Torlani kam, umwölkte sich bei der Nennung dieses Namens sein Antlitz nicht mehr. Es war Margarethe, die von dem Bildhauer sprach. Der düstere, leidenschaftliche Italiener hatte einen nachhaltigen Eindruck bei ihr hervorgerufen. Es war das erste mal, daß sie mit einem Sohn des Landes, das sie bereiste, in nähere Berührung gekommen war, und das eigenthümliche, aus Schwermuth und Lebhaftigkeit seltsam gemischte Wesen des Römers hatte sie gefesselt. „Er ist sehr schön", sagte sie, „und ich glaube, er muß sehr unglücklich sein. Hat er so viel Trübes im Leben erfahren?"

Ich schwieg, und Günther entgegnete leichthin, er habe mancherlei herbe Enttäuschungen in seinem Beruf erlitten; übrigens solle die Fragerin ihn doch lieber nicht eifersüchtig machen, und es sei schon besser, daß man von andern Dingen rede als von schönen, jungen Römern.

Damit war die Sache für diesmal abgethan. Als ich aber am nächsten Abend erfuhr, man sei Camillo Torlani auf dem Pincio begegnet, wo das Nachmittagsconcert stattgefunden hatte, und er habe sich der kleinen Gesellschaft angeschlossen, ja, es habe nicht viel gefehlt, daß er zum Abend mit ins Hotel gekommen wäre, da empfand ich ein unbehagliches Gefühl bei dieser auffallenden und beinahe aufdringlichen Liebenswürdigkeit des Römers, und sein Benehmen erschien mir so unnatürlich und so ganz im Widerspruch zu seiner sonstigen Natur, daß ich mir schwere Gedanken darüber machte, was er wol beabsichtigen könne und wie seine Handlungsweise mit der von ihm so offen proclamirten Rache zu vereinigen sei. Aber ich fand keinen bestimmten Anhaltspunkt, soviel ich auch grübelte, wenn es Camillo nicht etwa zunächst nur darauf ankam, seinen Gegner vertrauensselig zu machen, um ihn dann desto sicherer überrumpeln zu können. Wie er ihm übrigens schaden wollte, begriff ich nicht, aber ich glaubte jedenfalls an Camillo's Haß und beschloß, Günther zu warnen.

Dieser blieb jedoch ganz ruhig. „Worauf könnte er's denn abgesehen haben?" fragte er gleichmüthigen Tones.

„Eine unbestimmte Angst sagt mir, er könne sich an deiner Statue vergreifen wollen", fiel ich ein. „Ich weiß nichts von dem Wie? und Wo? Aber ich deute mir seine rachelüsternen Worte nicht anders, als daß es ihm darauf ankommt, dies einzige, vollendete Zeugniß deiner Künstlerschaft irgendwie zu zerstören oder doch zu beschädigen."

Günther lachte übermüthig auf. „Du siehst Gespenster", sagte er. „Weißt du, wie ich mir vielmehr seine Annäherung deute? Marga hat es ihm angethan. Er hat uns zuerst bei einem Ausfluge nach der Villa Mellini gesehen, und dies

Digitized by Google

Madonnenantlitz meines Liebs reizt ihn, es in der Nähe zu studiren, um es als Modell für seine Muttergottes zu verwerthen. Er hat ihr das auch selber angedeutet."

Ich athmete etwas erleichtert auf. „Wenn das wäre —", erwiderte ich; „aber diese Rache erscheint mir etwas zu friedlich für einen Römer, und insbesondere für Camillo Torlani. Jedenfalls möcht' ich dich bitten, ein wachsames Auge zu behalten."

„Der Statue wegen?" fragte er zurück. „Nun, da kannst du unbesorgt sein, lieber Freund. Ich stehe mit der städtischen Verwaltung von P. bereits in Unterhandlung über die Abnahme und Aufstellung meiner «Kunst» am Orte ihrer Bestimmung. Ich werde selber dabei zugegen sein müssen, und jede Stunde darf ich ein Telegramm erwarten, das mich morgen oder übermorgen von hier abrufen wird — natürlich in Begleitung meines Werkes. Vielleicht beginnt man heute schon mit der schwierigen Verpackung desselben, die ich gleichfalls persönlich überwache. Da dürfte es meinem Freunde Camillo doch schwer werden, sein düsteres Vorhaben auszuführen."

Ich mußte mich bei dieser Nachricht wol beruhigen. „Du wirst also einige Tage fort sein?" fragte ich nur noch.

„Leider", war seine Antwort, „vielleicht sogar eine Woche. Es haben sich bei der Aufstellung der Statue Schwierigkeiten ergeben. Der ursprünglich dafür bestimmte Platz erweist sich als zu klein für meine Kolossalfigur, und man wird an Ort und Stelle ausprobiren müssen, ob sich ein anderer dazu eignet, ohne die Wirkung der Statue zu beengen. Es ist schließlich sogar möglich, daß ich den Sockel den Raumverhältnissen zu Liebe verkleinern und ihn von seinen allegorischen Figuren befreien muß. Das alles wird der Augenschein lehren. Marga bleibt natürlich hier, und die Damen empfehle ich deinem Schutz. Sie wollen ohnehin mancherlei Vorbereitungen für unsere Verbindung treffen, bei denen ich überflüssig bin. Inzwischen werden hoffentlich unsere Papiere aus Deutschland eintreffen, und der Brautstand sowie die damit verbundene Unthätigkeit meinerseits haben ein Ende. Und dann — dann — ich schauere oft vor dem Uebermaß von Glückseligkeit zusammen, das meiner dann wartet, Rudolf."

Am folgenden Tage wurde die Statue der Kunst verpackt, und ich athmete auf, als mir Günther am Abend mittheilte, daß die Riesenkiste in seinem Beisein vernagelt worden sei. Am nächsten Morgen wollte er selber mit ihr die etwa achtstündige Eisenbahnfahrt nach P. antreten. Camillo Torlani war inzwischen wieder zweimal dagewesen und hatte einmal in Günther's Abwesenheit den beiden Damen Gesellschaft geleistet, die seine Liebenswürdigkeit und seine Unterhaltungsgabe nicht genug zu rühmen wußten. Als Günther mir seine Braut und Tante Lieschen während der Zeit, da er fort sein mußte, anempfahl, entschlüpfte mir die Aeußerung, daß ich mein Recht, als Beschützer der Damen aufzutreten, wol mit Camillo Torlani würde theilen müssen. Marga's Wangen überzogen sich dabei mit einem glühenden Roth, und sie warf mir einen eigenthümlichen, halb scheuen, halb feindseligen Blick zu, den ich mir nicht recht zu deuten wußte.

Digitized by Google

IV.

Am Morgen darauf verabschiedete ich mich auf dem Bahnhof von Günther. Die Damen waren der frühen Stunde halber nicht erschienen, und Günther hatte nur Sinn und Gedanken für sein Werk und die etwaigen Veränderungen, die er der Aufstellung wegen daran werde vornehmen müssen. Er beschloß, falls solche nöthig würden, die Statue jedenfalls wieder mit sich nach Rom zu führen, um dort in seinem Atelier daran zu arbeiten und sein Fortsein nicht bis ins Unbestimmte hinaus zu verlängern. Dann trug er mir Grüße für seine Braut auf, und der gellende Pfiff der Locomotive gab das Signal zur Abfahrt des Zuges, der ihn weiter nach Süden brachte.

Ich hatte mit den Damen, die mir anvertraut waren, keine bestimmte Stunde für eine Zusammenkunft verabredet und fand sie nicht zu Hause, als ich ins Hotel kam, um mich ihnen zur Verfügung zu stellen. So hinterließ ich, daß ich am Abend wieder bei ihnen vorsprechen werde, und wanderte, wie es meine Liebhaberei war, planlos und ziellos in die Campagna hinaus. Die Sonne schien warm, und Frühlingsblumen sproßten allüberall zwischen dem eintönigen, bräunlichen Grün der weitgedehnten, melancholischen Steppe. Die weichere Luft, in der mich die Ahnung der kommenden warmen Jahreszeit anwehte, und der Scirocco, der im Anzuge begriffen war, machten mich sonderbar müde. Ich breitete mein Plaid auf die Erde und lagerte mich, die Hände unter dem Kopf, auf der sonnendurchglühten Erde hin, bis mir vor Müdigkeit die Wimpern traumschwer zufielen.

Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; erst das Rollen eines Wagens auf der Chaussee schreckte mich empor. Und wie ich so, noch halb schlaftrunken, auffuhr und die Insassen des Gefährts mit meinen Blicken überflog, glaubte ich zu meiner Ueberraschung die beiden Damen zu erkennen, die in Camillo Torlani's Begleitung über den Ponte Nomentano der Porta Pia zurollten. Ich erhob mich und wanderte hinter ihnen drein der Stadt zu.

Am Abend erfuhr ich, daß ich mich nicht getäuscht. Camillo war zum Pranzo dageblieben, trug eine geradeswegs bestrickende Liebenswürdigkeit zur Schau und erzählte, daß er die Damen abgeholt und ihnen den Mons sacer gezeigt habe, der Fräulein Marga aufs höchste interessire. Marga selbst war sehr angeregt, bemühte sich, italienisch zu sprechen, und erhielt von Camillo, der selbst aus Rücksicht gegen Tante Lieschen nur französisch sprach, ein Compliment über das andere. Dabei gewahrte ich zuweilen, daß die dunkeln, brennenden Augen des Römers mit geradezu verzehrender Leidenschaft auf Marga's Antlitz ruhten. Das alles gefiel mir nicht, und da man auf meine, durch auffallende Schweigsamkeit an den Tag gelegte Misstimmung nichts gab, verabschiedete ich mich, ließ das munter plaudernde Kleeblatt allein und beschloß, andern Tages ein ernstes Wort mit der Tante zu reden. Es kam mir vor, als ob ich andernfalls einen Verrath gegen Günther beginge.

Meine Nacht verlief sehr schlecht. Anfangs schob ich mein Unwohlsein, die Schlaflosigkeit und Unruhe sowie die trockene Hitze, die mit brennendem Durst gepaart war, den kein Trank zu löschen vermochte, auf meine hochgradige Erre-

Digitized by Google

gung, die mir allerlei wüste Phantasien vor den verwirrten Sinnen heraufbeschwöre; aber gegen Morgen, als an die Stelle der Hitze ein Frost trat, unter dem mir die Zähne, wie im Krampf, gegeneinanderschlugen, konnte ich mich der Erkenntniß nicht mehr verschließen, daß ich das römische Fieber hatte, von dem ich bis dahin verschont gewesen. Ich erinnerte mich nun auch, daß Günther mir stets verboten hatte, in der Campagna auf der Erde zu lagern, zumal wenn die Sonne uns ins Gesicht schien; in dem Schlummer, der mich gestern draußen überfallen hatte, mußte an dem sciroccoschwülen Tage das Fieber sich heimtückisch an mich herangeschlichen haben. Ich wüthete über mich selbst und meine Unvorsichtigkeit, aber dadurch steigerte ich das Uebel nur noch, statt dagegen anzukämpfen.

So schwer es mir wurde, erhob ich mich gegen Mittag doch von meinem Lager, bestieg einen Miethwagen und fuhr ins Hotel Quirinal. Ich ließ mich bei Fräulein von Gerlach allein melden; aber ich fand die beiden Damen zusammen im Salon, als man mich einführte, und konnte die vertrauliche Unterredung, zu der ich gekommen war, nicht beginnen. So begnügte ich mich damit, von meinem Misgeschick zu erzählen, das mich voraussichtlich während der nächsten Zeit ans Zimmer, wol gar ans Bett fesseln werde, und bat, mich zu absolviren, wenn ich meinem Versprechen, den Cavalier der Damen zu spielen, so wenig werde nachkommen können.

Tante Lieschen betrachtete mich auf diese Eröffnungen hin vermuthlich schon als einen dem Tode Verfallenen; denn sie fragte nach meinen Verwandten, die im Nothfalle benachrichtigt werden könnten, erbot sich dazwischen zur Krankenpflege, pries mir verschiedene Aerzte und noch mehr Mittel gegen das Fieber an und brachte mit Thränen in den Augen das Gespräch auf die romantische Begräbnißstätte der Protestanten zu Füßen der Cestiuspyramide, bis ich ihr lachend versicherte, ich hoffe, es vorläufig noch eine Weile auf Erden mit anzusehen.

Marga war indeß sehr ernst geblieben, ihre Gedanken schienen weitab von dem zu liegen, was ich mit der Tante verhandelte, und es mußten Gedanken trüber, sogar düsterer Art sein, die sie beschäftigten. „Kannten Sie Cornelia Torlani?“ fragte sie mich plötzlich und sah mich fest, beinahe drohend an.

Ich bejahte. „Und Sie wissen von Ihrem Schicksal — von allem, was ihr geschah?“ fragte sie weiter.

Auch das bejahte ich, peinlich durch ihre Fragen betroffen. „Weshalb haben Sie mir denn nie davon erzählt?“ fuhr sie fort und kreuzte die Arme über ihrem Busen, mir immer gerade ins Gesicht blickend.

„Ich?“ gab ich verwundert zurück, „wenn Günther davon schwieg, so hat er diesen traurigen Bericht eben bis auf eine spätere Zeit aufgespart. Ich hatte kein Recht und sah keine Veranlassung, Sie vor dieser Zeit mit dem beklagenswerthen Los jener Frau bekannt zu machen, die Sie im Leben nie gesehen haben. Ich bedauere es sogar lebhaft, daß Signor Camillo Sie in Abwesenheit Ihres Bräutigams mit dieser — cause célèbre römischer Klatschblätter unterhalten hat; er hätte taktvoller verfahren können.“

Sie lachte kurz und bitter auf. „Sie irren“, erwiderte sie dann kühl, „Signor Camillo brach die Gelegenheit, mich zur Mitwisserin jener traurigen Geschichte zu

Digitized by Google

machen, nicht etwa vom Zaun; ich las sie zufällig in einem hiesigen Blatte, interessirte mich begreiflicherweise für das Nähere und forderte genauen Bericht von ihm ein, den er mir dann nicht vorenthielt. Es ist also wahr — wirklich wahr?! Ich habe es auch ihm nicht glauben wollen! Und Günther hat nie ein Wort davon erwähnt! Sie haben recht: zu gelegener, späterer Zeit, wenn nichts mehr zu ändern, nichts mehr gutzumachen wäre, dann hätte er vielleicht sein Schweigen mir gegenüber gebrochen. Aber ich danke dem Zufall, danke der Weisung des Himmels, daß es anders kam. Nun ist noch nichts unwiederbringlich verloren. Aber sagen Sie mir nur das Eine noch: was will Günther thun, um das Geschehene zu sühnen? Hat er nie zu Ihnen davon gesprochen? Oder erkennt er etwa seine Verpflichtung, Sühne zu leisten, gar nicht an? Ich begreife ihn nicht mehr."

Sie redete in hartem, leidenschaftlichem Ton, den ich noch nie von ihr vernommen, dessen ich sie nicht einmal für fähig gehalten, und der mich nun mit Schrecken erfüllte.

„Sühnen?" wiederholte ich, „wie hätte er es sühnen sollen? Ihm blieb zu seinem eigenen, tiefen Schmerz nichts übrig, als das Geschehene zu beklagen. Sie dürfen aus Günther's Schweigen nicht etwa schließen, daß es ihn unberührt gelassen habe. Er war Frau Cornelia in inniger Freundschaft zugethan, wußte ihr hochherziges Opfer seinem vollen Werth nach zu schätzen und ahnte nur nicht, daß sie ihrerseits sich allein von der Leidenschaft für ihn leiten lasse. Der einzige Vorwurf, der auf Günther fällt, ist der, unbesonnen gehandelt zu haben; aber er wollte an Frau Cornelia's Neigung nun einmal nicht glauben — und der Hundertste hätte sie bei dieser kühlen, gleichmäßig ernsten Natur bezweifeln müssen! — deshalb nahm er in berechtigter Eigensucht an, was er bei klarer Erkenntniß der Sachlage hätte ausschlagen müssen; denn er liebte sein Modell nicht wieder. Das ist alles, was er verschuldet hat. Hat Ihnen Signor Camillo anderes erzählt, so ist er von der Wahrheit abgewichen."

„O nein, nein", fiel sie mir erregt ins Wort, „gerade das, nicht mehr und nicht weniger. Nur daß ja eben niemand in des andern Herz lesen kann und daher niemand weiß, ob Günther an die Liebe dieser Frau glaubte oder nicht. Es war wol etwas mehr als Verblendung von ihm, das Größeste und Höchste anzunehmen und sich dabei einzureden, es geschehe alles nur um Gottes willen und um ihn zu einem großen Bildhauer zu machen. Was Sie da von «Eigensucht» reden, das trifft schon eher zu, nur daß diese Eigensucht zugleich eine «berechtigte» gewesen, darüber dürfte sich streiten lassen. Man darf als Mann von Ehre seinen eigenen Zielen und seinem eigenen Nutzen doch wol nur so weit nachgehen, als es möglich ist, ohne zugleich einen andern an seinem Besten und Edelsten unheilbar zu schädigen — eine unbescholtene Frau an ihrem Rufe! Das — das nenne ich nicht nur undankbar, rücksichtslos und egoistisch, das ist — man mag es drehen und wenden wie man will — das ist ehrlos!"

„Fräulein Marga!" rief ich, erschrocken über ihre sich steigernde Heftigkeit.

„Sie ist immer so excentrisch!" fiel die Tante begütigend ein und trat auf sie zu, um ihr die erhitzten Wangen zu streicheln.

Digitized by Google

Aber Marga schüttelte das Haupt. „Ich bin nicht excentrisch", sagte sie, während ein mir fremdes, kaltes Licht aus ihren Augen brach, „aber es lebt die felsenfeste Ueberzeugung in mir, daß hier ein schreiendes Unrecht geschehen ist, das Sühne heischt. Wie er es hätte sühnen sollen, fragen Sie mich? Sie wissen das so gut wie ich. Und — legen Sie einmal Ihre Hand aufs Herz und blicken Sie mir gerade und unverwandt in die Augen! — hätte er es nicht auch wirklich gesühnt, wenn nicht der Zufall vorher mich ihm entgegengeführt hätte? Nun? Warum antworten Sie nicht? Meinen Sie, mich zu verwunden, wenn Sie mir offen eingestehen, daß ich leicht hätte zu spät kommen können? Wieviel höher steht Günther wieder in meinen Augen da, wenn Sie mir versichern, daß er nur im Widerstreit seiner Gefühle, nur weil die alte Leidenschaft mächtiger in ihm war als die neue, vergaß, was die Ehre von ihm forderte! Ich darf ihn dann nicht mehr für ehrlos, ich darf ihn dann nur noch für schwach halten — und Schwäche vergibt man, zumal wenn sie um unserer selbst willen einen Mann heimsuchte."

„Und wenn dieser Mann Ihr Bräutigam ist, Fräulein Marga!" fiel ich ein, um nur über ihre peinliche Frage und die ganze widrige Erörterung bald hinauszukommen; „man hätte eine Zeit lang daran zweifeln können, daß es Günther Wallberg war, von dem Sie sprachen."

Sie preßte die Zähne zusammen und entgegnete nichts mehr. Aber ihre Brust wogte ungestüm, und ich sah wohl, daß sie noch immer innerlich kämpfte. Mein Zustand machte mir ein längeres Verweilen unmöglich. Wir trafen noch einige Verabredungen; die Tante versprach, sich gelegentlich nach meinem Befinden zu erkundigen, und ich verabschiedete mich. Ich ward kränker, als ich gefürchtet. Der Arzt erklärte meinen Fieberanfall für einen sehr heftigen, und ich war eine Woche hindurch ans Bett gefesselt, oft ohne klares Bewußtsein. Fräulein von Gerlach war mehrmals in meiner Wohnung gewesen, ohne mich sprechen zu können. Als ich sie dann zum ersten mal durfte eintreten lassen und die ersten Worte über meinen Zustand gewechselt waren, fragte ich sie nach Günther. Er war noch nicht zurück, hatte aber geschrieben, daß er in den nächsten Tagen in Rom eintreffen werde, und zwar in Begleitung seiner Statue, an deren Sockel er, wie er vorausgesehen, in seinem Atelier mehrere Aenderungen vornehmen müsse.

„Und Fräulein Marga?" fragte ich weiter.

Tante Lieschen sah bedenklich zu mir hinüber und zog ihre Stirn in Falten. „Die ist wie toll und wild mit ihrem Italiener", sagte sie kopfschüttelnd; „ich weiß gar nicht, was daraus werden soll. Daß ich ihr schon mehr als einmal ins Gewissen geredet habe, werden Sie mir wol ohne weiteres glauben, aber das Mädchen ist wie ausgetauscht und nimmt keine Vernunft an. Der schwarzäugige Römer hat's ihr angethan. Wollen Sie glauben, daß sie ihm zu einer Muttergottes Modell sitzt? Sie meint, das wäre eine Art Sühne, weil Günther die Schwester des Schwarzhaarigen auch als Modell gehabt hätte, und nun sei es ihm ganz recht, wenn sie auch ins Gerede der Leute komme. Aber ins Kloster gehe sie deshalb doch noch lange nicht. Und ohne den Herrn Camillo sind wir jetzt den ganzen Tag nicht mehr. Der muß uns ja wol alles in Rom zeigen,

Digitized by Google

und sein kleines Haus da draußen an dem Berge — ich weiß nicht mehr, wie er heißt — das findet das Kind ja nun ganz und gar entzückend, idyllisch, zum Verlieben — oder wie sie sich sonst ausdrückt. Und das ist ein Getuschel und Geflüster zwischen den zweien den ganzen Tag — unsereiner versteht natürlich keine Sterbenssilbe davon — und ein Blickewerfen und Zunicken — «Kind!» hab' ich zu ihr gesagt, «bist du denn ganz und gar des Teufels? Du bist ja verlobt!» «Ja», sagt sie, «das bin ich!» und lacht und tanzt mit mir durch die Stube und wird plötzlich ganz ernst und finster und spricht kein Wort mehr. Da werde ein anderer klug daraus, ich geb's auf. Möchte nur Günther erst da sein!"

„Das wäre freilich aufs innigste zu wünschen", fiel ich ein, während allerlei peinvolle Gedanken auf mich einstürmten, „und haben Sie ihm von der Veränderung, die mit Fräulein Marga vorgegangen ist, nie etwas geschrieben, gnädiges Fräulein?"

„Nein — das hätte wol gar ausgesehen, als wollte ich sie heimlich bei ihm anschwärzen, oder als zweifelte ich überhaupt an dem Kinde. Das brächte ich nie übers Herz. Marga ist nur eine so excentrische Natur — ich habe Ihnen das schon einmal gesagt — man muß sie gewähren lassen. Wenn Günther zurück ist, wird sich alles wieder einrenken. Und in zwei, drei Tagen haben wir ihn ja hier. Bis dahin, hoff' ich, sind auch Sie wieder wohlauf — Sie sehen zwar ganz braungelb aus im Gesicht, aber die Augen sind doch wieder klarer, und mit dem Sterben ist's, Gott sei Dank, für diesmal noch nichts."

Damit drückte sie mir die Hand, und die kleine, muntere, bewegliche Dame trippelte aus dem Zimmer, in dem ich mit meinen wieder neu genährten Besorgnissen allein blieb. Drei Tage später, als ich schon wieder am offenen Fenster meines nach Süden gelegenen Zimmers sitzen und die frische, sonnendurchwärmte Luft einathmen durfte, die der Tramontan des vorigen Tages gekühlt hatte, erhielt ich ein Billet von ihr, in dem sie mir mittheilte, Günther werde am nächsten Tage mit dem Abendschnellzuge wieder in Rom eintreffen; sonst sei nichts Neues im Bann der Kirchen Maria Maggiore und Maria degli Angeli vorgefallen, nur wünsche mir das bekannte Trio baldigste Genesung.

Einigermaßen beruhigt erwartete ich den nächsten Tag, der Günther bringen und der drückenden Schwüle dieses ungewissen Zustandes ein Ende machen sollte. Ich erwartete Günther natürlich an jenem ersten Abende nicht mehr, der ihn mit seiner Braut wieder vereinigen sollte, und hatte mir vom Arzt die Erlaubniß erwirkt, am andern Morgen zum ersten mal ausfahren zu dürfen, wo dann ein Besuch bei dem Freunde mein Erstes gewesen wäre. Da ich aber eben mich frühzeitig zur Ruhe begeben wollte, hörte ich einen raschen Tritt die Treppe emporhasten, den ich ohne weiteres als den Günther's erkannte. Ich hatte mich auch von meiner Ueberraschung noch nicht erholt, als der Freund schon mit allen Zeichen höchster Aufregung zu mir ins Zimmer stürzte. Er sah ganz verstört aus, das Haar hing ihm ungeordnet um die Schläfen, und seine Augen glühten wie im Fieber. „Weißt du etwas — irgendetwas von ihnen?" rief er mir entgegen, nur flüchtig seine eiskalte Hand auf die meine legend.

„Von wem?" fragte ich erschrocken, während bange Ahnungen meine Seele

Digitized by Google

durchkreuzten, „von den beiden Damen? Ich weiß nichts — ich war während der ganzen Zeit krank — haben sie dich nicht am Bahnhof erwartet? Sind sie nicht im Hotel?“

Er warf sich in einen Stuhl und fuhr sich ein paarmal mit den Händen durch sein Haar. „Ja so — ja freilich“, stieß er dabei heraus und blickte verwirrt um sich, „ich habe das ja erfahren — du konntest ja von nichts wissen, bist ahnungsloser als ich selbst — aber zu wem sollte ich gleich laufen, wen zu Rathe ziehen? Ich bin in einem Zustande — ich glaube, ich werde wahnsinnig, mein Hirn kreist schon, und meine Gedanken überbieten sich an Verrücktheit — wie sollte es auch anders sein? Ich weiß nicht mehr wo ich bin, was um mich her vorgeht —“

„Aber um Gottes willen“, fiel ich ein und ergriff ihn an beiden Händen, „was ist denn geschehen? Sage mir doch nur erst, was denn überhaupt geschehen ist!“

Er sah mich wie geistesabwesend an. „Habe ich dir das nicht schon gesagt?“ erwiderte er und trocknete sich die Stirn. „Nun, es ist ja einfach und läßt sich in drei Worten erzählen. Marga ist fort! — Verstehst du: sie ist fort! — Weiter weiß ich auch nichts. Am Bahnhof erwartet mich die Tante allein, die sehr bestürzt aussieht und mir nur mittheilen kann, daß Marga heute früh mit Camillo Torlani allein fortgegangen ist, da sie selber wegen ihrer Migräne nicht das Zimmer verlassen konnte, aber mit dem Versprechen, abends zur rechten Stunde wieder da zu sein. Das ist alles. Wohin sie gegangen sind, weiß keiner, und sie sind nicht zurückgekommen — begreifst du das? Nicht zurückgekommen!“

Ich versuchte, eine gleichmüthige Miene anzunehmen, während mir selber der Schreck alle Glieder lähmte. „So werden sie sich verspätet haben!“ fiel ich ein, „und das ist die ganze Lösung dieses furchtbaren Räthsels. Wahrscheinlich sind sie ins Gebirge hinaus, haben sich verirrt oder den Zug versäumt — was weiß ich? Vielleicht sind sie sogar in diesem Augenblick schon zu Hause und lachen über deine grundlose Angst. Denn was könnte, was sollte ihnen zugestoßen sein? Die Gegend ist überall sicher, Camillo Torlani ist ein Kind der Stadt, und zwei harmlose Touristen fällt niemand an. Womit zermarterst du dir denn eigentlich dein Hirn?“

Günther sah mich ganz starr an. „Und weiter“, sagte er mit bitterm Lächeln, „weiter ließe sich wirklich gar nichts befürchten, Freund? Die Tante sprach mir doch in der Angst und Aufregung des Augenblicks von einem sonderbaren Verhältniß, das zwischen den beiden bestanden hat, die heute Morgen, am Tage meiner Rückkehr, so plötzlich einen größern Ausflug machen mußten, obgleich sie die Tante krank wußten. Ließe sich da nicht vielleicht auch etwas anderes, etwas Ernsteres vermuthen, Rudolf? — Ah, du wendest dich ab, — also auch du — du glaubst, kannst glauben —“

Er schlug sich in plötzlich ausbrechendem Schmerz beide Hände vors Gesicht. Dann stand er auf, durchmaß das Zimmer ein paarmal eiligen Schrittes und blieb endlich vor mir stehen. „Ich will gehen, du mußt Ruhe haben, und es war unrecht von mir, so bei dir hereinzustürmen; aber wenn du wüßtest, wie ich all die Tage draußen in der Sehnsucht und in der Hoffnung hingelebt habe, wie

Digitized by Google

ich heute endlich voller Jubel, voller Beseligung hierher geflogen bin — und nun das, das! Der Ruhigste, der Gefaßteste könnte zum Tollhäusler darüber werden. Verzeih' mir — leb' wohl für heut — Gute Nacht!"

Er ließ sich nicht länger halten. Noch auf dem Corridor nahm ich ihm das Versprechen ab, er solle mir sofort Botschaft senden, wenn Marga inzwischen zu Hause eingetroffen sei. Aber diese Botschaft kam nicht, obgleich ich sie während der ganzen Nacht und noch bis zum grauenden Morgen erwartete, als endlich der lange ersehnte Schlummer über mich kam. Die Angst und Sorge machten mich aber schon früh munter, und da ich's zu Hause nicht mehr aushielt, fuhr ich in Günther's Wohnung. Ich traf den Freund eben im Begriff, gleichfalls einen Wagen zu besteigen. Er sah übernächtig und verstört aus, die Lippen waren wie in wildem Groll aufeinandergepreßt, und seine Augen funkelten in irrer Leidenschaft. „Es ist alles am Tage", rief er mir entgegen und seine Faust ballte sich unwillkürlich bei seinen Worten, „alles, das Schlimmste! Aber man hätte es voraussehen können! Da — nimm, lies selbst! Wozu dir verheimlichen, was morgen ganz Rom wissen wird? Ich muß fort. Erst will ich zum Monte Mario, ob sich in seiner Villa vielleicht irgendeine Spur von den Flüchtigen findet, dann nach Albano und weiter ins Gebirge — gleichviel, wie weit? Meinetwegen bis ans Ende der Welt. Wozu? weiß ich freilich selber nicht. Denn wenn ich sie finde — kann ich das Geschehene ungeschehen machen? Aber es treibt mich fort und ihnen nach; ich muß etwas unternehmen, mich regen, mich ermüden, mich bis zur völligen Erschöpfung aller meiner Kräfte forthetzen — die Ruhe wäre mein Tod, und ehe ich mich darein ergebe, setze ich alles aufs Spiel — alles — Lebe wohl!"

Und ehe ich noch ein Wort der Erwiderung auf seine hastig herausgesprudelten Sätze vorbringen konnte, hatte er schon den Fuß auf den Wagentritt gesetzt, winkte mir noch einmal zu und ließ sich in den Sitz zurückfallen, während der Vetturin auf sein Pferd losspeitschte und der Wagen die lange Straße im Carrière hinunterraste. Ich trat in Günther's Atelier, wo die Gehülfen eben damit beschäftigt waren, die Kolossalstatue der Kunst wieder aus ihren Umhüllungen herauszuschälen, warf mich in einen Sessel und entfaltete das Briefblatt, das der Freund mir beim Abschied in die Hand gelegt. Dann las ich:

„Albano, Albergo città di Parigi, 15. März 18..

„Die Dir dies schreibt, heißt seit wenigen Stunden nicht mehr Margarethe Harden, sondern Margherita Torlani. Ich bin Camillo Torlani's Weib geworden. Ein Vetter meines Gatten, der in einem nahegelegenen Bergstädtchen als Priester thätig ist, hat uns getraut, und die bürgerlichen Formalitäten werden wir erfüllen, sobald die Zeit abgelaufen ist. Diesen raschen, entscheidenden Act haben wir vorgenommen, nicht weil ich mich gefürchtet hätte, Dir Auge in Auge zu sagen, daß ich eines Andern Gattin werden wolle und die Deine niemals sein könne, sondern weil ich glaubte, Du werdest Dich am leichtesten in das Unabänderliche und Unwiderrufliche fügen. Gegen das Sakrament der Ehe, das uns beide verbindet, wirst selbst Du mit Deinem Feuerkopf nicht anstürmen wollen, und so ist denn die Scheidewand für immer zwischen uns aufgerichtet.

Digitized by Google

„Und nun wirst Du nach dem Warum? dieses ungeheuerlichen Schrittes fragen, an den Du kaum zu glauben vermagst. Höre meine kurze Rechtfertigung: ich liebe Dich nicht mehr, ich liebe den andern, dessen Weib ich geworden bin. Wie das alles so schnell sich gefügt hat, frage mich nicht, denn ich wüßte Dir keine Antwort zu sagen. Oder doch: ich will's versuchen. Von der Stunde an, wo ich hörte, Du habest Cornelia Torlani, die Dich liebte, als Modell für Deine Statue gemisbraucht, weil Du Dich unfähig gefühlt, ohne dies Modell etwas Bleibendes zu schaffen, Du habest ihr Opfer angenommen und sie dem Gerede der Welt preisgegeben, ohne ihre Ehre vor den Leuten wiederherzustellen: von der Stunde an begann ich, Dich zu hassen. Und noch mehr: ich fühlte das innigste Mitleid nicht nur mit der Frau, die sich hinter Klostermauern verbergen wollte, weil Du sie verschmähtest, sondern auch mit dem Manne, dem Du in seiner Schwester alles geraubt hattest, was bis dahin sein armseliges Dasein verklärt und verschönt hatte. Vom Mitleid bis zur Liebe für ihn war kein weiter Schritt. Für Dich aber war jedes Gefühl in mir erstorben, ich sah Dich als einen ehrlosen Schwächling vor mir, der haltlos zwischen Leidenschaft und Egoismus umhergeworfen wurde, der seine Hände nur deshalb begehrend wieder nach mir ausstreckte, weil ein erbärmlicher Zufall mich in seine Nähe führte und ihn meine noch immer nicht erkaltete Neigung gewahren ließ, aber nicht, weil er nur mich geliebt hätte und sein Leben ohne mich keinen Werth für ihn besaß. Warum hättest Du sonst alle die Jahre geschwiegen und selbst, als man Dich schon zum Künstler gestempelt hatte, durch kein Zeichen mir verrathen, daß Du meiner noch dachtest? Du hättest Cornelia Torlani zu Deinem Weibe gemacht, wenn ich nicht nach Rom gekommen wäre! Schon diese Ueberzeugung hätte mich für immer von Dir trennen müssen, selbst wenn ich Camillo nicht geliebt, wenn ich Dir keine Gelegenheit hätte geben wollen und müssen, Dein Unrecht zu sühnen.

„Aber daß gesühnt werden muß, was hier geschah, diese Nothwendigkeit, der ich Herz und Sinne niemals hätte verschließen können, auch im höchsten Glück nicht, auch wenn ich Dich noch hätte achten dürfen, diese Nothwendigkeit hat endlich den Ausschlag gegeben und mich alle Zweifel und Bedenken überwinden lassen. Ich scheue nun das Urtheil der Welt nicht mehr, die meinen Schritt kaum begreifen kann, ich handle, wie ich muß, wie ich es als das Rechte erkannt, ich gehorche der Stimme des Herzens, die nicht zu misdeuten ist. Was Dir selber nun zu thun bleibt, da Du mich unwiderruflich verloren hast und ich dem Mann, den Du um sein Theuerstes betrogen, das verlorene Glück zu ersetzen bestrebt sein will, wirst Du früher oder später selbst erkennen. Sühne Dein Unrecht an Cornelia, wie ich es an Camillo gesühnt habe; ihre Bande sind heute, sind während eines Jahres noch zu zerreißen. Mich vergiß, wie Du mich vergessen hattest, ehe ich nach Rom kam! Denke auch in der ersten Wallung Deines Zornes und Deiner Leidenschaft nicht an eine thörichte Rache; Du selber warst es, an dem Camillo seine Rache übte, und mein Herz war sein bester Bundesgenosse. Lebe wohl, werde glücklich! Ich bitte Dich nicht um Verzeihung, denn ich that, was ich thun mußte. Du aber suche da Verzeihung, wo Du freveltest. Gott mit Dir!

Margherita Torlani."

Digitized by Google

So hatten sich denn also meine dunkeln Ahnungen, an die nicht zu glauben ich mich lange gezwungen hatte, doch bestätigt. Camillo Torlani hatte seine Rache an Günther genommen, gerade wie er es mir vorausgesagt, keine Rache mit der Waffe in der Hand, aber eine, die noch empfindlicher traf und deren Wirkung auf den Verwundeten noch unheilvoller sein mußte. Wozu Günther jetzt noch in die Welt hinausstürmte, um eine Spur der Flüchtigen zu verfolgen, begriff ich nicht; Margarethe Harden war ihm, seit sie diesen Brief geschrieben, für immer verloren.

Um nur über das Geschehene mit einem Menschen sprechen zu können, fuhr ich ins Hotel und ließ mich bei Fräulein von Gerlach melden. Ich fand sie in Thränen, mit dem Packen ihrer Koffer beschäftigt, einen Brief Marga's in der Tasche. Sie gerieth bei meinem Anblick in eine krampfartige Aufregung, und es währte lange, bis ich sie überhaupt zum Sprechen bewegen konnte. Neues wußte übrigens auch sie nicht. Marga hatte ihr ähnliches geschrieben wie an Günther, nur in weicherm, liebevollerm Ton, und ihre Verzeihung für einen Schritt erbeten, der eben unvermeidlich gewesen sei. Sie wurde zugleich herzlich eingeladen, sich mit dem jungen Paar nach einiger Zeit in Neapel zu vereinigen und später für immer bei ihnen in der „Parva domus" am Monte Mario Wohnung zu nehmen.

„Und Sie werden es thun?" fragte ich.

Sie machte sich in einem neuen Thränenstrom Luft und erwiderte dann: „Was bleibt mir denn übrig? Ich habe auf der ganzen Welt niemand als dies Kind, an dem ich Mutterstelle vertreten habe. Soll ich etwa ohne sie nach Berlin zurückgehen und mich von den Leuten verhöhnen lassen? Es ist ja traurig, sehr traurig, daß es so hat kommen müssen — und katholisch scheint sie nun auch zu allem übrigen noch geworden zu sein — aber wenn sie ihn doch nun einmal liebt, und wenn ihr der andere zuwider geworden ist, du lieber Gott! Es ist doch immer noch besser als eine unglückliche Ehe, die nachher nicht ausgeblieben wäre, und hübsch ist es von Herrn Wallberg auch nicht gewesen, die Frau Cornelia sitzen zu lassen, die er ja nun aus dem Kloster befreien und noch nachträglich heirathen kann: das ist eine ganz romanhafte Geschichte, nicht wahr? Und was ich noch sagen wollte: das einzig Schlimme ist doch eigentlich nur der Eclat, der sich nicht wird vermeiden lassen, und dann — daß es ein Italiener ist, denn mit denen hab' ich nicht viel im Sinn, obgleich dieser ja wirklich recht anständig und liebenswürdig ist, und daß sie nun katholisch geworden ist, was das in Berlin für ein Halloh geben wird! Ja, ich meinestheils, ich werde dann ja wol bei ihnen bleiben müssen, und wenn der Monsieur Camillo auch noch deutsch lernt, was er versprochen hat, dann wird es so schlimm gar nicht sein da am Monte — wie heißt er? Monte Pincio?"

„Nein, Monte Mario", sagte ich und reichte ihr die Hand zum Abschied. „Leben Sie wohl, reisen Sie glücklich!" Und damit ging ich.

Am Abend des folgenden Tages trat Günther Wallberg bei mir ein. Er sah sehr bleich aus, aber ganz ruhig, fast unheimlich ruhig. Und so war auch sein Wesen. Er setzte sich, nachdem er mir kurz zugenickt hatte, still auf einen Sessel mir gegenüber und starrte in die Glut des Kamins, in dem ich bei dem rauhen,

Digitized by Google

stürmischen Märzwetter draußen ein loderndes Feuer hatte entzünden lassen. Er sprach nichts, und auch ich wußte nicht, wie ich das Schweigen brechen sollte. „Du bist zurück?“ sagte ich endlich.

„Ja, seit einer Stunde.“

„Und — ohne Resultat?“

„Natürlich, welches Resultat hätte mein Ausflug auch haben sollen?“

Wieder schwiegen wir eine Weile. „Du hast ihre Spur gefunden?“ fragte ich dann weiter. Er nickte. „Ja, das war nicht schwer. Sein Haus war verschlossen, aber im Albergo zu Albano wußte man von ihnen. Der Pfaff von Nemi hat sie zusammengegeben. Sie selber waren weiter nach Velletri, und als ich dorthin kam, waren sie eben mit dem Eilzug nach Neapel abgereist. Sie machen ihre Hochzeitsreise. Ich hätte ihnen folgen können und erfuhr sogar das Gasthaus, wohin sie sich wenden wollten. Aber wozu hätte das gefrommt? Ich hätte ihn todtschießen können, das wäre alles gewesen. Das Weib, das mich verlassen, blieb mir ja doch für ewig verloren. Ich machte mir das klar und beschloß, ihnen ihr Glück nicht zu zerstören. Dann bin ich noch eine Weile im Gebirge herumgeirrt, bis ich mich von Velletri wieder nach Albano zurückfand, und auf dieser Irrwanderung hab' ich mich auch zu mir selber zurückgefunden. Das ist alles, was ich dir berichten kann.“

„Und nun?“ fragte ich und sah ihn an; denn, wie ich ihn kannte, bedeutete diese unnatürliche Ruhe nur die Einleitung zu einem neuen, furchtbaren Ausbruch seiner Leidenschaft, „was willst du nun thun?“

„Nichts“, versetzte er dumpf, „das ist es ja eben, daß ich nichts thun kann.“

„Du wirst arbeiten“, sagte ich.

Er lachte mit kurzem, heiserm Ton auf. „Und mein Modell von Trinità de' Monti erlösen und heirathen, nicht wahr? Das wäre ja wol die Sühne, die sie von mir in ihrem Briefe verlangt. Schade, daß es für diese Sühne zu spät ist, und daß ich überhaupt nicht der Mann dazu bin, sie zu erfüllen. Aber sie wird ihre Sühne haben, nur Geduld! Eine Sühne, die ihr nicht zu klein dünken wird, wahrlich nicht zu klein.“

„Was soll das?“ fuhr ich auf, „wovon redest du?“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn hin und gab keine Erwiderung. Nach einiger Zeit, während er mit dem Feuerhaken in der Kaminglut umhergestochert hatte, sagte er nur: „Ich reise von hier ab. Du wirst begreifen, daß ich hier jetzt nicht mehr bleiben kann; ich bin eigentlich nur zurückgekommen, um dir Lebewohl zu sagen und dich mit der Ordnung meiner Angelegenheiten hier zu betrauen. Ich werde dir Geld zurücklassen, um meine ausstehenden Rechnungen zu begleichen, und meine Adresse, an die du mir meine Koffer nachsenden kannst. Abschiedsbesuche habe ich nicht zu machen. So wäre ich ganz frei und könnte jede Stunde gehen. Willst du mir diesen Dienst erweisen?“

„Ich hoffe, du zweifelst nicht daran.“

„Und du begreifst, daß ich gehen muß — ehe die «Parva domus» wieder bewohnt wird.“

„Ja, das begreife ich.“

Digitized by Google

Er drückte mir die Hand. „So laß uns gehen."

„Diesen Abend noch?" fragte ich erstaunt, „wohin?"

„Zunächst in meine Wohnung, wo ich dir von allem Bescheid sagen will, was ich hier zurücklasse, dann zum Bahnhof. Eine halbe Stunde vor Mitternacht geht mein Zug."

„Du willst noch in dieser Nacht fort? Warum?"

„Es ist am besten so."

„Und wohin gehst du?"

„Zunächst nach Paris. Was dann weiter wird, weiß ich noch nicht. Komm! Hier kann ich keine Nacht mehr schlafen. Der Boden brennt mir unter den Füßen, ich bin wie im Fieber. Ich wollte, ich wäre erst über die Grenze, komm, komm!"

Wir fuhren in seine Wohnung. Dort traf er ruhig und umsichtig seine Vorbereitungen für die Abreise, packte sich einen kleinen Koffer mit den nothwendigen Habseligkeiten für ein paar Wochen und gab mir kurze Anweisung für die Ordnung dessen, was er zurückließ. Als wir zu Ende waren, fragte ich: „Und was wird aus dem, was dein Atelier enthält?"

„Das wird als alter Marmor verkauft. Ich will das Nöthige für den Sbozzatore aufsetzen. Du sollst dich mit dem Plunder nicht erst zu befassen brauchen. Vielleicht nimmt ein Trödler die ganze Herrlichkeit an sich, vergräbt die verstümmelten Statuen in irgendeiner Vigne draußen an der Appischen Straße und läßt sie als antike Torsen wieder ans Licht befördern. Der Mann wird reich durch mich werden, und die hervorragendsten Museen der Welt werden sich um den Erwerb meiner Sachen schlagen."

Er lachte ingrimmig auf. Dann warf er ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Und deine «Kunst»?" fragte ich dazwischen, „was wird aus deiner «Kunst»? Du wolltest durchgreifende Aenderungen an ihr vornehmen, um den Sockel den Raumverhältnissen anzupassen. Das erfordert Zeit. Deine übereilte Abreise ist unmöglich."

Er sah kurz auf, als ob er sich erst jetzt seines preisgekrönten Werkes wieder entsinne. Dann schrieb er weiter und sagte gleichmüthig dabei: „Nein, nein, das läßt sich rasch abthun, ich will gleich hinübergehen."

Dann hatte er die Schrift beendet und stand auf. Der Ausdruck, der dabei auf seinem Gesicht ausgeprägt lag, hatte etwas, das mir Schreck einflößte und mich unheimlich berührte. Er sah mich secundenlang starr, fast durchbohrend an. Dann wandte er sich, schritt über die Schwelle des Ateliers und schlug die Vorhänge hinter sich zusammen. Er wollte allein sein mit den Gebilden seines Meißels, ehe er von ihnen schied.

Mehrere Minuten verrannen, ohne daß sich drüben etwas geregt hätte. Dann plötzlich erschollen mehrere dröhnende Hammerschläge, die von wuchtiger Faust geführt wurden und unter denen eine harte, spröde Masse zertrümmert ward. Gleich danach klang Günther's lautes, halb irrsinniges Lachen herüber.

Ich stürzte vor und schlug den Vorhang des Ateliers auseinander. Welch

Digitized by Google

ein Anblick! Den schweren Hammer in der Rechten stand Günther vor seiner Statue, die er mit gewaltigen Hieben zerspaltet hatte. Der Kopf war in tausend Stücke zersprungen, die auf dem Fliesenboden zerstreut umherlagen, der Sockel war zerborsten, und durch den herrlichen Marmorleib des riesenhaften Weibes zogen sich klaffende Risse. Und während ich noch stand und wie gebannt und überwältigt von dem grauenhaften Schauspiel in Schweigen verharrte, erhob er seinen Hammer noch einmal und schlug ihn dröhnend vor die Brust der Statue, daß sie hintenüber auf die Steinfliesen rollte und vollends in Trümmer zerschellte. Dann warf er den Hammer fort. „Torso! Torso!" rief er und wandte sich ab. Und nun hatte ich ihn erreicht und umklammerte seine beiden Arme mit meinen Händen. „Günther", schrie ich, „bist du rasend? Um aller Heiligen willen, was hast du gethan?"

Er sah mich stumpf und ausdrucksleer an. „Was ich mußte", sagte er kalt. „Es war meine Schicksalsbestimmung, daß ich der Torso bleiben sollte, als den die Welt mich kannte, und nur Torsen zu schaffen fähig sei. Ich habe dagegen ankämpfen wollen mit Mitteln, die außerhalb der Grenze des Erlaubten liegen, ich glaubte gesiegt zu haben und erlitt die schwerste Strafe, die mich treffen konnte, für meine wahnwitzige Vermessenheit. So mußte ich denn aus freien Stücken mich wieder zu dem Torso machen, der ich nun bin und bleibe. Das ist alles. Sieh mich nicht so entsetzt an, ich bin nicht wahnsinnig, ich bin ganz klar und weiß, was ich gethan habe: ich habe das einzige Bildwerk zerstört, das mir je zu vollenden gelang. Ich will mir selber treu bleiben, und es war ja so bestimmt. Oder glaubtest du wirklich, ich könnte mein Modell von Trinità de' Monti heimführen und weiter arbeiten und vergessen? Meintest du, es gäbe fortan noch ein Künstlerdasein für mich? Nein, nein, das ist nun alles vorbei, alles. Ich habe mit meinem bisherigen Leben abgeschlossen. Was vor mir liegt, weiß ich nicht, aber wie es gewesen, kann es nie wieder sein, diesen Schlag verwinde ich niemals. Und so soll denn auch der Welt kein Andenken an mich bleiben, ich will vergessen und verschollen sein, nur als den Torso soll man mich kennen, dem ein räthselhaftes Verhängniß bestimmte, keins seiner Werke zu vollenden. Komm, ich bin hier zu Ende."

Und ruhig schritt er aus dem Gemach, während ich ihm tieferschüttert nachfolgte. Sprechen konnte ich nichts, es lag wie ein Alp auf mir. Kaum daß ich mich faßte, ihm ein Wort des Abschieds zu sagen, als wir nun durch die Nacht dem Bahnhof zurollten und er zum letzten mal mir die Hand drückte. Was konnte ich ihm auch zurufen? Es wäre mir schal und nichtssagend vorgekommen, hätte ich ihn und mich auf die Zukunft vertrösten wollen, in der er wieder arbeiten und Vollendetes schaffen werde. Ich glaubte nicht mehr daran. Schweigend schlossen wir uns in die Arme. Dann bestieg er sein Coupé, winkte mir noch einmal mit der Hand und lehnte sich in die Kissen zurück. Die Locomotive keuchte, die Wagen setzten sich langsam in Bewegung. In wenigen Minuten verließ der „Torso" den Bannkreis der Ewigen Stadt, die ihm und seinem Genie nicht zum Heile, sondern zum Fluche hatte werden sollen.

Digitized by Google

Ich habe Günther Wallberg nie wiedergesehen, er ist für mich wie für alle Welt verschollen geblieben: von dem Verhängniß, das an seinen Fersen haftete, hat er sich daher wol auch später nicht freimachen können. Als ich mehrere Jahre später auf meiner Durchreise nach Sicilien in Rom einige Tage verweilte, traf ich mit dem alten Bildhauer Sor Edmondo Rovetta zusammen, der mir seinerzeit die erste Auskunft über den Freund ertheilt hatte. Wir leerten gemeinsam seinem Andenken ein Glas. Der Alte wollte wissen, Günther sei von Paris nach Spanien gegangen, habe sich bei den Karlisten anwerben lassen und sei in einem jener mörderischen Gefechte des Insurrectionskrieges gefallen. Aber seine Nachrichten waren unverbürgt. Ihm selber erschien es trostreicher, den Freund todt zu wissen, als daß man annehmen solle, ein so glänzendes Genie verkümmere noch immer weiter unter den Lebenden. Von Camillo Torlani wußte er mir zu erzählen, daß er mit seiner Gattin und zwei Kindern ein glückliches Dasein in der „Parva domus" am Monte Mario führe, das nur dann auf Stunden eine Trübung erleide, wenn ihn das Erscheinen der Schwester Maria von Trinità de' Monti an Cornelia erinnere, die ihm für immer verloren sei und deren Verlust er selbst im Vollbesitz seines Familienglückes nicht ganz verschmerzen könne. Ich meinestheils gewann es nicht über mich, die Glücklichen aufzusuchen, sondern vermied es, ihnen zu begegnen. Vielleicht lerne ich noch später einmal, ohne Groll an sie zu denken und ihnen gegenüberzutreten.

Digitized by Google

Gustave Flaubert in seinen Briefen an George Sand.

Eine Studie

von

Hugo Klein.

Die von Jahr zu Jahr immer stärker anwachsende Flaubert-Literatur hat endlich ein Werk gewonnen, das wie ein Schlußstein derselben anzusehen ist. Es sind dies die vor kurzem in Paris erschienenen Briefe des Meisters der französischen Prosa an seine Freundin George Sand. Was Georg Brandes, Maxime du Camp, Zola, Goncourt und andere an Studien und Mittheilungen über Flaubert den Zeitgenossen geboten haben, erweist sich durchaus lückenhaft, wenn man die werthvollen Aufschlüsse ins Auge faßt, welche diese intimen Epistel enthalten. Die Studien auserlesener Geister, die Mittheilungen treu ergebener Freunde und Bewunderer vermochten nicht ganz die Räthsel zu lösen, die dieser literarische Charakterkopf uns aufgegeben hat, „dessen Arbeit einen Schritt in der Geschichte des Romans bedeutet", wie Brandes treffend sagt, indem er die Summe seines Wirkens zieht. Brandes vertiefte sich so sehr in das Studium des französischen Romanciers, daß er vieles errieth, was andern ein Buch mit verschlossenen Siegeln blieb, und diese interessante schriftstellerische Individualität von vielen Seiten beleuchtete, die sonst dunkel schienen. Die Briefe Gustave Flaubert's bringen nun so viel Licht, daß sie wol als das werthvollste Document zur Flaubert-Literatur betrachtet werden können. In keinem seiner Werke, im Verkehr mit keinem andern Freunde, auch nicht mit Turgeniew, hat Flaubert so rückhaltslos sein innerstes Wesen enthüllt, wie in diesen Briefen an George Sand, seine treueste Freundin, die „gute, theuere, angebetete Meisterin", wie er sie nennt. In diesen Briefen hält er keinen Gedanken zurück, der sich ihm aufdrängte, läßt er kein Wort unausgesprochen, das ihm auf den Lippen lag; er entwickelt einen gewissen Eifer, vor der Freundin seine ganze Eigenart bloßzulegen und ihr die geheimsten Seiten seines Charakters zu enthüllen, ihr alles mitzutheilen, was das Hirn erdacht und das Herz empfunden hat, damit sie, die „Einzige", sie, an deren Werthschätzung ihm am meisten gelegen war, ihn richtig beurtheilen könne; er bietet ihr nicht nur den besten, authentischsten Commentar zu seinen Werken, er gibt nicht nur die genauesten Aufklärungen über die Ideen, die ihn leiteten, wenn er zu dieser oder jener

Digitized by Google

Arbeit die Feder in die Hand nahm; er entwarf ihr nicht blos ein treues Bild des Kunstbaues, den er gerade im Sinn hatte und zu dem er so viele Bausteine zu sammeln pflegte, daß das reiche Material manchmal den ganzen Plan aus der Form zwängt: er will von ihr auch als Mensch gekannt, gewürdigt, geschätzt, in das rechte Licht gerückt sein. Die große Bedeutung dieser Briefe zur Beurtheilung Flaubert's kann daher nicht verkannt werden. Indem sie der Oeffentlichkeit übergeben wurden, wird alle Mühe, welche Flaubert aufwendete, um von einem auserlesenen Geiste, einer warmen Freundesseele richtig erfaßt und beurtheilt zu werden, der Allgemeinheit vermittelt. Diese Briefe waren an George Sand gerichtet und sagten ihr: „So bin ich, so sollst du mich kennen." Die literarische Welt muß es mit Dank aufnehmen, wenn ihr dieses intime Porträt mitgetheilt wird. Es ersetzt jede Autobiographie, ja es ist besser als eine solche, die, sobald sie sich an das große Publikum wendet, wenn auch nicht von Unwahrheit, so doch von Künstelei niemals ganz frei ist. Wie viel Unnatur enthalten selbst die Bekenntnisse Rousseau's, trotzdem sie auf mancher Seite das Natürliche schamlos enthüllen. Nichts dergleichen findet sich in den Briefen Flaubert's, die uns stückweise und in scheinbar zusammenhanglosen Documenten eine Selbstbiographie geben, wie sie sich niemals wahrer, niemals reicher an Inhalt hätte gestalten können, wenn Gustave Flaubert willens gewesen wäre, eine solche zu schreiben, zweckbewußt, mit Hinblick auf die Menge. Bei der eminenten Menschenverachtung, welche Flaubert erfüllte, wäre ein solches Werk ganz undenkbar gewesen. Er arbeitete, weil ihm die Arbeit ein Lebensbedürfniß war, nicht um den Beifall der Menge, deren Urtheil ihn ganz gleichgültig ließ. Er buhlte nur um das Verständniß seitens einiger hervorragender auserlesener Geister, besonders George Sand's. Diesem Umstande allein ist es zu danken, daß er selbst die Anhaltspunkte zur nähern Kenntniß seines Lebens und Wirkens bietet.

Die uns vorliegende Correspondenz Gustave Flaubert's*) enthält 122 Briefe und umfaßt zehn Jahre, d. i. die Zeit von 1866 bis 1876, demnach bis zum Tode George Sand's. Wir wissen, daß Flaubert manche Freundschaften im Leben schloß, so mit Turgeniew, Alphonse Daudet, Emile Zola und besonders mit Bouilhet, einem frühverstorbenen Dramatiker, welcher nach der Angabe Flaubert's diesen besser gekannt haben soll, als er sich selber kannte, und ihm oft genau die Gedanken analysirte, von welchen er sich leiten ließ und über die er sich selber nicht Rechenschaft gab. Nach dem Tode Bouilhet's war Flaubert lebhaft um den Nachruhm des Freundes bemüht und setzte es durch, daß einige der nachgelassenen Bühnenstücke desselben in Paris zur Aufführung kamen. Sie errangen indessen keinen Erfolg, und Flaubert schreibt darüber an George Sand im Winter 1872: „Diese letzte Geschichte hat mich erschöpft wie ein Aderlaß. Es ist demüthigend, zu sehen, daß man nicht reussirt, und wenn man sein ganzes Herz, seinen Geist, seine Nerven, seine Muskeln und seine Zeit für nichts hingegeben hat, fühlt man

*) „Lettres de Gustave Flaubert à George Sand, précédées d'une étude par Guy de Maupassant." (Paris, G. Charpentier u. Comp.).

Digitized by Google

sich geradezu vernichtet." An einer andern Stelle klagt er, daß ihm Bouilhet überall fehle. Die Freundschaft mit George Sand, die aus einer viel frühern Zeit datirt, wurde nach dem Tode des unglücklichen Dramatikers noch viel inniger. Flaubert schloß sich nun ganz und gar der Herrin von Nohant an, die seine Hingebung auf das herzlichste erwiderte. Es läßt sich wol kaum ein schöneres und erhebenderes Freundschaftsverhältniß denken, als jenes war, das diese beiden ausgezeichneten Geister verband. Flaubert nennt George Sand nicht anders als „chère maître", was wol Andeutung genug ist, welche Verehrung der berühmte Schriftsteller für das große Talent seiner Freundin hatte. Schwer läßt sich aber ein Begriff von der Zärtlichkeit geben, mit welcher Flaubert an dieser geistvollen Frau hing, bei der er nicht blos volle Anerkennung und liebevolles Verständniß, sondern auch wahre Freundschaft fand. Er schreibt ihr im Jahre 1866, nach einer Lektüre von „Consuelo": „Ich bin davon entzückt. Welches Talent, großer Gott, welches Talent! Diesen Ruf lasse ich zeitweilig in der Stille des Zimmers ertönen. Ich habe bei dem Kuß, den Porpora auf die Stirn Consuelo's drückt, wirklich geweint. . . . Ich kann Sie nicht anders als mit einem großen Fluß Amerikas vergleichen. Enormité et douceur." Nach einer Krankheit George Sand's, die ihn in eine etwas trübe Stimmung versetzt haben mochte, schreibt er: „Nein, liebe Meisterin, Sie sind nicht Ihrem Ende nahe. Vielleicht um so schlimmer für Sie! Aber Sie werden alt, sehr alt werden, wie die Riesen, denn Sie sind aus ihrem Stamme. Doch müssen Sie ausruhen. Ich staune nur über Eins, nämlich, daß Sie nicht schon zwanzigmal gestorben sind, nachdem Sie so viel gedacht, so viel geschrieben und so viel gelitten haben." Und später: „Ich frage mich auch, warum ich Sie liebe. Ist es, weil Sie ein großer Geist oder ein entzückendes Wesen sind? Ich weiß es nicht. Sicher ist aber, daß ich für Sie ein besonderes Gefühl empfinde, das ich nicht definiren kann." In einem andern Briefe heißt es: „Ich empfinde das Bedürfniß, Ihnen Zärtlichkeiten zu sagen. Mein Herz enthält so viel davon, daß mir keine in die Feder fließen will. Welche wackere Frau sind Sie doch und welcher wackere Mann! Vom übrigen ganz abgesehen!" Stellen wie diese sind wohl geeignet, ahnen zu lassen, wie viel Flaubert die Freundin war.

Er fühlte sich zu sehr wenigen Menschen hingezogen und flößte auch selten Sympathien ein. Ja man kann wol sagen, daß er viele Feinde hatte, was zum Theil auch die erbarmungslose Kritik erklärt, die manche seiner Werke fanden, welche neben den argen Verirrungen des Genius doch auch viele Vorzüge desselben besaßen. Im allgemeinen hatte man weder für den Geist seiner Schriften, noch für sein einsam-absonderliches Leben in Rouen das rechte Verständniß. Selbst George Sand erschien er manchmal wie ein Räthsel, woraus sie kein Hehl machte. Er schrieb ihr mit Bezug hierauf: „Ich soll ein mysteriöses Wesen sein? Gehen Sie doch! Ich finde mich herzlich platt und fühle mich manchmal von dem Bourgeois, der mir in der Haut steckt, sehr ennuyirt. Sainte-Beuve kennt mich gar nicht, was er auch sage. Ich schwöre Ihnen sogar (bei dem Lächeln Ihrer Enkelin), daß ich wenige Menschen kenne, die weniger «lasterhaft» wären als ich. Ich habe viel geträumt und sehr wenig ausgeführt. Was die oberflächliche Beobachtung täuscht, das

Digitized by Google

ist die Disharmonie zwischen meinen Gefühlen und meinen Ideen. Wenn ich Ihnen eine Beichte ablegen soll, wird sie ganz und vollständig sein. Das Gefühl des Grotesken hat mich vom Rande des Abgrundes zurückgehalten. Ich behaupte, daß der Cynismus an die Keuschheit grenzt." In andern Briefen setzt er seine Bekenntnisse fort und belehrt uns, wie tief die Phantasie in sein Leben eingriff: „Ich empfinde nicht wie Sie das Gefühl eines beginnenden Lebens, die Ueberraschung einer frisch erschlossenen Existenz. Es scheint mir im Gegentheil, daß ich immer existirt habe, und ich besitze Erinnerungen, die bis zu den Pharaonen zurückreichen. Ich sehe mich in den verschiedenen Zeitaltern der Geschichte sehr deutlich, verschiedene Métiers ausübend, in vielfachen Lebenslagen. Meine actuelle Individualität ist das Resultat der verschwundenen Individualitäten. Ich war Schiffer auf dem Nil, Leno in Rom zur Zeit der Punischen Kriege, dann griechischer Rhetor in Subura, wo ich von den Puniern verzehrt wurde. Ich starb während eines Kreuzzuges, weil ich zu viel von den Weintrauben an der syrischen Küste aß. Ich war Mönch und Pirat, Kutscher und Hanswurst. Vielleicht auch Kaiser im Orient? Viele Dinge müßten sich auf natürliche Weise erklären, wenn wir unsern wirklichen Stammbaum kennen könnten. Müssen sich die Elemente, welche einen Menschen ausmachen, da sie beschränkt sind, nicht reproduciren? So ist das Princip der Erblichkeit richtig, wenn es auch eine falsche Anwendung fand."

Seine Bekenntnisse gewinnen an Interesse, wenn die Bekenntnisse des Schriftstellers diejenigen des Menschen ablösen. „Ich habe mich schlecht ausgedrückt", schreibt er bei einer Gelegenheit, „wenn ich sagte, man solle nicht mit dem Herzen schreiben. Ich wollte damit sagen, daß man seine Persönlichkeit nicht hervortreten lassen darf. Ich glaube, die Kunst im großen Stil ist wissenschaftlich und unpersönlich. Man muß sich um den Preis geistiger Anstrengung in seine Gestalten hineinversetzen, und nicht sie an sich heranziehen." Andere Sätze enthalten werthvolle Aufschlüsse über die Arbeit seines Lebens: „Ich werde niemals schaffen, was ich schaffen möchte. Denn man wählt nicht seine Sujets, sie drängen sich uns auf. Werde ich jemals eins finden, das meiner Eigenart ganz entspräche? Wird mir der Himmel eine Idee eingeben, die mit meiner Natur ganz übereinstimmen könnte? Werde ich ein Buch schreiben können, in dem ich mich ganz hingebe?" Und weiter: „Nein, die klösterliche Einsamkeit, zu der ich mich verdamme, ist kein Zustand der Wonne. Was ist aber zu thun? Besser sich mit Tinte berauschen als mit Branntwein. Die Muse, so spröde sie auch sei, verursacht weniger Kummer als das Weib. Ich kann das eine mit der andern nicht in Einklang bringen, ich muß wählen. Meine Wahl ist seit langem getroffen. Mein Blut ist kalt und ich wußte es selbst in der Zeit meiner grünsten Jugend zu beherrschen. Dieses Leben ist nicht sehr unterhaltend, ich gebe es zu. Momente der Leere und der schrecklichsten Langeweile stellen sich ein. «Leben» scheint mir überhaupt ein Métier, zu dem ich eigentlich nicht gemacht bin." Was Flaubert in spätern Jahren vollständig fehlte, war die Freude an seiner Arbeit. „Ich fühle nicht das Bedürfniß zu schreiben, weil ich speciell für ein einziges Wesen schrieb, das nicht mehr ist. Das ist die Wahrheit. Trotzdem werde ich fortfahren, zu schreiben. Aber die Arbeitskraft ist nicht mehr vorhanden, es ist mit dem Schwunge vorbei."

Digitized by Google

Er gibt diesem Gedanken in einem spätern Briefe noch klarern Ausdruck. Er schreibt im Jahre 1870: „Ich hätte nur etwas nöthig, was sich nicht vorschreiben läßt, nämlich für irgendetwas Enthusiasmus zu empfinden.“ Es ist von besonderer Pikanterie und literarisch wichtig, daß er die Naturalisten, die ihn bekanntlich feierlich zu ihrem Haupte proclamiren, in aller Form verleugnet. Die Entschiedenheit, mit der er sich in dieser Beziehung ausdrückt, läßt keinen Zweifel darüber bestehen. „Sie sprechen, indem sie meine Freunde erwähnen, von «meiner Schule». Ich vernichte indessen meine Natur, indem ich trachte, keine Schule zu haben. A priori weise ich sie zurück, alle. Jene, die ich oft sehe und die Sie bezeichnen, verweilen bei allem, was ich verschmähe, und kümmern sich wenig um das, was mir die Hauptsache ist. Ich betrachte das technische Detail als sehr nebensächlich, nämlich die locale Schilderung, die historische exacte Seite der Dinge. Ich suche vor allem die Schönheit, welcher meine Gefährten nicht sehr nachgehen. Ich sehe sie unempfindlich, wenn mich Bewunderung oder Entsetzen erfüllt.“ Diese Worte stehen ganz und gar im Einklang mit jenen, mit welchen Flaubert den Angriffen Sainte-Beuve's entgegentrat, als ihm dieser vorwarf, seine Schilderung des alten Karthago in „Salammbô“ sei archäologisch nicht ganz untadelhaft. Damals wies Flaubert diese Angriffe mit der folgenden Erklärung zurück: „Es handelt sich hier nicht um die Wahrheit. Ich kehre mich den Teufel an die Archäologie. Wenn die Farbe nicht Eine ist, wenn die Einzelheiten nicht übereinstimmen, wenn die Sitten sich nicht aus der Religion und die Begebenheiten sich nicht aus den Leidenschaften herleiten lassen, wenn die Charaktere nicht gehalten sind, wenn die Costüme nicht den Gewohnheiten und die Gebäude nicht dem Klima entsprechen, so ist mein Buch allerdings unwahr. Wenn nicht, nicht.“ Niemand vermag den Sinn dieser Worte zu misdeuten. Niemals versuchte er durch das Nebensächliche für die Hauptsache zu entschädigen. Es gibt wenige Schriftsteller, welche um das Colorit ihrer Scenerien emsiger besorgt gewesen wären als Flaubert. Doch war das immer nur die Staffage seiner Idee. Er schuf keine Menschen für Röcke, die vorhanden waren; die Röcke mußten dem Maß der Gestalten angepaßt werden. In diesem Sinne schließt er auch in dem Briefe an George Sand die Philippika gegen die Naturalisten: „Ich bestrebe mich, richtig zu denken, um gut zu schreiben. Aber gut zu schreiben, ist mein Ziel.“

Wir haben weiter oben das Geständniß Flaubert's citirt, wonach es ihm bei seiner schriftstellerischen Arbeit an allem Enthusiasmus mangelte. Das gilt freilich nur für die spätern Lebensjahre, in welchen er ganz und gar die Beute abstracter Ideen wurde und sich in der Schilderung der Visionen des heiligen Antonius, oder in die Satire auf die menschliche Dummheit vertiefte, die er in „Bouvard et Pécuchet“ lieferte; seine ersten Romane sind mit jenem Schwung geschrieben, der ohne einen gesunden Enthusiasmus für den Stoff, die Handlung, die Gestalten, kurz für die ganze Welt, die sich der gestaltende Künstler aufbaut, geradezu unmöglich ist. Aber dem zweiten Abschnitt der schriftstellerischen Wirksamkeit Flaubert's fehlte die Arbeitsfreude, wie es ja nicht nur seinen Worten zu entnehmen ist, welche in diesem Punkte alle Zweifel zerstören. Um so bewunderungswürdiger ist aber

Digitized by Google

die Willenskraft, welche die Feder festhielt, trotzdem der frische Ansporn dazu fehlte, welche Flaubert unentwegt an den Schreibtisch und seine mühsame Arbeitsweise gebannt hielt. Es ist bekannt, daß die Vorstudien, welche Flaubert zu jedem seiner Werke machte, Jahre erforderten. Bevor er „Salammbô“ schrieb, consumirte er 98 Bände alter und neuerer Schriftsteller, und machte eine Reise nach Tunis, um die Denkmäler des alten Karthago aufzusuchen und zu studiren. Er informirte sich in 107 Werken über den Ackerbau, dem in „Bouvard et Pécuchet“ 30 Seiten gewidmet waren. Die Ausarbeitung der Sujets machte ihm die größten Schwierigkeiten, da er jeden Satz feilte und überfeilte, ihm nicht blos die richtigste Construction gab, sondern ihn auch auf den Klang prüfte und tagelang bemüht war, die Assonanzen auf einer Seite auszumerzen. Diese peinliche Gewissenhaftigkeit machte ihn zwar zu einem Meister des schönen Stils, gestaltete aber die Arbeit zur Qual. Alles hemmte den Fortschritt derselben, die Ungeheuerlichkeit der Vorstudien, die Sorgfalt der Ausführung, die Schwerfälligkeit, mit welcher Flaubert sein gewaltiges Material sichtete und verwendete. In seinen Briefen finden sich unzählige Klagen über die Mühe und den Jammer dieser artistischen Methode. Im Jahre 1867, als er an seinem Roman „L'éducation sentimentale“ arbeitete, in welchem er in viel geistvollerer Weise als Zola und seine Nachbeter die Zerstörung aller Liebesillusionen durch die Prosa des Lebens schilderte, schreibt er an George Sand: „Mein Roman schleicht langsam vorwärts, und die Schwierigkeiten nehmen zu, je weiter ich komme. Welchen schweren Karren von Bausteinen habe ich zu ziehen! Und Sie klagen über eine Arbeit, die sechs Monate währt! Dieser Roman beschäftigt mich noch wenigstens zwei Jahre. Wie fangen Sie es nur an, so leicht die Verknüpfung Ihrer Ideen zu finden? Diese hält mich am meisten auf. Zu diesem Werke sind überhaupt die langweiligsten Recherchen erforderlich, die mich beispielsweise am Montag in den Jockeyclub, in das Café Anglais und zu einem Advocaten führten.“ Und weiter: „Sie wissen nicht, was es heißt, einen ganzen Tag den Kopf zwischen die Hände zu pressen und sich das Hirn zu zermartern, um ein Wort zu finden. Die Ideen fließen bei Ihnen reich und unaufhörlich, wie ein Strom; bei mir wie ein seichtes Bächlein. Ich muß große Kunst aufwenden, um eine Cascade zu erzielen. O, ich kenne sie alle, die Schrecken des Stils!“ Und weiter: „Ich bin nicht darüber erstaunt, daß Sie für die Qualen meiner literarischen Arbeit kein Verständniß haben! Ich verstehe sie selbst nicht, aber sie sind vorhanden und schmerzlich genug. Ich weiß nicht mehr, wie man es anfangen muß, um zu schreiben, und ich bringe es nicht fertig, mehr als den hundertsten Theil meiner Ideen auszudrücken, und das auch nur nach unerhörten Anstrengungen. So drehe und wende ich seit zwei Tagen einen Absatz, ohne damit zu Ende zu kommen. Ich habe in manchen Augenblicken Lust, zu weinen.“ Ein anderes mal ruft er, noch immer über denselben Roman, aus: „Welches Pensum! Und welche teuflische Idee, einen solchen Stoff auszuarbeiten!“ Schließlich berichtet er über dasselbe Werk im September 1868: „Ich arbeite geradezu wüthend. Ich habe soeben eine Beschreibung des Waldes von Fontainebleau beendet, was mir Lust machte, mich an einen seiner Bäume zu knüpfen. Nachdem ich die Arbeit drei Wochen unter-

Digitized by Google

brochen, hatte ich die undenklichste Mühe, wieder in ihr Gleis zu kommen. Ich bin von der Art der Kamele, die man nicht aufhalten kann, wenn sie im Gange sind, und nicht zum Marsche bringen, wenn sie ausruhen. Ich habe noch Arbeit für ein Jahr." Er mußte jede Störung vermeiden und sich vollständig vereinsamen, um den Faden seiner Idee unbehelligt fortspinnen zu können. Er lehnt in einem Briefe eine Einladung nach Nohant ab, weil ein Besuch von wenigen Tagen nutzlose Träumereien für einen Monat erzeugen würde. „Wirkliche Bilder würden in meinem armen Hirn die Bilder der Fiction ersetzen, die ich mit großer Mühe componire. Mein ganzes Kartenhaus müßte zusammenbrechen." Und er erzählte, daß er zufolge eines ländlichen Diner, zu dem er eine Einladung angenommen, vier Arbeitstage verlor. In einem andern Briefe freut er sich, daß er von seinem Roman nur noch 100 Seiten zu schreiben, demnach „nur noch eine Arbeit von sechs Monaten" zu bewältigen habe; er dachte also, trotzdem er trefflich „im Zuge" war, nicht mehr als eine halbe Seite täglich fertig bringen zu können. So schreibt er später: „Ich habe diese Woche nahezu sechs Seiten geschrieben, was für mich sehr viel ist." Trotz aller Mühe aber, die sie ihm verursachte, war ihm die Arbeit zum Lebensbedürfniß geworden. „Ich kenne absolut nicht das «Vergnügen das Nichtsthuns»", schreibt er an seine Freundin, die ihm solches rühmt. „Wenn ich nicht mit einem Buche beschäftigt bin oder nicht träume, ein solches zu schreiben, ergreift mich die schrecklichste Langeweile. Das Leben scheint mir überhaupt nur erträglich, wenn man es escamotirt. Oder man müßte sich wüsten Ausschweifungen hingeben." Ein drittes kannte er nicht. Wir haben aus einem frühern Citat ersehen, daß er frühzeitig darüber ins Klare kam, es gäbe nur diese beiden Lebenswege für ihn; und er entschloß sich, der Muse zu folgen; so dornig der Pfad auch war, den er betrat, blieb er ihr durch das ganze Leben treu.

Die Kritik war ihm in spätern Jahren durchaus nicht hold und übte ihren Witz erbarmungslos an seinen Büchern, die ihm so viel Schweiß und Mühe kosteten. Es macht ihm ein eigenthümliches Vergnügen, seiner Freundin die herabsetzenden Urtheile der Journale zu resumiren. Der crasse Realismus seiner „Éducation sentimentale" beschwor einen wahren Sturm gegen ihn herauf. Es gehörte seine ganze Menschenverachtung dazu, um alles dies zu ertragen und unentwegt die Feder zu neuer Arbeit wieder zu ergreifen. In seinen letzten Lebensjahren zwangen ihn allerdings auch seine Vermögensverhältnisse dazu. Die Annahme, daß er sehr wohlhabend gewesen, ist, wie wir aus diesen Briefen erfahren, ganz irrthümlich; er war niemals reich, und was er besaß, reichte eben nur hin, ihm eine bescheidene Existenz zu sichern. Er brachte es trotzdem nicht über sich, mit seiner Feder dem Gelderwerb nachzugehen, wozu er übrigens auch nicht die Fähigkeit besaß, da bei ihm das „nonum prematur in annum" galt. Einzelne seiner Werke, wie „Bouvard et Pécuchet", wurden auch vollständig misverstanden. Die Kritik beurtheilte den Roman als eine Satire auf die Wissenschaft und den menschlichen Geist, und er wollte nur eine Satire auf die menschliche Dummheit schreiben, welche die beiden Schwachköpfe, die er sich zu Helden gewählt, vorzüglich repräsen-

Digitized by Google

tiren. In seinen Briefen gibt er den Commentar zu diesem Buche, das bei seinem Erscheinen kein Mensch verstehen wollte.

In seinen Urtheilen über Menschen und Dinge zeigt sich Flaubert immer als ein hervorragender Geist, der weiter blickte als die meisten seiner Mitmenschen. Der Krieg mit Deutschland erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Er schreibt darüber zu einer Zeit, da sich ganz Frankreich im tollen Kriegstaumel befand: „Ich fühle mich vernichtet und zerschmettert, woran die Dummheit meiner Landsleute die Schuld trägt. Die unheilbare Barbarei der Menschheit erfüllt mich mit finsterer Trauer. Ich hätte Lust, zu sterben, um diesen Enthusiasmus nicht zu sehen, den keine Idee erzeugte. Der gute Franzose will sich schlagen: 1) weil er sich von Preußen provocirt glaubt, 2) weil die Wildheit der natürliche Zustand der Menschen ist, und weil der Krieg ein mystisches Element bildet, welches die Massen begeistert. Sind wir wieder bei den Rassenkämpfen angelangt? Ich fürchte sie. Das schreckliche Blutvergießen, das sich vorbereitet, hat nicht einmal einen Vorwand. Es ist nur die Lust, sich zu schlagen, um sich zu schlagen. Ich weine über die abgebrochenen Brücken, die zerstörten Tunnels, die ganze verlorene Menschenarbeit, kurz über die radicale Negation, die zur Geltung kommt. Der Friedenscongreß steht in diesem Augenblick im Unrecht. Die Civilisation scheint mir fern. Hobbes hatte recht: «Homo homini lupus.»“ Die Niederlagen Frankreichs erfüllen ihn mit patriotischer Verzweiflung, und er glaubt auch nicht, wie alle Welt in seinem Lande glaubte, an einen Sieg der Republik. „Die Hoffnung auf einen Sieg“, schreibt er an seine Freundin, „widerspricht der Geschichte. Wo sahen Sie den Süden siegreich über den Norden, wo Katholiken Protestanten beherrschen? Die lateinische Rasse liegt in der Agonie.“ Und er fährt fort: „Der heutige Stand der Dinge ist die Folge einer natürlichen Entwickelung. Frankreich lebte seit einigen Jahren in einer Atmosphäre der Lüge. Die Erfolge der «Lanterne» und Troppmann's waren evidente Symptome. Dieser Wahnsinn ergab sich aus allzu großer Dummheit, und diese war das Resultat der übertriebenen blague — wenn man immer lügt, wird man idiotisch. Man hatte verlernt, das Gute vom Bösen, das Schöne vom Häßlichen zu unterscheiden. Alles war falsch, der Realismus, die Armee, der Credit, selbst die Dirnen waren falsch. Man nannte sie «Marquisen», während sich die vornehmen Damen vertraulicherweise als «Cochonettes» behandelten. . . .“ Ein richtigeres und schärferes Urtheil über das neue Frankreich wurde kaum gefällt als von diesem Franzosen, der frei ist von dem Verdacht, von den Deutschen in Sold genommen worden zu sein.

Man kann aus den Briefen Flaubert's manchen interessanten Gedanken excerpiren, der, besonders in Sachen der Kunst, immer ins Schwarze trifft. „Nichts ist seltener“, heißt es an einer Stelle, „als der wahrhaft literarische Sinn; die Kenntniß fremder Sprachen, Archäologie, Geschichte u. s. w., alles das sollte ihn auf den ersten Anschein fördern — aber nichts von alledem geschieht. Die sogenannten Gebildeten werden von Tag zu Tag unverständiger in Sachen der Kunst. Das eigentliche Wesen der Kunst bleibt ihnen fremd: die Glossen sind ihnen bedeutsamer als der Text; die Krücken wichtiger als die Beine.“ Flaubert wagte es auch, seiner Freundin das folgende Urtheil über die Frauen zu schreiben: „Welche

Digitized by Google

Idee haben Sie eigentlich von den Frauen, Sie, die zum dritten Geschlecht gehören? Sind sie etwa nicht «die Verzweiflung des Gerechten»? Seit wann können sie Chimären entbehren? Nach der Liebe die Devotion, das ist die Ordnung. Dorine findet keine Männer mehr, so blickt sie zum lieben Gott empor, das ist alles. Sehr selten sind jene Frauen, welche kein Bedürfniß nach dem Uebernatürlichen haben." Eine interessante Debatte entwickelte sich zwischen den Briefschreibern über Kindererziehung. Wir entnehmen darüber einer Epistel Flaubert's: „Soll man die Sensibilität der Kinder dämpfen oder erhöhen? Ich glaube, man sollte mit Bezug hierauf keine festen Grundsätze bilden, und handeln, je nachdem sie zu einem Zuviel oder Zuwenig Hinneigung haben. Der Grundton des Charakters verändert sich übrigens selten. Es gibt zärtliche Naturen und nüchterne Naturen. Dann kann dieselbe Lehre eine ungleiche Wirkung hervorbringen. Nichts hätte mich mehr verhärten können, als die Erziehung in einem Hospital, und doch fühlt niemand mehr Erbarmen angesichts physischer Schmerzen als ich. «Man soll den Kleinen nur das Gute und Milde des Lebens zeigen bis zur Zeit, da ihre Vernunft ihnen zur Seite stehen kann, um das Böse zu bekämpfen.» Das ist nicht meine Ansicht; denn es möchte sich dann in ihren Herzen etwas Schreckliches vollziehen, eine unendliche Enttäuschung. Und dann, wie soll sich die Vernunft entwickeln, wenn sie nicht täglich belehrt wird, das Gute vom Bösen zu unterscheiden? Das Leben muß eine unaufhörliche Erziehung sein, man muß alles lernen, vom Sprechen bis zum Sterben." Hier einige Gedankenspäne über Unsterblichkeit: „Der arme Edmond de Goncourt befindet sich in der Champagne bei seinen Aeltern. Ich glaube nicht, daß die Hoffnung, seinen Bruder in der andern Welt wiederzusehen, den Bedauernswerthen darüber trösten kann, ihn in dieser Welt verloren zu haben. Man speist sich in dieser Frage der Unsterblichkeit mit Worten ab, denn es handelt sich darum, zu wissen, ob das «ich» besteht. Die Bejahung dieser Frage scheint mir eine Ueberhebung unsers Stolzes, ein Protest unserer Schwäche gegen die ewige Weltordnung. Der Tod hat uns vielleicht nicht mehr Geheimnisse zu enthüllen als das Leben." Und noch eine geistvolle Bemerkung des Romanciers sei citirt. Als Flaubert sein Buch über „Die Versuchung des heiligen Antonius" schrieb, machte er gründliche Studien über die Existenz, welche die Frommen und Büßer in der Wüste führten, und faßt seine Betrachtungen darüber wie folgt zusammen: „Mein Gott, welche schöne und doch drollige Sache war das Leben der Väter in der Wüste! Sie waren nämlich alle eigentlich Buddhisten. . . ."

Wir wollen auch die zahlreichen treffenden Aeußerungen Flaubert's über dichterische und politische Persönlichkeiten nicht unerwähnt lassen. An einer Stelle äußert er sich mit wahrem Enthusiasmus über Goethe, dessen Gespräche mit Eckermann er gelesen. Auch für Renan und Taine bezeugt er rückhaltslose Verehrung, ihnen zunächst in seiner Bewunderung steht Turgéniew. Von den jüngern ist es Daudet, an dessen Persönlichkeit und Schriften er viel Gefallen fand. Dagegen kommen viele sonst in Frankreich hochgefeierte Männer in dem Urtheil Flaubert's schlecht weg. „Die Philosophie Victor Hugo's", heißt es beispielsweise an einer Stelle, „scheint mir immer vage."

Digitized by Google

Wir schließen unsere Studie, indem wir nochmals hervorheben, daß die Briefe Gustave Flaubert's an George Sand eins der interessantesten Memoirenwerke bilden, welche in den letzten Jahren in Frankreich erschienen sind. In diesen Briefen gibt sich Flaubert wie er ist, frei von den Fesseln, die ihm der schöne Stil sonst schlug. Keine Jagd nach störenden Assonanzen hindert ihn hier, seinen letzten Gedanken auszusprechen. Er findet Worte des flammenden Zornes für seine Zeit und ihre Menschen, den richtigen Ausdruck für die Ideen, welchen er sich gefangen gab, die ihn begeisterten und beherrschten, rührende Töne zur Schilderung der Melancholie, die sein ganzes Dasein beschattete. Er construirte sich für das Leben eine besondere Methode und lebte nach derselben. War es die richtige? In einem seiner letzten Briefe entschlüpft ihm ein Geständniß, das seltsam berührt. „Was Sie mir von Ihren lieben Enkeln erzählen", heißt es da, „hat mich tief in der Seele bewegt. Warum sind mir nicht solche beschieden? Und ich bin mit dem Gefühl für Zärtlichkeiten geboren. Man schmiedet aber nicht sein Schicksal, man erträgt es. Ich war feig in meiner Jugend, ich hatte Furcht vor dem Leben. Alles rächt sich." Obgleich ein moderner Epiker, dessen Leben selbst ein Heldengedicht, war Gustave Flaubert, wie man sieht, auch nicht frei von eminent lyrischen Stimmungen.

Digitized by Google

Das Ende des chilenisch-peru-bolivianischen Krieges.

Von

Dr. Karl Loeffler.

II.

Die chilenische Regierung hatte das Gebaren Stephen A. Hurlbut's in Lima, der stets im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika sprach, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen können, zumal das Phantom einer „Yankeeintervention" das Land ungemein aufregte und sowol im Congreß wie in der Presse recht unliebsame Erörterungen hervorrief. Der Minister des Auswärtigen, Dr. José Manuel Valmaceda, richtete zunächst am 8. Oct. eine Note an den in Santiago beglaubigten Gesandten der Vereinigten Staaten, Hudson Kilpatrick, „um eine Erwiderung zu erlangen, die officiell die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen wiederherstelle". Scharf und schneidig betonte der chilenische Staatsmann die durch einen siegreichen Krieg erworbenen Rechte und die Entschlossenheit seiner Regierung, dieselben auszunutzen. „... Da der Feind von uns zu Wasser und zu Lande geschlagen worden und auf eine radicale und absolute Impotenz reducirt, werden wir den Krieg so weit tragen, als es nöthig ist, um den Besiegten zu zwingen, den Frieden zu unterschreiben, und bei der Vereinbarung des Friedens werden wir in Ausübung unserer Souveränetät so weit gehen, als es nothwendig ist, um die den Uebelständen, die durch den Krieg herbeigeführt sind, angemessene Entschädigung, die künftige Sicherheit im Frieden und die dauernde Stabilität der Republik zu erlangen. Wir werden in seiner ganzen Fülle das Grundrecht ausüben, das uns in ausgedehnter Weise ermächtigt, unsere Existenz zu sichern, ein Recht, das stets durch die Praxis der europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten von Amerika bestätigt worden ist.... Ich habe das Vertrauen, daß unsere Rechte als Kriegführende künftighin ebenso geachtet werden von den Vereinigten Staaten, wie dies bis zum jetzigen Augenblick der Fall war...." Kilpatrick, der, nebenbei gesagt, mit einer Chilenin verheirathet war, ertheilte noch an demselben Tage trotz seiner Krankheit und der Vorschriften seiner Aerzte die gewünschte Antwort, sprach sein Befremden über die Haltung seines Collegen in Lima aus, da doch Hurlbut's Instructionen mit den seinigen identisch sein müßten, und gab schließlich, um jeden Zweifel an der

Digitized by Google

freundschaftlichen Haltung seiner Regierung zu beseitigen, einen Theil seiner Instructionen wörtlich wieder mit dem Bemerken, dazu von Blaine, dem Staatssecretär des Auswärtigen, ermächtigt zu sein. „. . . Seitdem die Conferenzen von Arica scheiterten", schreibt hier James G. Blaine, „hat der Krieg mit dem vollständigen Erfolge Chiles geendet; und da man diesen für nichts Geringeres halten kann als für die Eroberung Perus, so kann diese Regierung nicht im voraus glauben, daß das Anerbieten einer freundschaftlichen Einmischung in die schwebenden Fragen der Regierung Chiles genehm sein würde. Ich bin indeß sicher, daß die chilenische Regierung die natürliche und tiefe Theilnahme würdigen wird, welche die Vereinigten Staaten an der Beendigung einer in ihren Ergebnissen für die besten Interessen der südamerikanischen Republiken so unheilvollen Situation empfinden. Die Regierung Chiles soll auch wissen, daß, wenn zu irgendeiner Zeit die guten Dienste dieser Regierung zur Herstellung der guten Beziehungen beitragen könnten, sie" (die Vereinigten Staaten) „schleunig solche anbieten würden, sobald jene" (die chilenische Regierung) „einen dahin gehenden Wunsch zu erkennen geben würde." Der Gesandte soll aber, heißt es dann weiter, „in allen seinen Unterredungen mit den chilenischen Regierungsmännern sich den bekannten Gesetzen des internationalen Rechts anpassen, unter keinen Umständen der Regierung Chiles irgendeinen Rath anbieten, der nicht von dieser verlangt sein sollte", überhaupt alles vermeiden, was zudringlich oder officiös erscheinen könnte.

Obwol diese „unumwundenen" Erklärungen Kilpatrick's und das Telegramm des chilenischen Gesandten in Washington vom 12. Oct. „die vollkommene Freundschaft der Vereinigten Staaten versicherten", blieb in der Münze zu Santiago das Mistrauen wach gegen den „energischen Amerikanismus", auf den James G. Blaine*) eine weit ausgreifende, händelsüchtige auswärtige Politik aufgebaut hatte, seitdem des elenden Guiteau Kugel den Präsidenten Garfield niedergestreckt hatte. Als nun im Weißen Hause, anstatt Hurlbut's Peruanismus einzudämmen, die Entsendung einer Specialcommission an die kriegführenden Republiken und zugleich die Einladung aller Staaten Amerikas zu einem „amerikanischen Congreß" beschlossen wurde und der chilenische Gesandte in Washington Anfang December die Sendung William Henry Trescott's und Walker Blaine's (Sohn des Staatssecretärs) anzeigte, hielt es die chilenische Regierung trotz der Versicherungen, daß diese Mission eine „ganz und gar herzliche" sei, doch für angezeigt, derselben die Spitze abzubrechen, zumal die Meldung von der Abreise der Specialcommission mit Hurlbut's bereits erwähnter „Carta declaratoria"**) an die limeñer Notabeln zusammenfiel. Am 21. Dec. erließ deshalb Dr. Balmaceda sein berühmtes Rund-

*) Wie Blaine nach seinem unfreiwilligen Auszuge aus dem Weißen Hause einem Interviewer der „Washington Post", den er ad hoc bestellt hatte, mittheilte, war seine Politik nur gegen England gerichtet, das er in Chile zu treffen glaubte. Den ganzen Handel Südamerikas, der in nordamerikanischen Händen sein müsse, nehme England weg, so er sei überzeugt, daß das Ergebniß des Krieges das Verschwinden des amerikanischen Einflusses an der Küste des Stillen Oceans und die gänzliche Vernichtung der amerikanischen Handelsinteressen in jener Gegend sein werde.

**) Vgl. S. 621 dieses Bandes.

Digitized by Google

schreiben, das, von allen Tagesblättern ohne Unterschied der Parteifarbe gebilligt und als Ausdruck des Volkswillens anerkannt, den in der Note vom 8. Oct. dargelegten Standpunkt ausführlich begründet und offen die Einverleibung der bolivianischen Küstenprovinz Atacama und des peruanischen Salpeterdepartamento Tarapacá als unverrückbares Ziel der chilenischen Politik beim Abschluß des Friedens mit Peru und Bolivia hinstellt, bis zu dessen Erreichung die Occupation der peruanischen Küste von Arica bis Paita währen soll. Um die öffentliche Meinung in den neutralen Ländern nicht „aus Mangel an einer genauen Kenntniß der Thatsachen, die den Streit herbeigeführt, der Interessen, die bei der damaligen Situation auf dem Spiel standen, und der nothwendigen Garantien, die der Friede und die Stabilität der Republik erheischen", irreführen zu lassen, da seine Regierung, welche die Gerechtigkeit hochhalte und den Sieg erfochten habe, lebhaft die Unparteilichkeit der gebildeten Nationen wünsche — eine Einleitung, die offenkundig an die Adresse der Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet ist — beginnt der Minister in großen Zügen die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Krieges zu geben, aus der deutlich und klar die Wahrheit folgender Thatsachen*) hervorgeht:

1) Peru verschwendete die Schätze, die ihm der Guano brachte, und belastete seinen Credit mit Hunderten von Millionen Thalern, die ihm den Abgrund des Bankrotts öffneten;

2) die Abnahme und bevorstehende Erschöpfung der Guanolager trieb Peru zu den Ausschreitungen des Salpetermonopols und zu den Raubgesetzen von 1873;

3) zum Schutze seiner ungerechtfertigten Erpressungen schloß Peru zur Schädigung Chiles ein geheimes Bündniß mit Bolivia und suchte auch die Argentina zum Beitritt zu gewinnen mit Hülfe der Leidenschaften, die dort der chilenisch-argentinische Grenzstreit (um Patagonien und Feuerland) entfesselt hatte;

4) durch dritte Personen bemächtigte sich Peru aller Salpeterlager in Bolivia;

5) Peru reizte Bolivia zur Vergewaltigung der Salpeterwerke von Antofagasta, die ihm lebhafte Concurrenz bereiteten;

6) Peru bot seine freundschaftliche Vermittelung an, während es seine kriegerischen Vorbereitungen vollendete, und versah seinen Mitschuldigen mit Waffen, bis der geeignete Zeitpunkt zu der Erklärung kam, daß Peru der geheime Verbündete des Feindes war; und

7) Peru und Bolivia sind die ungerechten Angreifer gewesen und haben als solche die alleinige Verantwortlichkeit für alles Unheil des Krieges zu tragen.

Der Minister weist dann nach, daß „die Gebietserweiterung erstens als gebührende Kriegsentschädigung und zweitens als künftige Sicherheit des Staates" gefordert werden müsse, weil Peru, finanziell ganz und gar zerrüttet, schlechterdings unfähig sei, die Entschädigungssumme aufzubringen, andererseits aber „die Salpeterdistricte von Antofagasta und das Territorium Tarapacá die wirkliche und unmittelbare Ursache des Krieges" gewesen seien, deren Rückgabe an ihre frühern Besitzer jetzt nach den chilenischen Siegen geradezu eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit sein und

*) Vgl. „Unsere Zeit", 1881, I, 403 fg.

Digitized by Google

einen gänzlichen Mangel an staatsmännischer Einsicht beweisen würde. „Der größte Theil des Gebietes, das südlich von der Quebrada de Camerones (Krebsschlucht), der — bereits bei den Friedensverhandlungen von Arica — vorgeschlagenen Grenzlinie im Norden, gelegen ist, war fiscalisches Eigenthum Bolivias und Perus und bietet einen Schatz sui generis, der, mit Hülfe des Fortschritts oder neuer und werthvoller Entdeckungen, unvermuthet den Feinden Chiles hinlängliche Mittel liefern könnte, um einen zweiten Krieg zu beginnen und ihren im ersten Kriege misslungenen Versuch siegreich durchzuführen. Das sind Erwägungen, die leicht begreiflich und von unbestreitbarer Wichtigkeit für Chiles künftige Sicherheit sind." Nachdem Dr. Balmaceda noch auf die geheimen Instructionen des peruanischen Dictators an seine Bevollmächtigten auf den Friedensconferenzen von Arica*), die im Original sich in dem chilenischen Staatsarchiv befinden, als auf einen Act von Geistesverwirrung hingewiesen, der von gänzlichem Mangel an praktischen Verstand zeuge, und gezeigt hat, daß Chile keinen Frieden schließen konnte, weder „mit Piérola, der nach seiner Niederlage bei Miraflores keine Regierung bilden konnte, noch mit Garcia Calderon, der zuerst keine Autorität hatte und dann, als er diese zu erlangen begann, durch seine öffentlichen Erklärungen gegen die Hauptbedingungen des Friedens und durch den Misbrauch seiner Stellung, dessen er sich gegen Chile und gegen Peru schuldig machte, indem er eine auswärtige Einmischung ermuthigte, die chilenischen Militärbehörden zu seiner Beseitigung und Abführung zwang", erklärt er, daß seine Regierung auf Erreichung des Friedens unbeirrt beharren werde, jedoch mit der Entschädigung und den Sicherheiten, für die sie im Verlauf des Streites entschlossen eingetreten sei, und nimmt für Chile dasselbe Recht in Anspruch, das die europäischen Mächte und auch die Vereinigten Staaten in ihren internationalen Conflicten geltend gemacht haben, ein Recht, „das keiner Controverse, keinem Zweifel unterliegt". Ist das Rundschreiben von den ersten Worten an überreich an handgreiflichen Anzüglichkeiten auf das Vorgehen der Vereinigten Staaten, so ist der Schluß geradezu eine Abweisung der Mission, die James G. Blaine dem Specialgesandten William Henry Trescott übertragen hatte. „Der Augenblick der Lösung wird kommen", sagt der Minister den neutralen Cabineten, „sobald Peru und Bolivia sich überzeugen, daß die unglücklichen Anstifter keine Verbündeten, keine Mediationen, keine Protectionen finden. . . . Chile war unversehens von zwei Nationen angegriffen worden, die, zu seinem Untergange verschworen, doppelte Bevölkerung und große Hülfsquellen besaßen. Unsere Feinde haben an alle Thüren gepocht und die Hülfe der Schwachen und der Mächtigen angerufen. Wir haben keine Verbündeten gesucht, keine Vermittelung begehrt, kein Geld für den Kampf von den Fremden gefordert. . . . Allein haben wir den Krieg begonnen und in Ausübung unserer Souveränetät und in der Sphäre unserer berechtigten internationalen Freiheit, allein werden wir ihn zu beenden haben."

Gleichzeitig mit dem Erlaß dieses Rundschreibens erging an den Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres in Lima, Contreadmiral Patricio Lynch,

*) Vgl. S. 603 dieses Bandes.

Digitized by Google

die Weisuug, den schon vor Monaten geplanten Zug gegen das „formidable" Heer des Generals Andres A. Cáceres, das im Thal des Rimac stand und die Chilenen in der besetzten Hauptstadt Perus „belagerte", unverzüglich auszuführen, dasselbe zu zersprengen und zu zeigen, daß der „zähe" Widerstand der Peruaner beim Anmarsch chilenischer Truppen zu verschwinden pflege. Da das chilenische Heer, das im October in Lima und Umgegend nur 9567 Mann, von denen obendrein 1059 krank in den Lazarethen lagen, und 2600 Mann in den Hafenstädten Nordperus zählte, im November und December ansehnliche Verstärkungen erhalten hatte, sodaß am Ende des Jahres 1881 wieder 15498 Mann in Lima und Umgegend standen, begann Lynch trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welcher Regengüsse und Schneestürme die ohnehin unwegsame Cordillere gefährlich machen, am 2. Jan. 1882 den Feldzug, nachdem er tags zuvor in aller Stille 4½ Bataillone Infanterie mit 1 Schwadron Reiterei und 2 Krupp'schen Gebirgsbatterien, im ganzen etwas über 3000 Mann, vorausgesandt hatte. Mit diesen operirte er selbst in der rechten Flanke Cáceres' durch das Thal Carabaya auf Canta, um die Peruaner zu umgehen und im Rücken zu fassen, während er zwei Tage später unter seinem Generalstabschef, dem Obersten Gana, eine zweite Abtheilung, 1516 Mann stark, abgehen ließ, um den Feind in der Front zu beschäftigen und festzuhalten. Doch Cáceres, der am 2. Jan. zur Unterdrückung eines Pronunciamiento, das am Neujahrstage von zwei Bataillonen zu Gunsten des gestürzten „Herrschers aller Peruaner" Dr. Nicolas de Piérola erfolgt war, aus seinem Hauptquartier Matucana (87,6 Kilometer von Lima) nach Chosica (39,8 Kilometer von Lima) geeilt war, erhielt rechtzeitig Kunde von dem Flankenmarsch der Chilenen, ließ am 3. seine Vorhut nach Matucana zurückgehen, gab am 4. auch diese ausgezeichnete Vertheidigungsstellung, 2374 Meter über dem Meeresspiegel, auf und zog sich nach Chicla, der derzeitigen Endstation der transandinischen Eisenbahn Callao-Lima-Oroya, 125,2 Kilometer von Lima und 3724,8 Meter über dem Meeresspiegel belegen, in solcher Eile zurück, daß nicht einmal sämmtliche Geschütze von Matucana mitgenommen wurden. Am 6., dem Tage der heiligen drei Könige, hielt er Rasttag und fand in Casapalca, einem Silberminenweiler, 13 Kilometer von Chicla und 17,7 Kilometer noch bis zu dem Tunnel, welcher 1860 Meter lang, den Grat der Cordillere in einer Höhe von 4768,8 Meter über dem Meeresspiegel durchbohrt, so viel Zeit, um eine Proclamation zu erlassen und seine schamlose Flucht aus „Positionen, die dem Feinde den Zugang verschlossen", eine „skandalöse That, die ohne Präcedenz in den Annalen Perus ist", den Aufhetzereien Nicolas de Piérola's zuzuschreiben, der nicht, wie er in seiner Proclamation vom 28. Nov. 1881 angegeben, das Land verlassen habe, sondern wuthentbrannt, weil ihm die Gewalt, die er zur Vertheidigung des Landes zu gebrauchen nicht verstanden habe, entrissen worden sei, jetzt unter dem Schutze chilenischer Bajonnete von der Wiederherstellung der Dictatur zur Befriedigung unwürdiger Rachegelüste träume und im Einverständniß mit dem Feinde seine (Cáceres') Truppen verführt habe und neue Tage der Erniedrigung und Schmach für Peru bereite. Als am 7. die Vorhut des Gana'schen Corps, das am 5. Chosica besetzt hatte, in Chicla eintraf, flüchtete der peruanische General mit den

Digitized by Google

Trümmern seiner auseinandergelaufenen „Centrumsarmee" über den Kamm der Cordillere, passirte am 9. Pachacaca (46,5 Kilometer von Casapalca) auf dem Wege nach Oroya und traf am 11. im Tarma ein, wo er seine demoralisirten, auf 2000 Mann zusammengeschmolzenen Scharen zu sammeln und zu ordnen suchte. Als der Contreadmiral Patricio Lynch nach vier beschwerlichen Marschtagen in dem Weiler Yaso die Nachricht von dem Rückzuge der Peruaner erhielt, ließ er seine Infanterie und Artillerie zurück und eilte mit seiner Reiterei über Canta, Pariamaca, Lachague, San-Pedro de Laraos, Carampona und Huanza 46 Leguas (34—35 deutsche Meilen) auf den schlechtesten Wegen, die meistentheils nur in langen Reihen zu Einem zu passiren waren, von Schneestürmen und dem Sorroche, der Höhenkrankheit, die der Seekrankheit ungemein ähnlich ist, verfolgt, nach Chicla, wo er am 9. eintraf. Von hier aus sandte er an die zurückgebliebenen Truppen den Befehl, durch das schluchtenartige Thal von Santa-Eulalia nach Chosica zu marschiren, um die Opfer, die den Regengüssen und Schneestürmen bereits gefallen waren, nicht noch zu vermehren, und kehrte, nachdem er noch ein frisches Expeditionscorps aus 3 Bataillonen Infanterie mit 1 Escadron Jäger zu Pferde und 2 Krupp'schen Gebirgsbatterien gebildet hatte, am 11. nach Lima zurück. Nach einer Berathung mit den chilenischen Bevollmächtigten Eugenio Altamirano und Jovino Novoa erhielt der Oberst Gana Befehl, über die Cordillere zu gehen und die Städte Oroya (205 Kilometer von Lima), Cerro de Pasco, Tarma und Jauja zu besetzen, um das Ergebniß des siebentägigen militärischen Spazierganges zu sichern, und Cáceres so weit als möglich zu verfolgen. Ehe Gana diese Befehle empfing, hatte er bereits nach allen Seiten Recognoscirungen vornehmen lassen, von denen die unter dem Oberstlieutenant Jarpa am 11. und 12. über die Cordillere bis auf einige Kilometer von Oroya vorgedrungen war und den Weg, welchen Cáceres genommen, festgestellt hatte.

Am 21. Jan. begann der Marsch des 2293 Mann starken Expeditionscorps (1832 Mann Infanterie, 111 Mann Artillerie und 250 Mann Cavalerie nebst 100 Mann für Train und Lazareth), das nach einem leichten Kampfe an der Oroyabrücke, der den Peruanern einige Todte und Gefangene kostete, am 23. Oroya, am 25. nach einem unbedeutenden Gefecht bei Ayllabamba mit einer 200 Mann starken Freischar Tarma und am 28. Jauja besetzte. Am 1. Febr. kehrte der Generalstabschef Oberst Gana nach Lima zurück, und der Oberst del Canto, der Verstärkungen von Lima herbeigeführt hatte, trat an die Spitze des Corps und übernahm mit 2 Bataillonen Infanterie, 9 Geschützen und 1 Schwadron reitender Jäger die weitere Verfolgung des peruanischen Generals, der sein Hauptquartier in Huancayo aufgeschlagen hatte. Am 3. wurde Concepcion, auf der Mitte des Weges zwischen Jauja und Huancayo, besetzt, und ein Detachement gegen San-Gerónimo vorgeschoben, das die peruanischen Vorposten nach einem leichten Scharmützel vertrieb. Am andern Tage brach del Canto gegen Huancayo, das Cáceres eiligst räumen ließ, mit 1 Bataillon Fußvolk, 4 Geschützen und der Schwadron reitender Jäger auf, während das andere Bataillon mit 5 Geschützen auf den die Ortschaft beherrschenden Anhöhen als Soutien Stellung nahm. Nach einem anstrengenden Marsch von 7 Leguas (5 deutsche Meilen) ließ der chilenische Befehls-

Digitized by Google

haber seine Truppen rasten, um die Ankunft der andern Hälfte, der er von Huancayo aus Marschbefehl zugesandt hatte, zu erwarten. Am andern Morgen bekam man bei Pucará, 5 Leguas südlich von Huancayo, das Lager der Peruaner in Sicht, und da in demselben die Vorkehrungen zum Rückzuge getroffen wurden, ließ del Canto sofort seine 4 Geschütze auffahren und das Feuer eröffnen. Nach einer Stunde, als Pucará bereits genommen war, langten auch die übrigen 5 Geschütze mit dem Bataillon Infanterie an, sodaß jetzt 1200 Chilenen gegen 1800 Peruaner standen, die jedoch ohne Artillerie waren, da Cáceres seine letzten 5 Geschütze bereits tags zuvor vorausgesandt hatte. Aus der ersten und zweiten Stellung geworfen, leisteten die Peruaner in der dritten, „einem Engpaß in beherrschender Höhe", „zähen und geordneten Widerstand", der, wenn auch schließlich durch das chilenische Geschützfeuer gebrochen, doch den Rückzug gesichert hatte. Die Peruaner hatten an Todten und Verwundeten 87 Mann und mehrere Offiziere und 37 Gefangene verloren, während die Chilenen an Todten 15 Mann und 1 Offizier und 23 Verwundete hatten. Die Ermüdung und das von steilen Schluchten zerrissene Terrain, das die Verwendung der Reiterei nicht gestattete, hinderten die Chilenen an der weitern Verfolgung, sodaß Cáceres unbelästigt am 6. die Izcuchagabrücke erreichen konnte und am 10. in Huancavelica eintraf. Von hier aus erließ er am andern Tage an die einzelnen Bataillonscommandanten der „Süddivision", deren Befehlshaber Oberst Arnaldo Panizo zuwider seinen bestimmten Weisungen, zu ihm zu stoßen, in Ayacucho geblieben war, um dort eine Sonderstellung einzunehmen, ein Rundschreiben mit der Aufforderung, mit ihm „zusammen aufs Schlachtfeld zu eilen, wo sie ihren Namen unsterblich machen würden mit dem Siege oder wenigstens mit ihrem Opfer". Die piérolistischen Obersten blieben indeß taub gegen diesen Ruf, weil Cáceres die Würde eines Jefe Supremo nicht angenommen, sondern die „sogenannte Provisorische Regierung" anerkannt habe, „eine Regierung, gegen deren Existenz die Truppen protestirt gehabt", sodaß am 22. sich auf den Bergen südlich von Ayacucho zwischen den feindlichen Brüdern ein erbitterter vierstündiger Kampf entspann, der mit der Niederlage der „Süddivision" endete. Die piérolistischen Führer, unter ihnen der berüchtigte Oberst Pedro Mas*), die befürchteten, auf der Flucht von der Bevölkerung, die für Cáceres Partei ergriffen hatte, getödtet zu werden, ergaben sich

*) Der Oberst Mas, von Piérola zum Präfecten des Departamento Ica bestellt, hatte mit eiserner Hand seine Autorität gegen die Anhänger der Provisorischen Regierung aufrecht erhalten, bis er durch sein Wüthen gegen die italienische Colonie von Chincha Alta das chilenische Hauptquartier zur Entsendung einer Expedition veranlaßte, vor der er mit seinen Soldaten und zwei Gebirgsgeschützen am 23. Jan. ohne Widerstand aus Ica zu seinen Gesinnungsgenossen nach Ayacucho flüchtete. Am 7. Jan. hatte er Chincha Alta, den Stützpunkt des von der Provisorischen Regierung ernannten Präfecten, angreifen und plündern und dabei die italienische Colonie, die als „Guardia Urbana" (Stadtwache) die Plünderung hatte hindern wollen, niedermetzeln lassen, weil sie unter dem „frivolen" Vorwande der Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Interessen „sich auf eine so unverschämte und thätige Weise in die innern Zwistigkeiten (Perus) einmischte".

Digitized by Google

dem Jefe Superior Politico y Militar von Mittelperu und wurden wegen Ungehorsams und Verraths vor ein Kriegsgericht gestellt.

Inzwischen war am 4. Jan. die nordamerikanische Specialcommission an Bord des Kriegsschiffes Lackawanna in Valparaiso angekommen, am 7. nach Santiago weiter gereist und wenige Tage später von dem Präsidenten Santa-Maria in öffentlicher Audienz empfangen worden. Bei der Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens als „außerordentlicher Specialgesandter und bevollmächtigter Minister des Präsidenten der Vereinigten Staaten" betonte William Henry Trescott seinen „freien und freundschaftlichen Auftrag", erklärte, daß, „wenn neuerliche Vorfälle das loyale Vertrauen, das die Beziehungen der beiden Regierungen bis heute erreicht haben, anscheinend getrübt haben, der Präsident" (der Vereinigten Staaten) „überzeugt ist, daß sie nur einem unglücklichen Misverständniß zur Last fallen, welches nur klar gestellt zu werden braucht, um in zufriedenstellender Weise berichtigt zu werden", und versicherte, daß „keine Anstrengung, welche die Regierung der Vereinigten Staaten zu machen wünsche für die schnelle und ehrenvolle Beendigung eines Krieges zwischen Schwesterrepubliken, die Absicht einschließen kann, irgendeine Lösung unterzuschieben, welche die Ehre bloßstellen, die wahren Interessen in Gefahr bringen oder die Empfindlichkeiten eines der Kriegführenden verletzen könnte", eine Versicherung, die Santa-Maria in seiner Erwiderung mit Vergnügen entgegennahm und an die er die bestimmte Erklärung knüpfte, daß Chile auch keinen Frieden annehmen werde, der nicht voll seine Ehre und sein Recht wahre. Am 16. begannen dann die Verhandlungen, die auf Trescott's Wunsch einen „ganz und gar vertraulichen Charakter" tragen sollten. In denselben zeigte sich der chilenische Minister des Auswärtigen dem nordamerikanischen Diplomaten formell und materiell überlegen, da er genauer und schneller von der plötzlichen Wandlung in der Politik des Weißen Hauses unterrichtet war als der Yankee. James G. Blaine war von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurückgetreten, und sein Nachfolger Frelinghuysen, der am 4. Jan. bereits Trescott telegraphisch angewiesen hatte, alles zu vermeiden, was ihn veranlassen könnte, sich aus Chile zurückzuziehen, hatte am 9. auch die übrigen Punkte der Blaine'schen Instructionen*) widerrufen, nachdem ihm zu seiner „lebhaften Befriedigung"

*) James G. Blaine läßt in denselben mit Abbruch des diplomatischen Verkehrs drohen und schreibt unter anderm: „... Sie werden der Regierung von Chile sagen, daß der Präsident (Arthur) dies Vorgehen" (Beseitigung der Regierung Garcia Calderon's) „als eine absichtliche Beleidigung ansieht.... Jegliche Erklärung, die diesem Act den Charakter einer absichtlichen Beleidigung benimmt, werden Sie gebührend entgegennehmen, falls nicht als vorherige Bedingung die Misbilligung der Haltung Hurlbut's verlangt wird. Schwierig ist es für mich, zu sagen, bis zu welchem Punkte für den Präsidenten eine Erklärung zufriedenstellend sein würde, die nicht von einer Wiederherstellung oder Anerkennung der Regierung (Garcia) Calderon's begleitet sein würde.... Wenn die chilenische Regierung, während sie die Absicht zu beleidigen in Abrede stellt, ihre Rechte, ihre Zerwürfnisse mit Peru ohne die freundschaftliche Einmischung einer andern Macht zu regeln, aufrecht erhalten und die Bildung einer andern Regierung in Peru, die sich nicht zur Abtretung perua-

Digitized by Google

der chilenische Gesandte in Washington die über die Gefangennahme Garcia Calderon's am 6. mündlich gegebenen Erklärungen am 8. schriftlich wiederholt hatte. In der dritten Conferenz am 20. Jan. kam man überein, die Ergebnisse der Verhandlungen in zwei Protokollen niederzulegen: in dem einen, das reservirt gehalten werden sollte, solange man es als zweckmäßig erachten würde, sollten die Erklärungen der Vereinigten Staaten über ihre Nichtintervention, in dem andern, das geheim bleiben sollte, die Annahme der guten Dienste der Vereinigten Staaten seitens Chiles in der Form und unter den Bedingungen, die der Minister Dr. Balmaceda formulirte, ausgesprochen sein. Schließlich wurde jedoch am 11. Febr. in Viña del Mar, der chilenischen Sommerresidenz, nur ein Protokoll gezeichnet, das die Ergebnisse in folgende fünf Punkte zusammenfaßt:

1) Nach der Erklärung, „daß Chile in dem von seinen Waffen behaupteten Umkreis die Autorität Garcia Calderon's abschaffte und diesen gefangen nahm ohne feindliche Absicht gegen die Vereinigten Staaten oder einen andern neutralen Staat, indem es von seinem legitimen Recht als Kriegführender Gebrauch machte", war „über diesen Zwischenfall keine weitere Erörterung nöthig".

2) Die Vereinigten Staaten scheiden von jeder Erörterung die Möglichkeit einer bewaffneten Intervention aus und bieten ihre Vermittelung nur in dem Falle an, daß die Kriegführenden ihre Wünsche kundgeben, sie zu erlangen, und wenn ihre Annahme zu Ergebnissen führen sollte, die für beide Theile zufriedenstellend sind.

3) Da der Zwischenfall wegen der Gefangennahme Garcia Calderon's, die bewaffnete Intervention und die Mediation Punkte sind, die von jeglicher Erörterung ausgeschlossen und endgültig abgethan sind, so erklärt Chile zum Zeugniß der gegenseitigen Freundschaft und des gegenseitigen Vertrauens, die guten Dienste der Vereinigten Staaten, wenn sie ihm angeboten werden, in dem Streite mit Peru anzunehmen, falls jene (die Vereinigten Staaten) zur Ausübung derselben die Friedensbedingungen annehmen, die Chile geneigt sein sollte dem Feinde zu gewähren; selbstverständlich ist es, daß, wenn die Vereinigten Staaten für die Friedensbedingungen, die ihren guten Diensten als Grundlagen dienen würden, die Zustimmung Perus nicht erlangen sollten, in diesem Falle die Thätigkeit der Vereinigten Staaten zwischen beiden Kriegführenden endigen würde.

4) Wenn die guten Dienste der Vereinigten Staaten angeboten und angenommen sein sollten in der vorher ausgeführten Form, wird Chile durch seine Civil- und Militärbehörden alle möglichen Erleichterungen gewähren, daß Trescott sich mit irgendeiner peruanischen Behörde oder Persönlichkeit, die er für geeignet hält, um ihr seine guten Dienste anzubieten, in Verbindung setzen kann, mit Ausnahme Garcia Calderon's, der Kriegsgefangener ist.

5) Die Grundlagen, denen gemäß Chile den Frieden abschließen würde, vorbehaltlich seines vollen Rechtes und seiner vollen Handlungsfreiheit für die Zukunft, wenn sie nicht von Peru angenommen werden sollten, würden die folgenden sein:

a) Abtretung aller Gebiete Perus südlich von der Quebrada de Camerones (Krebsschlucht);

b) Besetzung der Bezirke von Tacna und Arica auf zehn Jahre und Verpflichtung Perus zur Zahlung von 20 Mill. Pesos bei Ablauf dieser Zeit; wenn Peru, nachdem diese Frist verstrichen, nicht die 20 Mill. Pesos an Chile zahlen sollte, bleibt das Territorium

---

nischen Gebiets verpflichtet, zu erlauben sich weigern sollte, so ist es ihre Pflicht, in so fester Sprache, wie es mit der einer unabhängigen Macht schuldigen Achtung vereinbar ist, das Misfallen und die geringe Genugthuung auszudrücken, welche die Vereinigten Staaten über eine so beklagenswerthe Politik empfinden würden."

Digitized by Google

von Tacna und Arica ipso facto abgetreten und dem Gebiet der Republik Chile einverleibt;

c) Chile besetzt die Lobos-(Wolfs-)Inseln, solange es dort Guano gibt, und der Reinertrag sowol dieser Guanos wie der bekannten in Ausbeutung befindlichen Lager von Tarapacá wird zur Hälfte zwischen Chile und den Gläubigern Perus getheilt.

Die chilenische Diplomatie hatte sich der Lage gewachsen gezeigt und einen vollständigen Sieg errungen. Das Protokoll war das Grabgeläute der peru-bolivianischen Hoffnungen, ja der bolivianische Minister des Auswärtigen, José Zilveti, bezeichnete es in seinem Rundschreiben vom 24. März an die diplomatischen Agenten Bolivias im Auslande rücksichtslos genug als ein „unqualificirbares Document", das „in den Annalen der Diplomatie unerhört, das Todesurtheil zweier Völker ist". Am 14. Febr., drei Tage nach der Unterzeichnung des Protokolls, theilte Trescott dem Minister Dr. Balmaceda mit, daß „die Regierung der Vereinigten Staaten trotz ihres Wunsches, ihre unparteiische Mitwirkung und ihre freundschaftliche Unterstützung in den Verhandlungen zu gewähren, die zu einem beide Theile zufriedenstellenden Frieden führen könnten, unter den vorgeschlagenen Bedingungen ihre guten Dienste nicht anbieten könne", ihn vielmehr beauftragt habe, anzufragen: „ob die Regierung Chiles geneigt sei, einige Aenderungen in den Bedingungen vorzunehmen, und bejahendenfalles welche?" Erst am 24. beantwortete Dr. Balmaceda diese Mittheilung mit einer Note, in der er zunächst constatirt, daß in dem obigen Protokoll die Grundlagen festgesetzt seien, „nach deren Maßgabe seine Regierung die guten Dienste der Vereinigten Staaten annehmen würde, wenn sie ihr spontan angeboten würden mit der Absicht, auf Grund der angegebenen Grundlagen den Frieden zu Wege zu bringen", und daß mit der Erklärung, „die Regierung der Vereinigten Staaten biete ihre guten Dienste nicht an", die chilenische Regierung „die Antwort, die in dem erwähnten Protokoll in der Schwebe geblieben", erhalten habe, und in der er schließlich auf die gestellte Frage im Namen des Präsidenten der Republik die kurze Antwort gibt: „Wir halten die in dem schon erwähnten Actenstück niedergelegten Friedensbedingungen aufrecht, weil sie geboten werden von den überaus harten Erfordernissen der vom Kriege verursachten Kosten und Schäden, von der Sicherheit der Republik und ihrer künftigen Dauer." Mit dieser Antwort war das Fiasco, das die Politik des „energischen Amerikanismus", die James G. Blaine im Weißen Hause zu Washington inauguriren wollte, an der Westküste Südamerikas gemacht hatte, besiegelt und die Mission Trescott's zu Ende, da auf die am 22. Febr. übergebene Einladung zu dem „amerikanischen Congreß", der am 22. Nov. desselben Jahres in Washington zusammentreten sollte, keine Antwort, oder, wie Trescott in seinem Bericht an den Staatssecretär Frelinghuysen vom 27. Jan. selbst sagt, nur eine ablehnende zu erwarten war, weil die Einladung, „wenn die Vereinigten Staaten sich genöthigt sehen sollten, das Anerbieten ihrer guten Dienste zurückzuziehen, die Misbilligung der Zurückweisung gemäßigter Friedensbedingungen sein würde".

Am 28. März traf das Vereinigte Staaten-Kriegsschiff Lackawanna mit der Specialcommission in Callao ein, gerade noch rechtzeitig genug, um Hurlbut, der

Digitized by Google

tags zuvor plötzlich an Herzaneurisma verstorben war, das letzte Geleit zu geben. Nach mehrern Conferenzen mit dem chilenischen Bevollmächtigten in Lima, Jovino Novoa, beschloß Trescott, den Contreadmiral Lizardo Montero, den Substituten Garcia Calderon's, aufzusuchen, trotzdem dieser „catonische Führer" in seinen eigenhändigen Schreiben d. d. Cajamarca, 15. Nov. 1880, in denen er seinen „großen und guten Freunden", den Monarchen und Präsidenten der Staaten Europas und Amerikas, das Besteigen des Präsidentenstuhles anzeigte, seinen „unbeugsamen Entschluß" ausgesprochen hatte, „den Krieg zu unterhalten, bis das letzte Opfer, das der Patriotismus erheischt, erschöpft ist, wenn der Eindringling hartnäckig auf seinen ungerechtfertigten Eroberungsplänen besteht"; trotzdem gleichzeitig auch sein „Generalsecretär" in dem Rundschreiben „an die Minister der auswärtigen Angelegenheiten der befreundeten Nationen" nicht nur von der „treulosen Feindseligkeit" Chiles gesprochen: von der Gefangennahme und Abführung des Dr. Garcia Calderon und dessen Ministers des Auswärtigen, Dr. Gálvez, „gerade in dem Augenblick, in dem Peru, den freundschaftlichen Insinuationen der neutralen Mächte nachgebend, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen beabsichtigte, um dem unbestimmten Kriegszustande, dessen schwere Folgen von Tag zu Tag fühlbarer wurden, ein Ende zu setzen", sondern auch emphatisch versichert hatte, daß sie „unerbittlich (sic!) in der Fortsetzung des Krieges sein werden, wenn Chile auf der Zerstückelung Perus besteht, die Vortheile misbrauchend, die ihm das zufällige Waffenglück verschwenderisch gewährt". Am 13. April reiste Trescott, begleitet von einigen hervorragenden Anhängern der Provisorischen Regierung, denen er unter der Bedingung der Rückkehr die Erlaubniß vom chilenischen Hauptquartier ausgewirkt hatte, nach Huaraz ab, wohin Montero schon im März von Cajamarca aufgebrochen war. Am 1. Mai kehrte er nach Lima zurück, angewidert von der verblendeten Ueberhebung des neuen Machthabers, der ihm die nachgerade abgedroschene Redensart: „Peru wünscht den Frieden und ist zu jedem Zugeständniß bereit, das weder seine Ehre, seine Rechte und seine Interessen, noch die Ehre, die Rechte und die Interessen der Allianz verletzt", wiederholte, und schiffte sich wenige Tage darauf in Callao nach seiner Heimat ein. Etwas später kam der bolivianische Gesandte Juan Crisóstomo Carrillo nach Lima und begab sich mit dem Bevollmächtigten Montero's, Dr. Ramon Ribeyro, mit dem er über einen gemeinschaftlichen Waffenstillstand verhandelt hatte, nach Huaraz, kehrte indeß am 30. Juli ebenfalls unverrichteter Dinge zurück, da Montero alle Unterhandlungen vorläufig zurückgewiesen und sich am 15. Juli auf den Weg nach Arequipa gemacht hatte. Das Glück hatte eben den peruanischen Waffen einen Augenblick gelächelt.

Seit dem Gefecht bei Pucará am 5. Febr. hatte mit Ausnahme einer Massenerhebung der von ihren Pfarrern bethörten Eingeborenen Anfang April, die der Oberst del Canto mit zwei Bataillonen Fußvolk, zwei Geschützen und einer Schwadron Reiterei in zwei blutigen Gefechten am 6. April bei Acostambo, und zwei Tage später bei Nahuerpuquio, wo der Pfarrer von Huaripampa mit der Lanze in der Hand fiel, niederschlug und durch standrechtliches Aburtheilen und Erschießen der

Digitized by Google

gefangenen Führer auf dem Marktplatze von Huancayo unterdrückte, auf der ganzen Linie Waffenruhe geherrscht, da die Besetzung Mollendos nur zeitweilig für die Blokade eintrat, um die Erhebung der Zölle für die auf Drängen des diplomatischen Corps in Lima erlaubte Ausfuhr der von den fremden Handelshäusern in Arequipa aufgestapelten Landeserzeugnisse zu erleichtern und die Einfuhr vollständig zu hindern.*) Als jedoch der General Andres A. Cáceres in Ayacucho, der „Stadt glorreicher Erinnerungen", Muth und Kraft gestärkt und seine durch den „Sieg" von Pucará, wo die peruanische „Centrumsarmee" zum ersten mal zum Stehen gezwungen worden war und die durch „einen Rückzug von 200 Leguas, der wenige Beispiele in der Militärgeschichte hat", desorganisirten und zusammengeschmolzenen Scharen reorganisirt und neu equipirt hatte, war er wieder „nach dem Punkte, von dem er ausgegangen", nach dem Departamento Junin aufgebrochen, um seine Scharte auszuwetzen und, wie er in einer schwülstigen Proclamation seinen Mitbürgern verkündete, im Verein mit den „imposanten Massen" der dortigen Bevölkerung, die „den Feind belagert und in Schrecken halte" (?!), dem verhaßten Eindringling „die letzte Schlacht" zu liefern und ihn zur Küste zurückzuwerfen „zur ewigen Warnung Chiles und zum unvergleichlichen Ruhme Perus". Am 30. Juni hatte der peruanische General seine Truppen unter dem Befehl des Obersten Secada in Pasos concentrirt und, dank dem Einfluß, den die Pfarrer auf ihre Heerden ausüben, zahlreiche Freischarenbanden aus den Eingeborenen vereinigt, die, wenn auch durchgängig nur mit Lanze und Schleuder bewaffnet, ihm große Dienste leisteten. Allein er operirte zu langsam und ließ den günstigen Augenblick zur Ausführung seines Planes, mit überlegenen Streitkräften die Abtheilungen der Division del Canto einzeln zum Kampfe zu zwingen und zu vernichten, vorübergehen: ein Plan, der bei der Vertheilung über einen unverhältnißmäßig großen Raum und der dadurch bedingten dünnen Aufstellung der kaum 3000 Mann starken Chilenen den Peruanern ungemein günstige Chancen bot. Am 8. Juli erst begann Cáceres seine convergirende Bewegung auf Marcaballe und Pucará, während an den Obersten Gastó, der auf Schleichwegen gegen Concepcion vorgerückt war, der Befehl abging, die dortige chilenische Besatzung zu überfallen. Am 9. wurden die chilenischen Vorposten in Marcaballe angegriffen und durch das Feuer von vier gezogenen Gebirgsgeschützen zum Rückzug auf Pucará gezwungen. Mit der dortigen Besatzung vereinigt, gingen sie, fortwährend von den überlegenen Peruanern hart bedrängt, über Saballanga, dessen Besatzung aufgenommen wurde, bis La Punta, eine spanische Meile südlich von Huancayo, zurück, wo del Canto mit dem Gros seiner Truppen gefechtsbereit stand, sodaß hier der peruanische General den Angriff einstellen ließ.

Zu derselben Zeit hatte der Oberst Gastó dem erhaltenen Befehl gemäß von San-Antonio aus über die Höhen von Santa-Rosa, Quichuiguay und Huaychulo

*) Hurlbut hatte auch die Erlaubniß zur Einfuhr von Steinkohlen verlangt, und auf die kategorische Weigerung des chilenischen Hauptquartiers, das den Yankee in der höflichsten Form an die Eigenschaft der Kohlen als Kriegscontrebande erinnerte, gedroht, die Blokade für gebrochen zu erklären, wenn Handelsschiffen das Anlaufen gestattet würde.

Digitized by Google

seine Truppen, die aus 2 Compagnien Infanterie und 1500 Freischärlern bestanden, vorgeschoben, den Hügel Leon, der Concepcion beherrscht, besetzt und nach einstündigem Kampfe, der ihm bedeutende Verluste brachte, die Ortschaft genommen, in der die chilenische Besatzung, nur 73 Mann und 4 Offiziere stark, in der am Marktplatz belegenen Kaserne verschanzt, ihre Vertheidigung fortsetzte. Um 6½ Uhr abends ließ der Peruaner sein Feuer einstellen und um Verstärkungen und Munition nachsuchen. Nachdem diese 12 Stunden später eingetroffen, wurde das Feuer wieder aufgenommen. Bis um 10 Uhr dauerte der ungleiche, erbitterte Kampf, in dem das chilenische Häuflein, nachdem die Munition bis auf die letzte Patrone verschossen war, zur blanken Waffe griff und nach zwanzigstündiger heldenmüthiger Gegenwehr bis auf den letzten Mann niedergemacht ward. Wenige Stunden später erschien del Canto, der Huancayo geräumt und die Concentration seiner Truppen, deren Rückkehr schon Mitte Juni von dem Hauptquartier angeordnet worden war, begonnen hatte, um die Besatzung aufzunehmen, und schickte seine reitenden Jäger hinter den Peruanern her, von denen noch eine beträchtliche Zahl erreicht und niedergemacht wurde. Die „Heldenthat von Concepcion" hatten die Peruaner — nach chilenischen Angaben, da im peruanischen Bericht die Verlustliste todtgeschwiegen wird — mit 800 Mann bezahlt!

Am 11. räumte del Canto Concepcion, das, zur Strafe für die Theilnahme der Einwohner am Kampfe, angezündet wurde, und setzte seinen Rückzug über Jauja nach Tarma fort, das er am 15. erreichte. An demselben Tage suchte eine peruanische Freischar Tarma-Tambo, eine spanische Meile südlich von Tama, wegzunehmen, wurde jedoch mit Zurücklassung von 22 Todten zurückgewiesen, ebenso am nächsten Tage ein Bataillon Infanterie, das zusammen mit 2000 Freischärlern die chilenischen Vorposten auf den die Stadt beherrschenden Höhen von San-Juan zu überrumpeln versuchte und dabei über 100 Todte auf dem Platze ließ. Cáceres, der die Rückzugslinie der Chilenen hatte besetzen lassen, glaubte nunmehr mit seiner dreifach überlegenen Macht — nach seinen eigenen officiellen Berichten 2 Divisionen Infanterie mit 8 gezogenen Geschützen und 12 Bataillone Freischaren — die Division del Canto wie in einer Mausefalle gefangen zu haben, als am Morgen des 18. eine Deputation der Stadt in seinem Lager erschien und ihm zu seiner Ueberraschung den Abzug der Chilenen anzeigte, die unbehelligt Oroya erreichten und am 24. in Pachacaca auch das 500 Mann starke Detachement von Cerro de Pasco aufnahmen. Nachdem noch am 23. der Versuch einer 1500 Mann starken Freischar, die kleine, nur aus einer Compagnie bestehende chilenische Besatzung von San-Bartolomé zu überrumpeln und die ihrer Obhut anvertraute großartige Eisenbahnbrücke von Agua de Verrugas*), eine zierliche Eisenconstruction von 77 Meter Höhe und 176 Meter Länge, unfahrbar zu machen, durch das schnelle Eingreifen der 230 Mann starken Bedeckung des gerade anlangenden Krankentransports der Division del Canto vereitelt worden war, ward der Rückzug über die Cordillere und aus dem obern Rimacthal, der Quebrada de Huarochirí, wenn auch mit

*) Warzenwasser, so genannt, weil der Genuß des Wassers einen warzenartigen Hautausschlag erzeugen soll.

Digitized by Google

großen Schwierigkeiten, da die Peruaner auf den steilen, das enge Thal beherrschenden Höhen gedeckte uneinnehmbare Stellungen innehatten und gewaltige Steinblöcke auf die Eisenbahnzüge herabrollen ließen, so doch ohne nennenswerthe Verluste ausgeführt. Im chilenischen Hauptquartier wie in der Münze zu Santiago hatte die Niedermetzelung der 77 Mann in Concepcion böses Blut gemacht und zu scharfen Instructionen nach dem alttestamentlichen Grundsatze: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn", geführt. „Wenn die Milde, mit der Chile bisher die Peruaner behandelt hat", schrieb damals das officielle Organ des chilenischen Hauptquartiers in Lima, der „Diario Oficial", „solche Perfidie als Frucht zeitigt, dann ist es an der Zeit, diejenigen, die den friedlichen Wanderer verrätherisch überfallen, als Banditen zu behandeln, und die Anstifter, Mitschuldigen und Beschützer, ob einzelne Persönlichkeiten oder ganze Ortschaften, zum ewigen Schweigen zu bringen." Hatte del Canto in Oroya schon 40 Gefangene erschießen lassen, so ließ der Oberst Urriola, der zur Unterstützung des Rückzuges von Lima nach Chicla abgegangen war, die geräumten Ortschaften, deren Bewohner sich hatten verleiten lassen, mit den Freischärlern gemeinsame Sache zu machen, der Reihe nach in Flammen aufgehen.

Vor Chosica, wo das Rimacthal die schluchtenartige Enge zu verlieren beginnt, sah der General Andres A. Cáceres seinen „Siegeslauf" gehemmt. „Der Held von Tarapacá", der, „unterstützt durch die imponirende Haltung der Völkerschaften Mittelperus, der ganzen Welt zeigt, daß die heutigen Peruaner nicht entartet sind von jener kräftigen Rasse, die Freiheit und Vaterland ihnen als heiliges Vermächtniß hinterließ", und der „dem Feinde zeigt, daß die Peruaner noch nicht besiegt sind", wagt trotz seiner numerischen Ueberlegenheit nicht, die von 2000 Chilenen vertheidigte Stellung am Eingang ins untere Rimacthal anzugreifen, sondern begnügt sich, Freischaren nach dem benachbarten Departamento Ica zu entsenden, um auch in dessen Thälern „das Feuer des peruanischen Patriotismus" zu entzünden, das „die chilenischen Legionen, die es auf seinen Wegen trifft, verzehren soll". Indessen verzehrte dies Feuer hier wie anderwärts hauptsächlich die peruanischen Freischärler, die bei Caltope im Thale von Cañete, bei San-Juan, Chavalino, Cerrillo, überhaupt in jedem Treffen geschlagen und, wenn gefangen genommen, sofort standrechtlich erschossen wurden, ebenso wie die Ortschaften in Flammen aufgingen, die ihnen Unterstützung und Unterschlupf gewährten. „Tu l'as voulu, cholo pérouvien!" hieß es jetzt chilenischerseits, zumal Cáceres in einem officiellen Bericht trocken bemerkt hatte, daß ihm Köpfe chilenischer Soldaten, von den Seinigen auf Lanzen gespießt, als Trophäen entgegengetragen worden: eine Bemerkung, von der das officielle Organ des chilenischen Hauptquartiers mit der Erklärung Act nahm, daß für alle diese Schandthaten von Montero, von seinen Ministern und von denen, die seinen Befehlen gehorchen, mögen sie Waffen tragen oder nicht, möge ihre Tracht und Benennung sein wie sie wolle, Vergeltung gefordert werde, und daß für Cáceres, Gastó und Genossen, wenn sie in chilenische Hände fallen sollten, der — Nachrichter in Aussicht stehe.

Gleichzeitig mit dem Vorstoß in Mittelperu hatte auch im Norden Miguel Iglesias, der von Montero, dem „mit der vollziehenden Gewalt betrauten Vice-

Digitized by Google

präsidenten", zum General befördert und zum „Jefe Superior Politico y Militar de los Departamentos del Norte" ernannt worden war, die Feindseligkeiten aufgenommen, wenn auch widerwillig, da er als Kriegsminister des Dictators Nicolas de Piérola in der Schlacht von Chorillos am 13. Jan. 1881 gefangen genommen, bei seiner Freilassung sein Ehrenwort gegeben hatte, im gegenwärtigen Kriege nicht mehr gegen Chile kämpfen zu wollen. Freilich befehligte er nicht persönlich, sondern sein Bruder, der Oberst Lorenzo Iglesias, die 500 Mann starke Abtheilung des „Nordheeres", die am 13. Juli bei dem Versuch, dem 300 Mann starken chilenischen Detachement in San-Pablo die einzige Rückzugslinie nach San-Luis abzuschneiden, eine arge Schlappe erlitt und 200 Mann, 10 Offiziere mit 1 Obersten und ihren Train verlor, während die Chilenen sich den Rückzug mit einem Verlust von nur 31 Mann und 1 Offizier erzwangen. Nunmehr gingen von Lima Verstärkungen an den Oberstlieutenant Carvallo Orrego, der im Norden befehligte, und zugleich dieselben scharfen Instructionen zur Züchtigung der Bevölkerung ab, die ihrem Patriotismus die Zügel hatte schießen lassen. Chiclayo wurde wieder besetzt, dort eine Freischarenbande überrascht, die Gefangenen standrechtlich erschossen und der Stadt eine Kriegscontribution von 30000 Soles Silber (105000 Mark) auferlegt. Am 3. Aug. brach dann Carvallo Orrego selbst von San-Pedro aus mit 907 Mann und 2 Krupp'schen Gebirgsgeschützen gegen Cajamarca auf, das er am 8. „ohne Neuigkeit" erreichte und drei Wochen lang besetzt hielt, um die Kriegscontribution einzutreiben und das versteckte Kriegsmaterial*) aufzusuchen und zu vernichten. Am 27. rückte er nach Chota vor, zerstörte am 29. die Stadt, weil von ihren Bewohnern der Kriegsruf ausgegangen war, und kehrte, nachdem ihm Iglesias, der jedem Zusammenstoß auswich, die in dem Treffen von San-Pablo gemachten 13 Gefangenen ausgeliefert hatte, am 9. Sept. nach San-Pedro mit einer Kriegscontribution von 45620 Soles Silber (159670 Mark) und 250 Maulthieren zurück.

Im chilenischen Hauptquartier hatte man inzwischen einen wichtigen Fang gemacht, der das ganze „Directivcomité" der Garcia Calderon-Monteristen schwer compromittirte und den Verdacht bestätigte, daß der ganze Kriegsplan zur Vernichtung der Division del Canto von ihm ausgeheckt und von ihm auch Kriegsmaterial dazu geliefert worden sei. Der chilenische Oberbefehlshaber, Contreadmiral Patricio Lynch, ließ sofort verhaften, wessen er habhaft werden konnte, und die übrigen Mitglieder am 8. Aug. öffentlich auffordern, binnen zehn Tagen sich zu stellen, „widrigenfalls sie als Mitschuldige und Anstifter der Banden, welche die chilenischen Detachements in Concepcion und Marcaballe überfielen, angesehen und als solche behandelt werden würden". Nur wenige, wie der Exfinanzminister Dr. José Maria Quimper, meldeten sich, die übrigen, wie der Oberst Recabárren und César Canevaro, der Exalcalde der Hauptstadt, entflohen und

*) In den Kirchen La Merced und La Recoleta wurden 350000 Peabodypatronen aufgefunden und an Ort und Stelle vernichtet, wodurch die beiden Kirchen vollständig ausbrannten.

Digitized by Google

wandten sich nach Arequipa. Die Verhafteten wurden nach Chile abgeführt und in Angol, einem kleinen Städtchen der Provinz Arauco, internirt. Zehn Tage später, am 18. Aug., erließ der Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres in Ausführung der von Santiago eingelaufenen Instructionen, die occupirten peruanischen Provinzen für den Frieden empfänglicher zu machen, indem er sie die ganze Schwere des Krieges fühlen ließ, zwei Verfügungen, die zunächst die Peruaner in ihrem Eigenthums- und Verfügungsrechte in empfindlichster Weise beeinträchtigten. Es ward den Peruanern verboten, ihre in dem Occupationsgebiet belegenen Besitzungen zu verkaufen, zu verpfänden oder in irgendeiner Weise zu übertragen, ebenso wie dieselben zu verpachten, ohne im Pachtvertrage ausdrücklich die Bestimmung aufzunehmen, daß das verpachtete Grundstück „dem Uebergange in chilenische Gewalt" unterworfen sei, und daß der Pächter nicht mehr als zwei Monatsraten vorauszahlen dürfe. Ferner ward den peruanischen Besitzern von Actien der Banken von Lima und Callao die Veräußerung oder Uebertragung derselben untersagt: eine Verfügung, die am 24. Aug. noch dahin erweitert ward, daß den Banken aufgegeben wurde, jede Anweisung auf Guthaben von Peruanern, sowie jede Zahlung zu Gunsten von Peruanern zurückzuweisen. Diese Maßnahmen waren bestimmt, die Kriegscontribution, die in Höhe von monatlich 100000 Selos Silber (350000 Mark) auferlegt und mit unerbittlicher Strenge beigetrieben werden sollte, zu sichern und die Zwangsbeitreibung zu erleichtern. Hätten die Chilenen im eigenen wie im peruanischen Interesse früher schon, damals, als vor Jahresfrist Stephen A. Hurlbut mit seinen diplomatischen Bocksprüngen die Sinnesänderung bei dem Provisorischen Präsidenten Dr. Francisco Garcia Calderon und dessen Gefolgschaft herbeiführte, schärfere Saiten aufgezogen und unbarmherzig à la guerre comme la guerre gehandelt, die ganze „Magdalenenbrüderschaft" wäre bereits zu Kreuze gekrochen und der Friede unterzeichnet gewesen.

Am 31. Aug. kam der Contreadmiral Lizardo Montero, der „mit der vollziehenden Gewalt betraute" Vicepräsident der Republik Peru, in Arequipa an, übertrug seinem bisherigen „Jefe Superior Politico y Militar de los Departamentos del Sur", dem Kapitän zur See Camilo N. Carrillo, die Bildung eines neuen Cabinets, da das alte in Huaraz seine Entlassung gegeben hatte, und ließ am 15. Sept. in einem Rundschreiben des Ministers des Auswärtigen, Dr. Epifanio Serpa, dem diplomatischen Corps in Lima die Verlegung der Residenz der „Provisorischen Constitutionellen Regierung" von Huaraz nach Arequipa und die Bildung des neuen Ministeriums anzeigen. An diese Anzeige knüpfte Dr. Serpa eine längere Auseinandersetzung, in der er die letzten Ereignisse in Mittel- und Nordperu zu großen Erfolgen aufbauscht und den Vertretern der fremden Mächte aufbinden will, nicht die Halsstarrigkeit der verbündeten Peru-Bolivianer, sondern die Hartnäckigkeit Chiles sei schuld an der nutzlosen Verlängerung des Krieges, und Peru, durch seine „nationale Einheit" und „die Popularität der Provisorischen Regierung", welche offenkundige Thatsachen seien, und durch die im Norden und im Centrum über den Feind errungenen „positiven Vortheile" moralisch und

Digitized by Google

materiell erstarkt, werde die Waffen nicht eher niederlegen, bis Chile seine für die Verbündeten unannehmbaren Bedingungen in für beide Theile ehrenvoller Weise mäßige. Allerdings wußte Montero, als er die Circularnote schreiben ließ, noch nicht, daß der General Miguel Iglesias, der „Jefe Superior Politico y Militar" von Nordperu, sich feierlich von ihm losgesagt und unumwunden für den schleunigen Abschluß eines Friedens auch ohne das zweideutige Beiwort „ehrenvoll" ausgesprochen hatte, und daß der „Präsident" Garcia Calderon, dessen Substitut er war, bereits die Abtretung des Salpeterdepartamento Tarapacá bis zur Quebrada de Camerones zugestanden hatte.

An demselben Tage, an dem der peruanische Contreadmiral seinen Einzug in Arequipa gehalten hatte, war Cornelius A. Logan, der neue Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika, in Santiago eingetroffen und sofort mit Garcia Calderon in Verbindung getreten. Am 14. Sept. reisten beide mit Zustimmung der chilenischen Regierung nach Angol ab, um mit Garcia Calderon's Generalstab, der dort Zwangsgastfreundschaft genoß, zu verhandeln, da Logan auch den Verkauf Tacnas und Aricas zugestanden haben wollte. Von dort zurückgekehrt, übergab Garcia Calderon am 16. dem nordamerikanischen Diplomaten zur Richtschnur in seinen Verhandlungen mit dem chilenischen Minister des Auswärtigen ein Memorial, in welchem er zunächst nachzuweisen suchte, daß Peru im Guano und Salpeter nicht nur die nöthigen Mittel zur Zahlung der Zinsen und Amortisation seiner Schulden (sic! die Zahlungseinstellung datirt seit dem 1. Jan. 1876!), sondern noch einen jährlichen Ueberschuß von 1 Mill. Pfd. St. habe, den es Chile für die Kriegsentschädigung von 80—100 Mill. Pesos überweisen könne, dann die Abtretung Tarapacás und der Guanolager, die Chile als conditio sine qua non verlange, zugestand, wenn auch die Schulden von Chile übernommen würden, dagegen die bedingungslose Rückgabe von Tacna mit Arica an Peru verlangte. Nach einigen Tagen willigte er jedoch auch in den Vorschlag, die Frage wegen des Verkaufes dieser Provinzen dem Schiedsspruch der Vereinigten Staaten zu unterwerfen, und nahm am 11. Oct. folgende Friedensbasis an: Chile acceptirt die Abtretung Tarapacás und des Guano mit der Verpflichtung, mit den peruanischen Gläubigern, die auf den Guano und Salpeter Hypothek haben, ein Abkommen zu treffen*); es ist einverstanden mit dem Schiedsspruch bezüglich des Verkaufs von Tacna und Arica, vorausgesetzt, daß der Schiedsrichter nicht der

*) Die chilenische Regierung hatte bereits mit einem Comité der peruanischen Gläubiger, das ungefähr fünf Sechstel der 5proc. Anleihe von 1870 und der 6proc. von 1872 vertrat, ein Abkommen getroffen und ihm die Hälfte des Reinertrags aus dem Guanoverkauf zugesichert. Die Salpeteretablissements aber, die der peruanische Fiscus theils durch freihändigen Kauf, theils im Zwangsenteignungsverfahren erworben hatte, waren zum Theil ihren ursprünglichen Besitzern gegen Einlieferung der auf sie ausgegebenen „Certificados de Salitre" zurückgegeben, zum Theil öffentlich verkauft und aus dem Erlös die auf ihnen lastenden Schulden getilgt. Da indeß der Kaufschilling auf mindestens die Hälfte des Erwerbspreises in klingender Münze festgesetzt war, um die Inhaber der Salpeterpapiere einigermaßen zu entschädigen, so sind bis heute noch unverkauft und in den Händen der chilenischen Regierung geblieben 93 Salpeterfabriken, auf die von der peruanischen Regierung „Certificados" und „Vales" im Betrage von 10,753448 Soles 54 Cent. ausgegeben sind.

Digitized by Google

Mandatar einer Nation ist, und daß ihm, falls der Spruch ungünstig ausfallen sollte, die militärische Besetzung auf 15 Jahre zugestanden wird. Allein, da Garcia Calderon hieran seine Freilassung knüpfte, um sich nach Arequipa zur Uebernahme der Regierung zu begeben, und von dort einen Bevollmächtigten nach Lima zum Abschluß eines Waffenstillstandes auf 60 Tage zu entsenden, während dessen die Wahlen zu einem Congreß vollzogen werden sollten, der über die vorgeschlagenen Bedingungen zu beschließen habe, außerdem aber eine besondere Clausel verlangte, in der Chile die Zahlung der „legitimen" Schulden Tarapacás, sowie die Verpflichtung, „zur Erfüllung der Verträge der peruanischen Gläubiger dienliche Abkommen" zu treffen, übernehmen sollte, so lehnte der chilenische Minister des Auswärtigen, Luis Aldunate, rundweg ab und bestand auf dem Verkauf von Tacna und Arica. Die Verhandlungen galten als abgebrochen. Doch Cornelius A. Logan, der „ehrliche Makler", ward es nicht müde, Wasser in ein Sieb zu schöpfen. Er glaubte immer noch, die Zustimmung der Peruaner zu dem Verkaufe zu erlangen, und wandte sich schließlich am 13. Nov. an den Contreadmiral Lizardo Montero, den „mit der vollziehenden Gewalt betrauten" Vicepräsidenten der Republik Peru, „um eine letzte Anstrengung zu machen, einen Frieden zu Stande zu bringen, der sich auf die Anerkennung der Regierung gründe, die Montero repräsentire". Der Kaufpreis von 10 Mill. Pesos (40 Mill. Mark) für die Provinzen Tacna und Arica, die keinen Guano, keinen Salpeter und nur geringen Ackerbau hätten, führte Logan in dieser Zuschrift aus, sei ein ganz angemessener, da die Vereinigten Staaten im Friedensschluß mit Mexico für Californien, Texas und Neumexico, also für ein Gebiet, das unvergleichlich größer und reicher sei als Tacna mit Arica, nur 15 Mill. Pesos gezahlt hätten. Zudem sei die Lage Perus äußerst kritisch, ein weiterer Widerstand bei dem gänzlichen Mangel an allen Hülfsmitteln undenkbar, sodaß er, da auch die Intervention einer fremden Macht in das Reich der Träume gehöre, dringend zur Annahme der heutigen Bedingungen Chiles rathen müsse, indem sie so günstig für Peru nicht wieder gestellt würden. Montero möge deshalb ohne Verzug Garcia Calderon formell zur Annahme dieser Bedingungen ermächtigen, weil sein Decret über die Einberufung eines Congresses „virtuell erkläre, daß Garcia Calderon keine Autorität habe, über den Frieden zu verhandeln". Als Montero's Antwort*) in Santiago eintraf, hatte Garcia Calderon jede Verbindung mit Logan abgebrochen, weil er den „ehrlichen Makler" im Verdacht hatte, ein Werkzeug chilenischer Eroberungsgelüste zu sein. Die Verhandlungen, die er dann durch den frühern Finanzminister Dr. José Maria Quimper, der ebenfalls chilenische Zwangsgastfreundschaft genoß, direct mit dem Präsidenten Santa-Maria anknüpfen ließ, hatte kein besseres Ergebniß, sodaß er schließlich selbst einsah, daß er vollständig beiseitegestellt war.

*) Das Schreiben, vom 21. Dec. 1882 datirt, ist sehr gemessen gehalten und schweigt über die empfohlenen Friedensbedingungen vollständig. Dies holte indeß Montero später nach, als er bei der Eröffnung des arequipeñer Congresses im März 1883 in seiner Botschaft die Vermittelung der Vereinigten Staaten von Amerika besprach und der Thätigkeit Logan's die epitheta ornantia „widrig und unverschämt (impudente)" gab.

Digitized by Google

Parallel mit diesen in Santiago geführten Verhandlungen liefen in Lima vertrauliche Unterhandlungen zwischen dem dortigen chilenischen Bevollmächtigten Jovino Novoa und Iglesias' Agenten, Dr. Mariano Castro Zaldivar. Bereits im Juli, kurz nach dem Gefecht von San-Pablo, hatte der „Jefe Superior Politico y Militar" von Nordperu diesen zur Sondirung an den chilenischen Bevollmächtigten nach Lima geschickt und dann nach seiner Rückkehr am 31. Aug. das Manifest von Montan erlassen, das der Ausgangspunkt einer Bewegung wurde, die endlich den Frieden herbeiführte. Der cajamarquiner Patricier, der nicht nur allein seine militärische Ehre in Chorrillos gerettet, sondern auch, während alle nach dem in Peru landläufig gewordenen Bibelworte von dem Ochsen, dem man beim Dreschen nicht das Maul verbinden soll, vom Mark des Landes sich mästeten, allein sich reine Hände bewahrt hatte, sagt in diesem Actenstück der ganzen Nation die Wahrheit in Worten, so stark und unerhört*), wie es in Peru wol noch kein Parteiführer gewagt hatte, und tritt unverzagt für den Frieden ein, wenn er auch nur unter harten Bedingungen zu erlangen sein sollte, für den Frieden, der bei der überaus trostlosen Lage des Landes eine Nothwendigkeit der Gegenwart, und die einzige Hoffnung der Zukunft sei. Nach dem Abzug der Chilenen nach seiner Residenz, der alten Inkastadt Cajamarca, zurückgekehrt, erließ Iglesias, der auch Montero gegenüber kein Rebell sein wollte, am 16. Sept. eine Verfügung, durch die er in Erwägung, daß „die vom Lande angenommene Regierung alle ihre Beziehungen zum Norden de facto abgebrochen habe; die Autorität, die er ausübe, in den schwierigen Umständen, die das Land durchmache, nicht genügend sei, um die schweren Conflicte des Kriegszustandes zu beschwören; die Souveränetät in den Republiken im Volke ruhe", und er also „für sich kein Recht anerkenne, seine persönlichen Entscheidungen dem Volke aufzulegen", eine Versammlung von Provinzialvertretern der sieben Departamentos von Nordperu: Piura, Cajamarca, Amazonas, Loreto, Lambayeque, Libertad und Ancachs, auf den 25. Nov. einberief. Unmittelbar nach der Installation der Versammlung, in die jede Provinz einen aus directer geheimer Wahl hervorgegangenen Vertreter entsenden sollte, wollte der General seine Gewalt als Jefe Superior Politico y Militar niederlegen, da die Versammlung unbeschadet der politischen Staatseinheit die Regierungsform und das Regierungspersonal für den Norden zu bestimmen und gleichzeitig über einen Friedensschluß mit Chile oder die Fortsetzung des Krieges zu entscheiden hätte. Unbeirrt von dem Anathema, das der General Andres A. Cáceres gegen ihn geschleudert, und der Aechtung als Landesverräther, die der Vicepräsident der Republik, Contreadmiral Lizardo Montero, auf einstimmigen Beschluß des Ministerrathes gegen ihn ausgesprochen, verfolgte Iglesias sein patriotisches Ziel, den vollständigen Ruin seines Vaterlandes durch einen schleunigen Friedensschluß aufzu-

*) Die große Masse der Nation bezeichnet er als „indifferent, ausgemergelt", und sagt dann: „. . . So erschlafft waren die socialen Bande, so groß die Beleidigungen, welche die Bevölkerung jüngst von den Leuten empfangen hatte, die sich um die Ehre stritten, dem Vaterlande den Gnadenstoß zu geben, daß sie mit einer Art indolenter Genugthuung zusah, wie in jeder Stunde das Unwetter schrecklicher sich entfesselte, in dem sie selbst schiffbrüchig werden konnte. Verhängnißvolle Folge von 60 Jahren abscheulicher politischer Corruption!"

Digitized by Google

halten. Weihnachten 1882 konnte er die „Souveräne Versammlung des Nordens" eröffnen und ihr die Entscheidung über Frieden oder Krieg unterbreiten. In seiner Eröffnungsrede, die im Lande großes Aufsehen und einen mächtigen Eindruck machte, gibt er der Wahrheit die Ehre, so beschämend und niederdrückend sie auch für jeden Peruaner sein müsse, und zwar mit recht lauter Stimme, „damit sie nicht abermals Glauben schenkten der Stimme kleinlicher Leidenschaften, die sie in 60 Jahren selbständigen Lebens zu einer Gegenwart von blutigem Elend und Wirrwarr getrieben hätten und nun auch zu einer Zukunft von Sklaverei, Trauer und Thränen fortzureißen drohten". Peru habe mit Chile um das politische Uebergewicht an der Westküste rivalisirt, dabei aber seine Schätze wie ein Wahnsinniger verschleudert, sich durch eine unaufhörliche Folge von Bürgerkriegen verblutet und schließlich in geradezu toller Weise die Ereignisse überstürzt. Seine materielle und moralische Schwäche habe es mit enthusiastischem, patriotischem Geschrei zu verdecken gesucht; während Schlacht- und Racherufe erschollen, habe die Flotte verfault oder abgerüstet in den Gewässern von Callao gelegen und seien kaum brauchbare Waffen in den Arsenalen vorhanden gewesen. Das Traurigste sei aber, daß selbst vor der Gefahr des Vaterlandes der Parteihaß und die Eifersüchteleien nicht geschwunden, daß angesichts des Feindes intriguirt und conspirirt und mit dem Blute und der Ehre des Volkes speculirt sei. Seit Februar 1880 aber sei gar nicht mehr gegen Chile, sondern nur noch gegen das eigene unglückliche Volk Krieg geführt. Herzlose Ehrgeizige und erbärmliche Intriguanten hätten es mit wahnwitzigen Versprechungen von Genugthuung und Triumphen ausgebeutet, seinen Ruin und seine Schande vermehrt. Damals, als Heer und Flotte, Waffen und Hülfsquellen verloren gewesen, habe ein Mann gefehlt, der Seelengröße genug hatte, die schreckliche Wahrheit mit lauter Stimme zu verkünden, ohne sich an die Wuthausbrüche Unvernünftiger zu kehren, ein Mann, der Herz und Selbstlosigkeit genug besaß, sich für die Rettung des Landes zum Opfer zu bringen. Jetzt wolle das enttäuschte Volk den Frieden, und alle ehrenhaften Peruaner müßten jetzt die Nothwendigkeit fühlen, frank und frei den Friedenspfad zu betreten. Die „Souveräne Versammlung des Nordens" würdigte voll und ganz diese Worte. Sie erließ zunächst einen Aufruf an „Die Brüder von Mittel- und Südperu" mit der Einladung, sich dem Friedenswerk anzuschließen und die gemeinsame Gefahr zu beschwören, und beschloß am 29. Dec. in namentlicher Abstimmung mit allen 34 Stimmen, „sich für den sofortigen Frieden mit der Republik Chile zu entscheiden, falls die Bedingungen, die der Sieger auferlegt, nicht derartige sind, daß sie die nationale Unabhängigkeit bedrohen und schlechterdings die Quellen der Wiedergeburt und des Fortschritts verstopfen; für den Abschluß des Friedens der höchsten vollziehenden Gewalt dieselben weitgehenden und außerordentlichen Vollmachten zu übertragen, mit denen sie von der Bevölkerung bekleidet ist, und ebenso die höchste Regierung zu ermächtigen, beim Abschluß der Friedensverträge mit Chile im Einverständniß mit der verbündeten Republik Bolivia oder getrennt, je nachdem es zuträglich sein sollte, zu handeln". Schon vorher hatte sie in dem Gesetz vom 27. Dec., durch das sie „die höchste nationale Executivgewalt mit einem verantwortlichen Chef, der ihr präsidirt und der die Benennung

Digitized by Google

«Presidente Regenerador de la Republica» führen wird, und einem gleichfalls verantwortlichen Ministerium constituirte", bestimmt, daß der Vertrag einem allgemeinen constituirenden Congreß der ganzen Republik zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. Am 30. erwählte die „Souveräne Versammlung" den „erlauchten Bürger" General Don Miguel Iglesias zum „Presidente Regenerador de la Republica", der dann nach anfänglichem Sträuben am 1. Jan. 1883 den Eid vor den Vertretern der sieben Departamentos von Nordperu leistete. Sofort wurde nun Dr. Mariano Castro Zaldivar, der als Mitglied der „Souveränen Versammlung" die obige Friedensresolution vom 29. Dec. eingebracht hatte, wieder nach Lima entsandt, um dort mit dem chilenischen Bevollmächtigten, Jovino Novoa, über den Friedensvertrag zu verhandeln, gleichzeitig die Functionen eines Regierungsdelegirten wahrzunehmen und Beitrittserklärungen in Mittel- und Südperu zu Stande zu bringen. Um sachverständigen Beistand zu haben, wandte er sich zunächst an den Bruder des Präsidenten der „Souveränen Versammlung", den in Chile internirten Dr. José Antonio Garcia y Garcia, und als dieser rundweg das Ansinnen abschlug, an José Antonio Lavalle, den Diplomaten, der vor Ausbruch des Krieges als außerordentlicher Gesandter nach Santiago gesandt, um die Mediation Perus anzubieten, die chilenische Kriegserklärung nach Lima zurückgebracht hatte, und verlangte und erhielt von der chilenischen Regierung seine Freilassung, als dieser seine Mitwirkung zugesagt hatte. Am 10. Mai traf der Cabinetskurier mit dem Präliminarvertrag in Cajamarca ein, und am 1. Juni konnte der Präsident Domingo Santa-Maria bei Eröffnung des Congresses in seiner Botschaft versichern, „daß es bereits Grundlagen gibt, unterschrieben von einem der ehrenwerthesten Chefs des peruanischen Heeres, der, Herr von einem beträchtlichen Theile Perus, in kurzem, wie zu hoffen ist, die ganze öffentliche Gewalt übernehmen und mit hinlänglicher und gut qualificirter Autorität einen definitiven Friedensvertrag unterschreiben können wird". Das Haupt der „Magdalenenbrüderschaft", Dr. Garcia Calderon, hatte vergebens versucht, den General Iglesias für eine dilatorische Behandlung Chiles zu gewinnen und ihn mistrauisch gegen die chilenische Regierung zu machen, die es nicht ehrlich mit ihm meine, nur die Anarchie Perus wolle, und, wenn sie dies Ziel erreicht habe, weder ihm ihr Anerbieten halten noch Frieden mit ihm schließen werde; er hatte indeß mit seinen perfiden Verdächtigungen, denen sich würdig die Drohungen mit dem Bürgerkriege anreihten, in dem Schriftstück vom 8. Febr. 1883 weiter nichts erreicht, als sich selbst in bedenklicher Weise bloßzustellen. Die Chilenen räumten das Departamento Ica, das sich am 15. April für Iglesias erklärt hatte, ebenso Ende Juni die Hafenstädte im Norden, um der cajamarquiner Regierung Einnahmequellen zu schaffen, und sorgten dafür, den bewaffneten Widerstand zu brechen, um den Departamentos von Mittelperu Gelegenheit zu geben, in Plebiscitacten die Regierung des Presidente Regenerador anzuerkennen und die Billigung der Friedenspräliminarien auszusprechen.

War es in Santiago schon früher misfällig bemerkt worden, daß dem General Andres A. Cáceres, dem Träger der „nationalen Vertheidigung", keine entscheidende Schlacht geliefert worden, so erhielt nunmehr, als die Friedensunterhandlungen

Digitized by Google

zwischen Jovino Novoa und Dr. Mariano Castro Zaldivar ein günstiges Ergebniß versprachen, der chilenische Oberbefehlshaber Patricio Lynch gemessenen Befehl, mit den Scharen der „nationalen Vertheidigung" gründlich aufzuräumen. Im chilenischen Hauptquartier wurden deshalb Anfang April die Vorbereitungen zu einer größern Campagne getroffen und gleichzeitig die Operationen von drei Punkten aus begonnen, um Cáceres von seiner Rückzugslinie nach Süden abzudrängen und ein Kesseltreiben zu machen. Nachdem der peruanische General, der von Canta aus den Obersten Isaak Recabárren mit einem Bataillon nach Huaraz detachirt hatte, um dort die „Nordarmee" zu bilden, zu deren Befehlshaber ihn Montero ernannt hatte, und dann plötzlich, Ende März, mit 900 Mann in Chancay erschienen war, vor dem Obersten Arriagada, der sofort mit 2 Bataillonen, 4 Geschützen und 60 Reitern der kleinen chilenischen Besatzung von Lima aus zu Hülfe gesandt war, nach Canta sich wieder zurückgezogen hatte, ging am 6. April der Oberst Leon Garcia mit 1800 Mann von Chosica aus gegen ihn ab mit der Weisung, „unermüdlich und zäh" ihn zu verfolgen und die letzten Truppenreste zu vernichten. Da Cáceres sich nun schleunigst nach Tarma zurückzog, so ging am 24. April eine dritte Abtheilung von 2 Bataillonen, 2 Geschützen und 45 Reitern unter dem Obersten del Canto auf dem linken Rimacufer vor und langte nach zwei Zusammenstößen, die ihr 4 Todte und 12 Verwundete, den Peruanern aber 39 Todte und ein glattes Feldgeschütz von Bronze kosteten, am 6. Mai in Chicla an, während Garcia Leon das rechte Rimacufer säuberte, 70 gefangene Freischärler erschießen ließ, am 27. April das Detachement des Obersten Mujica, der von Cáceres zum Präfecten von Lima in partibus Chilenorum ernannt war, in Huatamanga vernichtete, wobei die Peruaner 62 Todte, darunter 19 Offiziere, auf dem Platze ließen, und dann die Cordillere überschritt. Dank der Nachlässigkeit des peruanischen Generals Silva konnte er am 20. Mai in aller Frühe mit seiner Division den Uebergang über den Oroyafluß bei Quiulla bewerkstelligen und in Eilmärschen auf Tarma-Tambo marschiren, das er am andern Morgen gegen $2^1/_2$ Uhr erreichte. Die dortige Besatzung wurde nach kurzem Kampfe vertrieben und den ermüdeten Truppen bis Mittag Rast gegönnt. Cáceres, der von seiner natürlichen Rückzugslinie abgedrängt worden, benutzte diese Zeit, um seinen Rückzug, der schon vorher in einem Kriegsrath beschlossen war, auszuführen, sodaß die Chilenen, als sie um 3 Uhr nachmittags auf den Höhen vor der Stadt erschienen, die peruanische Reiterei im Norden verschwinden sahen. Die Peruaner zogen sich über Cerro de Pasco, Huánuco, Aguamiro, Chavin auf Huaraz zurück, um sich dort mit Recabárren zu vereinigen und dann, wenn die Chilenen durch das rauhe Gebirgsklima und einen Marsch von 90 spanischen Meilen numerisch und physisch geschwächt wären, eine Schlacht zu wagen. Allein die beiden Divisionen Leon Garcia und del Canto blieben den Flüchtigen auf den Fersen, und als Cáceres am 15. Juni in Huaraz ankam, sah er sich plötzlich in den Kessel von Huáylas eingeschlossen. Im Norden, in Corongo, stand der chilenische Oberst Gorostiaga mit 900 Mann und 4 Geschützen, der von Huamachuco, wohin er von Trujillo marschirt war, um Cáceres den Weg nach Cajamarca zu verlegen, auf Befehl aus dem Hauptquartier nach Süden aufgebrochen war, um den Obersten

Digitized by Google

Recabárren und den Freischarenführer Leoncio Prado (ältesten Sohn des Expräsidenten Mariano Ignacio Prado) zu „schlagen"; im Süden, in Recuay, der Oberst Arriagada, der in Aguamiro zu der Division Leon Garcia gestoßen war und auch den Oberbefehl über die Division del Canto führte, die in Huallanca stand. Doch noch einmal zeigte sich der Peruaner erfinderisch. Er verließ plötzlich Huaraz und den Kessel von Huáylas über Yanganuco, und wußte den Obersten Arriagada, der am 18. Huaraz besetzt hatte, derartig zu überlisten, daß derselbe jegliche Fühlung mit ihm verlor und aus Furcht, Cáceres könnte wieder nach Mittelperu durchbrechen, nach Huallanca zurückging, wo er sich am 5. Juli mit del Canto vereinigte, und dann seinen Gegenmarsch über Aguamiro und Yanuhuanca fortsetzte, bis er hier erfuhr, daß er gründlich getäuscht worden war. Seine Division hatte 130 Todte, 28 Vermißte und 574 Kranke, die er nunmehr nach Lima sandte. Allerdings hatte sie auch seit dem 6. April 387 spanische Meilen in der Cordillere zurückgelegt.

Der Oberst Gorostiaga war indeß wachsamer gewesen. Als er die Vereinigung Cáceres' mit Recabárren und Leoncio Prado erfahren hatte, marschirte er am 25. Juni nach Sihuas, von hier jedoch nach Corongo zurück, um nicht den Feind zwischen sich und seine Verstärkungen, die von der Küste kamen, einschieben zu lassen. Mit diesem stets in Fühlung ging er über Pallasca, Mollepata und Tulpo nach Huamachuco, seiner ursprünglichen Stellung, zurück, wo er am 5. Juli anlangte. Am 7. Juli trafen dort auch die erwarteten Verstärkungen von 581 Mann mit 3 Geschützen und 80000 Patronen ein, sodaß er jetzt mit den 180 Mann, die in Angasmarca zu ihm gestoßen waren, 1650 Mann mit 7 Geschützen stark war. Die Peruaner, die in Mollepata durch aufgefangene Briefe erfahren hatten, daß diese Verstärkungen von Santiago de Chuco unterwegs waren, hätten das ganze Detachement mit der Munition aufheben können; allein Cáceres hielt die „Nordarmee" des Obersten Recabárren, die rechtzeitig den Engpaß Tres Cruces erreichte, nicht für festgefugt genug, um mit ihr den Angriff auf die 581 Chilenen zu wagen, und als die erste Division des „Centrumsheeres" herankam, war es zu spät, da der chilenische Führer, der die Nähe des Feindes gewittert hatte, nach kurzer Rast seinen Marsch auf Huamachuco fortsetzte. Der Nachtmarsch, der dann zur Erreichung dieses Detachements unternommen wurde, hatte nur das Ergebniß, daß den Peruanern 382 Mann desertirten. Am 7. wurde großer Kriegsrath gehalten und gegen die Stimme des Obersten Secada, dem der ganze Marsch nach Norden nicht gefallen hatte, der Angriff beschlossen. Am 8. wurde weiter marschirt und mittags kamen die feindlichen Stellungen von Huamachuco in Sicht. Der rechte Flügel unter dem Obersten Secada hatte um 4 Uhr den die Stadt beherrschenden, ziemlich steil abfallenden Hügel Cuyulga besetzt und sofort Artilleriefeuer eröffnet. Die Chilenen, die gerade im Begriff waren, Huamachuco aufzugeben, zogen sich in aller Eile auf den Hügel Sazon, nördlich von der Stadt, zurück, auf dem ihre Artillerie bereits aufgefahren war und das Feuer wirksam erwiderte. Am andern Tage wurden beiderseits nur Recognoscirungen, unterstützt durch starkes Geschützfeuer, ausgeführt, da die Peruaner die ausgezeichnete Vertheidigungsstellung der Chilenen nicht anzugreifen wagten, diese aber der drei-

Digitized by Google

fachen Ueberlegenheit gegenüber — nach ihren eigenen Angaben waren die Peruaner 3800 Mann mit 11 Geschützen stark — nur an die Defensive dachten. Da indeß der Oberst Gorostiaga eine weitere Verstärkung des Cáceres'schen Heeres durch die Scharen des Obersten Dr. jur. Puga befürchtete, so ließ er am 10. Juli, als der Tag graute, eine starke Recognoscirung vornehmen, die sich bald zur vollen Schlacht entwickelte. Als gegen Mittag die Peruaner auch ihre Reserve engagirt hatten und auf der ganzen Linie trotz des mörderischen Geschützfeuers bis auf „Rufweite" vorgedrungen waren, befahl der chilenische Führer einen allgemeinen Bajonnetangriff, der, unterstützt durch die Reiterei, die peruanischen Reihen zum Wanken und schließlich zur zügellosen Flucht brachte. Cáceres selbst suchte die Flüchtigen aufzuhalten und die Zerstreuten zu sammeln. Vergebens! zumal die chilenische Reiterei ihnen in den Rücken kam und fürchterlich unter ihnen aufräumte. Der peruanische General entging dem Tode oder der Gefangenschaft nur dadurch, daß die chilenischen Jäger zu Pferde plötzlich seine Batterien bemerkten, die auf den „Cuyulga" zurückgehen wollten, und sich nun auf diese stürzten, die Bedienungsmannschaften niederhieben und 7 Geschütze fortschleppten. Die Peruaner ließen auf dem Schlachtfelde über 500 Todte, und auf der Flucht wurden noch an 300 niedergesäbelt. Unter den Gefallenen waren der General Silva, die Obersten Gastó, Tafur, Astete, Aragones; schwer verwundet die Obersten Emilio Luna und Leoncio Prado, die wenige Tage später ihren Wunden erlagen, nicht, wie die Peruaner noch jüngst bei dem Jahresgedächtniß behaupteten, von den Chilenen erschossen wurden. Der chilenische Verlust belief sich nur auf 56 Todte und 124 Verwundete, unter diesen 4 Offiziere. An den folgenden Tagen wurde das Schlachtfeld bis auf 5 Meilen in der Runde abgesucht, wobei noch 4 Geschütze und eine Menge von Gewehren mit den Munitionskästen erbeutet und viele Verwundete eingebracht wurden. In offener Feldschlacht waren die Scharen der „nationalen Vertheidigung" vernichtet worden, und ihrem Führer gelang es nur durch sein gutes Pferd, nach Ayacucho zu entkommen, von wo er aber weiter nach dem Apurimac flüchten mußte, da der chilenische Oberst Urriola, der zum Schutze der Ortschaften, die sich für Iglesias erklärt hatten, am 12. Juni von Lima ins Innere gesandt war, bis nach Ayacucho vordrang und auch die Bevölkerung der „Stadt glorreicher Erinnerungen" zur Anerkennung der Regierung des Presidente Regenerador de la Republica veranlaßte.

„Wenn die Schlacht von Huamachuco ein militärischer Ruhm ist, so wird sie in unserer Geschichte doppelt glänzen, sobald sie der sichere Weg zum Frieden und zur Constituirung einer regulären Regierung in Peru ist", sagte der Präsident Santa-Maria in seinem Glückwunschtelegramm an den Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres, Viceadmiral Patricio Lynch, und kennzeichnete in diesen Worten die politische Tragweite der an und für sich gerade nicht großen kriegerischen Action. Die „Nationalpartei", wie sich seit Februar 1882 die Piérolisten nannten, hatte bisher, wie der Vorsitzende ihres Comité directivo, Dr. Antonio Arenas, erklärte, „kluge Zurückhaltung" beobachtet; nunmehr erkannte sie Iglesias' Friedensregierung an und gab sich zur Bildung eines Ministeriums her. Dr. Barinaga, der Vorsitzende ihres Comité consultativo, wurde Ministerpräsident; Dr. Mal-

Digitized by Google

partida, der Finanzminister, und Dr. Dulanto, der Minister des Innern, gehörten ihr an, José Antonio Lavalle, der Minister des Auswärtigen, stand ihr nicht fern; nur der General Javier de Osma, der Kriegsminister, war alter Civilist. Da auch ein Theil der „Constitutionellen" (Garcia Calderon-Monteristen) zur Anerkennung geneigt waren*), Iglesias immerhin, als er im September seine Regierung in Trujillo installirte, über die Mehrheit des Landes verfügte, so wurde der endgültige Friedensvertrag Anfang October vereinbart, sodaß der eine der beiden peruanischen Bevollmächtigten, Dr. Castro Zaldivar, mit demselben in der Tasche am 12. Oct. nach Trujillo abreisen konnte, um die Genehmigung seiner Regierung einzuholen und zugleich den Präsidenten und sein Gefolge von Salaverry, dem Hafen von Trujillo, nach Ancon überzuführen, das, nur 22 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt und mit derselben durch eine Eisenbahn verbunden, als der geeignetste Platz ausersehen war, von dem aus der Einzug in „die Stadt der Könige" gehalten werden konnte. Am 17. traf der General Miguel Iglesias dort ein, am 18. wurde er officiell von dem chilenischen Bevollmächtigten anerkannt, und am 20. Oct. wurde der Friedensvertrag von Jovino Novoa seitens Chiles, und von José Antonio Lavalle und Mariano Castro Zaldivar seitens Perus vollzogen. In seinen 14 Artikeln bestimmt der Vertrag im wesentlichen dasselbe, was das von dem General Iglesias unterzeichnete promissorische Maiprotokoll enthielt:

1) Peru tritt die Küstenprovinz Tarapacá bis an die Schlucht und den Fluß von Camerones für immer und bedingungslos an Chile ab (Art. II).

2) Die Provinzen Tacna und Arica bis zum Samafluß, von der Mündung in den Stillen Ocean bis zur Quelle in den Cordilleren, verbleiben auf zehn Jahre, von der Ratification des Vertrages ab gerechnet, im Besitze Chiles. Nach Ablauf dieser Zeit entscheidet ein Plebiscit über den endgültigen Besitz, für den die begünstigte Nation der andern eine Entschädigung von 10 Mill. Pesos oder Soles in Silber (35 Mill. Mark) zu zahlen hat. Ein Specialprotokoll, das als integrirender Theil des Friedensvertrages gelten soll, bestimmt die Form, in der das Plebiscit stattfinden, und die Art und Weise, in der die Zahlung der 10 Mill. „von dem Lande, das Herr der Provinzen Tacna und Arica bleibt", geleistet werden soll (Art. III).

3) Der Reinertrag aus dem Guano wird zwischen Chile und den peruanischen Gläubigern, deren Bonds die Verpfändung des Guano enthalten, zu gleichen Theilen getheilt, bis die Schuld getilgt oder die Guanolager erschöpft sind. Ausgeschlossen sind jedoch hiervon alle Guanolager, die künftighin in den abgetretenen Territorien entdeckt werden sollen; ihre Erträge gehören ungeschmälert und ausschließlich der chilenischen Regierung (Art. IV und VII).

4) Bis zur Beendigung der Ausfuhr der von der chilenischen Regierung zum Verkauf gestellten 1 Mill. Tonnen Guano verbleiben die Lobosinseln in chilenischer Verwaltung; alsdann werden sie an Peru zurückgegeben (Art. IX).

*) Ignacio de Osma, ein Mitglied des „Directivcomité" der Garcia Calderon-Monteristen, übernahm die Präfectur des Departamento Lima und später das Ministerium des Innern.

Digitized by Google

5) Hiergegen erhält Peru die Hälfte des Reinertrags aus dem Verkaufe des diesen Inseln entnommenen Guano vom Tage der Ratification des Vertrags ab (Art. X).

6) Um einer spätern Concurrenz im Guanogeschäft vorzubeugen, bestimmen beide Regierungen gemeinschaftlich vorher „das Verhältniß und die Bedingungen, denen jede sich bei der Veräußerung des genannten Düngmittels zu unterwerfen hat" (Art. V).

7) Außer dem den peruanischen Gläubigern zugestandenen Antheil von 50 Proc. des Reinertrags aus dem Guano und den im Decret vom 28. März 1882 (das die Eigenthumsverhältnisse der vom peruanischen Fiscus gegen die ad hoc emittirten „Certificados de Salitre" erworbenen Salpeterfabriken regelt) freiwillig übernommenen Verpflichtungen erkennt Chile keinerlei Schuld, welcher Art und Herkunft sie auch sein möge, auf das ihm abgetretene Gebiet an (Art. VIII).

8) Die Handelsbeziehungen werden bis zum Abschluß eines Specialvertrags nach dem Statusquo vor der Kriegserklärung geregelt (Art. XI).

9) Die Entschädigungen, die Peru chilenischen Bürgern aus Anlaß des Krieges (Austreibung, Internirung, Confiscation u. s. w.) schuldet, werden durch eine „gemischte internationale Commission", die unmittelbar nach der Auswechselung des Vertrages analog den von Chile mit England, Frankreich und Italien getroffenen Abkommen zu ernennen ist, entschieden.

10) Die Gültigkeit und Verbindlichkeit aller Verwaltungs- und Gerichtshandlungen, die während der Occupation aus der kraft des Kriegsrechtes von Chile ausgeübten Jurisdiction hervorgegangen sind, wird von den Contrahenten anerkannt (Art. XIII).

11) Die Frist zur Auswechselung des Vertrages wird auf höchstens 160 Tage (d. i. bis zum 31. März 1884) festgesetzt (Art. XIV).

Gleichzeitig wurde ein „Ergänzungsprotokoll" unterzeichnet, das in sechs Artikeln die Occupation regelt. Peru zahlt für die Dauer der Occupation monatlich 300000 Soles in Silber vor allen andern Ausgaben zur Unterhaltung des chilenischen Occupationsheeres, läßt alle Provisionen und Equipirungsstücke für dasselbe zollfrei ein und dem chilenischen Oberbefehlshaber freie Wahl in der Occupation, durch die jedoch die peruanischen Behörden auf keinerlei Weise in ihren Functionen behindert werden dürfen. Ebenso kann das chilenische Hauptquartier die Staatstelegraphen gebührenfrei, und die Eisenbahnen in derselben Weise wie die peruanische Regierung benutzen.

Am 22. Oct. räumten die Chilenen Callao und Lima und zogen sich nach Miraflores, Barranco und Chorrillos zurück, und am folgenden Tage hielt der General Miguel Iglesias seinen Einzug in den alten Palast der ehemaligen spanischen Vicekönige, von dem aus er noch an demselben Tage eine Proclamation an die Nation, in der er die Berufung einer Nationalversammlung ankündigte, volle Freiheit der Wahlen versprach und alle seine Mitbürger, die sich ihrer Rechte und ihrer Pflichten bewußt sind, einlud, mit ihm die Aufgabe der politischen und socialen Wiedergeburt des Landes zu theilen, und eine zweite besonders an die Arequipeñer erließ, in der er den Widerstand, weil unmöglich, als „verbrecherisch"

Digitized by Google

bezeichnete und die „tapfern" Söhne des Misti zum Niederlegen der Waffen aufforderte, um friedlich in der Nationalversammlung, die er einberufe, über ihr Geschick zu entscheiden. Ehe indeß diese Proclamation an ihren Bestimmungsort gelangen konnte, war die Regierung des Contreadmirals Lizardo Montero kläglich zusammengebrochen und ihr Träger auf der Flucht nach La Paz zu seinem „getreuen" Verbündeten.

Um den letzten bewaffneten Widerstand in Peru zu brechen, zugleich aber auch der passiv-kriegerischen Regierung des Generalkapitäns Narciso Campero die Ausführung der Friedensresolution des bolivianischen Congresses ernstlich nahezulegen*), hatte die chilenische Regierung den oft geplanten und von der öffentlichen Meinung geforderten Zug gegen Arequipa endlich zur Ausführung gebracht. In den ersten Octobertagen war der Oberst Velasquez von Tacna aufgebrochen und über Moquegua, wo der peruanische Oberst Somocurcio aus seiner Stellung auf dem Alto de la Villa vertrieben wurde, und Moromoro auf der Route San-Cristóbal bis Omate, 25 spanische Meilen von Arequipa, ohne Widerstand vorgedrungen. Hinter Omate, 22 spanische Meilen von der „heroischen" Stadt des Misti, hatten die Peruaner auf den Höhen von Yamata bis Huasacache mit dem Centrum, in Puquina und Chacaguayo mit 12 Bataillonen, 1 Schwadron Reiterei und 12 Geschützen unter dem Obersten José Godines eine günstige Vertheidigungsstellung genommen, da dort sich alle Wege kreuzen, die nach Puquina und Arequipa führen. Am 22. Oct. ließ der chilenische Führer eine große Recognoscirung gegen die Höhen von Huasacache, auf die der rechte peruanische Flügel, 4 Bataillone Infanterie und 2 Geschütze stark, sich stützte, vornehmen, jedoch seine Truppen, als wären sie geworfen, zurückgehen, um dann in derselben Nacht unbemerkt eine die peruanischen Stellungen beherrschende Anhöhe rechts von Huasacache besetzen und auf derselben ein weithin loderndes Feuer anzünden zu lassen. Verblüfft zogen die Peruaner sich auf das Centrum und dann weiter auf den linken Flügel zurück. Die Chilenen hatten nun den Weg frei und besetzten Puquina am 23., während der Oberst Godines seine Truppen in einem großen Halbkreise über die Pampa von Usuña auf Pocsi und Characato bis vor die Thore von Arequipa zurückgehen ließ. Nunmehr hielt Montero am 24. einen Ministerrath, und als dieser sich für einen Rückzug nach dem Innern entschied, versammelte er sämmtliche Befehlshaber der Linientruppen und der Nationalgarden zu einem Kriegsrath, in dem die Mehrheit trotz der „Bataillone ersten Ranges", die alle mit Remingtongewehren bewaffnet waren, und trotz der „Vortheile des Terrains" wenig Vertrauen auf den Ausgang eines Kampfes zeigte. Trotz des Widerspruchs des Generals César Canevaro, des „Comandante General" der Linie und der Nationalgarde, der eine Schlacht wagen wollte, während die Regierung sich nach Puno zurückziehen sollte, ward schließlich auf die Vorstellungen des Gemeinderaths der „heroischen" Stadt beschlossen, die Nationalgarde zu entwaffnen und die Linienbataillone mit allem Kriegsmaterial

*) Der bolivianische Minister des Auswärtigen, Antonio Quijarro, hatte im Congreß erklärt, den Frieden nur mit der Hand am Schwert unterzeichnen zu wollen.

Digitized by Google

ins Innere zurückzuziehen. Am 25. erschienen die ersten Truppen des Obersten Godines in der Stadt, und die Entwaffnung der Nationalgarde begann. Das war das Zeichen zum Aufruhr. Das bewaffnete „Volk" empörte sich und verlangte Montero's Kopf. Dieser suchte den Aufruhr zu dämpfen, indem er, begleitet von dem Kriegsminister, Kapitän zur See Villavicencio, dem General César Canevaro, dem Generalstabschef Oberst Belisario Suarez, seinen Adjutanten und seiner Escorte, die einzelnen Bataillone der Nationalgarde aufsuchte. Vergebens! Die wüthenden Nationalgarden waren keinen Vorstellungen zugänglich, und in einem Bataillon krachte auf Montero, während er eine patriotische Ansprache hielt, aus unmittelbarer Nähe ein Schuß, der ihm die Feldmütze durchbohrte, ein Zeichen, auf welches das ganze Bataillon Feuer gab. Von Montero's Gefolge blieben mehrere todt und einige waren verwundet; den größten Verlust hatte das aufrührerische Bataillon selbst, das wie toll ins Blaue gefeuert hatte. Nunmehr sollten die Linientruppen den Rückzug beginnen, allein die erste Division, welche die Brücke Sumbay auf dem Wege nach Puno besetzen sollte, weigerte sich, und ihre Führer, die Obersten Llosa und Jimenez, erklärten, zum Volke halten zu wollen. In der Nacht verließ nun Montero mit seinem Gefolge und beschützt von dem Bataillon „Dos de Mayo" Arequipa. In Chiguata löste er die Truppe auf und setzte mit wenigen Begleitern den Weg nach Santa-Lucia fort, von wo ein Separatzug ihn nach Puno brachte. Aus Furcht vor einem Volksaufstande ging er, ohne die Stadt zu berühren, sofort an Bord des Dampfers*), der ihn über den Titicacasee nach Bolivia bringen sollte.

Am 26. Oct. richtete der Bürgermeister von Arequipa an den Dekan des Consularcorps eine Zuschrift mit der Mittheilung, daß der Platz geräumt sei und gar keinen Widerstand biete, und mit der Bitte, die nöthigen Sicherheiten von dem chilenischen Führer auszuwirken. Am 29. erfolgte in Paucarpata**) die Uebergabe der Stadt, wobei der Bürgermeister erklärte, das Volk trete der Sache des Friedens bei, weil jeder Widerstand unmöglich sei, und dann sofort die Besetzung derselben. Die Chilenen hatten keinen einzigen Mann in diesem Feldzuge verloren, dagegen sechs Krupp'sche Feldgeschütze, vier englische Gebirgskanonen und

*) Von hier, d. d. Puno, an Bord des Yavari, 28. Oct. 1883, richtete der Contreadmiral ein Schreiben an den General Andres A. Cáceres, der von dem arequipeñer Congreß zum zweiten Vicepräsidenten der Republik gewählt worden war, und forderte ihn auf, die Regierung zu übernehmen, „damit sein (des Schreibers) Schweigen nicht als stillschweigende Annahme der Thaten Iglesias', oder als Verlassen seines Postens im Augenblick der Gefahr ausgelegt werde". „Meine Entfernung von Arequipa", schreibt Montero weiter, „hat nicht die Anerkennung der von Chile auferlegten Regierung unter der Präsidentschaft Iglesias' zum Zweck, sondern einzig die Beseitigung meiner Person, damit der zweite Vicepräsident die Provisorische Constitutionelle Regierung übernehme, welche diejenige ist, die die peruanische Nation anerkennt."

**) Der chilenische Befehlshaber hatte absichtlich dies Dorf, das dicht vor den Thoren Arequipas liegt, zur Unterzeichnung des Uebergabeprotokolls gewählt, weil dort am 17. Nov. 1837 der chilenische General Manuel Blanco Encalada mit dem Protector der peru-bolivianischen Conföderation, General Andres Santa-Cruz, einen Friedensvertrag unterzeichnet hatte, der ihn zum Aufgeben Arequipas und zum Rückzuge nach Chile verpflichtete.

Digitized by Google

zwei bronzene Haubitzen und einige tausend Gewehre erbeutet. Am 4. Nov. wurde Puno besetzt und ein Detachement gegen die bolivianische Grenze vorgeschoben.

Nunmehr kam Leben in die paceñer Regierung. Belisario Salinas, der zweite Vicepräsident, der bis vor kurzem an der Spitze der Regierung gestanden hatte, und Belisario Boeto wurden zu Bevollmächtigten ernannt und der brasilianische Gesandte Da Ponte Ribeyro ersucht, ihnen freies Geleit und alle Erleichterungen für die Reise auszuwirken. Nach sechswöchentlichen Verhandlungen sahen die beiden Bolivianer ein, daß eine Aenderung des peru-chilenischen Friedensvertrages, mithin die Erreichung ihrer Aufgabe, die Abtretung von Tacna und Arica, welche die Regierung des Contreadmirals Montero vertragsmäßig zugesichert, und die der arequipeñer Congreß gutgeheißen hatte, unmöglich sei, da dieser Friedensvertrag dem chilenischen Congreß vorgelegt und einstimmig genehmigt ward. Sie wandten sich deshalb an ihre Regierung um andere Instructionen, um einen Waffenstillstand, einen modus vivendi zu vereinbaren. Am 4. April 1884 wurde der Vertrag endlich abgeschlossen und von der bolivianischen Regierung innerhalb der bedungenen Frist von 40 Tagen ratificirt. Auf unbestimmte Zeit und mit der Kündigungsfrist von einem Jahre vereinbart, kann der Vertrag jeden Tag in einen endgültigen Friedensvertrag, der, wie es im Schlußparagraphen ausdrücklich heißt, das Ziel der Contrahenten ist, umgewandelt werden. Nach §. 2 verbleibt während der Vertragsdauer das frühere bolivianische Küstengebiet vom 23.° südl. Br.*) bis zum Loafluße unter chilenischer Jurisdiction und Verwaltung, und wird nach Osten durch eine gerade Linie von Salapegui (argentinische Grenze) nach dem Vulkan Licancaur, von da nach der Spitze des erloschenen Vulkans Cavana, von dort nach dem südlichsten Abfluß des Azcotansees und dann durch diesen See nach dem Vulkan Allagua abgegrenzt. Von diesem Punkte aus wird dann noch eine gerade Linie bis zum Vulkan Tua gezogen, von dem ab die bisherige Grenze zwischen dem frühern peruanischen Departamento Tarapacá und Bolivia bestehen bleibt. Die chilenischen Staatsangehörigen erhalten nach §. 3 ihre beim Ausbruche des Krieges in Bolivia confiscirten Güter sofort zurück und werden wegen der erlittenen Verluste entschädigt. Für den Fall, daß die Betheiligten über die Höhe derselben nicht einig werden können, sieht §. 4 ein Schiedsgericht von drei Personen vor, von denen die eine von Bolivia, die andere von Chile und die dritte von beiden gemeinsam aus dem in Santiago de Chile residirenden diplomatischen Corps gewählt wird. §. 5 gestaltet die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern derartig, daß die gegenseitigen Erzeugnisse Zollfreiheit genießen, und daß fremde Erzeugnisse, über Antofagasta eingeführt, freien Durchgang haben. Dagegen wird nach §. 6 in Arica nach dem chilenischen Zolltarif der Eingangszoll erhoben, von dem 25 Proc. Chile, 75 Proc. Bolivia zufallen. Von diesen 75 Proc. werden jedoch wieder 40 Proc. zurückbehalten, um hiervon die Verluste chilenischer Staatsangehöriger (vgl. §. 3) und den noch uneingelösten Theil des von

*) Der Küstenstrich zwischen dem 24. und 23.° südl. Br., den Bolivia bis zum 14. Febr. 1879 besaß, wird nicht erwähnt, weil Chile seine alten Ansprüche geltend gemacht und ihn sich „revindicirt" hatte, nachdem der Grenzvertrag vom 10. Aug. 1866 von Bolivia gebrochen worden war. (Vgl. „Unsere Zeit", 1881, I, 402 und 406.)

Digitized by Google

Bolivia 1867 in Chile untergebrachten Anlehens zu decken. Ist diese Deckung vollständig, dann kann Bolivia seine Zolllinien (für fremde Waaren) aufrichten, wo es ihm beliebt, und wird dann auch über Arica freien Durchgangsverkehr erhalten. Die Frist zur Auswechselung des Vertrages ist durch ein Nachtragsprotokoll vom Juni bis zum September ausgedehnt worden, da der bolivianische Congreß, dessen Genehmigung unerläßlich ist, erst am 6. Aug. zusammentrat. Dieser Congreß hat am 20. Sept. den chilenisch-bolivianischen Waffenstillstandsvertrag genehmigt.

Am 8. März genehmigte der peruanische „Constituirende Congreß" mit großer Mehrheit den Friedensvertrag, dessen Auswechselung innerhalb der bedungenen Frist in Lima erfolgte. Nunmehr begann die Räumung, die indessen wegen der innern Verhältnisse Perus recht langsam von statten ging. Als indeß der General Andres A. Cáceres, der nach dem Abzug der Chilenen wieder in Ayacucho seine Residenz aufgeschlagen hatte, im Juli 1884 den Vertrag als eine „vollzogene Thatsache" anerkannte, ebenso wie der General César Canevaro, der am 28. Juli den Desaguadero, die peru-bolivianische Grenze, überschritt und als Cáceres' Jefe Superior Politico y Militar von Südperu auftrat, ging die Räumung rascher vor sich, sodaß der Oberbefehlshaber des chilenischen Occupationsheeres, Viceadmiral Patricio Lynch, Ende August 1884 mit den letzten Truppen in Valparaiso eintraf.

Chile hat durch den Krieg sein politisches und militärisches und durch den Frieden sein commerzielles Uebergewicht an der Südküste des Stillen Oceans hergestellt. Der Salpeterhandel liegt jetzt mehr noch als früher, d. i. ganz in chilenischen Händen, und bringt den Finanzen des Staates, von dem allein dies Erzeugniß auf den Weltmarkt gebracht wird, einen erklecklichen Betrag, da der Ausgangszoll auf 1 Peso Fuerte (4 Mark) pro 100 Kilogramm festgesetzt ist. Der Handel mit Bolivia wird ebenfalls, da Tacna mit Arica nach zehn Jahren durch die Volksabstimmung an Chile fallen wird, durch den Bau der Eisenbahnen von Antofagasta nach der bolivianischen Grenze, nach den Minencentren von Huanchaca, der bereits von der „Compañia de Salitre y de Ferrocarriles de Antofagasta"*) in Angriff genommen ist, und von Tacna nach La Paz, durch die der theuere und lästige Transport auf dem Rücken der Lastthiere durch einen bequemern und billigern ersetzt wird, sich in den Händen chilenischer oder doch in Chile ansässiger Handelshäuser zusammendrängen. Freilich dürfte, wenn erst der neue Wasserweg zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean geschaffen, wenn der Panamákanal fertig gestellt ist und die Magellansstraße und das Cap Horn veröden, Valparaiso nicht mehr das Handelsemporium bleiben, sondern seine Bedeutung und seinen Rang allmählich an Arica übergehen sehen.

*) Diese Gesellschaft hat zur Entschädigung für den Ausgangszoll auf Salpeter — früher zahlte sie an Bolivia nur 2000 bolivianische (vgl. „Unsere Zeit", 1881, I, 403), jetzt dagegen fast ½ Mill. chilenische Thaler — vom chilenischen Congreß für diesen Eisenbahnbau ein ausgedehntes Privileg und eine Subvention von 6 Mill. Pesos bewilligt erhalten.

Digitized by Google

Hermann von Gilm.

Ein Dichterbild aus Tirol

von

J. C. Maurer.

Zwanzig Jahre sind bereits über das Grab eines tiroler Dichters hingegangen, der zu den besten Lyrikern Oesterreichs und Deutschlands gezählt werden kann, dessen Lieder aber beinahe vergessen sind. Es ist Hermann von Gilm.

Da man jetzt in Tirol die Absicht hegt, eine neue Auflage seiner Gedichte zu veranstalten, mag es vielleicht zeitgemäß sein, den Freunden der deutschen Literatur ein Bild von dessen Leben und Wirken in großen Umrissen vorzuführen.

Hermann von Gilm wurde zu Innsbruck am 1. Nov. 1812 geboren. Sein Vater, damals Landrath, wurde später Appellationsrath in Innsbruck; seine Mutter hatte er schon frühzeitig durch den Tod verloren.

Nachdem er die Gymnasialklassen und den damals vorgeschriebenen philosophischen Curs in seiner Vaterstadt beendet, widmete er sich an der dortigen Universität dem Studium der Rechtswissenschaft, wozu ihn freilich mehr die Verhältnisse und der Wille seines Vaters als die eigene Neigung bestimmt haben mochten. Indessen legte Gilm für sein aufgedrungenes Berufsstudium mehr Eifer an den Tag, als sich unter solchen Umständen erwarten ließ, und trat im Jahre 1838 als absolvirter Jurist in den Staatsdienst ein.

Während dieser Studienzeit entstanden neben andern Dichtungen jene reizenden Lieder, welche der Liebe des Sängers zur Tochter eines Polizeidirectors, die sich damals in der Sommerfrische zu Natters bei Innsbruck aufhielt, ihren Ursprung verdanken. Sie finden sich im ersten Bande seiner „Gedichte" unter der Ueberschrift „Lieder eines Mädchens".

Ein eigenthümlicher poetischer Zauber weht uns aus diesen Dichtungen entgegen, welche er seinem Mädchen in den Mund legt. Wir glauben in der großartigen Scenerie der Alpenlandschaft, in die uns der Dichter versetzt, eine Gretchengestalt vor uns auftauchen zu sehen, wie sie am Morgen in den Garten geht

Nach jener Abendstund',
Wo er die ersten Küsse
Ihr drückte auf den Mund.

Digitized by Google

Dann sehen wir sie wieder

Gelagert in den Alpenklee
Und gelbe Himmelsschlüssel.

Und ihr ist

Als sei die Alpenwelt
Das Paradies der Erde.

Aber auch dieser erste Liebestraum des jugendlichen Dichters schwindet rasch dahin; das zärtliche Verhältniß zum Mädchen in der Sommerfrische nimmt ein schnelles Ende, und im Schmerz über den Verrath, den er an ihr begangen, bricht sie in die vorwurfsvolle Klage aus:

Du brachst ein Herz voll Liebe,
Verwarfst den Edelstein,
Und unstet wirst du wandern
Wie Brudermörder Kain.

Kurze Zeit später finden wir Gilm als Praktikanten beim Kreisamt in Schwaz, wo er wieder in neuen Rosenketten gefesselt war. Die Dame seines Herzens war diesmal eine Verwandte seines Chefs, Namens Theodolinde Gasteiger, die er uns in den „Liedern eines Verschollenen" also schildert:

Ich kenn' ein Mädchen gleich der Traubenbeere,
Gerundet, weiß gleich einem Silberschwane,
Großäugig wie die Gottesmutter Here,
Und üppig gleich dem Kelch der Tulipane.

Und voll schwärmerischer Leidenschaft schreibt er in einem Briefe an Ludwig Steub, daß seiner Theodolinde der Name Dichterbraut auf der Stirn stehe. Jedoch das Unglück in der Liebe, das den Dichter fast sein Leben lang begleitete, verfolgte ihn auch jetzt. Die Vettern und Basen des Mädchens waren nicht sonderlich erbaut von den Huldigungen, welche ein armer Conceptspraktikant der Nichte des gewaltigen Kreishauptmanns darzubringen wagte, und glaubten, daß ein reicherer Freier sich finden würde.

Man wog mich ab nach Pfunden,

erzählt uns der Dichter,

Und leicht wie Rosenblätter sind Gedichte —
Und alle Thränen all der Liebe Stunden
Sie drückten nicht herab zu dem Gewichte.

Ja eine unerbittliche alte Muhme soll sogar Theodolindens Schrank erbrochen und ihr die Briefe und Liebeslieder des Geliebten hinweggenommen haben. Solchem Drängen gab endlich das Mädchen nach und brach das Verhältniß mit Gilm ab, da, wie ihre Schwester schrieb, keine Versorgung in Aussicht sei.

Ueber diesen Eidbruch der Geliebten sagt er in den „Liedern eines Verschollenen":

Und deiner Liebe Schwur — ich hör' sie sprechen
Die argen Wölfe in dem sanften Kleid
Des Schafs; nicht wahr, sie sagten, du sollst brechen
Dem Gottesleugner deinen Eid?

Digitized by Google

Und in den Liedern „An Theodolinde" heißt es:

Du liebtest mich, bevor du die Entdeckung,
Die gräßliche, daß ich ein Dichter bin,
Gemacht; o wenn die Poesie Befleckung
Der Lieb' ist, nicht ihr Kronjuwel, nimm hin
Die Rose, nimm das blühende Vermächtniß
Der Mutter hin und wirf es in den Koth —
Und alle Lieder will aus dem Gedächtniß
Vertilgen ich auf dein Gebot.

Infolge solcher Zwischenfälle mag wahrscheinlich der Kreishauptmann zu Schwaz auf Gilm's baldige Entfernung gedrungen haben, denn eines schönen Tages erhielt dieser ganz unvorbereitet seine Versetzung zum Kreisamt in Bruneck.

„Ein anderes Städtchen — ein anderes Mädchen." Kaum im freundlichen Bruneck angelangt, hatte er sofort ein Bürgerstöchterlein, Sophie mit Namen, zur Dame seines Herzens erkoren, der er seinen Dienst als Sänger widmete. Jedoch im Gegensatz zu seinen frühern Geliebten scheint ihn diesmal seine Angebetete nicht besonders begünstigt zu haben. Ludwig Steub, der den Dichter um jene Zeit in Bruneck besuchte, erzählt, daß Gilm bei der dortigen Damenwelt nicht viel Glück gehabt habe, indem es hinlänglich bekannt gewesen sei, wie oft er seine Idole zu wechseln pflege. Ueberdies habe er seine Liebesangelegenheiten nie verschweigen können, sodaß der Zustand seines Herzens stets ein öffentliches Geheimniß der ganzen Stadt war.

In seiner äußern Erscheinung beschreibt Steub den Dichter als „eine hohe, schlanke Gestalt mit schmalem Gesicht, langen dunkeln Haaren und lodernden Augen, dem Aussehen nach viel mehr ein Italiener als ein Germane, unelegant und fahrerisch, im Umgang aber bescheiden und zutraulich". Diese Schilderung stammt aus dem Jahre 1843.

Mit dem Aufenthalt Gilm's zu Bruneck begann zugleich die Blütezeit seiner poetischen Entfaltung. Neben der Liebe waren es von nun an vorzüglich die heimatlichen Elemente seines Vaterlandes, die sich in seinen Dichtungen spiegelten. Nur wenige tiroler Dichter wußten den landschaftlichen Charakter der Alpenwelt, das Dichten und Denken ihrer Bewohner, besonders aber das Schützenleben in Spiel und Ernst so wie er zu erfassen und in Liedern wiederzugeben. Auch als Gelegenheitsdichter machte sich Gilm durch einen Sonettenkranz einen Namen, den er dem von Bruneck scheidenden Kreishauptmann Kern widmete und der vielleicht zum Besten gehört, was auf dem Gebiete der Gelegenheitsdichtung jemals geliefert worden.

Zu Bruneck hielt sich unser Sänger nicht lange auf, da er schon im December 1845 nach Roveredo versetzt wurde. Hier, in einer der prachtvollsten Gegenden Südtirols, wo das Alpenland bereits in der Vegetation Italiens prangt, wo nach der Sage Dante seine „Divina commedia" gedichtet, fand er sich alsbald heimisch. Dies Gefühl spricht er in den „Sonetten aus Welschtirol" aus:

Hier, wo der Wind Orangenblüten sät,
Wo der Cypresse unbekannter Kummer

Digitized by Google

Gleich einem Schatten durch den Garten geht,
Hier will ich singen, wo die Myrte blüht,
Und durch der Rosen jungfräulichen Schlummer
Der süße Traum der ersten Liebe zieht.

Und an einer andern Stelle:

Zum ersten mal fand ich den Himmel blau,
Verstand des Walds geheimnißvolles Schweigen,
Und sah die Engel mit dem Morgenthau
An Sommerfäden auf- und niedersteigen.

Zugleich erwähnt er in einem Briefe den zauberhaften Eindruck, den der südliche Charakter der Landschaft in einer Mondnacht auf ihn ausgeübt und den er früher nie gekannt habe.

Mehr jedoch als die Gegend mit ihren Cypressen, Orangenbäumen und den schlanken Pinien mag die schöne junge Gräfin Beratoni, die als eine neue Armida in diesem Feengarten schnell sein Herz erobert, ihn an das herrliche Val di Ledro gefesselt haben. Sie ist's, die er in seinen Sonetten also anredet:

Du aber hast die Augen aufgeschlagen,
Kornblumenblaue Augen, nicht zu fragen,
Nein, zu befehlen, daß ich lieben solle.

Blieb dieses Verhältniß auch, wie vorauszusehen, vollständig erfolglos, so wurde durch dasselbe doch manche prachtvolle Blume der Poesie zur Blüte gebracht, die der Dichter in den „Sonetten aus Welschtirol" niederlegte.

Daß einem Sänger wie Gilm die damaligen politischen und socialen Zustände in Oesterreich und namentlich die trübseligen Verhältnisse seines Heimatlandes, das unter der Pfaffenherrschaft ächzte, gleichgültig sein konnten, ist undenkbar.

Schon lange vor seinem Aufenthalt in Roveredo hatte er deshalb im „Jesuitenlied", in den „Landtagssonetten" und andern politischen Liedern seiner Entrüstung über die geistige Knechtschaft und seinem Sehnen nach Freiheit Ausdruck verliehen, welche Dichtungen, obwol sie nur im Manuscript verbreitet waren, unter den klerikalen Zionswächtern Tirols arges Misfallen hervorriefen. Namentlich eiferte das Organ derselben, die „Augsburger Postzeitung", gegen den Sänger und seine gottlosen Lieder. Plötzlich begann daher diesem ob seiner Dichtungen bange zu werden, die, wie er vielleicht nur zu gern glaubte, ihm eine politische Märtyrerkrone verschafft hatten. Der Musensohn kam nun in innern Conflict mit dem Beamten, und das Ende war, daß er seine bureaukratische Laufbahn bereits schon vernichtet wähnte und sich deshalb weder zu rathen noch zu helfen wußte. Er war der „verfemte Sänger", wie er sich in seinen Gedichten zu wiederholten malen nennt.

Während er aber einerseits mit dem poetischen Kainszeichen auf der Stirn kokettirt, möchte er andererseits gern schuldlos, und gleichsam wie Pilatus ins Credo, unter die „Jungtiroler" gerathen sein, wie er dies in dem Gedicht „Jung-Tirol" ausspricht:

Digitized by Google

Als ich schlief im morschen Kahne,
Den die Wellen landwärts trieben,
Haben sie mir auf die Fahne
Heimlich Jung-Tirol geschrieben.
— — — — — — — — — —
Und ich hatte nichts am Borde
Als ein Dutzend Liebesbriefe.

In dieser Stimmung schrieb er am 1. April 1845 einen Brief an den Dichter Senn in Innsbruck, worin er diesen, der den Fluch des Freiheitssängers wol in ganz anderer, weit schärferer Weise erfahren, um Rath und Hülfe anfleht.

„Rathen Sie mir", heißt es darin, „die Verleumdung im Namen des Katholicismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht." Zum Schluß bittet er, Senn möge die Adresse auf dem Brief an ihn durch fremde Hand schreiben lassen, damit seine Correspondenz nicht verrathen werde. Welche Antwort Senn auf dies Schreiben gegeben, ist nicht bekannt; jedenfalls mag der vielgeprüfte Dichter über die furchtsamen Herzensergüsse des jungen Freundes gelächelt haben.

Dieser Zwiespalt zwischen dem freiheitbegeisterten Sänger und dem pflichttreuen Beamten, der „seinen Weg machen will", zieht sich fortan durch Gilm's Leben fort und macht leider bei ihm die Worte Platen's zur Wahrheit:

Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will, davon
Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon.

Als Adolf Pichler im Spätherbst 1845 zu Wien mit mehrern Tirolern die „Frühlieder aus Tirol" herausgab, wollte Gilm anfangs seine Beiträge ohne seinen Namen gedruckt haben, da er, wie er vorgab, mit jungen Leuten nicht in die Oeffentlichkeit treten wolle. Darauf aufmerksam gemacht, daß Männer wie Flir, Senn u. a. denn doch nicht mehr zu den jungen Leuten gerechnet werden können, rückte er endlich mit der Erklärung heraus, er sei gewohnt, seine Cigarren zu rauchen und Glacéhandschuhe zu tragen, und er fürchte, daß seine Gedichte höhern Orts übel vermerkt werden und ihm sein gewohntes Vergnügen beeinträchtigen könnten.

Auch über das „Jesuitenlied", das übrigens wie die „Landtagssonette" in der Ausgabe seiner Gedichte fehlt, mag er öfter böse Gewissensbisse empfunden haben; denn als einer seiner Freunde einst den Jesuitenrector, Pater Kohler, scherzweise fragte, ob sein Orden dem Dichter Gilm das „Jesuitenlied" verziehen habe, bemerkte dieser, daß Gilm bei ihm gewesen sei und gebeten habe, „sie möchten ihm wegen des Jesuitenliedes nichts nachtragen".

Die „Verleumdung im Namen des Katholicismus", welche sich der Dichter übrigens in selbstquälerischer Eitelkeit weit schwärzer ausmalte, als sie wirklich war, scheint ihm endlich den Aufenthalt in seinem Vaterlande verleidet zu haben, und er bewarb sich um Versetzung nach Wien. Wirklich gelang es ihm auch sehr bald, diesen Wunsch zu erreichen, und im Jahre 1847 wurde er als Praktikant an der dortigen Hofkanzlei angestellt.

In der lustigen, gemüthlichen Kaiserstadt fühlte er sich auf einmal, wie reizende

Digitized by Google

Briefe aus jenen Tagen bezeugen, ganz glücklich. Das leichte, flotte wiener Leben hatte den Poeten bald in seinen Strudel hineingerissen, und allerlei pikante Abenteuer mit den Hetären der Residenz wechselten in bunter Folge miteinander.

Da plötzlich kamen die denkwürdigen Märztage von 1848.

Die Freiheit, die der Dichter so oft gerufen, trat nun plötzlich im Leben an ihn heran, jedoch anstatt ihr in die offenen Arme zu eilen, zog er sich jetzt scheu von ihr zurück. Einer der Biographen Gilm's vergleicht den Dichter in dieser Hinsicht mit Faust, der vor dem Zeichen des Erdgeistes, den er beschworen, ohnmächtig zurückweicht. Es fehlte ihm offenbar der Muth, männlich für die Sache der Freiheit einzutreten, wie es dem Sänger des „Jesuitenliedes" geziemt hätte. Als ihm am 15. März 1848 der Dichter Adolf Pichler in Wien begegnete und mit der Frage anredete, ob er nun nicht auch werkthätig in die Ereignisse eingreifen werde, gab er ausweichend zur Antwort: „Meine Waffe ist das Wort und nicht das Schwert."

Trotz dieser mehr als reservirten Haltung schrieb er aber damals begeisterte Briefe nach Innsbruck über die neuen freiheitlichen Errungenschaften, und geberdete sich, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, „als ob er überall dabei gewesen wäre".

Auf die Passatstürme des Jahres 1848 folgte, wie bekannt, die Windstille der Reaction, und Gilm benutzte nun dieselbe, um seine frühern Sünden, die er sich vorwarf als Freiheitsdichter begangen zu haben, durch eine Hekatombe loyaler Lieder zu sühnen.

Ein Bekannter unsers Poeten machte in jener Zeit einst die witzige Bemerkung, daß Gilm ebenso oft ein loyales Gedicht fabricire, wie ein Erzherzog oder eine andere hochgestellte Persönlichkeit seiner Kanzleithür nahe komme.

Diese Ergebenheit gegen oben mochte ihn endlich zur gewünschten Carrière verholfen haben, und im Jahre 1854 kam er als Statthaltereisecretär nach Linz, wo ihm von dem damaligen Statthalter, Baron Bach, die Leitung des Präsidialbureau übertragen wurde. In der Hauptstadt Oberösterreichs suchte er nun Ruhe im Hafen der Ehe und fand sie, indem er sich am 24. Nov. 1861 mit Fräulein Marie Dürnberger vermählte.

Seine äußern Lebensverhältnisse hatten sich nun ziemlich günstig gestaltet, da machte eine längere Krankheit, die ihn schon vor geraumer Zeit ergriffen hatte, am 31. Mai 1864 seinem Leben ein Ende.

Der letzte Besuch, den er seinem Vaterlande Tirol abstattete, fällt in den Sommer 1862. Täglich fand man ihn damals im Deutschen Kaffeehause zu Innsbruck, jedoch kein Mensch kümmerte sich um den fremden bleichen Mann mit dem hagern interessanten Gesicht, der meistens in einer Fensternische, vertieft in eine Zeitung, dasaß. Endlich einmal erhob sich an einem nebenstehenden Tisch ein Herr, nahm das Glas zur Hand und brachte einen Toast aus auf den „größten Dichter Tirols".

Gilm, der sich erkannt sah, stand unwirsch auf und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Kaffeehaus, als ob er durch die ihm erwiesene Aufmerksamkeit höchst

Digitized by Google

beleidigt wäre. Noch an demselben Abend aber schrieb er einen Brief an seine Frau nach Linz, worin er sagt, dies sei der schönste Tag seines Lebens.

Bei derartigen Schrullen und Schwächen des Charakters war Gilm jedoch stets ein guter und gemüthreicher Mensch.

Als einmal zu Linz ein Amtsdiener mit sehr geringer Pension aus dem Dienst entlassen wurde, glaubte Gilm, daß dem Manne unrecht geschehen sei, und verpflichtete sich durch einen Revers, ihm monatlich zehn Gulden auszuzahlen, welches Versprechen der Dichter bis an sein Lebensende getreulich erfüllt hat.

Außer solchen Zügen der Gutherzigkeit werden noch viele Anekdoten von ihm erzählt, die oft eine mit seinen beliebten Glacéhandschuhen stark contrastirende Nonchalance zur Schau stellen.

So trug er als Präsidialsecretär in Linz einmal selbst ein Bündel Brennholz nach Hause. Als ein Bekannter, der ihm begegnete, deshalb seine Verwunderung ausdrückte, gab ihm Gilm barsch zur Antwort: „Glauben Sie, ich kann mir das Holz klafterweise kaufen?" Und damit schritt er, sein Bündel unter dem Arm, gravitätisch weiter.

Gilm hatte bei Lebzeiten nie Muße gefunden, seine Gedichte zu ordnen und herauszugeben; vielleicht, daß ihn auch die Scheu vor der Denunciation davon abhielt. Die meisten seiner Lieder waren nur im Manuscript verbreitet worden, und nur einzelne waren in Zeitschriften oder Anthologien zum Abdruck gelangt. Erst ein Jahr nach des Dichters Tode erschienen dieselben bei Gerold in Wien in einer Ausgabe von zwei Bänden. Allerdings wurde in diese manches aufgenommen, was Gilm selbst gewiß nie der Oeffentlichkeit übergeben hätte, während manche Perle dem Publikum vorenthalten blieb. Eine neue Auflage wird hoffentlich diese Mängel ausgleichen.

Gilm's Andenken ist leider in seinem Vaterlande nicht so lebendig, wie man nach seinen poetischen Leistungen erwarten dürfte. Die Stadt Innsbruck ehrte dasselbe durch eine Büste am Geburtshause des Dichters und durch Benennung einer Straße nach seinem Namen.

Bei der Feierlichkeit, welche die Enthüllung der Gilm-Büste begleitete, wies ein Festredner darauf hin, daß der gefeierte Sänger das Morgenroth des geistigen Lebens in Tirol wach gerufen habe.

Diese Behauptung widerspricht, unbeschadet aller Verdienste Gilm's, jeder historischen Thatsache. Das Morgenroth des geistigen Lebens war in den Tirolerbergen längst angebrochen, ehe Gilm noch auftrat, da bereits im Jahre 1827 Streiter seine „Alpenblumen aus Tirol" und 1845 Adolf Pichler die „Frühlieder aus Tirol" herausgegeben hatten. Ebenso wenig konnte eine geistige Anregung auf die tiroler Dichter jener Zeit von Gilm ausgegangen sein, da er als Beamter theils in kleinen Kreisstädten, theils später in Wien dem jungen Dichterkreise in der Hauptstadt Tirols vollständig entrückt war.

Die Männer, von welchen der Impuls zu jener geistigen Bewegung ausging, waren Professor Flir durch seine Vorträge über Aesthetik, Johannes Schuler durch seinen anregenden Umgang und dadurch, daß er den strebsamen jungen Geistern seine reiche Bibliothek öffnete und ihnen manches damals schwer ver-

Digitized by Google

pönte Werk zugänglich machte; ferner Sebastian Ruf und Johann Senn, welche die wißbegierigen Denker in die philosophischen Systeme eines Hegel, Schelling und Schleiermacher einführten, endlich Adolf Pichler, der die jungen Poeten um seine Fahne scharte und mit ihnen die „Frühlieder aus Tirol" in die Welt sandte.

Gegen die obige Behauptung des Festredners gibt überdies das schlagendste Zeugniß der Dichter selbst, indem er in dem bekannten Briefe vom 1. April 1845 sich dahin äußert, daß erst Senn in ihm eigentlich das Bewußtsein seiner poetischen Begabung geweckt habe.

Was die spätern tiroler Dichter anbelangt, so ist Gilm auf dieselben gleichfalls ohne Einfluß geblieben. Es war wieder Adolf Pichler, der, wie Piloty die jungen Künstler Münchens, so die jungen tiroler Poeten durch den Zauber der Persönlichkeit an sich fesselte, sie mit den besten und neuesten literarischen Erscheinungen bekannt machte und ihnen durch seine Verbindungen mit den bedeutendsten Schriftstellern des In- und Auslandes den Weg zur Oeffentlichkeit bahnte.

Digitized by Google

Skandinavien als Reiseziel.

Von

Spiridion Gopčević.

II.

1) Sognefjord.

Gudvangen liegt am Ende des Näröfjords und eignet sich für einen Sommeraufenthalt. Kann man sich eine günstigere Lage denken? Auf der einen Seite der schönste aller norwegischen Fjorde, auf der andern eins der schönsten Thäler der Welt. Rechts und links freilich streben die Felsenmauern so steil und hoch hinan, daß man im Winter monatelang die Sonne nicht sieht. An ein Ersteigen dieser Wände ist nicht zu denken, aber ich glaube, einem Naturfreunde könnte es niemals langweilig werden, nach Stalheim zu gehen oder mit dem Boote den Fjord zu befahren. Zudem werden die Genüsse durch den Kilefos erhöht, welcher, die Cascade de Marboré in den Pyrenäen (1350 Fuß) übertreffend, mit seinen 1800 Fuß Höhe der höchste Wasserfall Europas ist. Er beginnt mit einem freien Fall von 500 Fuß, nimmt dann rechts und links den Hestnäs und Nantefos auf, bildet einen „Staubbach" und trennt sich dann wieder in drei Theile.

In Gudvangen schiffen wir uns auf dem Dampfer „Fjalir" ein und durchfahren zunächst den großartigen Näröfjord. Er ist die würdige Fortsetzung des Näröthals. Selbst der berühmte Kazanpaß an der serbischen Donau kann sich mit dem Näröfjord, dessen Charakter ein ähnlicher ist, nicht messen.

Am Ausgange des Näröfjord steuert das Schiff rechts um, in den nicht minder großartigen Aurlandfjord hinein. Beide Fjorde sind ungeheuere, vom Meere ausgefüllte Gebirgsspalten, deren 3—4000 Fuß hohe Felswände den fast senkrechten Abfall der vom Fjord nicht sichtbaren Fjelde bilden. Diese Wände sind aber fortwährend von Thalspalten unterbrochen, sodaß Baedeker sie treffend mit den gothischen Giebelhäusern der mittelalterlichen Städte vergleicht. Nur selten findet man Behausungen auf dem Schwemmlande eines Flusses; dagegen erblickt man ab und zu Häuser hoch oben auf einer unzugänglich scheinenden Felswand. Ueber diese Wände stürzen die oft mehrere tausend Fuß hohen Wasserfälle, deren Rauschen allein die Stille dieser erhabenen Natur unterbricht. In dem klaren Wasser der Fjords spiegeln sich die Höhen, dadurch den Reiz der Reise erhöhend.

Digitized by Google

Von Aurland fährt das Dampfboot denselben Weg zurück, biegt in den eigentlichen Sognefjord ein und hält dann östlich auf Lördalsören zu, am Ende des gleichnamigen malerischen Fjords gelegen. Hier übernachtet man und setzt andern Tags die Reise fort.

Zunächst fährt das Schiff bis zur Mündung des Aurlandsfjords denselben Weg zurück, wobei man einen prächtigen Blick auf den über 5500 Fuß hohen Gletscherberg Blejan genießt. Von der reizenden Amblebucht hat man eineu andern, fast noch schönern auf den Fresvikgletscher.

Am schönsten jedoch ist später der Ausblick auf den ungeheuern Sostedalsgletscher, den größten Europas, dem selbst die Alpen nichts Gleiches zur Seite stellen können.

Aus der Bai von Fresvik steuert das Dampfboot nördlich in den langen schmalen Sogndalsfjord. Am Eingange desselben fand 1184 die entscheidende Seeschlacht zwischen König Sverre und Magnus Erlingssön statt, in welcher letzterer besiegt wurde und ertrank. Sverre, der sich damit im unbestrittenen Besitz des Königreichs Norwegen befand, hatte dessen Eroberung vor sieben Jahren mit blos 70 Mann („Birkebeiner") begonnen.

Von Sogndal kehrt das Schiff in den Sognefjord zurück und wendet sich gegen Balholm. Hier öffnet sich rechts ein tiefer, romantischer Fjord (Fjärlandsfjord), der indeß nicht von allen Schiffen befahren wird. Balholmens Umgebung ist der Schauplatz der Frithjofssage. König Bele's Grabhügel wird noch heute bei dem Hofe Flesje gezeigt, an dem das Schiff vorbeidampft. Gegenüber davon liegt das fruchtbare Vangsnäs auf Frithjofs Framnäs.

Von hier bis Vadheim ist der Sognefjord 4—6 Kilometer breit und steht gegen seine östlichen Ausläufer an Erhabenheit zurück. Wir verlassen daher das Schiff in Vadheim und nehmen uns ein Carriol, mit dem wir durch anmuthige Gegend, an kleinen Seen vorbei, nach Sande fahren. Von hier können wir einen hübschen Ausflug nach dem Viksee unternehmen und doch noch rechtzeitig in Förde eintreffen, von wo der Dampfer „Balder" um 6 Uhr abends nach Florö abgeht.

Um $10^1/_2$ Uhr abends treffen wir dann in Florö ein, wo wir in dem elenden Wirthshause übernachten.

2) Nordcap.

In Florö schifften wir uns am nächsten Morgen um 9 Uhr auf dem großen Dampfer „Michael Krohn" ein, welcher zwischen Christiania und dem Nordcap verkehrt. Durch die wenig interessanten Scheeren der norwegischen Westküste dampften wir bei furchtbarem Sturm nach Aalesend, das wir erst um 6 Uhr abends erreichten.

In Aalesund weilt das Schiff fünf Stunden: genügende Zeit, die Stadt zu besichtigen, welche auf zwei Inseln gebaut ist und sich recht malerisch präsentirt. Sie ist Mittelpunkt des Dorschhandels.

Die nächste Station, Molde, soll prächtig gelegen sein, doch kann ich darüber nichts sagen, da wir sie bei Tagesanbruch berührten, als ich noch in den Federn

Digitized by Google

lag. Um 10 Uhr warfen wir im Hafen von Christianssund Anker, wo uns ein dreistündiger Aufenthalt den Besuch der auf vier Inseln gelegenen Stadt ermöglicht. Diese Stadt ist der Mittelpunkt des Stockfischhandels.

Um 9½ Uhr abends erreichen wir endlich Throndhjem (sprich Tronjem; deutsch Drontheim). Die Fahrt bietet nur nach Einlauf in den Skjörenfjord Interesse, das sich steigert, je näher man der Stadt kommt.

Throndhjem (Drontheim) hat circa 25000 Einwohner und liegt mit der Südspitze Islands unter einem Breitegrad (63° 25′ 30″). Der Sommer entspricht trotz dieser nördlichen Lage jenem Südirlands, der Winter jenem von Dresden. Daher sind die Umgebungen und Küsten in reiche Vegetation gehüllt. Der Fjord ist höchst malerisch.

Die Stadt liegt auf der vom Flusse eingeschlossenen Halbinsel Nidarnäs und hieß früher Nidaros. Die Hügellandschaften der Umgebung sind anmuthig, doch die Stadt selbst bietet außer dem merkwürdigen Dom keine besondern Sehenswürdigkeiten. Der Dom ist allerdings einzig in seiner Art; man könnte ihn eine Vereinigung von Dächern aller Höhen nennen.

Von den Querstraßen aus sieht man auf den großartigen Fjord und die niedere, mit einem Castell gekrönte Insel Munkholm, welche, etwa 2 Kilometer von der Stadt, mitten im Fjord liegt. Den Lesern Victor Hugo's wird Munkholm besonders als Gefängniß des Grafen Schumacher aus dem Roman „Han d'Island" bekannt sein.

Von Throndhjem beginnt die eigentliche Nordlandsfahrt, erst durch das Skandinavische Meer, dann durch das Nördliche Eismeer bis zum Nordcap. Diese Reise, welche von Throndhjem auch noch 11—12 Tage hin und zurück dauert, zählt zu den interessantesten, die man machen kann. Man fährt fast beständig an den herrlichsten Küstenformationen vorbei, deren Schönheit in stets wechselnder Form unser Auge fesselt. Die Aufrichtigkeit verlangt jedoch auch das Geständniß, daß die zwölftägige Dampfschifffahrt, trotz ihrer Reize, schließlich außerordentlich ermüdet. Man bekommt selbst die erhabensten und großartigsten Scenerien satt und sehnt sich nach einigen Landschaftsbildern andern Schlages. Nach einigen Tagen läßt man daher schon mit ziemlicher Gleichgültigkeit Landschaften vorübergleiten, welche uns zu andern Zeiten in Begeisterung versetzt hätten.

Das beste Mittel gegen diese Erschlaffung wäre wol, die Reise stückweise zu machen, und auf den interessantesten Stationen Ausflüge in das Innere zu unternehmen. Aber den wenigsten wird so viel Zeit zu Gebote stehen.

Die hamburger Dampfer gehen bis Vadsö im Varangerfjord. So weit zu gehen ist überflüssig, da das landschaftliche Interesse vom Nordcap an im Abnehmen ist: dies Cap bildet eben den Culminationspunkt. Jenseit desselben beginnt die trostlose arktische Natur, wie sie sich schon von Hammerfest bis zum Nordcap ausprägt. Dagegen ist die ganze Strecke zwischen Tromsö und Hammerfest reich an den außerordentlichsten Gebirgs- und Gletscherlandschaften. Tromsö selbst, das sich stolz „das nordische Paris" nennt, frappirt durch seine reiche Vegetation: eine Wirkung des warmen Golfstromes. Den landschaftlichen Glanzpunkt bildet die Strecke vom Polarkreise bis zu den Lofoten, „wo sich die gewal-

Digitized by Google

tigste Berg- und Gletscherscenerie mit dem Blick auf das Meer vereinigt, Meer und Gebirge sich nirgends voneinander trennen, und dieses viele Inseln mit mehrere tausend Fuß hohen Bergen weit in die See vorschiebt, während ebenso weit die Fjorde zum innersten Gebirgsstock dringen. Auch die Weiterfahrt bis Hammerfest, namentlich der Lyngenfjord und die Inselscenerie des Eismeers, ist erhabener als irgendetwas sonst in Europa". (Passarge.)

Auf dieser Reise bekommt man auch den Saltström und den nicht so gefürchteten und in ungerechtfertigter Weise arg verlästerten Malström zu Gesicht.

Man versäume ja nicht, von Tromsö einen Ausflug in das Tromsdal zu machen, wo sich eine Lappenansiedelung mit 4—5000 Rennthieren befindet. Hammerfest ist bekanntlich die nördlichste Stadt der Welt (70° 40′ 8″) und hat 2500 Einwohner, gegen 77 im Jahre 1801. (Trotzdem erhielt es schon 1787 Stadtrechte!) Charakteristisch für den großen Fischhandel ist es, daß die ganze Stadt beständig nach Thran riecht. Ueber die Weiterfahrt könnte ich kein trefflicheres Bild entwerfen, als dies Passarge mit folgenden Worten thut:

„Der Fisch beherrscht alle Interessen. Die Natur wird öde, oft unsäglich dürftig. Ein Fleckchen Gras, welches man mit einer Nummer der «Times» bedecken könnte, gilt hier als Wiese und ruft eine Ansiedelung von mehrern Familien hervor. Die Alpennatur Tromsös und des westlichen Finmarken hört gänzlich auf. Meilenweite Hochebenen (Näringen) bilden ebenso das Festland wie die Inseln und steigen in 300—650 Meter hohen, einförmigen, meist thallosen Abhängen zum Meere. In Ostfinmarken fährt man mit dem Boote oft einen halben Tag, ohne ein Boot, eine Ansiedelung oder auch nur den kleinsten Busch zu sehen. Nur die Seevögel kreisen um einen Fischschwarm; ein Springwal springt hoch in die Luft, oder spritzt schnarchend und weithin vernehmbar seinen Wasserstrahl. Millionen von Möven schwirren um ihren «Vogelberg». Erst in den Tiefen der Fjorde gibt es wieder Büsche, Bäume, freundliche Ansiedelungen, oft Pianos, Zeitungen und Kupferstiche. Mit dem Nordcap hört auch der Skjärgaard auf; die Wogen des Eismeers brechen in langen Schwingungen herein und mit ihnen der Nebel, sodaß das Schiff oft stundenlang auf einer Stelle liegen muß.

„Gjesvär ist der gewöhnliche Ausgangspunkt zum Besuche des Nordcap. Man erblickt es erst gegen Ende der Fahrt, da es vom Knivskjärodden verdeckt wird.

„Ein majestätischer Anblick! Zwischen Knivskjärodden und dem Nordcap eine tiefe Bucht. Man erkennt die monotone Plateaubildung der Magerö, welche sich an einzelnen Stellen zu dem fast senkrechten Absturz herabneigt. Tiefe Risse furchen die riesengrauen, fast schwarzen Schieferfelswände. An der äußersten Schneide des Nordcaps steht eine Felsensäule fast frei da. Man sieht bei der Fahrt von Westen deutlich, daß die 100 Meter hohe Wand keineswegs senkrecht ist und noch weniger überhängt; so erscheint sie nur, wenn man oben steht und über den Rand in die Tiefe blickt."

Man landet am besten in der Hornvik auf der Ostseite. Von dort steigt man dreiviertel Stunde über Steine zum Nordcap hinauf.

Das Nordcap (71° 11′ 40″ nördl. Br., 23° 40′ 30″ östl. L. von Paris) ist die nördlichste Spitze Europas; nördlicher als Island, Grönland, die Berings-

Digitized by Google

straße und der amerikanische Continent. Der höchste Punkt des Nordcaps erhebt sich 308 Meter über das Meer. Die Aussicht umfaßt im Westen die monotone Hochfläche der Magerö mit ihren Schneefeldern, Teichen und ihrer dürftigen Vegetation, und weiter die Rolfsö und Kjelmö. Im Osten ist der östlichste Ausläufer der Magerö ganz nahe; weiter erscheint Svärtholtklubben und Nordkyn.

3) Von Throndhjem nach Stockholm.

Nachdem wir vom Nordcap auf demselben Wege nach Throndhjem zurückgekommen, besteigen wir die Bahn und fahren quer durch das Innere des Landes.

Von den Routen im Innern bildet diese Bahnlinie die wenigst interessanteste, obschon es auch hier stellenweise nicht an reizenden Landschaftsbildern fehlt. Zwischen Sluppen und Heimdal hat man einen malerischen Ausblick auf den Throndhjemfjord. Bis Singsaas ist die Gegend interessant. Am folgenden Morgen um 6½ Uhr erreichen wir bei Hamar den Mjösensee. Wir könnten hier den Zug verlassen und mit dem Dampfer nach Eisvold fahren, doch ist es bequemer direct nach Christiania zu reisen, zumal man auch von der Bahn aus einen großen Theil des Mjösensees sieht. Dieser ist höchst lieblich und durch seine Tiefe merkwürdig. Seine tiefste Stelle (450 Meter) liegt nämlich noch 322 Meter unter dem Meeresspiegel!

Von Christiania bringt uns die Bahn über Christinehamn nach Falun in Schweden. Zuerst ist die Fahrt recht interessant. Im Glommen sieht man Tausende von Baumstämmen schwimmen, deren jeder mit der Märke seines Eigenthümers versehen ist. Kongsvinger präsentirt sich in lieblicher Lage. Bei Charlotteberg passiren wir die schwedische Grenze und betreten Wermland, eine der interessantesten und am meisten poetischen Landschaften Schwedens. Sie zeichnet sich besonders durch Wald- und Wasserreichthum aus. Von Kil kann man einen sehr lohnenden Abstecher nach dem langen, schmalen Frykensee machen, den ein Dampfer befährt. Bei Karlstad erreichen wir den Wenersee, den größten Europas, ein wahres Meer mit Stürmen, Seekrankheit und unsichtbaren Küsten. Bis Christinehamn bleiben wir an seinen Ufern, doch bietet sich nur ab und zu ein Blick über diese endlose Wassermasse.

Von Christinehamn führt eine Bahn nach Falun, den weltberühmten Kupfergruben, welche wol einen Besuch verdienen. Bekannt dürfte die ergreifende Erzählung von dem verunglückten Bergmann Matts sein. Derselbe verschwand im Jahre 1670 spurlos am Tage vor seiner Hochzeit. Im Jahre 1719 entdeckte man einen Leichnam in einem Kupfervitriolsee. Er war in alterthümlichen Kleidern und schien erst seit gestern todt zu sein. Ein unter den Neugierigen anwesendes siebzigjähriges Mütterlein erkannte sofort ihren vor fast 50 Jahren verschwundenen Bräutigam Matts wieder.

Von Falun führt die Bahn durch uninteressante Gegend nach Gefle (sprich Jewle), welche hübsche Stadt wol einen mehrstündigen Besuch verdient. Dann fahren wir nach Upsala, unterwegs die berühmten Eisengruben von Dannemora besuchend. Upsala ist eine sehr interessante Stadt, mit sehenswerther Universität, Dom, Schloß u. s. w. in lieblicher Umgebung.

Digitized by Google

Statt mit der Bahn fahren wir angenehmer mit dem Dampfer „Garibaldi" auf dem flußartigen Arm des Mälaren in fünf Stunden nach Stockholm.

Stockholm ist eine der schönstgelegenen Städte Europas. Blos Konstantinopel, Neapel und Genua verdienen hierin den Vorzug. Mit Lissabon mag es dann um den vierten Platz buhlen.

Obschon blos 180000 Einwohner zählend, macht es doch den Eindruck einer doppelt so großen Stadt. Seiner Lage auf mehrern Inseln halber nennt man es mit Recht das nordische Venedig.

Das Leben in Stockholm ist das angenehmste, das ich kenne. Ohne Langeweile kann selbst der flüchtige Reisende 10—14 Tage hier verbringen. Ich stelle mir es als hohen Genuß vor, im Sommer auf einem der paradiesischen Eilande zwischen Stockholm und Vaxholm zu wohnen. Auf dem Ausflug nach Vaxholm fährt nämlich das Dampfboot an Hunderten von kleinen Eilanden vorbei, welche Villen und Parkanlagen tragen und von den Reichen als Sommerfrische benutzt werden.

Die Stadt selbst bietet genug Sehenswürdigkeiten. Ich erwähne blos: das Nationalmuseum, das skandinavisch-ethnographische Museum, das Schloß, die Riddarholmskirche, Norrbro, Strömparterre, die Statuen Gustav's III., Karl's XII., Gustav Adolf's, Gustav Wasa's, Birger Jarl's, Karl's XIII., Karl's XIV., Berzelius, den Gürtelkämpfer, den Brunnen Molin's, den Kriegshafen, den Djurgården (sprich Jürgoren), die Aussichtspunkte Mosebakken und Observatorium u. a. Reizender noch als die Stadt sind deren Umgebungen. An Ausflügen ist kein Mangel. Außer dem erwähnten Djurgård, welcher Prater, Thiergarten, Bois de Boulogne und Hyde Park vereinigt, lassen sich prächtige Partien nach Marieberg, Karlberg, Ulriksdal, Drottningholm, Strengnäs, Vaxholm, Gustavsberg und durch die Scheeren und den Söderteljekanal machen. Kurz, der Reisende wird sich gleich mir nur mit schwerem Herzen von Stockholm trennen. Die vielen Dampfschaluppen vertreten die Stelle der Gondeln, Omnibusse und Tramways und führen den Touristen nach allen interessanten Punkten.

4) Von Stockholm nach Kopenhagen.

Auf der Fahrt durch den Götakanal und über den Wettersee nach Jönköping ist besonders die Strecke von Norsholm bis Motala von hohem Interesse. Von Motala bis Jönköping durchschneidet man den Wettern, der zwar kleiner als der Wenern ist, doch an Schönheit ihn bei weitem übertrifft.

In Jönköping besteigen wir die Bahn und gehen entweder bis Malmö oder bis Helsingborg. Ich möchte letzteres empfehlen. Die Strecke ist nicht besonders interessant, doch entschädigt uns der Sund reichlich. Von Helsingborg kreuzen wir den Öresund und legen in Helsingör an (bekannt als Schauplatz des Dramas „Hamlet"), wo oft mehrere hundert Segelschiffe guten Wind abwarten.

Von Helsingör steuert das Dampfboot längs der reizenden Küste von Seeland nach Kopenhagen, eine so lohnende Fahrt, daß man sie gewiß nicht unterlassen sollte.

Von Kopenhagens Sehenswürdigkeiten erwähnen wir das Thorwaldsen-Museum, das ethnographische Museum, die Bildergalerie, die Frauenkirche, die Moltke'sche Gemäldesammlung, die Nordischen Alterthümer, das Schloß Rosenberg, das National-

Digitized by Google

theater, die Aussicht vom Runden Thurm, die Statue Friedrich's V., den Spaziergang „Lange Linie", Tivoli, Dyrehaven, Klampenborg u. s. w.

Die Stadt selbst mit gegen 250000 Einwohnern macht einen sehr günstigen Eindruck. Außerhalb der ehemaligen Festungswerke erheben sich jetzt neue Stadttheile. Interessant sind auch der Kriegs- und Handelshafen auf Amager. Die Straßen sind meistens gerade und breit. Das Leben concentrirt sich zwischen Kongens Nytorv und Gammel Torv. Lohnend ist ein Spaziergang durch die neuen Parkanlagen um die Stadt.

Von Kopenhagen mag man nach Malmö überfahren, Lund besuchen und sich dann nach Stralsund oder Stettin einschiffen.

5) Das Volk.

Die heutigen Bewohner Skandinaviens zerfallen in Schweden, Norweger, Dänen und Lappen. Mit Ausnahme der letztgenannten gehören sie dem nordgermanischen Volksstamm an. Die Lappen rechnet man zu den „Finno-Mongolen". Sie bilden für den Forscher jedenfalls den interessantesten Theil der Bevölkerung. Sie sind mit den Finnen (die sich selbst Suomi nennen) blutsverwandt und sollen noch vor 2000 Jahren mit diesen auch die Sprache gemein gehabt haben. Ihre Blutsverwandtschaft mit den Mongolen läßt sich aus ihrer Gesichtsbildung erkennen: schmal geschlitzte Augen, breite Backenknochen, platte Nase, großer Mund und gelblicher Teint.

Nach ihrer Lebensweise werden sie in Fischer-, ansässige und nomadisirende Rennthierlappen eingetheilt. Die gewöhnlichen Touristen kommen blos mit letztern zusammen; sie haben nämlich bei Tromsdal, unweit Tromsö, ein Lager mit 4—5000 Rennthieren. Wie es scheint, war schon in den ältesten Zeiten Skandinavien von zweierlei Völkern bewohnt: den Finno-Lappen im Norden, den Germanen (Gothen) im Süden.

Wahrscheinlich dehnten sich erstere nach Süden, letztere nach Norden aus. Man schließt dies aus den Denkmälern der Steinzeit. Im Süden sind die gewöhnlichen Feuersteinwerkzeuge vorherrschend, im Norden die sogenannte „arktische Gruppe" (Schiefer). Noch bis zum vorigen Jahrhundert bedienten sich die Lappen ähnlicher „arktischer" Werkzeuge.

In der Bronzezeit lassen sich ebenfalls zwei Richtungen verfolgen: von Norddeutschland wurden Bronzewerkzeuge durch Jütland nach Südnorwegen eingeführt, von Schweden aus nach Nordnorwegen.

Die Eisenzeit beginnt in Skandinavien erst um Christi Geburt, und zwar durch von Deutschland aus eingeführte Werkzeuge.

Zu jener Zeit entstand auch das größere Runenalphabet (24 Zeichen). Die Sprache, in welcher die aus jener Epoche stammenden Inschriften verfaßt sind weicht von der spätern sehr ab.

Erst um das Jahr 550 in Schweden und 700 in Norwegen, bei Beginn der jüngern Eisenzeit, erscheint das kürzere Runenalphabet (16 Zeichen), und die damalige Sprache entspricht der altnordischen, aus welcher sich das heutige Dänische,

Digitized by Google

Norwegische und Schwedische entwickelt hat. Das kleinere Runenalphabet war noch bis tief in das Mittelalter hinein in Anwendung.

Die Forscher sind noch nicht über die Frage einig, ob die vier genannten Zeitalter blos ebenso viele Culturstufen eines und desselben (nordgermanischen) Volkes darstellen, oder ob ihnen viererlei Völker entsprachen. Ich selbst neige mich ersterer Ansicht hin.

In der historischen Zeit finden wir, wie schon erwähnt, Lappen und Germanen im Besitze Skandinaviens. Die erstern wurden jedoch von den letztern immer mehr nach Norden verdrängt. Die Scheidung der Germanen in Dänen, Schweden und Normannen scheint erst in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung begonnen zu haben. Diese durch die geographische Gestaltung Skandinaviens bedingte Scheidung nahm immer größere Dimensionen an und führte schließlich zur politischen Dreitheilung. Die Dänen hatten schon um das Jahr 650 ein selbständiges Reich, während in Schweden noch die eigentlichen Schweden (die nördlicher wohnenden Ureinwohner) mit den (südlicher wohnenden) Gothen politisch noch nicht geeint waren. Von Norwegen dagegen war der größte Theil bereits durch Olaf Trätelgja (gest. 640) zu Einem Reiche vereinigt worden. Bis dahin zerfiel es nämlich in viele selbständige Stämme, nach Art der heutigen Albanesen- oder der ehemaligen Schottenclans.

Den übrigen europäischen Völkern wurden die Skandinavier erst vom Ende des 8. Jahrhunderts an bemerkbar — und zwar auf sehr unangenehme Weise, nämlich durch die Vikingerzüge, welche bis in das 11. Jahrhundert hinein andauerten.

Die Vikinger (so genannt nach den Buchten, vik, in welchen sie ihre Schiffe, draker, bargen) trieben erst nur in den angrenzenden Meeren Seeraub. Durch die Erfolge kühn gemacht, dehnten sie jedoch ihre Raubzüge bald auf die ganze atlantische und mittelländische Küste Europas aus.

Die Normannen waren anfangs mit ihrer Beute immer wieder nach Norwegen zurückgekehrt. Als sie aber ihre Expeditionen im großen Stil betrieben und ganze Reiche eroberten, blieben sie in diesen seßhaft. England, Frankreich, Süditalien, Albanien und Griechenland waren bald von den Normannen überschwemmt. In England hatten sie von 836 an das Uebergewicht. Im Jahre 1002 wurden sie in einer Bartholomäusnacht (Sanct-Briccius-nacht, 13. Nov.) vernichtet, doch kamen bald wieder andere, bis schließlich 1066 Wilhelm der Eroberer mit 60000 Normannen ganz England eroberte.

In Frankreich hatten die Normannen dreimal Paris erobert (845, 857 und 861), waren auf den Hauptflüssen tief in das Land gedrungen und konnten von den fränkischen Königen nur durch große Opfer zum Abzug bewogen werden. Aber schon 912 kamen sie unter Rolf (Rollo) wieder, setzten sich in Rouen fest, nahmen wiederholt Paris und konnten erst durch Abtretung der heutigen Normandie beruhigt werden.

In Süditalien erschienen die Normannen zu Beginn des 11. Jahrhunderts, eroberten 1038 Sicilien und einige Jahre später Apulien. Robert Guiscard

Digitized by Google

dehnte die Herrschaft immer mehr aus und eroberte auch Albanien. Das italienische Normannenreich endete schon 1189.

Im Norden selbst war natürlich die Ostsee der Haupttummelplatz der Vikinger und bald gehorchten ihnen alle Küstenländer. Im 9. Jahrhundert stellten sich die slawischen Bewohner der Landstriche südöstlich des Finnischen Meerbusens freiwillig unter die Herrschaft der, hier Varjager (Varinger) genannten Skandinavier. Der Varjager Rjurik (gest. 879) wurde auf diese Art Gründer des Russischen Reiches.

Nach Westen zu gelangten die Vikinger erst nach den Shetland- und Orkneyinseln, dann nach den Faröern, 860 nach Island, 876 nach Grönland, 100 Jahre später nach dem amerikanischen Continent, auf dem 997 eine Ansiedelung versucht wurde, die sich jedoch gegen die Angriffe der Eingeborenen nicht halten konnte. Man glaubt, daß die Isländer die ganze Küste Nordamerikas von Labrador bis Carolina („Hvitramannaland") befahren haben.

Norwegen selbst wurde erst 872 durch Harald Haarfagre („Schönhaar", „Blondhaar") gänzlich geeinigt.

Was Schweden betrifft, so entbehren wir über die älteste Zeit genauere Nachrichten. Der erste namentlich erwähnte, nichtmythische König ist Olaf Eriksson, der um das Jahr 1000 regierte. Er ist wenigstens der erste christliche König. Im Jahre 1319 kam zwischen Schweden und Norwegen die erste Union zu Stande. Nach mancherlei Zwist und Unruhen trennten sich beide Länder definitiv 1371. Dagegen schlossen 1380 Dänemark und Norwegen eine Union, in welche seit 1397 auch Schweden eintrat. Doch die Kalmarische Union brachte kein Heil. Die dänische Hegemonie missfiel besonders den Schweden, welche sich unter Gustav Wasa empörten und 1523 aus der Union ausschieden. Dänemark und Norwegen blieben dagegen vereinigt und zwar bis 1814, da ersteres sich genöthigt sah, Norwegen an Schweden abzutreten. Die Norweger waren aber nicht gewillt, sich wie eine Heerde verkaufen zu lassen, griffen zu den Waffen und erzwangen statt des directen Anschlusses an Schweden eine bloße Personalunion.

Dieser kurze historische Excurs über die Abstammung der Skandinavier und ihre politischen Vereinigungen und Trennungen gibt uns ein besseres Verständniß für den Nationalcharakter derselben. Die Schweden stehen sowol in Beziehung auf geistige Cultur als auch politische Entwickelung obenan. Dann kommen die Dänen. In Norwegen ist das Zurückbleiben der Cultur durch die geographische Lage bedingt. Uebrigens darf man dabei nicht an ein Zurückbleiben wie dasjenige der Orientvölker denken. Die Bildung in Norwegen ist zwar nicht besonders hervorragend, dafür aber allgemeiner als in vielen andern Ländern. Fast jeder Bauer kann lesen und schreiben. Viele sind sogar mit der altnordischen Literatur vertraut. Bei einem ganz einfachen Bauern fand ich die „Heimskringla", bei einem andern die „Edda", bei einem dritten Tegnér's „Frithjofssaga" in norwegischer Uebersetzung. Bücher und Zeitungen fand ich fast überall und die Intelligenz der norwegischen Bauern ist eine staunenswerthe.

Das norwegische Volk besitzt eine große Zahl Vorzüge und Tugenden, welche man sonst nur bei den Naturvölkern antrifft. In erster Linie sei die bewundernswerthe Ehrlichkeit erwähnt. Schon in Christiania kann man die Wahrnehmung

Digitized by Google

machen, daß viele Hausthore unverschlossen bleiben, obschon infolge dessen die im Flur hängenden Kleider der Familie leicht gestohlen werden könnten. In Drammen z. B. wurde das Zuchthaus (oder Gefängniß, ich erinnere mich nicht genau) kürzlich aufgehoben und in ein nützliches Gebäude verwandelt, weil seit zwei Decennien niemand eingesperrt worden war. Obwol ich täglich die norwegischen Zeitungen las, fand ich doch niemals die bei uns so endlosen Notizen über Raubanfälle und Diebstähle.

Eine Folge dieser Ehrlichkeit ist, daß der Reisende selten betrogen oder übervortheilt wird. Mir selbst passirte es nur einmal, daß mich ein Junge betrog. Als ich dies entdeckte, begab ich mich in den Hof, wo er eben mit den übrigen Bewohnern der Station plauderte, und sagte zu ihm: „Warum hast du mich betrogen? Bist du ein Norweger? Schäme dich! Es ist zum ersten mal, daß mir so etwas in Norwegen widerfährt.“ Damit kehrte ich ihm den Rücken und ging. Kaum befand ich mich in meinem Zimmer, als der Junge ganz zerknirscht eintrat, mich um Verzeihung bat und den unrechtmäßig erworbenen Betrag zurückstellte.

Dagegen geschah es mir allerdings mehrmals, daß man auf Ansagstationen das Skydsgeld mit doppelter und dreifacher Kreide berechnete, und ebenso lernte ich einige Stationen kennen, wo für die Speisen doppelte Preise gefordert wurden. Wie mir jedoch ein Schwede erzählte, der alljährlich Norwegen bereist, sind an diesen sporadisch auftauchenden Unehrlichkeiten die Fremden selbst schuld. Er fügte hinzu, daß in den letzten Jahren durch den gesteigerten Fremdenbesuch der Volkscharakter sehr demoralisirt worden sei. Früher z. B. fand man in Norwegen keinen einzigen Bettler. Jeder Norweger war zu stolz, Almosen anzunehmen. Jetzt beginnen bereits die Kinder an manchen Orten die Fremden wegen Münzen zu belästigen; auch die in Oesterreich aufgekommene und von dort über die halbe Welt verbreitete Trinkgeldmanie beginnt jetzt in Norwegen zu grassiren und die öffentliche Moral zu untergraben. Wie lange wird es dauern und die Norweger werden so demoralisirt sein wie die einst so biedern Schweizer! Der Fremdenbesuch ist zwar eine Quelle des Reichthums für das besuchte Land, aber zugleich dessen moralischer Ruin.

Dies zeigt sich z. B. deutlich an Montenegro. Im Jahre 1877, als ich mein Werk darüber schrieb, konnte ich noch die unglaubliche Moralität der Bevölkerung in die Wolken erheben. Seitdem jedoch während des letzten Krieges russische Offiziere, Krankenwärter u. s. w. nach Cetinje gekommen und sich dort fremde Gesandte niedergelassen, ist es deren vereinten Bemühungen gelungen, in Cetinje die Moral der weiblichen Bewohner auf die skandalöseste Weise zu untergraben. Diese Demoralisation beschränkt sich zwar bisjetzt blos auf die Hauptstadt, aber wenn einmal das Gift im Lande ist, wird es immer weiter um sich fressen.

Dasselbe Schauspiel bietet uns Norwegen. Noch kann ich hier — da ich im allgemeinen spreche und die Ausnahmen unberücksichtigt lasse — die Tugenden der Norweger verherrlichen; wer weiß aber, wie es schon in einem Lustrum damit bestellt sein wird? Die Demoralisation reitet leider allzu schnell!

Der Sprachkundige, wenn ihm daran gelegen ist, nicht allzu theuer zu be-

Digitized by Google

zahlen, kann allerdings gegen Uebersteigerung im Preise Protest erheben und des Erfolges sicher sein, wenn er seine Worte so fügt, daß sie den Wirth nicht beleidigen, sondern blos auf sein Ehrgefühl wirken. Wie überall, tragen auch dort die Engländer an der Vertheuerung die Hauptschuld. Sie zahlen nämlich ohne Widerrede, was von ihnen verlangt wird, und bieten selbst die unglaublichsten Summen für Dinge, auf deren Besitz sie sich capriciren.

Eine weitere gute Eigenschaft der Norweger ist (bisjetzt noch) ihre Aufrichtigkeit, die natürlich manchmal an Grobheit streift. So z. B. hörte ich einmal einen Bauer zu einer ältern Lady sagen: „Sie sind schon viel zu alt, um diese Partie machen zu können."

Eine dritte gute Eigenschaft möchte ich die demokratische Gesinnung des Volkes nennen, welche sich schon 1820 gelegentlich der Aufhebung des Adels aussprach. Der Norweger behandelt jedermann als seinesgleichen. Der Bauer, Führer, Gut u. s. w. sieht in dem Fremden (und sei dieser auch noch so vornehm) kein höheres Wesen, sondern ist der Ansicht, der einzige Unterschied zwischen ihnen liege darin, daß der eine reich, der andere arm, der eine mehr, der andere weniger gebildet sei. Bei keinem Volke — Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen ausgenommen — ist der Satz: „Alle Menschen sind gleichgeboren", so Gemeingut aller wie bei den Norwegern. Der Bauer oder Gut setzt sich ohne weiteres zu dem Fremden an dessen Tisch, als sei es die natürlichste Sache der Welt. Wenn er dankt, reicht er stets dem Fremden die Hand. Bestellt man für ihn etwas, so nimmt er es mit großer Würde an; manchmal macht er auch Miene, den Fremden hierauf seinerseits zu tractiren.

Ich muß heute noch über das verdutzte Gesicht eines russischen Fürsten lachen, welchem die demokratischen Ansichten des Volkes in meiner Gegenwart klar gemacht wurden.

Die einfache Wirthin war beschäftigt, verschiedenen Passagieren, darunter viele Bauern, Lebensmittel zu übergeben. Der Fürst, dem es zu lange währte, bis an ihn die Reihe kam, rief ihr ungeduldig zu: „Lassen Sie doch diese Bauern und geben Sie lieber mir vom Schinken; ich warte schon lange. Ich bin der Fürst . . ."

Verwundert antwortete die Wirthin: „Ja, halten Sie denn das für einen Vorzug? Bei uns gilt Fürst und Bauer gleich!"

Ein anderes mal neckte ich ein Bauermädchen mit einem französischen Grafen, indem ich meinte, sie hätte wahrscheinlich Lust, Frau Gräfin zu werden, weil sie um sein Wohlbefinden so sehr besorgt sei.

Sie sah den neben mir sitzenden Grafen erstaunt an, dann platzte sie heraus: „So, Sie sind Graf? Wie kann nur ein vernünftiger Mensch Graf sein!"

Man muß Miene und Betonung der Kleinen gesehen haben, um zu begreifen, wie herzlich der Graf und ich lachen mußten.

Die für den Reisenden wichtigste Tugend der Norweger ist ihre Gastfreundschaft. Freilich darf man dabei nicht nach Aeußerlichkeiten urtheilen. Das Volk kennt noch nicht „Europas übertünchte Höflichkeit und fühlt ein Herz, wie Gott es ihm gegeben, in seinem Busen". Wenn man daher auf einer Station ankommt,

Digitized by Google

darf man sich nicht wundern, wenn die Bewohner den Besuch scheinbar kühl aufnehmen. Sehen sie, daß man norwegisch spricht, so thauen sie allerdings bald auf und man kann dann ihre Freundschaft erproben. Dies hindert nicht, daß sie ihre scheinbare Gleichgültigkeit auch beim Abschied bewahren. Es ist viel, wenn der Skydsskaffer der Abfahrt des Gastes zusieht, und noch mehr, wenn er ihn zum Wagen begleitet und Adieu sagt. Uebrigens richtet sich die Behandlung des Fremden stets nach dessen Auftreten. Ruhige Höflichkeit ist am besten am Platze. Das vornehme, herablassende Benehmen, welches ich besonders an Norddeutschen wahrnahm, bewirkt immer Kälte beim Norweger; das Phlegma des schwerfälligen Engländers hingegen Gleichgültigkeit. Verfehlt wäre es, in das andere Extrem zu fallen und sofort alle Saiten liebenswürdigster Höflichkeit und Vertraulichkeit aufzuziehen; dies würde den Norweger mistrauisch und argwöhnisch machen. Blos die hochgebildeten Klassen in den Städten wissen die übergroße Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zu schätzen und erwidern sie mit gleicher Zuvorkommenheit.

Was die Schweden betrifft, so kommt der Reisende mit dem Volke in geringere Berührung, da nach den besuchtesten Punkten Bahnen und Dampfschiffe fahren. Das Landvolk (von Dalarne z. B.) erinnert in seiner Naturwüchsigkeit an die Norweger und will auch ebenso behandelt sein.

Bezüglich der Dänen gilt das Gleiche. Der Fremde wird schwerlich mit dem ziemlich mistrauischen und verschlossenen Landvolk in Berührung kommen. Kopenhagen ist natürlich eine kleine Großstadt mit allen Contrasten. Die Deutschen sind zwar dort nichts weniger als beliebt, aber der Fremde wird dies schwerlich merken.

6) Sprache, Literatur und Kunst.

In den ältesten Zeiten sprachen die Skandinavier eine, heutzutage „Norröna Tunga" oder „gammelnordisk" (altnordisch) genannte Sprache, welche im wesentlichen dem heutigen Isländischen entspricht. Die Hauptmerkmale dieser alten Sprache bestehen in Erhaltung eines ursprünglich auslautenden Flexions-s als r; Abfall des j im Anlaut und später auch des v vor u o y; Brechung eines stammhaften e zu ea, später ja, vorzugsweise vor r und l; Bildung eines Mediopassivs durch Anhängung von sk; Ausbildung eines u-Umlauts; Entwickelung eines angehängten Artikels.

Im 9. Jahrhundert begann die Spaltung dieser Ursprache in das Norwegische oder Westnordische und in das Dänisch-Schwedische oder Ostnordische. Letztere Sprache entfernte sich immer mehr vom Altnordischen und spaltete sich wieder in zwei verschiedene Sprachen: Dänisch und Schwedisch. Das Dänische nahm wegen der örtlichen Nähe Deutschlands sowie durch den Einfluß des oldenburgischen Königshauses viele deutsche Worte und Germanismen auf, welche in Schweden keinen Eingang fanden. Daher ist auch das Erlernen des Dänischen für den Deutschen ziemlich leicht. Infolge der über 400 Jahre währenden Union Norwegens mit Dänemark gewann die dänische Sprache immer mehr Boden und verdrängte schließlich das Westnordische fast gänzlich. Doch modificirte sich die Aussprache des Dänischen in Norwegen ein wenig und ebenso die Orthographie, sodaß

Digitized by Google

es dem Ohr schon einen sehr merklichen Unterschied macht, wenn ein Däne und wenn ein Norweger spricht. Ich möchte diesen Unterschied etwa mit jenem zwischen Norddeutsch und Schweizerisch vergleichen. Die Norweger sprechen nämlich wie sie schreiben, jede Silbe deutlich (von den stummen Buchstaben selbstverständlich abgesehen), während die Dänen die Silben untereinander vermischen. Es kann z. B. ein Deutscher ganz geläufig norwegisch sprechen ohne einen Dänen zu verstehen. Doch gewöhnt man sich auch an das Dänische bald. Es zu sprechen ist freilich ebenso schwierig, als sich an den Gebrauch des schweizerischen oder luxemburgischen Volksdialekts zu gewöhnen.

Während also das Westnordische auf Island zurückgedrängt ist, haben wir es in Skandinavien mit drei Sprachen zu thun. Dänisch und Norwegisch sind sich allerdings in der Schriftsprache so ziemlich gleich (der Hauptunterschied in der Orthographie besteht darin, daß die Doppelvocale ee ii uu oo des Dänischen im Norwegischen mit e i u und o gegeben werden und die Norweger einige hundert Wörter besitzen, welche, größtentheils dem Altnordischen entnommen, den Dänen unbekannt sind), aber die verschiedenartige Aussprache macht ein eigenes Erlernen der dänischen „Udtale" nöthig. Uebrigens besteht in Norwegen eine Partei, „Maalstraever" genannt, welche sich bemüht, unter Benutzung der in den abgelegenen Thälern noch herrschenden Dialektreste des Altnordischen die gegenwärtige norwegische Sprache vom Dänischen ganz zu emancipiren und auf das Altnordische zurückzuführen. Die Schriftsteller Ivar Aasen, A. O. Vinje und Kr. Janson stehen an der Spitze dieser Bewegung. Die Gebildeten wollen natürlich im großen und ganzen von der „Maalstraeveri" nichts wissen, da die heutige Verwandtschaft der dänischen und norwegischen Schriftsprache für die beiderseitige Literatur nur vortheilhaft sein kann. Es ist ja eine handgreifliche Ungeschicklichkeit, eine Sprache gewaltsam der Schwestersprache zu entfremden, statt im Gegentheil zwei verwandte Sprachen in Eine zu verwandeln, wie dies an andern Orten geschieht. In Griechenland z. B. strebt man fortwährend danach, das Neugriechische allmählich dem Altgriechischen gleichzumachen. In Italien wurden in letzter Zeit eine Menge bis dahin ungebräuchlicher Worte nach dem Lateinischen gebildet. In ähnlicher Weise wäre es sehr leicht möglich, die bulgarische Sprache mit dem Serbischen und Kroatischen zu amalgamiren. Leider tritt solchen vernünftigen und praktischen Ideen der kleinliche Separatismus der particularistischen südslawischen Führer hindernd entgegen.

Um dem Leser eine bessere Idee von der Verwandtschaft der skandinavischen Sprachen unter sich und mit dem Deutschen zu geben, will ich hier das „Vaterunser" in isländischer, schwedischer und norwegischer Sprache mittheilen.

Isländisch*):

Faðir vor, þú sem ert á himnum, helgist þitt nafn; Tilkomi þitt ríki; verði þinn vilji, svo á jörðu, sem á himni; Gef oss í dag vort daglegt brauð; Og

*) Ich entnehme es einer schriftlichen Mittheilung des Professors Bugge.

Digitized by Google

fyrirgef oss vorar skuldir, svo sem vèr fyrirgefum vorum skuldunautum; Og leið oss ekki í freistni, heldur frelsa oss frá illu. Þvíað þitt er ríkið, og krapturinn, og dýrðin eilíflega. Amen.

Schwedisch:

Fader vår, som är i himmelen; helgadt varde ditt namn; tillkomme ditt rike, ske din vilje såsom i himmelen så och på jorden; vårt dagliga bröd gif oss idag; förlåt oss våra skulder, såsom och vi förlåte dem oss skyldige äro; inled oss icke i frestelse, utan fräls oss ifrån ondo. Ty riket är ditt makten och härligheten i evighet. Amen.

Norwegisch:

Fader vor, du som er i Himmelen; helliget vorde dit Navn; tilkomme dit Rige; ske din Villje her paa Jorden som den sker i Himmlene; vort daglige Bröd giv os idag; forlad os vor Skyld som og vi forlade vore Skyldnere; og led os ikke udi Fristelse, men frels os fra det Onde. Thi dit er Riget, Magten og Aeren i Evighed. Amen.*)

Die Verwandtschaft dieser Sprachen unter sich und mit dem Deutschen ist danach unverkennbar. Anders verhält es sich mit dem Lappischen, wie aus dem nachstehenden „Vaterunser" ersichtlich:

Attje mijen, jukko le almesne, ailesen sjaddes To namma; pätes To rik; sjaddes To situd, ko almesne nau ai ädnamen naln; mijen färtpeivasats laipeb wadde miji udne; ja luvite miji mijen laikvit andagas, nau ko ai mije luvitebe mijen wälkolatji tu; ja ale sislaide mijeb kättjelebmaj; walla warjele mijeb pahart; jutte To le rik, ja samo, ja härlogwuot, ekewen aikai. Amen.**)

Da die in Norwegen wohnenden Lappen von den Norwegern „Finnen" genannt werden, glaubte ich, daß Finnen und Lappen so nahe verwandt seien wie Serben und Kroaten. In Bezug auf die Sprache scheint dies jedoch nicht der Fall zu sein, denn das „Vaterunser", wie es in Finland gesprochen wird, weicht

*) Es muß bemerkt werden, daß diese Formen des Vaterunsers ganz so sind, wie sie in den schwedischen und norwegischen Kirchen gebetet werden. Stil und Worte haben dabei einen veralteten Charakter, wie dies auch im Deutschen bei Gebeten der Fall ist; z. B. „Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten." Nach heutigem Sprachgebrauch müßte es richtiger heißen: „Von wo er dereinst zum Richten der Lebenden und Todten kommen wird."

**) Diese Version wurde mir von Professor Graf Hamilton mitgetheilt. Dem norwegischen Professor Friis verdanke ich nachstehende, von obiger ziemlich abweichende Version. Wahrscheinlich ist diese in der Mundart der norwegischen, jene in dem Dialekt der schwedischen Lappen verfaßt: „Aččе min, don gutte lok almin! Basotuwus du namma! Bottus du rika! 'Saddus du datto, moft almest, nuft maida odnam alde! Adde migjidi odna boive min juokkeboivalaš Laibbamek! Ja adde migjidi min velgidomek andagassi, nuftgo migis andagassi addep min velgola žaidasamek! Ja ale doalvo min goččalussi, mutto boste min bahast erit, dastgo dii to rika, fabmo ja gudne agalašvutti. Amen!" (č = tsch, š = shj, g = gh, ž = dshj.)

Digitized by Google

von dem in Lappland üblichen bedeutend ab. Nachstehend gebe ich das finnische Vaterunser nach Angabe des Grafen Hamilton, Universitätsprofessors zu Lund:

Isä meidän, joka olet taivaissa! Pyhitetty olkoon sinun nimes! Lähestulkoon sinun valtakuntas! Tapahtukoon sinun tahtos, niin maassa kuin taivaassa! Anna meille tänäpäivänä meidän jokapäiväisen leipämme! Ja anna meille meidän syntimme anteeksi, niinkuin mekin anteeksi annamme meidän velvollistemme! Ja älä johdata meitä kiusaukseen; mutta päästa meitä pahasta; sillä sinun on valtakunta, voima ja kunnia ijankaikisesti. Amen.

Gesprochen klingt das Finnische ganz angenehm. Kehllaute fehlen, die Zischlaute beschränken sich auf z. Alle Buchstaben werden voll und klar ausgesprochen, und die langen Vokale doppelt geschrieben. Auffallend sind die vielen langen Worte, z. B. „ajattelemattomuudessansakin", welches im Deutschen durch einen ganzen Satz („bei seiner Unbedachtsamkeit sogar") wiedergegeben werden muß.

Zum Schluß will ich noch, des bessern Vergleiches halber, einige Worte in den verschiedenen skandinavischen Sprachen anführen:

Deutsch:	Dänisch:	Norwegisch:	Schwedisch:	Finnisch:
Brot	Brød	Bröd	bröd	leipä
Erde	Jord	Jord	jord	ma
Gott	Gud	Gud	Gud	Jümala
Haus	Huus	Hus	hus	honch
Hund	Hund	Hund	hund	coira
Käse	Ost	Ost	ost	juhsto
König	Konge	Kong	konung (kung)	koing
Mensch	Menneske	Menneske	menniska	ichminen
Schiff	Skib	Skib	skepp	loiwa
Stadt	Bye	By	stad	caüpungi
Tag	Dag	Dag	dag	telwan.

Ich habe hier absichtlich eine Anzahl Wörter ausgewählt, welche mit dem Deutschen oder unter sich ganz übereinstimmen. Es gibt aber genug andere, welche in jeder Beziehung verschieden sind: z. B. „Mädchen": dänisch Pige, norwegisch Jente (aber auch Pige), schwedisch flicka. Oder auch „Fluß": dänisch Flaad, norwegisch Elv, schwedisch å (auch elf); „Wasserfall": dänisch Vandfald, norwegisch Fos, schwedisch vattenfall (auch fors).

Von der Sprache zur Literatur ist nur ein Schritt.

Unter den skandinavischen Staaten besitzt Norwegen die älteste Literatur. Sie schloß sich unmittelbar an die altnordische an, deren Blütestätte Island war. Wir wollen in dieser Beziehung nur die Namen erwähnen: „Edda", „Lilja", „Skidharima", „Olafsrima", „Islendingabok", „Heimskringla" (1230 von Snorri Sturluson), „Snorra Edda", „Konungs-skugg-sjå", „Grågås" u. s. w.

Nach der Vereinigung mit Dänemark verschmolz die norwegische Literatur mit der dänischen, doch so, daß letztere vorherrschend blieb. Die neue norwegische Literatur datirt erst seit 1814.

Was die schöne Literatur betrifft, so sind in der ersten Zeit der politischen

Digitized by Google

Selbständigkeit (1814—30) blos drei Schriftsteller nennenswerth: M. E. Hansen, welcher eine bedeutende Zahl Novellen und Idyllen schrieb, mit reicher Phantasie, aber mit Anlehnung an die dänische Literatur; C. N. Schwach, der hübsche lyrische Dichtungen veröffentlichte, und H. A. Bjerregaard, an dessen Namen sich das erste nationale Drama „Fjeldeventyret" knüpft.

Von 1830 bis 1845 rechnet man die Sturm- und Drangperiode der norwegischen Literatur. Henrik Wergeland griff mit patriotischer Begeisterung in die Saiten und riß die ganze junge Generation mit sich fort. Besonders die Studenten vergötterten den Dichter. Natürlich erweckte dies den Widerstand der Conservativen, an deren Spitze J. S. Welhaven stand. Dies führte zu erbitterten Federkämpfen, während die beiderseitigen Anhänger bisweilen auch mit der Faust ihre Argumente zu verstärken suchten. Fernab von diesen beiden Kämpen stand A. Munch, ein frommer Elegiker, der erst in spätern Jahren gewürdigt wurde.

Nach Wergeland's Tode (1845) trat Ruhe ein und die kleinern Schriftsteller gelangten zum Wort.

Aus dieser dritten Periode nennen wir nur die Namen Jensen, Sivertson, Collett, Nils Dahl u. s. w.

In der vierten Epoche endlich, der neuesten, beherrschen Björnstjerne Björnson und Henrik Ibsen das Feld. Die Namen dieser beiden hervorragendsten norwegischen Schriftsteller sind zu bekannt, als daß es hier noch näherer Ausführungen bedürfte. In zweiter Linie wären noch die Schriftsteller Kjelland, Jonas Lie, Paulsen und Thoresen zu nennen.

In der wissenschaftlichen Literatur verdienen Erwähnung: Falsen's ältere Geschichte Norwegens, Friis' Geographie und Statistik des Landes, Treschow (Philosophie), Stang, Aschehoug (Gesetzkunde und Staatswissenschaft), Bugge (Pädagogik), Asbjörnsen, Hansteen (Naturwissenschaften), Skjelderup, Faye (Medicin), Abel, Guldberg (Mathematik und Mechanik) und Ole Vig, Sundt und Daa (Volksschriften).

Weitaus reicher ist die schwedische Literatur, wie dies aus den politischen Schicksalen dieses Landes sich leicht erklären läßt.

Die ältesten Erzeugnisse der schwedischen Literatur sind das um das Jahr 1300 erschienene „Nytigh book om Konungastyrilse och höfdinga" („Nützliches Buch über Königsregierung und Vorgesetzte"), sowie die beiden „Rimkrönikorna" („Reimchroniken"). Sonst sind noch aus dem Mittelalter zu erwähnen: die Lieder des bedeutenden Dichters Bischof Tomas, die Geschichte der Schweden und Gothen von Ericus Olai (lateinisch) und vier auf Veranlassung der Königin Euphemia ins Schwedische übersetzte Ritterromane.

Nach Einführung der Reformation entwickelte sich die schwedische Literatur immer blühender. Olaus Petri schrieb die erste Komödie „Tobias", Messenius das zwanzigbändige Werk „Scondia illustrata" (eine Geschichte Skandinaviens), Stjernhelm (gest. 1672) begründete die schwedische Poesie und seit Gustav Adolf's II. Zeit entstanden auch viele wissenschaftliche Werke aller Art.

Ganz besonders entfaltete sich unter Gustav III. die schwedische Literatur zur

Digitized by Google

Blüte. Am meisten gewannen dabei die Naturwissenschaften. Um nur einige Namen zu nennen, so seien hier erwähnt: Linné, Rydelius, Rosén, Rosenblad, Ehrenstråle, Calovius, Sparrman, Vallerius, Bergman, Scheele, Dalin, Lagerbring, Hallenberg, Nordenflycht, Creutz, Kellgren, Oxenstjerna, Lenngren, Thorild und endlich der in Schweden äußerst populäre Bellman, gleichzeitig Dichter und Tonkünstler.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts besitzt schon einen solchen Umfang, daß wir, bei dem beschränkten Raum dieser Arbeit, nur die wichtigsten Schriftsteller und deren Werke erwähnen können.

Im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts machte sich besonders die literarische Gruppe der „Phosphoristen" bemerkbar, so genannt nach dem von Atterbom redigirten Organ „Phosphor". Das Hauptbestreben dieser Gruppe war gegen die herrschende classisch-französische Richtung gewendet und erstrebte Anlehnung an die deutsche romantische Schule. Palmblad, Hammarsköld und Dahlgren waren nebst Atterbom die hervorragendsten Führer. Atterbom's bedeutendstes Werk ist die „Glückseligkeits-Insel" („Lycksalighetens-Ö"); Dahlgren zeigte in seinen humoristischen Beiträgen zur Satire „Makall's schlaflose Nächte" („Makall's sömnlösa nätter") beißenden Witz; die beiden andern machten sich vorzugsweise als Kritiker bemerkbar. Neben den Phosphoristen gab es — abgesehen von dem seinen eigenen Weg wandelnden Lyriker Franzén — noch den nationalen „Gothischen Bund", dem die glänzenden Namen Tegnér, Geijer und Ling angehören. Ersterer hat sich durch seine „Frithjofssaga" einen Weltruf gegründet, während Geijer's Dichtungen „Vikingen" und „Der letzte Kampf" („Den sista Kämpen") an innerm Gehalt der „Frithjofssaga" nicht nachstehen.

Unter den neuern Dichtern seien Lindeblad und Nicander erwähnt, besonders aber der Finne Runeberg, dessen „Fänrik Ståls sägner" (Gedichte über den letzten finnischen Krieg) ein unsterbliches höchst populäres Werk sind, das sich nicht nur durch prächtige Sprache und tiefes warmes Gefühl, sondern auch durch glühenden Patriotismus auszeichnet. Von seinen vielen übrigen Werken seien blos erwähnt: „Grafven i Perrho" („Das Grab in Perrho"), „Serviska Folksångar" („Serbische Volkslieder"), „Julqvällen" („Weihnachtsabend") und das Drama „Kungarne på Salamis" („Die Könige auf Salamis").

Außer Runeberg zählt die neueste Zeit noch eine stattliche Zahl nennenswerther Dichter: Fahlcrantz, Strandberg, Silfverstolpe, Adlersparre, Wirsén, Gustafsson u. s. w.

Unter den Dramatikern ragen hervor: Börjesson, Beskow, Almqvist, Blanche (Humorist), Kullberg, Ridderstad u. a.

Der schwedische Roman ist noch jung. Das Erstlingswerk dieser Gattung war „Adalrik och Göthilda" vom Pastor Mörk (gest. 1763). Ihm folgte erst in diesem Jahrhundert Livijn mit „Spader dame". Dagegen ist die neueste Zeit an Romanen reich. Den ersten Rang nimmt darin unstreitig Frau Emilie Flygare-Carlén ein, deren zahlreiche Werke zu dem Besten gehören, was die Romanliteratur nicht nur Schwedens, sondern überhaupt Europas hervorgebracht hat. Carlén verräth ihr Geschlecht blos durch die nicht immer vorhandene psychologische Wahrheit; Erfin-

Digitized by Google

dung, Ausführung und Darstellung sind jedoch mustergültig. Ihre Sprache macht mitunter die verborgensten Saiten unsers Herzens erklingen. Kein Wunder, wenn ihre Romane in alle civilisirte Sprachen übersetzt und von dem Lesepublikum überall mit Heißhunger verschlungen wurden.

Gleich nach ihr ist ebenfalls eine Frau, Fredrika Bremer, zu erwähnen, deren Werke dem deutschen Publikum ohnehin so geläufig sind, daß wir darüber nichts mehr zu sagen haben.

Andere Romanschriftsteller von Bedeutung sind: Wetterbergh, Knorring, Kullberg, Blanche, Adlersparre, Rosa Carlén, Trolle und in neuester Zeit Rydberg.

Charakteristische Schilderungen des Familien- und Volkslebens entwarfen Ödman („Hågkomster från hembygden och skolan", d. h. „Erinnerungen aus Heimat und Schule"), Unge, Engström, Sillén u. s. w.

Auch die wissenschaftliche Literatur der Neuzeit ist in Schweden sehr umfangreich. So seien nur erwähnt: Schröder, Borelius (Philosophie), Rey, Retzius, Huß (Medicin), Geijer, Strinnholm, Fryxell, Cronholm, Malmström, Svedelius, Sundblad (Geschichte), Palmblad (Geographie), Berzelius (Chemie), Nordenskiöld, Nilsson, Agardh (Naturwissenschaften) u. s. w.

In den schönen Künsten war Skandinavien niemals hervorragend. In der neuesten Zeit machten sich die Dänen Jerichau-Baumann, Bloch, Sörensen, Neumann und Melbye bemerkenswerth; ferner die Norweger Arbo, Dahl, Gude, Tidemand, Munthe, Cappelen, Bodom, Nordenberg, und die Schweden Wahlberg, Malmström, Cederström, Rosen, d'Unker, Fagerlin, Winge u. s. w.

7) Die politischen Verhältnisse.

Als mit der 1818 erfolgten Thronbesteigung Karl Johann's XIV. die Dynastie Wasa von der Dynastie Bernadotte abgelöst worden war, hatte Schweden einen Reichstag mit vier Ständen: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern. Diese Art von Verfassung war natürlich durchaus nicht geeignet, Schweden in die Bahn des Fortschritts zu drängen. Adel und Geistlichkeit, welche das entschiedenste Uebergewicht hatten, wirkten begreiflicherweise im reactionären Sinne. Dazu kam noch, daß gerade die Vertreter dieser beiden privilegirten Stände nichts weniger als intelligent waren. Jeder über 24 Jahre alte Adelige hatte nämlich im Reichstage Sitz und Stimme. Das Uebergewicht des Adels hatte außerdem zur Folge, daß alle Beamtenstellen mit untauglichen Junkern besetzt waren, welche selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht gerecht werden konnten.

Man hatte deshalb im Volke auf die neue Dynastie die besten Hoffnungen gesetzt; doch Karl XIV. hatte nicht den Muth, den mächtigen Adel vor den Kopf zu stoßen. Im Jahre 1838 entstand daher eine solche Gärung im Volke, daß der neue Reichstag von 1840 einen neuen Verfassungsentwurf ausarbeiten mußte, dem das Ein-Kammersystem zu Grunde lag. Doch kam es zu keiner Entscheidung, und der ganze Erfolg beschränkte sich auf die Bestimmung, daß der Reichstag nicht alle fünf, sondern alle drei Jahre zusammentreten solle.

Als der König 1844 starb und Oskar I. zur Regierung gelangte, setzte man auf ihn natürlich, wie auf alle neuen Könige, große Hoffnungen. Und wie immer

Digitized by Google

gingen sie auch diesmal nicht in Erfüllung. Der neue König wagte es auch nicht, einschneidende Reformen anzubahnen. Er ließ zwar einen Verfassungsausschuß einsetzen, der sich mit der brennenden Frage beschäftigen sollte, doch hatte auch dieser bis 1847 noch nichts geschaffen.

Da das Volk sah, daß mit Ausnahme der Aufhebung der alten Erb- und Ehegesetze und der Erweiterung der Gewerbefreiheit keine Reformen eingeführt wurden, machte es im Sturmjahre 1848 an verschiedenen Orten Krawall. Infolge dessen kam die Verfassungsfrage wieder in Fluß und man machte den Entwurf zu einer neuen Reform. Auf dem Reichstage von 1850 nahmen jedoch blos die Bürger den Entwurf an. Das ganze Decennium hindurch geschah dann wieder nichts, da die politischen Verhältnisse sowie verschiedene andere Zufälligkeiten die allgemeine Aufmerksamkeit ablenkten.

Erst nachdem Karl XV. den Thron bestiegen, erließen Bürger und Bauern am 20. Oct. 1860 Adressen an den neuen König, in welchen sie für den nächsten Reichstag den Entwurf einer Verfassungsreform verlangten. Infolge dessen entstand eine große Bewegung im Lande, welche am 5. Jan. 1863 zu einer neuen Reichstagsordnung führte, wonach statt der vier Stände zwei Kammern eingesetzt wurden, von denen die eine dem Großgrundbesitz zukam, während die Mitglieder der andern auf drei Jahre vom Volke gewählt werden sollten. Auch sollte der Reichstag alljährlich vier Monate lang berathen.

Diese Reform wurde allseitig mit größtem Jubel aufgenommen, obschon sie eigentlich ein halbes Jahrhundert zu spät kam, und am 21. Aug. 1863 trat bereits das erste Landsthing (Länsrepräsentation) zusammen. Die Verfassungsreform wurde jedoch erst von dem am 15. Oct. 1865 zusammengetretenen Reichstag vollständig erledigt. Am 1. Sept. 1866 fanden dann die ersten Wahlen zu dem neuen Reichstage statt, und am 19. Jan. 1867 trat dieser zum ersten mal zusammen. Aber seine Thätigkeit befriedigte nicht, denn die beiden Kammern konnten sich selten einigen; die Erste war reactionär, die Zweite fortschrittlich. Es gab daher fortwährend Streitigkeiten, besonders über finanzielle Fragen, in welchen die Zweite Kammer auf große Sparsamkeit drang, was besonders der Regierung missfiel.

Als Karl XV. 1872 gestorben war und Oskar II. zur Regierung gelangte, strich ihm der Reichstag von 1873 die Civilliste auf 800000 Thlr. zusammen und verwarf die Forderung der Krönungskosten, von der richtigen Anschauung ausgehend, daß Krönungen veraltet seien und nicht mehr in unser Jahrhundert passen, indem die bedeutenden Kosten ganz zwecklos hinausgeworfen seien und das Geld viel besser für nützliche Institutionen verwendet werden könne. Der König war entrüstet und ließ sich am 11. Mai auf eigene Kosten krönen, was jedenfalls als eine sehr vernünftige Idee bezeichnet werden muß.

Die Sparsamkeit des Reichstages, in dem die sogenannte „Landmannpartei" stark dominirte, verhinderte auch die Annahme der Regierungsvorschläge zu einer kostspieligen Reorganisation der Kriegsmacht. Bei der Armuth des Landes und der heutigen politischen Constellation kann man den „Sparern" nur recht geben; denn wenn Schweden sich wie bisher ruhig verhält, wird es schwerlich sobald ge-

Digitized by Google

nöthigt sein, auswärtige Kriege zu führen. An eine Wiedergewinnung Finlands kann aber bei dem heutigen Uebergewicht Rußlands kein vernünftiger Mensch denken.

Die nächsten Jahre bis zum heutigen Tage vergingen hauptsächlich mit Streitigkeiten wegen des Wehrgesetzes und der Steuern. Die Bauernpartei, welche immer mehr die Herrschaft gewinnt, zeigt sich gegen die Regierungsvorlagen eingenommen, und nur mühsam kann die Regierung die Wehrkraft des Reiches erhöhen. Besonders gilt dies von der Seemacht.

Was Norwegen betrifft, so waren seine wackern Bewohner durchaus nicht geneigt, sich den Verfügungen der weisen Diplomaten am Grünen Tisch zu unterwerfen, als diese 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden commandirten. Die Norweger griffen trotz ihrer numerischen Schwäche zu den Waffen und setzten sich gegen die Schweden energisch zur Wehr. Zwar erlagen sie schließlich der Uebermacht, aber sie erreichten durch ihren Widerstand doch so viel, daß Karl XIII. sich bereit erklärte, Norwegen weder als erobertes Land, noch als schwedische Provinz zu behandeln, sondern seine Armee zurückzuziehen und sich vom norwegischen Volke auf legitime Weise zum König wählen zu lassen. Letzteres geschah am 4. Nov. 1814, und seither sind Schweden und Norwegen durch das lockere Band der Personalunion vereint. Beide Länder boten insofern schroffe Gegensätze, als Schweden damals rein aristokratisch, Norwegen rein demokratisch war. Letzteres zeigte sich sofort im ersten Reichstage von 1815, als die Abschaffung des Adels verlangt wurde. Der König konnte zwar zweimal sein Veto einlegen, das dritte mal jedoch war er machtlos, und so wurde 1818 die Aufhebung des Adels zum Beschluß erhoben. Seither ist Norwegen nebst Serbien, Montenegro, Griechenland und Rumänien die einzige Monarchie, welche keinen Adel besitzt.

Als 1818 Karl XIV. zur Regierung gelangte, suchte er das absolute Veto zu bekommen und den Beschluß rückgängig zu machen. Aber seine Bemühungen scheiterten an dem republikanischen Sinne der Bevölkerung.

Seit 1833 wuchs die demokratische Opposition immer mehr. Als die Regierung immer wieder von neuem mit Vorschlägen zur Abänderung des Grundgesetzes kam, ging das Storthing von 1836 ohne Debatte darüber zur Tagesordnung über. Der erzürnte König schloß hierauf das Storthing. Das Odelsthing antwortete darauf mit Versetzung des Ministers Lövenskjold in den Anklagezustand. Der König, hierdurch erschreckt, lenkte rechtzeitig ein und suchte durch verschiedene Concessionen, darunter die Entfaltung der norwegischen Nationalflagge, seine verblichene Popularität aufzufrischen. Kaum war dies geschehen, als er 1839 wieder mit seinem absoluten Veto und andern unannehmbaren Forderungen kam, die ihm selbstverständlich vom Storthing wieder abgeschlagen wurden. Diesmal hütete sich jedoch der König, seinen Unwillen zu zeigen.

Bei einer so musterhaften Volksvertretung begreift es sich, daß Norwegen nebst der Schweiz das einzige Land war, welches keine Staatsschulden, wohl aber Vermögen besaß. Letzteres kam damals bei der herrschenden Noth sehr zu statten.

Der neue König Oskar I. zeigte sich den Norwegern in vielen Fragen entgegenkommend, und so herrschte zwischen beiden ein ganz freundliches Verhältniß.

Digitized by Google

Wenn aber der König glaubte, sich dies zu Nutze machen zu können, um die Union beider Königreiche inniger zu gestalten, so täuschte er sich. Im Storthing von 1857 scheiterten seine diesbezüglichen Pläne. Im Gegentheil; als der neue König Karl XV. 1859 den neuen Reichstag eröffnete, beschloß dieser mit 110 Stimmen gegen 2 die Aufhebung des dem König zustehenden Rechtes, auch einen Schweden zum Statthalter Norwegens ernennen zu dürfen. Dies erbitterte aber in Schweden Reichstag und Volk, daher der König dagegen sein Veto einlegte. In demselben Storthing erfolgte auch die Regelung des Repräsentantenverhältnisses: ein Drittel der Abgeordneten sollten die Städte, zwei Drittel das Land vertreten.

In den nächsten Jahren scheiterten wieder alle Bemühungen der Regierung bezüglich innigerer Einigung der „Brudervölker". Dabei wurden die norwegischen Abgeordneten immer republikanischer und machten dem König beständig Opposition; 1865—66 zeigten sich zwar die Norweger einer nähern Union mit Schweden nicht abgeneigt, doch hätte dann Schweden ebenso demokratisch werden müssen, wie es Norwegen schon war, und das wollte wieder die schwedische Regierung nicht.

Im Jahre 1872 entstanden neue Zwistigkeiten zwischen Storthing und Regierung, welche erst im folgenden Jahre nach der Thronbesteigung Oskar's II. durch dessen Nachgiebigkeit beigelegt wurden. Das Storthing bewilligte dem König die Kosten zur Krönung, wogegen dieser wieder in die Abschaffung des Statthalterpostens willigte; 1874 begannen aber neuerdings die Streitigkeiten wegen Zulassung der Minister zum Thing sowie wegen der Münz-, Zoll-, Maß- und Gewichtsconvention mit Schweden. Nach langen Debatten wurde endlich in Bezug auf letztere Fragen Einigung erzielt. Dagegen gestaltete sich in den folgenden Jahren das Verhältniß zwischen Storthing und Krone immer unerquicklicher. Die Wahlen fielen immer radicaler aus, die Sprache der Abgeordneten wurde immer republikanischer und gegen Schweden feindseliger. Schon 1879 verlangte man die Entfernung des 1845 eingeführten Unionszeichens aus der norwegischen Flagge — vorläufig allerdings ohne Erfolg. Im folgenden Jahre wurde der Antrag gestellt, aus der Anrede des Storthings an den König: „Naadigste Konge!" („Gnädigster König") das erste Wort wegzustreichen und den König blos als „Konge!" anzureden. Der Antrag wurde zwar abgelehnt, doch sah sich der König in seiner Antwort veranlaßt, die Exaltados zur Mäßigung zu mahnen.

Die Frage wegen Anwesenheit der Minister bei den Storthingsitzungen wurde jedoch plötzlich eine brennende; 1880 beschloß das Storthing zum dritten mal, daß die Minister verpflichtet sein sollten, seinen Berathungen beizuwohnen. Den beiden frühern Beschlüssen hatte der König sein Veto entgegengesetzt. Da dieses jedoch nur ein suspensives ist, das nach zweimaliger Anwendung seinen Werth verliert, so behaupteten die Radicalen mit Recht, daß der Beschluß des Storthings auch ohne königliche Sanction Gesetz geworden sei. Der König wehrte sich dagegen, behauptend, daß sein Veto in Verfassungsänderungen ein absolutes sei, da ja sonst das Storthing durch dreimalige Beschlüsse auch die Union mit Schweden aufheben oder die Republik einführen könnte.

Die Republikaner, Björnstjerne Björnson voran, erwiderten, daß dem auch so sei und die Einführung der Republik blos vom Belieben des Storthings abhänge.

Digitized by Google

Die Regierung, durch diese kühne Sprache erschreckt, suchte den Streit auf die Weise beizulegen, daß der König für diesmal seine Sanction ertheilen, dagegen aber einige Prärogative erhalten sollte, unter anderm das Recht, das Storthing aufzulösen. Die Republikaner lehnten ab, und der König gab zum dritten mal sein Veto.

Der radicale Vicepräsident Sverdrup proclamirte hierauf am 9. Juni 1880, indem er dieses Veto ignorirte, den Kammerbeschluß als Gesetz.

Die Minister protestirten dagegen und verweigerten dessen Veröffentlichung. Das Volk erhob sich hierauf und brachte Sverdrup eine große Ovation mit Musik und Fahnen, ihn als Hort der Freiheit preisend, während die Minister mit einer Katzenmusik bedacht wurden.

Um dem König noch mehr seine Geringschätzung zu zeigen, faßte das Storthing am 19. Juni noch einen Beschluß auf Kosten der Kronrechte, indem Sverdrup behauptete, dem Thing stehe das Recht zu, sich durch einen Ausschuß permanent zu machen. Der König legte dagegen neuerdings sein Veto ein, und so wurde am 23. Juni das Storthing ohne Thronrede geschlossen. Dies hinderte nicht, daß der Heeresausschuß auch gegen das königliche Veto seine Sitzungen fortsetzte. Der Ministerpräsident Stang verlangte daher seine Entlassung.

Nachdem der pariser Gesandte Sibbern erklärt hatte, die ihm angebotene Ministerpräsidentschaft nur dann anzunehmen, wenn die Regierung nachgebe, wurde Selmer mit dem Portefeuille betraut.

Das neue Ministerium zeigte sich friedlich gesinnt, doch gaben die Radicalen keine Ruhe. Die Präsidenten des Storthings und des Odelsthings, Sverdrup und Steen, handelten so, als ob die trotz des königlichen Vetos erlassenen Gesetze volle Rechtskraft hätten, und behaupteten, daß jedem Abgeordneten das Recht zustehe, jedermann — die königliche Familie ausgenommen — in Staatssachen vorzufordern und zu interpelliren.

Inzwischen hatte die Krone unvermuthet Unterstützung gefunden. Die wenigen Conservativen (Novemberverein) versicherten sie ihrer Ergebenheit und Anhänglichkeit an Königthum und Union mit Schweden, und die juristische Facultät der Universität Christiania stellte sich, vom Storthing in Angelegenheit des Veto befragt, auf die Seite des Königs.

Erzürnt wollten die Republikaner die Civilliste des Königs um 80000 Kronen herabsetzen, doch drang ihr Antrag nicht durch. Dagegen gelang es ihnen, die für den Kronprinzen anläßlich seiner Vermählung verlangte Erhöhung der Apanage um 50000 Kronen zu verwerfen. Ebenso wurden die Pensionen der Anhänger des Königs (Stang u. s. w.) bedeutend reducirt, dagegen jene der Anhänger des Storthings (Sverdrup u. s. w.) ebenso erhöht.

In demselben Jahre (1881) beschloß das Storthing die Aufhebung der Bürgerwehr und Einführung der Volksmiliz mit einer Maximalstärke von 18000 Mann. Der König genehmigte wol ersteres, legte jedoch gegen das Milizsystem sein Veto ein. Dies hindert nicht, daß es im Jahre 1887 trotzdem Gesetz wird, wenn das Storthing 1884 und 1887 nochmals denselben Beschluß faßt.

Um die Streitigkeiten beizulegen begab sich Oskar II. im März 1882 persön-

Digitized by Google

lich nach Christiania, doch hatten seine Bemühungen keinen Erfolg. Das Storthing verlangte die Entlassung Selmer's, die der König verweigerte. Die Versammlung rächte sich, indem sie bei der Ansprache an den König das Wort „Naadigste" wegließ, wie schon 1879 proponirt worden. Das Storthing hatte nach wie vor blos für seine Anhänger und die ihm freundlich gesinnten Corporationen Geldmittel. Aus §. 75 der Verfassung leitete das Storthing die Berechtigung ab, auch ohne königliche Genehmigung das Budget zu beschließen.

Wegen der Haltung der Städte wagten es die Republikaner bisher noch nicht, direct einen Antrag auf Abschaffung des Königthums und Einführung der Republik einzubringen; doch ist dieser nur eine Frage der Zeit. Vorläufig begnügt man sich damit, die Macht des Königs auf Null zu reduciren. Daher lautete das 1882 von Sverdrup aufgestellte Programm: 1) Aufrechthaltung des Beschlusses vom 9. Juni 1880; 2) allgemeines Wahlrecht; 3) das Volk in Waffen; 4) Einführung der Geschworenengerichte*); 5) Erweiterung der communalen Selbstregierung.

In Bezug auf den zweiten Punkt hatte sich das Storthing nicht ganz einigen können. Um aber die Zahl der radicalen Abgeordneten zu mehren, erhielten die Besitzer wüsten Landes (Myra) das Wahlrecht, sodaß bei den nächsten Wahlen die Radicalen 11 Mitglieder gewannen. Daher zählt das Storthing heute 83 Radicale und blos 31 Conservative.

Diese günstige Constellation wurde vom Storthing benutzt, mit einer Ministeranklage vorzugehen. Elf Minister wurden in Anklagestand versetzt. Das Storthing bediente sich dabei, nach Behauptung der Regierungspartei, verschiedener Kniffe, um die Verurtheilung durchzusetzen. Angeblich um den Proceß möglichst lange hinauszuziehen und dadurch viele Diäten einzuziehen, wurde er in elf Theile zerlegt und gegen jeden Minister separat vorgegangen. Im October 1883 begann der Proceß gegen das Ministerium, der mit der Verurtheilung der Minister endete.**)

*) Bereits durchgeführt.

**) Vgl. hierüber die eingehende Darstellung des Processes in den Artikeln: „Die norwegische Reichsgerichts-Action", von Heinrich Martens, in „Unsere Zeit", 1884, I, 745 fg.; II, 250 fg.

Digitized by Google

Heilkunde für das Volk.

Versuch zur Zeitgeschichte der Heilkunde.

Von

Dr. med. O. Basset.

II.

Was an bisherigen gesetzgeberischen und administrativen Leistungen und weitern Aufgaben des „Gesundheitswesens" als eines hochbedeutenden Theils der Staatswissenschaft und Staatswohlfahrtspflege zu sammeln, zu sichten, als in eine vielleicht große Zukunft segensvoller Entwickelung weisend darzustellen war, gab in erschöpfender, gedrungener, markiger Weise ein wahres Prachtbuch für jeden Arzt und Staatsbeamten, die berühmte „Verwaltungslehre" von Lorenz Stein (aus Kiel dereinst auf eine Lehrkanzel nach Wien berufen) in der Lehre vom „Gesundheitswesen" (mit dem Anhang: „Das Kaiserlich deutsche Gesundheitsamt"); er zeigt, wie ganz Mitteleuropa begonnen hat, „seine Gesundheit zu verwalten", wie es bisher gewußt hat, seine Krankheiten zu heilen; legt die Neuschöpfung eines Gesundheitswesens neben dem Heilberuf dar; stellt den Arzt, der bisher fast nur der Krankheit gegenübergestanden, für die Zukunft auch der Verwaltung, ihrem Recht, ihren Aufgaben gegenüber, vermittelt ihm die Anerkennung auch dieses ihres öffentlichen Rechts als eines Theils seines Bildungswesens, das im Gesundheitswesen seinen hohen Beruf aus einem blos ärztlichen zu einem administrativen zu machen bestimmt ist; er hofft davon den Ausgangspunkt großer und „unmeßbar heilsamer" Dinge.

Entsprechend dieser Erwartung von einer ganz neuen, die Verweisung des gelehrten Standes und seiner Kunst in die „Gewerbeordnung" einigermaßen aufwiegenden Stellung hat der „Deutsche Aerztebund" selbst sein Standesleben zu bethätigen begonnen in einem lebendigen Vereinswesen, welches alle deutschen Lande mit einem Netz von „Aerztevereinen" bereits überzieht, diese in „Aerztekammern" (Bezirksausschüsse) zusammenfaßt und schließlich in einem „Aerztebund" des ganzen Reichs gipfeln läßt, welcher bereits wiederholt auf „Aerztetagen" Berathungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt hat über gemeinsame Angelegenheiten, und auf dem Aerztetage zu Eisenach 1880 die Grundzüge einer „Aerzteordnung" festgestellt und zur Uebergabe an die obersten Reichsstellen bestimmt hat. Diese wurde in dem vorzüglich geleiteten „Aerztlichen Vereinsblatt" eingehend behandelt,

Digitized by Google

vom Antragsteller Dr. Hermann Ploß-Leipzig in einer umfassenden und tüchtigen Denkschrift: „Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im Deutschen Reich", herausgegeben. Der Gedanke vereinter Standesbeziehung und vereinten Standeswirkens in Bezug auf das öffentliche Gesundheitswesen keimte schon bald nach der deutschen Reichsgründung auch für den Stand der Aerzte, und in einer schlesischen Mittelstadt legte 7. Nov. 1871 Verfasser dieses Aufsatzes für einen Aerzteverein den Entwurf von „Vereinsgrundsätzen" und einer „Vereinsordnung" vor, deren erstere hinsichtlich des vereinten Standeswirkens in Bezug auf das öffentliche Gesundheitswesen die Bestimmungen enthielten: „Gemeinsame sachkundige Einwirkung auf die Fortbildung, Verwaltung und Handhabung der öffentlichen Gesundheitspflege, am Ort und in dessen Umkreise; auf alle gemeinnützigen und öffentlichen, im Thätigkeitsgebiet der Heilkunde und im Bereich des Gesundheitswesens liegenden Anstalten und Einrichtungen der Stadt und Umgegend; auf Erzielung und Unterstützung einer die wesentlichsten und wichtigsten Sätze der Gesundheitspflege in allen Ständen und Schichten verbreitenden Volksbildung." Darin lag schon der Gedanke, daß aus dem Aerztestande heraus und durch übereinstimmendes, vereintes Wirken Stellung zu nehmen sei zu einem ersprießlichen Maße der „Volksbildung" im Gebiete der Gesundheitslehre. Seitdem hat ein weiteres Jahrzehnt diesen und verwandte Gedanken gereift, vermehrt, gestaltet. Es ist in gewissem Sinne Standessache, zu Nutz und Frommen der Bildung und Wohlfahrt des gesammten Volkes über Maß und Ziel volksthümlicher Unternehmungen im Gebiete der Gesundheitspflege und Heilkunde sich berathend zu verständigen, und dieselben berufenen und bereiten fachlichen Federn als den Ausdruck der herrschenden Anschauungen und Wünsche für gemeinverständliche Darstellungen auf dem Gebiete der Heilkunde zur Förderung der Volksbildung bei Abfassung derartiger Volksbücher zu empfehlen. Gewiß würde man damit nicht den Erzeugnissen beutelschneidender „Medicasterei" vorbeugen können, auch nicht gewissenloser Buchmacherei vereinzelter Standesgenossen, noch weniger einem immerhin ja noch wohlgemeinten, aber doch bedenklichen Viel- oder Zuvielschreiben in fachlicher Popularliteratur; ebenso gewiß würde aber doch manches Gute angeregt, jedenfalls ein tüchtiger Hammerschlag an dem Goldreif gethan werden, welcher deutsches Gesundheitswesen und deutschen Heilberuf mit ihren hohen allgemeinen und besondern Aufgaben umschließen soll, an welchem eifrig und glücklich geschmiedet wird und in den als krönender Edelstein ein zu umfassendem Gefüge wohlgeordneter Verwaltung um- und neuzugestaltendes Reichsgesundheitsamt eingesetzt werden soll. Dazu komme, was Paul Niemeyer sehr mit Recht hervorhebt, daß der Arzt in den „Bildungsvereinen" mit den Anschauungen und Bedürfnissen der gebildeten Stände wie der weniger unterrichteten Volksschichten Fühlung nehmen soll, daß er sich nicht zu vornehm dünke und nicht allzu ausschließlich in der Erwerbspraxis aufgehe, um in einen wahren „Culturkampf" mittels aufklärender Heilkunde einzutreten, und nicht Unberufenen dort das nun doch einmal der Bebauung harrende Feld der Belehrung aus seinem Fachgebiet überlasse, indem er auch sich selbst wol da und dort aus dem unvermittelten und unbefangenen Sinn und Geist der Laien berichtigt, eingedenk der uralten Mah-

Digitized by Google

nung des Hippokrates: „man solle es sich nicht verdrießen lassen, beim Volke zu forschen". Aerztliche Vereinsthätigkeit bereitet aber einer wohlumgrenzten „Heilkunde für das Volk" sichern Boden, wenn sie von dem, was der erwähnte Entwurf von Grundsätzen eines Aerztevereins unter anderm anstrebt, sich leiten läßt: „in bestimmten Zwischenräumen, vorzugsweise aber bei herannahenden oder aufgetretenen Seuchen und Volkskrankheiten, durch öffentliche Belehrung in Flugblättern oder einer am Orte erscheinenden Zeitschrift belehrend und aufklärend, warnend und mahnend zu wirken; zugleich auch durch Anregung und Unterweisung die Ausdehnung des Krankenpflegewesens und die Ausbildung auch nichtkirchlicher männlicher und weiblicher Krankenpfleger zu fördern." „Die Vereinsthätigkeit solle den Staats- und Gemeindebehörden der Stadt und Gegend empfohlen werden, damit dieselben sich möglichst oft an die sachkundige Genossenschaft in Bezug auf fachmäßige Gnachten wenden; ebenso möchten diese Behörden bewogen werden, sich zur Annahme freiwillig gebotener Vorschläge in Sachen öffentlicher Gesundheitspflege zu erklären. Bei Neuerrichtung oder Neueinrichtung der Krankenpflege dienender Anstalten solle der Verein von den Behörden Gelegenheit zu gutachtlichen Aeußerungen erwirken." Der Verfasser dieser Grundsätze und der hier vorliegenden Arbeit konnte die Ausführbarkeit solcher, die Wirksamkeit eines künftigen Ortsgesundheitsamts vorläufig vertretenden Grundsätze durch entsprechendes Handeln zu erweisen; beim Herannahen eines neuen Choleraeinbruchs über die östlichen Grenzen (1872) verfaßte er eine aufklärende, beruhigende öffentliche Ansprache über die Seuche und das Verhalten zu ihren Gefahren, und sah dieselbe von den Berufsgenossen gebilligt, von den Behörden angenommen und als Flugblatt verbreitet; bei Neueinrichtungen in dem städtischen, auch vom Landkreise benutzten Krankenhause wurde ihm der Entwurf von Dienstordnungen für den Krankendienst darin übertragen, ohne daß derselbe irgendwie „bureaukratisch" beeinflußt oder verändert worden wäre, und diese „Ordnungen" sind heut noch nach manchem Jahre in Gebrauch und nach beantragter Ueberlassung auch bei auswärtigen Anstalten gleicher Art. „In Kriegszeiten und allgemeinen Nothständen" — hieß es weiter in den „Grundsätzen" — „erbietet sich der Verein bei den Behörden zu geordneter und geschlossener Hülfsleistung durch seine Mitglieder." Solches Streben und Wirken im Gesundheitswesen und Heildienst hebt den Arzt und seinen Stand doch wol wieder heraus aus der Gewerbeordnung, in welche man ihn versetzt hat, eine der „unvortheilhaft hastigen" Thaten der neuern socialen Gesetzgebung, und der Unmuth eines geistvollen Veteranen der degradirten Gelehrtengenossenschaft, welcher schrieb: „Schreitet die Bearbeitung des Gewerbegesetzes für Aerzte so umsichtig vorwärts, wie sie begonnen, so wird ohne Zweifel für die einzelnen Wohlthaten eines guten Herzens eine Taxe festgesetzt werden", dieser Unmuth wird unter den Standesmitgliedern wie bei jedem erleuchteten und humanen Zeitgenossen um so williger Zustimmung finden, wenn ich erwähne, daß der edle Karl Friedrich Heinrich Marx diese Worte niederschrieb, der „Nestor der medicinischen Gelehrtenaristokraten, der Begründer der ethischen Medicin", der als würdigster Senior seiner Facultät zu Göttingen seit wenigen Jahren erst aus einem Leben geschieden ist, das den höchsten Zielen der Heilkunde das classisch

Digitized by Google

beredte Wort lieh. Den edeln Veteranen, welcher manchem über das Sehfeld seines Mikroskops nicht weit hinaus blickenden jungen „Exacten", der in der Geschichte seiner Gesammtwissenschaft wenig bewandert ist, unbekannt sein dürfte, nennt Heinrich Rohlfs, der so eigenartige, tief eindringende, seine Gestalten wie in Marmor meißelnde Forscher in den Geschichtsgängen deutscher Medicin, den Einzigen, und eröffnet mit ihm seine „medicinischen Classiker Deutschlands". Niemals freilich war wohl mehr als jetzt die Mahnung daran nöthiger, daß es für die Wissenschaft der Aerzte auch eine — Vergangenheit gibt, in der mitnichten aller Boden Unland war oder für die Nachkommen geworden ist, vielmehr die Pflanzstätte mancher reichen Erfahrung, aus welcher mit heute noch gesunden Wurzeln manch stattlicher Baum frisch grünend und unerschöpflich Früchte zeitigend aufragt. Der gelehrte und schneidige Schöpfer und Chef der „physiologischen Heilkunde", Wunderlich, der in Reinigung und Neuordnung der Grundbegriffe medicinischen Wissens an „Voraussetzungslosigkeit" — damit das beliebte Stichwort der „Exactheit" nicht fehle — das Mögliche und Nöthige geleistet hat, sagt: „Der Rückblick in die Vergangenheit ist für jeden Bedürfniß, dessen Betrachtung der Gegenwart eine denkende ist. So vermag auch der Arzt den Werth und das Wesen der jetzigen Situation des technischen Wissens und Handelns nicht zu fassen, wenn sein Studium nicht zurückgreift zu den Bewegungen, in deren Resultaten der heutige Standpunkt unserer Wissenschaft und Kunst sein Fundament hat. Die Bedeutung des historischen Studiums liegt nicht in der Gedächtnißeinzwängung mehr oder weniger reichlicher Notizen, sondern in dem im stillen wirkenden Einfluß, welchen ein solches Studium auf die Correctheit des wissenschaftlichen Verständnisses ausübt." („Geschichte der Medicin", Bd. 1.) Und: „Alles empirische («exacte») Wissen ist langweilig und genügt dem Geiste nicht, als bis es durch die Idee belebt und in ihm die Gesetzmäßigkeit aufgewiesen ist." („Physiologische Pathologie des Bluts", S. 11.) Wenn der Tiefsinn und Tiefblick des Goethe'schen „die Geschichte einer Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst" sich erst umsichtiger Erwägung erschließt, wie für Hegel und seinen „Muth des Erkennens" „das zuerst verborgene und verschlossene Wesen des Universums", so hat der Dichterkönig auch jenen flüssigern Reimspruch bereit, welchen Häser so packend an die Stirn seines großen medicinischen Geschichtswerks setzt:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Dem Zusammenhang der neuzeitlichen, der „modernsten" Medicin mit ihrer Vergangenheit beweist bei zahlreichsten Anlässen seine zustimmende Achtung Virchow, die andere tragende und zierende Säule am hohen Eingangsthor des mächtigen Tempelbaues heilkundiger Wissenschaft und Kunst dieser Zeit. Es habe ihm immer geschienen, sagt er fast sarkastisch, als sei der eigentliche Zweck der Heilkunde doch das Heilen; vielleicht nicht ganz zum Behagen mancher seiner „exacten" Schüler, welche mit den genauesten Details ihrer „fleißigen Arbeiten" höchst Schätzenswerthes geleistet, aber um an eine geistreiche Verspottung in längst

Digitized by Google

begrabenem Kampf zwischen „physiologischer Heilkunde" und „Cellularpathologie" zu erinnern — mit der „Untersuchung der Bindegewebskörper in der Nagelwurzel der kleinen Zehe" alles, nur keine Medicin treiben. „Ils étaient plus royalistes que le roi" — das galt oft für das Verhältniß der Schüler zum Meister, der seine wackern Jünger am Secirtisch und über dem Mikroskop in eine ungeheuere Stofffülle „exacter" Arbeiten über die zahllosen Herdgebilde des Erkrankungssitzes eingeführt, sie voraussetzungslos zu forschen gelehrt hatte und dann schrieb: „Jede Schule beginnt die Arbeit von neuem, jeder Neuling fängt damit an, sich als Original anzupreisen." Ferner heißt es an gleichem Ort (im Vorwort zu dem von ihm in Würzburg herausgegebenen Sammelwerk „Specielle Pathologie und Therapie", jenem „Codex beglaubigten Wissens" bedeutendster Kliniker): „Ich besitze zwei Fehler, nämlich den, auch die alten Aerzte für wackere Beobachter zu halten, und den noch viel größern, an Therapie zu glauben. Für mich beginnt die Medicin nicht von heute, und ich halte es für unmöglich, darin ganz zu Hause zu sein, wenn man sie nicht genetisch auffaßt." Aehnlich spricht er sich aus in jenem 1875 zu Hamburg gehaltenen Vortrage über die „Heilkräfte des Organismus", dessen Heftabdruck auf 32 Seiten das schönste Kunstwerk einer „Allgemeinen Therapie in nuce" vollendet hat und wahrhaft durchdrungen ist vom feinsten Nervengeflecht ärztlicher Geschichtskenntniß, wie gesättigt von den helfenden und ethischen Zwecken der Heilkunst. Die Heilkunde ist zugleich „Ethik", das ist es, was im Lehren und Leben „Marx' des Einzigen" leuchtet und wärmt, was von einem liebevollen Schüler und Freunde Heinrich Rohlfs so klar und herzerhebend nachgewiesen ist, und in unablässiger Pflege der Geschichte der Medicin als einer hohen und so lange vernachlässigten, leider auch noch so wenig ausreichend beachteten und geschätzten Lehrmeisterin des Arztes, weiter dargelegt wird, so gering auch die Theilnahme der ärztlichen Welt für die Geschichte ihres Wissens, ihrer Kunst und ihres Standes nach bleibt. Harrt doch selbst die so handliche, anregende und fesselnde wie zuverlässige Lehrschrift von Baas (nach einem Brief desselben an den Verfasser dieser Zeilen) noch immer einer neuen Auflage seit 1876, „da das Interesse der Aerzte an der Geschichte ihres Fachs ein zu geringes ist, worin sie, allerdings zu ihrer Schande, den Juristen, Theologen u. s. w. nachstehen". Den akademisch und literarisch so lange wirkenden Ethiker der Medicin, den Vorkämpfer gegenüber der Zersplitterung in einen über das ganze Land sich zerstreuenden „Specialismus" zu voller Würdigung gebracht zu haben, ist des verdienstvollen Rohlfs nicht geringstes Verdienst. Einem Werke gründlichsten deutschen Gelehrtenfleißes mit scharfer Naturforschung und ärztlichem Tiefblick, einer „Klinik der Leberkrankheiten", mit welcher ein umfassendes Lehrbuch der medicinischen Klinik meisterhaft begonnen wurde, wenn es auch leider nicht weiter gedieh, setzte Th. Frerichs, mit Virchow im obersten medicinischen Rath des preußischen Staats wie an der Universität Berlin in vorderster Reihe wirkend, John Herschel's über jeden Tempel der Geschichte aller Wissenschaft einzumeißelnde Worte voran: „Not the experience of one man only or of one generation, but the accumulated experience of all mankind in all ages." Und für die Auffassung

Digitized by Google

und Darlegung der Medicin als eines Theiles der Ethik bleiben Sonderegger's „Vorposten der Gesundheitspflege" ein dauernder Codex vom höchsten Range.

Der Aerztestand hat nicht allein eine „Profession", welche Einzelberuf treibt und Erwerb schafft; er hat auch und noch mehr eine „Mission" für die Pflege des Gemeinwohls und Mehrung wie Sicherung der Cultur; seine sociale und nationale, seine gesellschaftliche und vaterländische Bedeutung muß in lebendiger Durchdringung des großen öffentlichen Wesens mit seinen hohen, in der „Einzelpraxis" nicht erschöpften Aufgaben wachsen. Daher ist es eine gemeinsame Pflicht der Standesehre, sich gleichmäßig frei zu halten von geheimnißvollem, vornehmem Abschließen gegenüber dem aufklärungsbedürftigen Volk, welches seinen Durst dann an trüben Quellen löscht, wie davon, ihm die Wissenschaft in unverdauten Fragmenten preiszugeben, und es unzweckmäßig-ausführlich und erdrückend-verwirrend oder leichtfertig-buchmacherisch „über die Leistungsfähigkeit der Wissenschaft, wie über ihre Aufgaben aufzuklären", um noch einmal an die Meistersprüche Wunderlich's zu erinnern. Die vollständige Ablehnung aller und jeder Fühlung mit dem Verständniß der Menge oder doch ihres einsichtsfähigen Theiles, in Bezug auf Gesund- oder Kranksein führt zu dem, was der Däne Petersen in seiner vorzüglichen, in der ärztlichen Literatur fast einzig dastehenden Geschichte der Heilkunst („Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medicinischen Therapie" ist der etwas bescheidene Titel des schönen Buchs des nordischen Arztes in Kopenhagen) in Bezug auf die Hinwendung so vieler zu Homöopathie, Baunscheidtismus und anderm Nichts, im zweiten Zeitraum der Herrschaft der jüngern wiener Schule, schreibt: „Die Menschen bedürfen der Hülfe, und kann die Wissenschaft keine schaffen, so müssen sie eben zu ihrer Mystik zurückkehren." Das andere Extrem liegt in dem so viel misverstandenen: „Das Beste ist für das Volk nicht gut genug."*) Gewiß, wenn das „Beste" hierbei so aufgefaßt und gedeutet wird, daß es sich auf klaren Vortrag und knappe Fassung bezieht, nicht auf den vollen Inhalt eines denn doch schwierigen, in unablässiges Forschen verwickelten Wissens, von dem manch redlicher Forscher und Kenner sich schließlich doch gedrängt fühlen darf zu bekennen: „Das Beste, was du wissen magst, darfst du der Menge doch nicht sagen", ohne sich dabei jener Scheu vor dem Kampf mit Vorurtheilen schuldig zu machen, welche einst der große Weise von Königsberg so tadelte mit der Frage: „Ob es gut und rathsam sei, Vorurtheile stehen zu lassen oder sie gar zu begünstigen? Jemandes Vorurtheile begünstigen, hieße ebenso viel, als jemanden mit guter Absicht betrügen." Das Suchen nach einem rechten Maße von „Heilkunde für das Volk" ist wol eben der Beginn des Kampfes gegen so zahlreiche und so eingewurzelte oder auch aus unzulässigem „Zuviel" neugeborene Vorurtheile und „unverdaute Fragmente".

*) Celsus („De medicina", Buch 8), an Adel der Gesinnung einem Charaka Altindiens und einem Al-Rázi gleichzustellen, suchte sowol die Menschen- als auch die Heilkunde den Gebildeten seiner Zeit zugänglich zu machen, ohne dabei der Würde der Wissenschaft zu vergeben. (Hennig, „Geschichte der Kinderkrankheiten".)

Digitized by Google

In Bezug auf des Leibes und des Lebens Grund- und Aufbau, Wohl und Pflege landläufigen „Vorurtheilen" den Nährboden krankhafter Wucherung zu entziehen; der Denkträgheit und der Lässigkeit der Menge so früh und so viel wie möglich die schlimmen Wege zu verlegen; der Erhaltung und Erhöhung der Volkskraft reinen Boden und gesunde Wurzeln zu schaffen und mit gesicherter Volksgesundheit den Zwecken und Zielen der Staatsgesellschaft und gesammten Menschheitsbildung einen wahren Felsgrund zu bereiten; der Arbeitskraft des Volkes, der Wehr- und Steuerkraft des Staates nie gehemmten und mit dem Leibe auch die Seele erfrischenden Luftstrom einer mit Vorstellung und Wille erwachsenen und verwachsenen „Gesundheit" zuzuführen und zu sichern, somit auch hierin der Fortbildung durch das Leben und seine Lehre vorzuarbeiten: das ist Aufgabe des Jugendunterrichts, der Schule. Die Verbindung von Hygieine und Pädagogik ist keine streitige Frage unserer Zeit. „Der Antheil der Schule an der Gesundheitslehre erstreckt sich ebensowol auf die nothwendige Belehrung der Schüler über das, was ihrem Leibe nützlich und schädlich ist, wie auf eine Berücksichtigung der sanitären Grundsätze bei Einrichtung der Schulräume, Aufstellung des Lectionsplanes und Auswahl der Lehrmittel" — heißt es in einer Verfügung der Unterrichtsverwaltung des preußischen Staats (1876), und in diesem Staat ist „die Belehrung der heranwachsenden Jugend über ihren Körper und die zweckmäßige Behandlung desselben" auf allen Stufen der Schulpflege durch Bestimmungen und Erlasse angeordnet. Inwieweit die Erfüllung dieser obersten Fürsorge noch zurückgeblieben ist hinter den leitenden Absichten, wäre besonders zu untersuchen, um entsprechend nachzuhelfen. Beauftragte der Lehrervereine zu Berlin und der Hufeland'schen Medicinischen Gesellschaft daselbst haben eine Belehrung über ansteckende Kinderkrankheiten herausgegeben mit Rücksicht auf Maßnahmen der Aeltern und Lehrer, welche vorbeugen oder bei schon ausgebrochenen Seuchen eintreten sollen, wobei freilich bekannt werden muß, daß die Belehrungen über die furchtbarste Kinderbedrohung durch die Geisel der Diphtheritis bei dem Schwanken und dem Wechsel krankheitskundiger und heilkünstlerischer An- und Absichten leider so außerordentlich erschwert werden; der große Kaiserinpreis für die beste wissenschaftliche Arbeit darüber konnte erst nach Wiederholung von den aus den ersten Namen der deutschen Heilkunde unserer Zeit gewählten Beurtheilern dem Professor O. Heubner in Leipzig zuerkannt werden, und auch nur für den ersten Theil der in diesem allerdings als meisterhaft bezeichneten Arbeit, weil die Entstehung und Entwickelung der verheerenden Kinderkrankheit zwar scharf und sicher dargelegt, ein dankenswerther Grund und Boden für Weiteres gewonnen sei, aber die entwickelten Schutz- und Heilmaßnahmen noch dem Widerspruch verfielen. Es erinnert dieses nur halb sichere Ergebniß der erlauchtesten Anregung, der tüchtigsten Forschung, der gewissenhaftesten Prüfung wiederum an Sätze in jener trefflichen dänischen Geschichte der Heilkunst: „Die entscheidende Consequenz der physiologischen Medicin, d. h. daß es namentlich auf Regelung der physischen Lebensbedingungen ankomme, und daß die Therapie von ihrem erhabenen pharmakologischen Sitz herabsteigt, und ihre Hauptstärke in rationeller Gesundheits- und Krankenpflege findet —, Momente, die früher einer wissenschaftlichen Unters ' ıg nur halbwegs würdig

Digitized by Google

erachtet wurden — diese Consequenz hat natürlich wieder eine popularisirende Tendenz im Gefolge." . . . „Die Medicin war und ist noch zu arm an sichern, für praktische Deduction reifen Gesetzen." Die ausschließliche Gültigkeit dieser Sätze, welche Wunderlich und Virchow in ihren großen Werken und Forschungen unabhängig voneinander gleichmäßig vertreten, wird doch erschüttert durch die „internen Erfolge der Therapie", die seit einem Jahrzehnt durch den wohlgeregelten Arzneiversuch am Thier und die planvolle vorsichtige Arzneidarreichung am Krankenbett und mit fast ebenbürtiger Hülfe aus den „physikalischen Heilmethoden" zu staunenswerther Sicherheit gebracht worden ist. Die Chronik dieser Erfolge stellte einer für die neueste Entwickelung der Heilkunde bedeutsam führender jüngerer Forscher und Lehrer, Roßbach in Jena (früher Würzburg), bei der Uebernahme seiner Leitung der medicinischen Klinik zu Jena in akademischer Rede als Verkündigung neuen „Morgenglanzes innerer Heilkunst" dem glänzenden Bericht über den Stand der „modernen Chirurgie" an die Seite, welchen Richard Volkmann (Halle) vor dem internationalen medicinischen Congreß zu London am 8. Aug. 1881 erstattet hatte.

Streitfrage ist die Einführung der Gesundheitslehre in die Schule überhaupt nicht mehr, und Zeit wie Kraft sind darauf zu verwenden, die Art und das Maß der Belehrung des heranwachsenden Menschen über seine eigenste Heimat, seinen Leib und dessen Leben, worin er mit seiner Einsicht „fremd bis zur Heimatlosigkeit" ist, erziehlich festzustellen. Daß man sich auf der frühesten Stufe dabei an die Religion anlehnen müsse und ihre Frage: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?", sei nur flüchtig berührt. Vom Standpunkt historischer, vergleichender und socialer Hygieine haben der charaktervolle, weitblickende Finklenburg (früher Rath im Reichsgesundheitsamt), der unermüdliche und tiefeindringende Reich die entsprechenden Nachweisungen und Forderungen in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Gesundheit, Pädagogik und Hygieine aufgestellt. Wie maßvoll, vorsichtig und umsichtig die naturwissenschaftliche und ärztliche Forschung hinsichtlich der aus der Schatzkammer ihres Wissens zu gesichertem Egenthum und Werthgebrauche der Volksschule herzugebenden und anzuempfehlenden Ergebnisse und Schlußsätze ist, hat in ebenso erschöpfender wie fester und überwältigender Art ein in allen Culturvölkern als ein Fürst der Wissenschaft anerkannter deutscher Forscher und Arzt, hat Virchow in seiner vor der 50. (Jubel-) Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am 22. Sept. 1877 zu München gehaltenen Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat" dargethan. Wird dereinst die Schule geholfen haben, den Sumpfboden der Volksvorurtheile im Bereich des körperlichen Lebens und Wohls zu „drainiren", dann wird der Aerztestand in der Lage sein, sehr viele, die sich jetzt an ihn wenden, der eigenen Sorge verantwortungsloser zu überlassen. Dann nahte die so ersehnte goldene Zeit, wo jeder sein „Selbstarzt" sein kann und die öffentliche Gesundheit sich aus dem lebendigen Flusse geläuterter, allgemeiner Bildung in alle Kanäle des gesammten öffentlichen Wohls ergösse. Dann wäre das von dem ehrlichen, aber nicht eben weitschauenden Eifer Bock's wie von der populären Lehrthätigkeit geistvoll angelegter „hygieinischer Therapie" (Paul Niemeyer)

Digitized by Google

abgesteckte Ziel der „Selbstabschaffung" der Aerzte, die sich durch Verallgemeinerung ihres Wissens und ihrer Kunst überflüssig machen sollen, ja den Blicken nahe, und Hippel's Wort in seinen „Lebensläufen": „Alle Aerzte müssen Menschen, und alle Menschen müssen Aerzte werden" — würde sich in seinem zweiten Theile erfüllen, nachdem inzwischen hoffentlich die freilich nicht von der Gewerbeordnung getragene medicinische Ethik immer mehr auch den ersten zur That gemacht hat. Bis dahin, bis zum Arztwerden aller Menschen, ist noch ein weiter Weg, ein vielleicht nicht minder weiter, als der ist, den die Gletscherfelder in ihrem Vorrücken bis zu den Tagen brauchen, da eine neue Eiszeit alles Leben und damit auch alle Sorge um seine Erhaltung und Gesundung „aufhebt". Bis dahin wird von Naturforschern, Aerzten, Erziehern, Staats- und Bildungspflegern auch erwogen werden müssen, wie wol ein gewisses Verständniß, einige Mitwirkung und die äußerste Nothhülfe im Volke und für das Volk zu ermöglichen, neben schon vorhandenen vortrefflichen Unterweisungen in Gesundheitslehre und Gesundheitspflege auch ein wenig „Heilkunde für das Volk" zu geben, fern von dem bisherigen Bereich der „Schund"-Literatur und eines zwar ganz wohlmeinenden, aber vielfach unzweckmäßigen „Zuviel", streng und fest umgrenzt und in derjenigen Methode, von welcher der Franzose sagt: „Il faut qu'elle soit nette et facile."

Das „Zuviel" popularisirender Medicin erweist sich aber nun gerade an den meisten, ja fast an allen jenen trefflichen heilkundlichen Volksschriften, von denen weiter oben ein unvollständiges Verzeichniß aufgeführt wurde. Und wie Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen" in seinem verdienstlichen Inhalt eigentlich nur eine sehr eindringliche Ueberschau und kritische Würdigung für den Fachmann ist, so sind die meisten der andern Erzeugnisse aufklärender Heilkunde aus ärztlicher Feder in der Hauptsache auch nur ein rasches, geistreiches, auf wesentliche Ziele der Anwendung hinwirkendes Repetitorium für — Mediciner, etwa für „angehende Aerzte". Das neueste, Kunze's „Populäre Heilkunde" ist gleichsam eine vierte Gestaltung der Lehrgänge „praktischer Medicin", mit welchen der vielerfahrene Arzt und tüchtige Kenner seiner Wissenschaft in zweibändigem „Lehrbuche", einbändigem „Compendium" und noch kürzerm „Grundriß" den vielbeschäftigten Berufsgenossen den neuesten Stand der Heilkunde in wohlgelungenen Bildern und Skizzen vorführt. Bei aller Werthschätzung und Hochachtung für die Verfasser und ihre fleißigen und tüchtigen Bücher darf Robert Froriep's geistvoller und schneidiger Vergleich wiederholt werden, daß dergleichen Darbietungen für das Volk nur zu leicht zum „Messer in der Hand des Kindes" werden. Das „Selbstcuriren" mit den Recepten des „Arztes als Hausfreund" u. dgl. ist noch schlimmer, als das „Selbstdiagnosticiren" nach den bunten Bilderbogen einer populären Krankheitslehre und dem daraus geschöpften vermeintlichen und doch so vermessenen „Erkennen" eigener, so oft rein eingebildeter Krankheitszustände. Auch übergroße Fülle diätetischer Lehren und Rathschläge wird wenig anders wirken, als das seinerzeit so vortreffliche, manchmal für heute überraschend zeitgemäß erscheinende „Regimen sanitatis Salernitanum", auch „Flos sive Lilium medicinae" genannt, eine „Blüte" der Medicin, oder vielmehr eine ganze Sammlung von Blumensträußchen in lateinischen Versen und Knittelreimen, an gebildete Welt

Digitized by Google

des damals hochcultivirten Italien gewirkt hat. Die unzweifelhaft guten Anregungen, welche in dem unmittelbar uns voraufgegangenen Zeitalter Hufeland's „Makrobiotik" gegeben hat, sind auch in zeitgemäßer Neuauflage keine rechte Speise mehr für unsere Tage genauer Naturforschung; die Zeit dafür ist ebenso vorüber wie die nach dem Zeugniß der Geschichte unserer Wissenschaft „schlaffe Eklektik" Hufeland'scher Pathologie und Therapie überhaupt, welche in dem „Journal für praktische Medicin und Wundarzneikunde" so manche Nichtigkeiten, im besondern eine Zeit lang auch die Homöopathie, unter ihren Schutz nahm.

Eine „Heilkunde für das Volk" nach all den vorsichtigen Erwägungen, scharfen und knappen Umgrenzungen, deren Entwickelung an der Hand der Geschichte der Heilkunde, wie nach Beobachtungen einer langen Erfahrung versucht wurde, soll eigentlich doch noch erst geschrieben werden, und wäre vielleicht von einer der großen Gesellschaften für Heilkunde, einer Akademie oder einem Mäcen mit gleichem Recht als Preisschrift zu stellen, wie von dem „Deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege" die Darstellung dieser neuen heilwissenschaftlichen Verwaltungskunst, welche dem verstorbenen Friedrich Sander in seinem Handbuch so wohl gelang. In äußerst knapper Beschränkung erscheint die Lösung solcher Aufgabe gerade deshalb so schwierig, weil so unendlich viel schlechte, oder in mannichfachen Abstufungen mangelhafte Versuche vorangegangen sind. Gleichwol ist für eine kleinste, mustergültige Hand- und Hülfsweisung in dem umschriebenen Sinne und sozusagen für das Gesammtgebiet volksfaßlicher und volksgenügender Heilkunde ein Muster vorhanden: „Eine kleine Hausapotheke" vom Ritter von Nußbaum, eine Schrift, die ich weiter oben in der Reihe der Popularschriften als zierliches Miniaturheftchen (früher Revueaufsatz) schon angeführt. Man kann für arztlose, vielmehr für das Herbeirufen des nächsten Arztes abgelegene Verhältnisse und für das Laienverständniß in Form, Inhalt und Maß nicht treffender, klarer, herzlicher und liebenswürdiger schreiben, als der berühmte Operateur gethan, und es bedürfte nur mancher Ergänzungen und Erweiterungen, namentlich auch des Heranziehens der Vorbeugungsrathschläge bei drohenden Seuchen und Volkskrankheiten, um dem Ideal nahezukommen, welchem zugestrebt werden muß; vielleicht vollzieht der als Arzt, Ethiker und Historiker der Medicin gleich berufene Heinrich Rohlfs eine entsprechende, theils erweiternde, theils zusammenziehende Umarbeitung seiner oben schon besprochenen, eigenartig sich auszeichnenden „Gemeinfaßlichen Heilkunde und Gesundheitslehre für Schiffsoffiziere"; vielleicht auch schließt sich in der Reihe jener „Deutschen Volksschriften" (Breslau, W. Koebner) der trefflichen Jacobi'schen „Gesundheitspflege" nach Umfang und Art und in Nußbaum'scher Behandlungsweise eine Heilkunde für das Volk noch an, nicht ganz so knapp wie des geistreichen breslauer Arztes Dr. Waxmann wenige kleine, ganz eigenartig verfaßte Blätter und Seiten „Bevor der Arzt kommt".

Wenn wir bisher vieles ausstellen, vieles vermissen mußten, so können wir doch auch schließlich unserer Freude über einen schönen Besitz dankbaren Ausdruck geben. Denn in einem der Hauptgebiete ärztlicher Heilkunst, dessen Abtrennung und Sonderstellung nicht mehr im geringschätzigen Sinne älterer Zeit, sondern bei

Digitized by Google

gleicher Wissensgrundlage eben in der Beanspruchung eines besondern künstlerischen, ein ganzes Leben fast allein ausfüllenden Wirkens begründet ist, in der Chirurgie oder Wundarztkunst, brachte die neueste Zeit eine Meister- und Musterleistung der Anweisung für volksfaßliche und vom Volk zu handhabende Nothhülfe: Friedrich Esmarch's „Erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariterschulen". Das ist nach Inhalt und Form ein knappes, mit klarem, frischem Trunk gefülltes Gefäß, aus welchem der Durst nach „populärer" Medicin, nach Theilnahme am Werk des Arztes, nach Hülfeleistung für den Mitmenschen gestillt werden kann. So und nicht anders ist volksfaßliche Heilkunde und Heilkunst zu lehren, zu lernen und auszuüben. Allerdings setzt dieses Noth- und Hülfsbuch jene Samaritervereine und Samariterschulen voraus, zu welchen in Kiel 1883 von dem Chirurgieprofessor an Schleswig-Holsteins Hochschule Anregung gegeben wurde, von Esmarch, einem der Obersten und Vordersten im Gebiet der Wissenschaft und Kunst des Heilens, einem ersten und zugleich schöpferischen Meister mit der helfenden Hand des Wundarztes, mit seinen rettenden Messern und jeglichem Kunstgeräth, durch welches Leib und Glieder verwundeter, verstümmelter, von Unheil und Vernichtung bedrohter Menschen erhalten werden können. Für jene Schulen ist das Anleitungs- und Hülfsbuch ein wahres Juwel medicinischer Popularliteratur, sowol der Leitfaden selbst, wie auch die einfachen Vereinssatzungen, deren erste lautet: „Der Samariterverein hat sich die Aufgabe gestellt, die Kenntniß von der ersten Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen unter Laien zu verbreiten durch Einrichtung von Samariterschulen. Darunter wird verstanden die Ertheilung eines Unterrichts in den bis zur Ankunft des Arztes nothwendigen Hülfsleistungen. Der Unterricht soll jedem Einzelnen Gelegenheit geben, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch welche er im angedeuteten Sinne sich seinen verunglückten Mitmenschen nützlich erweisen kann. Jedem Theilnehmer steht es frei, eine Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen er ein Diplom erhält, welches ihn als Samariter beglaubigt, damit aber zugleich verpflichtet, die Hülfe unentgeltlich zu leisten." In der einleitenden Begründung zu Hülfsbuch und Nothhelferschule sagt der Verfasser und Begründer: „Richtige Hülfe bis der Arzt kommt, damit nicht unterdessen unheilbarer Schaden angerichtet werde und das Leben von Mitmenschen verloren gehe, namentlich auf dem Schlachtfelde. Die bereite Menschenliebe Tausender weiß nur in wenigem, wie zu helfen. Aber auch im gewöhnlichen Leben sterben viele eines elenden Todes, die durch rasche Hülfe zu retten gewesen wären. Der rothe Blutstrom quillt unaufhörlich aus der Wunde." Hinzugesetzt könnte werden: Die Wirkung der unheimlich zahlreichen und so oft tückisch tödtenden Gifte wartet nicht auf den so häufig spät und schwer erreichbaren Arzt; die auf so mannichfachen Wegen mögliche Betäubung aber geht nur zu leicht in ewigen Schlaf über; der Frost, das Feuer, das erstickende Wasser und die erstickende Giftluft; die Gliederzerstörung oder Ausrenkung; das Eindringen der unsichtbaren Fäulnißkeime in die Wunde. Alles bedarf tausendfach zuerst der „Samariterhand" des Laien, ehe die des Arztes sich zu nahen vermag.

Esmarch hatte in Deutschland dieselbe Aufnal
wie ihn ähnliche Vorschläge in England gefund

Digitized by Google

einer öffentlichen Gesundheitspflege besonders seit seiner „Public health Act" vom 11. Aug. 1875 wegeweisend voranschreitet, wo „Health is wealth", „Gesundheit bringt Reichthum", ein nationaler Wahlspruch ist, wo durch die dort „ambulance classes" genannten Nothhelferschulen schon 40000 Pfleger und Helfer beiderlei Geschlechts ausgebildet worden sind. Hochwichtige Anregung zur Uebertragung ähnlichen Strebens von Abwehr, Hülfsbereitschaft und Hülfsleistung auf deutschem Boden erwuchs wol aus dem schönsten Heilsorden unserer Zeit, der „Gesellschaft vom rothen Kreuz", einer wahren Ritterschaft der Humanität und des Menschenwohls. In Kriegsnoth aufgerichtet und in Feldschlacht wie Kriegslazareth bewährt, hat das „Rothe Kreuz", diese Vereinigung edler und herzinniger Menschenliebe und Hülfstreue in unserer an allem Rüstzeug des Kampfes wider die Schrecken von Kriegsnoth und Kriegswunden durch eine hochentwickelte Technik zahlloser Hülfsmittel so reichen Zeit, sein ehrwürdiges Zeichen auch im Frieden erhoben und unter seinem Schutz und seiner Arbeit wird gegen zahlloses Unheil, das auch friedliche Zeiten verhängen, schnelle, geordnete, geschulte Hülfe vorbereitet. Möglich, daß diese Auffassung und Hoffnung einem Idealismus entsprang, der sich Mängel des „Rothen Kreuzes" nachweisen lassen muß, wie sie allem Menschenwerk anhaften, ohne daß dadurch die „Lust, Freude und Theilnahme" an der Grundidee und wesentlichen Gestaltung der humanen Vereinigung verleidet würde. Diese Lust und freudige Theilnahme an den Dingen, welche eben (nach Goethe's weisem Spruch) „das einzige Reelle ist, und was wieder Realität hervorbringt", sah im Samariterdienst der Samaritervereine, in ihrem Schutz und in ihrer Weiterhülfe durch das „Rothe Kreuz", in der leitenden Meisterhand, den Ring edelsten, von keinem ausschließenden kirchlichen Beiwerk beengten Menschenwerkes vollendet; eine gleich ideale wie reale Humanität, eine versöhnende Einigungsstätte reichster Menschlichkeit mitten im Kampf der Meinungen und Bestrebungen in Staat, Kirche, Gesellschaft; dem edeln Gedanken und glücklichen Griff schien ein Gelingen nur noch mehr verbürgt durch die umfassende Gesellschaft, an deren Spitze in Deutschland die erste Frau des Reiches steht, und durch die Anregung und Führung des Mannes, der neben seiner hohen Stellung in der Wissenschaft und Kunst des Heilens und Helfens durch seine zweite Ehe mit einer dem Kaiserhause so nahestehenden Fürstin wol an manche Quelle segensreichen Einflusses treten darf. Aber wenn die frohe Hoffnung rascher Erfüllung des deutschen Heilwerkes mit der an die biblische Geschichte des Mannes von Samaria und die Bergpredigtstelle: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst", sich anlehnenden Bezeichnung auch nicht völlig unerfüllt bliebe, wenn das Werk auch nicht scheiterte, so stockt es doch; der Ruf an Tausende deutscher Samariterherzen fand einen Widerhall von Zweifel und Bedenken. Vier Griechen haben fünf verschiedene Meinungen, heißt es; gilt das wirklich auch von den Deutschen? Ein deutscher Mann, der 1849 fliehen mußte, weil er „für das Vaterland am meisten glühte", litt nicht dadurch das tiefste Weh, daß er „sich flüchten mußte an der Fremden Herd", sondern durch die Erfahrung, daß „jeder geniale, kräftige, redliche Mann, sobald er aufzutauchen wage, niedergenagt werde". Da kam der Centralausschuß berliner Bezirksvereine mit seinen Bedenken gegen die neue Förderung von Menschenwohl und Unglücksabwehr, er sah aus geprüften

Digitized by Google

Samaritern privilegirte Pfuscher erstehen. Es war darauf zu erwidern: „Abusus non tollit usum", Misbrauch hebt den Gebrauch nicht auf; so wahr es ist, daß ein gewissermaßen beglaubigtes, beinahe halb amtliches, vor allem ein geprüftes Samariterthum zum Unfug von Anmaßungen und Pfuscherei führen kann, und in Einzelfällen führen wird, und so dankenswerth baldige berufene Hinweisung darauf ist, so muß doch der schlagfertigen und durchschlagenden Entgegnung des deutschen Stifters des neuen humanen Heilwerkes beigetreten und mit ihr daran erinnert werden, daß eine Ausrüstung der Hülfsbereiten aus dem Laienstande mit der allernöthigsten, streng eingeschränkten Kunde der ersten Hülfsleistungen, „bis der Arzt kommt", nach dem sofort zu senden, in 999 Fällen von 1000 schützen, der Rettung vorarbeiten, der Pfuscherei ganz Unwissender wehren wird. Die Erfahrungen in England sind dabei völlig beruhigend. Die schon 1875 erschienene vortreffliche Schrift Esmarch's: „Die erste Hülfe bei Verletzungen", arbeitete dem Samariterplan und Samariterbuch bereits überzeugend vor. Sind „geprüfte" Fleischbeschauer, „approbirte" Heildiener, militärische Lazarethgehülfen (denen neulich Sonde und Lanzette wieder aberkannt wurden oder werden sollten), Hebammen, je einem Arzte als „Pfuscher" erschienen? Haben nicht Hebammen durch Ueberhebungsfehler wie Unterlassungssünden (Ansteckungsübertragung bei Wochenbettfieber durch Sorglosigkeit, Unsauberkeit, Erwerbseifer) schweres Unheil angerichtet, wovor sie keine „Prüfung" bewahrte? Ist das zu unentgeltlicher Hülfe verpflichtete, von zahlreichen Vereinsaugen beobachtete, in Ueberhebungs- und Pfuscherfällen mit öffentlicher Bloßstellung bedrohte Samariterthum nicht ungefährlicher? Eine liberale, zum Theil einem Arzt gehörige große Zeitung verweigerte einem dem Esmarch'schen Werke zustimmenden Aufsatz die Aufnahme, weil sie einen andern Standpunkt einnähme, auf dessen Begründung vergebens gewartet wurde. Karl Reclam sprach von „nervösem Sport", was England erweist. Warum sollen unter 40000 englischen Samaritern nicht manche, viele, ja Tausende auch damit Sport und Spott treiben, da doch ja bekannt ist, daß sich bei trübem Novemberwetter spleenbehaftete Engländer „ohn' Ursach'" zu Dutzenden hängen? Ist von deutschem Gemüth Sport mit so Edelm zu gewärtigen? Käme es hier nicht wenigstens auf einen Versuch, noch dazu unter sonst so günstigen Sternen an?

Eine möglichst allseitig erwogene Abwehr des „Zuviel" durch das Volk in Sachen selbsteigener Heilkunde mußte sich neuerdings zur Abwehr wenden gegen ein „Zuwenig" oder so gut wie „nichts". Die Aufgabe bleibt. Der Aerztestand, der vor wenig Jahren durch seine wol einmüthige Erklärung wider Schmälerung classischer Studien, Schmälerung humanistischer und idealistischer Vorbildung seines eigenen Standes, trotz des „Realismus" des ihm so wesentlichen Naturwissens und seiner „Praxis" sich erklärt und damit sich hoch emporgehoben hat über die ihm angemuthete Gewerbestellung; seine ethischen Ziele der gesteigerten Theilnahme und Pflege des Gemeinwohls bedarf hier seine neue regste Fühlung mit der Bildung der Zeit und des Volkes; die Auffindung und Nachweisung eines richtigen und sorgsam geaichten Maßes heilkundlicher Vo dung zu verständig-bescheidener Mit- und Nothhülfe ist ihm Ehrensache. A ı Schlußsätzen medicinischer

Digitized by Google

Ethik aber, bei welchen der greise Marx nach so viel edeln und schönen Zeugnissen von der Hoheit seiner Wissenschaft und Kunst an der Schwelle des „unbekannten Landes" die Feder aus der Hand legte, sei es erlaubt, den Grenzstein zu errichten für diesen „Versuch zur Zeitgeschichte der Heilkunde".

Aus Sondereggers „Vorposten" sind nach Diderot's Sentenz: „Les sentences sont comme des clous aigus qui enfoncent la vérité dans notre souvenir", ethisch-medicinische Kernsprüche immer neuer Hervorhebung werth: „Rathe niemand, Arzt zu werden! Wenn er es dennoch werden will, mahne ihn ab, wiederholt und eindringlich; will er aber nichtsdestominder: dann gib ihm deinen Segen, insofern er etwas werth ist, er kann ihn brauchen! Es gibt auf Erden nichts Größeres und Schöneres, als der Mensch; er ist die schwerste und erhabenste Aufgabe des Denkens und Handelns, sein Werden und Sterben, sein Leben und Leiden, alles ist im höchsten Grade merkwürdig und rührend. Helle Augen und feine Ohren mußt du mitbringen, ein großes Beobachtungstalent und Geduld und wieder Geduld zum endlosen Lernen, einen klaren kritischen Kopf mit eisernem Willen, der in der Noth erstarkt, und doch ein warmes bewegliches Herz, das jedes Weh begreift und mitfühlt, religiösen Halt und sittlichen Ernst, der die Sinnlichkeit, das Geld und die Ehre beherrscht, nebenbei auch ein anständiges Aeußeres, Schliff in Umgang und Geschick in den Fingern, Gesundheit des Leibes und der Seele: das alles mußt du haben, wenn du nicht ein unglücklicher oder ein schlechter Arzt sein willst; du mußt die Kamellast eines Vielwissers schleppen und die Frische des Poeten bewahren, du mußt alle Künste der Charlatanerie aufwiegen und dabei ein ehrlicher Mann bleiben; die Medicin muß, darauf läuft alles hinaus, deine Religion und Politik, dein Glück und Unglück sein!" Die Tiefe des Geistes und Gemüthes, welche die Moral des trefflichen Arztes und Ethikers aus der Schweiz für den Arzt und die Aussprüche über dessen Studium und Stand kennzeichnet, faßt ein Franzose (Rich. Parisé) in den stiletscharfen Satz: „La médecine c'est le plus misérable des métiers, mais la plus noble des profession." Jene ethisch-medicinischen Schlußsätze von K. F. H. Marx aber lauten:

„Dem Geschichtsforscher liegt ob, durch Zeugnisse der Jahrhunderte zu beweisen, daß die Medicin immer als eine Himmelsgabe angesehen wurde, daß gute Aerzte allüberall zum Segen der Menschheit wirkten und bis auf die Gegenwart Träger und Verbreiter wahrer Humanität blieben. Wer zählt ihre Scharen? Die wenigen glänzenden Sterne, welche man nennt, sind nur Atome aus der Milchstraße. Darum ist es keine geringe Ehre, einem Geschlecht von Helden der Wohlthätigkeit anzugehören, und die Mahnung ist ebenso dringend als beherzigenswerth: ihnen in edeln Werken nachzueifern. Die Geschichte lehrt, daß die reinen Schöpfungselemente der Medicin sich nicht nur erhalten, sondern fortentwickelt haben, und daß an jeden die Forderung herantritt, einen Theil echter Erfahrung und weiser Rathschläge beizutragen. Im Laufe der Zeiten wechseln die Ansichten; in den jüngsten kehrt oft wieder, was schon in den ältesten da war. Vieles erscheint anders, obgleich die ursprünglichen Grundgedanken blieben, und nur Ausdrucksweise, Sprache sich änderten. Wird es auch zuweilen Mode, blos dem Neuesten das Interesse zuzuwenden, die Pietät gegen das herrliche Alte, die Achtung vor

Digitized by Google

dem Idealen und der geistigen Klarheit aus den Augen zu setzen, auf unbedeutende Dinge Werth zu legen, dem Aber- und Autoritätsglauben anzuhängen: die Rückkehr zum Gediegenen tritt wieder ein; auf daß es aber nicht zu lange dauere, und auf daß dann die Geltung allgemeiner werde, dafür hat der Historiker Sorge zu tragen. Die Zukunft muß lehren, ob ärztliches Wissen und Können so zum Gemeingut sich gestalten, daß jeder sich selbst zu helfen vermag, oder daß die Medicin einen so hohen Standpunkt von Einsicht und Kunstfertigkeit erlangt, daß es nur den Begabtesten vergönnt bleiben wird, sie zu erfassen und auszuüben. Gleichviel in welcher Weise sie fortlebt, ihr Besitz wird, zur Stillung der Klagen, dauern bis an das Ende der Tage. Und sollte durch unglückselige politische Constellationen der Fortschritt in der Cultur Hemmung erleiden, selbst ein Rückfall der Bildung eintreten, so wird die Medicin als Leuchte in der Dunkelheit und als Führerin in der Verwirrung sich bewähren. Ihre Tendenz ändert sich nicht, denn wie die Magnetnadel immer nach Norden zeigt, so sie nach Hülfe und Rettung."

Vor einiger Zeit sah des Reiches Hauptstadt ein Werk der Mitwelt vorgeführt, das ein wahrer Reichs- und Völkermarkt der Wohlfahrtspflege leiblichen Lebens genannt zu werden den vollsten Anspruch hat. Die vorbildlichen Gedanken, aus welchen das großartige Werk erwuchs, strömen aus den reichen Quellgebieten einer Weltauffassung und Herzensbildung, die den großen und reinen Strom der Humanität durch unser Welt- und Zeitalter senden, aus dem Gebiete jener Menschen- und Nächstenliebe, in deren unsichtbarer Gemeinde jeder ein wahrhaftiger und würdiger Priester ist, der „seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nacheifert". Was die „Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen" 1883 zu Berlin uns vorführte, ist ein Cultursieg nach einem Culturkampf, hinter dem alles eifernde Kirchenwesen „wie im wesenlosen Scheine" liegt; die „Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen" barg unter riesigem Kuppeldach und in allen Seitenhallen, in ihren zahlreichen Kapellen weltlicher Humanität das bisher erreichte Größte und Schönste, was im letzten Grunde und in idealer Deutung eine „Heilkunde für das Volk" genannt werden könnte. Nur deutsche Art, und was in den Bereich ihres Einflusses fällt und hier in Wettbewerb trat, konnte solch ein Werk jenes „Idealrealismus" schaffen. Wol konnte die oft so vollendete, in Handlichkeit, Zierlichkeit und Verwendbarkeit uns so unleugbar mannichfach übertreffende Technik unserer romanischen Culturgenossen (voran die französischen) von der Gediegenheit der „eminent praktischen", „comfortablen Art" der englischen Verwandten nicht erst zu sprechen, eine in mancher Richtung uns überholende Darbietung von Werken, Geräthen, Maßnahmen hygieinischer und heilender Arbeit sammeln und schön gegliedert „ausstellen", aber so den Gedanken zu fassen, zu vertiefen, auszugestalten, nach dem vernichtenden Feuerunglück, nach eines Jahres Hemmung noch Schöneres, noch Vortrefflicheres herzurichten: das wird doch wol bei dieser Culturleistung, die zwar dem Nutzen, aber nicht jenem gemeinen Nutzen, den Aristoteles so schön auf seine tiefe [illegible] verweist, geweiht ist, anerkannt werden müssen. Es ist eben wieder ei[illegible] Anlaß zu jener

Digitized by Google

„Freude, ein Deutscher zu sein", welche Gustav Freytag so herzgewinnend ausdrückt, und neben dem „Geklirr der Waffen" hilft doch wol auch dieses Werk des Friedens und der Humanität, daß „ein Deutscher sein auch bei fremden Nationen der Erde als hohe Ehre gilt": eine Freude, welche nicht blos die Antivivisectionisten, Impfhasser und sonstige Sonderlinge zu verleiden drohen. In jenem hygieinischen Parlament an der Westgrenze zu Berlin und in Sitzungsräumen, die von den deutschen Reichsvertretern noch immer zu beneiden sind, hat ein „Congreß" getagt, welcher in vielen wesentlichen Beziehungen die „Proben" machte auf jene „Exempel" bewunderungswürdigen Forschergeistes, die in den deutschen und internationalen Congressen und Versammlungen, Gesellschaften, Vereinen für innere Medicin, Chirurgie, öffentliche Gesundheitspflege, von den ersten Lehrern der jetzigen Heilkunde und den besten Aerzten scharfsinnig ausgerechnet worden sind. Was der deutsche Geist an „Gütern und Gaben des Friedens, der Freiheit und der Gesittung" wohlersonnen und kunstreich ausgeführt, scharf durchdacht und zweckvoll gestaltet zur Schau stellen kann auf den vornehmsten Gebieten der Wohlfahrtspflege: dort auf dem Felde des Hygieinepalastes lag es vor der Culturwelt ausgebreitet. Es war ein illustrirter und zugleich illustrer Rechenschaftsbericht dieses deutschen modernen Geistes und seiner „praktischen" Schöpfungen. Unter dem Standbild der Hygieine an dem Palasteingang und mit dem „Rothen Kreuz", dem schönen Sinnbild moderner Ritterschaft der Humanität, „redeten die Steine", sprachen die Geräthe und die Werkzeuge, verkündete jedes Abbild heilvoller und zweckgemäßer Arbeit für Menschenwohl und Menschenrettung, daß dieses deutsche Volk, welches, nach so unvergleichlichem Aufschwung zu seiner Wiedergeburt unter den Völkern und Staaten, mit so manchen Unehren des Verhetzens und Verleumdens bedroht wurde, auch mit erfolgreichster Heilsarbeit beschäftigt ist. Was seine Naturforscher mit Riesenfleiß und stiller Arbeitstreue vom Wesen, den Bedingungen und den beherrschbaren Bahnen des leiblichen Menschenlebens zu erkennen vermocht, und was auch durch jeden Raum und nach jeder Richtung die Hygieineausstellung belebte: darüber bot nach dieser Richtung deutscher Geistesarbeit soeben Preyer (Jena) in seinen „Elementen der allgemeinen Physiologie" einen classischen Bericht. Ueber allem aber, die deutschen Geistesstrahlen vereinigend, leuchtet das Gestirn jener Philosophie des Idealrealismus, der den forschenden und führenden Geistern die großen Maße und Ziele weist, nach denen sie „bis in untersten Bezirken lebendige Spur" höchster und beherrschender geistiger Einheit zu finden berufen sind. Denn nicht ein „gemeiner Realismus", wie bei Bacon, oder ein „platter Realismus ideenloser Erfahrung" darf dem platonischen oder dem metaphysischen Idealismus jüngster Vergangenheit (Hegel) entgegengesetzt werden, sondern jener Idealismus mit realistischer Grundlage, der nicht wie jener an die Wirklichkeit, sondern wie der Kant's und der Sittenlehre Fichte's an die Verwirklichung der Ideen durch Menschenhand glaubt. Das hat einer der geistvollsten Idealrealisten der Gegenwart, Robert Zimmermann, der Inhaber des ersten philosophischen Lehrstuhls in Wien, jüngst wieder in tiefsinniger und formschöner „Anthroposophie" fesselnd erwiesen, nachdem er schon vor fast 30 Jahren der Wechselstellung der Natur- und Heilkunde und der Philosophie maßgebende

Digitized by Google

Gedankenwege scharf abgesteckt. Das hätte Hermann Lotze in dem für ein weithin verbreitetes höheres Verständniß fruchtbarsten seiner philosophischen Meisterwerke, in dem „Mikrokosmos", einem wahren geistigen Reichsschatz für die Zusammenfassung deutschen Geistes, gethan einzig mit jenem Fundamentalsatze, in dem er nachwies: „wie ausnahmlos universell die Ausdehnung, und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus im Baue der Welt zu erfüllen hat". In den als akademische Hefte zu Vorlesungen nach dem Tode des großen Denkers herausgegebenen Grundzügen seiner Philosophie hat er, welcher durch unübertroffene medicinisch-philosophische Werke „der Medicin von seiten der Philosophie einige Vortheile zu bereiten suchte", einen fast in feinen Spott gekleideten Wunsch hinterlassen: „daß zwei feindliche Parteien zur Bescheidenheit zurückkehren, daß nämlich einestheils die theologische Gelehrsamkeit, anderntheils die irreligiöse Naturwissenschaft nicht behaupten möchten, so sehr vieles genau zu wissen, was sie weder wissen, noch wissen können". Wie aus einem Theilgebiet der Naturforschung, aus der Heilkunde heraus, zwei Geister ersten Ranges längst und immer in jener „Bescheidenheit" beharrten, und wie namentlich Virchow sich nie beirren ließ, ob „Pfaffen des Glaubens oder Unglaubens" über ihn herfielen, wurde schon weiter oben berührt.

Die stolze Macht der Naturforschung hat mit dem reinen Gewissen des redlichen Suchens nach Wahrheit in der Welt der Erscheinungen, „darin kein kleines Stück der Wahrheit liegt" (Wunderlich), vor das Volk zu treten, und trat vor dasselbe sieghaft auf diesem geistigen Reichs- und Völkermarkt der Hygieine und des Rettungswesens, auf welchem auch die erlesenste lebendige und lehrhafte Rede nicht fehlte in Vorträgen über die großen Fragen, die dort leiblich verkörpert sind. Pettenkofer, dessen „Werth der Gesundheit für eine Stadt" vor einem Jahrzehnt schon verschüttete Bahnen der Einsicht aufgegraben, hat da im Angesicht der Proben mancher seiner eigenen Gedanken- und Forschungswerke vor dem ganzen Volke über den Werth der Gesundheit für das Reich gesprochen. Erste Namen, aus der Hauptstadt wie aus dem ganzen Reiche, wies sonst noch die Liste der im Laufe der Ausstellungszeit zum hygieinischen und heilkundigen Wort Gemeldeten auf. Ueber das Heilswerk seines nichtconfessionellen und außerkirchlichen Samariterthums hat Friedrich Esmarch meisterliche Unterweisungen und Darstellungen gegeben, und hat für seine angezweifelte Schöpfung von neuem den „lautesten Ruf erhoben, den alle Welt hören soll". Dem Tempelgebiet fehlte also auch ein Priesterdienst nicht, freilich alles Geheimwissens entkleidet und auf dem deutschen Forum an der Spree Zeugniß gebend: was von ärztlichem Wissen und Wirken, und wie es vor allem Volk zu schildern und wie viel davon in seine Hände zu geben sei, und daß eine nicht überall durch, aber stets für das Volk wirkende Heilkunde zu schaffen und zu üben sei, die innerhalb bestimmter Grenzen von der Ethik der Medicin gefordert werde.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Die neue Tragödie kommt zwar in Deutschland auf keinen grünen Zweig, indem keins der Trauerspiele von dichterischer Haltung so über alle Bühnen geht und sich so nachhaltig auf dem Repertoire behauptet wie etwa „Uriel Acosta" und „Lord Essex". Am nächsten in ihren Erfolgen kamen diesen Dramen noch die Wildenbruch'schen Trauerspiele; doch auch abgesehen von diesem talentvollen Dramatiker, der ein Liebling der Hoftheater und eines großen Theiles der Kritik ist, legt unsere neue Melpomene nicht die Hände in den Schos; bald hier bald dort taucht ein neues Trauerspiel an einem Stadttheater, einem größern Hoftheater auf, und wenn auch der Erfolg nicht über eine begrenzte Region hinausgeht, so wird doch bald hier, bald dort die Theilnahme des Publikums von einem ernsten Dichtwerk in Anspruch genommen.

Zu den Dramatikern, welche nächst Wildenbruch die meiste Beachtung bei den großen Bühnen finden, gehört jetzt Richard Voß; sein „Mohr des Zaren", den wir hier schon besprochen haben, macht gegenwärtig die Runde über eine große Zahl von Bühnen und ist auch an kleinern Hoftheatern, wie in Altenburg, mit vielem Beifall gegeben worden. Am hamburger Stadttheater kamen neuerdings zwei Dramen des Dichters zur Aufführung: „Unehrlich Volk" und „Mutter Gertrud". Das erstere ist eine Neubearbeitung seines Dramas „Brigitte"; die Heldin ist die Tochter eines Scharfrichters, und die Liebe und Rache derselben, die sie kraft des entehrenden Verkehrs mit ihr auszuüben vermag, bilden den Inhalt der Handlung. Das Buchdrama hatte manche Unklarheit in der Führung und der Katastrophe: wie wir hören, ist es wesentlich umgearbeitet worden. An packenden Effecten fehlt es in keinem Stücke von Voß, und er beutet sie aus mit dem oft stürmischen Pathos der kraftgenialen Schule; doch soll auch jetzt der letzte Act einen zu grellen und deshalb herabstimmenden Eindruck machen. Der Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Man muß ihm nachsagen, daß er nirgends in akademisch glatte Künsteleien sich vertieft, aus dem Vollen schöpft und deshalb auch ein Theaterpublikum bis in die obersten Ränge zu elektrisiren vermag. Freilich haften ihm auch die Schrullen der kraftgenialen Schule an, und die Rückkehr zum geläuterten Stil seiner ersten größern Dichtung: „Savonarola", wäre für ihn gewiß empfehlenswerth. Auch in „Mutter Gertrud", welches Stück gleichen Erfolg hatte, finden sich einzelne Scenen voll starker dramatischer Contraste. Der dramatische Geist des Stückes ist der Spielteufel der Familie Selden; er hat den alten Baron ruinirt und in die Ferne gejagt, sodaß er seinen Kindern für todt gilt. In einer Zwischenzeit von 18 Jahren hat Mutter Gertrud, eine ehrliche treue Seele, das zerrüttete Vermögen der Kinder verwaltet und mit ihrem Freunde Hans Jörgen, einem ebenso treuen Mann, das Gut wieder in die Höhe gebracht. Da kehrt der todtgesagte Vater zurück, und das erste ist, daß er mit seinem Sohne, den er nicht kennt, auf der Postfahrt spielt und ihm 7000 Mark abgewinnt. Gertrud und Jörgen

Digitized by Google

kennen den Baron, obschon er unter dem Namen eines John Brown auftritt; die braven Leute suchen diesen Einbruch in den Frieden des Hauses so unschädlich wie möglich zu machen; sie reden ihm zu, das Glück seiner Kinder nicht zu stören; doch trotz der energischen Mahnungen verharrt er bei seinem Vorhaben. Erst als er erfährt, daß es der eigene Sohn war, mit dem er gespielt, entflieht er und kehrt nur noch einmal zurück, um auf Gertrud's Wunsch den Dämon des Spieles, den er in seinem Sohne geweckt, bannen zu helfen. Der Sohn verwünscht anfangs den ihm unbekannten Vater, in welchem er eben jenen Spieler entdeckt, der ihn geplündert hat: als dieser ihm von den Sünden des Vaters und von dem Spielteufel, der ihn durchs Leben jagte, erzählt: da will der Sohn schon die Hand gegen den Erzähler erheben: doch dieser verspricht ihm Beweise zu geben, und schildert sein eigenes Leben, indem er die schrecklichen Folgen jener angeborenen Spielwuth darstellt. Und als der Sohn fragt, wie sein Vater endete, da zieht Baron Selden die Pistole hervor, mit den Worten: „wie alle Spieler", um sich das Leben zu nehmen; doch Gertrud und Jörgen entreißen ihm das Pistol. Selden ist ja gebessert, und alles endet in Liebe und Lust.

Das versöhnliche Ende ist jedenfalls die Achillesferse des Dramas: je mehr der Dichter früher die Erbschaft des Blutes, die hereditären Leiden, wie Schwindsucht, Wahnsinn, Selbstmord hervorgehoben hat, indem er die Spielwuth ihnen zuzählt: desto weniger glauben wir an den Coulisseneffect der letzten Rührung und Versöhnung. Naturam furca expellas, tamen recurret. Wir sind der Ansicht, es wird nicht lange dauern, so werden Vater und Sohn zusammensitzen und spielen, und die Nachbarschaft unsicher machen, und die gute Gertrud wird das nicht hindern können. Auch dies Stück athmet jene kraftgeniale Sprache, die in den großen leidenschaftlichen Scenen gewaltig wirkt. Richard Voß liebt das Sensationelle in Erfindung und Ausdruck; aber der letztere bewahrt dabei stets eine gewisse dichterische Höhe.

Mehr in den Bahnen der Schiller'schen Dichtung bewegt sich Heinrich Bulthaupt, dessen Trauerspiel „Gerold Wendel" am breslauer Stadttheater mit durchschlagendem Erfolg gegeben wurde. Der Dichter wurde mehrfach stürmisch hervorgerufen. In diesem Drama herrscht der Schwung einer an Schiller anklingenden Diction, ein feuriger Erguß, dem es an kühnen Bildern nicht fehlt, wenn auch nicht die hyperbolischen Kraftwendungen, wie sie Richard Voß liebt, überwuchern. Vergleicht man indeß dies zur Zeit der Bauernkriege spielende Drama, dessen Helden meistens Bauern sind, mit Schiller's „Wilhelm Tell", so fällt es doch auf, daß in „Gerold Wendel" sowol das Localcolorit wie die schlichte Simplicität der Rede fehlt, die bei Schiller in so seltener Weise von poetischem Hauch durchweht ist: bei Bulthaupt ist alles auf den gleichen hohen Ton gestimmt, und wenn der Held, ein Bauerssohn, Wendungen gebraucht wie die folgende: „Was rein im klarsten Aether der Gedanken geboren wird, erliegt dem Fluch des Fleisches", so fühlt man doch, daß hier die poetische Verklärung der Lebenswahrheit allzu merklich Abbruch thut; denn ohne der realistischen Richtung zu huldigen, muß man doch verlangen, daß das sprachliche Colorit einigermaßen nach der Lebensstellung der dramatischen Helden abgetönt ist.

Den Kern der Handlung bildet der Conflict zwischen zwei Brüdern; der eine ist Ritter und Schloßherr, der andere in die bäuerliche Bewegung verstrickt. Die Mutter hat sich, gezwungen durch die Tyrannei des frühern Schloßherrn, dazu verstanden, eins von ihren beiden Zwillingskindern aufs Schloß zu geben, wo der junge Erbe gestorben war und dieser Zwilling ihm untergeschoben wurde. Als nun der Volksmann Gerold und der Ritter Balder sich mit tödlicher Feindschaft gegenübertreten, da kann die Mutter Benigna nicht länger das redlich gelobte Schweigen wahren: sie verkündet ihnen, daß sie Brü[illegible] sind. Es ist dies die am meisten dramatische Scene des Stückes, und di[illegible] in den Schluß des

Digitized by Google

zweiten Actes verlegt: nach den Regeln der dramatischen Oekonomie würde sie besser an den Schluß des dritten passen. Der Aufbau des Ganzen würde dadurch sich weit schlanker gestalten; die letzten Acte haben ohne Frage nicht die Wirkung der ersten. Beide Brüder lieben, wie die Brüder der „Braut von Messina", dasselbe Mädchen, Marie, die Schwester Florian's von Geyer. Balder entführt sie auf sein Schloß; Gerold stürzt ihr nach mit den Bauern, um sie zu befreien. Sie hat mehrere Scenen mit dem letztern und bekennt ihm, daß ihr Herz mehr für Balder schlägt als für ihn: um so auffallender ist es, daß der Dichter vermeidet, sie in einem Zwiegespräch mit Balder uns vorzuführen. Florian von Geyer als Bauernführer und der Feldhauptmann Truchseß von Waldburg greifen später als historische Gestalten nicht ohne einen Zug von Größe in die Handlung ein. Der Sinn für Theaterwirkung, geistige Bedeutung und Schwung der Darstellung machen das Drama, trotz der erwähnten Mängel, zu dem beachtenswerthen Erzeugniß eines aufstrebenden Talents.

Am berliner Hoftheater wurde Hans Herrig's Trauerspiel „Konradin" gegeben, der in Berlin wohnende Dichter mehrfach hervorgerufen. Die Dramen Herrig's haben etwas Rhapsodisches; es ist in ihnen viel Stimmungsmaterie, aber auch für geschichtliche und nationale Stimmungen gebietet der Dichter über das geeignete Colorit. So ist der Gegensatz zwischen deutschem und italienischem Wesen mit poetischer Verve erfaßt: namentlich in der Gestalt des alten Spielmanns und seiner Tochter Volanta, welche sich ebenso nach dem blonden Germanenthum sehnen, wie Konradin von den dunkeläugigen Schönen des Südens gefesselt wird. Das Vorspiel, mit der Verfluchung der Staufenfahne seitens Anjou's und der Seinen, ist dramatisch sehr wirksam: dann spielt sich die Handlung am geschichtlichen Faden ab: Konradin's Abberufung von Deutschland, seine Ankunft in Tagliacozzo, seine Gefangennahme, seine Verurtheilung; die Erfordernisse eines dramatischen Helden deckt die Gestalt des allzu jugendlichen Konradin nicht: doch schwebt um ihn ein gewisser elegischer Reiz, und von Interesse ist die psychologische Entwickelung, wie er unter den wuchtigen Schlägen des Schicksals zum Mann gehärtet wird. Eine der schönsten Scenen ist diejenige, in welcher die italienische Gesandtschaft dem jungen Konradin in Gegenwart seiner von banger Ahnung bewegten Mutter die Staufenkrone bringt. Herrig hat viel Sinn für die Poesie der Scene und für eine durch das decorative Element gestützte theatralische Lyrik. So, wenn die Braut Konradin's auf Schloß Görtz sich mit den Gedanken des Bräutigams so verständnißinnig begegnet, den wir gleich darauf am brausenden Meer des Südens als klagenden Flüchtling finden; die Sprache hat dichterische Schönheiten, ohne sich in allzu breiten Ergüssen zu verlieren: es ist oft darin ein Aufleuchten wie von funkelnden Edelsteinen.

Am leipziger Stadttheater ging am 18. Oct. ein Drama von Hans Blum: „York", in Scene und fand eine warme Aufnahme. Der Dichter ist der Sohn Robert Blum's und hat sich als Abgeordneter, Publicist und Novellist bereits in weitern Kreisen bekannt gemacht. Ein Drama von ihm: „Junius", welches denselben Stoff behandelt wie Heinrich Laube's „Statthalter von Bengalen", ist früher schon in Düsseldorf mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. „York" ist ohne Frage ein dramatischer Stoff: vor mehr als 20 Jahren hat bereits Ernst Wichert in seinem Erstlingswerk „Unser General York" dies dramatische Interesse auszubeuten gesucht: der Conflict zwischen dem Gesetz der militärischen Subordination und dem patriotischen Geist ist bei „York" wie bei „Schill" der Angelpunkt der Handlung: beide hofften indeß für ihre subordinationswidrige Initiative kühner patriotischer That die nachträgliche Zustimmung des Königs zu erhalten: bei „Schill" blieb dieselbe aus; er war ein opfermuthiger Vorläufer, der das ganze Volk und seinen Monarchen nicht nach sich ziehen konnte; York's That aber fiel in eine andere Epoche; in der siegreich vordringenden russischen Armee war hier eine bedeutende Bürgschaft

Digitized by Google

für den Erfolg des Abfalls von der französischen Oberherrschaft gegeben; die That York's war gleichsam das in den baltischen Gestaden auflodernde Feuerzeichen der Befreiungskriege.

Diese That war die Capitulation von Tauroggen: sie bildet für das Drama den Höhepunkt der Krisis, und mußte, nach den Regeln künstlerischer Composition, an das Ende des dritten Actes gelegt werden, ähnlich wie die große Scene in Bulthaupt's „Gerold Wendel". Beide Dichter verstießen nach unserer Ansicht gegen ein Grundgesetz dramatischer Technik, indem sie diese Scenen an den Schluß des zweiten Actes verlegten. Dadurch verschiebt sich zu Ungunsten des Ganzen der Schwerpunkt des Stückes; die letzten Acte von „York" sind nicht hinlänglich zusammengerafft und stehen gegen die erstern zurück. Das Gegenspiel am berliner Hofe, mit allzu vielen anekdotischen Elementen gemischt, und mit der „Charge" des Drachenberger behaftet, einer Lustspielfigur, welche zwar einige historisch beglaubigte Züge des damaligen Unterhändlers, des Fürsten Hatzfeld, trägt, aber in der Gestalt einer reichsunmittelbaren Mumie die Bornirtheit und Einseitigkeit eines unpatriotischen Feudalismus ins Possenhafte übertreibt, bildet jetzt einen ganzen dritten Act; nach unserer Ansicht müßte es die erste Hälfte des vierten bilden; die zweite aber die Peripetie bringen, deren dramatische Wirkungen sich der Dichter gänzlich entgehen ließ. Diese Peripetie besteht in dem Rückschlag, den die in Berlin vom König über York verhängte Acht auf den Feldherrn ausüben muß: der Schlag trifft ihn unverhofft, da er die Billigung seines Vorgehens erwarten durfte, und wirft ihn zu Boden. Dies große wichtige dramatische Moment wird von dem Autor durch eine Lustspielscene zwischen dem General und seinem Bedienten zu vollständiger Bedeutungslosigkeit abgeschwächt. Damit verliert auch die neue dramatische Wendung, der Entschluß York's, die ihm von allen Ständen entgegenkommende Begeisterung, die sich dramatisch allerdings etwas monoton gestaltet, selbst gegen den Willen des Königs zu einer weiter gehenden Action gegen den Erbfeind zu benutzen, an durchgreifender Kraft. Jedenfalls hätte das Aufpflanzen des Banners der nationalen Unabhängigkeit einen wirksamen vierten Actschluß ergeben: doch auch diesen schwächt der Dichter vollkommen ab, indem er schon hier die Verzeihung des Königs eintreten läßt, noch ehe der Vorhang fällt. Diese durfte aber erst den Inhalt des letzten Actes bilden; denn die Versöhnung zwischen dem König und seinem General und dem hinter ihm stehenden Volke bildet ja die harmonische Katastrophe des Schlußactes. Wollte der Dichter sich entschließen, nach diesen Gesichtspunkten sein Werk umzuarbeiten, so würde es ungemein an dramatischem Zusammenschluß gewinnen.

Abgesehen von diesen Verstößen gegen die dramatische Technik ist das Stück von einem frischen Geiste durchweht, der Charakter des General York mit markigen Strichen gezeichnet; einzelne seiner Selbstgespräche haben dichterischen Werth. Auch fehlt es nicht an knappgefaßten dramatischen Wendungen von einer gewissen Schlagkraft, sodaß man dem Autor für die Zukunft ein günstiges Horoskop stellen darf.

Leider ist der patriotische Stoff heutzutage für den Rundgang des Werkes über die Bühnen ein Hemmniß: süddeutsche und österreichische Bühnen bringen keine Preußenhelden auf die Breter, und in Preußen selbst bedarf es vorgängiger Erlaubniß des Königs, um einem Drama, in welchem ein Hohenzoller mitspielt, den Zutritt auf die Bühnen zu gestatten. Bei Gelegenheit des „Spions von Rheinsberg", von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, dem Stück, das in Breslau anfangs verboten wurde, bis die königliche Genehmigung ertheilt worden sei, ist die Frage wieder in Fluß gekommen, da man jene Einschränkung, abgesehen von den Hofbühnen, für veraltet ansah, indem in der That an vielen Provinzbühnen derartige Stücke ohne weitere Nachfrage zur Aufführung gekommen sind. Ein Erlaß des Ministeriums des Innern an die Oberpräsidenten aber jene Cabinetsordre in jeder Hinsicht aufrecht und bezeichnet nur 25 Sti arunter auch den „Spion

Digitized by Google

von Rheinsberg", als solche, denen durch die königliche Genehmigung das Aufführungsrecht auf preußischen Bühnen gesichert worden ist; bei allen andern muß jene Genehmigung erst nachgesucht werden. In dem Drama von Hans Blum, wie es in Leipzig zur Aufführung gekommen, erscheint König Friedrich Wilhelm III. auf der Bühne: doch hat der Dichter auch eine Variante hinzugefügt, in welcher der König nicht mitspielt, sodaß jene Bestimmung damit umgangen wird.

Wir wünschen dem Drama gleichen Erfolg wie in Leipzig auch auf andern Bühnen; es ist indeß eigenthümlich, daß der Patriotismus im Theater nur bei bestimmten festlichen Veranlassungen aufzuflammen pflegt, daß im übrigen nationalen und patriotischen Stoffen eher die Ungunst des Publikums zutheil wird. Gervinus sprach in vormärzlicher Zeit einmal die Ueberzeugung aus, daß das deutsche Volk eine nationale Tragödie haben werde, sobald es große historische Thaten vollbracht. Dies ist seitdem in hohem Maße geschehen; aber die deutsche Bühne hat davon keinen Nutzen gehabt; sie ist immer kleinlicher geworden, immer mehr zu den niedrigern Genres hinabgestiegen. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches werden patriotische Wendungen in den Stücken mit Achselzucken aufgenommen. Die Kunst soll nur der Zerstreuung und Erheiterung dienen. Es zeigt dies, daß im neuen Reiche das Ideal des echt germanischen Geistes noch immer der Verwirklichung harrt, das Ideal, welches auch dasjenige des hellenischen Geistes war: die Schönheit als eine der Karyatiden des Reichstempels fehlt noch immer, und die Herrschaft der Thatsachen hat noch immer nicht die ästhetische Verklärung gefunden.

In Frankfurt a. M. ist Paul Heyse's Drama: „Don Juan's Ende", mit vielem Beifall und unter mehrfachem Hervorruf des anwesenden Dichters gegeben worden. „Don Juan's Ende" ist ein Stück von weit stärkerm dramatischen Rückgrat als das novellistisch zerfahrene „Recht des Stärkern". Don Juan ist nicht wie Byron's „Don Juan" eine Phantasiegestalt, sondern er ist der Held der Sage, nur daß dieser ihre letzte Spitze abgebrochen wird, daß nicht der steinerne Comthur ihn in die Hölle holt, sondern er wie Empedokles in den Flammen des Aetna den Tod sucht. Auch erscheint Don Juan in einer Eigenschaft, welche die Sage nicht an ihm kennt: als Vater, und zwar trägt er durch sein früheres wüstes Leben die Schuld, daß sein Sohn unglücklich wird, daß er nicht die Hand der Geliebten erhält, weil die Mutter derselben eine Schwester jener Donna Anna ist, welche Don Juan einst verführt hat, und er also der Mörder ihres eigenen Vaters. Anfangs scheint das Stück auf einen Conflict zwischen Vater und Sohn hinauszulaufen, welche beide dasselbe Mädchen lieben: dann aber tritt eine Wendung ein, die wir als novellistisch-capriciös bezeichnen müssen, da sie von der geraden Linie der dramatischen Entwickelung ablenkt: Don Juan ist so entzückt über den neugefundenen Sohn, daß er denselben allein besitzen will, ihn auch der Geliebten nicht gönnt und durch eine Intrigue, in der er selbst die Hauptrolle spielt, ihn glauben machen will, seine Ghita sei ihm untreu geworden. Don Juan zeigt also eine excentrische Vaterliebe, die man bei dem Helden der Sage wol kaum voraussetzen darf: denn der hatte eine große Anzahl von liberi naturalis und liberi adulterini, um die er sich weiter gar nicht bekümmerte. Der Conflict würde uns einfacher erschienen sein, wenn er sich darauf beschränkt hätte, daß durch das Vorleben des Vaters der Sohn um das Glück seiner Liebe gebracht worden. Davon abgesehen, hat Paul Heyse's Drama viele Schönheiten: der Stil ist leidenschaftlicher bewegt als in vielen seiner andern Dramen, hat sogar oft kraftgeniale Wendungen und Züge, einzelne Scenen haben Leben und Bewegung: es ist unverkennbar, daß Heyse's Muse mit den Jahren an Kraft und Mark gewinnt, während sie früher oft einer glatten Grazie huldigte, die besonders für das Drama nicht ausdrucksvoll genug war.

Digitized by Google

Das Lustspiel erfreut sich einer Blüte, deren das Trauerspiel sich nicht rühmen darf: es ist keine Frage, daß das letztere bei manchem Publikum einer stumpfsinnigen Unempfänglichkeit begegnet. Auf dem Gebiete des Lustspiels, besonders in seiner neuesten Gestalt als Lustspielschwank, sind einige Treffer zu verzeichnen, die schon beim Beginn der Saison derselben ihren Stempel aufgedrückt haben. Berlin mit seinen Bühnen gibt hierin den Ton an: es ist der Mittelpunkt der Lustspielproduction.

Oskar Blumenthal hat am Deutschen Theater in Berlin mit seinem neuen Lustspiel „Die große Glocke" einen Erfolg errungen, der zwar nicht ganz dem des „Probepfeils" gleichkommt, aber doch bisher seine Nachhaltigkeit bewährt hat. Das Stück behandelt die gesellschaftliche Reclame: ein Thema, ähnlich demjenigen, welches Scribe in der „Camaraderie", Putlitz in „Dr. Reymond" behandelt hat — allein noch mehr als an diese Stücke erinnert das neue Lustspiel Blumenthal's an „Die Welt, in der man sich langweilt", an die Comédie Pailleron's, die man ziemlich deutlich auch schon aus dem „Probepfeil" heraushört. Doch hat Blumenthal seine Gestalten aus dem berliner Leben herausgegriffen: die Originale dieser beschränkten Commerzienräthe, eleganten Damen, welche die Talente protegiren, sehen aus den Ranglogen dem Spiele auf der Bühne zu. Es handelt sich um die Preisbewerbung zweier Künstler: in dem einen Salon wird die Trommel für den einen gerührt, in dem andern für den zweiten gewirbelt. Derjenige, der den Preis erhält, erfährt zuletzt, welchen Machinationen er denselben verdankt. Da zerreißt er seinen papiernen Ruhm und tritt zurück. Das Hauptinteresse des Stückes dreht sich um den Kampf der beiden Salonlöwinnen, die ihre Protégés durchsetzen wollen, der Frau Consul Guntermann und der Baronin von Solden: zwei Liebesgeschichten sind in die Intriguen verflochten, von denen die eine in recht anmuthigen Wendungen verläuft. Daß Blumenthal ein ganzes Sortiment vorräthiger Witze, das sonst broschirt sich beim Publikum meldet, in sein neues Lustspiel verwebt hat, bedarf nicht erst der Erwähnung: dennoch ist die Diction nicht mit Kalauern und Witzen überladen und zeigt oft den geläuterten Salonstil der französischen Comédie, die allerdings den Lustspielen Blumenthal's immer über die Schultern sieht. Blumenthal ist der berliner Pailleron mit derberm Witz: überdies ist die Familienähnlichkeit seiner eigenen beiden Stücke unverkennbar.

Einen noch größern Erfolg ,als das Deutsche Theater mit Blumenthal's Stück, trug das Wallner-Theater in Berlin mit dem Lustspiel „Der Raub der Sabinerinnen" von Franz und Paul von Schönthan davon, einen Lacherfolg, der auch bei der Aufführung des Stückes am wiener Carl-Theater, in Dresden, Leipzig und an vielen andern Bühnen nicht ausgeblieben ist. In der That ist das Stück ein lustiger Schwank, und dabei ist nichts Unwahrscheinliches, oder wenigstens nichts Unmögliches zur Verknüpfung der Scenen und zur Herbeiführung der komischen Ueberraschungen benutzt. Ein Professor in einer kleinen Stadt wendet, während seine Frau und Tochter im Bade sind, seine Ferienmuße dazu an, in seinen alten Manuscripten zu blättern, und findet darunter eine Tragödie, die er in seiner Jugend gedichtet hat und welche dem Schwank den Titel gibt. Der Director einer kleinen reisenden Gesellschaft erfährt davon und ist sehr eifrig bemüht, das Stück für seine Bühne zu erwerben und zur Aufführung zu bringen; der Professor gibt seine Zustimmung, in der Hoffnung, seine Frau noch lange von der Rückkehr abzuhalten — er schreibt ihr zu diesem Zweck einen Brief mit vielen Unwahrheiten, welche durch die plötzliche Ankunft derselben alsbald ans Licht kommen. Die Geheimnißkrämerei mit dem Stücke geht indeß ihren Weg und führt zu den possirlichsten Scenen: ebenso die Aufführung des Trauerspiels und der Misserfolg desselben. Der Gipfel der Komik wird in derjenigen Scene erreicht, in welcher de[illegible]ctor, dem totalen Fiasco des Stückes entfliehend, im Ueberzieher und de[illegible]nderhut auf dem Kopfe in der Wohnung des Professors erscheint, von di[illegible]er Frau als ein

Digitized by Google

befreundeter Consistorialrath vorgestellt wird, und als diese ihn bittet, abzulegen, plötzlich im Costüm des Sabinerkönigs Titus Tatius dasteht, das er unter dem Ueberzieher trägt: eine Situation, die überall eine stürmische Heiterkeit hervorruft.

Paul von Schönthan hat in der Reclam'schen „Universalbibliothek" eine Reihe von Theaterhumoresken veröffentlicht, die von einer genauen Kenntniß des Wesens der sogenannten „Schmieren" Zeugniß ablegen, und er hat diese Kenntniß in dem neuen Stücke verwerthet, zu welchem sein Bruder Franz wieder die Schilderung eines Lieblingsthemas, des poetischen Dilettantenthums, hinzubrachte, das er schon in dem „Schwabenstreich" in den Mittelpunkt der Handlung versetzt hat. Obschon der letzte Act des Stückes etwas schwach ist, so sind doch die drei ersten von durchgreifender Komik; es ist nichts Zusammengequältes darin, wie in vielen andern Lustspielschwänken der Neuzeit, und wenn man auch bedauern muß, daß dies Genre gegenwärtig allzu sehr überwiegt und sich auch der vornehmsten Bühnen bemächtigt hat, daß die feinere Komik dadurch in bedauerlicher Weise in den Hintergrund gedrängt wird und das Publikum immer mehr nur handfesten, zwerchfellerschütternden Wirkungen Empfänglichkeit entgegenbringt: so muß man doch einem einzelnen Stück, welches den Anforderungen seines Genres durchaus gerecht wird, das verdiente Lob ertheilen.

Nicht ganz so glücklich erscheint uns G. von Moser's neues Lustspiel „Der Salontiroler", welches auch bereits den Weg über mehrere Bühnen gefunden hat. Die etwas leichtsinnige Composition des Stückes, welches auf die eigentliche Pointe nicht sorgsam genug hinarbeitet, beeinträchtigt einigermaßen die Wirkungen, welche die gute Laune des Autors sonst überall auszuüben vermag. Der Salontiroler wird eigentlich erst im dritten Act geboren, und die Retorte für diesen dramatischen Homunculus wird in den ersten Acten nicht zweckmäßig genug vorbereitet. Das Bild Defregger's, welches als scenisches Tableau beim Beginn des dritten Actes sich auf der Bühne sehen läßt, gab dem Dichter die erste Anregung zu seinem Lustspiel: ein berliner Elegant, um einer Schönen zu gefallen, welche an einer Manie für alles Tirolerische leidet, verwandelt sich am Achensee in einen Tiroler, führt, als Fremdenführer, eine Gesellschaft mit seiner Geliebten in die Sümpfe, und empfiehlt sich dadurch sehr wenig der Zuneigung der jungen Dame, welche sich einem Commis ihres Vaters zuwendet, der ihr über ihr absonderliches Gebaren à la Tyrolienne ernste Mahnungen ertheilt. Der Salontiroler findet indeß Ersatz in der Liebe einer andern jungen Dame, die eigentlich erst im letzten Zwischenact aufblüht: der dramatische Zug in diesem Stück leidet offenbar an Verspätung.

Julius Rosen hat für die Saison zwei Stücke beigesteuert: „Deficit" und „Halbe Dichter". Das erstere kam in Leipzig zur Aufführung; es hat einen originellen Grundgedanken: das Deficit als Grundlage einer vortheilhaften geschäftlichen Praxis. Der glückliche Besitzer des Deficit wird von seinem Hauptgläubiger „gehalten"; er erscheint für diesen fast als eine wichtige Respectsperson, und mit Hülfe eines Factotums, welches die Theorie des „wahrhaften Deficits" unerschrocken vertritt, dringt er auch in die Familie des Creditors als gern gesehener Gast ein. Wie bei allen dramatischen Experimenten, ist hier der Grundgedanke etwas auf die Spitze getrieben, auf Kosten der innern Wahrscheinlichkeit, nur zu Gunsten äußerlicher Wirkungen. Da Julius Rosen auch über einen flotten Humor gebietet, so gefiel das Stück wol in Leipzig; aber in einer Kaufmannsstadt machten sich doch auch allerlei Bedenken gegen die innere Wahrheit des Stoffes geltend, und als nachhaltig kann der Erfolg nicht bezeichnet werden.

Das Lustspiel „Halbe Dichter" ist am hamburger Thaliatheater mit Erfolg in Scene gegangen. Halbe Dichter sind nicht allein Poeten, bei denen die Gunst der Musen auf halbem Wege stehen geblieben ist, sondern es sind Mitarbeiter —

Digitized by Google

und da diese französische Sitte jetzt auch in Deutschland sich Bahn gebrochen hat, so kann sie immerhin als Motiv für eine dramatische Arbeit dienen. Freilich zwei Mitarbeiter gewöhnlichen Schlages würden, mögen sie sich auch in lächerlicher Weise zanken und verständigen, doch nicht ausreichenden Stoff für ein Lustspiel bieten: es bedarf schon einer besondern Erfindung des Dichters, um aus diesem Motiv komische Situationen herauszuarbeiten. Die Frau eines Gutsbesitzers hat hinter dem Rücken ihres für solche dichterische Thätigkeit wenig empfänglichen Gatten ein Lustspiel verfaßt und es einem hauptstädtischen Redacteur zur Bearbeitung übersendet, und zwar unter einem männlichen Pseudonym und unter der Verpflichtung auf Ehrenwort, vor der Aufführung niemand den Verfasser zu nennen. Der Redacteur Born selbst ist verlobt, und der Vormund der Verlobten, der alle Männer für schlecht hält, weil er selbst trotz seiner vorgerückten Jahre noch auf Liebesabenteuer ausgeht, läßt den Bräutigam eine Quarantäne von drei Monaten in seinem Hause durchmachen, um ihn genau beobachten zu können. Nun bricht die Dichterin, die zur Aufführung des Stückes kommt, ins Haus und wird für die Geliebte des Redacteurs gehalten; der Gatte folgt ihr nach, und so steht die reiche Ernte der Misverständnisse in vollen Halmen. Einige Liebesscenen spielen mit herein . . . der komische Situationswitz Rosen's mit seinen übersprudelnden Ergüssen bewährt sich auch in diesem Stück. Es muß auffallen, wie oft die seichte Belletristik, der Dilettantismus, die Dramenfabrikation jetzt selbst auf die Bühne gebracht wird: nach dieser Seite hin erinnert Rosen's Stück auch an den „Raub der Sabinerinnen".

Mehr in höherm Ton des Conversationsstückes gehalten ist das Lustspiel „Die Töchter des Commerzienrathes", von M. und L. Günther (Vater und Tochter), welches mit Erfolg am dresdener Hoftheater gegeben worden ist, am breslauer Stadttheater aber fast abgelehnt wurde, weil man Anspielungen auf breslauer Familienverhältnisse darin zu finden glaubte. In dem Stücke ist das Hauptgewicht auf die Zeichnung der Charaktere gelegt: sowol die Aeltern, der Commerzienrath und seine Frau, wie auch die beiden Töchter Elly und Helene sind lebenswahr gezeichnet: die Erfindung der Fabel selbst mag indeß Bedenken erregen. Das Experiment des Vaters, der scheinbar der Liebe seiner Tochter widerstrebt, nur um sie, da er ihre Schwächen kennt, auf eine scharfe Probe zu stellen, und der hierin so weit geht, daß er sie von dem Geliebten entführen lassen will, erscheint doch etwas gewagt. Obschon es einzelnen Scenen nicht an poetischem Hauch fehlt, so übt die Handlung doch keine ausreichend starke Wirkung aus.

Von französischen Dramen macht in dieser Saison nur Ohnet's „Hüttenbesitzer" die Runde über eine Reihe hervorragender Bühnen: das Stück gehört nicht zu den frivolen pariser Demi-Monde-Dramen. Die Charaktere sind meistens markig gezeichnet.

Aus der Schauspielerwelt ist nur wenig Neues zu berichten. Wie Friedrich Haase, ist jetzt auch Ludwig Barnay aus dem Verbande des Deutschen Theaters und seiner Sociétaires ausgeschieden, sodaß von den anfänglichen Gesellschaftern nur noch L'Arronge, Fridmann und Dr. Förster übriggeblieben sind. Das Muster des Théâtre français, bei dem eine so große Zahl von Sociétaires zusammenwirken, ist also jetzt kaum noch als stichhaltig zu betrachten, denn die Societät hat sich in ein Triumvirat aufgelöst.

Friedrich Haase gastirt jetzt in Kassel und wird später in Dresden und Leipzig in Blumenthal's „Probepfeil" die ihm auf den Leib geschriebene Rolle des Grafen Egg spielen; Barnay tritt gegenwärtig in Dresden in seinen großen Rollen auf: beide Künstler mit dem Beifall, an den sie langen Jahren gewöhnt sind. Frau Franziska Ellmenreich wirkt am be Belle-Alliancetheater schon seit Beginn der Saison oft mit Frau Niemann bach zusammen. Die ausge-

Digitized by Google

zeichnete Darstellerin findet stets enthusiastische Aufnahme; sie tritt in ihren beliebtesten Rollen auf, führte aber auch die Hauptrolle in Spielhagen's „Gerettet" durch, ohne daß indeß das mehr novellistisch geartete Stück einen nachhaltigen Erfolg gefunden hätte.

Mit Heinrich Laube, dessen Wirksamkeit als Dramaturg und dramatischer Dichter wir in einem eingehenden Essay*) geschildert haben, hat die deutsche Bühne einen Theatermann de pur sang verloren: als Gedenktag wurde nach seinem Tode von vielen Bühnen sein Geburtstag festlich begangen, und zwar mit Aufführungen von „Lord Essex", „Die Karlsschüler", „Demetrius" und „Der Statthalter von Bengalen".

In jüngster Zeit sind zwei Schriftsteller gestorben, welche auch im Zusammenhang mit der deutschen Bühne standen und als Dramatiker thätig gewesen waren, während sie beide ein sehr bewegtes, fast abenteuerliches Leben geführt haben, nur daß der eine in der Welt der Diplomatie und der officiellen Publicistik vielfach herumabenteuerte, während der andere sich im ganz entgegengesetzten Lager bewegte, und zuletzt als freireligiöser Gemeindegründer und socialer Agitator thätig war: Chevalier Wollheim da Fonseca, der in Berlin am 6. Oct. starb, und Albert Dulk, den ein plötzlicher Herzschlag auf dem Bahnhof von Stuttgart am 2. Nov. hinwegraffte. Chevalier Wollheim, ein Sprachgelehrter von seltener Vielseitigkeit, welcher Grammatiken der verschiedensten Sprachen herausgab, Sammelwerke orientalischer und skandinavischer Literatur, dichterische Uebersetzungen, ein politischer Agent, der in seinen „Indiscretionen" vieles ausgeplaudert hat, woraus die Franzosen, besonders Victor Tissot, Kapital schlagen konnten, war längere Zeit Director des hamburger Stadttheaters, ohne die Bühne aus ihrer jahrelangen Versumpfung herausreißen zu können. Von seinen Stücken ist das Künstlerdrama „Rafael Sanzio" in früherer Zeit öfter gegeben worden, ebenso eine Zahl von Ausstattungsstücken im Raimund'schen Stil: „Undine" und andere; auch war er der erste, welcher den zweiten Theil von Goethe's „Faust" bearbeitete und auf die Bühne brachte; und dies Verdienst soll ihm, da man jetzt auf solche dramaturgische Thaten Gewicht legt, nicht genommen werden. Albert Dulk, ein genialer, wenn auch oft excentrischer Kopf, zeigte in seinem Jugenddrama „Orla" ein schönes Talent voll dichterischen Feuers; weit bühnengerechter war „Lea", ein Drama, das in Königsberg seinerzeit mit Erfolg zur Aufführung kam; es lehnt sich an Hauff's „Jud Süß" an. Sein „Jesus der Christ", ebenfalls eine Dichtung, die an großen Scenen reich ist, eine freireligiöse Evangelienharmonie in dramatischer Form, könnte nur auf einer Passionsbühne gegeben werden. Weniger bedeutend, obgleich auch dramatisch markig, ist sein „Konrad II.".

Die Bühnenleitungen sind meist in denselben Händen geblieben; nur der liebenswürdige Intendant des stuttgarter Hoftheaters, ein treuer Pfleger deutscher Dichtung, Feodor von Wehl, tritt von seinem Posten zurück; an seine Stelle tritt Hofrath Werther, der vor kurzem die Leitung des manheimer Hoftheaters aufgegeben hat. Das letztere hat einen neuen Director in Savicz, einem beliebten Schauspieler der weimarischen Hofbühne, gefunden.

*) Vgl. S. 455 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

Politische Revue.

18. November 1884.

Das ganze politische Interesse wurde in letzter Zeit durch die Reichstagswahlen in Anspruch genommen: die Aufforderungen und Mahnungen vorher, die Betrachtungen und Kritiken nachher füllten fast alle Spalten der Zeitungen, die der innern Politik gewidmet sind. In der That boten diese Wahlen von mehrern Gesichtspunkten aus ein besonderes Interesse dar. Einmal zeigte sich die Heftigkeit des Wahlkampfes in den zahlreichen Stichwahlen, die sich nöthig machten, dann aber hat sich auch die Stellung der Parteien im Reichstage nicht unwesentlich verschoben.

Bei der Wahl vom 28. Oct. wurden 63 Deutschconservative, 22 Mitglieder der Reichspartei, 42 Nationalliberale, 27 Deutschfreisinnige, 2 Volksparteiler, 89 Ultramontane, 4 Welfen, 16 Polen, 14 Elsaß-Lothringer und 9 Socialdemokraten gewählt, doch war dies ganze Resultat nur als ein vorläufiges zu betrachten, da über 100 Stichwahlen nöthig wurden, bei denen in erster Linie die Deutschfreisinnigen und die Socialdemokraten betheiligt waren.

Gleichwol mußte eine Thatsache sogleich ins Auge fallen: der Rückgang der Deutschfreisinnigen, da sie auch durch die glänzendsten Resultate der Stichwahlen nicht mehr geändert werden konnte. In der Hochburg des Fortschritts, in der Reichshauptstadt, hatten sie einen Bezirk an die Socialdemokraten verloren; der Verlust des zweiten bei der Stichwahl war fraglos; in drei Bezirken mußten ihre Häupter und Führer mit Männern wie Stöcker und Cremer um den Sieg noch einmal kämpfen. Zweifellos war hier ein Wachsthum der antifortschrittlichen und antisemitischen Richtung, und das war um so empfindlicher, als die Ultras und Fanatiker derselben, wie der Hofprediger Stöcker, der noch dazu bei der Agitation in der herausforderndsten Weise aufgetreten war, eine so bedeutende Stimmenzahl auf sich vereinigten. Doch die Nachrichten aus den Provinzen lauteten noch trostloser; namentlich sind es die frühern Secessionisten, welche an vielen Orten, in Lauenburg, Braunschweig, Wittenberg, Erfurt, Gießen, Friedberg, Langensalza, aus dem Felde geschlagen worden; namhafte Führer, wie von Forckenbeck, Landrath Baumbach und Director Goldschmidt, sind nicht wiedergewählt, und dabei ist noch von denjenigen abgesehen, welche, wie Mommsen, der jüngst verstorbene Kapp, Schröter u. a., überhaupt diesmal nicht auf der Candidatenliste standen.

Diese große Verlustliste der Secessionisten mag vielleicht einen Erklärungsgrund für die Niederlage der deutschfreisinnigen Partei geben: die Bildung derselben geschah durch die Abgeordneten, die dabei nicht genugsam Fühlung mit ihren Wählern behielten; die letztern waren in ihrer Mehrheit nicht geneigt, diese Schwenkung mitzumachen, und gaben den Vertretern, die jetzt zum zweiten mal nach links abgeschwenkt waren, ein entschiedenes Mistrauensvotum. Daß das Ideal Forckenbeck's, die Bildung einer großen liberalen Partei, jenen Secessionisten vorschwebte, ist ebenso gewiß, wie daß dasselbe zunächst in die Brüche gegangen ist, besonders durch die Haltung der Nationalliberalen, welche die deutschfreisinnige Partei mit einer Erbitterung bekämpften wie keine zweite: natürlich zahlten die Blätter dieser Partei mit gleicher Münze zurück. Die Nationalliberalen wurden so nach rechts geschoben, daß die Grenze zwischen ihnen und den Freiconservativen jetzt eine fließende geworden ist und es gewiß der feinsten Subtilitäten bedarf, um noch irgendeinen Unterschied zwischen den beiden Parteien [illegible] zuweisen; ja, da einige nationalliberale Blätter die einzige Aufgabe ihrer Parte[illegible]er Bekämpfung der Deutschfreisinnigen und Socialdemokraten sehen, eine Aufga[illegible]en welche alles andere zurücktreten müsse, so ist auch zunächst kein Unterscl[illegible]chen den Na-

Digitized by Google

tionalliberalen und Deutschconservativen sichtbar, welche hierin ja vollständig mit ihnen übereinstimmen. Nur der frühere Führer der Partei, von Bennigsen, hatte noch den Muth und den Takt, von „Reaction" zu sprechen und auch nach der rechten Seite hin eine Grenzlinie zu markiren, da er mit Recht die Befürchtung hegte, die Partei könne sonst gestaltlos zerfließen und vom Programm der Rechten eingesogen werden. Obschon indeß die Zahl der Nationalliberalen sich vermehrt hat, ebenso wie die der Conservativen, so ist es der Regierung doch nicht gelungen, eine nationalliberal-conservative Mehrheit im nächsten Reichstag zu gewinnen. Das Centrum hat seinen eisernen Bestand festgehalten, und wo es sich mit seinem Schwergewicht anhängt, da schafft es die Majorität. Daß das Centrum mit einer besonders regierungsfreundlichen Stimmung in die Verhandlungen des Reichstages eintreten wird, ist sicher nicht zu erwarten. Windthorst, als Berather des Herzogs von Cumberland, wird von Gmunden einen beträchtlichen Vorrath welfischen Ingrimms mitbringen, und wenn er noch die Enttäuschungen der Curie in letzter Zeit dazuschlägt, so wird die Partei, die ja zum Theil auch mit den Welfen sympathisirt, mit oppositioneller Elektricität reichlich geladen sein.

Was die Stichwahlen betrifft, so war der große Sieg der Socialdemokraten, die jetzt mit 24 Mitgliedern als geschlossene Partei auftreten, welche zu Anträgen die Initiative ergreifen kann, die auffälligste Thatsache. Die Nutzlosigkeit des Socialistengesetzes, dessen Hauptzweck doch die Beschränkung und Unterdrückung der Socialdemokratie war, ist damit so schlagend bewiesen, daß alle schwachen Trostgründe der nationalliberalen Blätter dagegen vollkommen hinfällig und nur Ausflüsse einer nach einem letzten Strohhalm greifenden Sophistik sind. In diesem Eifer vergessen sie, daß die Nationalliberalen ja zuerst selbst gegen das Gesetz gestimmt haben und daß die Gegner desselben nur nöthig haben, eine Blütenlese der nationalliberalen Beredsamkeit aus jener Reichstagssitzung zusammenzustellen, um sich die Begründung ihrer eigenen Gegnerschaft gegen das Gesetz zu ersparen. Die Socialdemokraten haben, auch wo sie nicht gesiegt, wie in Leipzig und in Dresden, imponirende Mehrheiten zusammengebracht. Zwei Vertreter Berlins, Breslaus, Hamburgs gehören ihrer Partei an; in München, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Gotha, Gera haben sie gesiegt, ganz abgesehen von den eigentlichen Fabrikdistricten.

Außer den Socialdemokraten haben am meisten bei den Stichwahlen die Deutschfreisinnigen gewonnen; sie haben bei 36 Stichwahlen gesiegt; ihre Zahl beläuft sich jetzt auf 63; sie sind den Nationalliberalen, die bei den Stichwahlen nur 15 Sitze erobert haben, immerhin um 10 Stimmen überlegen. Das Centrum und die Welfen treten in den Reichstag mit 110 Mann, die durch die Elsässer und die Polen bis auf 141 vermehrt werden; es kann, wie erwähnt, der Rechten oder der Linken die Mehrheit verschaffen, und zwar eine Mehrheit von annähernd gleicher Zahl. Die Deutschconservativen haben bei den Stichwahlen 11 Stimmen gewonnen, im ganzen jetzt 74 Stimmen; namentlich haben sie mit Ausnahme der Hauptstadt die ganze Provinz Ostpreußen erobert, die vor vier Jahrzehnten der Herd des Liberalismus war und noch später die Geburtsstätte der „Junglitauer", der Fortschrittspartei. Die Reichspartei hat im ganzen 29 Stimmen.

Man hat viel über die Unmoralität der Stichwahlen geklagt, weil dabei die Wähler oft genöthigt sind, gegen ihre Ueberzeugungen zu stimmen oder mit Parteien zu pactiren, die ihnen sonst mehr oder weniger feindlich sind. Diesmal fanden allerdings die merkwürdigsten kaleidoskopischen Verschiebungen statt, da überhaupt fast alle Parteien bei den Stichwahlen gegeneinanderstanden. Daß die Ultramontanen für die Deutschfreisinnigen stimmten, kann indeß kaum befremden, da die letztern im Culturkampf stets einen sehr gemäßigten Standpunkt eingenommen haben; eher das Umgekehrte. Ebenso wenig befremdlich ist es, daß die Socialdemokraten bei den Stichwahlen öfters für die Deutschfreisinnigen stimmten,

Digitized by Google

während beide Parteien sich bei den ersten Wahlen in Berlin und anderwärts aufs eifrigste bekämpften; immerhin haben sie als die schärfsten Oppositionsparteien viele Berührungspunkte. Man will die „Stichwahlen" dadurch unnöthig machen, daß man, wenigstens dort, wo gewisse höhere Procente der Wähler sich bei den Wahlen betheiligt haben, die relative Mehrheit gelten läßt: wir zweifeln indeß, ob ein derartiger Antrag Aussicht auf Erfolg hätte.

Der Reichstag wird am 20. Nov. eröffnet; die westafrikanische Conferenz ist bereits am 15. eröffnet worden. Wir werden in der nächsten Revue über die Verhandlungen beider referiren, die sich jedenfalls vielfach berühren werden; denn die Colonialpolitik gehört zur Signatur der gegenwärtigen Epoche, und die Niederlage der Deutschfreisinnigen ist in erster Linie auf ihre unberechtigten Declamationen gegen dieselbe zurückzuführen. In der ersten Sitzung der Conferenz am 19. Nov. legte Deutschland ein Project vor, welches ihre Aufgaben formulirte und Anträge enthält, über welche die Conferenz Beschlüsse fassen soll. Eine Commission, bestehend aus Deutschland, Frankreich, England, den Vereinigten Staaten, Spanien, Belgien und Portugal, unter dem Vorsitze des französischen Botschafters Courcel, soll das Project prüfen, die Abgrenzungen der verschiedenen Gebiete am Congo und die Ansprüche der verschiedenen dort concurrirenden Parteien feststellen. Von seiten Portugals ist eine Denkschrift ausgearbeitet worden, welche für diesen Staat besondere Rechte, auf alten Besitz basirt, für einen Theil der dortigen Territorien in Anspruch nimmt.

Den Staatsrath eröffnete der Kronprinz des Deutschen Reiches am 27. Oct. mit einer Ansprache, in der er darauf hinwies, daß die Aufgaben desselben sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Gesetzgebung und in Gutachten über Gesetzentwürfe und über die Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrath in Sachen der Reichsgesetzgebung bewegen werden. Als nächste Aufgabe für den Staatsrath stellte der Kronprinz die Begutachtung der Gesetzentwürfe über Erweiterung der Unfallversicherung, über die Subvention der überseeischen Dampfschiffahrt und über die Errichtung von Postsparkassen hin.

Die französische Regierung ist gegenwärtig nicht auf Rosen gebettet: sie schiebt die Debatte über den Tongkingcredit soweit wie möglich hinaus, um sie wenigstens noch mit dem Brillantfeuerwerk einer Siegesdepesche beleuchten zu können. Dazu scheint aber weniger Aussicht vorhanden als je. Obschon Brière in Tongking fortwährend die Chinesen schlägt, so ist doch keine Rede von Eroberung der Grenzfesten, um derentwillen der neue Krieg entbrannt ist. Die Franzosen müssen sich darauf beschränken, das Delta des Rothen Flusses besetzt zu halten und zu vertheidigen. Tongking hat für den französischen Handel nur dann Werth, wenn der Weg nach den chinesischen Südprovinzen frei ist. Die Franzosen sind aber weit davon entfernt, in den chinesischen Grenzgebirgen eine beherrschende Stellung einzunehmen. Auch von der Flotte werden keine Erfolge berichtet: auf Formosa ist die Scharte vom 15. Oct. noch immer nicht ausgewetzt; alle Nachrichten von der Besetzung des Hafens von Tamsui durch die Franzosen erweisen sich als irrthümlich. Der Hafen ist durch Torpedos abgesperrt, deren Entladungsapparat mehr landeinwärts verlegt ist und von einer starken Zahl chinesischer Landtruppen bewacht wird; alle Forts und Schanzen sind in den Händen der Chinesen; auch gegenüber der Seefestung Keelung hat die Flotte der Franzosen keine Fortschritte gemacht. Von all den großen Thaten und entscheidenden Schlägen, welche Admiral Courbet nach den Verheißungen der französischen Blätter ausführen sollte, von einer [illegible]sion auf Peking selbst durch eine Einfahrt in den Meerbusen von Petschili [illegible] schon lange still geworden; die französische Action in Ostasien schläft ein, [illegible]t bedeutende Truppensendungen dort Heer und Flotte verstärken.

Digitized by Google

Das hat man auch in Paris eingesehen; die Regierung hat für die Tongkingexpedition einen Credit von 11,800000 Frs. gefordert; derselbe ist von der Commission auf 16,686500 Frs. erhöht worden; von dieser Summe sollen gegen 2 Mill. auf Bildung eines zweiten Fremden- und eines vierten algierischen Regiments als Bestandtheile einer künftigen Colonialarmee verwendet werden, 4 Mill. aber sind für die Absendung von Verstärkungen bestimmt; der Marineminister will für die sechs ersten Monate des nächsten Jahres 40 Mill. fordern. Die ersten bescheidenen Ansätze des Tongkingcredits sind längst überschritten: er bedroht jetzt schon das Gleichgewicht des Budgets. Das Ministerium Ferry selbst ist offenbar zum Frieden geneigt und auch bereit, die Geldforderung an China fallen zu lassen; man erzählt sich, daß Ferry sich geweigert habe, am 10. Nov. in der Tongkingcommission zu erscheinen, weil er „nichts mitzutheilen habe". Der Berichterstatter der Commission, Franck-Chaumou, soll vorher eine Unterredung mit Ferry gehabt und dieser von ihm verlangt haben, daß er den Antrag auf eine Geldentschädigung, die von China zu fordern sei, fallen lasse. Franck-Chaumou habe dies zurückgewiesen, da die Regierung selbst früher einen solchen Verzicht als nicht ehrenhaft bezeichnet habe. Die Engländer, deren Handelsinteressen durch einen sich in die Länge ziehenden Krieg zwischen Frankreich und China wesentlich beeinträchtigt werden würden, haben sich bereit erklärt, den Frieden zu vermitteln: China besteht aber darauf, keine Entschädigung zahlen zu dürfen, will indeß dem französischen Handel Vorrechte gewähren und die Grenzfestungen räumen, ja sogar den Franzosen verstatten, bis dies geschehen, Keelung als Pfand zu besetzen. Immerhin bedeutet der Verzicht auf die früher mit allen Glocken „eingeläutete Entschädigungssumme" einen Verzicht der Regierung, den die Opposition als schimpflich brandmarken wird. Ferry hat sich seit zwei Jahren mit großer Klugheit und Gewandtheit behauptet; doch da sein Ehrgeiz nach dem Präsidentenstuhl geht, so hat er in Grévy einen geheimen, in Brisson einen offenen Gegner. In der That wird über ein Ministerium Brisson in der pariser Presse debattirt, und eine Annäherung zwischen diesem und Grévy scheint stattgefunden zu haben. Der Schwiegersohn des Präsidenten, Wilson, bietet indeß alles auf, um die Opposition gegen Ferry zu schüren und ihm bei der in Aussicht stehenden Berathung über den Tongkingcredit eine Niederlage zu bereiten.

Die finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs stehen überhaupt nicht in Blüte. Es hat sich in der Kammer eine Partei französischer „Agrarier" gebildet, welche eine Erhöhung der Vieh- und Getreidezölle verlangt; auch bei den Industriellen wird die schutzzöllnerische Richtung jetzt schärfer betont. In Paris selbst liegt die Arbeit danieder: der pariser Abgeordnete Tony Reveillon hat den Antrag gestellt, für die pariser Nothleidenden $1^1/_2$ Mill. Frs. zu bewilligen; auch sollen in Paris zahlreiche öffentliche Arbeiten ausgeführt werden. Der Nothstand in der Hauptstadt ist im Steigen durch die Cholera, welche dort ihren Einzug gehalten und eine große Zahl von Fremden verscheucht hat.

Die Budgetcommissionen sind thätig an der Arbeit: im Cultusbudget, welches Ferry selbst zu vertheidigen versprochen hat, belaufen sich die Abstriche auf mehr als 6,400000 Frs. Diese Abstriche befürwortet besonders der radicale Berichterstatter, Graf von Douville-Maillefeu. Ferry wird durch seine Vertheidigung in der Kammer gleichzeitig für die nächsten Wahlen zu seinen Gunsten agitiren und die Klerikalen für sich zu stimmen suchen; er wird gewiß alles aufbieten, sich am Ruder zu erhalten. Sein Nebenbuhler Brisson hat einen Vorzug, der jetzt ins Gewicht fällt, nachdem die Affaire des Maires von Corsica, André von Tremontels, dargethan hat, daß die jetzige Beamten- und Präfectenwirthschaft mit der imperialistischen noch immer eine bedauerliche Aehnlichkeit hat. Brisson hat „reine Hände" und gehört nicht zum „Ring" der hochpolitischen Börsenpiraten, die mit dem errungenen Einfluß Schacher treiben.

Digitized by Google

Wie für Frankreich Ostasien, so ist der Sudan für England die wunde Stelle: sichere Nachrichten sind indeß noch eher von der Insel Formosa zu erhalten als von der ägyptischen Satrapenstadt am Zusammenfluß der beiden Nilarme; in der letzten Zeit kreuzten sich die widersprechendsten Mittheilungen. Das Ministerium Ferry soll eine Nachricht von der Eroberung Khartums und dem Tode Gordon's durch eine Mittheilung von Massaua aus erhalten haben: jener Stadt am Rothen Meere, die, wie man gleichzeitig erfuhr, jetzt selbst von den Scharen des Mahdi bedrängt wird, indem das ganze Land ringsum unter Osman Digma's Leitung sich dem Aufstand angeschlossen hat. Während man aber in der Presse bereits über Khartums Fall und Gordon's Untergang leitartikelte, erhielt General Wolseley in Dongola eine Depesche von demselben, der zufolge er sich bis zur Ankunft der englischen Hülfstruppen zu halten hoffe, sowie er durch seine Dampfer die allerdings die Umgegend von Khartum einnehmenden Truppen des Mahdi bis dahin zu beunruhigen gedenke. Wenn sich die Nachricht von diesem Schreiben bestätigt, so wird es gewiß den englischen General zur Eile mahnen. Die Nachricht von der Ermordung des Obersten Stewart indeß wird durch diese Depesche Gordon's nicht Lügen gestraft.

Inzwischen sind die dem General Wolseley ertheilten Instructionen durch das am 27. Oct. veröffentlichte Blaubuch bekannt geworden; sie gehen im wesentlichen darauf hinaus, die Zwecke der Expedition soviel als möglich zu beschränken; denn sie verlangen nur, daß er Gordon und Stewart unversehrt zurückbringe, und erklären, die Politik der Regierung bestehe darin, daß die ägyptische Herrschaft im Sudan aufhöre. Wolseley soll außerdem durch den Vertreter der englischen Regierung in Kairo, Generalconsul Baring, die Fühlung mit den Intentionen derselben bewahren: die zwei für ihn wichtigsten Punkte sind, außer der Zurückführung Gordon's, die Schritte, die für den sichern Rückzug der ägyptischen Truppen und Beamten zu thun sind, und die Politik, die in Bezug auf die künftige Politik des Sudan zu befolgen ist. Nun befinden sich aber jene Truppen und Beamten zum Theil auf sehr weit vorgeschobenen Stationen, in Sennaar, in Darfur und in den Aequatorialprovinzen. Wolseley kann und soll sich natürlich nicht darauf einlassen, diesen den Rückzug zu sichern; auch für Kassala soll von Suakim und Massaua aus gesorgt werden: es bleiben also der Fürsorge Wolseley's nur die Garnisonen von Khartum und den nördlicher gelegenen Städten überlassen. Was den zweiten Punkt, die künftige Regierung vom Sudan, betrifft, so wünscht das Ministerium, daß dieselbe, soweit es die innere Verwaltung betrifft, ganz unabhängig von Aegypten sei. Hier treffen die Instructionen, die Wolselei erhielt, ungefähr mit denen zusammen, welche seinerzeit Gordon mitgegeben worden und deren Nutzlosigkeit sich seitdem so zweifellos herausgestellt hat. Da sollen mehrere Chefs gegen Subsidien, die sie von Aegypten erhalten, die Ordnung zwischen Wady Halfa und Khartum aufrecht halten und dafür sorgen, daß der Friede mit Aegypten gewahrt, der Handel mit Aegypten ermuntert und alle Expeditionen zum Sklavenhandel und Sklavenraub unterdrückt würden. Ueber die sanguinische Auffassung der Verhältnisse, die in diesen Instructionen liegt, spottet die „Times" mit vollem Recht; dergleichen könnte man in Vorschlag bringen, wenn sich der Sudan im tiefsten Frieden befände und nicht zum größten Theil in den Händen fanatischer Insurgenten wäre. Der Mahdi und die Seinen werden nicht bei Khartum oder Wady Halfa Halt machen, und wenn der Mudir von Dongola oder ein anderer Chef Lust bekäme, den englischen Intentionen zu entsprechen, so müßte er vor allen Dingen im Stande sein, den Mahdi und seine Scharen mit eigener [illegible] er dürfe

Digitized by Google

er befehligt im Grunde nur eine Rückzugscolonne, welche so lange Front zu machen hat, bis sie als Soutien Gordon und seine zurückweichenden Scharen in sich aufgenommen hat.

Wenn der Sudan gänzlich verloren ist, so werden auch die Hafenstädte des Rothen Meeres sich auf die Dauer nicht halten können, und das würde doch auch für England ein empfindlicher Schlag sein. Massaua ist, wie erwähnt, bereits von den Aufständischen bedrängt. Inzwischen hat auch die französische Colonialpolitik weiter südwärts den Engländern eine unangenehme Diversion gemacht, indem die Franzosen die Tadjurrabai des Meerbusens von Aden besetzt, Verträge mit den dortigen Häuptlingen und auch mit einem der abessinischen Unterkönige, dem Könige von Schoa, abgeschlossen haben, zu dessen Gebiet von der Tadjurrabai aus der Fluß Hawasch als eine bequeme Handelsstraße hinaufführt, an seinen beiden Ufern erschließt sich ein großes Colonisationsgebiet. Nun haben freilich die Engländer einen Vertrag mit dem Könige Johannes abgeschlossen und werden alles aufbieten, um den französischen Einfluß in Habesch zurückzudrängen: immerhin aber ist ihnen hier die Rivalität der Franzosen sehr unbequem.

Das Parlament war am 23. Oct. eröffnet worden. In der Thronrede war von den schmerzlichen Ungewißheiten die Rede, welche die aus dem Sudan eingegangenen Nachrichten in sich schließen; die Energie, der Muth und die Umsicht des Generals Gordon wurden anerkannt; ebenso die Nothwendigkeit einer neuen Geldbewilligung für die Operationen im Sudan. Als der große Gegenstand der Session wurde indeß die Vertretung des Volkes im Parlament bezeichnet und die sofortige Einbringung des Entwurfs für die Erweiterung des parlamentarischen Stimmrechts in Aussicht gestellt.

Inzwischen hat Gladstone in Bezug auf seine innere Politik den Erfolg zu verzeichnen, daß am 11. Nov. seine Wahlreformvorlage im Unterhause ohne Abstimmung in dritter Lesung angenommen worden ist. Jetzt liegt sie dem Oberhause vor; doch sind die Aussichten auf ein Compromiß mehr als je geschwunden. Man dachte anfangs daran, den Conflict durch Resolutionen auszugleichen, in denen die Hauptgrundsätze einer Bill für die Neueintheilung der Wahlbezirke festgestellt wurden. Gladstone hat sich bekanntlich anfangs geweigert, durch die gleichzeitige Vorlage einer solchen Bill der Wahlreformvorlage die Wege zu ebnen. Eine siegreiche Wahl in Südwarwickshire hat indeß die Tories zu dem Entschluß bestimmt, die Wahlreform aufs äußerste zu bekämpfen, da sie überzeugt sind, bei dem jetzigen Wahlsystem die besten Aussichten zu haben. Nach den neuesten Nachrichten scheint der Premierminister doch eine Form der Verständigung mit den Tories gefunden zu haben; bei den Schwierigkeiten der äußern Politik ist diese Verständigung sehr wünschenswerth.

Der so oft todtgesagte Nihilismus hat in Rußland wieder die Gemüther in Aufregung versetzt, nicht durch neue Attentate, aber durch Processe und Hinrichtungen, welche einen Blick in sein ganzes geheimes Treiben und die bedenkliche Ausbreitung seiner Tendenzen eröffneten. Daß die Polizei mehr als früher auf dem Platze ist, und auch neuerdings einige der Hauptagitatoren, die bei den frühern Attentaten mit thätig waren, eingefangen hat, mag eine schwache Beruhigung gewähren gegenüber zwei erschreckenden Thatsachen, die sich bei diesen Processen herausgestellt haben: einmal, daß auch das Leben des jetzigen Kaisers in Acht und Bann gethan worden und von einem Attentat bedroht war, und dann, daß durch die nihilistischen Verzweigungen das Heer und die Flotte unterwühlt sind. Man wußte dies schon früher: aber der neue petersburger Proceß hat darüber merkwürdige Enthüllungen gebracht, die selbst in der knappen Form, in welcher die officiellen Mittheilungen gehalten sind, großen Eindruck machen. Da hört man von militärischen Revolutionscirkeln, die in den Regimentern

Digitized by Google

organisirt sind, von der Verbreitung revolutionärer Schriften unter den Truppen, die in den westlichen Gouvernements stehen. Sechs Offiziere, darunter ein Regimentscommandeur, wurden von dem Kriegsgericht in Petersburg in dem „Proceß der Vierzehn" verurtheilt, und zwei, darunter der Marineoffizier Baron Stromberg, am Galgen aufgehängt, die andern, ein Oberstlieutenant Aschenbrenner, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt. Die romanhafte Heldin dieser letzten Verschwörung ist eine junge, schöne Frau, die Nihilistin Wjera Filipow, welche bereit war, bei dem Mordanschlag auf den jetzigen Kaiser dieselbe Rolle zu spielen wie die Perofskawa bei der Ermordung Alexander's II: sie wurde bei der Reise nach Petersburg, die sie zu diesem Zweck antrat, von dem bald darauf ermordeten Oberstlieutenant Shudeikin verhaftet. Zu ihrer Hauptaufgabe hatte sie indeß die nihilistische Propaganda in der Armee gemacht; mit ihrer Schönheit und ihrem Geiste suchte sie, besonders im Kaukasus, die Offiziere für ihre Zwecke zu gewinnen: sie setzte zum Preis ihrer Hingabe die Ausstellung einer Verpflichtung, im Fall eines Aufstandes nicht gegen das Volk schießen zu lassen. Eine solche Unterschrift machte denjenigen, der sie ausgestellt, zu ihrem Sklaven; denn die Drohung, das Blatt Papier dem Regimentscommandeur einzusenden, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Diese Prostitution eines schönen Weibes zu Gunsten einer revolutionären Bewegung ist eins jener psychologischen Phänomene des Nihilismus, für welche wir vergeblich Analogien in der Geschichte suchen. Später hielt sich Wjera lange Zeit in Odessa auf, wo sie in den ersten Salons eine Rolle spielte und in ihrer Art Propaganda machte: dann wurde sie, nach der Ermordung Strelnikow's, der zu ihren intimsten Bewunderern gehörte, gewarnt und flüchtete zu den Bauern im südlichen Rußland, wo sie lange Zeit im Verborgenen lebte. Sie wurde indeß, nach ihrer Verurtheilung zum Tode, ebenfalls zur Zwangsarbeit begnadigt: sie soll an hochgradiger Schwindsucht leiden.

Inzwischen hat die russische Polizei zwei Individuen aufgegriffen, die eine nicht unbedeutende Rolle unter den Nihilisten gespielt haben. Jener Deutsch, welcher bei Odessa das grausame Attentat gegen den frühern Genossen und spätern Polizeispion Gorinowitsch ausgeführt hat, dessen Gesicht er mit Schwefelsäure begoß, weil er ihn bereits für erschlagen hielt durch den Hammer seines Genossen, ist in Preußen als gemeiner Mörder der russischen Polizei ausgeliefert worden. Das Gericht ließ auch infolge dessen alles Politische beiseite und verurtheilte ihn nur wegen Mordversuchs, und zwar nicht zum Tode, weil er bei Ausübung des Verbrechens noch minorenn gewesen. Wichtiger ist die Festnahme des Nihilisten Lopatin, der seit 1866 der Partei angehörte, schon damals bei dem Attentat Karokosow's auf Kaiser Alexander II. betheiligt war, aber wegen mangelnder Beweise freigesprochen wurde: er versuchte nachher Tschernitschewski in Sibirien zu befreien. Später gehörte er zu denen, welche wie Wjera Filipow dem jetzigen Kaiser das Leben nehmen wollten. Die Verschwörung wurde, wie erwähnt, von Shudeikin entdeckt: an der Ermordung dieses erfolgreichsten Polizisten der jüngsten Zeit war er ohne Frage mit betheiligt. Dem Minister Grafen Tolstoi gestand er ein, daß die eine der Bomben, die man bei ihm, Lopatin, gefunden, für den Minister bestimmt gewesen, die andere für den Staatsanwalt Murawjew. Auch die Untersuchung gegen Lopatin hat wieder Beweise für eine weitverzweigte und in militärische Kreise hineinreichende Verschwörung gegeben; in Petersburg und in 17 Provinzialstädten haben Verhaftungen stattgefunden; das Schloß von Gatschina wird schärfer bewacht als früher.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die Zwillingsschwester. Novelle von Emil Taubert. I. II. 1
Die Friedenspolitik des Deutschen Reiches. Von Wilhelm Müller. 25
Zur Biographie neuer deutscher Dichter. Von Rudolf von Gottschall. I. . 55
Der Tag von Alsen. (29. Juni 1864.) Ein historisches Gedenkblatt von Hauptmann Zernin. 80
Die wirthschaftliche Entwickelung der untern Donauländer. Von einem preußischen Stabsoffizier. II. 95
Annam und Tonkin. Von Friedrich von Hellwald. III. 110

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Gedichte von Alfred Meißner, Carmen Sylva, Heinrich Vierordt, Ernst von Wildenbruch, Karl Wörmann, Georg von Oertzen. — Schwäbisches Dichterbuch. — Romane von George Taylor, Gerhard von Amyntor, Johannes Dewall, P. K. Rosegger, Karl Emil Franzos, Moritz von Reichenbach, Alfred Meißner, Robert Byr. — Novellen und Biographien. 128
Politische Revue: Die Verhandlungen des Deutschen Reichstages. — Der preußische Staatsrath. — Das Cabinet Ferry, seine innere und auswärtige Politik. — Das Cabinet Gladstone und die Conferenz. — Serbien und der serbisch-bulgarische Conflict. 138

Was bedeutet uns Angra Pequena? Von Alfred Kirchhoff. 145
Die Zwillingsschwester. Novelle von Emil Taubert. III. IV. (Schluß.) . . . 153
Zur Biographie neuer deutscher Dichter. Von Rudolf von Gottschall. II. . 177
Die Entwickelung der modernen Eisenindustrie. Von Professor H. Schwarz. . . 195
Osmanische Staatsmänner. II. Gavril-Pascha-Krestović, Generalgouverneur Ostrumeliens. 211
Gottfried Semper und die Architektur der Gegenwart. Von Gustav Portig. III. 220
Die norwegische Reichsgerichts-Action. Von Heinrich Martens. II. 250
Sicilische Skizzen. Von August Schneegans. IV. Palermo. 274

Digitized by Google

Seite

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die Postdampfervorlage, die Unfallversicherung und andere Vorlagen im Deutschen Reichstage. — Ferry's Verfassungsrevision und der Zwischenfall in Tonking. — Die ägyptische Conferenz. — Gladstone's Wahlreformbill. — Der Sieg der Ultramontanen in Belgien. 283

Lenz im Herbst. Novelle von August Schneegans. I.—IV. 289
Cholera und Gesundheitspflege. Von Eduard Reich. 311
Der Congo und sein Stromgebiet. I. 321
Porträts aus dem russischen Literaturleben. Von Eugen Zabel. III. F. M. Dostojewski. 332
Der atmosphärische Staub. Von Moritz Alsberg. 347
Meine neuen Ausgrabungen in Tiryns. Von Dr. Heinrich Schliemann. . . 366
Die deutsche Bevölkerung Londons. Von Leopold Katscher. 382
Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga. Von J. von Dorneth. II. 401

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Die naturalistische Tendenz der neuern Kunst. — Ausstellungen in Berlin, Wien, Budapest und Graz. — Stiftungen. — Der stuttgarter Verein zur Förderung der Kunst. — Monumentale Architektur. — Restaurationen, Ausgrabungen. — Concurrenzen. — Monumentalplastik. — Nekrologe. 423

Bismarck's Daheim in Friedrichsruh. 433
Lenz im Herbst. Novelle von August Schneegans. V. VI. (Schluß.) 443
Heinrich Laube. Ein literarischer Essay von Rudolf von Gottschall. 455
Ueber die Einheit der Naturkräfte im Universum. Von M. Wilhelm Meyer. 479
Der Shakspeare- und Bacon-Streit. Von Dr. Karl Müller-Mylius. 499
Der Congo und sein Stromgebiet. II. 518
Eine Reise durch Litauen nach Kurland und Riga. Von J. von Dorneth. III. 530
Ueber Nachtblumen und ihr Leben. Von Moritz Willkomm. 555

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Stanley und Brazza am Congo. — Neue Entdeckungen im östlichen und westlichen Afrika. — Mittheilungen aus Amerika; das Schicksal der Greeley'schen Nordpolexpedition. 560
Politische Revue: Die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Skierniewicze. — Die Reichstagswahlen. — Nationalitätenkampf in Oesterreich-Ungarn; Tisza's Maßregeln und Reformprojecte. — Frankreich und China. — Die französische Verfassungsrevision. — Die Londoner Conferenz und Aegypten. — Straßentumulte und das Schulgesetz in Belgien. 569

Digitized by Google

Seite

Torso. Novelle von Konrad Telmann. I. II. 577
Das Ende des chilenisch-peru-bolivianischen Krieges. Von Dr. Karl Loeffler. I. 603
Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen. Von Georg von der Gabelentz. 623
Jüngere französische Romanschriftsteller. Von Friedrich Carl Petersſen. II. Albert Delpit. 646
Skandinavien als Reiseziel. Von Spiridion Gopčević. I. 673
Von der Arlbergbahn. Von Karl Albert Regnet. 691
Die Begräbnißarten der Indianer Nordamerikas. Von Rudolf Doehn. II. . 696

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Die leipziger Gewandhaus-Concerte und das neue Concerthaus. — Die Bach-Feier in Eisenach. — Die bevorstehende Händel-Feier in London. — Victor Neßler's Oper „Der Trompeter von Säckingen". — „Parsifal"-Aufführungen. 709
Politische Revue: Die Wahlbewegung im Deutschen Reiche. — Der Tod des Herzogs von Braunschweig und die Successionsfrage. — Frankreich und China. — Die Conferenz über die westafrikanische Frage. — England in Aegypten. — Die englische Wahlreform. 714

— ——— —

Torso. Novelle von Konrad Telmann. III. IV. (Schluß.) 721
Gustave Flaubert in seinen Briefen an George Sand. Eine Studie von Hugo Klein. 753
Das Ende des chilenisch-peru-bolivianischen Krieges. Von Dr. Karl Loeffler. II. 763
Hermann von Gilm. Ein Dichterbild aus Tirol von J. C. Maurer. 793
Skandinavien als Reiseziel. Von Spiridion Gopčević. II. 801
Heilkunde für das Volk. Versuch zur Zeitgeschichte der Heilkunde. Von Dr. med. O. Basset. II. 824

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Trauerspiele von Richard Voß, Heinrich Bulthaupt, Hans Herrig, Hans Blum, Paul Heyse; Lustspiele von Oskar Blumenthal, Franz und Paul von Schönthan, G. von Moser, Julius Rosen, M. und L. Günther. — Aus der Theaterwelt. — Nekrologe. 841
Politische Revue: Die Reichstagswahlen; die westafrikanische Conferenz; der Staatsrath. — Die Franzosen in Ostasien. — Das Ministerium Ferry und die Budgetcommissionen. — England und der Sudan; die Wahlreformbill. — Der Nihilismus in Rußland. 850

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google